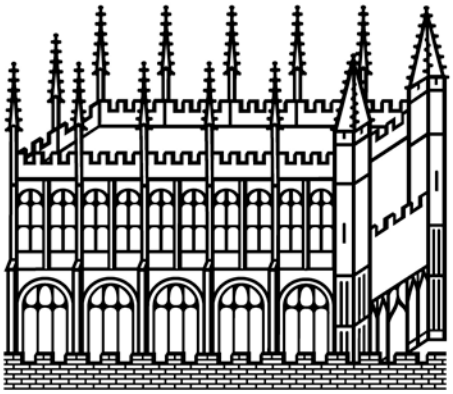


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

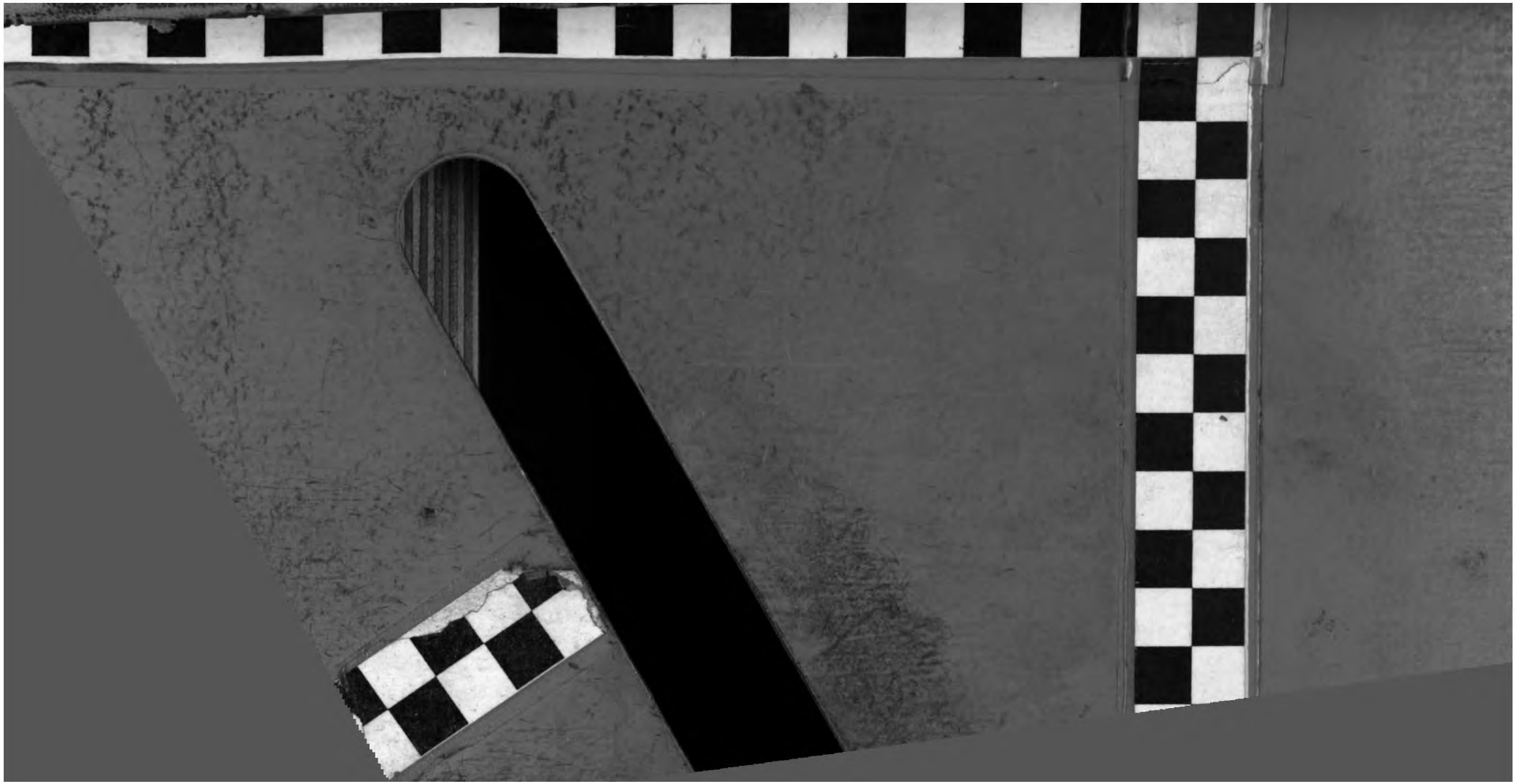
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

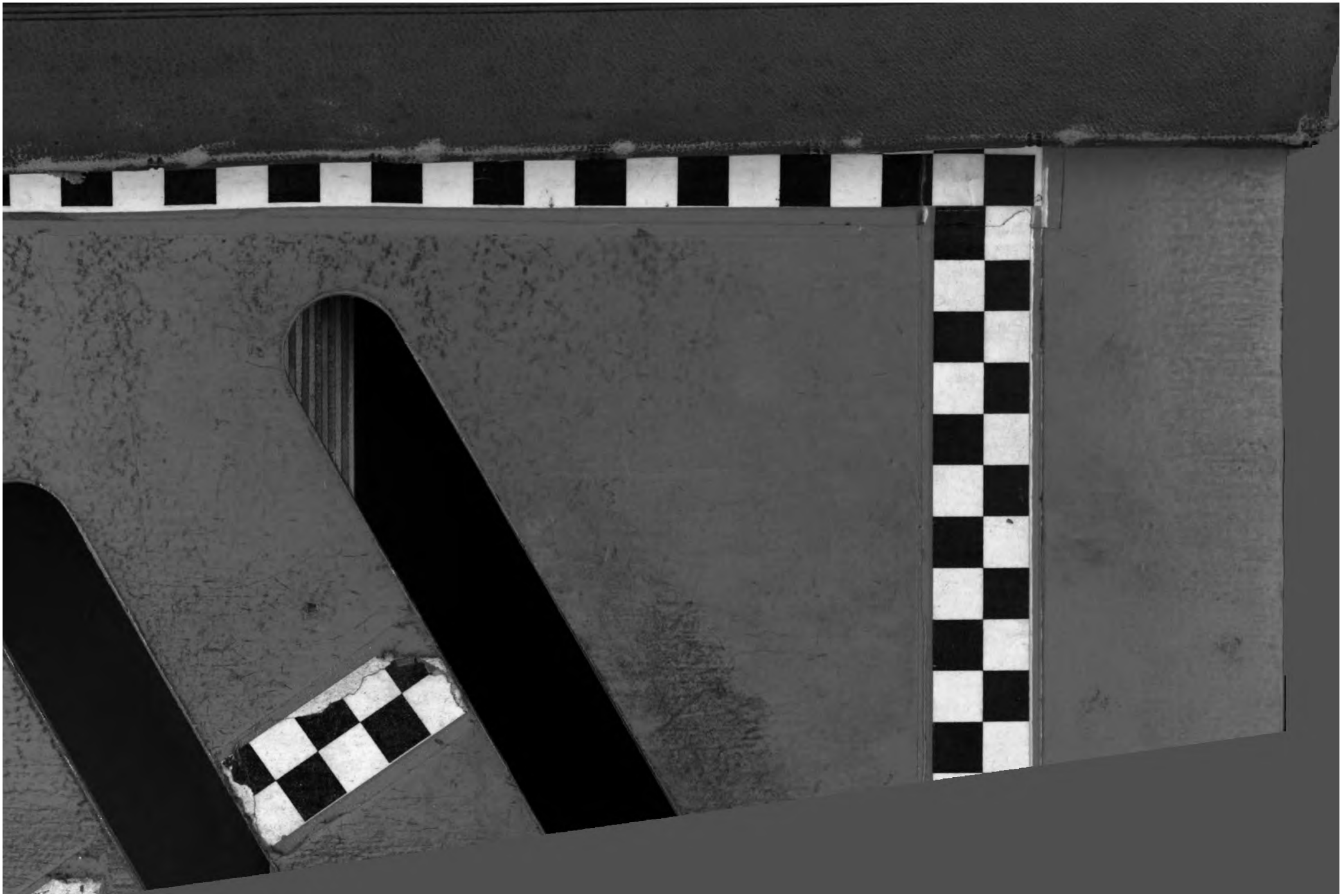
http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

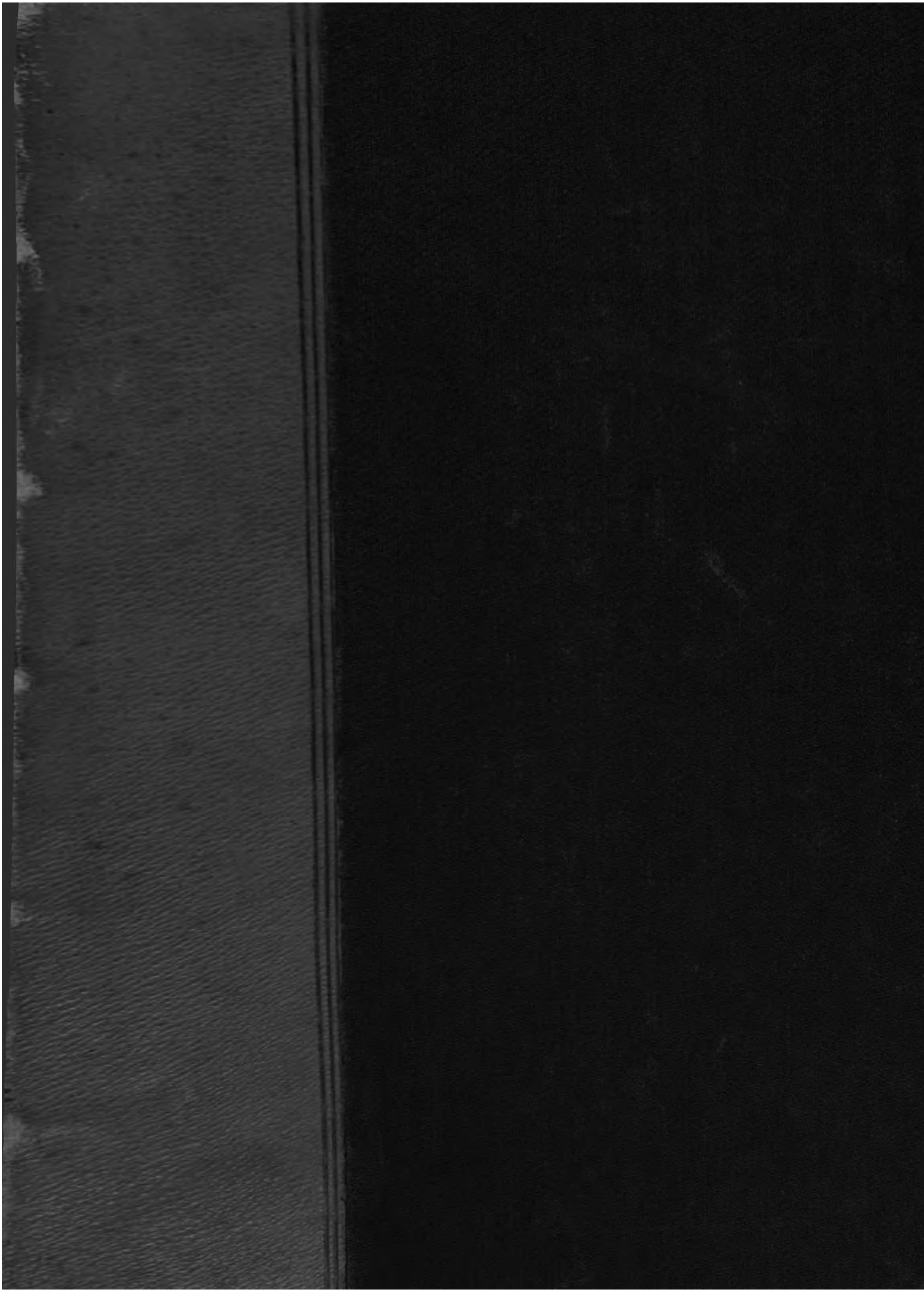


This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.









673

71

37-8

VERHANDLUNGEN

DER

SIEBENUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

DESSAU

FOREIGN
BODL:LIBR
PERIODICALS

VOM 1. BIS 4. OKTOBER 1884.

4

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1885.

DEM

HERZOGL. GYMNASIUM UND REALGYMNASIUM

ZU DESSAU

ZUR HUNDERTJÄHRIGEN JUBELFEIER

AM 5. UND 6. OKTOBER 1885

GEWIDMET

VON

B. G. TEUBNER IN LEIPZIG.

Inhalt.

	Seite
Verzeichnis der Mitglieder	V—X
Verteilung der Mitglieder nach den Landschaften	XI
Festschriften und Geschenke	XII
Erste allgemeine Sitzung	1—36
Eröffnungsrede des ersten Präsidenten	1—23
Begrüfsung durch Se. Excellenz den Staatsminister *von Krosigk* und den Bürgermeister Dr. *Funk*	23—24
Geschäftliche Mitteilungen des zweiten Präsidenten	24—26
Gedächtnisrede des Prof. Dr. *Gosche* (Halle) auf Richard Lepsius	26—36
Zweite allgemeine Sitzung	36—60
Vortrag des Prof. Dr. *Meyer* (Graz) über die ältere Geschichte der Albanesen	36—46
Vortrag des Prof. Dr. *Conze* (Berlin) über den Stand der Pergamenischen Arbeiten	46—59
Anhang: Gedächtnisrede des Prof. Dr. *Gosche* (Halle) auf Wilhelm Müller	61—68
Dritte allgemeine Sitzung	68—83
Geschäftliche Mitteilungen des ersten Präsidenten und des Prof. Dr. *Eckstein* (Leipzig)	68—72
Vortrag des Prof. Dr. *von Brunn* (München) über die Medusa	72—81
Mitteilung des Prof. Dr. *von Duhn* (Heidelberg) über den Heidelberger Schlofsverein	81—83
Vierte allgemeine Sitzung	83—123
Geschäftliche Mitteilungen des ersten Präsidenten	83—85
Vortrag des Oberlehrers Dr. *Weifsenborn* (Mühlhausen in Thüringen) über die Gattungen der Prosa	86—90
Vortrag des Prof. Dr. *Gerlach* (Dessau) über das Dessauer Philanthropin in seiner Bedeutung für die Reformbestrebungen der Gegenwart	90—106
Mitteilung des Vortrags des Prof. Dr. *Max Müller* (Oxford) über die heiligen Bücher des Orients durch Prof. Dr. *Gosche* (Halle)	107—112
Mitteilung des Prof. Dr. *Eckstein* (Leipzig) über die Monumenta Germaniae paedagogica des Dr. *Kehrbach*	112—113
Berichte über die Verhandlungen der Sektionen	113—121
Schlufsworte des zweiten Präsidenten und des Hofrats Prof. Dr. *von Urlichs* (Würzburg)	121—123
Verhandlungen der pädagogischen Sektion	124—162
Erste (konstituierende) Sitzung	125—126
Zweite Sitzung	126—136
Vortrag des Prof. *Stier* (Wernigerode): 'Darf das Mittelhochdeutsche vom Lehrplane der Gymnasien und Realgymnasien ausgeschlossen werden?'	126—136
Dritte Sitzung	136—141
Vortrag des Prof. Dr. *Euler* (Berlin) über den Turnunterricht an den höheren Schulen	136—141
Vierte Sitzung	141—163
Vortrag des Oberlehrers Dr. *Heinzelmann* (Erfurt): 'Wie ist der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zu erteilen, damit derselbe seine erziehliche Aufgabe nicht verfehle?'	141—162
Notiz, betr. die Verhandlungen der orientalischen Sektion	163
Verhandlungen der germanisch-romanischen Sektion	163—186
Erste (konstituierende) Sitzung	163—164
Zweite Sitzung	165—180
Vortrag des Prof. Dr. *Gering* (Halle) über den Plan einer neuen Ausgabe der Liederedda von Symons und Gering für Zachers germanische Handbibliothek	165
Vortrag des Dr. *Elster* (Leipzig) über die Pläne des Schillerschen Don Karlos	165—166
Vortrag des Privatdozenten Dr. *Burdach* (Halle) über die Sprache des jungen Goethe	166—180

Seite

Dritte Sitzung . . . . . 180—186
Vortrag des Privatdozenten Dr. *Jostes* (Münster) über einen niederrheinischen Mystiker des 15. Jahrhunderts 180
Antrag des Prof. Dr. *Zacher* (Halle), betr. die deutsche Probebibel . . . . 180—181
Vortrag des Prof. Dr. *Mahn* (Berlin) über germanische Wörter dunklen Ursprungs 181—186
Verhandlungen der archäologischen Sektion . . . . . 187—211
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . . 187—188
Eröffnungsworte des Hofrats Prof. Dr. *Gaedechens* (Jena) . . . . . 187—188
Zweite Sitzung . . . . . 189—193
Vortrag des Prof. Dr. *von Brunn* (München) über eine Marmorgruppe in Wörlitz 189—191
Referat des Gymnasialdirektors Dr. *Müller* (Flensburg) über Fröhners Abhandlung: Le comput digital . . . . . 191—192
Vortrag des Hofrats Prof. Dr. *von Urlichs* (Würzburg) über Phidias in Rom . 193
Dritte Sitzung. . . . . 193—202
Vortrag des Dr. *Lange* (Jena) über die profanen Gebäude in Olympia . . . 193—202
Vierte Sitzung . . . . . 202—211
Vortrag des Dr. *Thraemer* (Leipzig) über das Heiligtum der Athena Polias zu Pergamos . . . . . 202—208
Vortrag des Hofrats Prof. Dr. *Gaedechens* (Jena) über den Künstler Moderno . 208—210
Verhandlungen der philologischen (kritisch-exegetischen) Sektion . . . . . 212—238
Erste (konstituierende) Sitzung 212
Zweite Sitzung . . . . . 213—229
Vortrag des Dr. *Hanſsen* (Leipzig) über die sogenannten kyklischen Versfüſse . 213—216
Vortrag des Dr. *Crusius* (Leipzig) über die griechischen Parömiographen . . 216—228
Dritte Sitzung. . . . . 229—232
Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. *Bobrik* (Belgard): 'Entdeckungen im Horaz' 229—231
Vortrag des Hofrats Prof. Dr. *von Urlichs* (Würzburg) über zwei Stellen des Juvenal. . . . . 231—232
Vierte Sitzung . . . . . 232—238
Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. *Volkmann* (Jauer): 'Zur Geschichte der griechischen Rhetorik' . . . . . 232—234
Vortrag des Dr. *Hinrichs* (Berlin) über die Homerischen Aolismen . . . . 234—238
Verhandlungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion . . . . . 239—271
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . . 239—240
Zweite Sitzung . . . . . 241—244
Vortrag des Gymnasiallehrers *Lucke* (bisher in Köthen, jetzt in Zerbst) über Heinzes Behandlungsweise der geschlossenen geometrischen Gebilde . . . 241—242
Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. *Gerhardt* (Eisleben) über die Mathematik auf dem Gymnasium mit Bezug auf die Forderungen in dem Preufsischen Regulativ vom 31. März 1882 . . . . . 242—244
Dritte Sitzung . . . . . 244—249
Vortrag des Realschullehrers Dr. *Parow* (Halle) über den Mangschen Universal-Apparat. . . . . 244—246
Antrag des Realgymnasialdirektors Dr. *Dronke* (Trier) . . . . . 246—247
Antrag des Oberlehrers Dr. *Nouvel* (Köthen) . . . . . 247—249
Vierte Sitzung . . . . . 249—271
Geschäftliche Mitteilung des Vorsitzenden . . . . . 249—250
Vortrag des Oberlehrers Dr. *Böttcher* (Leipzig) über die Beobachtung des Sonnenlaufs durch die Schüler . . . . . 250—263
Vortrag des Realschullehrers *Roth* (Buxtehude) über die Sonnenstrahlung auf der nördlichen im Vergleich mit derjenigen auf der südlichen Erdhälfte . . . 263—271
Verhandlungen der neusprachlichen Sektion . . . . . 272—298
Erste (konstituierende) Sitzung . . . . . 272—273
Zweite Sitzung . . . . . 273—278
Vortrag des Oberlehrers Dr. *Loewe* (Bernburg) über den Anfangsunterricht im Französischen . . . . . 273—278
Dritte Sitzung. . . . . 278—297
Vortrag des Oberlehrers Dr. *Deutschbein* (Zwickau) über die Lautphysiologie beim neusprachlichen Unterrichte . . . . . 278—297
Vierte Sitzung. . . . . 297—298
Debatte über den Anfangsunterricht im Französischen . . . . . 297—298

Verzeichnis der Mitglieder.*)

Präsidium.

1. Krüger, Dr., Schulrat und Gymnasialdirektor. Dessau.
2. Stier, Gymnasialdirektor. Zerbst.

Sekretariat.

3. Ballin, Dr., Oberlehrer. Dessau.
4. Eckstein, Dr., Oberlehrer. Zittau.
5. Wäschke, Dr., Oberlehrer. Zerbst.

*) *Lokalkomité.* Vorsitzender: Schulrat Dr. Krüger.

1. *Finanzausschuſs*: Kommerzienrat Ossent (Vorsitzender), Banquier Wandel (Schatzmeister), Inspektor Buchmann, Rentier Heybruch, Professor Lebe, Oberingenieur Mohr, Oberlehrer Dr. Pieper, Lehrer Schnuse.
2. *Wohnungsausschuſs*: Professor Dr. Hachtmann (Vorsitzender), Apotheker Gabriel (stellvertretender Vorsitzender), Diakonus Dr. van der Briele, Geh. Sekretär Demper, Fabrikbesitzer Fitzau, Oberlehrer Dr. Franke, Rechtsanwalt Frenckel, Lehrer Gaul, Realgymn.-Lehrer Geiſsler, Pfarrer Grape, Rektor Hiſsbach, Rektor Kaiser, Geh. Justizrat a. D. Klinghammer, Oberlehrer Dr. Köhler, Landgerichtsrat Kraus, Fabrikdirektor Krüger, Schuhmachermeister H. Lippold, Rentier Th. Mohr, Gutsbesitzer Olberg, Medizinal-Assessor Pusch, Fabrikdirektor Dr. Reichardt, Rentier L. Reinicke, Medizinalrat Dr. Richter, Kommissionsrat Rischbieter, Realgymn.-Lehrer Ströse, Rektor Sturm, Oberlehrer Warmbold, Pastor Werner, Regierungsrat Witting, Rentier Würdig.
3. *Bau- und Dekorationsausschuſs*: Oberst z. D. v. Olszewski (Vorsitzender), Prokurist Ackermann, Oberlehrer Bennhold, Bauinspektor Januskowski, Zimmermeister Jänicke, Regierungs- und Baurat Murray, Kommissionsrat Polysius, Kunstmaler Schwendy, Hofmaler Seelmann, Realgymn.-Lehrer Ströse, Hofbauinspektor Tölpe.
4. *Vergnügungsausschuſs*: Landgerichtspräsident Pietscher (Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Ballin (stellvertretender Vorsitzender).

   Subkommissionen des Vergnügungsausschusses:

   a. *Festdinerkommission*: Kommissionsrat Rischbieter (Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Ballin (stellvertretender Vorsitzender), Prokurist Ackermann, Rechtsanwalt Frenckel, Lehrer Gaul, Professor Dr. Hachtmann, Bauinspektor Januskowski, Oberingenieur Mohr, Rentier Th. Mohr, Fabrikbesitzer Schütz.

   b. *Verpflegungskommission*: Oberlehrer Bennhold (Vorsitzender), Prokurist Bardenwerper, Rechtsanwalt Frenckel, Gymnasiallehrer Dr. Fritsche, Lehrer Gaul, Oberlehrer Dr. Köhler, Amtsrichter Meyer, Oberlehrer Dr. Pieper, Gymnasiallehrer Wittig.

   c. *Exkursionskommission*: Oberlehrer Dr. Pieper (Vorsitzender), Oberingenieur v. Oechelhäuser (stellvertretender Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Ballin, Prokurist Bardenwerper, Gymnasiallehrer Bunge, Rechtsanwalt Frenckel, Gymnasiallehrer Dr. Fritsche, Professor Dr. Gerlach, Kammerherr von Gleichen, Professor Dr. Hachtmann, Oberlehrer Dr. Köhler, Fabrikdirektor Dr. Reichardt, Kommissionsrat Rischbieter, Fabrikbesitzer Schwarz.

Vorsitzende der Sektionen.

6. Rümelin, Oberschulrat. Dessau. (Pädagogische Sektion.)
7. Wellhausen, Dr., Professor. Halle. (Orientalische Sektion.)
8. Elze, Dr., Professor. Halle. (Germanisch-romanische Sektion.)
9. Gaedechens, Dr., Hofrat und Professor. Jena. (Archäologische Sektion.)
10. Hertz, Dr., Professor. Breslau. (Kritisch-exegetische Sektion.)
11. Buchbinder, Dr., Professor. Schulpforta. (Math.-naturwissenschaftliche Sektion.)
12. Lambeck, Dr., Professor. Köthen. (Neusprachliche Sektion.)

Ehrenmitglieder.

13. v. Krosigk, Excellenz, Staatsminister. Dessau.
14. Stockmarr, Excellenz, Generallieutenant z. D. Dessau.
15. Oelze, Regierungspräsident. Dessau.
16. Pietscher, Landtagspräsident. Dessau.
17. Funk, Dr., Bürgermeister. Dessau.

Die übrigen Mitglieder.

18. Ackermann, Präsident. Dessau.
19. Ackermann, Prokurist. Dessau.
20. Albracht, Dr., Professor. Schulpforta.
21. Alsleben, Oberlehrer. Zerbst.
22. Anton, Dr., Gymnasialdirektor. Naumburg.
23. Arnoldt, Dr., Gymnasialdirektor. Prenzlau.
24. Ascherson, Dr., I. Kustos an der Königl. Universitätsbibliothek. Berlin.
25. Bahr, Dr., Gymnasiallehrer. Magdeburg.
26. Bahrs, Dr., Oberlehrer. Dessau.
27. Baltzer, Gymnasiallehrer. Weimar.
28. Bardenwerper, Prokurist. Dessau.
29. Bauer, Oberlehrer. Bernburg.
30. Baumann, Hofbuchhändler. Dessau.
31. Bech, Dr., Professor. Zeitz.
32. Bechstein, Dr., Professor. Rostock.
33. Belger, Dr. Berlin.
34. Beloch, Professor. Rom.
35. Benecke, Direktor. Berlin.
36. Bennhold, Oberlehrer. Dessau.
37. Bensemann, Gymnasiallehrer. Zerbst.

Die übrigen Mitglieder des *Vergnügungsausschusses*: Intendanzrat Diedicke, Hofkapellmeister Klughardt, Fabrikdirektor Krüger, Landgerichtsrat Rudolph, Fabrikdirektor Schneichel, Kunstmaler Schwendy, Professor Dr. Seelmann, Hofmaler Seelmann, Oberlehrer Dr. Strien, Realgymn.-Lehrer Ströse, Referendar Suhle, Oberlehrer Dr. Weyhe, Direktor Dr. Wickenhagen, Hofkammerassessor Wolff.

5. *Redaktionsausschuſs*: Oberlehrer Dr. Bahrs (Vorsitzender), Gymnasiallehrer Reinicke (stellvertretender Vorsitzender), Oberlehrer Dr. Ballin, Hofbuchhändler Baumann, Lehrer Meifsner, Hofbuchdrucker Reiter, Professor Dr. Seelmann.
6. *Empfangsausschuſs*: Oberlehrer Dr. Strien (Vorsitzender), Realgymn.-Lehrer Fräsdorf (stellvertretender Vorsitzender), Lehrer Bergter, Inspektor Buchmann, Gymnasiallehrer Bunge, Lehrer Dr. Fricke, Gymnasiallehrer Dr. Fritsche, Lehrer Gaul, Rentier Heybruch, Lehrer Klebe, Lehrer Krätschmar, Rentier Mertens, Lehrer Nagel, Bahnhofsinspektor Roscher, Lehrer Schwarze, Realgymn.-Lehrer Dr. Stein, Referendar Suhle, Oberlehrer Dr. Weyhe, Gymnasiallehrer Wittig.

Aufserdem:

Finanzdirektions-Präsident Ackermann, Geh. Hofkammerrat Böning, Kreisdirektor Braune, Hofkammer-Präsident Fitzau, Geh. Regierungsrat Dr. Franke, Justizrat Freyberg, Amtsgerichtsrat Henning, Stadtrat Hooijer, Postdirektor Hönicke, Geh. Regierungsrat Joachimi, Geh. Medizinalrat Dr. Mann, Rechnungsrat Nary, Geh. Kommerzienrat Oechelhäuser, Regierungspräsident Oelze, Amtsrat Roth, Oberschulrat Rümelin, Konsistorialpräsident Steinkopff, Realgymn.-Direktor Dr. Suhle, Generalsuperintendent Teichmüller, Ministerial-Kanzlei-Direktor Trenkel, Oberbaurat Vogt, Geh. Regierungsrat Walther, Kaufmann G. Weber, Kommerzienrat Ziegler.

38. Berdez, Oberlehrer a. D. Dessau.
39. Bergter, Lehrer an der höh. Töchterschule. Dessau.
40. Berliner, Dr., Berlin.
41. Bienemann, Oberlehrer, Brandenburg.
42. Bindseil, Dr., Oberlehrer. Berlin.
43. Bobrik, Gymnasialdirektor. Belgard.
44. Böttcher, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
45. Boldt, Dr., Oberlehrer. Eberswalde.
46. Bolte, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
47. Borst, Dr., Redakteur. Halle.
48. Bräuner, Inspektor der Vorschule. Zerbst.
49. Brandt, Gymnasialdirektor. Bernburg.
50. Brandt, Oberlehrer. Grimma.
51. Braune, Realgymn.-Direktor. Harburg.
52. Breitenbach, Dr., Fürstenwalde.
53. Brennecke, Dr., Rektor. Friedland i. Westpr.
54. Brinkmeier, Dr., Professor. Ballenstedt.
55. Brunn, Regierungsrat. Dessau.
56. v. Brunn, Dr., Professor. München.
57. Buchmann, Inspektor der Vorschule. Dessau.
58. Budy, Oberlehrer. Gera.
59. Bunge, Gymnasiallehrer. Dessau.
60. Burdach, Dr., Privatdozent. Halle.

61. Clower. New-York.
62. Conrad, Gymnasiallehrer. Neu-Ruppin.
63. Conze, Dr., Professor. Charlottenburg.
64. Cramer, Oberlehrer. Bernburg.
65. Crusius, Dr., Privatdozent. Leipzig.

66. Dannehl, Dr., Oberlehrer. Sangerhausen.
67. Decker, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
68. Deutschbein, Oberlehrer. Zwickau.
69. Dieck, Dr., Oberlehrer. Schulpforta.
70. Diederichs, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
71. Dinter, Dr., Professor. Grimma.
72. Droste, Gymnasiallehrer. Detmold.
73. v. Duhn, Dr., Professor. Heidelberg.

74. Eberhard, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
75. Eckstein, Dr., Professor. Leipzig.
76. Eggers, Dr., Oberlehrer. Norden.
77. Ehling, Dr., Gymnasiallehrer. Celle.
78. Elster, Dr. Leipzig.
79. Erdmann, Dr., Oberlehrer. Königsberg.
80. Euler, Dr., Professor, Dirigent der Turnlehrer-Bildungsanstalt. Berlin.

81. v. Fischer-Benzon, Dr., Oberlehrer. Kiel.
82. Fischer, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
83. Fischer, Dr., Realgymn.-Direktor. Bernburg.
84. Flasch, Dr., Professor. Erlangen.
85. Flebbe, Dr., Oberlehrer. Flensburg.
86. Fleischer, Dr., Professor. Leipzig.
87. Förstemann, Cand. prob. Magdeburg.
88. Fräsdorf, Realgymn.-Lehrer. Dessau.
89. Franke, Dr., Gymnasiallehrer. Schleusingen.
90. Franke, Dr., Geh. Regierungsrat. Dessau.
91. Franke, Dr., Oberlehrer. Dessau.
92. Franke, Oberlehrer. Zerbst.
93. Frenckel, Rechtsanwalt. Dessau.
94. Fricke, Dr., Lehrer an der höh. Töchterschule. Dessau.
95. Friedel, Dr., Gymnasialdirektor. Stendal.
96. Friedrich, Gymnasiallehrer. Mühlhausen i. Th.
97. Fritsche, Dr., Gymnasiallehrer. Dessau.
98. Fügner, Dr., Konrektor. Nienburg a. W.
99. Fuhrmann, Dr., Rektor. Ballenstedt.
100. Fulda, Dr., Gymnasialdirektor. Sangerhausen.

101. Gast, Professor. Zerbst.
102. Gebhardi, Dr., Oberlehrer. Gnesen.
103. Geifsler, Realgymn.-Lehrer. Dessau.
104. Gerhardt, Dr., Gymnasialdirektor. Eisleben.
105. Gering, Dr., Professor. Halle.
106. Gerlach, Dr., Professor. Dessau.
107. Gerlach, Dr., Oberlehrer. Parchim.
108. Gildemeister, Dr., Professor. Bonn.
109. v. Gleichen-Rufswurm, Kammerherr und Forstassessor. Dessau.
110. Glöckner, Oberlehrer. Zerbst.
111. Goldmann, Dr., Oberlehrer. Halle.
112. Gosche, Dr., Professor. Halle.
113. Grahl, Gymnasiallehrer. Greiz.
114. Grape, Pfarrer. Dessau.
115. Greger, Oberlehrer. Zerbst.
116. Grosch, Dr., Gymnasialdirektor. Nordhausen.
117. Grofse, Dr., Gymnasiallehrer. Dramburg.
118. Grofser, Dr., Professor und Gymnasialdirektor. Wittstock.
119. Grube, Dr., Privatdozent. Berlin.
120. Grünwedel, Dr. Berlin.
121. Guhrauer, Gymnasialdirektor. Lauban.
122. Gurlitt, Dr., Professor. Graz.
123. Guthe, Professor. Leipzig.

124. Haack, Realgymn.-Lehrer. Osterode.
125. Haacke, Dr., Professor. Burg.
126. Hachtmann, Dr., Professor. Dessau.
127. Härter, Oberlehrer. Stendal.
128. Hanfsen, Dr. Leipzig.
129. Hartung, Dr., Oberlehrer. Köthen.
130. Hasselbaum, Dr., Oberlehrer. Kassel.
131. Hedicke, Dr., Professor. Quedlinburg.

132. Heine, Dr., Direktor der Ritterakademie. Brandenburg a. H.
133. v. Heinemann, Dr., Professor, Oberbibliothekar. Wolfenbüttel.
134. Heinzelmann, Dr., Oberlehrer. Erfurt.
135. Henze, Dr., Realgymn.-Lehrer. Berlin.
136. Herchner, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
137. Herrmann, Gymnasiallehrer. Seehausen.
138. Hesse, Archidiakonus. Dessau.
139. Hey, Dr., Oberlehrer. Döbeln i. S.
140. Heydemann, Dr. Berlin.
141. Hildebrand, Oberlehrer. Zerbst.
142. Hillebrandt, Professor. Dresden-Blasewitz.
143. Hinrichs, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
144. Hifsbach, Rektor. Dessau.
145. Hochheim, Dr., Professor. Magdeburg.
146. Höfer, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
147. Hofmann, Verlagsbuchhändler. Berlin.
148. Hummel, Dr., Oberlehrer. Potsdam.
149. Hynitzsch, Professor. Quedlinburg.

150. Ifland, Dr., Gymnasiallehrer. Stettin.
151. Ignatius, F. Berlin.
152. Ignatius, W. Berlin.
153. Imelmann, Dr., Professor. Berlin.

154. Jänicke, Zimmermeister. Dessau.
155. Jahn, Pfarrer. Pötnitz b. Dessau.
156. Jahn, Dr., Oberlehrer. Celle.
157. Jahn, Oberlehrer. Bernburg.
158. Jahn, Realgymn.-Lehrer. Mühlhausen i. Th.
159. Januskowski, Bauinspektor. Dessau.
160. Joachimi, Geh. Regierungsrat. Dessau.
161. Jobst, Oberlehrer. Stettin.
162. John, Rektor. Havelberg.
163. Jostes, Dr., Privatdozent. Münster.
164. Josupeit, Oberlehrer. Rastenburg i. Ostpr.
165. Julius, Dr., Privatdozent. München.
166. Junge, Gymnasialdirektor. Greiz.
167. Jungmann, Dr., Rektor und Professor. Leipzig.

168. Kälberlah, Dr., Gymnasiallehrer. Guben.
169. Kannengiefser, Dr., Gymnasiallehrer. Lüneburg.
170. Kautzsch, Dr., Professor. Tübingen.
171. Kehrbach, Dr. Berlin.
172. Keil, Dr., Professor. Halle.
173. Kellermann, Gymnasiallehrer. Havelberg.
174. Kern, Gymnasialdirektor. Berlin.
175. Kern, Gymnasialdirektor. Frankfurt a. O.
176. Kindscher, Professor, Archivrat. Zerbst.
177. Kirchner, Gymnasiallehrer. Wismar.
178. Kius, Dr., Gymnasiallehrer. Kassel.
179. Klein, Dr., Gymnasialdirektor. Eberswalde.
180. Klinghammer, Geh. Justizrat a. D. Dessau.
181. Klinkhardt, Oberlehrer. Reichenbach i. Schl.
182. Klofs, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
183. Kluge, Dr., Professor. Jena.
184. Kluge, Oberlehrer. Köthen.
185. Kluth, Gymnasiallehrer. Eberswalde.
186. Knaut, Dr., Professor. Eisleben.
187. Knoche, Dr., Gymnasiallehrer. Magdeburg.
188. Knörich, Dr., Oberlehrer. Wollin.
189. Knoke, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
190. Kögel, Dr., Oberlehrer und Privatdozent. Leipzig.
191. Köhler, Dr., Oberlehrer. Dessau.
192. Köhler, Rektor. Königswinter.
193. Köhn, Dr., Oberlehrer. Guben.
194. Kölbing, Professor. Breslau.
195. Kohlmann, Dr., Oberlehrer. Emden.
196. Kolbe, Dr., Gymnasialdirektor. Treptow a. R.
197. Krause, Prorektor. Hanau.
198. Krause, Dr., Professor. Zerbst.
199. Krüger, Direktor der Zuckerraffinerie. Dessau.
200. Krumbacher, Dr., Privatdozent. München.
201. Kühn, Dr., Realgymn.-Lehrer. Wiesbaden.
202. Kuhn, Dr., Professor. München.
203. Kusch, Gymnasiallehrer. Potsdam.
204. Kuthe, Dr., Gymnasiallehrer. Wismar.

205. Labarre, Gymnasiallehrer. Potsdam.
206. Lademann, Professor. Greifswald.
207. Lammert, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
208. Lange, Dr., Privatdozent. Jena.
209. Laue, Gymnasiallehrer. Sangerhausen.
210. Lebe, Professor. Dessau.
211. Lehfeldt, Dr., Realgymn.-Lehrer. Brandenburg a. H.
212. Levy, Dr., Privatdozent. Freiburg i. Br.
213. Lieschke. Dresden.
214. Lindner, Gymnasialdirektor. Hirschberg i. Schl.
215. Löwe, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
216. Löwe, Dr., Oberlehrer. Stettin.
217. Lortzing, Dr., Professor. Berlin.
218. Lucke, Gymnasiallehrer. Köthen.
219. Lübbert, Dr., Gymnasiallehrer. Halle.
220. Luppe, Dr., Oberlehrer. Kiel.

221. Maafs, Gymnasiallehrer. Flensburg.
222. Mahn, Dr., Professor. Berlin.
223. Mahrenholtz, Dr., Realgymn.-Lehrer. Halle.
224. Matthiae, Dr., Oberlehrer. Berlin.
225. Matthiefsen, Dr., Oberlehrer. Husum.

226. Meier, Gymnasialdirektor. Schleiz.
227. Meifsner, Dr., Professor. Bernburg.
228. Meifsner, Lehrer. Dessau.
229. Menge, Dr., Professor. Eisenach.
230. Menge, Dr., Professor. Sangerhausen.
231. Merklein, Gymnasiallehrer. Bernburg.
232. Meyer, Amtsrichter. Dessau.
233. Meyer, Dr., Professor. Graz.
234. Meyer, Gymnasiallehrer. Zerbst.
235. Michaelis, Dr., Berlin.
236. Miehe, Realgymn.-Lehrer. Halberstadt.
237. Möbius, Dr., Oberschulrat. Gotha.
238. Mohr, Oberingenieur. Dessau.
239. Müller, Dr., Professor. Arnstadt i. Th.
240. Müller, Dr., Gymnasialdirektor. Flensburg.
241. Müller, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
242. Müller, Dr., Oberlehrer. Kiel.
243. Müller, Dr., Oberlehrer. Wurzen.
244. Münnich, Dr., Gymnasialdirektor. Norden.
245. Muff, Dr., Gymnasialdirektor. Stettin.
246. Murray, Regierungs- und Baurat. Dessau.

247. Nake, Dr., Professor. Berlin.
248. Nathusius, Dr., Realgymn.-Lehrer. Halberstadt.
249. Naumann, Dr., Schlofs Hermstein b. Worms.
250. Nicolai, Gymnasialdirektor. Köthen.
251. Niemeyer, Dr., Gymnasiallehrer. Potsdam.
252. Niemir, Realprog.-Lehrer. Luckenwalde.
253. Nindel, Gymnasiallehrer. Bernburg.
254. Nöthe, Dr. Magdeburg.
255. Nouvel, Oberlehrer. Köthen.

256. v. Oechelhäuser, Oberingenieur. Dessau.
257. Öhmichen, Professor. München.
258. Ortmann, Dr., Professor und Konrektor. Schleusingen.
259. Ossent, Kommerzienrat. Dessau.
260. Otte, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.

261. Parow, Dr., Realschullehrer. Halle.
262. Paul, Professor. Freiburg i. Br.
263. Pauli, Oberlehrer. Bernburg.
264. Peters, Professor. Leitmeritz i. B.
265. Pfautsch, Gymnasialdirektor. Spandau.
266. Pieper, Lehrer. Burg.
267. Pieper, Dr., Oberlehrer. Dessau.
268. Plaehn, Dr., Gymnasiallehrer. Altenburg.
269. Plathner, Gymnasiallehrer. Bernburg.
270. Pöhlig, Dr., Oberlehrer. Seehausen.
271. Poersch, Bankdirektor. Dessau.
272. Pötzsch, Dr., Oberlehrer. Döbeln.
273. Polthier, Gymnasiallehrer. Wittstock.
274. Polysius, Kommissionsrat. Dessau.
275. Prenzel, Gymnasiallehrer. Stendal.
276. Prinz, Dr., Bibliothekar. Münster.
277. Pröhle, Dr., Oberlehrer. Berlin.

278. Quedefeld, Dr., Oberlehrer. Freienwalde a. O.

279. Rasmus, Dr., Gymnasialdirektor. Brandenburg a. H.
280. Raspe, Dr., Gymnasialdirektor. Güstrow.
281. Rave, Oberlehrer. Hannover.
282. Reichardt, Dr., Direktor der Zuckerraffinerie. Dessau.
283. Reinicke, Gymnasiallehrer. Dessau.
284. Reinicke, Gymnasiallehrer. Köthen.
285. Richter, Dr., Rektor. Eisleben.
286. Richter, Rektor und Professor. Leipzig.
287. Rischbieter, Kommissionsrat. Dessau.
288. Röhl, Dr., Gymnasialdirektor. Königsberg i. N.
289. Rösler, Gymnasiallehrer. Hannover.
290. Röthe, Dr., Berlin.
291. Rogge, Dr., Oberlehrer. Fürstenwalde.
292. Rohrmann, Dr., Harburg.
293. Rohrmann, Eisenbahnbetriebsinspektor. Dessau.
294. Roth, Amtsrat. Dessau.
295. Roth, Real-Progymn.-Lehrer. Buxtehude.

296. Sachse, Realgymn.-Lehrer. Grünberg.
297. Schallopp, Vorsteher des stenogr. Bureaus des Reichstages. Steglitz b. Berlin.
298. Schaper, Dr., Gymnasialdirektor. Berlin.
299. Schaper, Gymnasiallehrer. Salzwedel.
300. Scheibe, Dr., Oberlehrer. Merseburg.
301. Scheil, Gymnasiallehrer. Zerbst.
302. Schellert, Dr., Realgymn.-Lehrer. Bernburg.
303. Schilling, Professor. Bowdon b. Manchester.
304. Schimberg, Dr., Gymnasiallehrer. Ratibor.
305. Schlie, Dr., Hofrat und Museumsdir. Schwerin.
306. Schlundt, Dr., Oberlehrer. Greiz.
307. Schmager, Realgymn.-Lehrer. Gera.
308. Schmidt, Dr., Gymnasialdirektor. Halberstadt.
309. Schmitt, Dr., Buchhändler (B. G. Teubner). Leipzig.
310. Schnelle, Dr., Rektor und Professor. Grimma.
311. Schnuse, Lehrer. Dessau.
312. Schrader, Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätskurator. Halle.
313. Schreyer, Dr., Professor. Schulpforta.
314. v. Schröder, Dr., Dozent. Dorpat.
315. Schröder, Dr., Oberlehrer. Halberstadt
316. Schröter, Dr., Cand. prob. Zerbst.
317. Schröter, Baukommissar. Dessau.

318. Schubert, Prof., Hofbildhauer. Dresden.
319. Schubring, Dr., Oberkonsistorialrat. Dessau.
320. Schubring, Dr., Gymnasialdirektor. Lübeck.
321. Schubring, Gymnasiallehrer. Berlin.
322. Schubring, Realgymn.-Lehrer. Erfurt.
323. Schütz, Fabrikbesitzer. Dessau.
324. Schütze, Dr., Prof. a. D. Bernburg.
325. Schuhardt, Oberlehrer. Halberstadt.
326. Schultz, Dr. Hirschberg.
327. Schulz, Gymnasiallehrer. Seehausen.
328. Schulze, Dr. Lübeck.
329. Schulze, Buchhändler. Köthen.
330. Schwarz, Fabrikbesitzer. Dessau.
331. Seelmann, Dr., Professor. Dessau.
332. Seelmann, Hofmaler. Dessau.
333. Sickel, Dr., Gymnasiallehrer. Zerbst.
334. Simon, (Calvary & Co.). Berlin.
335. Sorgenfrey, Dr., Rektor. Neuhaldensleben.
336. Stein, Dr., Realgymn.-Lehrer. Dessau.
337. Steinberg, Dr., Oberlehrer. Berlin.
338. Steindorff, Dr. Berlin.
339. Steinkopff, Konsistorialpräsident. Dessau.
340. Stier, Professor. Wernigerode.
341. Stoy, Dr., Professor und Schulrat. Jena.
342. Stoy, Dr., Privatdozent. Jena.
343. Strack, Dr., Professor. Berlin.
344. Straub, Dr., Professor. Stuttgart.
345. Strien, Dr., Oberlehrer. Dessau.
346. Ströse, Realgymn.-Lehrer. Dessau.
347. Stürenburg, Dr., Professor und Konrektor. Leipzig.
348. Suchsland, Dr., Oberlehrer. Halle.
349. Suhle, Dr., Realgymn.-Direktor. Dessau.

350. Teichmüller, Oberhofprediger und Generalsuperintendent. Dessau.
351. Teichmüller, Professor. Wittstock.
352. Teuber, Dr., Oberlehrer. Eberswalde.
353. Thiele, Gymnasiallehrer. Stettin.
354. Thomaszewski, Gymn.-Direktor. Konitz, Westpreußen.
355. Thrämer, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
356. Todt, Dr., Provinzialschulrat. Magdeburg.
357. Trenkel, Gymnasiallehrer. Zerbst.
358. Trülsen, Realprog.-Lehrer. Luckenwalde.

359. Urban, Dr., Professor und Propst. Magdeburg.
360. v. Urlichs, Dr., Professor und Hofrat. Würzburg.

361. Venediger, Dr., Oberlehrer. Spandau.
362. Vieluf, Oberlehrer. Hirschberg i. Schl.
363. Vietor, Dr., Professor. Marburg.
364. Völcker, Dr., Gymnasialdirektor. Schönebeck.
365. Vogel, Dr., Rektor und Professor. Leipzig.
366. Vogt, Reg.- und Oberbaurat. Dessau.
367. Voigt, Dr., Professor. Greifswald.
368. Voigt, Dr. Leipzig.
369. Volkmann, Dr., Gymnasialdirektor. Jauer.
370. Vollmöller. Dr., Professor. Göttingen.

371. Wagner, Dr., Privatdozent. Erlangen.
372. Walter, Dr., Gymnasiallehrer. Stettin.
373. Wandel, Banquier. Dessau.
374. Warmbold, Oberlehrer. Dessau.
375. Weber, Dr. Berlin.
376. Weber, Dr., Professor. Berlin.
377. Weber, Dr., Gymnasialdirektor. Eisenach.
378. Wegener, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
379. Wegener, Gymnasiallehrer. Potsdam.
380. Wehrmann, Dr., Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat. Stettin.
381. Weichelt, Dr., Oberlehrer. Demmin.
382. Weifsenborn, Dr., Oberlehrer. Mühlhausen i. Th.
383. Weifsenborn, Dr., Professor a. D. Erfurt.
384. Weniger, Dr., Gymnasialdirektor. Weimar.
385. Werner, Pastor. Dessau.
386. Wessel, Dr., Oberlehrer. Küstrin.
387. Westphal, Dr., Gymnasiallehrer. Freienwalde a. O.
388. Wetzel, Oberlehrer. Berlin.
389. Weyhe, Dr., Oberlehrer. Dessau.
390. Wheeler, Privatdozent. Jena.
391. Wichmann, Dr., Gymnasiallehrer. Zerbst.
392. Wickenhagen, Dr., Direktor der höheren Töchterschule. Dessau.
393. Wilmers, Gymnasiallehrer. Schulpforta.
394. Windisch, Dr., Professor. Leipzig.
395. Wissowa, Dr. Breslau.
396. Wittich, Dr., Realgymn.-Direktor. Kassel.
397. Wittig, Gymnasiallehrer. Dessau.
398. Wörner, Dr., Prof. und Konrektor. Leipzig.
399. Wolfgramm, Dr., Gymnasiallehrer. Prenzlau.
400. Wülcker, Dr., Professor. Leipzig.
401. Wutk, Dr., Gymnasiallehrer. Spandau.

402. Zachariä, Dr., Professor. Greifswald.
403. Zarncke, Dr., Prof. und Geh. Hofrat. Leipzig.
404. Zelle, Dr., Oberlehrer. Berlin.
405. Ziemer, Dr., Gymnasiallehrer. Colberg.
406. Zippel, Dr., Oberlehrer. Greiz.

Verteilung der Mitglieder nach den Landschaften.

Dessau	73
Anhalt excl. Dessau	45
Anhalt	**118**
Preufsen: Prov. Brandenburg (aus Berlin 38)	75
„ Sachsen	68
„ Pommern	16
„ Hannover	14
„ Schlesien	11
„ Schleswig-Holstein	7
„ Hessen-Nassau	6
„ Ostpreufsen	2
„ Westpreufsen	2
„ Rheinprovinz	2
„ Posen	1
„ Westfalen	1
Königreich Sachsen	32
Sächs. Herzogtümer	20
Bayern	8
Mecklenburg	6
Baden	3
Württemberg	2
Grofsherzogtum Hessen, Braunschweig, Lippe je 1	3
Lübeck	2
Deutsches Reich	**399**
Österreich	3
Italien, England, Rufsland, Amerika je 1	4
Gesamtsumme	**406**

Festschriften und Geschenke*).

1—6. *Festschriften der Anhaltischen (4) Gymnasien und (2) Realgymnasien,* und zwar

a) Des Herzogl. Karlsgymnasiums zu Bernburg.
Inhalt: Meifsner, De iambico apud Terentium septenario. — Greve, Die Auflösung simultaner quadratischer Gleichungen durch Diskriminantenbildung.

b) Des Herzogl. Realgymnasiums zu Bernburg.
Inhalt: Höfer, Der Feldzug des Germanicus im Jahre 16 n. Chr. Mit einer Karte. — Loewe, Entwurf eines französischen Elementarbuchs nach neueren Anschauungen.

c) Des Herzogl. Gymnasiums zu Dessau.
Inhalt: Hachtmann, Symbolae criticae ad T. Livi decadem tertiam. — Seelmann, De nonnullis epithetis Homericis commentatio.

d) Des Herzogl. Realgymnasiums zu Dessau.
Inhalt: Ströse, Das Bacillarienlager bei Klieken in Anhalt. Mit 2 Tafeln in Steindruck.

e) Des Herzogl. Ludwigsgymnasiums zu Köthen.
Inhalt: Anhalt, Quaestio Herodotea.

f) Des Herzogl. Francisceums zu Zerbst.
Inhalt: Zurborg (†), Symbolae ad aetatem libelli qui ΑΘΗΝΑΙΩΝ ΠΟΛΙΤΕΙΑ inscribitur definiendam. — Wäschke, Studien zu den 'Ceremonien' des Konstantinos Porphyrogennetos. — Stier, Horatiana. — Stier, Albanesische Farbennamen.

7. Stier, *Seria mixta iocis. Carmina XXXVII graeca latina theotisca. Accedunt aliorum carmina vel graece vel latine reddita.*
8. Gerlach, *Führer durch Dessau und Umgegend.*
9. *Liederbuch für die Mitglieder der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.*
10. Krüger, *Reliquiae Philanthropini.* (Verzeichnis der in einem Zimmer des Gymnasiums aufgestellten bezüglichen Sammlung.)
11. Prospekt eines im Verlage von Fr. Andr. Perthes in Gotha zum Reformationsfeste v. J. erschienenen Büchleins u. d. T.: '*Vademecum aus Luthers Schriften.* Für die evangelischen Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten zusammengestellt und herausgegeben von Krüger und Delius.'
12. Latendorf, *Theodor Körner und Toni Adamberger.* (Für die Mitglieder der germanisch-romanischen Sektion.)
13. Zarncke, *Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise im Jahre 1790.* (Desgleichen.)
14. *Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie.* IV, 1. 1882.
15. *Berliner philologische Wochenschrift.* IV, 40. 1884.
16. *Philologische Rundschau.* IV, 40. 1884.
17. *Deutsches Litteraturblatt.* 1884. Nr. 27.
18. *Fünfter Bericht über die 'Bibliotheca Gothana'.*
19. *Satz- und Druckprobe eines 'deutsch-lateinischen Handbüchleins der Eigennamen aus der alten, mittleren und neuen Geographie,* zusammengestellt von Saalfeld.'
20. *Katalog der sprachwissenschaftlichen Werke* des Prof. Dr. A. Mahn.
21. *Statuten und Korrespondenzblatt (1884, Januar) des allgemeinen deutschen Schulvereins.*
22. *Aufruf, betr. die Errichtung eines Wilhelm Müller-Denkmals in Dessau.*
23. *Probenummer der 'Monumenta Germaniae paedagogica'* von Kehrbach.
24. *Prospekt der 'Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft,* herausgeg. von Techmer.'
25. *Tageblatt der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. 1884. Nr. 1—4.*

*) Über die mit der Versammlung verbunden gewesenen Festlichkeiten und den Verlauf derselben vgl. den eingehenden Bericht des Prof. Dr. Hachtmann in der 'Zeitschrift für das Gymnasialwesen', 1885, Heft 1—5.

Erste allgemeine Sitzung

am Mittwoch, den 1. Oktober 1884.

Die Sitzung wird von dem ersten Präsidenten, Herrn Schulrat und Gymnasialdirektor Dr. Krüger, um $10^1/_2$ Uhr vormittags mit folgender Rede eröffnet:

Hochansehnliche Versammlung!

Zum erstenmale hat das Herzogtum Anhalt die Ehre, die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in seinen Grenzen willkommen zu heifsen, — gerade ein Jahr später, als nach dem vor zwei Jahren in Karlsruhe gefafsten Beschlusse dies der Fall sein sollte. So mufs denn das erste Wort, welches ich von dieser durch Ihr, meine hochverehrten Herren, — wie ich überzeugt bin, nachsichtsvolles — Vertrauen mir überwiesenen Stelle an Sie richte, ein Wort der Entschuldigung sein, eine Bitte um Indemnität dafür, dafs das von Ihnen für diese Versammlung designierte Präsidium erst in diesem Jahre dem ihm erteilten Auftrage nachgekommen ist. Die Erklärung hierfür liegt ausschliefslich in der Thatsache, dafs für den Herbst des Jahres 1883 — wie leider erst nach dem bezüglichen Karlsruher Beschlusse der diesseitigen Oberschulbehörde bekannt wurde — bereits der 'Kongrefs für innere Mission' unser Dessau als Versammlungsort in Aussicht genommen und von Höchster Seite bereits vor uns Philologen und Schulmännern die erbetene Zusage erhalten hatte. Unmittelbar nach einander aber, geschweige denn gleichzeitig zwei Wanderversammlungen hier tagen zu lassen, verbot sich durch zwingende Rücksichten lokaler Art. Freilich beschlofs der Vorstand des genannten Kongresses demnächst, im Hinblick auf die für den Monat September des letztverflossenen Jahres anberaumte Lutherfeier in unserer Nachbarstadt Wittenberg, die für Dessau geplante Versammlung ausfallen zu lassen. Nachdem jedoch einmal Ihr Präsidium für den Michaelistermin dieses Jahres unter den obwaltenden Umständen durch öffentliche Bekanntmachung sich entschieden hatte, glaubte dasselbe schon zur Vermeidung von Irrtümern an diesem Termine nunmehr festhalten zu sollen. Wir hielten uns umsomehr für hierzu berechtigt und hofften umsoweniger Ihre Mifsbilligung uns hierdurch zuzuziehen, da ja im Laufe der letzten Jahre bekanntlich in philologisch-schulmännischen Kreisen vielfach der Wunsch laut geworden, unsere Panegyris fortan nicht alljährlich, sondern 'tertio quoque anno' stattfinden zu lassen, — da sogar ein bezüglicher Antrag bereits vor zwei Jahren auf die Tagesordnung der diesmaligen Versammlung gesetzt worden ist. Wir bitten Sie, meine hochverehrten Herren, diesen bereits vorliegenden Antrag, über welchen wir im übrigen nicht haben präjudizieren wollen, bei der Fällung Ihres Urteils über unser Verfahren als mildernden Umstand uns zu gute kommen zu lassen.

Wohl wäre es begreiflich, wenn Sie nunmehr, nach dieser längeren Zwischenzeit, mit gesteigerten Erwartungen hierher gekommen sein sollten. Möge das, was diese Versammlung Ihnen wirklich bieten wird, nicht allzuweit hinter solchen Erwartungen zurückbleiben!

Ein kleines Land zwar und eine im Vergleich zu so manchen früheren Versammlungsorten kleine Stadt ist es, woher Ihnen heute der Gruſs eines herzlichen Willkommens entgegentönt. Doch ein Land, gar lieblich von der Natur gesegnet, durch die fürsorgende Thätigkeit seiner das Wohl der Unterthanen auf treuem Herzen tragenden Fürsten, durch den arbeitsamen Sinn seiner Bewohner von geringen Anfängen aus durch der Jahrhunderte Flucht zu immer gesteigerter Blüte emporgeführt, ein Land, dessen Bewohner ohne Überhebung einstimmen dürfen in die Worte des Altmeisters Goethe:

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, wenig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach aufsen die Kräfte
Jeder, — da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein,"

— ein Land, in welchem seit jeher Fürst und Volk einig sind in der Überzeugung, dafs das Glück eines Landes vor allem bedingt wird durch gute Schulen.

Durch diesen Gedanken liefs sich leiten jener kenntnisreiche Fürst Ludwig von Anhalt-Cöthen, das langjährige Oberhaupt der zu Weimar gestifteten „Fruchtbringenden Gesellschaft" oder des „Palmenordens", dessen auf Anhaltischem Boden vor allen die Herren Germanisten gern sich erinnern werden, jener Fürst, welcher im Anfange des 17. Jahrhunderts, von Begeisterung erfüllt für die neue Lehrweise eines Wolfgang Ratich, diesem in seiner unmittelbaren Nähe eine Stätte vielversprechender, bald freilich durch eine jähe Katastrophe beendigter Wirksamkeit eröffnete. Und zweifellos in noch höherem Grade schwebte jener Gedanke vor dem kunstsinnigen, edlen Herzoge Leopold Friedrich Franz, dem in dem Andenken einer dankbaren Nachwelt fortlebenden 'Vater Franz', unter dessen besonderer Protektion etwa 150 Jahre später das einst weltbekannte Basedowsche Philanthropin hier in Dessau ins Leben trat.

Beide Namen — Ratich und Basedow — haben durch den Einfluſs, welchen ihre Reformen zeitweilig auf weite Kreise geäufsert, unserem Anhalt einen Platz in der Geschichte der Pädagogik vindiziert. Verblichen ist längst der Glanz ihrer Namen, geblieben aber in Fürst und Volk bis auf den heutigen Tag — zum Segen der höheren und niederen Schulen dieses Landes — die auch durch jene Namen repräsentierte Überzeugung, dafs ein fortdauernder Stillstand auf dem Gebiete der Schulreform den Anfang des Rückschritts bezeichnet, dafs für die Jugend das Beste eben gut genug ist, und nichts in der Welt früher oder später so reiche Zinsen trägt, wie ein zum Besten der Schule, zu Nutz und Frommen des heranwachsenden Geschlechts zur rechten Zeit verausgabtes Kapital[1]).

Abkürzungen. Th.'s L. = Friedr. Thiersch's Leben. Hrsggb. von Heinrich Thiersch. I. II. 1866.

Gel. Sch. = Friedr. Thiersch, Über gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern. I—III. 1826—1831.

G. Z. d. gel. Unt. = Friedr. Thiersch, Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland u. s. w. I—III. 1838.

1) Vergl. die trefflichen Worte Thierschs in seinem Schreiben an Herrn von Maucler (An-

Die Stadt aber, in welcher Sie weilen, — schon eine flüchtige Umschau wird Sie seit gestern haben erkennen lassen, wie weit diese Stadt, wenn auch seit Jahren in frohem, gesundem Wachstum begriffen, in ihrer Gesamtphysiognomie zurücksteht hinter der Pracht und dem Glanze so mancher anderer Orte, wo früher unser Kongrefs getagt. Und doch bergen auch diese einfach angelegten Strafsen, diese schlichten, prunklosen Häuser manche Erinnerungen von Interesse für ein philologisch-schulmännisches Gemüt, ganz abgesehen davon, dafs vielleicht gar jener durch den eigentümlichen Kontrast seiner Bauart zu der seiner nächsten Umgebung mehr in die Augen fallende, als durch äufsere Schönheit die Augen bestrickende Turm unserer 'Kavalierstrafse', durch seine besondere Gestalt gewissermafsen ein Wahrzeichen unserer Stadt, das Verdienst sich erwirbt, Sie zu erinnern an sein römisches Original und so Ihre Gedanken zu lenken von der Strafse, welche dem 'alten Dessauer' ihre Existenz verdankt, nach der ewigen Stadt der sieben Hügel.

Unwillkürlich werden Sie dieses um Preufsen und hierdurch auch um Deutschland hochverdienten Heldenfürsten, seiner Thaten und Schicksale hier gedenken. Gewifs aber werden während dieser Tage auch manche andere Namen, welche mit der Geschichte der Stadt Dessau unauslöschlich verbunden sind, vor Ihrem geistigen Auge vorüberziehen: der Freund und Schüler Lessings Moses Mendelssohn, welcher hier das Licht der Welt erblickt, der Dichter Friedrich Matthisson, welcher hier im Dienste einer edlen Fürstin segensreich gewirkt und auf dem Wörlitzer Friedhofe seine letzte Ruhestätte gefunden, Christoph Kaufmann, der Genie-Apostel in der grünen Friesjacke mit mähnenartig fliegendem Haupthaar und dem naturwüchsigen Knotenstock in der Hand[1]), wie er sich selbst nannte, 'der Repräsentant der Menschheit', und neben ihm der Gründer des Philanthropins: Johann Bernhard Basedow, einst viel gefeiert und viel beneidet, trotz aller seiner unbestreitbaren Verdienste aber die Wahrheit bestätigend des alten Dichterworts:

utcunque defecere mores,
dedecorant bene nata culpae.

Die Erinnerung an Basedow wird Sie unwillkürlich weiter denken lassen an seinen Amtsgenossen und Gegner zugleich, an Christian Heinrich Wolke, dessen Methode einst hier so staunenswerte Resultate an Basedows noch nicht fünfjähriger Tochter Emilie erzielte, nicht minder an den edlen Christian Gotthilf Salzmann, dessen hiesige segensreiche Wirksamkeit sich wiederspiegelt in dem Werke seines Lebens, in dem vor wenigen Monaten in das zweite Säkulum seines Bestehens eingetretenen Schnepfenthaler Erziehungsinstitut[2]), endlich an den Verfasser des 'Robinson', an Joachim Heinrich

---

fang Januar 1830): 'Täuschen wir uns nicht über dasjenige, was unseren Fürsten ruhmvoll und erreichbar ist. Beschränkt an materiellen Kräften, wenn wir ihre Staaten mit den grofsen vergleichen, gehemmt durch die Formen, in denen sich das öffentliche Leben bewegt, sind sie aufser Stande, auf dem Gebiete der europäischen Politik oder als Eroberer oder als Gesetzgeber zu glänzen; aber ein Gebiet, in welchem sie ungehindert die schönsten Lorbeeren pflücken können, liegt in den Anstalten, durch welche die geistige Kraft und Bildung gepflegt wird und auch das Kleine grofs und ehrwürdig erscheint'. (Th.'s L. I, S. 363).

1) Vergl. Hosäus, Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809). Ein Bild aus Goethe's Freundeskreise. Dessau, 1883. S. 26.

2) Vergl. die pietätsvolle 'Festschrift zur hundertjährigen Jubelfeier der Erziehungsanstalt Schnepfenthal' (1884) und die in derselben (S. 133, Anm.) citierten Worte Wieses ('Pädagog. Ideale

Campe, den 'Edukationsrat' und späteren Kurator des Philanthropins, den einst — zunächst spurlos — von hier Verschwundenen, der — nicht imstande, 'die bösen Geister der Zwietracht im Philanthropin zu bannen' — eines Tages letzteres seinem Schicksale überliefs und bei Tagesgrauen in aller Stille, um seinen inneren Menschen zu retten, auf seinem hierdurch historisch gewordenen Schimmel zum Zerbster Thore hinausritt gen Hamburg[1]). Die Stätte ferner, wo einst Wilhelm Müller weilte, der früh verklärte Sänger der 'Griechenlieder', dessen Gedächtnis wir morgen feiern wollen, die Stätte, wo einst Friedrich Schneider, der Schöpfer des unsterblichen 'Weltgerichts', seine musikalischen Triumphe feierte, wie sollte diese Stätte nicht Ihr Inneres sympathisch berühren? Endlich aber, meine Herren, schenken Sie im Vorübergehen auch wohl einen teilnahmsvollen Blick unserer Johanniskirche in Erinnerung an den 'grofsen' und den 'kleinen Bröder', an jene Zeit, wo auch dieser und jener von Ihnen — vielleicht unter dem Scepter eines 'Orbilius plagosus' — die rudimenta seiner Latinität aus einem dieser einst weit verbreiteten Lehrbücher geschöpft, deren Verfasser seine Laufbahn als Geistlicher an jener Kirche begonnen.

Sie sehen, meine hochverehrten Herren: an Erinnerungen persönlicher Art, wertvoll für den deutschen Gelehrten und den deutschen Schulmann, fehlt es unserer Stadt durchaus nicht. Was Ihnen aber an äufserer Schönheit die Stadt selbst nicht bietet, das wird Ihnen — falls eine freundliche Herbstsonne unserer Versammlung leuchtet — die nähere und die weitere Umgebung in umso gröfserer Fülle entgegenbringen: die herrlichen Eichenwaldungen unseres Anhaltlandes, wohl geeignet, Berge nicht vermissen zu lassen, die zahlreichen, weit hinaus sich dehnenden, an Schätzen der Natur und Kunst gleich reichen Parkanlagen, welche der Natur und Kunst gleich liebende Sinn edler Anhaltischer Fürsten zur Freude der Mit- und Nachwelt geschaffen, vor allem die Perle unseres Landes: Wörlitz, die Geburtsstätte Friedrichs und Karls von Raumer, die Heimat auch Heinrichs von Brunn, welchen mit Max Müller wir stolz den Unseren nennen, — Wörlitz, wo inmitten der schönsten Natur und der edelsten Geselligkeit viele Träger berühmter Namen, zumal zur Zeit des Herzogs Leopold Friedrich Franz, glückselige Tage verlebt haben[2]), — Wörlitz, wo (um von anderen zu schweigen) der 'Prophete rechts' und

---

und Proteste' 1884, S. 23): 'Wo in Anstalten, die auf Basedows Vorgang zurückzuführen sind, die Fehler seines unruhigen Geistes rechtzeitig erkannt und vermieden wurden, stellte sich das, was er gewollt, reiner dar, und sie hatten Bestand, z. B. Schnepfenthal, das heute noch ein ehrendes Denkmal der Basedowschen Pädagogik ist. Wie viele haben dort in einer für Leib und Gemüt zuträglichen Lebensordnung fröhliche Jugendjahre verlebt und sind der Anstalt durch Gewöhnung an Arbeit, einfache Lebensweise und Abhärtung für immer dankbar geworden'.

1) Vergl. Leyser, Joachim Heinrich Campe. 1877. I, S. 31 ff. — Über die Gründe seiner Flucht bemerkt Campe in einem zu seiner Verteidigung an den Major von Humboldt, den Vater seiner früheren Zöglinge (Alexander und Wilhelm v. H.), gerichteten Schreiben (Leyser I, S. 38 f.) unter anderem: 'Eine unaufhörliche Folge von herznagenden Kränkungen, welche oft mehr von dem traurigen Schicksale unseres Instituts als von bösen Menschen herrührten, hatten meine Leibes- und Seelenkräfte nach und nach dergestalt angegriffen, dafs ich mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit besorgen mufste, binnen kurzer Zeit entweder meinen Verstand oder mein Leben zu verlieren und dadurch meine kleine hülflose Familie mit mir ins Verderben zu ziehen. Dieser letztere Umstand war für mich entscheidend; denn mich selbst würde ich aus Liebe zu unserer Sache, noch mehr aber aus liebster, innigster Verehrung meines theuersten Fürsten gern aufgeopfert haben'.

2) Vergl. Hosäus, Grofsherzog Carl August und Goethe in ihren Beziehungen zu Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau. 1877.

der 'Prophete links', wo neben Basedow auch Lavater[1]) einst ein gern gesehener, viel gefeierter Gast jenes Fürsten gewesen, — Wörlitz, wo auch das 'Weltkind' Goethe mit seinem Herzoge Karl August zu wiederholten Malen gewesen, freilich ohne seinem fürstlichen Gastgeber[2]) persönlich näher zu treten[3]), wohl aber im Vollgenufs der dort ihn umgebenden lieblichen Natur, welchem er an einem schönen Maimorgen des Jahres 1778 in einem Briefe an Frau von Stein[4]) in folgenden bekannten Worten Ausdruck gegeben: 'Hier ist's jetzt unendlich schön. Mich hat's gestern Abend, wie wir durch die Seen, Kanäle und Wäldchen schlichen, sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der Elysischen Felder; in der sachtesten Mannigfaltigkeit fliefst eins in das andere, keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen auf einen einzigen Punkt; man streicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend, und das Ganze hat die reinste Lieblichkeit'.

Ja, ein liebliches Land ist es, meine Herren, in dessen Grenzen Sie weilen, und ein herzliches 'Willkommen' in diesem Lande rufen Ihnen mit Ihrem Präsidium an dem heutigen Morgen alle diejenigen entgegen, welche während der verflossenen Monate — nach dem Vorgange der Herzogl. Staatsregierung — hier am Orte mit uns Hand in Hand und Schritt vor Schritt, wie ich dankbar bekenne, getragen von dem gastfreundschaftlichen Sinne der gesamten Einwohnerschaft, bemüht gewesen sind, die nicht geringen Schwierigkeiten besonders lokaler Art, welche sich der Abhaltung dieser Versammlung zunächst hier entgegenstellten, immer mehr zu beseitigen und Ihnen einen behaglichen, Ihre Erwartungen nach Möglichkeit befriedigenden Aufenthalt zu bereiten. Ihre gütige

---

1) Vergl. den 'Bericht eines Zeitgenossen' über 'Lavater in Deutschland' (Sievers' akadem. Blätter. 1884. I 7, S. 420 ff.): 'In Dessau wurde er empfangen, wie man einen Mann von Verdiensten empfangen mufs. Es ist bekannt, wie sehr er von dem Fürsten und der Fürstin geliebet wird. Er ist gleichsam ihr Hausfreund, ihr Rathgeber, ihr Beichtvater, ihr Alles'.

2) Vergl. über diesen das treffende Urteil des Herzogs Karl August in einem Schreiben desselben (Wörlitz, 7. Juni 1780) an Knebel (Hosäus a. a. O. S. 16): 'Unsere Zeit geht sehr angenehm dahin; der Fürst ist vertraulicher und freundschaftlicher gegen mich, als jemals. Es ist doch eine der schönsten Seelen, die ich kenne. Ich habe nie Jemanden gesehen, der durch seine blofse Existenz mehr Wohlwollen, Treuherzigkeit und Menschenliebe allen denen, so um ihn sind, mittheilt, als dieser Fürst. Man ist ordentlich besser bei ihm'.

3) Vergl. die Äufserungen des Herzogs Franz über Goethe in einem etwa im Jahre 1811 stattgehabten Gespräche desselben mit Reil, dem damaligen Propste zu Wörlitz (Hosäus a. a. O. S. 25 f.): 'Goethe, mein lieber Propst, pafste nicht für mich. Er pafste besser zum Grofsherzog. Wir harmonirten nicht recht in Gesinnung und Gefühl. Als Dichter kam er mir nie, als Staatsmann nur auf Augenblicke nahe. Als Kunstkenner und Freund der Alterthümer stand er mir schon näher, in manchen Stücken war er sogar weiter gekommen; denn er hatte tiefere Studien gemacht. In den Grundsätzen und Ansichten von der schönen Baukunst und ihren Werken waren wir nicht immer einig. Die Schauspielkunst, die ihn damals, als er mich zuweilen mit dem Grofsherzog, zuweilen allein besuchte, ganz besonders interessierte, liefs ich noch links liegen. Ich hatte mehr und Anderes zu thun. Nur was die Gothische Baukunst und die schöne Gartenkunst anlangt, da mufste er mir den Preis zugestehen und vor mir die Segel streichen. Er hatte ja England nicht gesehen. Sonst war er mir, ich weifs nicht, wie ich es ausdrücken soll, zu vornehm, zu höfisch-gemessen, manchmal unangenehm schweigsam. Auch spürte ich im Allgemeinen etwas von Inhumanität (??) an ihm. Wir sind so auseinander gekommen'.

4) Vergl. Goethes Briefe an Frau von Stein. Hrsggb. von Fielitz. 1883. I, S. 126.

Nachsicht, an welche wir von vorn herein appellieren, wird dazu beitragen, dafs dieser Wunsch sich erfüllt. Und somit noch einmal: Willkommen!

Das Herkommen will, meine hochverehrten Herren, dafs auch Ihr diesmaliger erster Präsident sich nicht begnügt, Ihnen einen Gruſs des Willkommens entgegenzurufen, vielmehr durch einige weitere Betrachtungen einen geeigneten Übergang zu bahnen sucht zu den wissenschaftlichen Vorträgen, welche wir hier vernehmen werden. Über die Wahl des Themas für diese Betrachtungen konnte ich nicht mehr in Zweifel sein, seitdem ich mich dessen erinnert, dafs das Jahr der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dafs das Jahr 1884 die Vollendung bezeichnet des Centenariums zweier Koryphäen unserer Wissenschaft, in welchen wir zugleich dankbar verehren zwei der Stifter unseres bald seit 50 Jahren bestehenden Vereins. Am 17. Juni des Jahres 1784 erblickte Friedrich Thiersch das Licht der Welt, am 4. November desselben Jahres Friedrich Gottlieb Welcker. Schon hat die Münchener Hochschule im letztverflossenen Sommer in festlicher Stunde ihrem Friedrich Thiersch, welcher volle 50 Jahre dort in guten und in bösen Tagen ein stets treuer Kämpfer für Wahrheit und Recht gewesen, den Tribut nimmer erlöschender Verehrung und Dankbarkeit gezollt. Auch die rheinische Hochschule wird es sich — wie ich vertraue — nicht nehmen lassen, an dem kommenden 4. November in würdiger Weise ihres Welckers zu gedenken, dessen Name ein nimmer vergängliches Blatt bleiben wird in dem vielblättrigen, vollen Ruhmeskranze jener Universität. Ist es da nicht eine Pflicht der Pietät, welche uns mit diesen zwei von uns geschiedenen, doch ewig leuchtenden Sternen unserer Wissenschaft verbindet, dafs auch wir bei unserem diesjährigen Zusammenkommen ihr Andenken feiern und unter dem Glück bedeutenden Doppelzeichen 'Thiersch und Welcker' unser Werk beginnen? Meine Herren, wenn dies geschehen sollte, so durften meines Erachtens auch die Bildnisse dieser Männer heute in unserer Mitte nicht fehlen[1]). Ich schätze mich glücklich, dafs infolge des bereitwilligen Entgegenkommens, welches ich in München, Bonn und Berlin bei meinen bezüglichen Bemühungen gefunden[2]), Ihre Blicke heute auf die edlen Züge eines Thierschs und eines Welckers sich richten dürfen, und wenn ich beiden den wohlverdienten Lorbeer auf das Haupt gedrückt, so darf ich ja wohl überzeugt sein, hiermit in Ihrem Sinne gehandelt zu haben. (Bravo!)

Mit vollem Rechte, meine Herren, steht der Name Friedrich Thiersch unter den nunmehr bis auf 3 Namen (von Leutsch in Göttingen, Pott in Halle, Cäsar in Marburg) dahingeschiedenen 27 Stiftern unseres Vereins, welche den vom 20. September des Jahres 1837 datierenden Aufruf zur Gründung desselben unterzeichnet haben, obenan. Thiersch war es, welcher — wohl angeregt durch die zwei Jahre zuvor auf der Naturforscherversammlung in Bonn gewonnenen Eindrücke — bei Gelegenheit der glänzenden, noch nichts von der nach wenigen Wochen sich vollziehenden Gewaltthat des Königs Ernst August

---

1) Die lorbeergeschmückten Büsten standen auf beiden Seiten der Rednerbühne.

2) Herr Prof. Dr. Carriere in München hatte die Güte gehabt, die in seinem Privatbesitz befindliche Thiersch-Büste durch Vermittlung des Herrn Prof. Dr. von Brunn daselbst leihweise dem Redner zugehen zu lassen. Der Abgufs der Welcker-Büste war zu obigem Zwecke in Berlin besonders angefertigt, und zwar unter Benutzung der noch vorhandenen Afingerschen Form für die auf der Bonner Universitäts-Bibliothek befindliche Welcker-Büste.

ahnenden Säkularfeier der ehrwürdigen Georgia Augusta[1]) einer Idee, die auch von anderen bereits vielfach erwogen war, in zündender Weise Worte lieh, welcher damals unter Zustimmung eines Alexander von Humboldt und aller anderen Anwesenden das erste Statut unserer Versammlung entwarf und wenige Wochen nachher, von freudiger Begeisterung für dieses Unternehmen erfüllt, auch Gottfried Hermann für dasselbe zu gewinnen wufste. 'Die vorzüglichste Absicht ist' — so schrieb er damals an den princeps philologorum[2]) — 'die Philologen der verschiedenen Sparten und Schulen in möglichster Zahl zu einander zu bringen, und die Hoffnung, welche sich daran knüpft, ist, dafs der mündliche und persönliche Verkehr vieles ausgleichen werde, was sich widerstrebt, vieles fördern, was durch gemeinsamen Rath besser gedeihen wird, vorausgesetzt, dafs überall das Tüchtige im Auge behalten und die kraftlosen oder unklaren Bestrebungen beseitigt werden. — — — Denn am Ende streben wir doch nach demselben Ziel, und Verständigung über die rechten Wege ist, wie mir scheint, so leicht, wie Einigung unserer Wissenschaft und Einigung der in ihr Arbeitenden gegenüber den uns allen gleich gefährlichen Feinden des stets wachsenden Industrialismus und Materialismus nöthiger thut als je': Worte, welche nichts anderes sind, als eine treffende Umschreibung der bis auf den heutigen Tag — neben sonst beliebten Statutenveränderungen — völlig intakt gebliebenen Thiersch'schen Fassung des ersten Statuts, nach welcher unsere Versammlung vor allem zum Zwecke hat, 'die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen, und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im wesentlichen Übereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werke mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren'. Ein heiliges Vermächtnis, welches Thiersch für immer uns hinterlassen, gleichwie der ehrwürdige, hoch betagte Friedrich Jacobs, 'sincerae humanitatis sacerdos idem vivumque exemplar'[3]), im Jahre 1839 von den damals zu Mannheim versammelten deutschen Philologen und Schulmännern festlich begrüfst, diese Huldigung dadurch erwiderte, dafs er in ergreifenden Worten sein 'testamentum in procinctu' machte und 'den friedlichen Sinn', dessen er sich bewufst war, der philologisch-schulmännischen Mit- und Nachwelt vermachte[4]). In der That, niemand war nach seiner ganzen Persönlichkeit mehr geeignet, zur Lösung jener Aufgabe, 'die Wissenschaft aus dem Streite der Schulen zu ziehen', ein sicherer Wegweiser zu sein, als Friedrich Thiersch, gewissermafsen eine verkörperte Versöhnung der damals sich befehdenden grammatisch-kritischen und historisch-antiquarischen Richtung der Philologie, ein vorbildlicher dux et auspex, welcher in seinem vielumfassenden litterarischen Wirken — wie bei Gelegenheit seines 50jährigen Doktorjubiläums die Tübinger Adresse treffend hervorhob[5]) — 'scite miscebat Heynium cum Godofredo Hermanno'.

---

1) Thiersch an Jacobs (18. Dezember 1837): 'Das schreckliche Ende, was die Göttinger Sachen zu nehmen angefangen haben, ist tief ergreifend. Welcher Stoff, wenn eine Cassandra während des Geräusches der Säkularfeier über die Wälle der Stadt gegangen und ihr Geschick verkündigt hätte!' (Th.'s L. II, S. 476.)

2) Brief Thierschs an Gottfr. Hermann vom 21. Oktober 1837. (Th.'s L. II, S. 466 ff.)

3) Worte der von Karl Friedr. Hermann verfafsten, im Jahre 1839 von der zweiten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner dem ehrwürdigen Friedr. Jacobs überreichten Adresse. Vergl. Verhandl. der Mannheimer Philol.-Versammlung S. 39.

4) Vergl. ebendaselbst S. 19 f.

5) Vergl. Fleckeisens Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1858. S. 526.

So ist denn Friedrich Thiersch in eigentlichem Sinne der geistige Urheber, der Vater unserer Vereinigung. Gerade heute vor 46 Jahren, am 1. Oktober des Jahres 1838 war es ihm beschieden, in Nürnberg die erste Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu eröffnen, und zwar mit einer Rede, welche die veredelnde und Charakter bildende Wirkung des altklassischen Unterrichts hervorhob. Und wer von uns, meine Herren, weifs nicht, dafs Thiersch seitdem Zeit seines Lebens die Seele dieser Versammlungen geblieben ist, 'in quibus' — wie es in derselben Adresse weiter treffend heifst — 'si tu abesses, universae rei aliquid videbatur deesse: nemo enim Te disertius explicabat res gravissimas, nemo quid quoque tempore ac loco esset aptissimum melius intellegebat, nemo pari erat auctoritate ac facundia, qua, si quid incidisset minus commodi, aut praecideretur aut componeretur'. So war es denn ein Akt der Gerechtigkeit, als unser Kongrefs im Jahre 1851 zu Erlangen — auf unseres Ecksteins Antrag — beschlofs, dem allverehrten Manne durch Überreichung einer lateinischen Votivtafel den Tribut lauterster Pietät darzubringen, und was gewifs viele damals im stillen empfanden, dem gab der Altmeister August Böckh den richtigsten Ausdruck bei Stellung jenes Antrages durch den Zwischenruf: 'Hätte schon längst geschehen sollen'[1]). Die letzte Philologen-Versammlung aber, welcher Thiersch beigewohnt hat, die Versammlung zu Stuttgart im Jahre 1856, gewifs im Sinne aller liefs der Präsident die Schlufssitzung derselben ausklingen in ein Hoch auf 'Thiersch, den Vorsprecher freier Geistesentwicklung, den Erzieher des deutschen Volkes, den Freund deutschen Denkens und Lebens' — eine Huldigung, welcher der Gefeierte in edler Bescheidenheit entgegensetzte ein Hoch auf 'Würtemberg und seine Schulen und seine Schulmänner, auf unser wahrhaft deutsches Würtemberg'[2]).

Im Februar des Jahres 1860 ging Thiersch ein zur ewigen Ruhe. Seines Todes gedachte die in jenem Jahre zu Braunschweig tagende Philologen-Versammlung durch den Mund ihres ersten Präsidenten, meines — wie ich weifs, auch vielen von Ihnen — unvergefslichen Vaters, und Ecksteins facundia widmete dem Dahingeschiedenen einen tief empfundenen Nachruf[3]).

Zu den Stiftern unseres Vereins zählt auch Friedrich Gottlieb Welcker, und wohl dürfen wir überzeugt sein, dafs auch er den Versammlungen desselben stets ein warmes Herz bewahrt hat, wenngleich er nur anfänglich — so viel ich weifs — bisweilen zugegen gewesen. Ein widriges Geschick gestattete ihm nicht, der vierten im Jahre 1841 stattfindenden Versammlung persönlich zu präsidieren. Doch aus dem Bade Ems, wohin er sich zur Stärkung seiner Gesundheit zurückgezogen hatte, ehrte und erfreute er die in Bonn unter dem Präsidium des erst jüngst dorthin berufenen Friedrich Ritschl vereinigten Philologen und Schulmänner durch nachträgliche Einsendung seiner geplanten Eröffnungsrede 'über die Bedeutung der Philologie', welche heute vor 43 Jahren daselbst zur Verlesung gelangte[4]).

So machen uns, meine ich, neben der hohen Bedeutung der Namen 'Thiersch' und 'Welcker' für die Altertumswissenschaft, die Verdienste beider um unseren Verein

---

1) Vergl. Verhandl. der Erlanger Philol.-Versammlung (1851). S. 48 und 66 ff.
2) Vergl. Verhandl. der Stuttgarter Philol.-Versammlung (1856). S. 127.
3) Vergl. Verhandl. der Braunschweiger Philol.-Versammlung (1860). S. 11 f. und S. 33 ff.
4) Vergl. Verhandl. der Bonner Philol.-Versammlung (1841). S. 42 ff.

gewissermafsen zur Ehrenpflicht, ihrer an dem heutigen Tage zu gedenken. Wenn ich meinerseits aber mir stets dessen bewufst geblieben bin, wie wenig mein guter Wille wirklich imstande sein würde, den Ihrerseits mit vollem Rechte an den ersten Präsidenten einer solchen Versammlung sich richtenden Anforderungen allseitig zu entsprechen, so fühle ich in noch gesteigertem Mafse die Schwierigkeit des mir von Ihnen übertragenen ehrenvollen Amtes und zugleich die Unzulänglichkeit meiner persönlichen Qualifikation, indem ich jetzt mich vor die Aufgabe gestellt sehe, in dem Jahre der 100jährigen Wiederkehr des Geburtstages eines 'Thiersch' und eines 'Welcker' in dieser hochansehnlichen Versammlung beiden von uns geschiedenen Koryphäen Worte der Erinnerung zu widmen. Wie könnte ich es wagen, auch nur den Versuch zu machen, meinerseits in dem eng begrenzten Rahmen dieser Stunde die Persönlichkeit beider Männer, ihr Wirken im öffentlichen Leben und ihre viel umfassende litterarische Thätigkeit auch nur den Hauptzügen nach zu schildern? Ein würdigerer, ein beredterer Mund, als der meinige, wäre hierzu berufen. Dem Schulmanne, welchen Sie hier vor sich sehen, wollen Sie es freundlichst zu gute halten, wenn er sich darauf beschränkt, seinen Blick auf die ihm nächstliegende Seite des Wirkens beider Männer zu richten, wenn er durch seine Worte erinnert an das teure Vermächtnis, welches Thiersch und Welcker durch das Vorbild ihrer Persönlichkeit, wie in mehreren ihrer Schriften den deutschen höheren Lehranstalten und insbesondere den deutschen Gymnasien hinterlassen haben.

Thut es doch not, und ist es doch eine Erquickung zumal in der heutigen Zeit, welche so vieles auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung Althergebrachte in Frage stellt, welche so überreich ist an in der Regel gut gemeinten, gar oft aber von nur geringer Sachkenntnis zeugenden, schnell hinter einander sich überstürzenden, unreifen Vorschlägen zur Reform der Schule[1]), in einer Zeit, welcher immer mehr das abhanden zu kommen scheint, was Goethe einmal treffend 'ruhige Bildung' genannt hat, — ist es doch da, meine ich, eine Herzenserquickung, aus dem Gewirr der Gegenwart in die Ruhe der Vergangenheit zu flüchten und Trost und Stärkung zu schöpfen aus dem unversiegbaren Born, welchen einst der 'praeceptor Bavariae' für die Mit- und Nachwelt erschlossen. Gestatten Sie mir aber, bevor ich mich ihm zuwende, einige bezügliche Worte auch über unseren Welcker.

Denn auch Er war unser —, dessen können wir Schulmänner mit freudigem Stolze uns rühmen. Bereits am Ende seines zweiten akademischen Studienjahres, im Jahre 1803

1) Vergl. Schrader (Zeitschr. f. d. Gymn.-W. 1884. S. 221.): 'Quacksalber giebt es freilich überall, namentlich auf den Gebieten, in denen Erkenntnis und Übung zusammentreffen, z. B. in der Medizin, bei welcher doch jedermann, etwa mit Ausnahme der heutigen Antivivisektionisten, die Forderung strengen Studiums erhebt. Bei der Behandlung des Geistes sind aber die Stümper und Quacksalber mindestens ebenso schädlich, als bei der des Körpers. Leider ruht auf jenen noch nicht in gleichem Mafse der Bann der Lächerlichkeit und Gemeingefährlichkeit; sonst würden sich nicht täglich die unreifsten Pläne zur Umgestaltung unserer Schulen von denen hervorwagen, welche offenbar seit dem Verlassen der Schulbank keine Schule gesehen, kein Arbeitsheft der heutigen Jugend durchmustert, kein philosophisches oder pädagogisches Buch gelesen haben. — — — Jeder wirklich Schulkundige wird wohl mit mir dasselbe aus Ekel und Unwillen gemischte Gefühl teilen, welches das in der Presse und leider auch in manchen Landesvertretungen stets wiederkehrende und eben deshalb schädliche Geschwätz über Schuleinrichtungen und Unterrichts-Grundsätze erregen mufs.'

war Welcker Lehrer an dem Pädagogium zu Gieſsen, und wohl mancher von denen, welche später in Bonn zu den Füſsen des Hochbetagten gesessen, hat aus seinem eigenen Munde vernommen, daſs ihm jene Lehrthätigkeit, welcher er stets eine besonders warme Erinnerung bewahrt hat, die 'glücklichste Thätigkeit' seines Lebens gewesen. 'Welcker war' — wie sein Biograph sagt[1]) — 'mit ganzer Seele Lehrer; er setzte im Verkehr mit den Schülern seine ganze Persönlichkeit ein, die selbst noch jugendlich frisch und kühn vorwärts strebte; die Jugendbildung schien ihm eine edle und hohe Aufgabe, die das Beste und Höchste für sich beanspruchen müsse'. Eine 'harmonische Anregung des ganzen Menschen', das galt ihm schon früh als das ideale Ziel aller Jugendbildung. Etwa 13 Jahre lang ist Welcker in Gieſsen neben seiner akademischen Thätigkeit diesem Lehrberufe treu geblieben, und als er demnächst sich entschloſs, seine Stelle am Gymnasium niederzulegen, da 'kam ihm dies schwer an, weil man' — wie er an Frau von Humboldt schrieb — 'durch die lange Mühe gefesselt wird und auch in wenig Ämtern so sicher und unmittelbar wirkt'. Aus dieser Zeit der Gieſsener Schulthätigkeit nun stammen zwei Schriften Welckers, welche wohl verdienen, vor Vergessenheit bewahrt zu werden: eine Programmschrift aus dem Jahre 1810 unter dem Titel: 'Über einen wichtigen Gegenstand des Unterrichts in Gymnasien'[2]) und eine im Januar 1814 'zum Besten unbemittelter Freywilliger des Groſsherzogthums Hessen' herausgegebene Broschüre[3]) unter dem Titel: 'Warum muſs die französische Sprache weichen und wo zunächst?'

'Die Ketten sind plötzlich gefallen, die auf Deutschland lasteten. Aber die leisen Fäden, mit denen wir fest umgarnt sein muſsten, wenn man uns Ketten bieten wollte, können nur allmälig wieder entwirrt, zerrieben und abgelesen werden, wie sie uns nach und nach umschlungen haben' — so lauten die Anfangsworte der letzterwähnten kleinen Schrift, welche Welcker verfaſst hat, nachdem er kurz vorher zum Eintritt in das vom Groſsherzoge von Hessen gebildete Freikorps gegen Frankreich sich gemeldet hatte und nun ungeduldig dem Befehle zum Ausmarsch entgegensah. Von tiefer sittlicher Indignation erfüllt wegen des Eindringens französischen Wesens, französischer Denk-, Rede- und Handlungsweise in unser deutsches Vaterland, 'rechnet er am allergewissesten auf die ganze hochherzige Jugend Deutschland's, daſs sie den Unfug unter sich nie mehr dulden wird', und bezeichnet als 'den Ort, von wo es am dringendsten und zugleich am leichtesten ist, die französische Sprache zu verbannen, die gelehrten Schulen'. Nun, meine Herren, es bedarf keiner Ausführung, daſs sich von einseitig nationalem Standpunkte aus diese Frage nicht lösen läſst, daſs vielmehr mit vollem Rechte seit langer Zeit auch die französische Sprache einen unbestrittenen Platz in dem Lehrplane der deutschen höheren Schule einnimmt. Gleichwohl bleibt jene Schrift mit ihrer kräftigen, aus dem Herzen des Verfassers quellenden Sprache[4]) ein herrliches Zeugnis für die wahrhaft nationale Gesinnung unseres Welckers,

---

1) Vergl. Kekulé, Das Leben Friedr. Gottl. Welckers, S. 125 f.

2) Wieder abgedruckt in Welckers 'Kleinen Schriften' V, S. 258 ff.

3) Leider nicht ebendaselbst wieder abgedruckt. — Der gütigen Vermittlung des Herrn Prof. Dr. Kekulé zu Bonn verdankte der Redner die Zusendung des auf der dortigen Universitäts-Bibliothek befindlichen Exemplars dieser Schrift.

4) Vergl. a. a. O. S. 40 f.: 'Das Fieber der Gallomanie greift durch Ansteckung allzu leicht weiter. Wo aber die Schönen nicht von selbst anfangen, sich von der fremden Sprache abzuthun, die an sich

welcher er — wie seine Bonner Schüler sich erinnern — auch noch in hohem Alter gelegentlich im Kolleg oder in engerem trauten Kreise so packenden Ausdruck zu geben wufste, und auch diese aus jedem Worte jener Schrift hervorleuchtende nationale Gesinnung, meine ich, läfst sich ansehen als ein vorbildliches, dem deutschen Gymnasium hinterlassenes Vermächtnis.

Und nicht minder die den Mittelpunkt der zweiten vorhin erwähnten Welckerschen Schulschrift bildende Mahnung, dafs auf den höheren Schulen vor allem nötig sei 'die fleifsige Übung der Selbstthätigkeit und Composition, ein fruchtbares, unzersplittertes Selbststudium, das Componiren der Schüler, sei es zur Übung des Erfindens oder der blofsen Darstellung einer gegebenen Sache, sei es in dieser oder jener Stilart'. Denn — sagt Welcker[1]) — 'die Freude am gelungenen Eigenen wird bald mehr Lust und Streben erwecken, als das Fremde, wenn es auch noch so vortrefflich ist'. Als Beleg hierfür dient ihm Jean Paul, der 'einen Pflegling seiner Muse über jede Idee schreiben läfst, worüber er gelesen, weil er glaubt, dafs in der erziehenden Welt nichts über das Schreiben gehe, nicht einmal Lesen und Sprechen, und dafs ein Mensch dreifsig Jahre mit weniger Ertrag seiner Bildung lese, als ein halbes schreibe, und der empfindlich über diejenigen klagt, welche jungen Seelen keine stillen Stunden gönnen, sondern um sie unter dem Stäuben ihres blühenden Weins gegen alle Winzerregeln mit Behacken, Bedüngen, Beschneiden handthieren'. Die Heranbildung demnach und die Pflege eines durch eigene Arbeiten sich bethätigenden wissenschaftlichen Sinnes in der heranwachsenden Jugend[2]), zugleich unter umsichtiger Individualisierung — denn (sagt Welcker treffend) 'in dem Lehrer mufs ein gewisser Kunstsinn der Menschenbildung sein' —, ist dasjenige, was schon der damals 26jährige Lehrer mit vollem Rechte als einen 'wichtigen Gegenstand des Unterrichts in Gymnasien' bezeichnet, und 50 Jahre später, am Abende seines Lebens zur Zeit der Jubelfeier seines Professorjubiläums, da schreibt der ehrwürdige Greis, seiner Jugendliebe treu, ein ähnlich lautendes Wort desselben Jean Paul als Wahlspruch unter sein Bildnis: 'Wahrlich, auf der runden, platten Erdkugel steht fast keine Freude fest, als nur die der wissenschaftlichen Untersuchung'. Wie zutreffend aber und für jedes Zeitalter giltig ist ferner alles, was in derselben Schrift über den Wert einer zeitigen Geschmacksbildung der Jugend gesagt wird und im Zusammenhang hiermit über den Wert der 'nicht früh genug zu beginnenden' Dichterlektüre!

---

nicht wohllautend ist und mit einem schönen deutschen Herzen und fröhlichen ungezwungenen Sinn eine wahre Dissonanz bildet, dahin werden vielleicht die zurückgekehrten Krieger die eigene Sprache, worin sie sich muthig, frey und froh fühlen, zurückführen. Gar mancher von ihnen wird nicht Lust haben, den Franzosen ferner nachzuäffen, und in sich die herrliche Wahrheit empfinden: der du bist, der glaube zu sein ('qualis es, talem te esse existimes' Cic. pro M. Cael. c. 3.)'. Vergl. aufserdem die nicht minder charakteristischen Äufserungen a. a. O. S. 35, 39, 43, 45 f., 48.

1) A. a. O. S. 263 ff.

2) Vergl. Kekulé a. a. O. (S. 168) über Welcker: 'In den Tagen der Schmach hatte er seine Schüler am Pädagogium spanischen Heldenmut mit deutscher Gefügigkeit in einem Aufsatze zusammenstellen und nachweisen lassen, welches wol das würdigste sei'. Vergl. mit der Tendenz, welche offenbar der Wahl dieses Themas zu Grunde lag, die Schlufsworte der Schrift 'Über einen wichtigen Gegenstand etc.' wo 'das jugendliche Alter' genannt wird 'das Geschlecht, dessen Hauptcharakter nicht bloss, nach Aristoteles' wohlwollender Schilderung (rhetor. II, 12), in der Fülle eigener Hoffnungen, sondern auch in dem Hoffnungsreichen für die Väter und den ganzen Staat besteht'.

'Weit wichtiger noch' — heifst es dort[1]) — 'ist der in das ganze Leben einfliefsende Geist der Poesie. Richtig und tief fühlen, klar anschauen, den Ereignissen, die uns angehen, Gestalt absehen und Gestalt geben, das Gemeine verachten, für das Treffliche glühen, das Grofse, Schöne, Heitere, Naive, das Tieflustige und Scherzhafte, wodurch die verstockten Schleusen unseres Wesens wieder geöffnet werden, empfinden, die wahre Freiheit gewinnen, die den Staaten so ersprieſslich, als sklavischer Sinn und sein mechanisches Thun verderblich ist, die die Verfassung ehrt und erhält und die Pflicht zur Lust macht, Eifer und Selbstthätigkeit stählen, an Muster des Edelsinns, der Selbstbeherrschung, der Vaterlandsliebe, des mutvollen Duldens, der Geistesleichtigkeit sein Herz anschliefsen, Heiterkeit und Laune einathmen, durch den ruhig grofsen Stil der besten Kunstwerke Gröfse und Ruhe lieb gewinnen, gegen die Störungen und Verdriefslichkeiten des Lebens eine schützende Aegide erwerben, — — dies sind Früchte der Poesie'. Wahrlich, ein schönes Zeugnis für die tief poetische Natur unseres Welckers selbst, aus dessen Worten, wie aus dem 'erwärmenden Gesammteindrucke seiner Persönlichkeit, geheimnissvoll und unwiderstehlich Weihe und Aufschwung über das wissenschaftliche Leben seiner Schüler zu kommen'[2]) pflegte, dem einst galten die in festlicher Stunde von Otto Jahn, dem Unvergefslichen, gesprochenen Worte[3]): '— — Diese Richtung geht aus der eigensten Natur Welcker's hervor, welche ihn stets dem Ganzen zudrängt, weil sie eine tief poetische ist. Wo immer ein Hauch der schöpferischen Kraft waltet, die aus dem Geiste des Volks wie der Einzelnen die Wahrheit und Schönheit schafft, die unvergänglich ist, da zieht sie mit unwiderstehlicher Macht den verwandten Geist an. Vor seinem sinnenden Blick enthüllte sich die Tiefe des Alterthums; im Glauben des Volks, im Cultus, im Stufengange der sich entwickelnden Poesie, in den schönen Gestalten der bildenden Kunst offenbarte sich ihm derselbe Geist, und was vor ihm in Trümmern lag, erstand vor dem Blicke des Sehers zum Ganzen im Glanze des Hohen und Edlen, dem seine Seele von Jugend auf allein zugewandt gewesen ist. Damit ist nicht gemeint, dafs er je das Kleine und Unscheinbare gering geachtet, die Tagesarbeit des Sammelns und Sichtens gescheut habe, o nein, auch sein Gelehrtenleben ist in dem Sinne ein köstliches gewesen, dafs es Mühe und Arbeit war; aber ihm ist der Staub der Gelehrsamkeit zu dem bunten Staube auf den Schmetterlingsflügeln der Psyche geworden'.

Und zum anderen Friedrich Thiersch, der 'praeceptor Bavariae' oder vielmehr ein zweiter 'praeceptor Germaniae', der begeisterte, unerschrockene und thatkräftige Philhellene, in dessen Herzen die 'Griechenlieder', welche einst hier unser Wilhelm Müller sang, den hellsten Wiederklang gefunden, der auf griechischem Boden einst mit unerschütterlich tapferem Sinne selbst eingetreten für die Wiedergeburt des hellenischen Volkes und Zeit seines Lebens der Sache dieses Volkes treu geblieben, dem Hellas ein zweites Vater-

---

1) A. a. O. S. 269.

2) Schlufsworte der von der philosophischen Fakultät zu Bern zum fünfzigjährigen Professorjubiläum Welckers (16. Oktober 1859) überreichten Adresse. Vergl. den Separat-Abdruck des von L. S. in Fleckeisens Jahrbüchern f. Phil. u. Päd. (1860) gegebenen Berichts über dieses Jubiläum, Seite 14.

3) Vergl. ebendaselbst S. 26.

land geworden, den die dankbare hellenische Jugend einst allerwärts auf seinen Fahrten und Wanderungen in Hellas auch als ihren διδάσκαλος begrüfste, — Friedrich Thiersch, dem an dem Tage seines schon erwähnten 50jährigen Doktorjubiläums die Berliner Akademie der Wissenschaften mit vollem Rechte zurufen konnte: 'Wahrlich, Germania und Hellas, beide schulden Ihnen die schönste Bürgerkrone'[1]), der 'in seltenem Mafse harmonisch ausgerüstete Mann', der nach einem weiteren treffenden Worte seines Sohnes und Biographen[2]) 'drei Eigenschaften in sich vereinigte, die sonst gewöhnlich nur getrennt erscheinen: griechische Idealität, römische Charakterstärke und christliche Milde', — Friedrich Thiersch, wie Thomas[3]) zu seinem Gedächtnis einst nicht minder richtig gesagt, ein 'Humanist in des schönen Wortes vollem Umfange: ein καλὸς κἀγαθός'. Denn 'er gehörte noch zu jenen immer selteneren Gelehrten, die, auch wenn sie auf curulischem Stuhle sitzen, noch mit den untersten und jüngsten, mit dem Jüngling und dem Knaben, gleich liebevoll und theilnehmend verkehren, bei denen Kopf und Herz sich stetig berühren und im gesunden Pulsschlag gegenseitig erwecken. Dieser echte Adel der Gesinnung läfst den Mann nicht ruhen und rasten: er schafft das Gute ohne Unterlafs, im Hause und im öffentlichen Leben, für den Einzelnen, für das Vaterland, für die Menschheit'.

Getragen von frischer, jugendlicher Begeisterung hatte Thiersch im Jahre 1808 seine öffentliche Lehrthätigkeit an dem Gymnasium zu Göttingen begonnen, als er schon im nächstfolgenden Jahre an das Gymnasium zu München berufen wurde, wo er 'sogleich mit der Kraft auftrat, durch die er der eigentliche Begründer der philologischen Studien in Bayern geworden ist'[4]).

Hatte er doch bald erkannt, wie mangelhaft seit langer Zeit die Beschaffenheit der wissenschaftlichen Lehranstalten in Baiern war, und worin die Hemmungen ihres Gedeihens bestanden[5]). Dem jüngst durch den Zuwachs neuer Provinzen aus einem Kurfürstentum ein stattliches Königreich gewordenen Lande fehlte auf dem Gebiete des Unterrichtswesens noch völlig eine planmäfsige Organisation, welche um so notwendiger erschien, je mehr es seit den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts dem aus der Bewegung des Philanthropinismus hervorgewachsenen Realismus allmählich gelungen war, Bresche zu legen in die Mauer des das Studium der alten Sprachen hoch haltenden Humanismus. Ein wesentlicher Vorschub sollte dieser Strömung gewährt werden durch den im Jahre 1804 erschienenen 'Lehrplan für alle churpfalzbayerischen Mittelschulen'. Im Grunde aber steigerte derselbe nur noch die Verwirrung der Schulorganisation, und auch das durch die treffliche Schrift des Centralstudienrats Niethammer 'Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungsunterrichts in unserer Zeit' vorbereitete 'allgemeine Normativ der Einrichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten in dem Königreiche Bayern' vom Jahre 1808 war weder geeignet, die Gymnasien zu kräftigen, noch die neben diesen gegründeten Realanstalten lebensfähig zu machen. Beiden Arten von Lehranstalten fehlte es vor allem an qualifizierten Lehrern, und die kümmerliche Qualifikation derselben hatte zur natür-

---

1) A. a. O. (vgl. Seite 7, Anm. 5) S. 520.
2) Th.'s L. II, S. 609.
3) Gedächtnisrede auf Friedr. von Thiersch. 1860. S. 33.
4) Friedr. Jacobs (Personalien, S. 86) bei Thomas a. a. O. S. 14.
5) Th.'s L. I, S. 285 ff.

lichen Folge eine gleich kümmerliche Besoldung, bei welcher selbst in den Hungerjahren 1816 und 17 der baierische Premierminister es bewenden liefs, als er kühl bis ans Herz hinan den notleidenden Professoren die von Niethammer für sie beantragte Teuerungszulage strich. Weitere Verordnungen während der letzten Regierungsjahre des Königs Max setzten die normale Leistungsfähigkeit der Lehranstalten durch Verkürzung des Lehrkursus wesentlich herab. 'Sollen die Knaben schon in den Windeln anfangen, Latein zu lernen', — so hiefs es damals — 'sollen wir sie von den Ammen annehmen, um aus ihnen Studenten zu machen'? Die Folge war die Schaffung eines 'Ideals der Mittelmäfsigkeit'[1]).

Da bestieg am 13. Oktober 1825 der 39jährige König Ludwig den Thron. 'Wir begrüfsen uns in einer neuen Zeit' — so schrieb der alte Feuerbach bald darauf an Thiersch[2]) — 'in einer wunderbaren und mit grofsen Veränderungen schwangeren Zeit, die vieles neue alt, vieles alte neu machen wird. Wir haben nun einen wirklichen König, wie viel ist nicht damit gewonnen, und keine Ministerkönige mehr; dringt nicht eine andere schwarze Heerschaar an die ledige Stelle ein, so feiern wir den schönen Auferstehungstag des Wahren, Guten und Rechten'.

Nicht weniger begrüfste Thiersch den Thronwechsel mit den freudigsten Hoffnungen auch für die Hebung der Schulen. 'Baiern zu selbständiger wissenschaftlicher Würdigkeit und Gröfse zu erheben', diesem hohen Ziele hatte er zugestrebt 'anfänglich als Lehrer des Gymnasiums, dann als Vorstand des von ihm gegründeten philologischen Seminars'[3]). Das Ziel zu erreichen, konnte er um so sicherer hoffen, als bald nach dem Regierungsantritt des Königs Ludwig die Universität von Landshut nach München verlegt und das philologische Seminar derselben einverleibt wurde. Und in der That, gar bald gelang es ihm, den jugendlichen, hochbegabten und für seinen königlichen Beruf vielseitig vorbereiteten Herrscher für das ihm vorschwebende Ziel zu erwärmen. Bereits zwei Monate nach dem Regierungsantritte bezeichnete eine Verordnung des Königs Ludwig dem obersten Kirchen- und Schulrate als 'eine der vorzüglichsten Aufgaben seiner Wirksamkeit, baldmöglichst dem Könige einen wohlbemessenen, tief durchdachten, den Bedürfnissen der Zeit und des bayerischen Volkes entsprechenden Schulplan vorzulegen'. Und wenige Jahre nachher, am 8. Februar des Jahres 1829 unterzeichnete König Ludwig, welcher kurz vorher den Ausspruch gethan[4]): 'Nun, ich will, dafs meine Schulen werden sollen, wie die in Sachsen und Würtemberg', den von einer Kommission, deren Seele von Anfang an Thiersch gewesen war, entworfenen 'Plan der Einrichtung der lateinischen Schulen und Gymnasien in Bayern'.

Eine wahrhaft humanistische Schulordnung, durch welche eine klare und gesunde Gliederung der höheren Lehranstalten in Angriff genommen, durch welche das alte gute Anrecht des altsprachlichen Unterrichts auf eine zentrale Stellung in dem Lehrplan der Gymnasien wiederum anerkannt und vor allem dem Lehrstande eine würdigere, gesteigerte Berufsfreudigkeit erzeugende unabhängige Stellung gegeben wurde. Doch fehlten nicht

---

1) Thiersch (Gel. Sch. I, S. 18): 'Werden die Forderungen an die Schulen nicht höher als auf die Mittelmäfsigkeit gestellt, so werden sie bald auch unter diese herabsinken und nicht einmal mehr Männer von einer bestimmten Brauchbarkeit für ein angewiesenes Geschäft zu liefern im Stande sein'.

2) Th.'s L. I, S. 255.

3) Thomas a. a. O. S. 20.

4) Th.'s L. I, S. 351.

die laudatores temporis acti, Gegner aus dem hierarchischen und Gegner aus dem industriellen Lager, die Anhänger der altkatholischen Lehrmethoden und andererseits des modernen, auf das im Leben Brauchbare gerichteten Realismus[1]). Ihrer Koalition gelang es, dafs der kaum ins Leben getretene Schulplan schon im nächstfolgenden Jahre verdrängt wurde durch eine anderweitige 'Ordnung der lateinischen Schulen und Gymnasien', das Werk einer beklagenswerten Reaktion, in manchen Beziehungen sich anschliefsend an den Plan des Jahres 1829, vor allem aber die Forderungen desselben bezüglich des zu Leistenden in dem Grade herabstimmend, dafs nach Thierschs eigenen Worten in dem Plane von 1830 der Plan von 1829 'umhergeht wie ein Gespenst, wie ein zweiter Schatten des Deiphobus'[2]): ein Übergang zu der bald sich anschliefsenden, rückläufigen Bewegung unter dem Ministerium Wallerstein und zu der unheilvollen Periode des Ministeriums Abel, unter welchem es dahin kam, dafs wiederum den Geistlichen und Ordensmännern die Gymnasien überwiesen, dafs Benediktiner-Gymnasien errichtet und protegiert wurden, dafs Philologen, die nicht zugleich Geistliche waren, überhaupt nicht zur Anstellung gelangten, auch nicht an protestantischen Gymnasien, dafs dagegen 'ein katholischer Theologe, der im philologischen Examen in München wegen arger Unwissenheit durchgefallen war, als Gymnasialprofessor angestellt wurde, mit Übergehung der in der Prüfung bewährten nicht theologischen Kandidaten'[3]): Dinge, welche seiner Zeit dem ältesten Schüler Thierschs, unserem Ludwig Döderlein den Klageruf entlockten: 'Wir stehen bald wieder da, wo wir vor 30 Jahren gewesen sind'.

Doch trotz alledem, trotz aller Angriffe und Intriguen mutvoll das Haupt emporgehoben, das Herz stets voll Vertrauen auf den besseren, gesunden Geist der ihm vertrauenden Jugend, voll Hoffnung auf das 'bona causa triumphat', wahrhaft ein 'veritatis libertatisque vindex acerrimus contra tenebricosa callidorum hominum consilia'[4]). so harrte unser Friedrich Thiersch aus in dem Kampfe für die gute und gerechte Sache. Es war ihm eine wohlbegründete Überzeugung, dafs, 'wie auch die Ansichten der Machthaber wechseln, unabänderlich bestehen die Grundlehren und Grundsätze, von denen das Wohl der gelehrten Schule bedingt ist'[5]), und diese Überzeugung verlieh ihm inmitten aller Stürme den Mut und die Ruhe, das einst unmittelbar nach dem Regierungsantritte des Königs Ludwig in freudiger Hoffnung begonnene und durch den Schulplan von 1829 gewissermafsen gekrönte Werk zu Ende zu führen, welches vor allem Thierschs Namen unsterblich gemacht hat in der Geschichte der Pädagogik, dessen bleibender, allgemeiner Wert vor allen seinen anderen Verdiensten auf dem Gebiete der Schule ihm vindiziert den Ehrentitel eines 'praeceptor Germaniae'. Ich meine das in den Jahren 1826—1831 erschienene dreibändige Werk unter dem Titel:

'Über gelehrte Schulen, mit besonderer Rücksicht auf Bayern.'

An dieses Werk in erster Linie dachte ich, als ich sprach vorhin von einem 'Ver-

---

1) Th.'s L. I, S. 301.

2) Thomas a. a. O. S. 23.

3) Th.'s L. II, S. 502.

4) Worte des von der Göttinger Georgia Augusta zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum Thierschs im Jahre 1858 erneuerten Diploms. (Vgl. a. a. O. S. 521).

5) Gel. Sch. III, 3, Vorr. S. I.

mächtnis' Thierschs für die deutschen höheren Lehranstalten. Hat doch Thiersch selbst diese Schrift als ein solches bezeichnet. In einem Briefe an seinen bis zum Tode innig geliebten Portenser Lehrer Lange vom 27. April 1826[1]) bemerkt er: 'Meine Schulschrift — — — habe ich ein Testament genannt, weil sie ein Vermächtnifs meiner Ansichten über diese Sache an das Publikum im Allgemeinen ist'. Wohl war es Thiersch bei Abfassung dieses Werkes zunächst darum zu thun, seinem engeren baierischen Vaterlande zu dienen. Bereits sah er in anderen Teilen Deutschlands, was er für Bayern erstrebte, verwirklicht[2]). Die Präceptorschulen Württembergs, die sächsische Fürstenschule Pforta, deren Schüler einst gewesen zu sein Thiersch oft mit dankbarem Stolze sich gerühmt hat, die Universität Göttingen: dem Besten, was auf diesen Anstalten bereits für die drei Stufen des gelehrten Unterrichts, die Lateinschule, das Gymnasium und die Universität, erreicht war, sollte Baiern nunmehr nacheifern. Um den Weg aber nach diesem Ziele zu bahnen, wird in jenem Werke 'das ganze Material der Erziehung und Bildung sowohl nach den Vorlagen und dem Sachverhalt der Geschichte, als nach den Forderungen und Bedingungen der wechselvollen Zeit bis ins einzelne abgehandelt, zugleich aber von diesem allgemeinen Standpunkt aus das gelehrte Schulwesen Bayerns (sowie das Schicksal der Wissenschaft in diesem Lande) von der sogenannten Lateinschule bis zur Universität und Akademie in allen Verflechtungen, Gängen und Irrwegen aufgedeckt und beurteilt'[3]). Nicht schöner, nicht erschöpfender vermag ich dieses κτῆμα ἐς ἀεί unseres deutschen Lehrstandes zu charakterisieren, als dies von dem Festredner der Münchener Akademie der Wissenschaften einst zu Thierschs Gedächtnis geschehen ist: 'Fragst Du, nach welchen Grundsätzen die neueren Culturvölker ihre Jugend erzogen, auf welche Richtung sie die Geister gewiesen haben, zieht es Dich an, zu wissen, wie und seit wann die rein germanischen Staaten im Leben der Schule sich von den Romanen scheiden, — — suchst Du Auskunft, wie sich Staat und Schule, Schule und Kirche zu einander verhalten, wie man den berechtigten Forderungen derselben zu begegnen habe, willst Du klar sehen, wohin Freiheit der Lehre, wohin Zwang des Hörens führt, zweifelst Du, ob man auch heute noch den klassischen Studien einen vorzüglichen Platz im Bereiche nationaler Erziehung zugestehen, verlangst Du, dafs man den Lehrern überhaupt und insbesondere eine ehrenvolle, sorgenfreie Stellung gewähren müsse' —, schlagen — so füge ich hinzu — Stimmen an Dein Ohr, welche in überhebungsvoller Ignoranz wagen, den Lehrstand, welchem Du seit Deiner Jugend die beste Kraft Deines Lebens weihst, und in dem Du das Glück und die Freude Deines Lebens findest, öffentlich den 'weniger vornehmen' Stand zu titulieren, der geringeren Anspruch als andere Stände, namentlich als der Juristenstand habe auf honos et praemium[4]), —

1) Th.'s L. I, S. 321 ff.

2) Th.'s L. I, S. 287 ff.

3) Thomas a. a. O. S. 21.

4) Gel. Sch. I, 1, S. 67: 'Ehre und Belohnung! Wird dieser oberste Grundsatz, der auch in dem Gebiet der Wissenschaften und der Erziehung die Grundlage des Gedeihens, die Gewähr des Erfolges, der Schirm des Guten, die Abwehr des Schlechten ist, auch unter uns in dem Umfange, dessen er fähig ist, für den Lehrstand geltend gemacht, so ist die Zeit der geistigen Unmündigkeit, der sich weise dünkenden Halbheit, der Seichtigkeit im Wissen, des Unvermögens im Handeln, in ihren stärksten Grundpfeilern erschüttert, und mit dem erstarkten, seiner Bestimmung gewachsenen, in ihr mit Heiterkeit wirkenden Lehrstand beginnt für die Schulen eine Zeit, die den neuen und gesteigerten Forderungen des Vaterlandes an seine den wichtigsten Geschäften bestimmte Jugend genügen und dadurch die höchsten

wohlan, 'so greif' nach diesem Werke: Du findest, was Du suchst, sei es im Nachweis der Geschichte, sei es im Vorhalt einer gewissenhaften Überzeugung. — — Die Klarheit der Darstellung, die Kraft und Schärfe des Ausdrucks, die Anmuth der Sprache, der Wohlklang des Gefüges macht das Werk zugleich zu einem Muster deutscher Prosa, zu einer Zierde deutscher Rede' — ich möchte sagen — oft wahrhaft Demosthenischen Geistes und Schwunges[1]), und doch — 'der wievielste derer, welchen es nach Beruf oder Amt zustände, ist heute mit diesem Grundbuche seines Fachs vertraut und von seinem Geiste erfüllt'[2])? — so wie der jüngere Feuerbach davon erfüllt war, als er seinem geliebten Lehrer schrieb[3]): 'Ihr Heft über Lehr- und Lernfreiheit habe ich mit einem wahren Jubel gelesen und nur Eins bedauert, — dafs ich Sie nicht da hatte, um Ihnen um den Hals zu fallen. Der Mensch mufs eine Bestienseele im Leibe zappeln haben, der hier nicht von der Gewalt der Wahrheit ergriffen und von jenem edlen Schwunge der Begeisterung für Freiheit und Wissenschaft, von dem jedes Wort angehaucht ist, hingerissen wird? Mit vollem Rechte ist gesagt worden: 'Diese Arbeit hat einen bleibenden Werth, und es liegt in ihr, wenn uns die Hoffnung nicht täuscht, ein noch in Zukunft zu hebender Schatz'[4]).

Gewifs aber nicht minder in dem einige Jahre später erschienenen Werke, welches ebenfalls als ein teures Vermächtnis unseres Thierschs verdient 'weniger erhoben, doch desto mehr gelesen' zu werden, welches Thiersch selbst 'nicht nur von Schulmännern, sondern von Allen beachtet und erwogen' sehen wollte, 'welchen mit dem Wohl ihrer Angehörigen das Wohl des Ganzen, das in der Zukunft ruht, am Herzen liegt'[5]), in dem ebenfalls mehrbändigen Werke 'über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien', veranlafst bekanntlich dadurch, dafs Thiersch im Jahre 1833 als Kommissar nach der Pfalz gesandt wurde, um dort eine Visitation aller Unterrichtsanstalten auszuführen, Vorschläge zur Gründung neuer Schulen und zur Verbesserung der alten zu machen. Eine Mission, zu deren glücklicher Lösung nach seiner ganzen Persönlichkeit niemand geeigneter sein konnte, als Thiersch, und an welche demnächst im Auftrage

---

Bedürfnisse desselben befriedigen, seine gröfsten Güter mit Weisheit und Stärke schirmen kann'. — S. 71: 'Stellt die Frage, wendet ihre Lösung, wie Ihr wollt, so verlangt die Schule, wenn sie über den Hausbedarf gemeinen Wissens und beschränkten Vermögens emporgehoben und eine Erziehung zur Menschlichkeit durch Pflege der Tugend, der Wissenschaften und des Geschmacks werden soll, einen Lehrstand, der, dieser Aufgabe gewachsen, seine Bestimmung in der Schule findet und gemäfs der Stellung, die ihm seine innern Vorzüge anweisen, der Schwierigkeit seiner Arbeiten, der Wichtigkeit seines Amtes geehrt und belohnt wird, aus welchen Klassen auch seine Mitglieder gezogen werden'.

1) Vergl. z. B. die Schlufsworte der ersten Abteilung des ersten Bandes: 'Es ist genug des guten Willens, der halben Mafsregeln, des Zögerns, des Bedenkens. Fast ein Menschenalter ist über dem Zaudern und Schwanken dahin geflossen, uud noch stehen die Schulen weit hinter den Erfordernissen der Bildung und der Wissenschaft zurück, zurück gegen eine Zeit, die der gründlichen Einsicht, der gewandten Thatkraft, der reifen Männlichkeit im Wissen und im Vermögen mehr als irgend eine begehrt und in dem gewaltigen Schwung ihres Triebwerkes über alte (alle?) Halbheit alternder Schwäche und über das Unvermögen ihres Rathes zertrümmernd hinwegrollt'.

2) Thomas a. a. O. S. 21.

3) Th.'s L. I, S. 339.

4) Th.'s L. I, S. 287.

5) G. Z. d gel. Unt. I, S. 11.

der Regierung weitere Studienreisen sich schlossen nach Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, der Rheinprovinz und Westfalen, sodann nach Holland, Frankreich und Belgien. Die vielseitigen Ergebnisse aller dieser Reisen sind in dem genannten Werke zusammengestellt, welches bei aller darin sich findenden bunten Mannigfaltigkeit doch in summa, wie das Werk 'über die gelehrten Schulen', sich charakterisiert als 'eine Schutzschrift für die ideale Bildung überhaupt im Gegensatz zur materiellen Richtung, die sich nur an das Äufserliche, das Greifbare und Nützliche hält, und welche' — nicht selten — 'sich der Religion ebenso entfremdet zeigt, wie dem Studium des Alterthums'[1]). 'Wehe unseren Kindern und dem Vaterlande, wenn einmal nichts mehr gilt, als was sich zählen und messen läfst', mit diesem Klagerufe kündigt Thiersch das Erscheinen dieses Werkes in einem Briefe an Gottfried Hermann an[2]), und in einem nach Jahresfrist geschriebenen Briefe an Friedrich Jacobs redet er treffend von einer zu bekämpfenden ἡγεμονία τῶν βαναύσων[3]).

Versagen mufs ich's mir, meine hochverehrten Herren, an dieser Stelle einzutreten in das Detail beider hochbedeutsamen Werke. Gestatten Sie aber, dafs ich im Hinblick auf so manche die Gegenwart bewegende Frage der Schul- und insbesondere der Gymnasialreform instar omnium Sie erinnere an ein Glaubensbekenntnis, welches Thiersch in dem letztgenannten Werke vor nunmehr 46 Jahren abgelegt hat, das aber — wie ich vertraue — uns allen noch heute aus der Seele gesprochen ist[4]):

'Für die Schirmung der höchsten, durch die ideale und traditionelle Bildung bedingten Güter und die Festigkeit der auf ihnen ruhenden Ordnung steht und arbeitet derjenige, welcher die Grundlage der alten Erziehung stärkt und den Bau über ihr fest und unerschütterlich zu führen sucht, welcher in Allem, was die edelsten Geister der vergangenen Zeit uns in That und Wort Grofses hinterlassen, die lautersten Quellen der Bildung für den Geist und der Erhebung des Gemüths findet, der die Jugend für das Edle, das Erhabene, das Schöne begeistert, während er ihren Verstand schärft und ihre Einsicht erleuchtet, und sie dadurch über Trachten nach dem Gemeinen und Handgreiflichen zur Bewunderung und zum Schirm jener Güter erhebt, auf welche wir gegründet sind.

'Diesem entgegen aber, gleichviel nach welcher Ansicht und in welcher Absicht, und für die Schwächung der erhaltenden Ideen und im Interesse der auflösenden Macht handelt nicht nur, wer jene Basis, auf welcher die Bildung und Ordnung von Europa ruht, ausgräbt, oder für Bildung eine andere, neue legt, der das traditionelle Erbe grofser Vorfahren verachtet, verschmäht oder befeindet, sondern auch Jeder, mehr oder weniger, welcher auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts bei Bildung des Standes, der zuletzt das Ruder der Staaten und der Zukunft in den Händen hat, die Studien, denen das Überlieferte seinen Einfluſs verdankt, durch Verkürzung oder Schwächung beschränkt oder sie dadurch zurückdrängt, dafs er die Jugend mit einer Überzahl von anderen Lehrstoffen überladet und die Theilnahme für sie tödtet, endlich wer in ihnen eben nur ein Mittel für gewisse formelle Zwecke, oder in ein wenig Latein die Hülfe für gewisse Bürgern nützliche, den materiellen Verrichtungen dienende Künste wahrnimmt.

---

1) Th.'s L. II, S. 395.
2) Th.'s L. II, S. 447.
3) Th.'s L. II, S. 476.
4) G. Z d. gel. Unt. I, S. 10 f.

'Aber auf der andern Seite wird auch derjenige dem Feind in die Hände arbeiten, der den Blick nicht auf die vielfachen Bedürfnisse und die gesteigerten Anforderungen der Gegenwart gerichtet hält, noch bemüht ist, ihnen zu genügen; welcher versäumt, vorzukehren oder zu fördern, was, sei es dem Elementarunterricht in seinen vielfachen Gestalten und seiner grofsen Ausbreitung, sei es dem technischen, praktischen Unterricht für Industrie, Handel und Gewerbe heilsam werden kann. Für dieses Alles ziemt mit besonderer Sorgfalt zu wachen und zu handeln, während man zugleich bemüht sein soll, jene Burg der Civilisation zu schirmen, welche durch die traditionellen Studien gegründet ist. Wer dieses Beides wohl beachtet und sich in gleicher Weise bemüht, für die Studien der höheren Wissenschaften und für die höheren Gewerbe in rechter Weise vorzukehren, was beiden zuträglich ist, und dadurch den Widerspruch in Wahrheit vermittelt, — in dessen Bemühen wird man die wohlthätige, die gesegnete Hand erkennen, die allein den Garten der Bildung anzubauen und seine verschiedenartigen Früchte zu pflegen geeignet ist'.

Meine Herren! Besonders die Schlufsworte dieses Glaubensbekenntnisses verdienen Beachtung[1]). Thiersch, der begeisterte Anhänger und unermüdliche Vorkämpfer des altklassischen Unterrichts, dem sicherlich das Wort Schillers aus der Seele gesprochen war: 'Es ist der Mühe wert, gelebt zu haben, wenn man den 23. Gesang der Ilias gelesen', — auch Thiersch war geneigt, neben jenem Unterrichte als an sich berechtigt anzuerkennen das Verlangen nach einem anderen, von dem Studium der alten Sprachen in engerem Sinne abgewandten Bildungsgange, wie schon Niebuhr im Jahre 1829 dem Freunde geschrieben hatte: 'Es ist in den Leuten ein dunkles Gefühl, dafs allerdings für den industriellen Theil ein andrer Unterricht Noth thut, als der in den philologischen Schulen; wenn sie ihn nur nicht so miserabel platt wollten, oft die respektabelsten in ihrem Kreise. Diese Aufgabe, der von Gelehrsamkeit entfernten Klasse eine Bildung für Verstand und Geist zu geben, die der analog ist, welche wir der Philologie verdanken, ist wohl eine der allerschwersten und mufs doch zu lösen sein'[2]).

Gar vieles ist zur richtigen Lösung dieser Aufgabe seitdem geschehen. Möge bei allem, was die Zukunft weiter nach dieser Richtung etwa bringen wird, stets der Weg inne gehalten werden, welchen Thiersch auf der zweiten, zu Mannheim im Jahre 1839 stattgehabten Philologen-Versammlung gezeichnet hat in einem Vortrage, der ebenfalls wohl verdient, von der Nachwelt als ein Vermächtnis aus seinem Munde vor der Vergessenheit bewahrt zu werden, in einem Vortrage 'über das Verhältnifs und das gemeinsame Interesse der humanistischen und industriellen Bildung unserer Zeit'[3]).

'Das Gymnasium in zwei auf einander folgende Anstalten für Knaben und Jünglinge zu scheiden', aufserdem aber 'neben der gelehrten Schule die Realschule einzurichten und beide Gattungen in gehörige Stellung zu einander und den Bedürfnissen der Gesellschaft zu bringen'[4]), dies hielt auch Thiersch bereits zur Zeit der Abfassung seines Werkes

---

1) Durchaus einseitig und verkehrt urteilt über Thierschs bezügliche Anschauungen Schmidt (Gesch. der Pädagogik IV, S. 682 ff.); vergl. z. B.: 'Das Gymnasium von Thiersch ist eine rein formalistische Anstalt, wo der jugendliche Geist in die todten Schnürstiefeln einer abstrakten Grammatik eingeengt wird'. (?!)

2) Th.'s L. I, S. 351.

3) Verhandl. der Mannheimer Philol.-Vers. S. 41 ff.

4) Gel. Sch. III, S. 554.

'über gelehrte Schulen' für geboten, und beachtenswert erscheint, dafs schon Thiersch hierbei lebhaft eingetreten ist für eine gemeinsame humanistische Grundlage beider Gattungen von Lehranstalten[1]). Dagegen sträubte er sich mit Energie gegen das Streben, 'die klassischen Studien bei ihrer Ausbreitung und Stärke zu erhalten', zugleich aber 'für die Realien in der' — gelehrten — 'Schule den ihnen nöthigen Umfang und Aufwand an Zeit und Kraft zu gewinnen'[2]).

Nur kurz erinnere ich an die heftige Polemik, zu welcher Thiersch von dieser Anschauung aus sich bestimmen liefs gegen den hochverdienten Mann, welcher bereits in jener Zeit an der Spitze des Preufsischen höheren Unterrichtswesens stand, gegen Johannes Schulze[3]), der gewifs nicht minder als Thiersch stets der Überzeugung huldigte, dafs das klassische Altertum die Grundlage aller Gymnasialbildung bleiben müsse, der aber für hiermit verträglich erachtete, neben dem altsprachlichen Unterrichte auch den Realien innerhalb des Lehrplans der Gymnasien einen gesicherten Platz zu geben, und dennoch zweifellos freudig zustimmte, wenn Thiersch schrieb[4]): 'μέτρον ἄριστον, 'Mafs ist das Beste', möchte man über den Eingang zu jedem Gymnasium jener Monarchie schreiben, und den Wunsch dazu, dafs es ihren würdigen Pflegern allen gegeben werde, dasselbe zu erkennen'.

Im Hinblick auf jene Preufsische Strömung aber hatte Thiersch bereits im Jahre 1826 an seinen Freund Lange bezüglich der beiden ersten Bände seines Werkes 'über gelehrte Schulen' geschrieben[5]): 'Auch die Preufsischen Behörden können das ihrige darin finden, wenn sie wollen', und unverhohlen macht er gegen letztere Front in dem 'die neue Lehrweisheit in Preufsen oder die gleichmäfsige' — (?) — 'Steigerung des classischen und realistischen Unterrichts' betitelten Abschnitte des Schlufsbandes jenes Werkes. Wahrlich, welchem Schulmanne ginge nicht das Herz auf, wenn Thiersch dort in seiner warmen, edlen Sprache[6]) als 'die Grundbedinguug aller wahren und höheren Bildung die Theilnahme' bezeichnet, 'erzeugt aus Bewunderung und erzeugend jenen warmen und freien Trieb nach dem vollen und ganzen Genufs desjenigen, worauf sie gerichtet ist', und wenn er begründend hinzufügt: 'Unmöglich aber ist, dafs Theilnahme gezeitiget oder stark erhalten werde aufser durch Sammlung der Thätigkeit auf wenige grofse und jeder Anstrengung würdige Gegenstände, in deren Erwägung und Ergründung sich das jugendliche Gemüth genug thun, mit denen es sich innerlich befreunden, an denen es sich gleichsam erbauen und erheben kann. Wo ihr Licht über dem Innern des Knaben, des Jünglings aufgeht, ist ihm das Frühroth des neuen Lebens mit seinen Morgenwolken und seinem jede Knospe des Geistes

---

1) Gel. Sch. I, S. 279: 'Die gelehrten Schulen lassen sich bei ihrer Bestimmung wohl erhalten und genügen zugleich den Anforderungen des bürgerlichen Lebens, wenn dem für dieses bestimmten Zöglinge nach Vollendung des Unterrichts in den zwei untern Gymnasialklassen eine ihrem künftigen Berufe genügende Lehranstalt neben dem Gymnasium eingerichtet und geöffnet wird, sei es dafs sie höhere Bürgerschule oder Realschule oder polytechnische Schule genannt werde'.

2) Gel. Sch. III, S. 310.

3) Vergl. Gel. Sch. III, S. 309 ff. ('Die neue Lehrweisheit in Preufsen, oder die gleichmäfsige Steigerung des classischen und realistischen Unterrichts'.) und S. 552 ff. ('Über Gang und Lage der gelehrten Schulen in Preufsen'.), aufserdem G. Z. d. gel. Unt. I, S. 526 ff. ('Beurtheilung des öffentlichen Unterrichts in Preufsen'.).

4) G. Z. d. gel. Unt. I, S. 538.

5) Th.'s L. I, S. 322.

6) Gel. Sch. III, S. 339.

erfrischenden Hauch angebrochen, und ein Tag der Wärme, der Blüthe und Frucht hat für seine Jugend begonnen'? Und dennoch: wer unbefangen die litterarischen Akten jenes Streites prüft, der mufs meines Erachtens zu dem Resultate gelangen, dafs das Preufsische Gymnasium schon damals durch ein rechtzeitiges und im Prinzip jedenfalls mafsvoll gedachtes und geplantes Einlenken in die angedeuteten Forderungen der Zeit seine Lebenskraft nicht geschwächt hat, sondern gesteigert, und dafs Thiersch im Unrecht war, wenn er den prophetischen Ausspruch that[1]): 'Wie die alte Lehre durch Dürftigkeit und Trockenheit der geistigen Pflege, wird die neue Lehre durch Übermafs und Übersättigung die innere Gesundheit zerstören, und die Bildung des Geistes bis auf die Möglichkeit abtödten; und in der Mitte vereinigt, geben aus Bayern der Jesuit und der Schulrath aus Preufsen sich einander die Hände, jener verwundert, dieser vielleicht erschrocken, auf so verschiedenen Wegen zu demselben Ziele gekommen zu sein'.

Nun, Thiersch hat selbst seinen Irrtum gefühlt, als es ihm wenige Monate später auf einer Reise vergönnt war, mit eigenen Augen Einblicke in Preufsische Gymnasien zu thun und in Berlin selbst mit Joh. Schulze über 'Einrichtung, Führung und Mafs der Gymnasien in Preufsen'[2]) zu verhandeln. 'Die preufsischen gelehrten Schulen' — so lautete nun sein Urteil[3]) — 'sind zwar nicht, was sie sein könnten, wohl aber die besten unter allen, deren Europa sich jetzo rühmen kann'. Und klingt es nicht wie ein ergreifender Schlufsakkord seines vielumfassenden Werkes über 'gelehrte Schulen', wenn Thiersch nach allen vorausgegangenen litterarischen Fehden gerade in den letzten Zeilen dieses Werkes[4]) den früheren Gegner als 'den Kampfgenossen für dieselbe Sache' begrüfst und hinzufügt: 'Defshalb sage ich aller Fehde mit ihm ab, und mögen die Winde jedes Wort verwehen, was bei derselben, wenn auch nicht mit böser Absicht, doch verletzend ist gesagt worden. Hab' ich aber sein Innres in Wahrheit begriffen, so wird er die Hand, die ich ihm biete, unbedenklich ergreifen, und wir werden, jeder in seinem Kreise und seiner Art, für die gemeinsame grofse Sache künftig in ungestörter Eintracht wirken. Denn heilbar, sagt Homer, sind die Herzen der Edlen'. — Meine hochverehrten Herren! Für eine 'gemeinsame grofse Sache' wirken auch wir, 'ein Jeder in seinem Kreise und seiner Art'. Unsere gemeinsame Arbeit gilt der Wahrheit auf dem Gebiete der Wissenschaft, sie gilt — sei es in der Schule, sei es auf der Universität — der heranwachsenden oder der schon erwachsenen Jugend des einen grofsen deutschen Vaterlandes, und 'was haben wir Theureres' — so lautete der Scheidegrufs des 72jährigen Thiersch am Abende seines Lebens, in der Schlufssitzung der letzten Philologenversammlung, welcher er beigewohnt hatte[5]) — 'was haben wir Theureres und Kostbareres, als unsere Jugend? Was haben wir Gröfseres anzustreben, als die vollständige, unbedingte Entwicklung der Bildung derselben für Christenthum und Tugend im öffentlichen und Privatleben? Wir haben hierfür Mittel in Bewegung zu setzen, die nicht von heute und von gestern, die schon alt sind, wie die Bildung selbst, die ihre innere Kraft zu erwecken und zu gestalten zu allen Zeiten bewiesen haben, nicht erst zu beweisen

1) Gel. Sch. III, S. 341.
2) Gel. Sch. III, S. 552.
3) Gel. Sch. III, S. 554.
4) Gel. Sch. III, S. 560.
5) Verhandl. der Stuttgarter Philol.-Versammlung (1856) S. 126.

haben, und die einen Jeden zur Anerkennung des grofsen Grundsatzes hinführen, dafs der Geist nur durch den Geist geweckt wird'[1]).

Wohlan denn, meine hochverehrten Herren, halten wir der Jugend zum Heil immerdar hoch das teure Vermächtnis, welches Friedrich Thiersch und Friedrich Gottlieb Welcker uns hinterlassen haben. Möge davon Zeugnis ablegen auch unsere diesmalige Versammlung! Möge demnächst auch von dieser Versammlung gesagt werden können, was einst Friedrich Ritschl der 4. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nachrühmen durfte[2]), dafs sie 'ein erhebendes Zeugniss abgelegt, mit welch beharrlicher und erfolgreicher Eintracht wir in einer Zeit, die durch modernste Interessen vielfach hin- und hergezogen wird, festgehalten haben an dem idealen Lebenskerne, welchen uns die Hochhaltung und die Durchdringung des klassischen Alterthums gewährt'.

Mit diesem Wunsche, meine Herren, erkläre ich nunmehr die 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet. (Lebhafter Beifall.)

Meine Herren! Das erste, was uns jetzt obliegt, ist eine weitere Pflicht der Pietät. Einer alten, schönen Sitte treu, gedenken wir zu Beginn unserer Verhandlungen der teuren Genossen, welche seit unserem letzten Zusammensein von dieser Erde geschieden. Gar viele schmerzliche Verluste haben wir im Laufe der letztverflossenen beiden Jahre zu beklagen gehabt, und neben hochbetagten Männern, welche der Tod abgerufen nach einem langen arbeitsvollen Leben, war so manchem hoffnungsvollen Leben nach Gottes Ratschlufs frühzeitig ein Ziel gesetzt. Wie mancher von ihnen verdiente durch einen eingehenden Nachruf geehrt zu werden! Nur in aller Kürze aber ist mir hier vergönnt die Namen der Geschiedenen zusammenzustellen:

Karl Halm († 9. Oktober 1882), Anton Joseph Reisacker († 30. Oktober 1882), Karl Joachim Marquardt († 30. November 1882), Wilhelm Herbst († 21. Dezember 1882), Olshausen († 29. Dezember 1882), Bratuschek († 15. Januar 1883), Otto Korn

---

1) Vergl. Zeller ('Über die Bedeutung der Sprache und des Sprachunterrichts für das geistige Leben', Vortr. und Abhandl. III, S. 108 ff.) S. 154 f.: Gerade die Jugendbildung wird von vielen mit dem blofsen Lernen verwechselt. Sie haben sich nicht klar gemacht, dafs es sich bei jener nicht darum handelt, sich eine Anzahl bestimmter Kenntnisse und Fertigkeiten für Zeitlebens einzuprägen, dafs ihre Aufgabe vielmehr die ist, die Geisteskräfte möglichst allseitig zu üben und zu entwickeln, den Sinn und das Verständnifs für alles das zu wecken, was dem Leben des Menschen einen Werth gibt und es ihm erleichtert, sich in der Welt zurechtzufinden, dafs für sie weit mehr darauf ankommt, wie gelernt wird, als was gelernt wird. Auch das letztere ist freilich nicht gleichgültig. Aber der Mafsstab, nach dem der Werth des Lernstoffes beurtheilt sein will, ist nicht der handwerksmäfsige des Nutzens für bestimmte praktische Zwecke, sondern der des Einflusses auf die Bildung des Geistes und Charakters. Nicht mit den Gegenständen hat sich die Jugend auf unseren Gelehrtenschulen zu beschäftigen, welche einem jeden in seinem späteren Lebensberuf am häufigsten vorkommen werden, sondern mit denen, welche an sich selbst den höchsten Werth haben, dem Geist und Gemüth die gesundeste, kräftigste, dem jugendlichen Alter am besten zusagende Nahrung gewähren; und an diesem Mafsstabe gemessen wird die Kenntniss des klassischen Alterthums und die Grundlage derselben, die der alten Sprachen, die Stelle, welche sie gegenwärtig im Jugendunterricht einnimmt, auch ferner zum Segen für das geistige Leben unseres Volkes behaupten'.

2) Verhandl. der Bonner Philol.-Versammlung (1841). S. 94.

(† 23. Januar 1883), Kleinsorge († 12. Februar 1883), Gustav Thaulow († 11. März 1883), Christian Friedr. Wentrup († 15. März 1883), Ernst Koepke († 19. März 1883), Hermann Perthes († 15. Juni 1883), Klemens († 16. Juli 1883), Wilhelm Dindorf († 1. August 1883), Theodor Adler († 17. September 1883), Karl Bursian († 21. September 1883), Clemm († 21. September 1883), Alfred Schottmüller († 16. Oktober 1883), Hermann Schmidt († 21. Oktober 1883), Arnold Schäfer († 20. November 1883), Hugo Ilberg († 30. November 1883), Löwe († 16. Dezember 1883), Hermann Ulrici († 11. Januar 1884), unser Hermann Zurborg († 15. Januar 1884), Justus Jeep († 15. Januar 1884), Siegfried Goldschmidt († 31. Januar 1884), Theodor Heyse († 10. Februar 1884), Karl Müllenhoff († 19. Februar 1884), Büchmann († 24. Februar 1884), Stinner († 25. März 1884), Friedländer († 5. April 1884), Lütjohann († 8. April 1884), Püschel († 14. Mai 1884), Krahner († 10. Juni 1884), Johann Gustav Droysen († 19. Juni 1884), Richard Lepsius († 10. Juli 1884), Lichtenstein († 8. August 1884) und — vor wenigen Wochen — Gustav Kiefsling († 15. September 1884).

Ein langer 'Zug des Todes', meine Herren, hat mit diesen Namen vor unseren Augen sich dahin bewegt, und viele teure Erinnerungen sind bei dem einen wohl durch diesen, bei dem andern durch jenen Namen aufs neue erweckt. Vereinigen wir uns in dem, was wir empfinden, indem wir treu dem Worte des Tacitus: 'feminis lugere honestum est, viris meminisse', im stillen geloben, das Andenken der von uns Geschiedenen stets in Ehren zu halten. Des zum Zeichen — τὸ γὰρ γέρας ἐστὶ θανόντων — ersuche ich Sie Sich von den Sitzen zu erheben. (Geschieht.)

Erster Präsident. Meine Herren! Ich habe Ihnen nunmehr mitzuteilen, dafs Ihr Präsidium sich gestattet hat, zu Ehrenmitgliedern unserer Versammlung folgende in Dessau ansässige Herren zu ernennen: Se. Excellenz Herrn Staatsminister von Krosigk, Se. Excellenz Herrn Generallieutenant a. D. Stockmarr, Herrn Regierungspräsident Oelze, Herrn Landtagspräsident Pietscher, Herrn Bürgermeister Dr. Funk. — Wir glauben Ihres Einverständnisses, meine Herren, von vornherein gewifs zu sein. (Bravo!)

Es liegt uns nun weiter ob, unser Bureau zu bilden, resp. zu vervollständigen. Das Präsidium macht Ihnen den Vorschlag, das Schriftführeramt zu übertragen den Herren: Oberlehrer Dr. Ballin aus Dessau, Oberlehrer Dr. Wäschke aus Zerbst und Gymnasiallehrer Dr. Eckstein aus Zittau. — Ich erlaube mir die Anfrage an die geehrte Versammlung zu richten, ob sie mit diesem Vorschlage einverstanden ist. (Ja wohl!) Somit ersuche ich die genannten Herren, ebenfalls an diesem Tische Platz zu nehmen. (Geschieht.) Ich erteile nunmehr das Wort Seiner Excellenz Herrn Staatsminister von Krosigk.

Staatsminister von Krosigk (Dessau): Hochgeehrte Versammlung! Se. Hoheit der regierende Herzog, mein gnädigster Herr, der auch in der fernen Schweiz des heutigen Tages mit hohem Interesse gedenkt, hat mir den sehr ehrenvollen Auftrag hinterlassen, die hohe Versammlung zu begrüfsen, in Seinem Namen in Anhalt willkommen zu heifsen und Ihnen, meine hochverehrten Herren, allen dafür den freudigen Dank Sr. Hoheit auszusprechen, dafs Sie bei der Wahl des diesjährigen Versammlungsortes unseres Anhalts gedacht und Ihre Zelte unter uns aufgeschlagen haben. Meine hochgeehrten Herren! So, wie unser Durchlauchtigster Landesherr, so denkt und dankt Ihnen aber auch das

ganze Land und wünscht Ihren hohen Bestrebungen und Zielen den besten und segensreichsten Erfolg.

Und damit, meine hochverehrten Herren, noch einmal und zugleich im Namen des ganzen Landes: Herzlich willkommen in Anhalt! (Lebhafter Beifall.)

Erster Präsident: Meine Herren! Ich glaube in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich mir gestatte, dem Herrn Staatsminister von Krosigk den verbindlichsten Dank auszusprechen für die liebenswürdigen Worte, mit denen wir von Sr. Excellenz soeben begrüfst sind. Das Wort hat nunmehr Herr Bürgermeister Dr. Funk!

Bürgermeister Dr. Funk (Dessau): Meine geehrten Herren! Gestatten Sie mir, dafs ich im Anschlufs an die eben gesprochenen Worte des Herrn Vertreters der Staatsregierung Sie auch namens dieser Stadt willkommen heifse. Sie finden ja hier so manches, was geeignet ist, in den Stunden der Erholung Geist und Herz zu erquicken, und Sie finden manche Stelle, die uns an Momente erinnert, welche für die Geschichte des Deutschen Schulwesens nicht ohne Bedeutung sind. Aber was wir Ihnen zu bieten vermögen, ist doch nur gering im Verhältnis zu dem, was wir Ihnen zu danken haben: ich meine die Anregungen, die Sie uns gewähren, ich meine die Beziehungen, in die wir zu Ihnen treten durch den persönlichen Verkehr und durch die Teilnahme an Ihren Verhandlungen. Vor allem mahnen Sie uns, dafs es ideale Interessen giebt; Sie erinnern uns, dafs die Wissenschaft Selbstzweck ist und nicht blofs das Mittel dazu, materielle Interessen wahrzunehmen. Es sind die besten Erinnerungen aus den Tagen der Jugend, die Sie in uns wachrufen.

Mit dem Dank dafür heifse ich Sie herzlich willkommen, wünsche, dafs Ihre Beratungen dienen mögen zum Heile Deutscher Wissenschaft, und hoffe, dafs Sie in solchem Sinne Sich dieser Tage erinnern mögen. (Bravo!)

Erster Präsident: Meine Herren! Sie haben selbst schon bezeugt, wie dankbar Sie mit mir sind für die freundlichen Worte, welche wir soeben vernommen haben. Ich möchte nunmehr meinen verehrten Herrn Kollegen Stier ersuchen, die erforderlichen geschäftlichen Mitteilungen zu machen.

Zweiter Präsident: Hochgeehrte Herren! Insbesondere hochgeehrte Berufs- und Amtsgenossen! Sie und Ihre Rechtsvorgänger in Karlsruhe haben mir die ehrenvolle Aufgabe zuerteilt, an der Vorbereitung und Leitung der gegenwärtigen Versammlung in zweiter Stelle mich zu beteiligen. Ich sage Ihnen dafür meinen verbindlichsten Dank. Der Schwerpunkt liegt ja in dem ersten Präsidenten; — wo irgendwie sonst meine Dienste in Anspruch genommen werden, werde ich selbstverständlich meine Obliegenheiten nach Kräften zu erfüllen suchen und bitte zum voraus um Ihre gütige Nachsicht, — eventuell auch, wenn mein Gesundheitszustand irgendwie hemmend einwirken sollte, was ich nicht hoffe; am guten Willen meinerseits wollen Sie nicht zweifeln.

Es liegt mir für jetzt ob, wie der erste Herr Präsident schon erwähnt hat, Ihnen geschäftliche Mitteilungen zu machen.

Die erste Mitteilung dieser Art betrifft einen Nachtrag zu den Eingängen, die Sie bereits im ersten Tageblatt gelesen haben: es ist eine Probenummer der 'Internationalen Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft' von Friedrich Techmer; ein Exemplar liegt vorläufig zur Einsicht aus, und es werden eine Anzahl bezüglicher Prospekte morgen zur Verteilung gelangen.

Das Nächste wäre dann, wie es üblich ist bei den Philologenversammlungen, die

Kommission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes zu bilden. Es ist üblich, sämtliche frühere Präsidenten, die in der Versammlung gegenwärtig sind, zu ersuchen, zusammenzutreten und das Weitere vorzuberaten. Irre ich nicht, so sind nach der Liste nur die Herren Eckstein, Kern und von Urlichs anwesend; sollten noch sonst einige sein, so bitte ich, uns später gefälligst Mitteilung zu machen. Die betreffenden Herren würden ersucht werden, morgen nachmittag nach der beendigten Grundsteinlegung sich in dem Konferenzzimmer des Gymnasiums hier zu einer Beratung einfinden zu wollen.

Ich darf in Parenthese gleich etwas anfügen. Der Name des letztgenannten Herrn ist durch ein Versehen in der Liste etwas anders wiedergegeben und dementsprechend eingereiht worden. Es ist wohl vollkommen verzeihlich, wenn hier und da Versehen vorkommen; aber ich glaube im Sinne und Namen des Redaktionsausschusses zu sprechen, wenn ich die davon betroffenen Herren bitte, wo irgendwie ein Versehen vorgekommen ist, es bei jenem berichtigen zu wollen.

Es wäre dann weiter unsere Aufgabe, eine Vorberatung herbeizuführen über die Ihnen für den Freitag zur Beschlufsfassung vorliegenden Anträge von der Karlsruher Versammlung, von denen Sie aus dem 'Tageblatt' bereits Kenntnis genommen haben werden. Meine Herren, es wäre ja natürlich an sich möglich, sie gleich im Plenum zu beraten; vielleicht aber kürzt es unsere Verhandlungen ab und liegt auch sonst im Interesse der Sache, wenn auch hiefür eine Kommission zur Vorberatung ernannt würde. Das Präsidium macht Ihnen den Vorschlag, die eben bezeichneten Herren damit zu betrauen. Es ist ja nach dem Statut eigentlich ein besonderer Ausschufs, aus den Präsidenten der vier letzten Versammlungen bestehend, für dergleichen in Aussicht genommen; da die in der Regel nicht alle beisammen sind, so ist es hier wohl am naturgemäfsesten, auch jene Herren darum zu bitten. Sollte jemand einen anderen Vorschlag haben, so bitte ich ihn zu äufsern; wo nicht, so nehme ich an, dafs er genehmigt ist.

Was die anderen geschäftlichen Mitteilungen betrifft, so sind sie eigentlich wohl alle nur Wiederholungen dessen, was im 'Tageblatt' bereits angegeben ist. Es ist aber bei derartigen grofsen Versammlungen nichts natürlicher, als dafs das eine oder andere übersehen wird, und Sie wollen mich daher entschuldigen, wenn ich Ihnen zum Teil oder durchweg Bekanntes in Erinnerung zu bringen mir gestatte.

Zunächst die Sektionen. Wo die Sektionen tagen, ist angegeben. Es ist ein glückliches Verhältnis, dafs mit Ausnahme der archäologischen, die im Konzertsaale des Theaters tagen wird, die anderen sämtlich im Gymnasium — also ungefähr gegenüber — ihr Unterkommen gefunden haben. Es ist dort bereits Vorkehrung getroffen, dafs gleich unten die verschiedenen Lokalitäten angegeben, also leicht zu finden sind. Die Herren Vorstände der Sektionen wollen nachher die Güte haben und die Sektionen zu konstituieren suchen.

Es ist ebenfalls auch schon im 'Tageblatt' darauf hingewiesen, dafs es dringend wünschenswert ist, die betreffenden Tagesordnungen der einzelnen Sektionen möglichst bald in dem dazu bestimmten Briefkasten niederzulegen, damit sie zur Kenntnis des Präsidiums kommen und dann weiter im nächsten 'Tageblatt' angezeigt werden können.

Es ist ja wohl schon bekannt, dafs allerdings von den 7 im Programm genannten Sektionen die letzte noch nicht zu den ständigen gehört; es ist aber wohl zu erwarten, dafs sie jetzt den ständigen eingereiht werden kann. Wie Sie sich erinnern wollen, ist

es Gesetz, dafs eine Sektion, die dreimal hintereinander von wenigstens 20 Mitgliedern besucht gewesen ist, damit den ständigen beigefügt wird.

Das Nächste wäre (ich erlaube mir die Reihenfolge nach den Nummern des 'Tageblattes' zu wählen), was in IX gesagt ist: dafs an jedem Abend spätestens erwartet wird, dafs diejenigen, die am Mittagessen in diesem oder jenem Hôtel teilnehmen wollen, die Güte haben, sich einzuzeichnen.

Ferner XII: Se. Hoheit haben gnädigst Sein Residenzschlofs und andere Schlösser hier in der Umgegend (mit einziger Ausnahme desjenigen im Georgium, welches gegenwärtig bewohnt ist) zum Besuche freigestellt, und es sind besondere Stunden angegeben, wo der Besuch besonders willkommen sein würde: Mittwoch und Donnerstag in den Nachmittagsstunden 1—3. Ich erinnere ferner noch daran, dafs Herr Pastor Stenzel, Vorstand des numismatischen Kabinets, sich ebenfalls sehr freuen wird, Herren, die sich besonders für diesen Zweig interessieren, daselbst begrüfsen zu können.

Es folgt XIII: Vergnügungen. Wir haben dringend bitten müssen, uns möglichst rechtzeitig die Meldungen für den Ausflug nach Wittenberg zugehen zu lassen; es hängt davon zum Teil mit ab, ob ein Extrazug gewählt werden kann, oder ein anderer Zug statt dessen benutzt werden mufs. Eigentlich ist ja die Frist abgelaufen; aber ich glaube, dafs einzelne Nachmeldungen immer noch sehr willkommen sein würden. Ich erlaube mir also die dringende Bitte, dafs, wer sich noch nicht entschieden hatte, aber nunmehr entschieden hat, seine Meldung jetzt schleunigst besorgt.

Heute abend ist gesellige Vereinigung im 'Hofjäger'. Wie Sie bereits aus dem 'Tageblatt' ersehen haben, ist ein Konzert mit anschliefsendem Tanz beabsichtigt. Es wird gewifs den Mitgliedern sehr willkommen sein, denjenigen Einwohnern unserer Stadt, die nicht Mitglieder der Versammlung sind, die aber die Güte gehabt haben, Freiquartier für Mitglieder der Versammlung zu gewähren, eine Aufmerksamkeit dadurch zu erweisen, dafs sie sie zu dieser geselligen Vereinigung einladen. Es sind zu diesem Zwecke Billets erforderlich, und die Herren werden gebeten, bei Zeiten diese Billets in Empfang zu nehmen.

Ich glaube auch noch an XVI erinnern zu dürfen: dafs die Eisenbahnbillets durch Tekturen, die im Empfangsbureau zu erhalten sind, ergänzt werden müssen; endlich auch an XVII: dafs Subskriptionslisten für die 'Verhandlungen' der Philologenversammlung in verschiedenen Lokalen ausgelegt sind und gebeten wird, da die entsprechenden Eintragungen bei Zeiten vornehmen zu wollen.

Das wäre dasjenige, was ich Ihnen an geschäftlichen Mitteilungen zu machen hätte.

Erster Präsident: Ich bitte nun Herrn Professor Dr. Gosche aus Halle, das Wort zu nehmen zu der uns freundlichst in Aussicht gestellten

Gedächtnisrede auf Richard Lepsius.

Professor Dr. Gosche (Halle): Indem mir vergönnt ist, über den kürzlich heimgegangenen Richard Lepsius das Wort zu ergreifen, mufs ich Sie, hochansehnliche Versammlung, um zwiefache Nachsicht bitten. Ich bin in der Lage, über Lepsius sprechen zu können als dessen Schüler und Freund, und nach einer landläufigen Theorie ist es ja nicht gestattet, anders als wissenschaftlich zu berichten und zu erzählen —, ohne jede eigentlich herzliche Teilnahme, nur mit durchgängiger Gegenständlichkeit. Aber wenn irgend etwas, meine Herren, im Leben sein gutes Recht hat, so ist es das dankbare Herz, und

von diesem Rechte lassen Sie mich Gebrauch machen, schon um deswillen Gebrauch machen, weil ich lediglich von diesem Standpunkte aus diese einzig geartete Persönlichkeit tiefer zu verstehen meine, als es sonst möglich wäre.

Dann habe ich aber noch um eine zweite Nachsicht zu bitten. Wenn man von Lepsius redet, so hat man sich einen aufserordentlich weiten Horizont zu stecken. Ich werde Sie nun bei unseren gemeinschaftlichen Betrachtungen führen müssen an die entferntesten Grenzen Ostasiens und in das Sprachengetriebe Afrikas hinein; wir werden uns zu vergegenwärtigen haben, wie Lepsius die ägyptische Geschichte aufsucht am Ende des vierten Jahrtausends vor Christus, und wie er sich bemüht, den gegenwärtig noch christentums- und kulturlosen Völkern ein Alphabet zu schaffen, das sie verstehen und gebrauchen können. Gerade die Gröfse und die Tiefe der von mir nicht sowohl gesuchten, als vielmehr sich mir darbietenden eigentümlichen Aufgabe bringt es mit sich, dafs ich so Ihrer Nachsicht weit mehr bedarf als für irgend einen bestimmten wissenschaftlichen Gegenstand, der nach hergebrachter Methode und nach bestimmten Zielen hin behandelt werden könnte. Aber wenn schon der warme Ton unseres heutigen Herrn Präsidenten der Heimgegangenen zu Ihrer herzlichen Genugthuung gedenken konnte: so zweifle ich keinen Augenblick daran, dafs Sie mir gern folgen werden, wenn ich Sie einlade, in grofsen Schritten mich zu begleiten in der Darstellung des Entwickelungsganges von Richard Lepsius.

Sie alle ohne Zweifel kennen die schöne Stelle, von der er ausgegangen ist: jenes herrliche Saalthal, das bei Naumburg sich anmutig zu gestalten beginnt, ist seine Heimat gewesen, — nicht seine zufällige Heimat, sondern sein unter ganz charakteristischen, teils noch vorhandenen, teils wechselnden Verhältnissen gegebene Heimat. Als Richard Lepsius am 23. Dezember 1811 in Naumburg geboren wurde, war dies noch eine sächsische Stadt. Sein Vater, ein ausgezeichneter hochgebildeter Jurist, hatte bald nachher die schwierige Aufgabe, seinen frühreifen Sohn durch die Übergänge vom sächsischen Kurfürstentum, seit kurzem Königtum, zum preufsischen seit einem Jahrhundert bewährten Königtum, aus einer alten in eine neue Ordnung der Dinge zu begleiten: der eben erst lernende Knabe hatte allerlei Fragen zu stellen über die Wandlungen so eigentümlicher Schicksale. Aber das, was bei anderen Kindern frühreif, fast naseweis erscheinen könnte, bildete hier das verräterische Merkmal einer höchst eigentümlichen Geistesentwickelung. Der Knabe, nicht nur lernend, sondern auch sich ganz eminent sittlich vorbildend, kommt sehr bald zu jener schönen Auffassung des Lebens, welche engbegrenzte Reiche nicht kennt, sondern der instinktiv ein prävalierendes Staatswesen mit grofsen menschlichen Absichten bedeutender gilt, als eine zufällige Nationalität, die kleinstaatlich ihre Ideale zu formen hat.

So tritt denn Richard Lepsius frühzeitig genug, schon als lernender Knabe, ein in eine gewisse allgemeine deutsche Anschauung, — nicht in jene romantische Anschauung, welche ihn damals umgab, sondern in diejenige Anschauung der deutschen Dinge, wie sie sich allmählich zu grofsen Thaten gestalten sollte.

Bald gab es für einen solchen Knaben in Naumburg nichts mehr schulmäfsig zu lernen, desto mehr aber in der eigentümlichen Art dieser Stadt. Vor des jungen Lepsius Augen stand jener wunderbare Dom, dessen Erinnerungen so weit zurückreichen, ein Dom mit verhältnismäfsig modernen Dingen ausgeputzt, welche allerlei Fragen des Knaben wachriefen. Und als man ihn nun nach Schulpforta that, da brachte er schon allerlei kunstgeschichtliche oder wenigstens baugeschichtliche Probleme, über die sein gewissen-

hafter Vater ihn sehr geschickt unterrichtet zu haben scheint, mit sich. Viele von Ihnen werden den reizenden Frieden des herrlichen Schulpforta kennen; an keiner Stelle kann ein junger strebsamer Mann zugleich in seiner etwa überströmenden Kraft so zweckmäfsig gebunden, aber auch wieder in seiner individuellen Entwickelung so gefördert werden, wie hier. Dort in Schulpforta fand Richard Lepsius eine frühgotische Cisterzienserkirche, welche allerlei Kunstanschauungen in ihm mächtig weckte; dort fand er Erinnerungen an Klopstock, an Fichte, an Thiersch, die alle dieselbe Schule besucht hatten, und es bildete sich nun ein höchst eigentümlicher, tief gemütlicher, historisch bestimmter Sinn in dem Knaben aus. Alles, was sich ihm darbot, wollte er geschichtlich ergreifen; Schularbeiten, sonst der Schrecken manches strebsamen Schülers, waren seine Freude, und so geschah es denn, dafs er, ohne einen jeden Anflug philisterhafter Anschauung, der fleifsigste Schüler von Schulpforta war und nach sechs Jahren die Anstalt mit der ersten Censur verlassen konnte.

Für den nach allen Seiten hin bedeutend vorbereiteten hätte man fürchten können, dafs sich seine übersprudelnde geistige Kraft mannigfach verlieren könnte. Nichts von alledem. Er tritt mit philologischer Bestimmtheit in Leipzig ein. Nun ist es merkwürdig, dafs Gottfried Hermann, der damals den Mittelpunkt der Leipziger philologischen Bestrebungen bildete, doch nicht mit der ganzen Fülle seiner Genialität auf ihn einwirken konnte. Es war zu viel absolut Divinatorisches in Hermann, in seinem reichen Konjekturalvermögen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Lepsius suchte aber nach einer festeren Schule, vor allen Dingen suchte er nach einer philologischen Schule, wo auch dem Künstler, dem Realisten, sein Recht würde.

Dankbar bewundernd verläfst er Gottfried Hermann und geht nach Göttingen. Und was fand er hier? Den einzig gearteten Otfried Müller! Otfried Müller hatte 1828 sein Buch über die Etrusker herausgegeben; das war für den jungen Lepsius nun ein Buch voll wissenschaftlicher Reize, voll mächtiger Anregungen. Er sah hier auf einmal, was Lepsius' Herzensfreude sein ganzes Leben lang gewesen ist, eine klar erkennbar geschichtliche Individualität und dabei doch ein grofses geschichtliches Rätsel hart an einander stofsen. Es fehlte nicht viel daran, dafs Lepsius in Göttingen die strengere Philologie verliefs und sich lediglich der Archäologie zuwandte. Er hat diesen vielleicht für ihn sehr angezeigten Schritt doch nicht gethan, sondern er pflegte die strenge, ihn sicher schulende Philologie weiter, und mit einer sehr festen, sprachlich wie realistisch gestärkten Philologie siedelte Lepsius nach vier Semestern nach dem, damals noch nicht gefährlich verführerischen Berlin über.

In Berlin fand er Otfried Müllers Vorbild, den realistischen Humanisten August Böckh, und neben ihm den romantisch angehauchten Linguisten Franz Bopp. Franz Bopp, damals noch in ganz frischer Kraft, mufste ganz unmittelbar auf Richard Lepsius wirken; denn schon längst hatte dieser sich in den Kunstgesprächen mit seinem Vater in Naumburg daran gewöhnt, den Grundelementen aller Kulturerscheinungen nachzuspüren, die Stelle aufzusuchen, wo irgend ein natürlicher Akt mit bewufster Kunstleistung unmittelbar zusammenhängt. Hierin begegnet er Franz Bopp. Bopp, obgleich seiner ganzen Art nach nicht dazu angethan, die psychologischen Rätsel der Sprachwissenschaft zu lösen, gab ihm doch mannigfache Fingerzeige nach diesem Punkt hin und so sehen wir denn, wie das reiche Wissensmaterial, welches Lepsius sich in Leipzig und Göttingen angeeignet hatte, jetzt — wir wollen den Ausdruck brauchen — eine psychologische Richtung be-

kommt. Er betrachtet jetzt Kunstdenkmäler und betrachtet die eigentümliche Schriftart der Inschriften mit einem ganz anderen Auge; es drängt ihn, in jedem einfachen Zuge, in jedem besonderen Schriftcharakter etwas Charakteristisches und Besonderes zu finden. Und so geht er denn zunächst, durch Otfried Müller angeregt, an die Beschäftigung mit den iguvinischen oder, wie man gewöhnlich nach mehr mittelalterlicher Weise sagt, eugubinischen Tafeln. Wohl lagen seit der Mitte des 15. Jahrhunderts diese Tafeln aller Welt vor; aber keiner hatte vor Lepsius daran gedacht, dafs der Buchstabe, das Schriftzeichen an und für sich etwas Lebendiges sein und Fingerzeige für das Wesen der Sprache geben könne, wie die Entwickelung eines ganzen Schriftsystems eine linguistische Bedeutung haben müsse, insofern das Schriftsystem im engsten Zusammenhang steht mit der Sprachentwickelung selbst. Ja, unser gröfster Schriftkenner, der Lepsius vorangegangen ist, der treffliche Ulrich Kopp, hatte von diesem eigentümlichen inneren Zusammenhang zwischen Sprache und Schriftentwickelung noch keine Vorstellung. Der divinatorische Scharfsinn Wilhelms von Humboldt hatte indessen diesen wichtigen Punkt gelegentlich schon angedeutet. Vielleicht geht der damals noch so junge Lepsius zu weit (wie das ja geschieht, wenn man einen neuen Gedanken lebhaft durchdenkt), in der kohärenten Zusammenentwickelung der Schrift und der Sprache ein Naturgesetz zu entdecken; er meint geradezu, die Schrift müsse sich notwendig entwickeln, wie sich die Sprache entwickele, ja die Schrift müsse organisch, wie die Sprache selbst, von allem Anfange an ohne klares Bewufstsein, wie nach einem künstlerischen Naturtriebe, entstanden sein. Es war das eine Auffassung, die der romantischen Anschauung von dem Ursprung der Sprache ganz parallel lief; aber sie war vielleicht selbst zu romantisch. Indes trug sie für den Augenblick doch den aufserordentlichen Gewinn ein, dafs Lepsius jene iguvinischen Tafeln auf die innere Entwickelung ihres Schriftcharakters hin untersuchte. Und man darf wohl sagen: mit Lepsius ist in dem Jahre 1833, da er am 22. April in der philosophischen Fakultät der Universität Berlin ein Gesetz der Schriftlehre verteidigte, anknüpfend an eine landschaftlich begrenzte Inschriftengruppe, der erste Schritt für die Entwickelung und Klarstellung der italischen Sprachverhältnisse geschehen; die grofse Aufgabe jedoch, welche er sich damals gestellt hatte, hat er 1841 noch durch die grofse Sammlung von oskischen und umbrischen Inschriften zum erstenmal in methodischer Weise gelöst, ehe er sich ganz scheinbar weitabliegenden Studien widmete.

Zunächst aber geschah es fast instinktiv, dafs Lepsius, nachdem er sich mit der Abhandlung über die iguvinischen Tafeln den Ehrentitel eines Berliner Doktors verdient hatte, nach Paris ging. Hier fand er Eugen Burnouf, scheinbar eine Persönlichkeit, von der Lepsius in der Richtung, in welcher er sich einmal bewegte, nicht die geringste Förderung hätte empfangen können; aber das Auge des Genies sieht weiter. Lepsius' Scharfblick war bei seinen sprachlichen Studien die eigentümliche indische Schrift aufgestofsen, welche wir sanskritisch Dewanagari nennen, jene eigentümlich zurecht gelegte, nicht in ihrer ursprünglichen Gestalt erhaltene, sondern gewifs mit kalligraphischem Bewufstsein gestaltete alte indische Schrift, in der unsere Sanskritwerke gewöhnlich gedruckt sind. Diese Schrift regte ihn aufserordentlich an. Er fragte sich — und wir dürfen nicht vergessen, dafs damals die grundlegenden Untersuchungen eines Burnell noch nicht vorlagen — er frägte sich, wie diese eigentümliche indische Schrift möchte entstanden sein. Nun giebt es in dieser Schrift (abgesehen von der Vokalbezeichnung) besonders zwei merk-

würdige Charakteristika: die Laute r und h werden durch keine festen Konsonantenkörper — mit einem senkrechten Strich zur Rechten, wie die übrigen Konsonanten — dargestellt. Lepsius pflegte gern davon zu erzählen, wie ganz besonders diese abweichende Gestalt des sanskritischen r, welches eben den senkrechten Grundstrich aller übrigen Konsonanten nicht hat und ohne folgenden Vokal über der Linie bezeichnet wird, entstanden sein möchte. Dementsprechend zog er noch den anderen Buchstaben h, aber nicht mit gleichen Konsequenzen, heran. So kam er auf die eigentümliche Vorstellung, dafs das r im Altindischen sehr wahrscheinlich kein voller Konsonant gewesen sei, und indem er auf Grund der Schrift die Natur des Lautes glaubte bezweifeln zu können, kam er auf den sehr folgereichen Gedanken, dafs Schriftcharakteristikum und Wesen des Lautes unbedingt miteinander zusammenhängen. Seine Theorie ward vielfach bestritten; aber er hat, ganz entsprechend den gelegentlichen Äufserungen in seiner kurz vorher erschienenen Schrift über die eugubinischen Tafeln, für die ganze Schriftforschung eine neue Bahn eingeschlagen.

Es war ganz natürlich, dafs, wer einmal die Schriftentwickelung nicht als eine gelegentliche Erfindung, als ein Kunststück dieses oder jenes Schreibers oder dieser oder jener Schreiberschule auffafst, — dafs ein solcher auch die Schriftentwicklung auf einer Stelle aufsuchen mufste, wo sie sich gewissermafsen normal vollzieht, ja, man kann sagen, durch alle möglichen Stufen abrundet. Soweit unsere Kenntnis reicht, läfst sich eine solche organische Entwickelung der Schrift von dem überall als Grundelement vorauszusetzenden einfachen Bilde bis zu dem einzelnen Lautzeichen hin nur an drei Stellen des Erdbodens mit einiger Sicherheit verfolgen; zwei dieser Stellen liegen aber aufserhalb unseres ganzen Kulturkreises: das sind die chinesische und die peruanische Schrift, — mit diesen beiden Schriftarten konnte die Entwicklung, in deren Mitte wir stehen, nichts zu thun haben. Wohl aber fragte es sich, ob nicht die altertümliche, in ihrer rätselhaften Vieldeutigkeit auffälligste Schriftart, welche wir kennen, die sogenannte Keilschrift der Euphrat- und Tigrisländer und dann ganz besonders die durchsichtiger entwickelte Hieroglyphenschrift Ägyptens in irgend einem Zusammenhang mit der gesamten Theorie der Schrift stehen können.

Von diesem Gedanken bewegt, begab Lepsius sich von Paris nach Turin, wo er dem grofsen Ägyptologen Rosellini in frischester Kraft begegnete und eine der herrlichsten Sammlungen von Papyrusurkunden und Hieroglyphendenkmälern vorfand. Er beschäftigte sich in richtiger Erwägung mehr und mehr mit der Hieroglyphik und untersuchte besonders eine grofse Papyrushandschrift, welche aus mehr als 70 Blättern bestand, und ihrem allgemeinen Inhalt nach von ihm als „das Todtenbuch“ gegenüber Champollions „Rituel funéraire“ bezeichnet worden ist, — jenes merkwürdige Buch, das in vielen Hunderten von Exemplaren, bald in kürzerer, bald in weiterer Fassung, bald vollständig, bald in kleinen Fragmenten, uns in zahlreichen ägyptischen Sarkophagen entgegentritt. Dieses eigentümliche Buch, welches uns, den Koran ausgenommen, in mehr Handschriften vorliegt als irgend ein anderer Text der Weltlitteratur, hat bei seiner vielfachen Verbreitung zu verschiedenen Zeiten das Eigentümliche, dafs in der einen irgend ein Wort bezeichnet wird durch ein zusammenfassendes Bild, während es in der anderen durch entsprechende Lautzeichen ausgedrückt erscheint, und wenn wir heute, echt philologisch, eine Sammlung der erreichbaren Varianten geordnet vor uns hätten, so wäre unzweifelhaft eine hervorragende Epoche der ganzen Entwickelung der ägyptischen Hieroglyphik bis in das letzte Viertel des zweiten vorchristlichen Jahrtausends vollständig mit Sicherheit zu verfolgen.

Lepsius zog es vor, diesen ältesten und vollständigsten Papyrus herauszugeben, und dieser Turiner Papyrus, der 1842 als „das Todtenbuch der Ägypter“ erschienen ist, bildet für heute noch die eigentliche Grundlage aller sorgfältigeren, das Graphische wie das Grammatische philologisch auffassender Hieroglyphenstudien. Durch die nahliegende Vergleichung verschiedener Handschriften dieses Werkes gewann Lepsius, dessen Blick auch durch die Untersuchung anderer Schriftweisen glücklich geschärft war, eine Anschauung, die aufserordentlich fruchtbar, für die ganze Schriftgeschichte epochemachend werden mufste. Er bemerkte gegenüber den vorangegangenen Arbeiten besonders des Engländers Young und des Franzosen Champollion des Jüngeren, dafs von einem gleichmäfsigen Lautwert der ägyptischen Bilderschrift gar nicht die Rede sein könne, sondern dafs es allgemeine Lautzeichen gebe und nur in einer bestimmten Zahl. Neben den allgemeinen Lautzeichen stünde dann eine Gruppe von Begriffszeichen, von Determinativen und wie man sie nun unterscheiden will.

Von diesem Gedanken erfüllt, kam Lepsius nach Rom, und in Rom beschied ihm ein glückliches Schicksal das Beste, was er überhaupt erfahren konnte: die Begegnung mit Christian Karl Josias Bunsen. Es ist ein landläufiger Scherz, den man sich diesem aufserordentlichen Manne gegenüber erlauben zu dürfen glaubt, hier und da sein Streben nach philologischer Accuratesse, seinen allzeit fertigen, scheinbaren Dilettantismus in kirchlichen Fragen, seine Freude an bedeutsamen Problemen der Menschheit zu bespötteln. Meine Herren, wer einmal den Fortschritt der Ägyptologie und — ich will das, obgleich aufserhalb des Kreises meiner Betrachtungen liegend, hinzufügen — den Fortschritt unserer älteren Kirchengeschichte, ja der gesamten Religionsgeschichte der Menschheit aufmerksamer verfolgt hat, der wird Bunsen als einen der gröfsten Faktoren innerhalb der deutschen Wissenschaft anerkennen müssen. So fand Lepsius in Bunsen den bedeutenden Menschen, der ihn verstand; und aus dieser beiden Männer gemeinsamem Verständnis des ägyptischen Altertums zunächst ist hervorgegangen eine verhältnismäfsig kleine französische Abhandlung von noch nicht hundert Oktavseiten, welche die ganze moderne ägyptische Wissenschaft systematisch begründet und für alle Zeiten begründet hat: das ist das berühmte Sendschreiben an Rosellini, das Lepsius im Jahre 1837 als die erste Nummer des IX. Bandes der Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica in Rom herausgegeben hat. Jetzt war auf einmal Licht und Methode in die ganze ägyptische Wissenschaft gebracht; man konnte sagen, dafs, wenn der Standpunkt, den Lepsius mit dieser Schrift einnahm, treu festgehalten wurde, wenn mit philologischer Geduld Varianten gesammelt wurden, — dann schliefslich jene Reife der Ägyptologie sich herausgestalten mufste, welche wir heute an Lepsius' Nachfolgern und Mitarbeitern bewundern. Wenn man diesen Brief auch nur flüchtig überliest, so findet man die Grundlagen der gegenwärtigen ägyptischen Wissenschaft, soweit sie streng philologischer Art ist, vollständig und sicher gezeichnet.

Was war es nun Wunder, wenn nach dieser Columbusthat von Lepsius alle Welt meinte, er müfste nun für seine besondere Wissenschaft eine grofsartige ägyptische Expedition unternehmen im historischen, speziell im sprachlich philologischen Sinne? Und es war ein wie von der Vorsehung herbeigerufener Umstand, dafs König Friedrich Wilhelms IV. Interesse für diese Studien gewann. Alexander von Humboldt hat das grofse Verdienst, wie in vielen anderen Richtungen, so auch in dieser, mit seinem Freunde Bunsen in den vornehmeren Kreisen Interesse geweckt und so eine der bedeutendsten wissenschaftlichen

Thaten angebahnt zu haben. Jetzt ging es Schritt vor Schritt, und im Sommer des Jahres 1842, nachdem das Totenbuch und eine Auswahl altägyptischer Urkunden erschienen war, konnte die ägyptische Expedition von Lepsius unternommen werden.

Viele von uns haben das Werden und die Schicksale dieser merkwürdigen Expedition, welche in systematischer Auffassung der wissenschaftlichen Aufgaben weit die herrliche französische von 1799 bis 1801 überragen mufste, kennen gelernt. Mit historischem Sinn unternommen, mit einem klaren Blick für die philologische Seite der Denkmäler, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts ganz unmöglich war, geht Lepsius an seine grofse Aufgabe, — er eigentlich allein, nur umgeben von ein paar tüchtigen Zeichnern und von dem geistvollen Abeken, der sich so aufserordentlich rasch, sei es in die Aufgaben Bismarckscher Politik, sei es in Hieroglyphenkunde, zu finden gewufst. Da wurde in den Jahren 1842 bis 1845 die merkwürdige Thatsache aufgedeckt, an der Frankreich und die frühere ernste Wissenschaft überhaupt zu zweifeln gewagt hatten, dafs der ganze ägyptische Kulturstrom nilaufwärts gegangen sei, dafs die ägyptische Kultur also nicht das Resultat einer afrikanischen Kulturbewegung sei, sondern im Zusammenhang stehen müsse mit der ganzen Bewegung der kaukasischen Rasse, soweit sie von Indien aus sich westwärts gegliedert habe. Bis in das Ende des vierten Jahrtausends v. Chr. hin wurden die Denkmäler untersucht; alles, was in irgend welchem Zusammenhang mit der Geschichte Ägyptens stand, wurde herbeigezogen, und Sie alle kennen die eigentümliche Entdeckung, welche Lepsius — eigentlich zwar nicht zum ersten Male (denn eine verdunkelte Sage hatte das Richtige bewahrt) aber doch wissenschaftlich als eine so fundamentale machte, dafs sie als sein Eigentum bezeichnet werden kann: dafs nicht der Berg Sinai die Stätte des heiligen Wirkens Moses' war, sondern der Berg Serbâl. Alle Grenzgebiete, mit denen Ägypten in irgend welchem geschichtlichen Zusammenhange stehen konnten, wurden herbeigezogen.

So dürfen wir uns nicht wundern, dafs, als Lepsius heimkehrte, diese Heimkehr wie die Rückkehr eines Triumphators war. Durch seine Sammlungen, durch die Gründung des Museums für ägyptische Altertumskunde in Berlin ist in dieser gesicherten Grenzwissenschaft zwischen Griechenland und dem Orient eine ganz neue Ära eingeleitet worden. Der Entdeckungen und der Gewinne waren soviele, dafs ihre Ausbeutung und Verwertung die Kräfte eines einzelnen übersteigen, und frühzeitig die bedeutende Mitarbeit — zu Anfang nicht ohne längstvergessene Konflikte — vor allem von Heinrich Brugsch gewonnen werden mufste.

Aber auch der Laie, der diesen wissenschaftlichen Bewegungen ferner stand — ich schliefse hier denjenigen, der sonst die alte Geschichte zum Gegenstand seiner Studien gemacht haben könnte, ohne Ägyptolog zu sein, nicht aus — selbst der Laie staunte, als er in das in der Mitte der fünfziger Jahre vollendete ägyptische Museum in Berlin trat. Es war unter Lepsius' Händen und Augen eine Thatsache vollzogen worden, von der man angesichts dieser herrlichen Denkmälersammlung nicht die rechte, vollkommen zutreffende Vorstellung gewinnt. Man mufs sich wieder an Lepsius' Freund Bunsen wenden und in seinem Buch 'Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte', das seit 1845 erschienen ist, hin und her blättern, um zu wissen, dafs in Ägypten, bei seinem rätselhaften Volke, sich ein Stück Menschheitsgeschichte vollzogen hat, wie die anderen Länder und Völker alle es nicht kennen.

Aber Lepsius wurde nicht müde zu forschen, zu entdecken. Es ist Ihnen allen bekannt, dafs er, schon etwas gebrochen an Kraft, im Winter 1866/67 wieder nach Ägypten ging; er vervollständigte da eine Reihe von bis dahin noch zweifelhaften Entdeckungen, er schlofs eine ganze Folge sprachlich bedeutsamer Fragen ab. Ein grofser Gewinn war es, dafs er ein Seitenstück fand zu der berühmten Inschrift von Rosette, deren sich das Britische Museum in London rühmt, eine gut erhaltene dreisprachige Inschrift von Tanis — in Hieroglyphen, in Volksschrift und griechisch, welche seinen Schriftforschungen die vollste Bestätigung verlieh.

Aber mit diesen ägyptischen Arbeiten, die nun wie ein breiter Strom durch die Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften und durch die Zeitschrift für ägyptische Sprache sich hinziehen, hängt eine andere bedeutsame Frage auf das engste zusammen. Ihm, der als klassischer Philologe begonnen hatte, der bei seinen morgenländischen, besonders bei seinen afrikanischen Studien so eigentümliche Sprachformen durchforscht hatte, war die Frage immer näher und näher getreten, ob denn, was ja mit der Einheit des Menschengeschlechtes zusammenhängt, alle Sprachen auf Eine Urform zurückgeführt werden könnten. Lepsius war scharfsinnig, zugleich aber aufrichtig genug, zu sagen, dafs dieses eigentümliche Thema weder ein Problem für die gegenwärtige Wissenschaft ist, noch von einer Wissenschaft der Zukunft wird gelöst werden können. So weit unsere geschichtliche Kenntnis, ja selbst die anticipierend-darwinistische Erforschung der Menschheit zurückreicht, giebt es eine vielgespaltene Menschheit, giebt es verschiedene Völkerrassen. Und dementsprechend hat Lepsius auch zunächst den einfachen Satz festgehalten, dafs es im wesentlichen Sprachverschiedenheiten gebe nach der Verschiedenheit der Rassen. Es darf uns nicht stören, dafs er gelegentlich von Buchstabensprachen und buchstabenlosen Sprachen, von das grammatische Geschlecht bezeichnenden Sprachen und von geschlechtslosen Sprachen spricht; sieht man genauer in seiner Untersuchung zu, so wird man finden, dafs die Trennung der verschiedenen Sprachen im ganzen und grofsen zuerst auf bedeutsame physiologische Grundlagen zurückgeht.

Aber es hatte das eigentümliche Interesse für die Mannigfaltigkeit und relative Einheit der Sprache doch noch eine andere Seite. Überall, wo Lepsius beobachtete, und mochte er auch nur den äufseren Charakter der Schrift oder der Sprache beobachten, drängte sich in seinen Beobachtungen der Gedanke vor, dafs, wie verschieden die Völker nach Farbe, Gestalt und Sprache sein möchten, sie im Kerne doch den einheitlichen Begriff der Menschheit darstellen. In dieser Voraussetzung — wenn wir es noch so bezeichnen sollen — wurzelt seine schöne Begeisterung für die Missionsthätigkeit. Man mufste einmal an den Debatten seines Hauses teilgenommen haben, wo Gützlaff und andere bedeutende Missionare mit einander berieten, wie denn nun diesem oder jenem Volke mit der Leuchte des christlichen Glaubens beizukommen sei, wie man ihm den Reichtum der Bibel aufzuthun vermöchte: — da konnte man sehen, wie er auf jede Eigentümlichkeit der Sprache achtete, wie er wachte diesen oder jenen eigentümlichen Sprachlaut auch exakt wiederzugeben, wie er zuletzt daran verzweifelte, der an Bilderzeichen so unendlich reichen chinesischen Sprache eine bequeme Umschrift zu schaffen. Ich glaube kaum bei der Lösung irgend einer Frage einer Wissenschaft in ihm einen so aufserordentlich kernigen und gesunden religiösen Sinn lebendig gesehen zu haben, als hierbei. Sein

aus diesen immer wiederholten, gewissenhaften Erwägungen hervorgegangenes Universalalphabet ist nicht allein die Angelegenheit einer aufserordentlich feinen, das Wesen der Sprache wie der Schrift gleichmäfsig ins Auge fassenden Wissenschaft, sondern es ist auch die Sache eines religiös tief angelegten Herzens. Zuletzt mufste er aber doch darauf denken, wie auf einem vielleicht bequemer bebaubaren Gebiete als China, Japan und die altasiatischen Kulturländer zu sein scheinen, diese seine Forschungen der religiösen Sache zu gute kommen könnten.

Und hier knüpfte er denn in seinen letzten Lebensjahren wieder an Arbeiten seiner ersten ägyptischen Expedition an. Er gab im Jahre 1880 ein Werk über die Nubasprache heraus. Meine Herren, was könnten Sie, die Sie mit den höchsten Idealen des klassischen Altertums zu thun haben, es interessieren, wenn hier ein Werk über die litteraturlosen Natursprachen genannt wird? Und doch ist gerade dieses sich scheinbar in eine Spezialität verlierende Werk über die Nubasprache eine Kapitalangelegenheit der ganzen Lepsius'schen Weltanschauung. Er will in diesem Werke nachweisen, wie alle die verschiedenen afrikanischen Völker in ihren näheren Beziehungen sich zu einander stellen; er will nachweisen, wie in den verschiedenen afrikanischen Sprachen, die ihm erreichbar waren, die er selbst zum ersten Male aufgezeichnet hat, ein gewisser Zusammenhang stattfinde, wie in dem Ideenschatze, den ja jede Sprache uns entgegenbringt, noch eine Aussicht gegeben sei, diese jetzt noch kulturlosen Völker der glänzenderen Entwicklung der Zukunft einzureihen.

Es ist in der That ein grofsartiger Gedanke, der durch diese wie Lepsius' sämtliche sprachliche Bestrebungen geht. In Berlin hat der übermütige Unverstand gelegentlich wohl sich den Scherz erlaubt, Lepsius' ganze Thätigkeit als eine ABC-Schützenthätigkeit zu bezeichnen. Freilich, wenn man unter dem ABC nichts anderes versteht, als womit der vier- bis sechsjährige Bub in der Schule sich herumzuquälen hat, dann wäre das ein elendes Geschäft. Aber — und hier knüpfe ich wieder an den ersten Ausgangspunkt meiner Betrachtungen an — Lepsius sah in der Schrift einen doppelten Akt: einmal einen künstlerischen und dann einen rein intellektuellen. Die Schrift war ihm das Merkmal einer ganzen Kulturentwicklung; und weil er eine gleich grofse Kulturentwicklung der ganzen Menschheit gönnte, so ging er darauf aus, was mancher Spezialforscher ihm verargt hat, ein Universalalphabet aufzustellen: er wollte für alle Sprachen Ein Ausdrucksmittel finden, — das freilich nur einer immerhin grofsen, aber doch begrenzten Gruppe von Missionaren zu gute gekommen ist.

Was aber, meine Herren, wäre alle wissenschaftliche Arbeit, wenn sie nicht schliefslich doch grofse Reflexe würfe auf denjenigen, der sie vollzieht? Unsere Arbeit kann nicht von unserem Wesen losgetrennt werden; unser Herz und unser Sinn müssen sich entsprechend dieser Arbeit gestalten. So war denn Lepsius auch, ganz entsprechend diesen universalistischen Arbeiten, diesen auf das Fundamentale aller sprachlichen und Kunstentwicklung gerichteten Arbeiten, ein vielseitig bewegter und zugleich eigentümlich tiefer Mensch. Er gehörte zu den ernsten Menschen, welche meinen, dafs der ganze Grund des Herzens nicht für die grofse Masse da sei; er hatte unter Umständen etwas Abschliefsendes, man hat ihn daher als Forscher wohl gelegentlich als einen stolz abweisenden Mann bezeichnet. Nichts ist aber rührender als die Worte des Nachrufs zu lesen, welche ihm Heinrich Brugsch gewidmet hat. Dieser unter den lebenden gröfste Ägyptologe stand

vor langen Jahren, da er eben seine Entwicklung begann, einmal in scharfem Gegensatz zu dem bereits bewährten Meister, und der Lorbeerkranz, den er ihm jetzt auf sein Grab gelegt hat, dieser Lorbeerkranz ist der eines dankbaren Schülers und Mitforschers. Ganz unumwunden erkennt dieser gröfste deutsche Hieroglyphenforscher nach und neben Lepsius an, welche Stellung Lepsius in der von beiden hocherhobenen Wissenschaft einnahm.

Es war aber durchaus nicht diese eminente Hieroglyphenforschung allein, die uns den Mann so aufserordentlich wertvoll macht. — Es gab eine Zeit, da waren seine Salons in Berlin geöffnet allen wissenschaftlichen Bestrebungen, und wer den bedeutendsten Männern der Gegenwart begegnen wollte, dem durfte es nur geschehen, dafs er in diese Salons eintreten durfte. Es gehörte zu den schönsten Gewinnen irgend eines Menschenlebens, wenn man das Glück haben konnte, im engeren Kreise der lebhaftesten Debatten hier ein Wort von Bunsen, dort ein Wort von Christian Rauch, hier eins von Jakob Grimm, und wie alle die grofsen Leute unseres Jahrhunderts heifsen, zu vernehmen. Lepsius, wie er war, faſste alles, was man ihm offen entgegenbrachte, mit einem offenen und weiten Herzen und Verstand auf; er rangierte gleichsam jede noch so kleine Gabe in seinem ganzen geistigen Vorrat ein, und nur das Eine liebte er nicht: geistige Unselbständigkeit und Unthätigkeit; er hatte einen Widerwillen gegen jene anspruchsvollen Bettler, die wissenschaftlich kollektieren. Und auch in dieser Beziehung mufste er von Verständnislosen Tadel erfahren.

Es wird wenig über ein halbes Jahr her sein, da sah ich den trefflichen Mann zum letztenmale. Es war eine schlanke, in jüngeren Jahren aufserordentlich elastische Körpergestalt; ein aristokratisch feines Gesicht verriet den feinsten Sinn; aus den feingeschnittenen Lippen konnte nie ein banales Wort kommen; und wenn er im engeren Kreise war, so wufste man, dafs man einen ganzen Mann vor sich hatte: da grenzte seine Mitteilsamkeit an vollständige, ganz vollständige Hingabe. Und er wurde immer milder und milder; zuletzt zog er sogar eine Abhandlung, welche eine attakierende Selbstverteidigung war, aus den Abhandlungen der Akademie zurück; denn er gewahrte sein Ende.

Dieses Kommenmüssen des Endes vor der erwarteten Zeit in gemindertem äufserem wie innerem Glück ist der tragische Punkt in Lepsius' Leben. Seine ersten Thaten haben etwas von leuchtendem achilleischem Charakter: da schreitet er fort unter der Sonne des Glücks, wie nur einer der besten Unsterblichen der Vorwelt schreiten kann; — nachher wird es dunkler um ihn her, und er fängt an, einsam zu werden; das Glück scheint ihn verlassen zu sollen.

Als ich ihm aber ansah, dafs seine vordem so elastische, die Beweglichkeit eines Kavaliers und die Festigkeit eines Forschers in sich verbindende Gestalt nun bald im Tode würde versteinern müssen: da nahm ich vorahnend von ihm mit mir das Bild eines steinernen Memnon, wie Sie ihn alle aus Sage und Bild kennen, aus jenem Bilde zumal, das eine fesselnde Zierde seines grofsen ägyptischen Prachtwerkes bildet. Da ruht schweigend der tote Kolofs, starr dasitzend, das Auge sichtlich geschlossen: und doch will er hinaussehen, er will, wie es scheint, schlummernd etwas erfahren; nur — so berichtet eine spätere Sage des schon seinem Ausgange zugeneigten Altertums — wenn die Sonne aufgeht, dann klingt dieser Stein. Und so sehe ich das Bild von Lepsius vor meinem inneren Auge wie einen Kolofs, den das Schicksal ein wenig zertrümmert hat; aber wenn ein neuer

Strahl unserer Wissenschaft über diesen Kolofs hinweg leuchten wird, dann wird er beredt wiederklingen! (Lebhafter Beifall.)

Erster Präsident: Meine Herren! Die warm empfundenen Worte der vernommenen Gedächtnisrede haben uns alle tief in unserem Innern sympathisch berührt; ich spreche dem Herrn Redner den Dank der Versammlung aus. (Lebhaftes Bravo.)

Meine Herren, die heutige Tagesordnung ist erschöpft. Es liegt mir nur noch ob, Ihre Zustimmung einzuholen zu der bisher im 'Tageblatt' als 'vorläufig' bezeichneten Tagesordnung für den nächsten Tag. Sie finden dort verzeichnet:

1) Herr Professor Dr. Meyer aus Graz: 'Über die ältere Geschichte der Albanesen';
2) Herr Professor Dr. Conze aus Berlin: 'Über den Stand der Pergamenischen Arbeiten';
3) Herr Oberlehrer Dr. Weifsenborn aus Mühlhausen (Thüringen): 'Über die Gattungen der Prosa'.

Ich richte die Frage an die geehrte Versammlung, ob Einspruch gegen diese Tagesordnung erhoben wird. (Pause.) Einspruch ist nicht erhoben; die genannten drei Vorträge stehen also auf der Tagesordnung für den nächsten Tag.

Noch bringe ich in Erinnerung, dafs morgen früh die zweite Sitzung um $10^1/_2$ Uhr — und zwar pünktlich um $10^1/_2$ Uhr, nicht etwa mit Einhaltung des akademischen Viertels — ihren Anfang nehmen wird.

Ich schliefse die Sitzung.

(Schlufs der Sitzung gegen $12^3/_4$ Uhr.)

Zweite allgemeine Sitzung

am Donnerstag, den 2. Oktober 1884.

Der zweite Präsident, Gymnasialdirektor Stier (Zerbst), eröffnet die Sitzung etwas vor $10^3/_4$ Uhr mit folgenden Worten:

Meine Herren! Die gestern von Ihnen beschlossene Tagesordnung — die nur durch ein Versehen im heutigen Tageblatt noch als eine 'vorläufige' bezeichnet worden ist — enthält in erster Nummer den Vortrag des Herrn Professor Dr. Meyer aus Graz:

Über die ältere Geschichte der Albanesen[1]).

Ich ersuche den Herrn Professor, jetzt diesen Vortrag zu halten.

Professor Dr. Meyer (Graz): Hochgeehrte Versammlung! Von der Strada marina in Korfù sieht man hinüber nach den albanesischen Bergen. Diesseits ist blühendes Leben in fröhlichem Frühlingslicht, der hellglänzende Ölwald und die Goldorange in dunklem

1) In allen wesentlichen Punkten übereinstimmend mit dem von seiten des Herrn Redners dem Präsidium zum Abdruck zugegangenen Aufsatze desselben Verfassers 'Zur älteren Geschichte der Albanesen' (in der Cottaschen Ztschr. für Allgem. Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte. IX, S. 667 ff.).

Laube, und drüben ragen, nur getrennt durch die schmale Meerenge, die finstern und verschlossenen Höhen empor. Kleine Ortschaften kleben an den Felsen, und die Gipfel deckt Schnee. In all dem Zauber der griechischen Welt stehen sie da wie ein Rätsel, wie eine andere, ungastlichere Welt. 'Hier streift der Wolf, der Adler wetzt die Klau', hier hausen Männer, wild wie Wolf und Aar'. Lord Byron hat manches zu ihrem Lobe gesagt, und Joh. Georg von Hahn hat ihren Sitten und Einrichtungen ein langjähriges, liebevolles Studium gewidmet. Trotzdem haben erst die politischen Ereignisse der jüngsten Zeit die allgemeinere Aufmerksamkeit auf die Albanesen gelenkt. Man weifs nun, dafs sie ein wichtiges Element auf der Balkanhalbinsel sind, mit dem sowohl Griechen als Slawen jedenfalls zu rechnen haben. Dem Slawen steht der Albanese am liebsten mit der Flinte in der Hand gegenüber; aber auch das Liebesmühen der Griechen ist bis jetzt nicht sonderlich erfolgreich gewesen.

Wenn man von Dörfern liest, deren Bewohner mittels aufgeblasener Schläuche aus Ziegenfellen den Flufs abwärts zu schwimmen pflegen, so ist man geneigt, sie am Kongo oder in Neuguinea zu suchen. Sie liegen in einem europäischen Lande, und der Flufs ist der Drin in seinem Lauf zwischen dem Ochridasee und Skutari. Derartige Seltsamkeiten birgt Albanien. Es ist merkwürdig, dafs geographischer und ethnographischer Entdeckungseifer von dem Lande sich nicht mehr angezogen fühlt, dessen grofsartige Naturschönheiten seit Grisebach und von Hahn wenige gesehen haben und niemand mehr beschrieben hat. Auch in das noch wenig geklärte Terrain der albanesischen Geschichte sind wenige Forscher eingedrungen. Wir wissen im grofsen ganzen noch heut nicht mehr darüber als das, was uns Hahn gelehrt hat (1854). Zum öfteren sind uns seine Thesen vorgetragen worden, leider nicht immer mit Nennung seines Namens; und auch die nicht wenigen Irrtümer, die der vortreffliche Gelehrte infolge seiner nicht ausreichenden linguistischen Vorbildung begangen hat, werden uns häufig nicht erspart, ohne dafs dieselbe Entschuldigung heut dafür anzuführen wäre. Beinahe hat man über den Sammlungen Hahns eines seiner Vorgänger vergessen, der über die ältesten Bevölkerungsverhältnisse auf der Balkanhalbinsel zuerst die Ansichten geäufsert hat, die wesentlich noch heut für richtig gelten: Thunmanns Untersuchungen über die Geschichte der östlichen europäischen Völker sind ein für ihre Zeit (1774) geradezu bewunderungswürdiges Buch.

Die hauptsächlichste Schuld an unserer mangelhaften Kenntnis der albanesischen Geschichte trägt der Mangel an Quellen. Dieses Volk hat niemals daran gedacht, selbst auch nur die kleinste Notiz über seine Geschichte aufzuzeichnen. Uberall sind wir auf die Berichte der Völker angewiesen, die mit den Albanesen in Berührung kamen. Für die neuere Zeit ist daran kein Mangel: Charakter und Bestrebungen eines Ali von Tepelen vermögen wir mit wünschenswerter Klarheit zu schildern. Im Mittelalter ist das Volk der Albanesen einmal in den Gesichtskreis des ganzen Occidents gekommen, als die Heldenkraft des Georg Kastriota die Heere des Islam zerschmetterte; aber der unkritische Panegyrikus des Barletius hat mehr dazu beigetragen, die Geschichte dieses Zeitraums zu verwirren als aufzuklären. Im übrigen hängt die Kenntnis des albanesischen Mittelalters von den byzantinischen Chronisten ab, die selten genug sich um diese entfernte Provinz bekümmert haben. Eine genaue und systematische Durchforschung dieser Quellen wird vielleicht noch manches interessante Einzelmoment, sicherlich aber keine zusammenhängende Kunde ergeben. Trotzdem ist sie wünschenswert; denn Hopfs Darstellung ist schwer zu-

gänglich und mühsam zu lesen, die Kompilation aber, welche Herr Hertzberg daraus veranstaltet hat, ist recht ungenügend.

Der Name der Albanesen wird, wie man weifs, zuerst beim Geographen Ptolemäos, also in der Mitte des 2. Jahrhunderts nach Christus, genannt. In der Aufzählung illyrischer Stämme figurieren neben Taulantiern, Elimioten und Oresten auch Albaner mit ihrer Hauptstadt Albanopolis. Der Gradbestimmung des Ptolemäos zufolge müfste dieser Stamm in der Gegend von Dibra und am schwarzen Drin gesucht werden; doch scheinen seine Positionsangaben gerade für diesen Teil willkürlich und wertlos zu sein. Man könnte daher von vornherein nichts dagegen haben, wenn man in Albanopolis das heutige Elbasan erkennen wollte. Indessen dies ist gewifs unrichtig. Wir kennen für Elbasan den antiken Namen: er lautete Skampa, und wir werden kaum fehl gehen, wenn wir denselben in dem Namen des Flusses Škumb, an welchem Elbasan liegt, erhalten glauben. Zudem ist der Name Albanier mit seinem *l* sicherlich nur eine grăcisierte Form eines Namens mit ursprünglichem *r*. Die Serben nennen ihren albanesischen Nachbar Arbanas, die Griechen Arvanitis, und aus der letzteren Form ist das türkische Arnaut, das auch die Bulgaren brauchen, umgestellt. Arbẹri heifst eine Landschaft in Albanien, dieselbe, welche auch Ljapẹri oder Ljabẹri genannt wird; es ist das Gebiet der akrokeraunischen Berge und ihr Hinterland, die Distrikte von Avlona (Vljorẹs), Kurvelješ u. s. w. Der Bewohner heifst Arbẹr. Wir müssen hierin den Stamm erkennen, dessen Name, wie so häufig, von Fremden zum Gesamtnamen eines weit gröfseren Gebietes erhoben wurde. Die Albanesen selbst, besonders die nördlichen und die im Königreich Griechenland und in Italien lebenden, haben diese Gebrauchsweise acceptiert. Für die echtere Bezeichnung der eigenen Nationalität im Munde der Albanesen selber gilt der Name Škjipẹtàr für Albanese und Škjip für albanesische Sprache. Man hat unmögliche Erklärungen dieses Namens aus Wörtern, welche 'Adler' und 'Fels' bedeuten, aufgestellt; die einzig mögliche Ableitung ist die von dem Verbum škjipónj 'ich verstehe'. Škjipẹtàr heifst nichts weiter als 'der Verstehende': so nennt der Albanese eben den, welcher seine Sprache versteht. Die Bezeichnung ist eine verhältnismäfsig junge, denn das erwähnte Verbum ist ein aus dem Lateinischen (*excipere* 'verstehen') eingedrungenes Lehnwort.

Wie der Stamm der Arbẹr zu der Ehre gekommen ist, Gesamtname der Albanesen zu werden, das können wir in diesem Falle ebensowenig wie in manchem anderen mit Bestimmtheit sagen. Es scheint übrigens, dafs er in seine jetzigen Wohnsitze aus nördlicher gelegenen eingewandert ist: wenigstens kennt die Kiepertsche Karte am Flusse Arzen, südlich von Tirana und östlich von Durazzo, einen Ort Arbona, der wahrscheinlich damit in Zusammenhang steht. Damit kommen wir der Lage der Albanier bei Ptolemäos näher. Die Umgestaltung eines einheimischen Arbẹr oder, wie der Name ursprünglich lautete und im Norden noch heut lautet, Arbẹn, zu Albanier darf in griechischem Munde nicht befremden. Leider haben die Griechen es durchaus verschmäht, fremde Völker- und Ortsnamen in der einheimischen Form wiederzugeben; Anpassung an die Gesetze der eigenen Sprache und Anlehnung an sonst Bekanntes und öfter Gehörtes hat Verunstaltungen zur Folge gehabt, welche jetzt bei der Untersuchung der alten Geographie und Ethnographie auf Schritt und Tritt hinderlich sind und schon manchen Weg ins Blaue hinein veranlafst haben. Hier mögen die Albaner in Italien oder die gleichnamige Völkerschaft am Kaukasus eingewirkt haben. Es ist bezeichnend für eine gewisse Richtung in der Völker-

kunde, dafs diese nachträglich hergestellte Namensgleichheit genügt hat, um darauf die bis in die neueste Zeit geglaubte Fabel von einer Einwanderung der Albanesen vom Kaukasus her zu bauen. Diese Hypothese hat in nichts auch nur den mindesten Halt: weder spricht für sie irgend eine historische Überlieferung noch die Vergleichung der albanesischen Sprache mit den von den kaukasischen Stämmen gesprochenen Mundarten.

Wir dürfen vielmehr bei dem Mangel an einer entgegenstehenden Thatsache annehmen, dafs die Albanesen in Albanien oder wenigstens in einem Teile desselben seit uralter Zeit wohnen und Descendenten der Illyrier sind, welche im Altertum im Gebiete des heutigen Dalmatien, Bosnien und Albanien angesiedelt waren. Diese Ansicht erfreut sich gegenwärtig weit verbreiteter Zustimmung.

Die Bezeichnung der Albanesen als Neuillyrier ist demnach ebenso zutreffend, wenn auch ebensowenig geschmackvoll, als die der heutigen Griechen als Neugriechen. Dafs im Laufe der Jahrhunderte eine ungemein starke Rassenmischung mit italischem und slawischem Elemente stattgefunden hat, ist an und für sich sehr wahrscheinlich und wird durch die Ergebnisse der linguistischen Untersuchungen noch näher gelegt. Wenn wir sehen, wie von den alten Schriftstellern der körperliche Unterschied der hochgewachsenen, blondhaarigen keltischen Eroberer von den kleinen, magern, brünetten Einwohnern Illyriens hervorgehoben wird, so stimmt das durchaus nicht mehr zu dem heutigen Typus des albanesischen Kriegsmannes. Wir dürfen hierüber vielleicht einmal von der Anthropologie Aufschlufs erwarten, wenn diese ihre Methode wissenschaftlicher gestaltet haben wird und wenn ihr zuverlässiges Material aus diesen Gegenden zu Gebote steht.

Abgesehen nun aber von dieser einen feststehenden Thatsache, dafs die Albanesen Nachkommen der Illyrier sind, ist im einzelnen noch vieles unklar und zweifelhaft. Hahn hat in den beiden Hauptdialekten des Albanesischen, dem gegischen und dem toskischen, die alte Scheidung in Illyrisch und Epirotisch wiedererkennen wollen. Das ist möglich, meinetwegen sogar wahrscheinlich, aber durchaus nicht erwiesen. Gewifs ist daran festzuhalten, dafs die Bewohner von Epirus, die dem Griechen zu allen Zeiten für Barbaren gegolten haben, eine ungriechische Sprache redeten, die zum Illyrischen wohl in nahem Verwandtschaftsverhältnisse stand; so, wie ich auch heute noch meine vor Jahren ausgesprochene Behauptung, dafs die Makedonier keinen griechischen Dialekt sprachen, trotz des versuchten Gegenbeweises von Herrn Fick in vollem Umfange aufrecht halte. Bei alledem aber kann der heutige Unterschied des Gegischen und des Toskischen, der lange nicht so grofs ist wie der des sicilianischen und römischen Italienisch, auf einer späteren Differenzierung beruhen. Das Studium des in Griechenland gesprochenen Albanesisch läfst mir diese Anschauung gegenwärtig als die plausiblere erscheinen.

Über die Ausbreitung des illyrischen Volksstammes im Altertum läfst sich etwas Gewisses nicht sagen. Die Alten und ihre späteren Kompilatoren haben allerlei Völker, von denen sie wenig Sicheres wufsten, illyrisch genannt, wie sie ja auf anderem Gebiete mit dem Namen skythisch ähnlichen Mifsbrauch getrieben haben. Dafs die Dalmater oder Delmater dazu gehörten, scheint sicher, wenn ich auch die Ableitung des Namens von dem albanesischen Worte für 'Schaf' *delje* nicht für völlig erwiesen halte. Auch die angrenzenden Liburner, Histrer und Veneter rechnet ein so besonnen abwägendes Buch wie Nissens Italische Landeskunde zur illyrischen Völkergruppe; und man mag sich daran freuen, ein Wort wie das venetische *ceva* 'die Kuh' mit albanesischem *ka-u* 'der Ochse'

zu vergleichen. Ebenso hat wohl der Helbigsche Aufsatz, der die Japyger oder Messapier auf der Halbinsel von Táranto für illyrisch erklärt, das Richtige getroffen[1]). Wenn man dem Strabo bei seiner Ankunft in Brindisi mitteilte, *brention* bedeute im Messapischen 'Hirschkopf', so ist es sehr verführerisch, dabei an das albanesische *brin,* 'Horn, Geweih', zu denken. Indessen darf man sich niemals verhehlen, dafs die etymologische Deutung alter Orts- und Völkernamen aus einer durchaus nicht sehr altertümlichen, sondern in ihrem Laut-, Formen- und Wortbestande sehr wesentlich durch allerlei Einflüsse alterierten Sprache, wie es das Albanesische ist, einen wenig soliden Unterbau schafft. Man hat es bis auf unsere Tage häufig nachgeschrieben — ich finde es z. B. noch in Kieperts vortrefflicher Geographie —, dafs der Name der Japyger identisch sei mit dem der Ljapen in der oben erwähnten Landschaft Arberí. Mir erscheint das deshalb unrichtig, weil der Name Ljap, Ljaberí (denn auch die Form mit *b* kommt vor) gewifs nichts weiter ist als die nach slawischem Lautgesetze erfolgte Umgestaltung von Arberí, Alberi im Munde der Slawen, die ja ebenso aus dalmatinischem Albona Labin, aus dem Flufsnamen Albis 'Elbe' Labe gemacht haben. Herr Jireček hat zur Erklärung des Volksnamens der Satrer das albanesische Wort *sater* 'Schwert' herangezogen; dieses bedeutet aber genauer ein 'Fleischermesser' und ist erst ein Lehnwort aus dem Türkischen.

Die illyrischen Japyger sind gewifs übers Meer herüber gekommen, das ja zwischen Otranto und Kap Linguetta keine bedeutende Breite besitzt. Es ist erwähnenswert, dafs eine lautliche Besonderheit, die sich im Süditalienischen findet und sich bereits im alten Oskischen fand, die Angleichung von *nd* zu *nn* und von *mb* zu *mm,* auch im Albanesischen vorkommt. Es liegt nahe, dort an den Einfluſs des Japygischen zu denken, obwohl man nicht vergessen darf, dafs häufig der Zufall auf durchaus unverwandten Sprachgebieten die gleichen Erscheinungen hervorgerufen hat. Weitergehende Hypothesen über eine einstige Ausbreitung der Illyrier über ganz Griechenland und vollends eine Identifikation derselben mit den in der alten Ethnographie übel berüchtigten Pelasgern sind, wie mir scheint, durchaus zurückzuweisen. Sie haben neuerdings ein Pendant gefunden in der Behauptung eines hervorragenden griechischen Gelehrten, der die Slawen, welche im Laufe des Mittelalters Griechenland besiedelt haben, samt und sonders für Albanesen erklärte. Ich habe mich damals in der „Allgemeinen Zeitung" mit Entschiedenheit dagegen ausgesprochen, und mein Freund Sathas — von ihm ist die Behauptung — ist mir darüber etwas böse gewesen. Trotzdem halte ich noch heut aufrecht, dafs allein die zahlreichen slawischen Ortsnamen in Griechenland jenen Gedanken einfach als unmöglich erscheinen lassen. Es ist bedauerlich, dafs die Griechen diese rein wissenschaftliche Frage in eine nationale verwandeln. Es erinnert mich daran, wie ungehalten einmal Karl Simrock war, als A. Kuhn ihm slawische Abstammung zuschrieb.

Waren also die Illyrier die Vorfahren der Albanesen und die illyrische Sprache eine ältere Phase des heutigen Albanesisch, so ist das Illyrische eine indogermanische Sprache gewesen; denn das Albanesische ist ohne Zweifel indogermanisch. Infolge seines geringen Bekanntseins und seiner starken Mischung mit Fremdem hat man dies lange Zeit nicht erkannt und selbst, als es erwiesen war, nicht immer genügend anerkannt. Es

---

1) Vgl. auch den Aufsatz von Stier über 'die messapischen Inschriften' in Kuhns Zeitschr. für vgl. Sprachforschung VI.

handelt sich nun darum, seine Stellung innerhalb der indogermanischen Sprachenfamilie genauer zu bestimmen. Vorwiegend ist noch heut die Meinung, dafs es ganz besonders nahe mit dem Griechischen verwandt, ja sogar nichts anderes als ein stark degenerierter altgriechischer Dialekt sei. Unklare historische Vorstellungen von naher Berührung der Hellenen mit den Illyriern gaben den Anstofs dazu, die Pelasgerhypothese wirkte verwirrend, auch politische Tendenzen auf Verschmelzung des albanesischen mit dem griechischen Elemente spielten hinein. Besonders der italienische Albanese Camarda lieh dem Beweise dieser Ansicht seinen guten Willen und sein mangelhaftes linguistisches Wissen. Eine genaue sprachwissenschaftliche Analyse des Albanesischen löst dieses Phantom in nichts auf. An einem anderen Orte habe ich den Beweis geführt, dafs von einer engeren Zusammengehörigkeit des Albanesischen mit dem Griechischen keine Rede sein könne. Hier darf ich nur die Hauptpunkte dieses Beweises kurz andeuten. Das Indogermanische besafs zwei verschiedene Arten von Gutturallauten; diese sind im Griechischen — bis auf gewisse Reste — zusammengefallen, im Albanesischen dagegen auseinander gehalten wie im Arischen und im Baltisch-Slawischen. Das Indogermanische besafs aspirierte Medien (*gh* u. s. w.); diese sind im Griechischen zu aspirierten Tenues geworden, im Albanesischen zu einfachen Medien (*g* u. s. w.) wie in den nordeuropäischen Sprachen. Spezielle Übereinstimmungen mit dem Griechischen sind mir im Albanesischen nicht mehr begegnet als solche mit dem Keltischen oder dem Italischen. Will man das Illyrisch-Albanesische an eine andere Sprachgruppe näher anlehnen, so könnte es höchstens die baltisch-slawische sein. Indessen auch hier sind die näheren Übereinstimmungen nach den Grundsätzen zu beurteilen, die man gegenwärtig überhaupt bei den Anschauungen über die Verwandtschaftsverhältnisse der indogermanischen Sprachen in Anwendung bringt. Die Grenzen einzelner Spracherscheinungen decken sich häufig nicht mit den Grenzen der Sprachgebiete im ganzen genommen.

Das Illyrisch-Albanesische ist somit als ein selbständiges Glied in die Familie der indogermanischen Sprachen einzureihen. Über seine Beziehungen zum Thrakischen, das völlig ausgestorben ist, aber, wie man glaubt, im Rumänischen noch Spuren seines Daseins hinterlassen hat, kann ich mich hier nicht auslassen. Die Illyrier sind also in das Land, das sie seit alter Zeit bewohnen, einmal in prähistorischer Zeit eingewandert; bis jetzt wenigstens hat noch keine der mannigfachen Hypothesen, die man über den Ursitz der Indogermanen aufzustellen für gut gefunden hat, die Balkanhalbinsel dafür in Anspruch genommen. Damit ist es aber von vornherein wahrscheinlich, dafs sie eine andere, ältere Bevölkerung dort angetroffen haben; denn es läfst sich nicht bezweifeln, dafs Europa vor der Ausbreitung der Indogermanen in ihre späteren Wohnsitze bevölkert war. Die Betrachtung des albanesischen Wortschatzes unterstützt diese Ansicht durchaus. Eine grofse Anzahl von Kulturwörtern sind den Albanesen mit den übrigen indogermanischen Stämmen gemeinsam. Von ihnen darf man annehmen, dafs sie aus der Urheimat mitgebracht worden sind. So, um einige Beispiele anzuführen, die Bezeichnungen für Jahr, Monat, Winter, Tag und Nacht, für Mond, Erde, Wasser; von Tieren tragen indogermanische Namen z. B. Bär, Wolf, Fliege, Floh, Maus, Schaf, Ziege, Wurm; die Worte für Fleisch, Knoblauch, Nufs, Gras, Stein lassen sich aus indogermanischen Mitteln erklären; die Namen von Körperteilen wie Achsel, Busen, Finger, Hand, Knie, Ohr, Zahn, die Ausdrücke für Bart, Blut, Knochen, Thräne begegnen Verwandten in den Schwestersprachen.

Die Bezeichnungen aus dem Kreise des Familienlebens sind allerdings nicht die bei der Mehrzahl der indogermanischen Stämme gebräuchlichen; indessen sind für Vater und Mutter Ausdrücke vorhanden, die dem Indogermanischen auch sonst nicht fremd sind, die für Sohn und Tochter stimmen mit den lateinischen überein, und das Wort für Schwester (*motrę̊*) halte ich für identisch mit dem indogermanischen *māter* 'Mutter', das im Litauischen in der allgemeinen Bedeutung 'Weib' vorkommt. Nur das Wort für 'Bruder' hat ein fremdartiges Ansehen (*vla*), indessen ist seine Vereinigung mit dem indogermanischen *bhrāter* doch vielleicht möglich.

Eine zuverlässige Vorstellung von dem Kulturzustande der Illyrier bei ihrer Einwanderung ist freilich auf Grund des vorliegenden Sprachmaterials kaum möglich. Denn sicher sind manche alte Kulturwörter später verloren gegangen und besonders durch lateinische ersetzt worden. Wichtiger aber ist es, dafs wir im Albanesischen auf eine Anzahl von Wörtern stofsen, die allem Anscheine nach nicht indogermanisch sind. Möglich, dafs manche von ihnen sich doch schliefslich noch einer Ableitung aus arischen Mitteln fügen werden; alle gewifs nicht. Von ihnen liegt die Vermutung nahe, dafs sie aus der Sprache der Ureinwohner ins Albanesische eingedrungen sind. Manche dieser interessanten Wörter sind dem Albanesischen mit dem Rumänischen gemeinsam. Das scheint darauf hinzuweisen, dafs die ältesten Phasen dieser beider Sprachen von derselben prähistorischen, fremden Sprache beeinflufst worden sind. So heifst *kodrę̊* im Rumänischen 'Wald', im Albanesischen 'Hügel', ein allem Anschein nach fremdes Wort, das zu dem Stadtnamen Scodra (Skutari) in Beziehung zu stehen scheint; *malj* 'Berg', *borę̊* 'Schnee' scheinen ebenfalls keine indogermanischen Wörter zu sein; auch die Griechen werden ihren Boreas aus nordischem Sprachkreise geborgt haben. Das albanesische Wort für 'Kuh' (*ljopę̊*) findet sich in deutschen Alpenmundarten wieder, auch dort ein Trümmerstück uralter Bevölkerung. Vereinzeltes Zusammentreffen mit dem Baskischen, das ja allgemein als ein Rest der ältesten in Europa gesprochenen Sprachen gilt, wie in den Wörtern für 'Stern' und 'Schwanz', kann zufällig sein. Jedenfalls sind hier noch soviel Rätsel als Worte.

Wenn der Morgen der Geschichte für Griechenland längst angebrochen ist, liegt über dem illyrischen Norden noch dunkle Nacht. 'In das gewaltige Völkergetümmel, das auch dort damals gewogt haben mag, reicht die Fackel der Geschichte nicht, und die einzelnen Streiflichter, die in dieses Gebiet fallen, sind wie der schwache Schimmer in tiefer Finsternis mehr geeignet, zu verwirren, als aufzuklären'. Wiederholt wird uns von Kämpfen der makedonischen Könige mit den Illyriern berichtet, die niemals zu einer vollständigen Unterwerfung geführt zu haben scheinen. Der Einfall der Kelten, welche sich zuerst am Anfang des vierten Jahrhunderts v. Chr. auf der Balkanhalbinsel zeigten und durch längere Zeit in illyrischem Gebiete hausten, hat, soweit ich sehe, in der Sprache keinerlei Spuren zurückgelassen. Dann tritt die Gestalt des Königs Pyrrhos ins Licht der Geschichte. Er ist ein Epirot mit griechischem Namen: der Einfluſs des Hellenentums war damals natürlich in diesen Gegenden schon sehr mächtig. Die Signatur der späteren albanesischen Kondottiere ist diesem Manne bereits deutlich aufgeprägt. Er hat als ein grofser Feldherr begonnen und als ein Abenteurer geendet. Die Kämpfe der Römer in Illyrien, die sich an die Namen der Königin Teuta und des Königs Gentios knüpfen, hat Zippel in seinem Buche eingehend dargestellt. Die dann folgende römische Ordnung der

Dinge in Illyricum ist von dem tiefsteingreifenden Einflusse auch auf die illyrische Sprache gewesen. Man kann sagen, dafs sie nur mit knapper Mühe dem Schicksal gänzlicher Romanisierung entgangen ist. Wenig fehlte, so hätten wir heut statt des Albanesischen eine romanische Sprache mehr. Die Entlehnungen im Wortschatz sind ungeheuer zahlreich; über die frühe Zeit ihrer Aufnahme kann kein Zweifel bestehen, da das *c* vor *e* und *i* noch den alten Wert als Gutturallaut hat. Sie erstrecken sich nicht blofs auf Kulturbegriffe, die den Illyriern vermutlich erst durch die Römer bekannt geworden sind, sondern auch auf solche, wo fremder Einfluſs sonst gewöhnlich machtlos bleibt. Damals sind sehr viele altillyrische Wörter für immer in der Sprache untergegangen. Die Tiernamen für Pferd, Hund, Taube, Hahn, Löwe, Igel, Schmetterling, Fisch sind lateinisch, ebenso Apfel, Kirsche, Bohne, Frucht, Getreide, ja Ast, Zweig und Blatt; Gold, Silber und Blei tragen lateinische Benennungen, wie auch Öl, Brot, Zwiebel, Pfeffer, Ei, vielleicht auch Wein und Essig. Für Himmel, Wind und Luft, für Flufs und Flamme sind lateinische Wörter an die Stelle der einheimischen getreten. Das meiste, was auf das Wohnen in festen Ansiedelungen und auf geordnete öffentliche Verhältnisse sich bezieht, ist romanisch benannt: Stadt, Mauer, Dorf, Turm, Brunnen, Bad, Haus, Hütte, Treppe, Ofen, Zelt, Glocke; König, Krone, Gericht, Gesetz, Krieg und Frieden, Freund und Feind, Nachbar. Im Familienleben sind die Worte für Enkel, Stiefsohn, Ehe, Waise und Witwe Lehnworte. Kleidungsstücke wie Hemd, Hose, Mütze, Tasche, Ärmel, Gegenstände des täglichen Gebrauchs wie Bett, Buch, Papier, Feder, Kerze, Krug, Löffel, Säge, Stock tragen fremde Namen. Aber auch für Körper und Seele, für Mund, Magen, Leber, Haar, ja für Leben gelten die lateinischen Ausdrücke. Von den Jahreszeiten ist der Frühling lateinisch benannt. Ausdrücke, die erst mit dem Christentum Eingang gefunden haben, wie Ostern, Weihnachten, Fasten, Engel, Teufel, befremden weniger; auch eine der albanesischen Bezeichnungen für Gott ist lateinischen Ursprungs. Indessen mag auf all dies kein besonderes Gewicht gelegt werden; Mischungen im Lexikon alterieren im Grunde das eigentliche Wesen der Sprache nicht. Wohl ist dies aber der Fall, wenn man das einheimische Gebäude der Flexion durch fremden Einfluſs untergraben findet; da beginnen die Erscheinungen, welche schliefslich zum gänzlichen Aufgehen in fremder Redeweise führen. Wir nehmen solche im Albanesischen wahr. In der Konjugation finden wir rein lateinische Zeitformen und Modusformen, in der Deklination wird die Mehrheit auch nach lateinischer Weise bezeichnet; man darf die Frage aufwerfen, ob nicht der Artikel und einige wichtige Fürwörter lateinischen Ursprungs sind, wie es von einigen Zahlwörtern sicher steht. Demgegenüber will es nichts mehr bedeuten, wenn wir alltäglich gebrauchte Bindewörter, wie 'und', 'aber', 'dafs', und zahlreiche Präpositionen als aus dem Lateinischen herübergenommen nachweisen können.

Allerdings ist uns aus der Mitte des fünften Jahrhunderts n. Chr. bezeugt, dafs damals das Latein in den Ländern zwischen dem Adriatischen, Ägäischen und Schwarzen Meere als Amts- und Haussprache galt. Jedenfalls aber legt es ein glänzendes Zeugnis von der Assimilierungskraft der römischen Sprache ab, dafs es ihr gelungen ist, einem so unbotmäfsigen und freiheitsliebenden Volke wie den Albanesen gegenüber derartige Erfolge zu erringen. Keine andere Sprache der Völker, denen die Albanesen nachher gehorcht haben, hat in ähnlicher Weise gewirkt. Gar keine Spuren haben die Goten und die Normannen zurückgelassen. Alarich war etwa zehn Jahre Präfekt von Illyrien, auch

nach seinem Tode sind Goten in Nordalbanien zurückgeblieben, erst 535 weicht das gotische Heer aus Dalmatien. Man darf 130 Jahre als die Dauer dieser germanischen Herrschaft ansetzen. Trotzdem hat niemand im Ernste vermocht, ein gotisches Wort im Albanesischen nachzuweisen. Ohne Erfolg war auch der spätere Ansturm der Normannen unter Robert Guiskard und Boëmund. In die Zwischenzeit fallen verschiedene Einfälle der Slawen, welche wahrscheinlich im dritten Jahrhundert zum erstenmal auf der Balkanhalbinsel erschienen waren. Seitdem ziehen sich diese slawischen Invasionen wie ein roter Faden durch die byzantinische Geschichte. Ihnen im einzelnen nachzugehen, ist hier nicht der Ort; die bekannten Untersuchungen, unter denen die des bulgarischen Gelehrten Drinov mit besonderer Auszeichnung zu nennen ist, geben darüber den erreichbaren Aufschluſs. „Um die Hälfte des siebenten Jahrhunderts war die slawische Kolonisation der Balkanhalbinsel vollendet.“ Nordalbanien bildete bis in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts eine Provinz des serbischen Reiches; erst in den Wirren, welche nach dem Tode Stephan Dušans unter dessen Erben ausbrachen, machten sich die einheimischen Dynastengeschlechter frei. Der Süden Albaniens stand etwa hundert Jahre lang unter der Herrschaft der Bulgaren; des Zaren Symeon Reich umfaſste die albanesische Küste mit Ausnahme einiger byzantinisch gebliebener Seeplätze von Korfù bis an die Drinmündung, gegen Serbien bildete der vereinigte Drin, der weiſse Drin und der Ibar die Grenze. Erst das Despotat von Epirus löste die bulgarische Herrschaft ab.

Über die Slawen in Albanien giebt es eine russisch geschriebene Untersuchung des um die Geschichte der Südslawen wohl verdienten Makušev, die mir leider bis jetzt nicht zugänglich geworden ist. In der Sprache der Albanesen ist starker slawischer Einfluſs nicht zu verkennen. Die zahlreichsten slawischen Lehnwörter finden sich in den Mundarten von Nordalbanien, das dem Slawentum am längsten gehorchte und auch heute noch in fortwährender Berührung mit slawischem Elemente steht. Aber eine Anzahl slawischer Lehnwörter sind allen albanesischen Mundarten gemeinsam, auch denen, die in Griechenland und in Italien gesprochen werden; das beweist, daſs sie ziemlich früh, jedenfalls vor dem 14. Jahrhundert, im Albanesischen recipiert waren. In Italien braucht man z. B. die slawischen Wörter für Schlüssel (*ključ*); Krippe (*gražd*), Marktplatz (*treg*), Nagel (*gožd*); letzteres kommt in dieser Form nur im Bulgarischen vor. Sonst haben fast alle slawischen Elemente im Albanesischen serbische Lautform. Die Entlehnungen gehen auch hier oft weiter, als es sonst der Fall zu sein pflegt; nicht wenige Verba sind z. B. eingedrungen. Die Flexion ist dagegen ganz unberührt geblieben. Die zahlreichsten Lehnwörter beziehen sich auf Begriffe des bäuerlichen Lebens; dazu stimmt Kallays Behauptung, daſs die Albanesen im serbischen Reiche vorzugsweise Viehzüchter waren. Mütze (*šapkę*) und Sandale (*opinkę*) tragen slawische Namen, von Gewerben das des Schmiedes (*kovač*) und des Webers (*kač*). Tier- und Pflanzennamen sind wenige eingedrungen, dagegen die auf Besitzverhältnisse sich beziehenden Worte *četa* und *baština; zakon* für Gebrauch, Gewohnheit ist auch in Italien bekannt.

Die albanesischen Einwohner des Königreichs Italien beziffern sich auf etwa hunderttausend Seelen. Die ersten mögen herüber gekommen sein, als Skenderbeg 1461 seinen Abenteurerzug zur Unterstützung Ferdinands von Arragonien nach Apulien unternahm. Es wird berichtet, daſs ihm für diesen etwas mäſsigen Beistand die Stadt Trani mit zwei anderen befestigten Orten als Zuflucht und Notanker für den Fall einer Kata-

strophe überlassen wurde. Diese trat bald nach Skenderbegs Tode (1468) ein. Eine grofse Anzahl Flüchtlinge fand auf italienischem Boden gastfreundliche Aufnahme und den Genufs wertvoller Privilegien. Aus jener Zeit stammen die albanesischen Dörfer in Kalabrien, der Kapitanata, Basilikata und der Terra d'Otranto, deren genaues Verzeichnis man bei Biondelli nachlesen mag. In Sicilien war die erste Niederlassung Contessa (1450), es folgten Palazzo Adriano (1481), Piana dei Greci (1488) und Mezzojuso (1490); Santa Cristina ist eine im 17. Jahrhundert von Piana ausgegangene Zweigkolonie. Die Mundarten der italienischen Albanesen tragen die Hauptzüge des Südalbanischen, zeigen aber vielfach älteren Typus als das heutige Toskische. Dafs sie von italienischen Lehnwörtern wimmeln, ist selbstverständlich; dafs ihnen slawische nicht fremd sind, wurde bereits erwähnt. Wenn wir hören, dafs noch heut ein Lied gesungen wird, in welchem in schmerzlicher Klage Moreas gedacht wird, so erweist das, dafs ein Teil dieser Ansiedler aus Griechenland kam, und darum wird uns das Vorkommen einzelner griechischer Wörter in ihrem Sprachschatz nicht befremden dürfen. Auffallender sind hier türkische Entlehnungen: in den Sprachproben bei Papanti finde ich *hak* 'Recht', *inat* 'Zorn'; bei Otranto sagt man für 'Markt' *potsar*, das ist 'Bazar'; in den Volksliedern Radas kommt *pedžer* für 'Fenster' vor. Solche und andere Wörter müssen von jenseits des Meeres mitgebracht sein und beweisen, wie wenig widerstandsfähig das Albanesische gegenüber der damals noch so kurzen Einwirkung des Türkischen war.

Voll türkischer Wörter ist heute das im türkischen Albanien gesprochene Albanesisch, besonders die gegischen Mundarten, hier wieder vornehmlich der Stadtdialekt von Skutari. Die puristischen Bestrebungen von Kristoforidis richten sich besonders gegen diese Eindringlinge. In Südalbanien ist das Zusammenwohnen mit dem griechischen Elemente nicht ohne Folge geblieben. Am stärksten ist der Prozentsatz griechischer Wörter natürlich unter den Albanesen des Königreichs Griechenlands; unter zehn Wörtern, nach denen ich fragte, bekam ich immer fünf bis sechs griechische zu hören. Man weifs, dafs in Attika die Landbevölkerung vorwiegend albanesisch ist (z. B. in Eleusis, in Menidhi u. s. w.); die Inseln Hydra und Spetsia glorreichen Andenkens sind von Albanesen bewohnt, die noch heute den gröfsten Teil der griechischen Marine stellen, und auch in anderen Teilen des Königreichs, besonders in Böotien, Argolis, Korinth, dem südlichen Arkadien sind sie zahlreich vertreten, im ganzen wohl nicht viel unter zweihunderttausend. Genaueres über den Zeitpunkt und über die Provenienz dieser Ansiedelungen wissen wir nicht; zum erstenmal werden 1349 Albanesen im Peloponnes genannt, doch ist nicht zu bezweifeln, dafs albanesische Scharen schon viel früher in Griechenland gewohnt haben. Die Prüfung der Sprache zwingt uns, Einwanderung aus Südalbanien anzunehmen.

Der Zweck meiner kurzen Skizze war, anzudeuten, welche Spuren die Hauptetappen der Geschichte der Albanesen in der Sprache dieses Volkes zurückgelassen haben. Ich konnte dabei die Hinweisung auf manche gelehrte Einzelheit nicht immer so umgehen, wie ich gewünscht hätte, wofür ich nachträglich um Nachsicht bitte. Eingehendere Beweise für manche Behauptung kann ich nur an anderen Orten geben. Skenderbeg und Ali Pascha von Jánnina, die bedeutendsten Männer der mittelalterlichen und neueren Geschichte Albaniens, sind auch weiteren Kreisen längst genügend bekannt gemacht worden. Um so mehr Entschuldigung wird vielleicht der Versuch finden, die ältere Geschichte ihres Volkes in grofsen Umrissen zu zeichnen. (Lebhafter Beifall.)

Zweiter Präsident: Wünscht jemand in der Versammlung zu dem eben gehörten Vortrage das Wort? Dann bitte ich den Namen zu nennen. (Pause.) Es geschieht nicht.

Ich kann nicht leugnen, dafs ich selbst die Versuchung empfand, über einige Punkte in näheren Meinungsaustausch mit dem Herrn Vortragenden zu treten. Ich widerstehe dieser Versuchung im Interesse unserer kurz bemessenen Zeit, und weil sich ja gerade hier die Sache privatim leicht ergänzen läfst.

Wir sind gewifs alle, so wenig auch vielleicht gerade hier unter uns Filalbani — wie die Italiener jetzt zu sagen pflegen — sich befinden, sehr erfreut darüber, dafs die albanesischen Studien, welche eine zeitlang vorzugsweise von Theologen oder von Juristen, wie Joh. Georg von Hahn, oder von Medizinern, wie Dr. Reinhold, betrieben wurden, nun von einem berufenen Forscher der Sprachvergleichung fortgesetzt, revidiert und berichtigt werden und dieser uns eine Probe viva voce gegeben hat. In diesem Sinne danke ich dem verehrten Herrn Vortragenden, gewifs in Ihrer aller Sinne — und gebe zugleich die fasces der Verabredung gemäfs an den Herrn ersten Präsidenten ab.

Erster Präsident: Meine Herren! Nach Mafsgabe der heutigen Tagesordnung folgt nunmehr der Vortrag des Herrn Professor Dr. Conze aus Berlin:

Über den Stand der Pergamenischen Arbeiten.

Ich ersuche den verehrten Herrn, diesen seiner Zeit auf meine Bitte gütigst in Aussicht gestellten Vortrag jetzt zu halten.

Professor Dr. Conze (Berlin):

Hochverehrte Versammlung! Das Präsidium hat mich aufgefordert, Ihnen einen Bericht über unsere Arbeiten in Pergamon zu erstatten. Diese Arbeiten stehen zwar einigermafsen unter dem Zeichen des Schweigens und befinden sich wohl dabei; aber eine Aufforderung zum Sprechen aus so berufenem Kreise durfte doch nicht abgelehnt werden. Wir waren dann darauf bedacht mit dem Vortrage zugleich Anschauung zu bieten, und die Generalverwaltung der kgl. Museen hat sich zu dem Zwecke in dankenswerter Weise mit dem Präsidium verbunden. Beide gemeinsam haben das beschafft, was hier ausgestellt ist: ein Situationsplan von Pergamon, in summarischer Form nach den Aufnahmen der Herren Humann und Bohn hergestellt; sodann eine landschaftliche Ansicht der Burgkrone von Pergamon, wie sie in der Kaiserzeit etwa ausgesehen haben wird, gezeichnet und den kgl. Museen geschenkt von Fr. v. Thiersch, dem Enkel unseres Philologen[1]); er hat dabei die Rekonstruktion der drei Hauptgebäude von Bohn und Stiller zu Grunde gelegt; drittens ein anspruchsloses Holzmodell des grofsen Altars oder vielmehr nur des Unterbaus desselben; es fehlt obenauf nicht nur der eigentliche Altar von Asche, über dessen Platz und Gestalt wir ja nichts wissen, sondern auch die ionische Säulenhalle, welche vermutlich ringsum lief. Man mag so an diesem Modell

1) Im Buchhandel u. d. T.: Friedr. Thiersch, Die Königsburg von Pergamon. Stuttgart, Engelhorn. 1883. Fol.

gleich sehen, wie günstig für den Gesamteindruck der Aufsatz einer solchen Halle auf den sonst allzuflachen Baukörper gewesen sein mufs. Dieses Modell ist nur gemacht und soll auch hier hauptsächlich dazu dienen, zu zeigen, wie weit es bisher gelungen ist die *disiecta membra* der Gigantomachiereliefs in ihrem ursprünglichem Zusammenhange unter sich und mit der Architektur wieder zu ordnen. Endlich sind auch einige photographische Ansichten des pergamenischen Stadtberges und Photographieen von Teilen der Gigantomachie[1]) hier ausgehängt.

Die Arbeiten, über welche ich Ihnen nunmehr zu berichten habe, sind noch in vollem Gange, sowohl in Pergamon selbst, als auch im kgl. Museum zu Berlin. Dort in Pergamon gilt es immer weiter nach Ergänzungsstücken unserer Funde zu suchen und das Bild der antiken Stadt, aus deren Ganzem heraus diese Funde stammen, zu vervollständigen; hier in Berlin ist die Aufgabe gestellt, den Funden soweit ihre ursprüngliche Gestalt wiederzugeben, wie es nach den Zerstörungen zweier Jahrtausende möglich ist, und sie in dieser Gestalt würdiger Weise der Anschauung der Nachwelt zu überliefern. Zwischen Pergamon und Berlin werden denn auch bereits die Korrekturbogen einer Publikation ausgetauscht, welche alles, was an beiden Stellen erreicht wird, zusammenzufassen bestimmt ist. Endlich haben wir auch nächst diesen so weit amtlichen Arbeiten des Eingreifens der freien Forschung und Kunstthätigkeit zu gedenken, welche sich der Funde, der mit ihnen gebotenen Aufklärungen und mit ihnen gestellten neuen Probleme, mit Eifer bemächtigt.

Die Arbeit in Pergamon selbst wurde nach den Vorverhandlungen am 9. September 1878 begonnen und damals ununterbrochen bis in den Januar 1880 fortgesetzt, wiederaufgenommen im August 1880 auf ein volles Jahr bis zum August 1881, und, zum drittenmale begonnen im Mai 1883, wird sie bis in das nächste Jahr hinein im Gange bleiben. Nach diesem Hergange nehmen wir an, dafs, wenn dann auch wieder einmal eine Pause eintreten müfste, wir deshalb den Platz nicht aus dem Auge verlieren werden.

Die erste anderthalbjährige Ausgrabungscampagne war die grofse Zeit des ganzen Unternehmens und die wenigen, die damals von ihm wufsten und bei ihm thätig sein durften, denken wohl nicht an sie zurück, ohne dafs ihnen das Herz höher schlägt. Es war eine Zeit voll von Anstrengung und Genufs, von Entdeckerfreuden und -sorgen, sie ist es, welche die eigentlichen durchschlagenden Erfolge zu verzeichnen gab. Alles das hat Carl Humann mit der ganzen Frische seines Wesens in unserm ersten vorläufigen Berichte im Jahrbuche der kgl. preufsischen Kunstsammlungen I, S. 129 ff. erzählt. Mit Carl Humanns Namen bleibt die pergamenische Arbeit für immer verbunden, und ich möchte unserer Staatsregierung auch hier den Dank dafür aussprechen, dafs sie die Organisation unserer Arbeit durch Humanns feste Anstellung mit dem Titel eines Direktors an den kgl. Museen und dem Wohnsitze in Smyrna in einem wesentlichen Punkte gesichert und damit zugleich die Leistungen Humanns belohnt hat. Unter Humanns Leitung haben die Ausgrabungen durch alle drei Campagnen hindurch gestanden, und unter ihr nehmen sie ihren Fortgang. Aber die Aufgaben wuchsen über das Mafs dessen, was ein einzelner leisten konnte, hinaus, und so ist denn Herr Baumeister Bohn vom September 1879 an Humann ständig in Pergamon zur Seite gewesen; im Sommer 1883, als Humann

1) Verlag von W. Spemann, Berlin-Stuttgart.

zu einem anderen wissenschaftlichen Eroberungszuge in Dr. Puchsteins Begleitung nach dem Nimrud-dag im oberen Euphratlande delegiert war, hat er, wie auch sonst bei kürzeren Abwesenheiten Humanns, den Ausgrabungsarbeiten allein vorgestanden. Seine Hauptleistung aber ist die Beobachtung und Aufnahme der architektonischen Funde und deren Rekonstruktion gewesen; vor allem hat das Bild des grofsen Altars, wie es uns vor Augen steht, durch ihn feste Gestalt gewonnen, wie auch das des Athenatempels mit seinem Peribolos. Zur Untersuchung des Augusteums auf der höchstens Höhe der Burg traten die Herren Stiller und Raschdorff jun. ein, welche unsere Arbeiten während der Monate Oktober, November, Dezember 1879 teilten. Für die epigraphischen Studien, welchen aus den Ausgrabungen einige Hunderte von Inschriften zuwuchsen, hat anfangs während einer kurzen Zeit Herr Dr. Lolling, dann im Sommer 1883 und hoffentlich damit nicht zum letztenmale Herr Dr. Fabricius durch sorgfältige Kopieen den ersten Grund gelegt. Nennen wir noch den inzwischen früh verstorbenen Maler Christian Wilberg, der es nicht dem Photographen allein überliefs, uns Bilder des heutigen Pergamon zu schaffen, so sind, was ich nie gern versäume, die führenden Personen genannt, die an Ort und Stelle bei unserm Werke Hand angelegt haben.

Steigen Sie zur Burg von Pergamon hinauf, so finden sie als einzige gastliche Stätte zwischen allem Wust der Ausgrabung aufser einer Steinhütte, in der ein Wächter schläft, zur gastlichen Aufnahme nur eine kleine Bretterbaracke einfachster Art; da haben alle die verkehrt, sich erquickt und geruht, die ich eben genannt habe. Auf die Holzbretter der Thür ist noch von Wilbergs Hand mit schwarzer Farbe der deutsche Wappenadler gemalt, links und rechts davon stehen nach Seemannsart die Namen einiger Herren vom Stabe unserer Kriegsschiffe Komet und Loreley, die bei den Transporten der Fundstücke zu verschiedenen Malen mitgewirkt haben und erinnern daran, dafs noch eine ansehnliche Reihe von Namen aus den allerhöchsten Kreisen, wie aus Kreisen des kaiserlichen Reichsdienstes und der kaiserlichen Reichsregierung als Förderer des Pergamenischen Unternehmens zu nennen wären, sonst natürlich die Chefs und Mitglieder des königlichen Kultusministeriums, in dessen Auftrage die ganze Arbeit ausgeführt wurde.

Durch den, man mufs sagen zufälligen, Fund zweier Kolossalreliefbruchstücke, die im Jahre 1871 Humann in die Hände fielen und durch ihn als Geschenke nach Berlin gelangten, wurde, wie ich ja wohl als bekannt voraussetzen kann, die ganze Unternehmung angeregt. Von der Freude an diesen einzelnen Proben ging man nicht nur zum Suchen nach anderen Stücken, sondern zum Aufsuchen des ganzen Bauwerks, dem sie angehört haben möchten, über; als man dessen Spur gefunden hatte, wurde man weiter geführt zum Nachsuchen nach möglichst allen noch findbaren zugehörigen Teilen und stellte sich die Aufgabe der Rekonstruktion des ganzen Monuments, bemüht zugleich in der Überlieferung Hülfe für besseres Verständnis zu finden, Zweck und Zeit der Errichtung zu bestimmen. Während alles dieses schrittweise gelang, warf man die Blicke aber bereits weiter. Das einzelne Bauwerk war doch wieder nur ein Teil eines grofsen Baukomplexes, einer ganzen Stadt und nicht der unansehnlichsten einer, von deren Planschema und Aufbaugestalt, von deren mannigfaltiger Ausstattung nun in gleicher Weise eine Vorstellung wiedergewonnen werden mufste. Derart wurde das Problem immer gröfser und umfassender. Charakteristisch für die Art der Untersuchung war es, dafs nicht, wie z. B. bei dem Schwesterunternehmen in Olympia ein Führer, den dort die Beschreibung des Pausanias

abgab, zu Gebote stand, sondern daſs, ähnlich wie im kleinen bei den österreichischen Expeditionen auf Samothrake, so gut wie ohne alle litterarische Führung von Stück zu Stück und Spur zu Spur gleichsam tastend ins Dunkle hinein die Untersuchung geführt werden muſste; um so heller erschien danach das Bild, das heute, wenn auch noch unvollständig, doch als ein ganz neues vor unsern Augen steht.

Wir sehen eine der bedeutendsten Residenzen, einen der Mittelpunkte geistigen und materiellen Lebens der hellenistischen Periode vor uns. Ihr Bild, dessen Züge gegenüber bisherigen Vorstellungen namentlich das voraus haben, daſs sie richtig sind, entspricht auch insofern der Wirklichkeit, als wir es mit Hülfe der uns heutzutage so recht geläufig gewordenen Betrachtungsweise sofort als ein in verschiedenen, den Zeiten nach wechselnden Phasen erkennen.

Wir sehen die Stadt als hochgelegene verhältnismäſsig kleine Festung, als jenes ἔρυμα auf der ἄκρα, der ὀξεῖα κορυφὴ des Berges, dessen Gesamtform Strabo als στροβιλοειδής bezeichnet. Dort oben hütete jener Philetairos den Schatz des Lysimachos und machte sich dort mit ihm unabhängig. Wir sehen dann ein Sichausbreiten der Stadt, ganz begreiflicher Weise entsprechend der Ausbreitung ihrer Macht; den zwei groſsen Abschnitten der Machtentwicklung, zuerst unter Eumenes I. und Attalos I. und dann besonders unter Eumenes II. nach der Schlacht von Magnesia, entspricht ein Vorrücken des Mauerrings weiter den Berg abwärts, dessen ganzen Fuſs bis an die Ufer des Ketios und Selinus herab die gewaltige Stadtmauer umfaſste, welche in groſsen Resten noch vorhanden, vermutlich Eumenes II, überhaupt dem groſsen Bauherrn in Pergamon, ihre Entstehung verdankt. Nur an der Nordostseite, wo die ἄκρα schroff abfällt, hat die befestigte Stadtgrenze nie gewechselt. Dort ist die natürlich feste, aber damit auch keiner Entwicklung fähige Seite des Stadtkörpers, während dieser sich südwärts, westwärts, südostwärts wie ein groſses lebendiges Wesen in Ausdehnung und später Zusammenziehung bewegt hat. In der Königszeit, wo trotz aller Machtentfaltung die Kriegsgefahr wiederholt bis in ihr Weichbild hereindrang, blieb die Stadt stets starker Mauerwehr bedürftig; die beiden Flüsse flossen auſserhalb. Erst als das pergamenische Reich dem römischen einverleibt war und an den Segnungen der Kaiserzeit Anteil gewann, die zuerst den groſsen Gebieten um das Mittelmeer einen einigermaſsen dauernden Zustand öffentlicher Sicherheit schenkte, konnte die Stadt entfestet über die Linie des Eumenischen Mauerrings hinaus sich frei in die Ebene hinein breiten. Es geschah in der Richtung auf das berühmte Asklepiosheiligtum, welches bis dahin weit vor den Thoren gelegen war. Dieses römische Pergamon war also eine offene Stadt, die ganze Königsstadt gleichsam ihre Akropole. Aber ein Wiederanfang von Befestigung zeigt sich in einer Mauer, welche in etwas engerem Umfange als die Eumenische den Stadtberg umschlieſst. Von da sehen wir dann mit dem Sinken der Sicherheit die Bemühung den Platz zu halten sich auf engere höhergelegene Abschnitte des Berges zurückziehen. Den riesigen Notmauern, hinter denen sich das Römertum auf europäischem Boden von Schottland über die Rhein- und Donaulande hin bis an das Schwarze Meer gegen neu aufstehende und andringende Volksmächte verschanzte, gehört, ohne daſs wir genauer die Erbauungszeit bestimmen wollen, jene bis zu vier Meter dicke sog. byzantinische Mauer an. Zu ihrer Errichtung wurden die groſsen Marmorwerkstücke, Architektur und Skulptur, der Monumente auf der Hochburg und dem Marktplatze verwendet. Es ist die Mauer, aus welcher die ersten Reliefplatten der Gigantomachie von Humann hervor-

gezogen wurden und deren jetzt vollendeter Abtragung wir so besonders viele kostbare Überreste verdanken, die in ihr etwa ein Jahrtausend lang vor weiterer Zerstörung geborgen gelegen hatten. Zu allerletzt wich die mittelalterliche Feste wieder auf den Umkreis der Philetairischen Akra zurück und setzte ihr Mauerflickwerk auf die antiken Festungsfundamente dort auf, bis endlich alles oben verödete, während die türkische Stadt, wieder als Binnenstadt in einem grofsen mächtigen Reiche, unten in der Niederung, aber in geringerer Ausdehnung als die römische Unterstadt sich ausbreitete.

Wie im gesamten Planschema, so tritt uns der Charakter der einzelnen Perioden der Stadtgeschichte auch im Aufbau der einzelnen Bauwerke entgegen, die beständig Gegenstand unserer vom Einzelnen ins Ganze zielenden Untersuchung sind.

Auf vorspringendem Felsgrat hoch oben innerhalb der ältesten Stadt haben wir das vollständig dem Boden gleich gemachte Urheiligtum der Stadt, den Tempel der Athena Polias, wiedergefunden und seine Bauform rekonstruiert, die alles andere Pergamenische an Alter übertrifft. Wir haben zugleich gefunden, wie der altehrwürdige Tempel in der Königszeit seine reiche Ausgestaltung namentlich durch einen prunkenden Hallenbau um seinen Hof erhielt, haben aufgedeckt, wie die südlich und westlich nächstgelegenen, für das gesteigerte Leben der Königsstadt wichtigsten Verkehrsplätze, der Markt und das Theater, umgebaut und neugebaut wurden und namentlich auf dem ansehnlichsten Punkte des Marktes jener gewaltige Altar des Zeus Soter mit seinem kostbaren Skulpturenschmucke errichtet wurde. Er erwuchs nach allem, was wir in Anschlag bringen können, auf dem Höhenpunkte der pergamenischen Königsmacht, nach dem verhängnisvoll entscheidenden Siege an der Seite der Römer bei Magnesia am Sipylos, bekanntlich 190 v. Chr. Als Bauherr des Altars erscheint also Eumenes II. und da er auch dem Athenaheiligtum seine neue Gestalt gegeben und das Theater erbaut haben wird, so tritt sein Name in die Reihe derer eines Salomon, Perikles und Augustus, als der eines Neugestalters seiner Hauptstadt, und damit wohlbegründet und dafür bestätigend zugleich steht also bei Strabo der Satz: κατεσκεύασε δὲ οὗτος τὴν πόλιν καὶ τὸ Νικηφόριον ἄλσει κατεφύτευσε, καὶ ἀναθήματα καὶ βιβλιοθήκας καὶ τὴν ἐπὶ τοσόνδε κατοικίαν τοῦ Περγάμου τὴν νῦν οὖσαν ἐκεῖνος ἐφιλοκάλησε.

Von dieser Gruppe königlicher Bauten sondert sich nunmehr klar das, was die römische Kaiserzeit als architektonische Neuschöpfungen hervorrief; aufser einer Anzahl noch namenloser, mit ihren festen Pflasterungen, Mauern und Wölbungen noch heute standhaltender Baureste stammen daher unten in der Ebene ein zweites Theater, sodann die für ihre Zeit charakteristischen Anlagen eines Zirkus und eines Amphitheaters, sowie wahrscheinlich grofse Thermen, deren malerisches Ziegelgemäuer, im Sommer von Scharen von Störchen bevölkert, unter dem meistangenommenen Namen einer Basilika das eigentliche monumentale Wahrzeichen von Bergama bildet. Daher stammt die mehr als Überbrückung, die auf eine ganze Strecke weit geführte, von modernen Häusern überbaute Zuwölbung des Selinusflusses, daher die an einzelnen Pfeilerresten kenntliche einst gedeckte Strafse, die eine gute Viertelstunde weit zu dem Asklepieion führte, dessen heute sichtbare Ruinen ebenfalls römisch sind. Römisch ist, so weit heute seine Bauform vorliegt, auch das Gymnasion τῶν νέων auf halber Höhe am Südhange des Stadtberges. Es gipfelten aber die römischen Bauten in dem Augusteum, welches höher als Athenatempel und Zeusaltar von der Spitze des Stadtberges südwestlich gewendet ins Land schaute, und für welches selbst der Standplatz, durch kühne Wölbbauten über den natürlichen

Abhang einer Schlucht vorgeschoben, erst geschaffen werden mufste. Dem Heiligtume ihres Vaters unfern entstand auf der äufsersten Nordspitze der Burg auch ein Tempel der Julia.

Dem Zurückweichen der Stadt auf den kleinen Umkreis ihrer Bergkrone entspricht dann endlich der Bau einer christlichen Kirche vielleicht um 500 n. Chr. grade an der Stelle, zum Teil über den Fundamenten des damals schon zerstörten Urheiligtumes der Athena Polias. So fällt wie für die Betrachtung des Planschemas, so für die des Aufbaus der Stadt die späteste Gestalt mit der frühesten zusammen. Vorher und nachher trieben nur die Hirten über den Berg und kreisten die Adler um ihn.

Alles, was ich bisher über Planschema und Aufbau der Stadt Pergamon in ihren verschiedenen Epochen gesagt habe, ist erst Ergebnis der preufsischen Arbeiten. Über die Stadtform wurden bis dahin ganz ungenügende und in wesentlichen Punkten verkehrte Vorstellungen zum besten gegeben; kein einziges der genannten Gebäude kannte man überhaupt oder wufste es richtig zu benennen. Die Geschichtswissenschaft hat diese Gesamtaufklärung gewifs besonders hoch zu stellen und ich denke mit wehmütiger Freude daran, wie Joh. Gustav Droysen einer solcher Bereicherung der Geschichte des Hellenismus in den letzten Jahren seines Lebens noch warme Teilnahme schenkte. Aber so recht im Mittelpunkte unserer Unternehmung stand doch mehr ein Einzelnes, jener Prachtaltar mit seinen Skulpturen und die Absicht nicht nur sie zu kennen, sondern sie zu haben. Die Personifikation dieser Absicht zu 'haben' ist Carl Humann gewesen und so hat Pergamon Olympia ergänzt.

Es ist ein verantwortungsvolles Verfahren die Denkmäler dem Boden, auf dem sie entstanden und mit dem sie verwachsen sind, zu entreifsen; etwas noch Lebendiges von ihrer Existenz geht dabei immer verloren. Es mufs daher das Äufserste versucht werden bei der Hebung und Bergung, dann am neuen Aufbewahrungsorte so zu verfahren, dafs jener Verlust möglichst gemindert und durch neue Pflege Ersatz für ihn geschaffen wird.

Wir sind ehrlich bemüht diesen Anforderungen zu entsprechen. An Ort und Stelle hat sich neben dem leitenden Personal eine ganze Reihe von Aufsehern und Arbeitern für die besondere Leistung, welche hier gefordert wird, allmählich herangebildet oder ist zum Teil schon natürlich begabt und durch andere Arbeiten vorbereitet in den Betrieb der Ausgrabungen eingetreten. Auch ihrer und dessen, was wir ihnen verdanken, soll man gedenken. Unsere beiden Aufseher, Mastor Janni der grofse und der kleine, Laludis und Samothrakis mit Familiennamen, stehen billig obenan. Von der Marmorinsel Tinos stammend, der eine ein geschickter Steinmetz von Profession, der andere ein Tischler; sie haben die zahllosen Fragmente, wo es darauf ankam, mit intelligenter Handhabung aus der Verschüttung hervorgeholt, aus der Verbauung gelöst und sie derart verpackt auf den weiten Transport geschickt, dafs zwischen der Burghöhe von Pergamon und der Museumsinsel in Berlin kaum ein Schaden vorgekommen ist, während die Kisten von oft vierzig, fünfzig Mann gezogen auf kaum gebahntem Wege den an 1000 Fufs hohen Berg hinab, und dann mit Ochsen oder Büffeln Stunden weit ans Meer gezerrt, dann ohne Ladevorrichtungen ins Schiff gebracht, in Smyrna wieder, in Triest, oder in Rotterdam und Hamburg abermals umgeladen, und endlich vom Elbkahne oder Bahnhofe in das Museum geschafft werden mufsten. Mit einem Scharfblicke, um den ihn der Archäologe beneiden könnte, hat der jüngere Master Janni bis zur äufsersten Unkenntlichkeit ent-

stellte Reste von Gigantomachieplatten, die oft monatelang offen an unserm Wege auf der Burg gelegen hatten, gefunden. Diese beiden trefflichen Mitarbeiter tragen das preufsische allgemeine Ehrenzeichen als eine wohl verdiente Erinnerung an die Dienste, die sie leisteten. Und so könnte ich noch eine Anzahl schlichter Arbeiter nennen, die wie eine Vorsehung im kleinen über den Funden gewaltet haben: der Türke Mamud und der verwegene Arnaut Salih, wenn er schwindelnd hoch auf der Festungsmauer stand, deren Steine beim Abbrechen unter seinen Füfsen wichen und die er halten mufste, wenn sie auch ihm kenntlich den Stempel des Altertums an sich trugen; die Limnioten Athanasios und Dimitri, die immer herangerufen wurden, wenn ein Skulpturstück aus besonders schwieriger Lage herauszulösen war; der Taube, ὁ βουβὸς, wie sie ihn schlechthin nennen, der unverdrossen die ganzen Jahre der Ausgrabung still für sich als Vorarbeiter mit der Hacke mitgemacht hat und durch ein unartikulirtes Krähen irgend ein ihm merkwürdiges Stück, das er blofslegt, signalisiert oder seine tiefer unter ihm am Berge Mitarbeitenden vor einem rollenden Steine warnt. Diese und andere noch sind die nicht wissen, was sie thun und doch etwas Verdienstliches thun. Es sind ausschliefslich Einheimische, meist Türken und Griechen, welche unter Humanns Werbefahne in beständig wechselnder, namentlich zur Erntezeit geminderter Zahl sich zusammenfinden; in dem Arbeitsberichte, mit welchem Humann den ersten Band der grofsen amtlichen Publikation der Altertümer von Pergamon eröffnen wird, werden sie nicht unerwähnt bleiben. Diese Publikation wird dann aber vor allem Rechenschaft davon geben, wie sonst der Beobachtung der Funde zunächst an Ort und Stelle gewaltet und so der feste Grund für alle weitere Bearbeitung und Erkenntnis gelegt wurde. Ich habe auf diese Publikation hier dadurch aufmerksam machen wollen, dafs ich den vor kurzem ausgegebenen Prospekt derselben ausgelegt habe[1]). Von den acht Bänden, in welche das ganze Werk, soweit man bis jetzt den Stoff übersieht, zerfallen soll, ist der zweite, von R. Bohn gearbeitet, nahezu fertig; er behandelt das Urheiligtum der Altstadt, den Tempel der Athena Polias, Athena Polias Nikephoros, wie sie seit der Königszeit mit vollem Titel genannt wurde. Ich erlaube mir hier auch einen Appell an die verehrte Versammlung. Die Verlagshandlung, welche mit grofser Liberalität die Sache in die Hand genommen hat, hat den Weg einer öffentlichen Subskription eingeschlagen. Ich glaube, dafs die Bitte am Platze ist, die deutschen Anstalten, welche doch einmal zur Anschaffung schreiten wollen, möchten schon im vorhinein in dieser Subskriptionsliste ihren Namen in die Reihe der Förderer dieses abschliefsenden Werkes stellen.

Wir haben die Tausende von Zentnern Marmors auf ihrem Wege von der Fundstätte bis an die Schwelle der kgl. Museen begleitet; ein Hauptteil der Rechtfertigung ihrer Fortnahme wird erst hier zu suchen sein. Es wird darauf ankommen, ob sie dahin als an eine richtige Stelle für die Mit- und Nachwelt gelangt sind; dabei handelt es sich um ein Doppeltes, einmal um das, was im Museum geschieht, dann um die Teilnahme an der Weiterverarbeitung in weiteren Kreisen, die mehr aktive von seiten der Gelehrten und Künstler, aber schliefslich auch die receptive des gröfseren Publikums. Erst wenn die Aufnahme an allen diesen Stellen die richtige ist, kann man mit gutem

1) Alterthümer von Pergamon. Herausgegeben im Auftrage des Kgl. Preuss. Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin, W. Spemann.

Gewissen es vertreten, dafs die Sachen nicht in ihrer kleinasiatischen Heimat geblieben oder nicht an einen anderen Ort gewandert sind. Wir haben uns mit einem Worte unseres Erwerbes erst würdig zu zeigen.

In das Museum gelangen die Fundstücke zu Hunderten und Tausenden von gröfseren und kleineren Bruchstücken; ganz ist wohl nichts mehr. In mancher stillen Stunde, die man auf dem Ausgrabungsfelde zubrachte, wollte es einem anmuten, als ginge man über ein Schlachtfeld, und in die Freuden über die herrlichen Funde mischte sich der Schmerz über die gräfsliche Verwüstung, welche über alles hingegangen ist; aufser den Fundamenten fast nichts mehr auf seinem ursprünglichen Platze. Da ist gestürzt, fortgezerrt, zerstofsen und zerschlagen, weithin zur Wiederbenutzung beim Mauerbau oder an den Kalkofen verschleppt, nicht einmal, sondern während der Jahrhunderte immer wieder den Marmortrümmern nachgespürt für Steinmetz- und Kalkbrennerzwecke. Von dem, was von uns liebevoll wieder zusammengesucht wird, ist manches ja gleich am Orte nach Bedeutung und Zusammengehörigkeit erkannt. Mit immer neuer Freude fand Humann eine Menge von Verbindungen zwischen einzelnen Gigantomachieplatten, als er sie zu erster Nachricht nach Berlin hin zeichnete, heraus; die Athenagruppe haben wir mit eigenen Händen gleich bei der Ausgrabung grofsenteils wieder zusammensetzen können. Noch mehr hatte Bohn Mufse, die Architekturstücke wieder zusammenzumessen und manche Inschrift liefs sich sofort aus ihren Stücken wieder ergänzen. Aber um solche rekonstruierende Thätigkeit weit zu verfolgen, dazu ist am Orte nicht die Möglichkeit vorhanden; die ist erst in der Ruhe der Museen geboten und in jahrelanger Bemühung ausführbar. Dazu hat sich denn eine fest etablierte Werkstatt gebildet; die für die Antike bestimmten Räumlichkeiten haben sich bei der überwältigenden Menge des Zuströmenden grofsenteils in ein Magazin und eine Werkstatt verwandelt. Es ist wie ein Krankenhaus geworden, in dem Heilung auf Heilung gelingt. Für die ganze Hantierung haben wir namentlich in zwei italienischen Bildhauern, den Herren Freres und Possenti, ein treffliches Personal gewonnen. Sie haben nichts zu thun, nichts fast Tag und Nacht zu denken, als wie Bruch an Bruch sich fügen, wie auch über Lücken hin alte Verbindung wiederhergestellt werden kann. Die archäologische Konjektur und Emendation wird hier zu einem ganz gesonderten Handwerke und steht sich gut dabei, dafs sie möglichst wenig unter dem Einflusse vorgefafster Ideen geübt wird.

Seit nunmehr fünf Jahren haben sich die Herstellungsarbeiten immer noch vorzugsweise auf das vornehmste Objekt, die Gigantomachie, richten müssen. Anfangs handelte es sich hauptsächlich um die Reinigung derjenigen Bruchstücke, welche in die byzantinische Mauer verbaut gewesen waren; sie waren noch stark von Kalkmörtel bedeckt, der nach sorgfältigen Vorversuchen und den Ratschlägen sachverständiger Techniker und Chemiker mit dem Meifsel entfernt werden mufste. Weiter trat dann das Zusammensuchen der Teile hinzu; ganze Platten waren bald erkannt, wo sie aneinander pafsten; denn die Reliefs sind in einer ununterbrochenen Folge über die Fugen der aneinander stofsenden Marmorplatten gearbeitet und Kontur liefs sich an Kontur fügen. Länger währte es, die kleineren Bruchstücke an ihre Stelle zu bringen, die zu dem Ende zunächst als Arme, Beine, Köpfe u. s. w. sortiert zur Manipulation zurechtgelegt werden. Die kleinen und doch oft auch für das Herstellen grofser Zusammenhänge entscheidenden Erfolge dieser Arbeit sind noch längst nicht beendet; sie erfordern immer wiederholte geduldige Ver-

suche, glückliche Blicke, die sich nicht kommandieren lassen, sondern von Zeit zu Zeit nur auf Grund immer gröfserer Vertrautheit mit dem Vorrate der Überreste sich spontan einstellen.

Was auf diesem Wege bisher erreicht ist, stellt Ihnen das Holzmodell, das hier ausgestellt ist, mit seinen Photographieen vor Augen; es stellt Ihnen allerdings auch etwas mehr, als erreicht ist, vor Augen. Manche Reliefteile sind irgendwo nach ganz loser Vermutung vorläufig an irgend einen Platz gesetzt, der vermutlich noch nicht der richtige sein wird.

Dafs ganze grofse Teile im Zusammenhange erhalten sind, an anderen Stellen starke Lückenhaftigkeit vorhanden ist, mufs mit der uns im einzelnen unbekannten Zerstörungsgeschichte des Altars zusammenhängen. Vielleicht wurde der erste grofse gewaltthätige Griff an das bis dahin wohl im einzelnen schon vielfach beschädigte, im ganzen aber noch aufrechtstehende Monument zum Zwecke des Baus der byzantinischen Mauer gethan. Ein Teil der Reliefs wurde heruntergerissen, in der Mauer und an Fallstellen auf dem Wege zu ihr hin, wo bald Verschüttung hinzutrat, bewahrt, während der Rest vielleicht länger noch frei und damit der verderblichsten Zerstörung zu allerlei kleinen Einzelzwecken ausgesetzt blieb. Die Hekategruppe an der SOecke stürzte beim Herunterreifsen und Fortschleppen grofsenteils in eine weite tiefe Cisterne nahe der SOecke des Altars, wurde da nicht mehr herausgeholt, sondern bald zugeschlemmt. So ist sie wohl stark zersplittert, aber in den Splittern auf das trefflichste erhalten. Die Zeus- und Athenagruppe wurde zur Aufführung von Wänden, zu Wohnzwecken oder sonst, nahe an ihrem Standplatze auf der Ostseite des Altars verwendet und war, als dieses ephemere Bauwerk verschüttet wurde, gerettet. Was weiter und weiter hin zerschlagen, verschleppt wurde, davon finden wir noch immer Stücke, augenblicklich am Westabhange und solche Funde werden in Zukunft noch immer gemacht werden. Deshalb darf man Pergamon nicht aus den Augen lassen.

Die feste Grundlage für die Rekonstruktion der Gigantomachiekomposition bietet der Architekturkörper des Altarunterbaus. Der mächtige Fundamentkern steht noch in seiner nahezu quadraten Form am Platze; er giebt die Hauptdimensionen, in welche das einzelne einzufügen ist. Dafs die Treppe in den Baukörper einschnitt, ist sicher; ihre Breite aber ist leider noch eine unbekannte Gröfse. Im Modell ist sie etwas kleiner angenommen, als sie jedenfalls war, damit wir bei den Versuchen zur Einordnung der Reliefs auf den beiden Längsflächen jederseits auf alle Fälle den Platz hätten. Sie sehen, dafs auf der Längsfläche zur Linken die Reihe nahezu geschlossen erscheint; wir müssen hoffen, dafs der Schlufs mittels neuer oder noch nicht richtig benutzter Fragmente hier am ersten gelingt und dann, da die Treppe doch in der Mitte gewesen sein wird, mit der Länge der einen Fläche links die der entsprechenden rechts, und, nach Abzug der Summe dieser beiden Längen von der Gesamtfrontlänge des Fundaments, die Breite der Treppe bestimmt werden kann[1]); die auf den Unterbau gehörende Säulenreihe, deren Interkolumnienweite bekannt ist, ist dabei auch noch verwertbar.

---

1) Die Hoffnung, dafs man in diesem Punkte der Untersuchung noch zu sicheren Ergebnissen gelangen würde, hat sich inzwischen erfüllt; die Breite der Treppe ist bestimmt; sie ist weit ansehnlicher, als man erwartet hatte. (Februar 1885.)

Den Mittelpunkt der ganzen, alle vier Seiten und auch noch die Treppenwangen überziehenden Darstellung bildete der Idee nach die Gruppe der beiden kämpfenden Hauptgötter, des Zeus und der Athena; sie hatte ihren Platz auf der Ostseite, auf welche der Weg auf den Altar zuführte; wir nehmen ohne Beweis an, dafs sie die Mitte dieser Seite einnahm; links und rechts von ihr ist noch kein Zusammenhang wieder gesichert. Erst wenn man, wie im Altertume auf dem Wege von der Ostseite her zur Südseite weitergeht, ist Hekate und die neben ihr kämpfenden verwandten Lichtgottheiten, unter ihnen Artemis mit ihrem jugendlichen Gegner Orion, an fester Stelle. Die drei Hunde, welche die Göttinnen hier, im Kampfe ins Gigantenfleisch einbeifsend und sich einkrallend, begleiten, sind um die SOecke des Baus verteilt und bilden so eine augenfällige Verbindung der beiden Seitenbilder um diese Ecke herum. Wie diese um die SOecke zusammenschliefsenden Teile einen festen Punkt in der Rekonstruktion bilden, so ist seit kurzem auch wenigstens die eine Eckplatte der Ecke rechts an der Treppe ihrem Platze nach gesichert, mit Dionysos, den sein Panther und zwei Satyrn begleiten, er mit dem Beinamen καθηγεμών eine der Hauptgottheiten des pergamenischen Kultus, dessen Tempel nahebei auf dem Markte und dessen grofses Theater ebenfalls in nächster Nähe lag. Dem Dionysos an der Treppeneeke rechts entspricht vorn auf der Treppenecke links, durch Inschrift gesichert, Amphitrite und hier sind beide an die Ecke stofsenden Seiten mit ihren Reliefs sicher wieder auszufüllen; der Amphitrite zunächst um die Ecke herum, also der Treppe zugekehrt, steht der Meergreis Nereus, beide inschriftlich benannt; andre Wassergottheiten schliefsen sich an; die Flucht der Giganten geht an den Treppenstufen hinauf, bis an der schmalsten Stelle an der obersten Stufe unter dem Gesims einer der Adler des Zeus, die mehrfach so im Relief verteilt erscheinen, den letzten Raum ausfüllt. Wie um die Ecke links von der Treppe Wassergottheiten, so sind um die SWecke des Baus Kybele mit ihren Genossen und Genossinnen angebracht; ihre Löwen, auf deren einem die Göttin reitet, entsprechen, beiderseits um die SWecke verteilt, den Hunden der Hekate und ihrer Genossinnen auf der SOecke des Baus. So treten einzelne grofse Hauptzüge einer Gesamtkomposition uns mehr oder weniger gesichert bereits wieder vor Augen.

Die Rekonstruktion der Reliefs mufs namentlich auch bestimmend sein für die Lösung einer weiteren Hauptaufgabe, welche den kgl. Museen gestellt ist, für die definitive Wiederaufstellung der Altarskulpturen. Von dem zweiten kleineren Figurenfriese, welcher Scenen aus der pergamenischen Heldensage aneinanderreihte und den eigentlichen Altarplatz obenauf auf dem Unterbau, zu welchem die Treppe hinaufführte, nach Innen gekehrt, also auf der Rückseite der Säulenhalle, umgab, ist bei dieser Wiederaufstellung wenig die Rede; hier hat die Zerstörung nur kleinere Bruchteile des Ganzen übrig gelassen, die eben als Bruchteile so oder so ihren Museumsplatz finden mögen.

Dafs wir von den Gigantomachiereliefs so grofse Teile wiederherstellen können, dafs wir sie mit ihrem architektonischen Rahmen herstellen können, dafs ihr Platz in diesen Rahmen nicht derart ist, wie etwa von Giebelgruppen in einem Tempelgiebel, wo die Wiederaufstellung in ursprünglicher Art zu einer Abenteuerlichkeit führen würde, sondern dafs sie von Haus aus nicht allzuhoch für die Betrachtung angebracht sind, alles das rückte gleich beim Anfange der Überlegungen die Forderung an uns heran, das Ganze auch wieder als Ganzes zur Museumsaufstellung zu bringen. In den alten Museumsräumen

wäre das nicht möglich; doch in ihnen wäre auch in keiner andern Weise Platz für den neuen Erwerb. Also dafs zum Zwecke der Aufstellung neu gebaut werden müsse, stand allen Nächstbeteiligten bald genug fest und die Königliche Regierung hat denn auch die ersten Schritte hierzu durch Ausschreibung einer Konkurrenz für alle deutschen Architekten zum Frühling dieses Jahres gethan. Dreiundfünfzig Konkurrenten hatten die eigentümlich anziehende, durch die zur Verfügung stehenden Bauterrains absonderlich erschwerte Aufgabe mit viel Aufwand von Fleifs und Talent bearbeitet. Darauf haben wieder über einen Monat lang eingehende Erwägungen stattgefunden und die Aufgabe wird demnächst in ein neues Stadium der Bearbeitung treten.

Es handelte sich für das Hauptobjekt, für die Altarskulpturen, vor allem um die eine Frage: soll man den ganzen Altar wieder aufbauen und an ihm die Skulpturen an ihre gesicherten oder vermuteten oder hier und da auch willkürlich gewählten Plätze bringen? Die Versuche, wie sie die Konkurrenz zahlreich geliefert hat, den ganzen Altar in einem natürlich bedeckten Raume herzustellen, haben wesentlich dazu beigetragen es aufzugeben; eine von Hansen in Wien aufserhalb der Konkurrenz gebotene Idee, dekorativ genial, gehört wohl kaum ins Bereich des in unserer praktischen Welt Ausführbaren; er stellt die Skulpturen im Innern in Sälen auf und rekonstruiert hoch oben auf dem Museumsgebäude auf einer den Besuchern zugänglichen Terrasse unter freiem Himmel den Altar mitsamt den vollständig restaurierten Reliefs in Terrakotta und, indem er die Heizungs- und Ventilationsschlote in den eigentlichen Opferaltar zusammenlaufen läfst, sollte der Altar der alten Götter als Krönung der Berliner Museumsinsel beständig rauchen.

Aber, wenn man darauf verzichten wird, den Altar als architektonisches Ganze im Museum wieder herzustellen, so wird man was von dem Reliefschmucke zusammenhängend wieder hergestellt werden kann, auch möglichst zusammenhängend zeigen wollen. Auch dafür ist noch manches zu überlegen; denn wir stehen vor einer in dieser Weise noch nicht gestellten und gelösten Aufgabe, bei der man sich der beabsichtigten Wirkung möglichst vor der Ausführung vergewissern mufs. Wer etwa um Ende dieses Monats in Berlin ist, wird eine probeweise Aufstellung, wenigstens eines grofsen Ausschnitts der Reliefs samt dem ganzen architektonischen Aufbau in Augenschein nehmen können.

Ist einmal die Rekonstruktion der Reliefs, bei welcher eigentliche volle Ergänzung aller fehlenden Teile aufser Spiele bleiben wird, geschehen, ist sie, hoffen wir vielleicht in einem Jahrzehnt, in einem Neubau, soweit es angemessen scheint, zu Ende geführt, liegt auch die Publikation, worüber ebenfalls ein Jahrzehnt hingehen dürfte, vor, ist in Fortsetzung dessen, was derart schon jetzt geschehen ist, durch Kataloge für das Bedürfnis der Besucher gesorgt, so wird die Verwaltung der Museen ihr Teil gethan haben. Für den Augenblick kann man nur sagen und nicht mehr fordern, als dafs es damit im vollen Zuge ist. Die Volksvertretung, der man versichern kann, dafs bei der Erwerbung der Schätze sparsam gewirtschaftet ist und dafs auch für den Neubau keine Phantastereien angestrebt werden, wird ja wohl die Mittel, ohne die der Abschlufs freilich unerreichbar bleiben würde, nicht versagen.

Aber es ist nicht genug mit dem, was am Ausgrabungsplatze und was im Museum geschieht; wir kommen zu dem letzten Teile der pergamenischen Arbeiten; da mufs die Zahl der Mitarbeiter grofs sein und sie ist es bereits. Das Kunstwerk, das nur in der Betrachtung sein Leben gewinnt, mufs ein Publikum haben und aus einer grofsen

Zahl, die sich, untereinander Anregungen tauschend, der Betrachtung hingiebt, müssen einzelne erstehen, welche die Betrachtung schöpferisch werden lassen und damit zur Rekonstruktion und zum Verständnisse weiterführen. Auch hierfür kommt der Platz, an welchen die Dinge versetzt sind, in Betracht und es mufs sich zeigen, ob es ein richtiger ist. Wir glauben es.

Auch in Pergamon, als in dem ersten Ausgrabungsjahre Gestalt auf Gestalt dem Boden entstieg, fand sich ein grofses Publikum dafür; an jedem Freitag, Sonnabend und Sonntag zumal kamen Türken, Juden und Christen aus der Stadt in hellen Haufen auf die Burg; am hübschesten war es Sonnabends, wenn die Einwohner des jüdischen Machalás zur Höhe stiegen, ganze Familien grofs und klein, in ihren langen im Winde flatternden Röcken, viele in bunter Seidenpracht. Aber charakteristisch für dieses Publikum ist es, dafs während ein ganzes Jahr schon nicht nur die Stadt Bergama von den grofsartigen Funden der Deutschen dort oben auf der alten Burg voll war, sondern auch in die weitere Umgegend bis nach Smyrna und darüber hinaus diese Kunde sich verbreitete, kein Sterbenswort von dem, um was es sich dort eigentlich handelte, nach Europa kam. Es war eben unter alle den Gaffern kein einziger Sehender gewesen. Das war natürlich alles anders, als die Sachen bei uns bekannt wurden und rasch entstand eine Popularität, freilich sehr verschiedenen Gehalts: von der Familie, die man in der Pferdebahn, auf dem Wege in Kastans Panoptikum und, wie sie kurz sagten, zu den 'Perjamenern' traf, bis zu Leopold von Ranke, der den pergamenischen Skulpturen alsbald einen Platz in seiner Weltgeschichte gönnte. Das wäre im ganzen wohl an jedem europäischen Orte, wohin man die Werke versetzt hätte, ziemlich so geschehen, aber fraglich ist, ob an irgend einem andern Orte, als in Berlin, sich eine gröfsere Elite der Betrachtenden, als dort der Fall ist, gebildet haben würde; eben jene Elite, welche zur Mitarbeit an dem Gewonnenen die geistige Hand anlegt. Die Frage fällt ziemlich zusammen mit der, ob ein andres Land eine Versammlung wie die, vor der ich die Ehre habe zu sprechen, jahraus jahrein aufbieten könnte. Denn aus dem Kreise der im weiten Bereiche der Philologie sich Bewegenden kommt für die Mitarbeit, von der die Rede ist, das gröfseste Kontingent; ich kann hier erwähnen, dafs Se. Excellenz der Herr Minister, welcher an der Spitze dieses Studienressorts in Preufsen steht, auch Konjekturen zur Wiederherstellung verdorbener Stellen der Gigantomachie beigesteuert hat. Und so denke ich an viele, weniger illustre, darum nicht schlechtere Namen von Besuchern, die anfangs, als dergleichen noch viel zu thun war, ganze Platten an ihre Nachbarn zuerst richtig anfügten und dann mit weiteren Observationen Glück hatten. Manches davon ist ja bereits hier und da durch den Druck eigens veröffentlicht.

Dafs wir aber neben der Anteilnahme der Gelehrten die der Künstler nicht vergessen, dafür steht hier Thierschs aus eigenem Antriebe ausgeführte Darstellung uns vor Augen; die erwähnte zahlreiche Beteiligung der Architekten an der Baukonkurrenz zählt auch dahin; Tondeurs plastische Verkleinerungen, fleifsige Arbeiten, reihen sich daran, die Trendelenburg mit einem vollen Kommentar soeben durch den Buchhandel verbreiten will. Mancher Gunst von Künstlern hatten wir uns sonst noch im einzelnen zu erfreuen; ich kann es nicht lassen, wenn auch ganz gegen seinen Willen, Geselschaps Namen hier zu nennen.

Selbstverständlicherweise ist aber die stärkste Einwirkung auf dem Gebiete der

kunsthistorischen Studien zu spüren. In unsern Reihen hier sitzt einer der Altmeister unter uns deutschen Fachgenossen, der vor kurzem in einer gröfseren Arbeit seine Auffassung der mit den neueröffneten Quellen auftauchenden Probleme dargelegt hat, und dessen durchdachte Ausführungen auch in diesem Falle für uns lehrreich sein müssen, selbst wenn wir nicht ganz mit ihm übereinstimmen.

Es ist natürlich, dafs, sobald wir in das höhere Gebiet der Beurteilung eintreten, die Übereinstimmung nicht so leicht zu erzielen ist, wie bei der Feststellung des Thatsächlichen. Ich sehe nun einen Vorzug der pergamenischen Funde und zumal auch der Überreste des Altars grade darin, dafs sie so viel Thatsächliches bieten. Ein so grofses Werk, im Zusammenwirken von Architektur und Skulptur und gewifs besten Kräften der Zeit entstanden, dekorativ, wenn man will, aber doch schon durch die beigesetzten Künstlernamen als den Anspruch auf Leistung erhebend bezeichnet, nach Ort, Zeit und Bedeutung im ganzen klar, in grofsen Partieen tadellos erhalten; durch das alles eignet es sich zu einem Ausgangspunkte der Betrachtung und Vergleichung. In der Beziehung ist ihm kein Werk der hellenistischen Kunst, ja aufser dem Parthenon keines der Antike überhaupt gleichzustellen.

Was die sogenannte ästhetische Beurteilung anlangt, so haben wir bereits alle Variationen vom Lobpreisen bis zur etwas verächtlichen Charakterisierung zu hören bekommen; man hat uns selbst, glaube ich, hin und wieder Überschätzung des eigenen Besitzes zugetraut; mit welchem Rechte, mufs ich dahingestellt sein lassen. Der Franzose, der grofse Stücke der Gigantomachie in seinen *Monuments de l'art antique* veröffentlicht hat, stellt dieselben mit dem Pariser Boulevarddrama, das ich nicht kenne, auf eine Linie; ein Engländer vom Britischen Museum macht in seiner Geschichte der antiken Skulptur nicht viel mehr daraus. Newton hat den gern zu acceptierenden Vergleich ausgesprochen, dafs Pergamon zum Parthenon wie Rubens zu Raphael sich verhalte. Wollen Sie notgedrungener Kürze zuliebe mit einem Bilde zufrieden seiu, so möchte ich von einem Eindrucke der pergamenischen Skulpturen sprechen, als wenn man bei ihrem Anblicke in den Garten der griechischen Kunst wie im Herbst eintrete.

Ich berührte Vergleichungen mit andern hellenistischen Werken, zu welchen die Altarskulpturen den Anhalt bieten. Ganz besonders sind sie um augenfälliger Berührungspunkte willen angestellt, und zwar in besonders durchgeführter und weite Kreise beschäftigender Weise, mit der Laokoonsgruppe. Die Frage um dieses Meisterwerk, so alt wie die wissenschaftliche Archäologie, ist damit zunächst nur wieder als Frage, doch in neuer Fassung, auf die Tagesordnung gesetzt. Früher stritt man um drittes Jahrhundert vor Chr. oder Titus' Zeit, jetzt sucht man die richtige Datierung auch in der Mitte von beiden.

Es kann mir hier, wie eigentlich überhaupt, nicht beikommen über solche Punkte ein Endurteil abgeben zu wollen. Berühren mufste ich sie aber, um damit das Gesamtbild vom Stande der pergamenischen Arbeiten in der Skizze, die hier ja nur gegeben werden kann, abzurunden.

Wenn ich mit Brunn schlofs und mit dem tauben Erdarbeiter in Pergama begann, wenn ich sonst noch möglichst viele Züge der höchst mannigfaltigen Thätigkeiten am grofsen Werke aufzuführen suchte, so wollte ich damit den umfassenden Charakter, den die archäologische Arbeit heute bei uns gewonnen hat, an einem einzelnen Beispiele Ihnen vor Augen stellen. Ich wollte zugleich Ihre Freude daran erwecken, dafs sich diese

Arbeit dergestalt bei uns in Deutschland endlich hat entwickeln können. Wie unser Heer in langen Friedensjahren zu seinen jüngsten Leistungen sich hat schulen können, so hat auch die deutsche Archäologie in langem Kathederleben die Kräfte herangebildet, mit denen wir jetzt in Aktion getreten sind und neben Pergamon Olympia und Tiryns geleistet haben. Ich denke, mein lieber Göttinger Lehrer, den ich leider nicht, wie zu erwarten war, hier unter uns sehe, wird auch sein Stück Freude daran haben, und Eduard Gerhard, der so oft seine archäologischen Thesen auch auf den Philologenversammlungen aufgestellt hat, gebührt sein Verdienst dabei neben Otto Jahn, der uns auf Methode hinwies, und neben so vielen andern, als Lehrer der Architekturforschung namentlich Carl Boetticher. Diesen allen ist es nicht vergönnt gewesen so ins Volle zu greifen; selbst ihren systematischen Vorlesungen hat, glaube ich, das Kapitel vom Finden, die Heuretik neben Kritik und Exegese, ganz gefehlt. Um diese Kunst zu üben und in der Übung zu lernen, dazu bedurfte es nicht nur eines feinen Kopfes, sondern auch eines starken Armes, Die Stärke hat ihm das Deutsche Reich erst gegeben. Wer mitgethan hat bei Pergamon. weifs, dafs wir ohne das Reich da nicht zum Ziele gekommen wären. Das zum Schlusse hier auszusprechen ist wohl am Platze inmitten eines Vereins, dem der Gedanke an das Vaterland von seiner Stiftung an innewohnt. (Lebhafter, mehrfach sich wiederholender Beifall.)

Erster Präsident: Ich frage die geehrte Versammlung, ob sie in eine Diskussion über den eben vernommenen Vortrag einzutreten wünscht. (Pause).

Da dies nicht der Fall ist, so gestatte ich mir selbst — wie ich hoffe und vertraue, in Ihrem Sinne — eine kleine, aber doch bedeutungsvolle Ergänzung persönlicher Art. Wir haben die Namen der Männer vernommen, die sich um Pergamon verdient gemacht haben. Mit vollem Recht wurde da der Name 'Humann' in den Vordergrund gestellt. Meine Herren! Sie sind mit mir davon überzeugt, dafs unmittelbar neben diesem Namen ein zweiter Name nicht fehlen durfte, den hinzuzufügen nur persönliche Bescheidenheit dem verehrten Herrn Redner verboten hat. (Bravo!)

Meine Herren! Wer einigermafsen vertraut ist mit der Geschichte der Entdeckungen zu Pergamon, mit der Geschichte der Erwerbung dieser unvergleichlichen Schätze für die Königlichen Museen unserer Reichshauptstadt, der weifs, dafs hiermit stets unauslöschlich verbunden sein wird der Name 'Conze'. (Bravo!)

Deshalb ersuche ich Sie alle, meine Herren, als Mitglieder der 37. Versammlung deutscher Philologen dem in unserer Mitte weilenden Herrn Professor Conze nicht nur zu danken für den eben vernommenen Vortrag, sondern ihm unsern Dank zu votieren für alles, was er für Pergamon gethan hat, und zwar dadurch, dafs Sie sämtlich Sich von Ihren Sitzen erheben. (Geschieht unter lebhaftem Beifall.)

Professor Dr. Conze (Berlin): Meine Herren, ich danke Ihnen! Aber wenn Sie bisher Nichtgenannten hier Ihren Dank aussprechen wollen, so mufs ich bitten, meines Freundes Schöne, des Generaldirektors der Königlichen Museen, vor allen zu gedenken; nur, indem wir mit ihm Hand in Hand gingen, ist das ganze Werk uns gelungen. (Bravo!)

Erster Präsident: Meine Herren, auf unserer Tagesordnung steht noch ein dritter Vortrag, nämlich der des Herrn Oberlehrers Dr. Weifsenborn aus Mühlhausen (Thüringen) über 'Die Gattungen der Prosa'. Ich glaube aber in Ihrem Sinne zu sprechen, wenn ich mir den Vorschlag erlaube, diesen Vortrag auf die Tagesordnung des nächsten Tages übergehen zu lassen. (Zustimmung.)

Ich nehme dabei an, dafs Herr Oberlehrer Weifsenborn bereit ist, diesem Vorschlage auch seinerseits beizutreten. (Wird von dem Genannten bestätigt.)

Als Tagesordnung für morgen schlage ich Ihnen vor:

1) Beschlufsfassung über die im 'Tageblatt' unter Nr. I erwähnten Anträge;
2) Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Weifsenborn (Mühlhausen): 'Die Gattungen der Prosa';
3) Vortrag des Herrn Professor Dr. von Brunn (München): 'Medusa'.

Ich konstatiere das Einverständnis der Versammlung mit diesen Vorschlägen.

Noch erinnere ich daran, meine Herren, dafs wir morgen spätestens um 12 Uhr schliefsen müssen mit Rücksicht auf die Exkursionen nach Wittenberg, resp. Wörlitz, die um 1 Uhr ihren Anfang nehmen sollen; eine Stunde vorher als Frühstückspause wird jedenfalls allen Herren erwünscht sein. Ich werde mich also bemühen, um 12 Uhr den Schlufs der Sitzung herbeizuführen.

Ich habe ferner mitzuteilen, dafs einige Exemplare der Nr. 40 der von Hirschfelder herausgegebenen 'Wochenschrift für klassische Philologie' eingegangen sind; ich werde die sämtlichen Exemplare auf dem Tische des Hauses niederlegen und bitte die Herren, dieselben entgegenzunehmen.

Weiter erinnere ich daran, dafs heute nachmittag um 4 Uhr die Grundsteinlegung für das Wilhelm Müller-Denkmal auf dem Platze vor dem Gymnasium stattfinden wird. Ich ersuche die Herren Mitglieder der Versammlung, auch zu diesem Zwecke ihre Legitimationskarten mitbringen zu wollen. — Heute Nachmittag zwischen 5 und $6\frac{1}{2}$ Uhr (nach der Grundsteinlegung) werden die Billets für die Exkursion nach Wörlitz auf dem Empfangs- und Auskunftsbureau zur Verteilung gelangen. — Um 7 Uhr nimmt die Theatervorstellung ihren Anfang. — Unmittelbar nach der Grundsteinlegung soll ferner nach dem gestern gefafsten Beschlusse eine Beratung und Beschlufsfassung innerhalb der bezüglichen Kommission stattfinden über die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Ich bitte daher die anwesenden Präsidenten früherer Versammlungen deutscher Philologen, zu der angegebenen Zeit in dem eine Treppe hoch gelegenen Konferenzzimmer des Gymnasiums gütigst sich einfinden zu wollen.

Endlich habe ich mitzuteilen, dafs Herr Hofrat Dr. Hosäus freundlichst sich bereit erklärt hat, morgen, resp. übermorgen von 12 bis 1 Uhr den Herren, die bezügliche Wünsche hegen, die unter seiner Verwaltung stehende Herzogliche Bibliothek zu zeigen.

Ich schliefse die Sitzung.

(Schlufs der Sitzung 1 Uhr.)

Gedächtnisrede auf Wilhelm Müller,

am 2. Oktober 1884 in der Aula des Herzogl. Gymnasiums zu Dessau gehalten von Professor Dr. Gosche (Halle a/S.).

In dieser feierlichen Stunde, da wir uns anschicken, die Gestalt eines Mannes vor unserer Seele aufsteigen zu lassen, an welchem nicht nur die Neigung eines engeren Staatenverbandes, sondern an welchem die Liebe eines ganzen Zeitalters gehangen hat, und an welchem Deutschland für alle Zeiten — so hoffen wir — treu hängen wird, in einem solchen Augenblicke wäre es angethan, dafs der ganze volle Sonnenschein auf uns ruhte und der üppigste Duft der Wälder uns umwehte; denn das war gleichsam die Nahrung jenes in sich reichen Dichterlebens: leuchtender Sonnenschein und volle Waldluft. Aber ein neckisches Schicksal, das so oft gegen unsere besondersten Wünsche streitet, hat uns aus der freien, ihre beste Kraft noch aufsparenden Natur verbannt. Doch wir wollen der Treue unserer Gedanken dadurch keinen Abbruch thun lassen, dafs wir in einem engeren Raume, den Wilhelm Müller so wenig geliebt hat, seiner vollauf zu gedenken versuchen müssen: umgeben uns doch diese Wände mit einer der Alltäglichkeit sich entrückenden Hoheit.

Es ist einer der wenigen wunderbaren Männer, die aufgewachsen sind Schritt vor Schritt in einer Goetheschen Weise. Unsere ganze reiche deutsche Litteratur kennt keine einzige Dichter- und Menschengestalt, die ähnlich aufgediehen wäre bis in die unmittelbare Nähe der höchsten Aufgaben eines Menschenlebens, um dann vor der Zeit, aber glücklich, in den Schofs der geliebten Götter zurückzusinken. Von kleinen Anfängen geht er aus. Sie alle wissen von dem bescheidenen Hause dieser Stadt, in welchem er zu einer merkwürdigen Zeit geboren ward. Wunderbar genug: während die Stürme der Revolution ganz Europa zu durchzucken anfingen, da wurde dieser Mann Ihrer Stadt gegeben, der niemals das Gleichgewicht der Seele in ihrer tiefsten Bewegung verloren hat.

Es war am 7. Oktober 1794, dafs der Geburt eines so angelegten Sohnes eine einfache, aber ungemein verständnisvolle Bürgerfamilie hierselbst sich zu freuen hatte. Dieses begrenzte, stille, aber seiner Lebenspflichten und seiner Lebensziele so klare Haus umgiebt den Knaben als seine erste verständliche Welt, wie Goethe'n in seinem Frankfurt eine zwar grofsartiger angethane, aber doch in ihren Anregungen selbst für die Seele eines Kindes, wenn auch aufserordentlichen Kindes begreifbare Häuslichkeit. Diese glückliche Begrenztheit der Verhältnisse machte den Blick des einen wie des andern aufkeimenden Dichters klar von früh auf. Als Müller, wenn auch ein wilder Knabe, so doch mit gesammelten Empfindungen und Gedanken umherlief in den herrlichen Wäldern, auf den herrlichen Auen, welche diese Stadt schmückend umgeben: da wuchs er immer bewufster

in seine erst kleinen, dann gröfseren Aufgaben hinein, und es hat nichts geringes zu bedeuten, dafs er als ein kaum Zwölfjähriger schon einen stattlichen Band Gedichte fertig hatte. Das Dichten war damals noch keine so bequeme Kunst, wie es heute scheint; heute ist es fast ein überflüssiges Geschäft, Verse zu machen; aber Wilhelm Müller steht in jener glücklichen Zeit, da die dichterische Form zugleich eine Form tiefer, bewegter Gedanken und Empfindungen ist.

Aber Müller war weit davon entfernt, und seine Eltern noch weiter, diese frühen dichterischen Versuche als poetische Thaten gelten zu lassen: es ist keiner von den Versen übrig, die der junge Dichter in jenen ersten Jahren verfafst hat, und kein litterarischer Antiquitätensucher wird jemals von diesen zur rechten Zeit verbrannten Versen etwas zu retten haben.

Indes diese ersten dichterischen Versuche, die gern geduldet wurden, waren nicht die einzige, dem Alter des jungen Müller angemessene Beschäftigung. Seine Eltern sahen klarer, und als ob sie wüfsten, an welchen Stamm der von Gott gegebenen und geordneten Natur sich diese Epheuranken des Dichtergemüts anschmiegen sollten, schickten sie unbedenklich den heranwachsenden Knaben hinaus; er durfte in dem schönen Lande umherwandern, wie er Lust hatte; ja die Eltern boten ihre immerhin mäfsigen Mittel auf, den Sohn noch weiter hinauszuführen: er machte Reisen bis in das damals kursächsische Nachbarland hinein; er durfte die mannigfachen Eindrücke in sich verarbeiten: kurz, er durfte ein nach Goethescher Art frühzeitig fertiger Mensch werden.

Doch dieser Vollgenufs der Natur, an dem sich vorher die schon abnehmende Dichterkraft eines Matthisson immer wieder aufgefrischt und erhoben hat, war es nicht allein, was den jungen Müller heranbildete. Frühzeitig kamen die einfachen Eltern auf den ganz rechten Gedanken, dafs die beste Erziehung für einen Poeten, wie für jede kernhafte, harmonische Natur, eine tüchtige wissenschaftliche wie sittliche Bildung sei. Man kann die Nachrichten über das höhere Bildungswesen jener Zeit durchblättern, da bleibt unsere Aufmerksamkeit immer bei zwei Namen haften: bei den Namen Vieth und desMarées. Wir vermögen jetzt nicht mehr ganz deutlich zu sehen, wie diese beiden ganz verschieden gearteten Männer auf den jungen Müller einwirkten, ohne einander zu stören; aber der Schüler hat ihnen Zeitlebens angehangen, und wohl könnte man die einfache Vermutung aufstellen: alles das, was in dem Empfinden des jungen Müller und des späteren reifen Dichters so geradlinig, so korrekt und so durchsichtig aussieht, das hat er von dem einen Lehrer der Mathematik und dem anderen Lehrer der Geschichtswissenschaften herausbilden lassen.

Aber die Schule ist nicht die einzige Lehrerin des werdenden Mannes, wenn sie uns auch noch so viel spendet; sie bietet am wenigsten Fertiges, sondern nur Samenkörner, die doch erst in einer verhältnismäfsig späten Zeit aufgehen. Was den Knaben, was den bewufster strebenden Jüngling am meisten hebt und auf seine immer deutlicher erkennbaren weiteren Aufgaben hindrängt, das ist selbst in scheinbar prosaischen Zeitaltern eiu gewisses Stück Romantik. Aber es giebt eine Romantik, die die unschädlichste von allen und dabei die treueste und die allergewöhnlichste ist: das ist jene Romantik, welche sich in der Schönheit der Landschaft dem unbefangenen Auge und Herzen darbietet. Glücklich der Mensch, der frühzeitig lernt, oder den die Natur von Haus aus mit der Gabe ausgerüstet hat, die Romantik der Natur und des Verkehrs mit ihr in sich auf-

zunehmen, den vollen Athemzug des Lebens beim Rauschen des Wassers und des Waldes und bei fröhlichem Hörnerklang zu verspüren! Höre man doch nicht auf jenen Tadel der Poesietheoretiker, welche wohl dem späteren Wilhelm Müller gelegentlich vorgeworfen haben, es sei nichts weiter als eine künstlerische Maskerade, wenn er da als Jäger und dort als Müller auftrete. Das war die vollste Ehrlichkeit des Dichtens. Hier in dieser herrlichen Landschaft lernte er bald bei dem Jagdruf, den Fanfaren und bei dem Tumult der Parforcejagd sich ganz als Jäger fühlen und den echten poetischen Kern des blutigen Jägerhandwerks herausfinden; bald blieb er sinnend an einer einsamen Mühle stehn, um in ihrem Klappern, welches sonst vielleicht nur zu einer gleichgültigen handwerksmäfsigen Betrachtung einladet, in seiner dichterischen Neigung klar das Skandieren der schönen Verse vorwegzuhören, die er später dichtet; er hat erfahrungsmäfsig, ohne je gleichsam ein Maskenmaterial daraus zu entnehmen, die poetischen Reize des Jäger- und des Müllerlebens gezeichnet, wie sie sich in seinem Vaterlande darboten.

Aber er wäre ein oberflächlicher Poet gewesen, wenn er in seiner engeren Heimat nicht mehr gefunden hätte, als die schöne Natur, als die Romantik des Jagdlebens und der einsamen Mühle. Die Anhaltischen Lande haben eine eigentümliche Geschichte, welche den werdenden Dichter bedeutsam erziehen hilft. Ein solcher mufste an jene eigentümlichen Zeiten zurückdenken, wo unter den Schrecknissen einer äufseren Geschichte das Gemüt der strebsamen Jünglinge, Männer und Frauen sich vertrauensvoll in das Reich der Poesie flüchtete. Und so wertlos auch heute alle dichterischen Leistungen der Fruchtbringenden Gesellschaft erscheinen mögen, sie waren für unsere Vergangenheit ein wertvolles Stück des sich selbst disziplinierenden Gemütslebens.

Aber in die Erinnerungen speziell Anhalts, wenn es sich nicht litterarisch beschränken wollte, war eine Gestalt hineingestellt, welche ein wahrhaftes Dichtergemüt bei Zeiten ergreifen und nicht blofs poetisch ergreifen, sondern bis zu einem gewissen Grade auch sittlich bilden mufste. Das war die Gestalt des 'alten Dessauers'. Das war eine Figur, geartet, eine kräftige Poetennatur ohne weiteres anzuregen. Ich entsinne mich in diesem Augenblicke keiner Verse, welche Wilhelm Müller ganz ausdrücklich an diese merkwürdige Gestalt unserer deutschen Bildungsgeschichte gerichtet hätte; aber man kann sich anheischig machen, nachzuweisen, wie er in verschiedenen seiner Epigramme — also der späteren Dichtungen —, wo es auf sittliche Momente ankommt, wo er den Pflichtbegriff betonen will, auf die geradlinige, ja etwas störrische Weise des Leopold von Dessau zurückkommt.

Doch an diesem Leopold von Dessau hängt nicht blofs ein unerschrockener Pflichtbegriff, ein Thatendrang, der direkt auf sein Ziel losgeht und sich noch in hohem Alter Kriegslorbeern verdient, sondern in dem Manne schlägt auch ein merkwürdiges Herz, ein Herz nicht angekränkelt von der Empfindsamkeit und der falschen Romantik seiner Zeit, sondern ein geradliniges, volles Menschenherz. Dieser Mann, der unbekümmert seine Anne-Liese liebte, war ein Prototyp für alle jene Mannesnaturen, welche ihren eigenen Neigungen einen geraden Weg zu ihrem Ziele schaffen wollen; und es wäre ein anziehender Versuch, an Wilhelm Müller nachzusehen, wie er eine gewisse Geradlinigkeit der Empfindung, obgleich hineingestellt in das Zeitalter romantischer Verirrungen, an dem Vorbilde dieses alten Dessauers herausgebildet hat. Man würde sich in Müller aufserordentlich täuschen, wenn man die Keckheit seines Liebens in den Jäger- und Müllerliedern, wenn man die

eigentümliche Melancholie mancher scheinbar verzweifelten Momente lediglich als ein Spiel des dichterischen Gemüts ansehen wollte: das ist alles Ernst, tiefer Ernst, wie er ihn hatte frühzeitig beobachten können an der Geschichte von dem alten Dessauer und seiner Anne-Liese. Wenn man den späteren Lebenserinnerungen nachgeht, wo er nun wirklich als Dichter auftritt, vermag man nicht zu entdecken, dafs irgend ein anderes Moment in dieser Richtung noch wesentlich bestimmend gewirkt haben könnte, wenn nicht solche Momente, die jeder von uns, so verschiedenartig unsere Berufe sein mögen, in sich hätte erfahren können, wenn sie auch nicht dichterisch von jedem umgesetzt werden.

Indes ist die Gymnasialzeit abgeschlossen und das Schicksal führt ihn 1812 nach der jungen Universität Berlin. Wir modernen Menschen sind sehr leicht geneigt, solchen Eintritt eines jungen Mannes in irgend eine beliebige Universität als eine verhältnismäfsig gleichgiltige Thatsache anzusehen; damals war ein solcher Schritt von höchster Bedeutung. Nicht nach dem altberühmten Leipzig, sondern nach dem Berlin, über welchem die Morgenröte eines neuen Zeitalters durch die Trübe der augenblicklichen Verhältnisse aufleuchtet, geht der junge Müller. Da wollte er nicht blofs lernen für das, was ihm als Lebensaufgabe gestellt war, — er fühlt das heraus, und es ist nicht unwahrscheinlich, dafs er an einigen der bedeutenden Lehrer dieser merkwürdigen Universität es schon damals lernte, ein wie eigentümlicher Geist an dieser Universität walte, welcher mitten unter den ungeheuersten Drangsalen des nordischen Deutschlands sich mit siegreicher Kraft gegen den fremden Gewalthaber aufbäumen werde. Hier hat Müller ganz sicher seine eigentliche Kraft geholt, welche er von da ab — und er lebte nur noch anderthalb Jahrzehnte — durch alle seine Bestrebungen hindurchgehen läfst. Die Studenten Berlins von den Jahren 1812 und 1813 hatten keine rechte Ruhe, hatten vor allen Dingen keine Stimmung, ihren besonderen Aufgaben nachzugehen. Da, wo Fichtes Gedanken ausgesprochen worden waren, da, wo Friedrich Wilhelm III. die Armee des Februars von 1813 vorbereitete, da mufsten ganz andere als besondere Berufsgedanken den jungen Leuten durch Kopf und Herz gehen. Und unter dem magischen Einflufs dieser Gedanken steht denn unser junger Wilhelm Müller. Es bedurfte nur des Rufes vom 17. März 1813, — da liefs er Studieren Studieren sein, da fand man den ganz jungen Mann unter denen, die gegen Frankreich zogen. Und er zog nicht allein mit einem allgemein politischen Gedanken in diesen Krieg, sondern mit einem ganz bestimmten nationalen, vor allen Dingen mit einem schwungvoll romantischen Gedanken. Freilich sind wir gewöhnt, wenn wir von romantischen Gedanken und Vorstellungen reden, uns unwillkürlich nebelhafte Gedankenbilder darunter vorzustellen. Damals jedoch war der Gedanke der Romantik ein ganz anderer: er hatte Fleisch und Blut; es kam darauf an, des alten deutschen Reiches Herrlichkeit und Machtfülle wiederherzustellen; man hielt in diesen Beziehungen dieses Deutschtum für durchaus gefährdet durch Napoleon den Ersten. Und so war für den jungen Müller diese Teilnahme an dem Kriege gegen Frankreich zugleich eine sittliche und — fügen wir hinzu — eine poetische That. So erklärt es sich denn sehr leicht, dafs, als er im Jahre 1814 nach der Teilnahme an mancherlei Kämpfen nach Berlin zurückkehrte, er sofort seine feste Stellung fand in den Kreisen der neuromantischen Schule.

Diese Teilnahme an den romantischen Bestrebungen würde eine sehr unfruchtbare und flüchtige gewesen sein, hätte sie nichts weiter hervorgebracht, als das, was sie bei vielen anderen Jünglingen hervorgebracht hat: die Teilnahme an einer wilden, phanta-

stischen, patriotischen Dichterei. Wir sehen an nichts deutlicher die mannhafte Selbständigkeit, zu der sich der noch junge Müller entwickelt, als an der Stellung, welche er gerade zu dieser Romantik der Freiheitskriege einnimmt. Er bildet im Zusammenhang mit dieser ehrenvollen Art von Romantik den Sinn für das volkstümliche Leben aus, welches er in anderer Weise schon in seiner Heimat hatte kennen lernen; er, der im engeren Kreise eines kleinen Staatslebens aufgewachsen, an der Hauptschule des engeren Landes gediehen war, er gewinnt jetzt auf einmal bedeutende Perspektiven. Vor seine Seele treten die Bilder von volkstümlicher Herrlichkeit — wir dürfen bei ihm schon den Ausdruck gebrauchen: von Volksindividualitäten. Er sieht Griechenland vor seinem inneren Auge, er sieht leibhaftig die Bewohner Rügens, er sieht die Spanier wie grofse Gestalten vor seiner Seele stehen und beschäftigt sich mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihren Sängen und Liedern. Diese Beschäftigung giebt ihm nicht dieses oder jenes Material für seine poetischen Studien, sondern das Volkstümliche daran baut sich grofsartig in seiner Seele auf.

Ich will hier ein klein wenig vorgreifen. Wir werden sogleich sehen, wie er nach Italien geht, nun in Rom seine Beobachtungen macht und von dem römischen Leben Bilder giebt, die heute allerdings nur noch wenig philologischen oder kulturgeschichtlichen Ertrag darbieten mögen. Aber wir bemerken, wie er mit einem Scharfsinn für Beobachtung von Land und Leuten, der damals noch etwas überaus Seltenes war, mit einem Scharfsinn, der etwa nur an Goethes Bilder aus Italien erinnert, die Volkstümlichkeit trifft; und wer von einem prophetischen Sinn für die Entwickelung eines Nationalcharakters reden wollte, der könnte aus diesem nicht mehr viel gelesenen Buch sehr leicht diesen oder jenen merkwürdigen, erst später zu praktischer Giltigkeit gekommenen Gedanken ausziehen.

Nichts zeigt vielleicht so scharf die Entwickelung des Sinnes für Volkstümlichkeiten in dem noch jungen Müller, wie die Art, wie er unser Rügen auf seiner dichterischen Studienreise von 1825 aufgefafst hat. Man mufs nur einmal gewandert sein durch die Teile dieser Insel, in denen er gewandert ist. Er sah die einfachen Fischer von Mönchgut mit ihren festen Überlieferungen, mit ihren unveränderlichen Anschauungen; und diese Menschen bauen sich denn nun mit diesen Gebräuchen und Anschauungen wie Normalgestalten vor seiner Seele auf. Es ist gewifs ein sehr prosaischer Vorwurf für einen begabten Dichter, über eine blaue Schürze ein Gedicht zu machen; aber man nehme einmal dieses einfache Gedicht, wo er schildert, wie die arme Mönchguterin, deren Bräutigam da unten auf dem Meeresgrunde liegt, die blaue Schürze abweist, welche die Mutter vor das Fenster als Heiratszeichen gehangen! Es ist nicht allein der frische Sinn des Dichters, sondern es ist geradezu der Scharfsinn des Kulturhistorikers in diesen Gedichten, in den 'Muscheln von der Insel Rügen'. Wäre zufällig Wilhelm Müller durch die Fügungen des Schicksals bei einem längeren Leben in eine mehr wissenschaftliche Richtung hineingelenkt worden, sehr wahrscheinlich wäre er einer der gröfsten Vorläufer der modernen Kulturwissenschaft geworden, wie sie uns in Wilhelm Riehl so anschaulich entgegengetreten ist.

Aber für den Romantiker gab es keine andere Auffassung aller dieser Verhältnisse, als die vom Standpunkte der Kunst aus. Und auch hier tritt uns Wilhelm Müller mit einer eigentümlichen Selbständigkeit und Gröfse entgegen. Zwar hatte Winckelmann schon ein halbes Jahrhundert vorher die bedeutendsten Gedanken über die Auffassung der

Kunst in das Land geworfen, ja als lebensvolle Wissenschaft aufgestellt; zwar hatte Goethe, vor allem in seiner 'italienischen Reise' immer wieder hervorgehoben, dafs die Kunst nicht etwas ganz Besonderes, von dem gewöhnlichen Leben Losgelöstes oder gar ihm Entgegengesetztes sei, sondern dafs in der Kunst gerade das eigenste Herzblut jedes Volkes und jedes Zeitalters pulsiere; — aber es ist aufserordentlich interessant zu beobachten, wie Wilhelm Müller sich zu seiner Kunstauffassung erhebt. Nicht dafs er bedeutende Untersuchungen gemacht, nicht dafs er eigens ein Buch in dieser Richtung geschrieben hätte: aber man sieht, wie der innerlich herausgearbeitete Kunstbegriff, den er sich angeeignet, auf seine ganze Persönlichkeit in ihrer weiteren Entwickelung wirkt. Und wir wollen dem Schicksal dankbar sein dafür, dafs er an eine einzig geartete klassische Stelle in Deutschland gestellt war. Vielleicht war aufser der hier überall lebendigen Erinnerung an den 'alten Dessauer' nichts, was ihn mit voller Entschiedenheit auf grofse militärische, patriotische Anschauungen hätte hindrängen können; aber hier in dem Dessauer Lande umgaben ihn Dinge, an denen viele von uns — und ich will das nicht zu unserem Ruhme sagen — heute mit beschäftigter Gleichgiltigkeit vorübergehen. Was man in Wörlitz sieht, was man in den Kunstsammlungen von Anhalt überhaupt findet, was an Raritäten hier vielleicht aufgespeichert ist, das erscheint uns modernen verwöhnten Menschen gleichsam wie ein vergnüglicher Dilettantismus, — für jene Zeit, in welcher Wilhelm Müller grofs geworden ist, war es eine grofse Geistes- und Herzensangelegenheit. Es war nicht gleichgiltig für seine Entwickelung, dafs in dem nachbarlichen Wörlitz so herrliche Sachen zu finden waren, dafs an dem Dessauer Hof geschwärmt wurde von Winckelmann und von der 'italienischen Reise'; es war nicht gleichgiltig, dafs sogar Goethe sich hier einmal vorübergehend in die ästhetischen Interessen des höfischen Kreises fand: für Wilhelm Müller war dieses Stück Kunstinteresse, an dem er so lebendig Teil nahm, zugleich ein Stück eigener, sehr wichtiger menschlicher Weiterentwickelung. Denn die Kunst ist nicht eines Menschen, nicht eines Zeitalters: die Kunst ist überall, wo sie wirklich Kunst ist, das Merkmal des Menschlichen überhaupt. In jedem grofsen Kunstwerke schlägt das ganze Herz der Menschheit; da sehen wir hinaus über die engen Grenzen unserer besonderen Nationalität und bei dem wahren Künstler entwickelt sich immer ein wunderbarer Kosmopolitismus: die politischen Schranken, die zufälligen Grenzscheiden allgemeinerer Verhältnisse werden übersprungen, und über die Alpen hin reichte der Sohn Mitteldeutschlands gern dem mitempfindenden Italiener die Hand. Das ist derjenige eigentümliche kosmopolitische Kunstsinn, der Müller in scheinbarem Widerspruch mit seinem deutschen Herzen einst so lange an Italien festgehalten hat, sodafs er es kaum vermochte, zurückzuschreiten aus diesem schönen Lande; das ist es, was ihn nachher auf der Höhe seiner künstlerischen, wie auch seiner inneren wissenschaftlichen Thätigkeit mit Griechenland so eng verbunden hat. Damals im Anfange der 20er Jahre gab es nichts, wofür der Deutsche als ein in seinen Strahlen ungebrochenes Ideal eigentlich hätte schwärmen können; von allen solchen Dingen, die mit den Fragen der grofsen Staatsentwicklung zusammenhängen, durfte kaum die Rede sein; und wenn Wilhelm Müller, erfüllt von dem grofsen Geiste der mitdurchkämpften Befreiungskriege, wohl gelegentlich an die Erfüllung ihrer Ideale dachte, so hatte sein gnädiger Landesherr wohl Veranlassung, das unruhige Dichtergemüt ein klein wenig zur Ruhe zu weisen. Aber daran hinderte ihn nichts, dafs, als die Neugriechen nach Freiheit riefen, als sie den unterstützten Kampf begehrten gegen die Türkei,

als Fauriels Griechenlieder über den Rhein herüberklangen, Wilhelm Müller sein Herz diesen Griechen aufthat. Und das ist der ungeheure Zauber seiner Griechenlieder, der auf jung und alt und nicht blofs auf seine Zeit gewirkt hat, sondern auf alle Zeiten wirken wird. Er ist es, der die Nachkommenschaft des Miltiades in jenen Neugriechen sieht; er ist es, dessen dichterische Phantasie so innig hängt an Alexander Ypsilanti, an dem kleinen Hydrioten, dem Mainotenknaben! Diese eigentümliche kongeniale Mitempfindung mit der grofsen Angelegenheit der Griechen ist es, die ihm, dem Dichter, alle die Fragen der grofsen Politik, mit denen nachher sich die ganze diplomatische Welt Europas zaghaft herumquälte, viel rascher vorstellt und zur Lösung bringt. Wir begreifen, wenn wir den Dichter mit diesen Anschauungen von Griechenland für einen Augenblick scheitern sehen, vollständig den gesteigerten wehmütigen Zug, der seine letzten Lebensjahre durchdringt. Das Ideal, von dem der Dichter geträumt hatte, verwirklicht die spröde Welt nicht. Täuschung kam über Täuschung, und besonders in seinem späteren Leben, als er die letzten Griechenlieder dichtete, von denen einige von der Censur unterdrückt und vielleicht durch sie gänzlich verloren gegangen sind, mufste er peinlich empfinden, dafs es mit der Sache der freien griechischen Nationalität etwa stand, wie mit Vineta; mufste er mit tiefem Schmerz sehen, dafs die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, der freien und sonnenhellen Menschheit, die einst von Griechenland geführt worden waren und jetzt von ihm wieder aufgenommen schienen, wie eine versunkene Stadt da unten im Grunde lägen, und dafs alles das, was der Dichter vielleicht mit seinem feineren Ohr vernimmt, nichts anderes sei, als das Klingen der Glocken von Vineta. Und doch hat er treu diesen seinen Idealen nachgearbeitet, er hat sie festgehalten, und wir sehen nun Schritt vor Schritt an seiner nicht ablassenden Dichterarbeit bis zu dem verhängnisvollen Jahre 1827, wie diese seine Ideale an Hoheit und an Kraft gewinnen.

Und als es denn nun zum jähen Schrecken aller derer, die seine Lieder lieb gewonnen und in sie sich hineingelebt hatten, geschah, dafs er voll von den schönen Eindrücken einer Nachsommerreise in Schwaben, am Rhein und in Thüringen heimgekehrt, plötzlich am Spätabend des 30. September 1827 dahinstarb: da mufste jeder, der angesichts des vor der Lösung seiner wachsenden Aufgaben zusammenbrechenden Lebens die ganze Gröfse des Verlustes für Deutschland tiefer empfand, leise nachklingen hören einige Verse, welche der noch sehr junge Dichter einst gedichtet hatte. Sie entsinnen Sich, hochansehnliche Versammlung, jenes grauenvoll schönen Gedichts von dem 'Glockengufs in Breslau', wie selbst um das Opfer einer ungeheuren Schuld sich doch die Aufgabe erfüllt, welche der Glockengiefser sich gestellt hatte. Da sagt der Dichter: 'Und was der Tod versprochen, bricht auch das Leben nicht.' Überlassen wir den scharfsinnigen Auslegern deutscher Gedichte mit vollkommener Sicherheit darzulegen, was diese Verse eigentlich sagen wollen, was nicht. Betrachten wir sie aber in dem Zusammenhange von Müllers Leben und Dichten, so werden sie uns durchaus verständlich. Was der Tod, der voreilig kommende, den Dichter rasch dahinreifsende Tod ihm einst leise versprochen hat, das bricht ihm auch das Leben nicht: über seinen Tod hinaus redet, von späteren Geschlechtern verstanden, gleich jener Glocke seine Dichtung noch ihre Sprache. In vollen Tönen klingt sie in unser Leben hinein und ruft in uns Pflichtgedanken wach. Ein ganz besonderes Versprechen soll unser Leben, deren Leben, die hier in seinem Namen versammelt sind, noch halten. Hohe Versammlung! Es ist weit mehr als eine gewisse monumentale

Kuriositätenkrämerei, wenn Sie hier das Modell eines Denkmals für unsern Wilhelm Müller vor sich sehen, welches in freiem, geschichtlich geweihtem Raume errichtet werden soll, spät, aber zu unserer inneren deutschen Erziehung und Kräftigung immer noch zeitig genug. Vielleicht lernt an Ihrer Begeisterung einst der scharfsinnige, doch wie es dem Scharfsinn geht, seines Zieles nicht immer sichere, nur von den Gedanken der umgebenden Zeitgenossen getragene Litterarhistoriker, welche hohe Bedeutung dieser Wilhelm Müller für die Vertiefung und Bereicherung des deutschen Seelenlebens habe. Mag der Zweifelnde angesichts der achilleisch früh dahingegangenen Dichtergestalt immerhin sagen: wir wissen nicht, ist Wilhelm Müller der Abendstern einer untergehenden Zeit, als deren Sonne Goethe geleuchtet hat? oder ist er der Morgenstern einer Zeit, die erst anbricht? — Wir zweifeln nicht; uns gilt Wilhelm Müller als der lichtfrische Morgenstern eines neuen grofsen Tages, an dessen vielleicht etwas zögerndem, vollerem Aufgange uns allen noch ganze Freude beschieden sein wird!

In diesem Sinne, hochverehrte Versammlung, möge das Denkmal Ihres Wilhelm Müller geweiht werden! (Lebhafter Beifall.)

Dritte allgemeine Sitzung

am Freitag, den 3. Oktober 1884.

Der erste Präsident, Schulrat Dr. Krüger, eröffnet die Sitzung gegen $10^3/_4$ Uhr mit folgenden Worten:

Meine Herren, gestatten Sie zunächst einige geschäftliche Mitteilungen.

Es gereicht mir zur besonderen Freude, Ihnen die Mitteilung machen zu können, dafs Herr Professor Max Müller in Erwiderung des Grufses, den wir vorgestern an ihn haben abgehen lassen, folgendes Telegramm an uns gerichtet hat:

Herzlichen Grufs! Innigen Dank! Principibus placuisse viris non ultima laus est.

(Bravo!)

Von seiten der Redaktion der 'Halleschen Zeitung' ist uns ein Schreiben zugegangen, durch welches dieselbe 'sich beehrt, die Sonnabend- und Sonntagnummer der 'Halleschen Zeitung' mit der Bitte uns zu überreichen, den an der Spitze dieser Nummern veröffentlichten, eine wichtige pädagogische Frage behandelnden Aufsatz des Schulinspektors Krebs einer geneigten Beachtung würdigen zu wollen'. Diese 'wichtige pädagogische Frage' betrifft 'die Rangordnung in der Schule'. Ich habe mir erlaubt, die eingegangenen Exemplare auszulegen, und bitte dieselben entgegenzunehmen. Auch der pädagogischen Sektion habe ich eine gröfsere Anzahl von Exemplaren zugehen lassen; dieselben liegen im Vorzimmer der Aula auf einem Seitentische.

Ferner haben die Herren vielleicht Kenntnis davon genommen, dafs in unserem 'Tageblatt' Nr. 1 ein Inserat der Firma Weckmann in Hamburg sich befindet, veranlafst dadurch, dafs von dieser Firma im Anfang des diesjährigen Sommersemesters für sämtliche

Klassenfenster des hiesigen Gymnasiums 'verstellbare Vorhänge' geliefert sind, Vorhänge, die von einer Autorität auf diesem Gebiet, Herrn Professor Cohn in Breslau, als die 'relativ besten Vorhänge für Klassenzimmer' bezeichnet worden sind. Nach mehrmonatlichen Erfahrungen kann ich dieses überaus günstige Urteil nur bestätigen. Dies hat der Firma Weckmann mit Recht Veranlassung gegeben, weiter Propaganda für diese Vorhänge zu machen. Bezügliche Prospekte, welche in gröfserer Zahl von jener Seite unserer Versammlung zugegangen sind, liegen hier und im Vorzimmer der Aula aus.

Weiter sind uns zugegangen etliche Probenummern des einst von Herbst, jetzt von Keck herausgegebenen 'Deutschen Literaturblattes'.

Sodann erlaube ich mir nochmals in Erinnerung zu bringen, dafs ich bereits vor längerer Zeit von seiten des hiesigen wohllöblichen Gemeinderats den ehrenvollen Auftrag erhalten habe, die sämtlichen Herren, die Ehrenmitglieder und die Mitglieder der Versammlung, sowie die sämtlichen Mitglieder des hiesigen Lokalkomités einzuladen zu einem von seiten des Gemeinderats in Aussicht gestellten 'Festtrunke', der heute abend von $8^1/_2$ Uhr ab im 'Hofjäger' stattfinden soll, also im Anschlufs an die Exkursionen, die für heute nachmittag in Aussicht genommen sind.

Was die Partie nach Wittenberg anlangt, so ist die Abfahrt auf 1 Uhr festgesetzt; als Legitimation dient die Mitgliedskarte. Der Lösung eines weiteren 'Sonntagsbillets' Ihrerseits bedarf es nicht; es wird von anderer Seite hierfür gesorgt, und die 'Sonntagsbillets' werden Ihnen dann in die Coupés hineingereicht werden. Herr Direktor Stier hat die Führung bei dieser Partie übernommen und ersucht mich soeben, noch besonders in Erinnerung zu bringen, dafs das 'Liederbuch' mit nach Wittenberg genommen werden möchte.

Auch behufs der Wörlitzer Partie ist es dringend wünschenswert, dafs wir pünktlich um 1 Uhr abfahren. Die sämtlichen Herren, die früher ihre Teilnahme in Aussicht gestellt hatten, haben — wie ich annehme — inzwischen die bezüglichen, mit Nummern versehenen Wagenkarten erhalten; sollte das noch nicht der Fall sein, so würden diese Karten heute Mittag nachträglich noch auf dem 'kleinen', resp. 'grofsen Markte' in Empfang genommen werden können. Sie werden bemerkt haben, dafs beide Plätze für die Abfahrt bestimmt sind. Damit keine Verwechselung eintritt, die ganze Sache vielmehr so präcis und ordentlich wie möglich sich abwickelt, erwähne ich, dafs der 'grofse Markt' der unmittelbar vor dem Schlosse gelegene Markt ist, auf dem das Standbild unseres Heldenfürsten, des alten Dessauers, sich befindet, der 'kleine Markt' dagegen der jenseits der Schlofskirche gelegene, an und für sich gröfsere Markt. (Heiterkeit.) In Parenthese erlaube ich mir noch eins hinzuzufügen. Viele von Ihnen werden noch nicht in Wörlitz gewesen sein. Meine Herren, ein einfacher Uberzieher dürfte in der jetzigen Jahreszeit für die dortige Wasserfahrt und für die Rückfahrt nicht ausreichend sein. Verzeihen Sie daher, wenn ich aus sanitären Rücksichten empfehle, mit den nötigen Plaids, Reisedecken u. dergl. Sich versehen zu wollen. — Gondelbillets werden in Wörlitz selbst zur Verteilung gelangen, unmittelbar nach der Ankunft. Wer es vorzieht, den Park zu Fufs zu durchwandern, dem bleibt dies selbstverständlich unbenommen; es ist sogar wünschenswert, dafs eine Teilung stattfindet, da die Zahl der Gondeln nicht ausreicht, um sämtliche Herren an der Fahrt teil nehmen zu lassen.

Endlich erlaube ich mir, da das Ende der Versammlung bereits uns näher gerückt

ist, noch darauf hinzuweisen, dafs in Nr. 1 des 'Tageblatts' auf Veranlassung verschiedener Eisenbahndirektionen Folgendes notiert ist.

'Sämtliche von Mitgliedern der Versammlung auf preufsischen Staatseisenbahnen, resp. auf der Elsafs-Lothringischen, den pfälzischen Bahnen, der Stargard-Cüstriner und Glasow-Berlinchener Bahn, sowie den Thüringer Privatbahnen gelösten Retourbillets bedürfen hierorts einer besonderen Tektur, lautend: 'gültig zur Rückfahrt bis einschliefslich den 7. Oktober 1884, an welchem Tage die Rückfahrt vollendet sein mufs. Zur Rückfahrt abzustempeln'. Das Aufkleben dieser 'Tekturen' erfolgt täglich auf dem 'Empfangs- und Auskunftsbureau'.'

Ich habe dafür gesorgt, dafs morgen früh in Rücksicht auf die bevorstehende Abreise vieler Herren das 'Empfangsbureau' bereits von 7 Uhr ab während der sämtlichen Vormittagsstunden geöffnet sein wird.

Wir treten nunmehr in die Tagesordnung ein.

Nr. 1 der Tagesordnung lautet:

'Beschlufsfassung über die Anträge, gestellt auf der zu Karlsruhe im Jahre 1882 stattgehabten 36. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner von der mit der Wahl des nächsten Versammlungsortes beauftragten Kommission:

a) die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner werden fortan *tertio quoque anno* gehalten.

b) die mit der Abhaltung der Versammlungen verbundenen Kosten werden fortan von diesen selbst übernommen.'

Herr Professor Dr. Eckstein hat die Güte gehabt, auch diesmal das bezügliche Referat zu übernehmen. Ich bitte den verehrten Herrn, dasselbe jetzt folgen zu lassen.

Professor Dr. Eckstein (Leipzig): Geehrte Herren! Es geht zum exitus, und da wird es notwendig, kurz zu sein. Brevis esse laboro, — es macht mir aber gerade keine Mühe und Not.

Es sind zwei Anträge, über die wir abstimmen sollen, die Ihnen bereits im 'Tageblatt' vorliegen. Merkwürdigerweise hat der erste Antrag mit seinen lateinischen Worten 'tertio quoque anno' vielerlei Misverständnisse hervorgerufen (Heiterkeit), weil die Leute nicht mehr an ihren Schulsack gedacht haben.

Die Kommission ist in die Beratung dieser Anträge eingetreten und schlägt Ihnen zweierlei vor: keinen der Anträge, wie sie Ihnen vorliegen, anzunehmen, sondern einen vermittelnden Antrag, und zwar in Bezug auf den ersten Punkt eine Rückkehr zu der alten Fassung, wie sie in den ursprünglichen Göttinger Statuten vorliegt. § 2 der jetzt geltenden Würzburger Statuten soll in Zukunft heifsen:

'Zu diesem Zwecke versammelt sich der Verein in ein- oder zweijährigen Zeiträumen auf die Dauer von vier Tagen an einem vorher zu bestimmenden Orte'.

Also, was jetzt schon durch die Umstände mehrmals notwendig geworden ist, und was die Göttinger Statuten[1]) vorausgesehen hatten, das wollen wir nun wiederum legalisieren und damit denjenigen Präsidien, die durch äufsere Verhältnisse genötigt werden,

1) § 2 der Göttinger Statuten vom 20. September 1837: 'Zu diesem Zwecke achten sie für nöthig: — — — d) sich an bestimmten Orten und in noch zu bestimmenden ein- oder zweijährigen Zeiträumen zu gegenseitigen Besprechungen und Mittheilungen zu vereinigen'.

in einem Jahre die Versammlung einmal ausfallen zu lassen, es freistellen, den zweijährigen Zeitraum zu wählen, — aber nicht etwa festsetzen: 'nur im dritten Jahre'; denn dadurch würden wir in die gröfste Verlegenheit kommen, wenn einmal ein Ausfall notwendig werden sollte.

Das ist das erste, meine Herren; ich bitte das hohe Präsidium, über die Sache brevi manu abstimmen zu lassen, — dann kommen wir am schnellsten zum Ziele. (Heiterkeit.)

Erster Präsident: Meine Herren, ich nehme an, dafs Sie mit dem eben vernommenen Vorschlage einverstanden sind. Ich bitte diejenigen Herren, die gegen die Annahme des eben gestellten Antrages sind, sich von ihren Plätzen zu erheben. (Pause. — Referent: 'niemand!' — Heiterkeit.).

Der Antrag ist einstimmig angenommen.

Ich bitte den Herrn Referenten, fortzufahren.

Prof. Dr. Eckstein: Der zweite Antrag war mit Rücksicht darauf gestellt, dafs durch die Übernahme dieser Versammlung den Städten oder den Staaten, in denen wir zusammenkommen, mancherlei Kosten verursacht werden. Da soll es nun heifsen: 'die mit der Abhaltung der Versammlungen verbundenen Kosten werden fortan von diesen selbst getragen'. Die Sache hat ihre Bedenken. Gastfreundschaft müssen wir an manchen Orten in Anspruch nehmen; ja wir werden es recht dankbar anerkennen, wenn städtische oder staatliche Behörden unseren Verein willkommen heifsen und ihn in seinen Bestrebungen auch pekuniär unterstützen; aber wir wollen das keineswegs als Hoffnung oder Erwartung aussprechen, und darum soll § 11 der Würzburger Statuten in Zukunft lauten:

'Zur Bestreitung der mit einer Versammlung verbundenen Kosten wird von den jedesmaligen Teilnehmern ein Beitrag von 10 Mark erhoben'.

Es ist dies auch in der letzten Zeit wiederholt geschehen. Wir haben es hier jetzt fixiert, um den künftigen Vorständen nicht die Wahl zu lassen, ob sie 8 oder 6 oder gar nur 5 Mark nehmen sollen; darum haben wir gleich die Summe von 10 Mark festgesetzt. Ich bitte, auch darüber abstimmen zu lassen; — darüber wird hoffentlich niemand reden; (Heiterkeit) — es ist das eine Ehrensache für uns.

Erster Präsident: Ich bitte wiederum diejenigen Herren, die gegen die Annahme dieses Antrages sind, sich von ihren Plätzen zu erheben. (Pause.) Ich konstatiere, dafs auch dieser Antrag einstimmig angenommen ist.

Prof. Dr. Eckstein: Nun, meine Herren, die Sache ist glatt erledigt; jetzt handelt es sich um die Wahl des nächsten Versammlungsorts. Die Kommission schlägt Ihnen als diesen Versammlungsort vor die Universitätsstadt Giefsen, an die wir manchmal schon gedacht haben. Sie lockt durch ihre Lage in der Mitte Deutschlands, in der Nähe von Frankfurt und Marburg, hat ungemein viel Anziehendes, bietet auch in ihrer nächsten Umgebung landschaftliche Reize, — Wetzlar, das Lahnthal liegen vor der Thür, u. s. w. Das, denke ich, wird Ihnen höchst willkommen sein. (Bravo!)

Also der Ort Giefsen und als Präsidenten — das dürfen wir doch nicht davon trennen — Prof. Dr. Schiller und Prof. Dr. Oncken, das ist unser Vorschlag. Nun genehmigen Sie! — Denn ein Streit wird darüber wohl nicht entstehen. (Heiterkeit.)

Erster Präsident: Wünscht einer der geehrten Herren sich noch zur Sache zu äufsern? (Es meldet sich niemand. — Referent: 'Es ist sonst manchmal dagegen geredet!' — Heiterkeit.)

Ich lasse abstimmen. Ich bitte diejenigen Herren, die dagegen sind, dafs die nächste Versammlung in Giefsen stattfindet, sich zu erheben. (Pause.)

Es ist nicht der Fall; Giefsen ist somit einstimmig als Ort unserer nächsten Versammlung in Aussicht genommen. Nach dem vorhin einstimmig angenommenen principiellen Antrage bleibt es nunmehr dem Präsidium der nächsten Versammlung überlassen, dieselbe für 1885 oder für 1886 auszuschreiben.

Es ist weiter vorgeschlagen als erster Präsident Prof. Dr. Schiller und als zweiter Präsident Prof. Dr. Oncken. Sind Sie hiermit einverstanden? — Wer nicht einverstanden ist, möge sich erheben. (Pause.) Auch dieser Antrag ist einstimmig angenommen.

Meine Herren, wir gehen weiter in dem, was uns die Tagesordnung bietet. Da habe ich aber zunächst mich selbst zu entschuldigen. Sie erinnern sich, dafs wir gestern auf die heutige Tagesordnung gesetzt haben zunächst den Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Weifsenborn, der uns schon für gestern freundlichst in Aussicht gestellt war, dann an zweiter Stelle den Vortrag des Herrn Prof. Dr. von Brunn. Beim Niederschreiben der Tagesordnung für das 'Tageblatt' habe ich mir nun erlaubt, eine kleine Metathesis vorzunehmen. Ich glaubte das nicht nur thun zu dürfen, sondern thun zu müssen, da ich mich nachträglich daran erinnerte, dafs dem Herrn Prof. Dr. von Brunn schon vor längerer Zeit von seiten des Präsidiums die Zusicherung gegeben war, dafs er am dritten Tage der Versammlung zum Worte kommen würde. Da nun infolge der geplanten Exkursionen die Möglichkeit vorliegt, dafs heute nur für einen Vortrag Zeit genug vorhanden ist, so bitte ich zunächst den verehrten Herrn Kollegen Weifsenborn, sich gütigst damit einverstanden zu erklären, dafs Herr Prof. von Brunn an erster Stelle das Wort erhält. (Pause. Oberlehrer Dr. Weifsenborn: Ich bin sehr damit einverstanden.) Dann danke ich Ihnen aufrichtigst und bitte nun Herrn Prof. von Brunn, zu dem angekündigten Vortrage über die

'Medusa'

das Wort zu nehmen.

Professor Dr. von Brunn (München): Griechentum und Kultus des Schönen pflegen sich in unserer Vorstellung wie zu einem einzigen untrennbaren Begriffe zu verbinden; und gewifs erwarten Sie von mir, wenn ich an dieser Stelle zu sprechen unternehme, dafs ich Sie zu jenen Höhen idealer Schönheit hingeleite, die sich nirgends so rein und so glänzend vor unsern Augen entfalten, wie in der Kunst der Hellenen. Erscheint es da nicht wie ein innerer Widerspruch, wenn ich als Thema meines Vortrags die künstlerische Gestaltung desjenigen Wesens gewählt habe, in dem die Griechen von alters her Schrecken und Entsetzen zu verkörpern bestrebt waren: das Bild der Gorgo Medusa? Aber auch dieses Wesen ist ja eine Schöpfung der griechischen Phantasie; und wenn der Satz wahr sein soll, dafs der Kultus des Schönen das Leben der Hellenen nach allen Richtungen durchdrungen, so ist es fast eine Forderung logischer Notwendigkeit, dafs dieser Kultus seinen höchsten Triumph feiern mufste in der Verklärung des Entsetzlichen und Häfslichen durch die ewigen Gesetze der Schönheit. Den Nachweis zu liefern, dafs dies wirklich der Fall gewesen: das ist das Ziel meines Vortrages. Aber damit Sie die Höhe der Vollendung richtig bemessen lernen, kann ich Ihnen einen Blick auf die Anfänge nicht ersparen, auf den Weg, der vom Häfslichen zu vollendeter Schönheit zurückzulegen war.

Die Medusa steht als künstlerische Schöpfung in der griechischen Kunst ziemlich vereinzelt da, ja sie bildet wenigstens scheinbar eine Anomalie. Und dennoch wage ich es auszusprechen, dafs wir in ihr die älteste Idealbildung der griechischen Kunst anzuerkennen haben: sie ist wie kaum eine andere eine reine Schöpfung der Phantasie ohne Zugrundelegung eines 'Wirklichen', und ebenso, weit mehr als andere, schon in formaler Beziehung ein Werk künstlerischer Abstraktion. Denn offenbar entstand die Medusa nicht als ganze Figur, ja nicht einmal als Kopf in drei Dimensionen, sondern als flaches Gesicht, als Maske: selbst als man sie schon in früher Zeit, wie z. B. in der bekannten selinuntischen Metope, mit dem Körper verband, ging doch dieser Charakter als Maske nicht verloren. Und doch beruht das ganze Gebilde auf derselben physikalischen Weltanschauung, auf derselben Anschauung elementarer Kräfte und Vorgänge in der Natur, welcher die meisten griechischen Göttergestalten ihre Entstehung verdanken, wenn auch später dieser Ursprung bei ihnen durch eine ethische Umbildung mehr oder weniger verdunkelt wurde. Man hat in ihr das Bild des Mondes sehen wollen, nicht in seiner gewöhnlichen Erscheinung, sondern als des kosmischen Bildes der Nacht und des Unterganges der Dinge überhaupt (Preller gr. Myth.[2] S. 64). Aber weit leichter und bestimmter vereinigen sich alle verschiedenen Züge zu einem einheitlichen Bilde der Erscheinungen des Gewitters. Sie wohnt jenseit des Okeanos, an den Grenzen der Nacht, und es symbolisiert sich in ihr das dichte, gewitterschwangere Gewölk, urweltliches Dunkel und Finsternis, aus welcher das aufblitzende Licht geboren wird. Chrysaor, der den Blitz des Zeus hält, ist ihr Sohn, der im Momente ihrer Enthauptung lebendig aus ihrem Halse hervorspringt. So knüpft sich an sie schon früh der Begriff des Dunkels und Grauens, eines Grauens, dessen Anblick geradezu versteinert. Und umgekehrt wird das Bild für den, welcher es trägt, ein Unheil abwehrendes: schon bei Homer finden wir auf der Ägis des Zeus, auf dem Schilde des Agamemnon die 'schrecklichblickende Gorgo', umgeben von Eris, Alke, Ioke, von Deimos und Phobos, Furcht und Entsetzen. Dafs in der That das Haupt der Medusa zu den ältesten Schöpfungen griechischer Bildnerei gehört, lehren, abgesehen von der Erwähnung eines 'kyklopischen' Medusenhauptes in Argos, verschiedene Darstellungen im altertümlichsten Kunststil. Und nicht das allein: mögen dieselben dem Boden Siciliens oder Makedoniens, Athens oder Spartas entstammen, mögen sie im einzelnen von einander abweichen, so bleibt es merkwürdig, wie sie uns die häfslichen Gesichtszüge in ihren Grundlagen durchaus übereinstimmend, bereits typisch durchgebildet vor Augen stellen, für uns freilich so, dafs sie eher ein Lächeln als Entsetzen erwecken. Hier ist jedoch die Unvollkommenheit der Kunst in ihrer Kindheit in Betracht zu ziehen, welche zur Darstellung verschiedenen physiognomischen Ausdruckes nur erst über geringe Mittel verfügt. Fast sprichwörtlich ist 'äginetisches Lächeln' geworden für einen gewissen freundlichen Ausdruck archaischer Werke überhaupt. Es ist das Bestreben der Künstler, auf den Beschauer eine angenehme oder anmutige Wirkung hervorzubringen, und dafür besafsen sie auf der Stufe der Entwickelung, auf welcher sich die Kunst noch befand, kein anderes Mittel als das Lächeln. Wo aber die Aufgabe eine umgekehrte war, wo die Absicht waltete, nicht Wohlwollen und Anmut, sondern Schrecken und Entsetzen vor Augen zu führen, da boten sich jenen ältesten Künstlern als Mittel nur Häfslichkeit und Verzerrung. So bei der Medusa: der Künstler will auf uns erschreckend wirken; aber das Mittel, zu dem er greift, ist eben Häfslichkeit, Verzerrung. Und doch wenn wir diese

Züge mit den Fratzen anderer Völker auf niederen Kulturstufen vergleichen, werden wir selbst in ihnen die Spuren griechischen Geistes nicht verkennen dürfen. Es ist ein künstlerischer Gedanke, ein System, dem sich alle Formen und Linien fügen und unterordnen, ein Gesicht, von oben nach unten gedrückt und dadurch gleichmäfsig in die Breite gedehnt und gezogen. So erscheint die Stirn niedrig und schwer gefurcht, die Nase eingedrückt, das Kinn verkümmert, während umgekehrt durch den breit gezerrten Mund die Backen weit auseinander getrieben werden. Aus dem so breitgequetschten Gesicht glotzen rund geöffnet die Augen und grinzen die nach Analogie von reifsenden Tieren mit Hauern untermischten Zahnreihen, während als ein wohl allen Völkern gemeinsames Zeichen höchster Verachtung aus dem Munde die Zunge herausgereckt ist. Ist nun dieses Bild ein rein zufälliges, ein reines Spiel künstlerischer Phantasie? Auf die alte Naturanschauung deutet zunächst die Breite und Fülle, die Schwere und Rundlichkeit aller einzelnen Formen, die wohl an schweres Gewittergewölk zu erinnern geeignet sind. Ich gehe nur einen Schritt weiter, wenn ich die Vermutung auszusprechen wage, dafs der alte Künstler, in dessen Phantasie zuerst dieses Bild entsprang, von der Absicht ausging, die Wolke zu symbolisieren, wie sie im Gewitter durch den Blitz sich öffnet, wie sie in grellen Zuckungen uns angrinzt, das Haar sich emporsträubt oder um sie herum Schlangen zu züngeln scheinen, Schlangen, die auch in der Kunst schon, wenn auch nicht ursprünglich, doch frühzeitig und nicht als ein äufserliches, sondern als ein charakteristisches Beiwerk dem Medusenhaupte angefügt wurden. Es drängt sich mir dabei die Erinnerung an ein scherzhaftes Schauspiel auf, das einst ein Mimiker in einer heiteren Gesellschaft zum besten gab: durch leises Blinzeln der Augen und Zucken des Mundes erinnerte er in lebendiger Weise an fernes Wetterleuchten; nach und nach steigerte sich die Bewegung der Muskeln: das Gewitter rückte näher; da plötzlich, als fahre ein gewaltiger Blitz nieder, zerren sich die Mundwinkel auseinander, mit Zähnefletschen, herausgestreckter Zunge, grinzenden Augen starrt uns das breite Gesicht an: nichts mehr und nichts weniger als in allen Zügen das volle, alte Medusengesicht. Wie vom Erhabenen zum Komischen, so ist auch umgekehrt vom Komischen zum Erhabenen zuweilen nur ein Schritt. Sie selbst haben es gewifs öfter als einmal erlebt: wenn in dunkler Nacht eine schwere Gewitterwolke sich entladet, so blitzt es hell auf, der Himmel scheint sich zu öffnen und mit grellem Blicke, wie mit Hohn und Verachtung, mit Zähnefletschen und herausgestreckter Zunge uns anzugrinzen; nach allen Seiten, rundum strömt Feuerglanz aus, in dem die Blitze gleich Schlangen züngeln: wir selbst aber stehen wie versteinert. Wie aber die Phantasie des Kindes oder ganzer Völker auf der Kindheitsstufe in der Mondscheibe ein Gesicht zu erkennen vermeint, so übersetzt sich die gleiche Phantasie dieses Aufflammen der ganzen Natur in ein Gesicht, und zwar ein Gesicht, dem die Körperlichkeit fehlt, gerade wie der Naturerscheinung, die eben als Schein wirkt. Wenn nun die Kunst in ihrer Kindheit bei dem Versuche, diesen Eindruck des Entsetzens durch sinnliche Mittel wiederzugeben, zu häfslichen und verzerrten Formen griff, die für uns ans Komische grenzen, so sollen wir wenigstens nicht vergessen, dafs sie selbst dabei von der Analogie der wirklichen Erscheinung ausging, dafs also auch dieser Bildung eine innere Wahrheit zugrunde liegt. Vielmehr hängt mit diesem Ursprunge aus unmittelbarer Naturanschauung ein anderer Umstand zusammen: die Abwesenheit jedes ethischen Momentes, ja noch weiter, die Abwesenheit jeder Aktivität. Wir erfahren nichts von einem Thun, einem Handeln der Me-

dusa, sie ist nicht eine rächende, strafende Macht, sondern einfach ein Schreckbild und dadurch zu einem unheilabwendenden Symbol geworden. Gerade darin liegt das Unterscheidende von allen andern Idealen der griechischen Kunst, die immer aus einem ethischen Keime herauswachsen, mag sich dieser nun schneller oder langsamer, früher, oft aber auch spät entwickeln. Dadurch erklärt es sich aber auch, dafs jenes Schreckbild der Medusa lange unverändert bleibt; ja die alte Fratze erhält sich für dekorative Zwecke auch dann noch wie eine alte Redeformel in Gebrauch, als schon lange neue Gestaltungen ihr die Alleinherrschaft streitig gemacht hatten.

Wann und wodurch dieser Umschwung eintrat, darüber gewähren uns die Nachrichten der Alten keinen Aufschlufs. Denn wenn auch schon Pindar (Pyth. XII, 16) von dem 'schönwangigen Haupte der Medusa' spricht, so bedarf doch dieses Wort selbst erst wieder der Erklärung. Es mufste sich der Menschengeist auf eine Höhe der Kultur und so weit über die Natur erheben, dafs er imstande war, was einem Volke in der Kindheit als schreckhaft, grauenerregend und darum häfslich erschien, als zugleich grofsartig und erhaben aufzufassen und den Begriff des Furchtbaren durch den des Erhabenen mit dem des Schönen zu versöhnen. Am liebsten möchten wir einen solchen Umbildungsprozefs mit der Zeit des Skopas und Praxiteles in Verbindung bringen. Jedenfalls dürfen wir behaupten, dafs derselbe nach zwei verschiedenen Richtungen erfolgte, je nachdem das physische oder das menschlich-geistige Element betont wurde, welches zuletzt den physischen Ursprung ganz vergessen liefs. Die erstere Richtung ist namentlich durch einige Werke der Malerei vertreten, unter denen ich Ihnen zunächst eines, ein gewaltiges Medusenhaupt aus Stabiae, in farbiger Abbildung vorführen will (Ternite Wandgemälde II, II, 9). Dafs hier die pindarische Auffassung von dem schönwangigen Haupte ihren Einfluſs ausgeübt, wird niemand in Abrede stellen; aber dennoch werden wir durch mehr als einen Zug an das alte Medusenhaupt erinnert, zuerst durch das Breite, Volle, ja Gedunsene der gesamten Gesichtsformen, deren Eindruck durch die malerischen Mittel noch wesentlich verstärkt wird. Denn bleich und fahl ist die Gesichtsfarbe und selbst das Weifs im Auge hat sich zu einem bläulichen Ton verdichtet; in dem wild aufgeregten Haare aber züngeln grünliche Molche. Und gewifs richtig sagt Welcker — ich vermag diesen Namen nicht auszusprechen, ohne noch einmal ausdrücklich als Archäolog, als Schüler des Meisters an das Centenarium seiner Geburt zu erinnern; es genüge der Name: hoc nomen longi carminis instar erit — also gewifs richtig sagt Welcker: 'Sieht man nun, wie die Nase an der Wurzel und die Augen ins Thierische übergehen, die Stirn aber in das Elementarische des nächtlichen Gewölks überspielt, so scheint es klar, dafs der Maler der uralten Beziehung der Gorgo auf das Physische eingedenk gewesen ist, und der geheimnisvoll schauerliche Eindruck des Bildes wird hierdurch vollendet'. Die Hauptverschiedenheit liegt offenbar in der Bildung des Mundes, und auf ihm beruht auch der wesentliche Unterschied der gesamten Auffassung und Wirkung, welcher vor allem begründet ist in der Verschiedenheit des zeitlichen Momentes der Darstellung. Die uralten Künstler glaubten den Höhepunkt der Bewegung wählen zu müssen, über den hinaus eine gröfsere Anspannung der Kräfte nicht denkbar war; sie wählten daher das lichte, grelle Aufflammen des Blitzes, welches uns momentan blendet und versteinert, aber künstlerisch allerdings als Verzerrung wirkt. Unser Maler drängte den Mund durch die Fülle der umgebenden Formen sogar zu aufsergewöhnlicher Schmalheit zusammen, und jenes Zucken verlegte er

nur in einer leisen Andeutung an einen ganz andern Teil des Organismus: mit zwei kühnen Pinselstrichen liefs er über der Stirn ein leichtes Flügelpaar hervorsprieſsen, das, man möchte sagen, wie ein Blitz das wildaufgeregte Haar durchzuckt. So verharrt das Gesicht allerdings in Ruhe, aber in einer unheildrohenden Ruhe, wie sie einem gewaltigen Ausbruche ungezügelter Wildheit vorausgeht und uns vielleicht noch weit mehr, als der Ausbruch selbst, unter dem Eindrucke starren Entsetzens und Grauens festbannt.

Mit weiser Mäfsigung hat sich der Künstler noch innerhalb des in seiner Kunst Möglichen gehalten; aber dafs er an diese Grenzen nahe anstreift, davon können Sie Sich überzeugen, wenn Sie einen flüchtigen Blick auf ein zweites gemaltes Medusenhaupt aus Pompeji werfen wollen (Ternite T. 10). Der Künstler hat den des vorhergehenden Bildes durch Weichheit, üppige Fülle, ja Wollüstigkeit, durch den Ausdruck lebendigen Zornes in den rollenden Augen noch überbieten wollen. Aber indem er die Grenzen überschritt, wurde er weichlich und unruhig, und der Ausdruck seines Werkes wirkt nicht Grauen und Entsetzen, sondern, fast möchte ich sagen, es widert uns an.

Weit mehr als die Malerei ist die Plastik in ihren Mitteln beschränkt; sie ist nicht in gleicher Weise imstande, vorübergehende und momentane pathetische Affekte und Stimmungen zu verkörpern; sie mufs vielmehr darauf ausgehen, das innere Wesen, die Kern- und Grundformen des Darzustellenden fest und unabänderlich zu gestalten. Jenes, ich möchte sagen, physikalische Kolorit, welches wir in der Malerei von Stabiae bewunderten, war nicht geeignet für die Plastik, die ihrer Natur nach mehr zu einer ethischen Auffassung hindrängt. Aber auch hier waren wieder verschiedene Wege gegeben; und ohne weitere theoretische Einleitung will ich die eine Richtung der Entwickelung Ihnen an einem wohlbekannten Werke, der Medusa Rondanini in der Münchener Glyptothek (Nr. 128) kurz darzulegen suchen. Nur zwei Schlangen umschlieſsen mehr dekorativ und wie zu einem Halsschmuck verschlungen die untere Hälfte des Gesichts, während allerdings ihre Köpfe wie drohend über der Stirn aus dem Haar hervorbrechen, welches selbst einen Teil der Schlangennatur angenommen zu haben scheint: in schweren Locken lastet es auf der Stirn, und dieser Eindruck wird noch verstärkt durch das gewichtige Flügelpaar, welches sich wie drohend gegen uns erhebt und den ganzen Anblick verdüstert. An die ältere Bildung werden wir durch die Breite und Fülle der ganzen Anlage erinnert, durch die breite und düster gedrückte Stirn, die vollen Wangen und den hier wieder verbreiterten Mund, der uns freilich nicht angrinzt, aber doch durch die Andeutung der Zähne sich wie zu kaltem Hohne leise gegen uns geöffnet zeigt. Das weit geöffnete Auge aber starrt uns an ohne eine Regung von Gefühl und aus dem Ganzen spricht nicht sowohl mehr Grauen und Entsetzen als starre Kälte. Wir glauben aber diese Kälte umsomehr zu empfinden, als sie uns entgegentritt in einem Gebilde von tadelloser Schönheit der Form. Doch prüfen wir uns selbst, und wir werden vielleicht finden, dafs wir bis zu einem gewissen Punkte uns hier selbst täuschen. Indem der Künstler offenbar für einen bestimmten architektonischen Zweck arbeitete, betonte er mit Recht den Charakter der Maske, welche in einer gewissen Abstraktion von der lebendig pulsierenden Wirklichkeit uns mehr das starre architektonische Grundschema eines lebendigen Charakters vor Augen führt, als diesen Charakter selbst. Indem nun in dieser Medusa jeder Zug dem architektonischen Gedanken und Gesetz in bestimmter Weise untergeordnet ist, glauben wir als geistige Erstarrung zu empfinden, was vielleicht nur architektonische Versteinerung der Form ist.

Was ich hiermit meine, wird von Ihnen erst deutlicher erkannt werden, wenn Sie jetzt Ihre Blicke auf ein Werk lenken wollen, welches uns die letzte und höchste Vollendung des Medusenideals zeigt: auf das Hochrelief der Villa Ludovisi in Rom (Mon. d. Inst. IX, 35). Hier ist alles äufsere Beiwerk, Schlangen wie Flügel, gänzlich beseitigt: wir haben nur rein menschliche Formen, menschliches Haar vor Augen; keine Form ist künstlerischer Typik zu Liebe übermäfsig betont oder einem blofs architektonischen Gesetz unterworfen. Selbst die abstrakte en-face-Bildung ist wieder aufgegeben; das Auge aber, das uns sonst schreckhaft anstarrte, blickt nicht nur nicht auf uns, sondern ist sogar gänzlich geschlossen. Und doch werden Sie keinen Augenblick zweifeln, dafs Sie hier eine Medusa vor Augen haben, das Bild einer eisig kalten, versteinerten und, wir dürfen wohl sagen, uns versteinernden Schönheit.

Worauf beruht diese Wirkung? Sie kann nur darauf beruhen, dafs der Künstler ein in sich vollendetes Ideal geschaffen hat, dafs jede Form nur zum Ausdruck der einen zu Grunde liegenden Idee dient, dafs aus dieser Idee sich das Ganze wie ein organisches Gebilde entwickelt. Zu klarerem Verständnis müssen wir hier einen kleinen Umweg machen.

Das Wachstum eines jeden organischen Geschöpfes ist physiologischen Gesetzen unterworfen; jeder einzelne Teil hat in dem Ganzen seine bestimmte Funktion, durch welche seine besondere Form bedingt ist. Es mufs also von jeder Art von Geschöpfen ein Ideal, sozusagen ein Urideal geben, in welchem das physiologische Gesetz der schaffenden Naturkraft ungehemmt von Zufälligkeiten zu vollendeter Wirkung gelangt. Denken wir zunächst an das Pflanzenreich, so wird es uns vielleicht gelingen, uns einen Begriff von einem solchen Urideal, von einer Normalpflanze zu machen. Aber schon bei den Tieren wird Ihnen ein solches abstraktes Ideal einer Tiergattung kaum mehr genügen, wie Sie sich an ägyptischen Tierbildungen überzeugen können, obwohl in ihnen der Gattungsbegriff, der architektonische Gattungsbegriff in hoher Vollendung verkörpert erscheint. Allein im Tier lebt bereits ein gewisser Grad von Freiheit, Bewegung, Selbstbestimmung, der uns Tierindividuen unterscheiden läfst. In weit höherem Grade ist dies natürlich der Fall bei dem Menschen und den unter menschlicher Gestalt gebildeten Wesen höherer Art, Dämonen und Göttern. Wir vermögen uns nicht zu erheben zur Höhe eines einzigen abstrakten Urideals, sondern in jedem der verschiedenen Götterideale spricht sich immer eine bestimmte Richtung von Geist, von Seele oder Gemüt aus. Jedes Ideal ist Träger einer bestimmten geistigen Qualität. Die Bildungen, welche wir Ideale nennen, sind also eigentlich schon Modifikationen, Abweichungen von dem physiologischen Urideal; und dennoch bleiben sie Ideale, indem sich, wie in der Musik von einem Grundton der c-dur oder c-moll, von einem zweiten der d-dur Accord, so in der bildenden Kunst von einem geistigen Begriff, einer Idee aus sich in organischer Bildung ein harmonisches Ganze entwickelt. So ging der griechische Künstler bei der Bildung des Zeus aus von der Idee des Königs und Vaters, bei der Hera von der Idee der Königin und Gattin, bei der Demeter von der der Mutter, und diesen Ideen verlieh er körperliche Gestaltung.

Welches ist aber die Grundidee, von welcher der Künstler der ludovisischen Medusa ausging? welches ist die geistige Potenz, die in diesen Formen sich wirksam erweist und ihnen das Siegel eines bestimmten Charakters aufprägt? Betrachten wir darauf hin die gesamte Haltung und Anordnung, wie die einzelnen Formen. Das Werk ist ein Hochrelief von höchst eigentümlicher Art, wie sie kaum in der alten Kunst wieder vor-

kömmt. Von dem Ansatze des Halses an der Brust, der ganz flach gehalten ist, tritt nach oben zu der Kopf immer stärker, fast bis zu einem vollständigen Rundbilde hervor. Die Andeutung der linken Schulter zeigt, dafs wir ihn uns auf diese geneigt denken sollen und sehr wohl denken können. Aber wir vergessen diese Absicht vollständig, indem diese fast horizontale Lage uns entgegentritt auf einer vertikalen Fläche. Ich weifs nun nicht, ist es diese künstlerische Abstraktion oder sonst noch etwas: genug, die ganze Haltung hat etwas, ich möchte sagen, vom Raume völlig Losgelöstes, etwas rein Abstraktes. Regungslos, aber auch als wäre es nie einer Regung fähig gewesen, steht das Bild vor uns, in tiefster Ruhe, auch nicht in der Bewegung einer Linie, einer Neigung nach vorn oder hinten abweichend von dem normalen Schema absoluter und abstrakter Ruhe, scheinbar stolz, aber im Grunde doch nur kalt. Hier also vermögen wir nirgends die Einwirkung einer bestimmten Richtung von Geist und Leben zu erkennen. Wenden wir uns also zu den Zügen des Gesichtes selbst. Freilich ist das Auge, gewissermafsen die Pforte des Seelenausdruckes, geschlossen. Aber auch im Schlafe müfste der Geist noch sichtbar sein, der im Wachen auf die Formen bildend einwirkte, — sofern er überhaupt gewirkt hätte. Hier jedoch haben wir nur ein physisch normales Auge, normal geschlossen. Wäre es aber auch geöffnet, glauben Sie, dafs Sie selbst dann einer Regung von Geist, von Gefühl in demselben begegnen würden? etwas anderem als kalter, absoluter Ruhe? In untadeligen Linien und Formen ist es umschlossen durch das reine Profil der Nase und die zu kräftigem Schutze darüber gewölbte Stirn: wo zeigt sich aber auch hier nur eine Spur einer geistigen Entwickelung, deren Einwirkung sich irgendwie auf die Ausbildung der Form geltend gemacht hätte? Ebenso tadellos gebildet sind die breiten vollen Wangen bis zu dem in gleichen Formen auslaufenden Kinn. Auch hier nirgends ein Grübchen, das auf ein Lächeln, nirgends eine Spannung, die auf Erregung irgendwelcher Leidenschaft hindeutete. Dieser Mund, in seinen vollen, ja physisch üppig entwickelten Lippen, ladet er etwa ein zum Küssen? Endlich das Haar, dieser keineswegs bedeutungslose Schmuck des menschlichen Hauptes, der vielmehr von den griechischen Künstlern in der feinsinnigsten Weise verwendet wurde, um durch den mannigfachen Wechsel in seiner Anordnung den in den festen Formen angeschlagenen Grundton hier zu verstärken, dort zu mildern, immer aber harmonisch ausklingen zu lassen. Gedenken Sie nur der ambrosischen Locken des Zeus, des 'Krobylos' eines belvederischen Apollo, des gleich Wasser herabrieselnden Haares der Meer- und Flufsgötter! Wie verhält sich solchen Erscheinungen gegenüber das Haar der Medusa? In reichster Fülle, nicht zu weich, nicht zu hart, sondern in den schönsten Wellenlinien umfliefst es das Haupt, gewifs als Haar im vollsten Mafse tadellos und ohne Makel — aber von pflegender, mit Bewufstsein ordnender Menschenhand auch hier keine Spur!

Blicken wir jetzt zurück, so stehen wir vor einem Phänomen ganz eigener Art. Es wird jetzt kaum mehr zweifelhaft erscheinen, dafs die Grundidee, aus welcher heraus der Künstler sein Werk schuf, die war: ein Menschengebilde darzustellen, welches vom physiologischen Standpunkte betrachtet, sich zu vollkommenster Schönheit entwickelt, in dem sich der Stoffwechsel in normalster Weise wie in einem schönen Pflanzengebilde vollzogen hat, aber völlig unberührt von jeder auf die physiologische Entwickelung etwa einwirkenden Thätigkeit des Geistes oder der Seele: nicht etwa, dafs hier wie bei einem Blödsinnigen die Organe für eine geistige Thätigkeit fehlten oder verkümmert wären,

sondern so, dafs sie in absoluter Neutralität und Unthätigkeit gewissermafsen erstarrt erscheinen, ohne das Gewebe der schönen Formen zu durchdringen und lebendig zu durchwärmen. Man möchte glauben, dafs das dargestellte Wesen von seiner Geburt an in tiefen Schlaf versunken und, wie eine Pflanze unbewufst, körperlich bis zu vollendeter Reife gewachsen sei, während die geistigen Keime, die des Hauches lebendigen Lebens bedurften, in diesem Zustande dauernden Schlummers verharrten, ohne geweckt und dadurch zu einer der physischen entsprechenden Entwickelung befähigt zu werden.

Indem aber der Künstler sich seine Aufgabe in dieser Weise stellte, welche Absicht leitete ihn dabei? und welcher Zusammenhang besteht hier noch mit den früher betrachteten Gebilden der Medusa? Wohl läfst sich zunächst auf gewisse Analogieen in der Form hinweisen, namentlich auf das Breite und Volle in der ganzen Anlage; und mit Bewunderung werden wir zugestehen müssen, dafs in den prachtvollen Schlangenlinien, durch welche das Haar reich gegliedert ist, die alte Schlangenumkränzung uns eindringlicher und erschreckender entgegentritt, als es kaum je durch wirkliche Schlangen geschehen konnte. Dennoch aber müssen wir nochmals fragen: welcher Zusammenhang findet sich hier nicht sowohl in der Form, als mit der geistigen Idee der Medusa als eines versteinernden Schreckbildes? Ihr Gefühl giebt Ihnen vielleicht schneller eine Antwort, als ich es mit Worten zu thun vermag. Ein jeder von Ihnen ist wohl schon irgend einmal im Leben einer Schönheit begegnet von untadelhaften Zügen, von vollendeter Formenschönheit. Ihr Auge bewunderte: aber erwärmte sich auch Ihr Herz? Fühlte es sich angezogen in inniger Verehrung, in heifser Liebe? Selten wird dies der Fall gewesen sein. Denn je näher ein solches Gebilde der absoluten, abstrakten Schönheit der Form, um so gröfser ist in der Regel die Gefahr, dafs sie uns entgegentritt in geistiger Leere, in geistiger Kälte. Blicken Sie jetzt auf die Medusa: auch hier werden Sie die Fülle der Entwickelung bewundern, die untadelige Schönheit der Form; bewundern werden Sie nicht nur, sondern auch warm verehren den Künstler, dessen Geist ein solches Gebilde zu schaffen vermochte; verwechseln Sie jedoch nicht dieses Gefühl der Wärme, welches Sie für den Geist des Künstlers empfinden, mit der Temperatur, welches aus dem Antlitze des dargestellten Wesens selbst spricht. Denn diese Temperatur ist keine Temperatur der Wärme, sondern eisiger Kälte und Erstarrung. Wo uns kein frischer lebendiger Hauch von Seele und Geist entgegenweht, da stockt uns, sozusagen, das Blut in den Adern: wir bewundern, aber wir stehen wie versteinert; und so bewährt auch hier im Bilde vollendeter Schönheit die Medusa ihr ursprüngliches Wesen, ihre dämonische, fascinierende Macht.

Und doch hat es der Künstler verstanden, dieses Bild starren Entsetzens, welches die absolute Leere von Geist in uns hervorruft, zu mildern und es uns in einer versöhnenden Verklärung vorzuführen. Vergegenwärtigen Sie Sich einmal den Eindruck, den Sie empfangen würden, wenn dieses Bild plötzlich die Augen öffnete. Ich fürchte, Ihre Bewunderung würde sich bald mischen mit einem Gefühle des Unmuts. Wie Sie im Leben durch eine geistig nichtssagende Schönheit auf die Länge leicht abgestofsen werden, so würden Sie auch bei dem Kunstwerke sich bald versucht fühlen, Ihr Auge unbefriedigt wegzuwenden. Deshalb schlofs der Künstler die Pforte des Geistes, das Auge; er täuschte uns gewissermafsen, indem er die geistige Erstarrung verhüllte in der physischen Erstarrung, der Bewufstlosigkeit des Schlafes. Wir schauen dieser vollendeten Schönheit nicht in das offene Auge, wir treten zu ihr nicht in eine geistige Wechselbeziehung, die

uns, möge sie nun abstofsen oder anziehen, der Gefahr aussetzen würde, unser Inneres zu verwunden: um so ungestörter, um so rückhaltsloser dürfen wir uns hingeben der vollen Bewunderung dieses so wunderbaren, wahrhaft dämonischen Gebildes.

An das Ende dieser Betrachtungen gelangt, stehen wir zugleich am Ende der Entwickelung griechischer Kunst. Mit Recht ist darauf hingewiesen worden, dafs die Medusa Ludovisi in ihrer formalen Behandlung vielfache Berührungspunkte mit der pergamenischen Gigantomachie darbietet, der letzten gewaltigen Produktion künstlerischer Schöpfungskraft vor der Zeit der durch römischen Einflufs, wenn nicht hervorgerufenen, doch wesentlich geförderten Renaissance. Der Formgebung entspricht aber auch der geistige Gehalt. Blicken wir noch einmal zurück auf das alte Schreckbild der Medusa, so war es hervorgegangen aus unmittelbarer Anschauung einer Schrecken und Grauen erregenden Naturerscheinung. Auch ihm fehlt der geistige Inhalt: es ist ein Bild ohne Seele, ja ohne volle körperliche Existenz, nur ein gespensterhaftes Scheinbild. Allerdings tritt es uns entgegen im Zustande lebendigster Erregung; alle Formen zeigen sich in höchster Anspannung, über welche hinaus eine Steigerung nicht wohl möglich ist; und dennoch, oder gerade deshalb zeigt es sich freilich nicht im Zustande der Ruhe, aber doch in einem Momente des Stillstandes, eines momentanen Erstarrens. Zwischen diesem Extrem der zur Erstarrung gesteigerten Spannung und der Abspannung des ludovisischen Reliefbildes in der bewufstlosen Ruhe des Schlafes liegt die gesamte Entwickelung der griechischen Kunst eingeschlossen. Auch die ältesten Götter waren wenigstens vorwiegend Naturgötter, Repräsentanten elementarer Kräfte und Vorgänge in der Natur. Doch bald erfüllten sie sich mit einem ethischen Inhalt und erhoben sich zu vollen mythologischen Persönlichkeiten zuerst in Religion und Poesie. Die bildende Kunst folgte nur langsam, da sie sich zunächst in den Besitz der formalen Mittel der Darstellung setzen mufste. Als sie aber dieses Ziel erreicht und weiter die Formen mit Geist zu durchdringen und die höchsten Ideen der Gottheit in menschlicher Gestalt zu verkörpern gelernt hatte, da fing in Religion und Glauben das Individuelle und Persönliche bereits wieder an zu schwinden: die Götter wurden mehr und mehr Repräsentanten von Begriffen, und in dem Mafse als dieser Prozefs fortschritt, begannen sich die älteren physischen Bestandteile von der Verbindung, die sie mit den ethischen eingegangen waren, wieder loszulösen. Noch einen Schritt weiter, und im Geschlechte der Satyrn, der Meergötter, die sich auf diesem Wege von der Gottheit eines Dionysos, eines Poseidon abscheiden, haben wir kaum noch mythologische Persönlichkeiten: die Menschengestalt ist eigentlich nur Trägerin der im Menschen neu entwickelten veränderten Naturanschauung. Der alte Okeanos z. B. oder Glaukos in der Rotunde des Vatikan ist der Grundlage, der Form nach ein menschliches, dem Inhalte nach aber ein Naturwesen, das Bild des Elementes mit allem, was darin lebt, in poetisch-künstlerischer Abstraktion, ein Landschaftsbild in menschlicher Gestalt. Erst auf einer solchen Stufe der Naturbetrachtung ward es möglich, nun auch endlich den Menschen, sozusagen, vom Menschen, den physischen vom geistigen loszulösen und ihn rein von der einen Seite, als reines Naturwesen aufzufassen, als das reine Produkt physischer Schöpfungskraft. Wir verstehen nun auch, warum diese Idee an einem weiblichen Wesen ihre Verkörperung gefunden hat und nur an einem solchen finden konnte. Mit dem Principe der Männlichkeit ist zu sehr der Begriff der Aktivität verbunden: wir würden an einem männlichen Wesen irgend eine Erregung, wenn auch nur sinnlicher Art,

einen Trieb wenigstens animalischen Lebens erwarten. Die weibliche Natur ist passiv, empfangend, sie bietet den Boden für das Wachstum, dessen Keime in ihr verborgen schlummern; aber diese Keime bedürfen der Erweckung durch die zeugende Energie des männlichen Princips. So durfte und so vermochte der Künstler an einem Wesen weiblichen Geschlechtes das vegetative Sein des Menschen in reiner Abstraktion zur Anschauung zu bringen: das Gefäfs des Menschen, aber ohne seinen geistigen Inhalt. Hier aber offenbart sich noch einmal die ganze Gröfse und Macht des griechischen Genius, der es verstand, auch eine solche Aufgabe mit künstlerischem Geiste zu durchdringen und das versteinernde Bild seelenloser Leere durch die ewigen Gesetze des Schönen in höchster Vollendung der Form ideal zu verklären. Wie das alte Schreckbild die erste, so ist diese jüngste Bildung der Medusa die letzte reine Idealschöpfung der griechischen Kunst: der Kreislauf ist vollendet. (Lebhafter Beifall.)

Erster Präsident: Meine Herren, Ihr Beifall wird dem verehrten Herrn Redner der beste Beweis dafür sein, wie dankbar wir alle ihm sind für das, was wir vernommen.

Wünscht einer der Anwesenden in eine Diskussion über den Vortrag einzutreten? (Pause.) Das ist nicht der Fall.

Meine Herren, es dürfte im Hinblick auf Wittenberg und Wörlitz kaum heute noch möglich sein, den Vortrag des Herrn Oberlehrer Dr. Weifsenborn zu hören. (Zustimmung.) Wenn Sie damit einverstanden sein sollten, dafs wir diesen Vortrag auf die Tagesordnung des nächsten Tages übergehen lassen, — so möchte ich nur noch bitten, ein freundliches Gehör wenigen Bemerkungen des Herrn Professor von Duhn aus Heidelberg zu schenken.

Professor von Duhn (Heidelberg): Verehrte Herren! Nur zu einem πάρεργον, welches aufserhalb Ihrer Tagesordnung, hoffentlich aber nicht aufserhalb Ihrer Interessen liegt, möchte ich mir das Wort an Sie, deutsche Philologen und Schulmänner, einen Augenblick erbitten.

Wir haben gestern durch Herrn Direktor Conze in aufserordentlich warmer, allen zu Herzen gehender Weise erzählen hören von der thatkräftigen Fürsorge, mit welcher die Schätze von Pergamon gehoben, erworben und in unsere Reichshauptstadt übergeführt sind, um dort sicher geborgen und gehütet zum Nutzen und zur Freude für noch manche kommende Generationen treu, ewig, aufbewahrt zu bleiben. Diese Mitteilungen des Herrn Direktor Conze haben in mir den Gedanken erweckt, Ihnen hier an dieser Stelle eine Pflicht ins Gedächtnis zu rufen, welche ein nationales deutsches Kunstdenkmal betrifft. Auch wir haben in Deutschland ein Monument, welches wohl geeignet ist, die Herzen auch aller Philologen zu erwärmen; ist es doch ein Monument, welches das glänzendste Denkmal aus jener Kulturepoche ist, der wir unsere humanistische Bildung, den Boden, auf dem wir heute stehen, verdanken: ich meine unser Schlofs von Heidelberg. Ich bin Heidelberger Professor, und deswegen mögen Sie mir etwas Lokalpatriotismus hier nicht verargen. Die Bildwerke von Pergamon werden jetzt in glänzender Weise in Berlin aufgestellt werden, gehütet in schönen Gebäuden: — vom Otto Heinrich's Bau von Heidelberg sinken mit jedem Gewittersturme, der über unsere Höhen hinbraust, neue Bruchstücke herab; durch ein künstliches System von Drähten ist es in vielen Fällen allein möglich, Skulpturen noch fest und zusammen zu halten, welche nach dem Urteil bedeutender Künstler und Kenner unserer Tage zu dem Besten gehören, was die Kunst der

Renaissance in Deutschland überhaupt geschaffen hat. Die Mauern drohen zu wanken, die Steine sind zerrissen; sie sind zum Teil in einem solchen Zustande, dafs sie schon bei geringer Erschütterung niederstürzen und auseinanderfallen können; Mauerteile weichen bereits aus Lot und Linie; der ganze Zustand ist so, dafs Architekten aller Richtungen erklärt haben, es sei eine Notwendigkeit, die Bauten des Heidelberger Schlosses nicht blofs in bisheriger Weise in stand zu halten, sondern sie wieder in architektonischen Verband, unter Dach und Fach zu bringen.

Es hat sich schon lange das Interesse der deutschen gebildeten Kreise, speciell in unserem Lande Baden, dieser grofsen Aufgabe zugewendet. Es ist aber eine Aufgabe von grofser Verantwortlichkeit, von grofser Schwere. Um dieser Aufgabe gewachsen zu sein, bedürfen wir der nationalen Unterstützung, und unser Grofsherzog und seine Regierung sind es an erster Stelle, welche bei den Schritten, die sie im Verein mit der Landesvertretung gethan haben, von der Überzeugung ausgegangen sind, das Interesse an dem herrlichen Bauwerk sei ein nationales. Unsere Regierung hat in anerkennenswertester Weise die vorbereitenden Schritte gethan, sie hat bedeutende Summen bewilligt, um ein Baubureau auf dem Schlosse zu errichten, genauere Aufnahmen des ganzen Baukomplexes machen zu lassen, und um die Fundamente herzustellen. Wie weit die Aufgabe reichen wird, was noch erfordert wird, das weifs niemand; wahrscheinlich ist es aber, dafs diese Aufgabe die Kräfte unseres engeren kleinen Heimatlandes weit überschreiten wird.

Deswegen kann man nicht früh genug diese Angelegenheit dem nationalen Interesse warm ans Herz legen, und das möchte ich grade in dieser Versammlung thun, wo so viele Männer aus allen deutschen Gauen beisammen sind voll idealer Interessen, welche zurückgehend in ihre Heimat gewifs als Träger dieser Interessen gern thätig sein werden.

Es hat sich nach Art des Kölner Dombauvereins eine Organisation gebildet, der 'Heidelberger Schlofsverein', welcher bereits viele Mitglieder überall in Deutschland, auch aufserhalb, z. B. in Italien, ja jenseit des Oceans besitzt. Dieser Verein hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Angelegenheit zu fördern, soweit irgend in seiner Macht steht, die nationalen Interessen an derselben in sich zu vereinigen, alljährlich seinen Mitgliedern über den Stand der Sache zu berichten, für dieselbe überhaupt Interesse zu erwecken, — zunächst noch keine Gelder zu sammeln: nationales Geld brauchen wir noch nicht, wir sind noch nicht so weit, wir brauchen erst nationales Interesse. Wir haben jetzt begonnen, Publikationen ins Auge zu fassen: in zwanglosen Heften sollen, von Abbildungen begleitet, Mitteilungen zur Geschichte des Schlosses herausgegeben werden, welche Materialien bringen sollen aus Archiven und Bibliotheken, Kupferstichsammlungen u. s. w. Nachforschungen, die wir an den verschiedensten Orten bereits jetzt anstellen, haben zu überraschenden Ergebnissen geführt, Materialien zu Tage gefördert, welche für weite Kreise von grofsem Interesse sein werden. Sie bilden zugleich eine notwendige Grundlage für die Architekten, welche auf Grund dessen, was jetzt vor unseren Augen steht, in vielen Fällen nicht über den dreifsigjährigen Krieg hinauskommen können, Grundlagen, welche, wenn man einmal an die Rekonstruktion, d. h. Erhaltung gewisser Teile, gehen will, notwendigerweise vorausgesetzt werden müssen. Der Schlofsverein bildet zugleich, sozusagen, eine nationale Garantie dafür, dafs die Dinge nicht im engeren lokalen Rahmen bleiben, sondern dafs die Restauration auch dieses bedeutendsten, gröfsten Bauwerkes der deutschen Renaissance so vor sich geht, dafs künftige Geschlechter uns keinen Vorwurf zu machen haben.

Diese Organisation erfreut sich des freundlichsten Entgegenkommens unserer Badischen Regierung, warmer Sympathie weitester Kreise; ich lege sie auch Ihnen ans Herz. Der Jahresbeitrag ist ein geringer: es sind 3 Mark, beziehungsweise 50 Mark für solche, die lebenslänglich Mitglieder werden wollen. Dafür erhalten die Mitglieder alljährlich den gedruckten Bericht über den Stand der Frage, über das, was vorgeht und vorgehen soll; sie erhalten ferner unsere Publikationen zu halbem Preise, falls sie dieselben wünschen, und schliefslich hoffen wir noch zu erreichen, dafs, wer von Ihnen nach Heidelberg selber kommen will, — und wer einmal da gewesen ist, kommt stets gern wieder, — die Schlofsruine frei von allen lästigen Nebenausgaben besuchen darf, um sich alter Erinnerungen zu freuen und neue schöne Eindrücke in sich aufzunehmen.

Wenn mir das Präsidium die Erlaubnis dazu giebt, werde ich mir gestatten, morgen hier eine Liste zur Einzeichnung für den Heidelberger Schlofsverein aufzulegen. (Beifall.)

Erster Präsident: Ich glaube im Namen der Versammlung dem geehrten Herrn Redner die Versicherung geben zu können, dafs auch nach der Überzeugung aller hier Versammelten die Sache, von der er gesprochen hat, eine Sache ist von wahrhaft nationaler Bedeutung. Gern erklärt sich das Präsidium damit einverstanden, dafs die in Aussicht gestellte Liste morgen hier zur Auslegung gelangt.

Die heutige Tagesordnung ist erschöpft. Doch habe ich noch eine Mitteilung zu machen.

Es ist ein Telegramm eingegangen von seiten des 'Vereins deutscher Lehrer in England':

'Verein deutscher Lehrer in England sendet in Dessau versammelten Philologen landsmännischen Gruſs und wünscht bestes Gedeihen'.

Dr. Robers, Vorsitzender. H. Reichardt, Schriftführer.

(Bravo!)

Pünktlich um 1 Uhr, meine Herren, Abfahrt nach Wörlitz vom grofsen, resp. kleinen Markt.

Ich schliefse die Sitzung.

(Schlufs der Sitzung 12 Uhr.)

Vierte allgemeine Sitzung

am Sonnabend, den 4. Oktober 1884.

Der zweite Präsident, Gymnasialdirektor Stier (Zerbst), eröffnet die Sitzung nach $10^{3}/_{4}$ Uhr.

Zweiter Präsident: Die Sitzung ist eröffnet. — Mein verehrter Herr Kollege, der erste Präsident, Schulrat Dr. Krüger hat um das Wort gebeten.

Erster Präsident: Meine Herren! Von Sr. Hoheit dem Herzoge von Anhalt ist mir am gestrigen Tage aus Rheineck eine Depesche zugegangen, deren Wortlaut ich bereits

gestern Abend bei Gelegenheit unserer festlichen Vereinigung mitgeteilt habe. Gleichwohl halte ich mich für verpflichtet, denselben auch hier zur Kenntnis der Versammlung zu bringen, da manche Herren an jener Vereinigung nicht teilgenommen haben. Die Depesche lautet:

'Von einem mehrtägigen Ausfluge zurückkehrend, Ihr Telegramm vorgefunden. Sage verbindlichsten Dank. Herzog'.

(Bravo!)

Weiter habe ich gestern Abend eine Depesche aus Gieſsen erhalten von seiten der designierten Präsidenten der nächsten Philologenversammlung, von den Herren Prof. Dr. Schiller und Oncken. Die Depesche lautet:

'Mit dem Bedauern, dies nicht persönlich zu können, bitten der Versammlung Dank für die Gieſsen und uns erwiesene Ehre und Versicherung auszusprechen, nach Kräften derselben würdig zu werden. Schiller. Oncken'.

(Bravo!)

Sodann erinnern sich die geehrten Herren, daſs wir gestern erfreut wurden durch einen Gruſs, der uns aus London zuging von seiten des Vorstandes des dortigen Vereins deutscher Lehrer. Ich habe geglaubt in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich bereits gestern Mittag einen Gegengruſs habe abgehen lassen. (Bravo!)

Das bezügliche Telegramm lautet:

'Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dessau erwidert herzlichst freundlichen Gruſs im Bewuſstsein engster Zusammengehörigkeit.

Das Präsidium'.

(Bravo!)

Weiter, meine Herren, bitte ich für meine Person um Entschuldigung, daſs ich gestern, da der Ausflug nach Wörlitz und Wittenberg in Aussicht stand, vergessen habe, die Tagesordnung für die heutige Sitzung ausdrücklich festzustellen. Nachträglich wird dies heute von seiten des Herrn Vorsitzenden geschehen. Ich möchte nur gleich zu Nr. 3 der bisherigen 'vorläufigen' Tagesordnung eine kurze Notiz mir gestatten.

Meine Herren, Sie alle werden seit Beginn unserer Versammlung mit mir in unserem Kreise Herrn Prof. Max Müller (Oxford) schmerzlich vermissen. Ich darf wohl erwähnen, daſs ich es an verschiedenen brieflichen und sonstigen Versuchen nicht habe fehlen lassen, den verehrten Herrn zu bewegen, unsere Versammlung mit seinem Besuche zu beehren. Auch schienen diese Bemühungen schlieſslich zu dem gewünschten Resultate führen zu sollen. Hoch erfreut war ich, als ich vor etwa acht Tagen eine bestimmte Zusage erhielt und zugleich das Versprechen, hier einen Vortrag halten zu wollen. Um so schmerzlicher aber muſste mich die wenige Tage nachher eintreffende definitive Absage berühren. Eine plötzliche Erkrankung hatte Herrn Prof. Max Müller leider nicht gestattet, die gegebene Zusage zu erfüllen. Doch bezeugte das bezügliche Schreiben die lebhafteste Teilnahme für unsere Versammlung. Überdies war demselben das Konzept des in Aussicht genommenen Vortrags beigefügt, welchen hier zu verlesen Herr Prof. Dr. Gosche in Erfüllung eines persönlichen Wunsches des Verfassers freundlichst sich bereit erklärt hat. Aufserdem aber hat Herr Prof. Max Müller dadurch um uns sich verdient gemacht, daſs er im Laufe der letzten Wochen der hiesigen Herzoglichen Bibliothek ein vollständiges Exemplar der von ihm herausgegebenen 'Heiligen Bücher des Orients'

hat zugehen lassen. Der betr. Bibliothekar, Herr Hofrat Dr. Hosäus, hat dieses Werk uns für den heutigen Tag gütigst zur Verfügung gestellt. Die bezüglichen Bände befinden sich dort auf dem Tische des Hauses, zweifellos als die schönste Illustration des erwähnten, heute in Aussicht stehenden Vortrags.

Endlich, meine Herren, — obgleich wir noch nicht am Schlufs sind — möchte ich gleich im voraus noch einen Punkt erwähnen. Es ist ganz am Schlusse der 'vorläufigen Tagesordnung' für Sonnabend den 4. Oktober, wie dieselbe in Nr. 1 des 'Tageblatts' abgedruckt war, gesagt: 'eventuell nachmittags Ausflüge nach verschiedenen Punkten der Umgegend nach freier Vereinigung'. Meine Herren, ich irre mich wohl nicht, wenn ich annehme, dafs manche Herren trotz der nicht eben günstigen Witterung nicht abgeneigt sind, entweder noch heute nachmittag oder morgen Ausflüge in die nähere oder weitere Umgebung unserer Stadt zu unternehmen. Sollte dies der Fall sein, so glaube ich nicht nur für meine Person, sondern für sämtliche Mitglieder des Lokalkomités und insbesondere des 'Vergnügungsausschusses' erklären zu können, dafs wir gern bereit sind, die etwa gewünschten Arrangements zu übernehmen. Ich bitte, freundlichst in jenem Falle behufs weiterer Veranlassung an meine Adresse sich wenden zu wollen.

Zweiter Präsident: Vor Feststellung der Tagesordnung und vor dem Eintritt in dieselbe möchte ich jetzt gleich meinerseits die geschäftlichen Mitteilungen erledigen.

Zunächst ist zu erwähnen, dafs die Liste zur Einzeichnung für den 'Heidelberger Schlofsverein' auf dem Tische der Herren Berichterstatter ausgelegt ist.

Zweitens hat Herr Professor Conze gebeten, mitzuteilen, dafs das hier ausgestellte Bild des Altars von Pergamon von Friedrich Thiersch im Buchhandel[1]) zu haben ist.

Drittens ist eine Anzahl Exemplare der neuesten Nummer (233) der 'Saale-Zeitung' hier niedergelegt, in welcher bereits der Abdruck der Festrede des Herrn Professor Gosche zur Grundsteinlegung des Wilhelm Müller-Denkmals enthalten ist. Sie liegen auf dem Tische dort zur Verfügung.

Die Tagesordnung, wie Sie bereits gelesen haben, ist vorläufig folgendermafsen aufgestellt:

1) Herr Oberlehrer Dr. Weifsenborn aus Mühlhausen (Thüringen): 'Über die Gattungen der Prosa'.
2) Herr Prof. Dr. Gerlach aus Dessau: 'Das Dessauer Philanthropin in seiner Bedeutung für die Reformbestrebungen der Gegenwart'.
3) Mitteilung eines Vortrags des Herrn Prof. Dr. Max Müller zu Oxford, welcher durch Erkrankung an persönlichem Erscheinen verhindert ist, und zwar auf besonderen Wunsch desselben durch Herrn Prof. Dr. Gosche aus Halle: 'Über die Heiligen Bücher des Orients'.
4) Berichte sämtlicher Herren Sektionsvorstände über die in den Sektionen stattgehabten Verhandlungen.
5) Schlufswort des zweiten Präsidenten.

Ich glaube, dafs viele innere Gründe für die Festhaltung dieser Tagesordnung sprechen, — stelle aber anheim, ob einer der Herren dazu das Wort zu ergreifen wünscht. (Pause.)

1) U. d. T.: Friedrich Thiersch, Die Königsburg von Pergamon. Mit einem Situationsplan und einer Rekonstruktion in Lichtdruck. Stuttgart, 1883. Engelhorn. Preis: 5 M. 40 Pf.

Es geschieht nicht; ich nehme also an, dafs sie von Ihnen genehmigt ist, und würde danach Herrn Oberlehrer Dr. Weifsenborn ersuchen, zu seinem Vortrage

'über die Gattungen der Prosa'

das Wort zu nehmen.

Herr Oberlehrer Dr. Weifsenborn (Mühlhausen in Thüringen) beginnt hierauf seinen Vortrag, wird aber nach einiger Zeit durch den Vorsitzenden unterbrochen.

Zweiter Präsident: Darf ich den Herrn Redner einen Augenblick unterbrechen? Ich hatte mir schon vorher im Privatgespräch erlaubt, auf die Bedrängnis der Zeit hinzuweisen. Ich habe mir eben eine ungefähre Berechnung gemacht, aus der sich ergiebt, dafs wir, wenn keine Abkürzung eintritt, doch vielleicht bis nach 2 Uhr hier noch anwesend sein müfsten, und wollte deswegen dem Herrn Redner anheimgeben, einige Punkte auszulassen, die sich leicht ergänzen lassen, und zu den Hauptpunkten zu eilen. (Bravo!)

Herr Oberlehrer Dr. Weifsenborn setzt den begonnenen Vortrag fort, wird aber nach einiger Zeit wiederum durch den Vorsitzenden unterbrochen.

Zweiter Präsident: Darf ich den Herrn Redner noch einmal unterbrechen? Es liegt ein eigentümlicher Fall vor. Die beiden noch folgenden Vorträge können unter keinen Umständen verkürzt werden; es ist auch die viva vox da unbedingt notwendig. So dankbar wir dem Herrn Redner sind, so glaube ich doch ihn bitten zu dürfen, dafs er in diesem Falle sich vielleicht entschliefst, auf das Weitere im Interesse der vorliegenden Umstände zu verzichten, da wir ja immer noch das Glück haben werden, den Vortrag selbst zu lesen.

Oberlehrer Dr. Weifsenborn: Sehr gern! (Verläfst die Rednerbühne.)

Zweiter Präsident: Dann bin ich unbedingt Ihnen dankbar und zugleich im Namen der ganzen Versammlung.

Anmerkung. Ungeachtet dieser durch die Kürze der Zeit leider zur Notwendigkeit gemachten Unterbrechung war es selbstverständlich der Wunsch des Präsidiums, auch den Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Weifsenborn unverkürzt in diesen 'Verhandlungen' zum Abdruck zu bringen. Da indessen der Herr Redner den Wunsch ausdrückte, den für die Philologen-Versammlung bestimmten Vortrag in einer Zeitschrift erscheinen zu lassen, vorliegenden 'Verhandlungen' aber nur die nachfolgende Skizze desselben zu überweisen, so hat sich das Präsidium — unter Zustimmung der geehrten Verlagsbuchhandlung — gern hiermit einverstanden erklärt.

Die Gattungen der Prosa.

Von Dr. Edmund Weifsenborn.

So auffallend es auch erscheinen mag, so ist es doch wahr, dafs eine allgemein gültige Einteilung der schönen Prosa, so wie die der Poesie in Epos, Lyrik und Drama, bis heute nicht existiert. Das Altertum hat uns keine hinterlassen und die neueren Rhetoriken, Litteraturgeschichten u. s. w., welche eine Gliederung der Prosa bieten, weichen darin sehr von einander ab. Da nun die durch die Sprache vermittelte Offenbarung des Menschengeistes in die beiden Arten der Poesie und Prosa zerfällt, so liegt die Vermutung nahe, dafs das Prinzip der Gliederung für beide dasselbe sein werde. Wir wollen also die wesentlichen Unterschiede der drei Dichtungsgattungen kurz bestimmen und dann zusehen, ob wir mit der Anwendung derselben auf die Prosa eine ungezwungene Glie-

derung derselben gewinnen, und zwar wollen wir uns dabei auf die Muster der Griechen beziehen.

Die unvollkommenen Anfänge des Epos reichen bis in die Heroenzeit selbst hinauf. Seine Vollendung erreichte es, als nach dem Sturze der Achäerreiche durch die Dorier die flüchtigen Ionier die Lieder von Troja nach dem schönen Kleinasien trugen und die eigenen Kämpfe mit den dortigen Völkern bei ihnen das Interesse an jenen Sagen neu belebten. Aus der Erwägung, dafs der Kern der Ilias von Einem Dichter stammen mufs, gewinnen wir für den Begriff des Epischen die Bestimmung, dafs der Dichter, von der Grofsartigkeit der Heroenwelt erfüllt, eine in sich abgeschlossene Handlung als in der Vergangenheit geschehen nach den in seiner Phantasie lebenden Vorstellungen vorführt, indem er selbst in seinen Stoff ganz aufgeht. Berücksichtigen wir endlich auch die vielen später sich entwickelnden Unterarten der epischen Gattung, so ergiebt sich für die Abgrenzung des Gebietes des Epischen, dafs nicht nur die Heldenzeit, sondern überhaupt die ganze äufsere den Dichter umgebende Welt bis auf die Tierwelt (Tierepos) und selbst des Dichters eigene Lebensschicksale episch, d. h. nach ihren äufseren Vorgängen, dargestellt werden können.

Auch die Liederdichtung ist in ihren natürlichen Formen (Opferlied, Siegeslied, Hochzeitslied, Totenklage) alt, ja uralt. Aber ihre kunstmäfsige Ausbildung erfuhr sie erst mit dem Aufkommen der politischen Lyrik, als bei den Verfassungsumstürzen und schwerer Kriegsnot es den Dichter drängte, seinem wildbewegten Herzen (dem Zorn über die Feigheit des Heeres oder dem Schmerz über die Not des Vaterlands oder der Freude über den Tod des Tyrannen) in Einzelliedern Luft zu machen. Danach giebt das Lied die durch äufsere Ereignisse und meist durch persönliche Schicksale erregte Stimmung des Dichters in der entsprechenden lebhaften Sprache. Bald fand das Lied den Weg von den öffentlichen Angelegenheiten zu den persönlichsten Stimmungen und Zuständen, um die ganze Tonleiter der Empfindungen, deren das Menschenherz fähig ist, nach und nach durchzusingen.

Mit der Darstellung der äufsern Welt im Epischen und der innern Welt im Lyrischen ist der ganze Kreis des Existierenden umschlossen, und also für das Drama ein neues Gebiet nicht vorhanden. So stellt denn das Drama in seinen Anfängen auch nichts weiter als eine äufserliche Verbindung der epischen Erzählung von den Schicksalen eines Gottes oder Heroen mit den eingeflochtenen Liedern des teilnehmenden Chors dar. Zur Tragödie, die den Menschen erhebt, indem sie den Menschen zermalmt, hat es sich erst durch Äschylos entwickelt unter der Einwirkung des grofsen Weltdramas der Perserkriege. Indem er den Zusammenhang zwischen dem Handeln und dem Schicksale der Menschen ahnte, schritt er dazu fort, durch Verinnerlichung einer Handlung zur Anschauung zu bringen, wie aus der Eigentümlichkeit eines Charakters durch Einwirkung äufserer Umstände ein Streben erwacht, das mit andern Bestrebungen sich kreuzend und zur Leidenschaft gesteigert zur That treibt, welche die bisherige Ordnung durchbrechend folgenschwer auf den Handelnden zurückfällt, aber durch die Erkenntnis wieder beruhigend wirkt, dafs in dem Geschick ein sittliches Gesetz sich vollzog. Demnach giebt das Drama den innern Entwicklungsprozefs einer Handlung bis zur That und die innere Beziehung derselben zum Schicksal, d. h. das Thun und Treiben der Menschen unter dem Reflex des Allgemeinen im Menschengeiste oder der Sittlichkeit.

Richten wir nun unsern Blick auf das grofse Feld der Prosa, so erkennen wir sofort als die der erzählenden Dichtung verwandte prosaische Gattung die historische Erzählung. Wenn wir dann, um dieses Gebiet der Prosa genauer abzugrenzen, auf die Bestimmung des Gebiets des Epischen von oben zurückgehen, so ist die ganze den Menschen umgebende äufsere Welt und er selbst in seiner äufsern Erscheinung und seinem innern Wesen Gegenstand derselben und alle Mitteilungen aus dem gesamten Kultur- und Naturleben sind der ersten Prosagattung zuzuweisen. Demnach sind Erzählung und Beschreibung die Unterarten ein und derselben Hauptgattung, die man die schildernde nennen könnte, und der Unterschied der beiden einzig der, dafs die Erzählung schildert, was nach einander in der Zeit existierte, während die Beschreibung schildert, was neben einander im Raume existiert. Der Zweck aber dieser Gattung ist Mitteilung über alles, was einst war und jetzt ist, und entspringt aus dem Streben des Menschengeistes schon hier in der Endlichkeit die Schranken von Raum und Zeit, in welche seine Leiblichkeit gebannt ist, niederzureifsen und bis zum Anfang der Dinge zurück- und über die ganze Erde und ins Weltall hinein vordringend alles in sich geistig aufzunehmen — ein Zug seiner ewigen Bestimmung.

Sehen wir uns dann nach der zweiten, der Innerlichkeit und Lebhaftigkeit der Lyrik entsprechenden Prosagattung um, so treffen alle Merkmale bei der Rede in einem wirklich überraschenden Grade zu. Ganz wie im lyrischen Gedicht der Dichter seine persönlichste Stimmung mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines Wesens aus sich herausstellt, so ist der Redner bestrebt, seine individuelle Auffassung von einer Sache geltend zu machen, seine Zuhörer mit allen Gründen des Beweises, mit allen Sprachmitteln und der ganzen Macht seiner Persönlichkeit für diese seine Ansicht zu gewinnen und dadurch seinem Willen dienstbar zu machen. Zweck der Rede aber ist, dafs der Redner sich in seinen Zuhörern vervielfältigen und sie für die Durchführung der Bestrebungen gewinnen will, wozu seine Kraft allein nicht ausreicht.

Welche prosaische Gattung soll aber das Gegenstück zum Drama bilden? Indem die schildernde Gattung die ganze Welt, äufserlich genommen, umfafst und die Rede das Innere, Subjektive der Persönlichkeit geltend macht, ist damit zunächst alles, was existiert, umschlossen; ein drittes davon verschiedenes Gebiet giebt's nicht. Nun finden sich aber einige abstrakt angelegte Köpfe, welche mit der sie umgebenden Welt, wie sie ihnen äufserlich entgegentritt, sich nicht begnügen, sondern indem sie dieselbe mit den im Menschengeiste innewohnenden allgemeinen Normen des Denkens auf Ursprung, Wesen und Zweck prüfen, die allem Sein und auch allem Denken zu Grunde liegenden Gesetze erforschen wollen. So ergiebt sich als dritte und höchste Prosagattung die wissenschaftliche Untersuchung oder Abhandlung, welche zum Zweck die Erkenntnis der objektiven Wirklichkeit und als einziges Mittel die logische Beweisführung hat. Und es entspricht auch diese Gattung genau dem Drama. Wie im Drama die Handlung nach ihrem innern Entwicklungsprozefs vorgeführt wird, wie der Kampf der widerstreitenden Neigungen und Interessen zu einer That führt, welche die alte Ordnung durchbrechend eine Schuld mit sich zieht, aber indem durch die innere Läuterung der Bruch geheilt wird, zugleich ein höheres sittliches Gesetz, eine neue sittliche Wahrheit erstritten wird, so wird auch in der Abhandlung eine neue Wahrheit gewonnen durch den innern Prozefs der Beweisführung im Kampfe gegen die gewöhnliche Meinung. Und oftmals greift auch die neu

erstrittene Wahrheit störend in den bis dahin herrschenden Glauben ein, aber doch nur zum Vorteile der fortschreitenden Erkenntnis der Menschheit. Und auch äufserlich sind die ersten Abhandlungen der Griechen, Xenophons Memorabilien und die Dialoge Platons, dem Drama ähnlich, indem sie nach dem Vorgange des Sokrates den dialektischen Prozefs des Gedankenfortschritts in dialogischer Form geben.

Sonach entspricht der epischen Gattung in der Prosa die schildernde mit den beiden Unterarten der Erzählung und Beschreibung, der Lyrik aber die Redegattung und dem Drama die wissenschaftliche Untersuchung mit den nur in der Form sich scheidenden Arten des Dialogs und der zusammenhängenden Abhandlung. — Der Brief aber, der oft als besondere Gattung aufgeführt wird, ist, weil er sowohl Erzählung als Rede als Abhandlung als mehreres zugleich enthalten kann, eine im praktischen Leben unentbehrliche Mischlingsart. Die poetische Prosa (Roman, Novelle u. s. w.) und prosaische Dichtung (Lehrgedicht, gereimte Schilderungen u. s. w.) genügt es als Mittelgattungen zwischen Poesie und Prosa einfach zu erwähnen.

Werfen wir nun zum Schlufs noch einen Blick auf die Entwicklung der Prosa bei den Griechen, so ist es interessant zu beobachten, wie auch hier jede Gattung aus den äufsern Bedingungen des Lebens sich entwickelt und wie die Abhandlung erst die falschen Verbindungen mit der Poesie und dann mit der Beredsamkeit überwinden mufs, ehe sie sich zur Vollendung erhebt.

Als nach dem Verluste der politischen Freiheit das Bewufstsein des Zusammenhangs mit Altgriechenland bei den Ioniern neu erwachte und die Erinnerung an die Koloniegründung weckte, schrieb der Milesier Kadmos seine κτίσις Μιλήτου καὶ τῆς ὅλης Ἰωνίας. Wir begegnen auch bald den beiden Arten der Erzählung und Beschreibung bei diesen erzählungs- und forschungslustigen Ioniern, die Ἱστορίαι καὶ περιηγήσεις des Hekataios stehen in hohem Ansehen. Geschichte im eigentlichen Sinne aber konnten die Griechen erst schreiben, nachdem sie selbst Geschichte gemacht hatten in dem grofsen Freiheitskampfe gegen die Perser.

Auf dem wegen seiner gemischten Bevölkerung ewig unruhigen Sicilien dachte man zuerst über die Theorie der kunstvollen, wirksamen Rede nach, denn wer dort eine Rolle spielen wollte, mufste es verstehen, mit der Rede Gewalt auf seine Mitbürger einzuwirken. Gorgias brachte die neue Kunst nach Athen und stellte sie ganz in den Dienst der Sophistik. Allmählich führte bei den prozefslustigen Athenern die mehr sachliche Behandlung in den Gerichtssälen dazu, dafs die Rede den falschen Klingklang abstreifte und sich zur edlen Form der attischen Beredsamkeit erhob.

Der geistig regsame Stamm der Ionier hat auch die ersten Philosophen gezeitigt, Anaximandros aus Milet schrieb zu Kadmos' Zeit περὶ φύσιος. Bald verbreitet sich die philosophische Spekulation über die ganze Peripherie der griechischen Welt. Dabei fällt es auf, dafs die Philosophen des Ostens alle in ionischer Prosa schreiben, während die von Westgriechenland ihre Philosopheme in Lehrgedichten niederlegen. Die Sophistik schliefst diese Periode ab. Wenn es auf der einen Seite ihr Verdienst ist, die Redekunst und einzelne Wissenschaften begründet und ausgebildet zu haben, so ist die innige Verbindung von Redekunst und wissenschaftlicher Untersuchung ihr schlimmster Fehler. Denn diese Gebiete innerlich verknüpfen, heifst nicht mehr die Wissenschaft um ihrer selbst willen, zur Erforschung der Wahrheit pflegen, sondern sie den subjektiven Bestrebungen des Menschen, dem Egoismus, der nach Genufs und Herrschaft trachtet, dienstbar machen. Die

Wissenschaft aus dieser unwürdigen Stellung einer Magd befreit und sie auf den Thron im Reiche des Geistes gesetzt zu haben, ist die That des Sokrates. Er hat die wissenschaftliche Methode, den Beweis der Wahrheit mit den Mitteln des Objektiven im Geiste gelehrt, und seine Schüler Xenophon und Platon haben die ersten wirklichen Abhandlungen geschrieben.

So gewinnen wir auch aus dieser kurzen Betrachtung ganz genau die oben erwähnten charakteristischen Unterschiede und Zwecke der drei Prosagattungen. Da aber die weitere Entwicklung der griechischen Litteratur aufser einigen neuen poetischen Arten und den Zwittergattungen des Lehrgedichts und des Romans nur noch den An- und Ausbau neuer wissenschaftlicher Fächer gebracht hat, so liefert auch sie den thatsächlichen Beweis, dafs mit den drei Gattungen der Schilderung, der Rede und der Abhandlung das ganze Gebiet der Prosa umschlossen ist.

Zweiter Präsident: Ich bitte nunmehr Herrn Professor Dr. Gerlach von hier, uns den Vortrag über:

Das Dessauer Philanthropin
in seiner Bedeutung für die Reformbestrebungen der Gegenwart[1])

zu halten.

Professor Dr. Gerlach (Dessau): Vom Philanthropin zu reden, dazu veranlafst nicht nur der Ort, an dem diese Versammlung stattfindet, sondern fast ebenso sehr die Zeit, insofern das Jahr 1784 einen Wendepunkt in der Geschichte desselben bildet. Nur bis zu diesem Jahre reichen die Nachrichten über das Philanthropin, wenigstens die allgemein zugänglichen; offenbar war man schon kleinlaut geworden. Salzmann verläfst damals die Anstalt, um in Schnepfenthal eine eigne zu gründen. In Dessau selbst denkt man bereits an die Errichtung eines Gymnasiums[2]), welches der Erbe des Philanthropins werden sollte. So bezeichnet das Jahr 1784 den vorläufigen Abschlufs jener Bewegung, welche durch Basedow auf dem pädagogischen Gebiete hervorgerufen war. Doch wichtiger als dieses äufserliche Zusammentreffen von Ort und Zeit ist ohne Zweifel das Zusammentreffen der Voraussetzungen, von denen Basedow ausging, und der Ziele, die er aufstellte, mit den Voraussetzungen und Zielen der jetzigen Reformbewegung. Das Philanthropin sollte — um einen Ausdruck von Wiese zu gebrauchen — ein Protest sein gegen Einseitigkeiten und Mängel, unter denen das Schulwesen nicht blofs damals zu leiden gehabt hat. 'Die Ideale aber' — auch dies sind Wieses Worte — 'für welche diejenigen Zeugnis abgelegt, die klar erkannten, was ihrer Zeit zur Beseitigung drückender Übel besonders not that, sie sind nicht Träume oder Phantasieen, sondern Strebensziele von bleibendem Wert.'

Unter diesem Gesichtspunkte also, mit fortwährender Beziehung auf die Gegenwart, soll die Erziehungsmethode des Philanthropins hier betrachtet werden, ohne dafs doch diese Beziehung überall besonders hervorgehoben würde. Aus den blofsen Thatsachen wird sich meistens von selbst ergeben, wo das Philanthropin als warnendes Beispiel, wo es als nachahmungswürdiges Muster dienen kann. Auch als nachahmungswürdiges Muster! Die Darstellung freilich, die Raumer in seiner Geschichte der Pädagogik giebt und die für das allgemeine Urteil mafsgebend geworden ist, läfst davon weniger merken; sie erscheint, wie Raumer selbst sagt, fast wie eine pädagogische Karikatur.

1) Mit Genehmigung des Präsidiums und der Verlagsbuchhandlung bereits publiziert in Fleckeisens und Masius' 'Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik' 1885, Heft 1, II, Seite 1—20.

2) Dieses Gymnasium wurde bereits am 3. Oktober 1785 eröffnet.

Das kann in der Sache liegen, kann auch die Schuld des Schriftstellers sein. Aus lauter richtigen Einzelheiten ein unrichtiges Gesamtbild zu komponieren, ist nicht schwer; man braucht nur alles Wunderliche und Verkehrte grell beleuchtet in den Vordergrund zu stellen, das Gute und Wertvolle kurz abzufertigen. Von solcher tendenziösen Gruppierung der Thatsachen ist auch Raumer nicht ganz freizusprechen. Ihm behagte die Luft der Aufklärung nicht, die im Philanthropin wehte; ihm ist es verdächtig, dafs Juden und Freimaurer das Unternehmen mit Geld unterstützten; am meisten aber scheint die ungünstige Vorstellung, die er sich von Basedows Charakter gebildet[1]), das Werk des Mannes bei ihm diskreditiert zu haben.

Mit Leichtigkeit liefse sich, wenn es die Mühe lohnte, aus den vorhandenen Quellen auch ein sehr vorteilhaftes Bild des Philanthropins herstellen, das ebensowenig unwahr, aber auch ebensowenig zutreffend sein würde, wie die Darstellung Raumers; denn fast alles, was von den Zeitgenossen über Basedow und sein Unternehmen veröffentlicht wurde, ist polemischer Natur und von Gunst oder Hafs beeinflufst. Glücklicherweise existiert noch eine andere, bisher unbenutzte Quelle, die nirgends von Parteilichkeit getrübt ist, nämlich die Aufzeichnungen der pädagogischen Gesellschaft. Im Jahre 1777, in der ersten Blütezeit des Institutes, stiftete Basedow diese Vereinigung unter den Lehrern desselben, zu dem Zwecke, Gesellschaftlichkeit und Freundschaft unter den Mitgliedern zu erhalten sowie alle für das Institut wichtigen Fragen vertraulich[2]) zu besprechen. Die Protokolle dieser Gesellschaft — sie reichen, allerdings mit einer Unterbrechung von etlichen Jahren, von Oktober 1777 bis April 1793 — geben einen bessern Einblick in das Wesen und die Entwicklung des Philanthropins als die Empfehlungsschriften seiner Freunde oder die Schmähschriften der Gegner. Von diesen ungeschminkten Berichten wird demnach im folgenden öfters Gebrauch gemacht werden, um Lob wie Tadel auf das rechte Mafs herabzusetzen.[3])

Den Grundgedanken seiner reformatorischen Bestrebungen hat Basedow — mit jener volkstümlichen Rhetorik, die ihm fast immer zu Gebote stand — nachdrücklich in folgende Worte zusammengefafst: 'Natur! Schule! Leben! Ist Freundschaft unter diesen

1) Die ungünstigen Vorstellungen, die über Basedow in Umlauf sind, lassen sich zum guten Teil zurückführen auf die berüchtigte Schmähschrift von Reiche: 'Getreue Darstellung der Umstände, unter welchen Joh. Bernh. Basedow, königlich dänischer Professor, Schläge bekommen und seinen Rock verloren, auch mit Herrn Direktor Wolcke einen schändlichen Prozefs angehoben hat.' Eine gerechtere Würdigung ist Basedow durch Max Müller zu teil geworden in der allgemeinen deutschen Biographie. Hier wird er geschildert als 'ein Mann, der durch sein unerschrockenes und oft rücksichtsloses Auftreten sich viele Feinde, durch seine grofsen Erfolge sich viele Neider machte, der in den letzten Jahren seines Lebens und unmittelbar nach seinem Tode, wegen seiner Zerwürfnisse mit frühern Mitarbeitern, auch wegen des Fehlschlagens der übertriebenen Erwartungen, die man vom Philanthropin gehegt hatte, von vielen hart und ungerecht beurteilt worden ist, dessen wahres Verdienst aber, als eines der kühnsten Vorkämpfer im Kampfe für Menschenrechte und Menschenwürde, für Wahrheitstreue und Geistesfreiheit, sowohl durch die Stimme der Besten seiner Zeit als durch das unparteiische Urteil der Nachwelt bekräftigt worden ist.'

2) Um den vertraulichen Charakter dieser Besprechungen zu sichern, war festgesetzt, dafs jeder, der aufserhalb der Gesellschaft etwas erzählte oder bestätigte, was in derselben zu verschweigen beschlossen war, einen Reichsthaler Strafe zahlen sollte.

3) Die Akten des Philanthropins galten bisher für verloren und sind erst kurz vor der Philologenversammlung wieder aufgefunden worden. Es befinden sich dabei Briefe von Kant, Klopstock, Gleim, Claudius, Salzmann, Rochow und andern.

dreien, so wird der Mensch, was er werden soll und nicht alsobald sein kann: fröhlich in der Kindheit, munter und wifsbegierig in der Jugend, zufrieden und nützlich als Mann. Aber wenn die Natur von der Schule gepeitscht und die Schule vom Leben des Mannes verhöhnt wird, da ist der Mensch zuletzt dreifach als eine Mifsgeburt aneinander gewachsen, drei Köpfe, sechs Arme, und im täglichen Zanke unzertrennlich.'

Wir können unerwähnt lassen, in welcher Weise dieses Thema weiter variiert wird; es ist dieselbe Klage, die auch jetzt von allen Seiten ertönt, die Klage, dafs durch Überbürdung Geist und Körper des Schülers erschlaffe und alle Freudigkeit des Lernens erstickt werde. Daher die Forderung, dafs die physische Erziehung ihr gutes Recht wieder erhalten müsse, und zwar nicht blofs um der leiblichen Gesundheit willen, sondern auch in Rücksicht auf die moralische Erziehung, die wichtigste von allen. 'Die Moral eines schwachnervigten Menschen', sagt Basedow, 'hat keinen festen, bleibenden Gehalt. Je nachdem die Luft heiter oder trübe, trocken oder feucht, elastisch oder schlaff ist, steigt oder sinkt der moralische Wert eines solchen Menschen mit dem Quecksilber des Barometers um die Wette.' Für beide Zwecke nun, für die physische wie für die moralische Erziehung, sollte Raum gewonnen werden, und nicht etwa auf Kosten, sondern zum Nutzen des wissenschaftlichen Unterrichts, da ja nichts weiter erforderlich schien, als dafs man alles Unnütze und Schädliche aus letzterem entfernte.

Man kann nicht sagen, dafs Basedow bei Ausführung seines Planes sich überstürzt hätte. Schon dafs er bis in sein höheres Alter gewartet hat, ehe er mit seinen Ideen hervortrat, mufs ein günstiges Vorurteil für ihn erwecken. Und als sich endlich die Gelegenheit bot, diese Ideen zu verwirklichen, auch da liefs er sich durch das so natürliche Verlangen, selbst noch die Früchte seiner Aussaat zu ernten, keineswegs zur Übereilung fortreifsen. Es gehört auch dies zu den Widersprüchen seines Wesens, dafs er, der in Einzelheiten nicht selten hastig und unüberlegt verfuhr[1]), doch die geduldigste Zurückhaltung bewies, wo es sich um die Hauptaufgabe seines Lebens handelte. So weist er den Gedanken weit von sich, die beabsichtigten Reformen gleich allgemein eingeführt zu sehen. Er erklärt es für zweckwidrig, mit feststehenden Verordnungen anzufangen und nicht mit Versuchen, das Gute besser, das Bessere noch besser zu machen[2]); er hält es für inhuman, unschuldige alte Schulleute zwingen zu wollen, etwas Neues zu lernen und zu thun, statt dafs man abwarten sollte, bis sich für das Neue auch neue Kräfte herangebildet. Daraus aber ergiebt sich für ihn die Folgerung, dafs Schulverbesserungen

---

1) Dies machte sich besonders geltend, als das Philanthropin nun wirklich ins Leben trat. Mit bezug darauf äufsert Gleim in einem Briefe vom November 1776: 'bei meinem Dortsein bat ich den vortrefflichen Basedow, nicht Sturm zu laufen, nicht so jämmerliche Klagelieder anzustimmen, nichts von dem besten Schulwesen in Europa zu rühmen, sondern leise zu Werke zu gehen, die Religion nicht einzumischen und das Werk selbst den Meister loben zu lassen. Mit meinem Leben wollte ich haften, dafs durch diesen Weg das herrliche Philanthropin zustande kommen würde'

2) 'Was so fern von der Vollkommenheit', heifst es an anderer Stelle, 'als der Menschen moralische und litterarische Erziehung, das wird nicht auf einmal nach einem Formulare gebessert, welches des Wohlstandes wegen Jahre lang gültig sein mufs, weil eine Majestät es unterschrieb. Jährlich und täglich beobachtet, versucht, gut befunden, beschlossen, von Stück zu Stück! so projektiert die Vernunft. Langsam, langsam vorwärts, etwas wieder zurück, um auszubeugen, dann wieder mehr vorwärts! das wäre der einzige Weg zu mancher Glückseligkeit. Aber nur für die Vervollkommnung des Kriegswesens denkt man auf diesen einzigen Weg.'

nicht sofort auf ein ganzes Land ausgedehnt werden dürfen, ehe man nicht eine einzelne Schule besonders vervollkommnet hat, damit sie den übrigen als Muster diene.

Solche Musterschule nun sollte das Philanthropin in Dessau werden; aber auch dies nicht ohne weiteres. Zunächst verlangte Basedow eine Anstalt, wo durch praktische Versuche, die aber nur mit wenigen Zöglingen vorzunehmen seien, die neue Methode gefunden, zugleich aber die Lehrer für diese Methode herangebildet würden. Ein pädagogisches Seminar in grofsem Stile war es also, was er ins Auge gefafst hatte. Dazu bedurfte es aber auf viele Jahre hinaus beträchtlicher Geldmittel. Der ganze kostspielige Apparat einer grofsen Erziehungsanstalt mufste unterhalten werden, ohne dafs diese Anstalt einen Teil der Kosten selbst aufzubringen vermochte. Basedow rechnete auf ausgedehnte Unterstützung durch das Publikum; sie blieb aus; und was der Fürst von Dessau gewährte, so reichlich es auch in Anbetracht der damaligen Umstände war, es reichte nicht hin, so weitaussehende Pläne durchzuführen. So erlitt das Unternehmen in gewissem Sinne gleich anfangs Schiffbruch; statt des beabsichtigten Seminars trat eine Erziehungsanstalt ins Leben, der die notwendige Vorbedingung fehlte, eine schon bewährte Methode und bewährte Meister der Erziehungskunst.

Dennoch schien das Unternehmen nicht ganz hoffnungslos; zwei seltene Vorteile waren vorhanden, die einen glücklichen Erfolg verhiefsen: die Unternehmer besafsen vollkommene Freiheit der Bewegung[1]) und echte Begeisterung für ihren Beruf. Rührend ist, was wir über die Verbrüderung der ersten Viermänner lesen: 'Basedow, als der Fürsorger des Philanthropins und Altbruder der Gesellschaft — Wolcke, als erster Lehrer — Simon und Schweighäuser, als die folgenden, haben sich am 2. Januar 1776, nach gegenseitiger Anwünschung des göttlichen Segens, über folgende Punkte verabredet: wir widmen uns allesamt, so lange wir notwendiges Brot und friedliches Leben dabei haben können, nur dem Schulwesen, und ebenso gern dem niedrigsten, welches wir für den wichtigsten Teil halten, als dem höchsten. Titel, Besoldung[2]) und Menschengunst sollen uns nicht reizen,

1) Auf diese Freiheit legte Basedow mit Recht den gröfsten Wert. Als Erfordernisse für die Musterschule, von welcher die verbesserte Erziehungs- und Unterrichtsmethode auszugehen habe, bezeichnet er folgende: 1) Sie müfste in ihrer ganzen Einrichtung durch keine Fundationsgesetze eingeschränkt sein, sondern ihre ganze Form nach Gutbefinden und ohne Verantwortung zu besorgen, so oftmals umschmelzen können, als es den Vorstehern derselben nötig schiene. 2) Diese Vorsteher müfsten daher in Ansehung dieses ihres Verhaltens von keiner gesetzgebenden Macht abhangen, sondern jedesmal ihrer eignen gewissenhaften Einsicht folgen dürfen, so oft sich ihnen etwas Besseres darstellte, welches sie an die Stelle des Schlechteren setzen wollten. 3) Sie müfsten unabhängig von den Vorurteilen der Eltern und Verwandten ihrer Zöglinge sein, so dafs die Billigung oder Mifsbilligung derselben bei einzuführenden guten Neuerungen gar nicht in Betracht gezogen werden dürfte. — Wie weit wir jetzt von solcher Unabhängigkeit, die dem Philanthropin in der That gewährt wurde, abgedrängt sind, kann man bei Wiese lesen, der nun auch zugiebt, dafs die Schule vor den ihrer Bestimmung widerstreitenden Einwirkungen des militärischen Charakters des Staates nicht hinlänglich behütet wird. Zwar bedürfe auch die Schule einer festen, die Willkür ausschliefsenden Ordnung und einer aufmerksamen Kontrolle: aber eine gute Schule werde nicht dadurch geschaffen, wenn beides so verstanden werde, als dürfe wie beim Militär nur nach Vorschriften gehandelt werden, und in den Schranken der Gesetzlichkeit sei kein Raum gelassen für Spontaneität und Vertrauen. Dann höre die Ordnung auf eine Tugend und die Quelle wohlthätiger Wirkungen zu sein. Die eigentliche Aufgabe der Schule könne dabei nur unvollkommen erfüllt werden.

2) Damit vergleiche man die moderne Praxis, in dem Momente, wo man eine neue Stelle antritt, sofort wieder nach allen Seiten Meldungen zu schicken.

diesem Zwecke zuwider oder weniger gemäfs zu handeln. So lange die Viermänner an einem Orte bei einander bleiben, und selbst, wenn Sache oder Umstände eine Trennung nötig machen, verspricht ein jeder dem andern Brudertreue und Bruderhilfe bei jeder Krankheit, Not und Verlegenheit.' Die Verpflichtung geht sogar noch weiter; selbst bei der Wahl der Ehegattinnen will man darauf sehen, dafs diese das grofse Werk durch Mitarbeit, Aufsicht und Beispiel fördern können, und auch die Kinder sollen zu nichts anderem erzogen werden als zu demselben Zwecke wie ihre Väter. Diese hochfliegende Begeisterung konnte sich, wie natürlich, nicht auf die Dauer behaupten; dennoch wird man zugeben müssen, dafs die Idee der Bruderschaft, die in den Korporationen des Mittelalters so wirksam sich erwiesen hat, auch den ungewöhnlichen Verhältnissen des Philanthropins weit besser entsprach als der etwas abgeblafste Begriff der Kollegialität oder gar der bureaukratische Begriff der Beamtendisciplin.

Der schwierigste Teil der Aufgabe, die das Philanthropin zu lösen unternommen hatte, war jedenfalls die Neugestaltung des wissenschaftlichen Unterrichts. Man wollte dasselbe, man wollte womöglich Besseres leisten als bisher, und doch sollte Zeit und Kraft des Schülers weniger in Anspruch genommen werden. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, alles Überflüssige aus dem Unterrichte zu entfernen.[1]) 'Es gehört nicht in das Gymnasium', sagt Basedow, 'was nur dem Schulmanne, nur dem Professor, nur dem Richter und Sachwalter nützen wird. Das Mafs der Gymnasien ist das Bedürfnis der Studierenden insgemein.' Aufser den Dingen jedoch, welche durch den Zweck des Gymnasiums überhaupt nicht gerechtfertigt sind, ist einzelnes noch für einzelne entbehrlich, z. B. für künftige Offiziere, Kaufleute, Künstler. Sollten auch deren Interessen Berücksichtigung finden, so war dies nur durch das Fachsystem möglich, bei welchem derselbe Schüler in verschiedenen Fächern verschiedenen Klassen angehören konnte. Für die Einführung dieses Systems sprachen aufserdem noch andere Gründe. Wenn die Pädagogik eine Kunst ist, der Pädagog ein Künstler, so wird er auch jede einzelne ihm gestellte Aufgabe, d. h. die Erziehung jedes einzelnen Zöglings, möglichst individuell behandeln; er wird sich bemühen, jedes eigen geartete Talent zu erkennen und es zur Entwicklung zu bringen. Am leichtesten ist dies beim Fachsystem zu erreichen. Beim Klassensystem hingegen, wo alles für alle gleich wichtig ist, wo ohne gleichmäfsiges Fortschreiten in allen Lehrgegenständen ein Fortrücken in höhere Klassen nicht gestattet wird, wo die ausgesprochene Vorliebe des Schülers für einzelne Fächer fast wie tadelnswerte Eigenmächtigkeit erscheint, da ist das wirkliche Talent, weil es fast immer als Einseitigkeit auftritt, in der übelsten Lage. Um so besser aber gedeiht die trockene Mittelmäfsigkeit, die jeden Wissensstoff in gleicher Weise aufsaugt, weil sie keinem ein tieferes Interesse entgegenbringt. Aus solchen Gründen hat sich neuerdings auch Wiese gegen das Klassensystem erklärt, oder, sagen wir lieber, gegen seine unnötigen Schroffheiten. Denn in Wahrheit handelt es sich

1) Was Basedow über den damaligen Unterricht bemerkt, ist auch jetzt beachtenswert: 'Anstatt die ganze aufkeimende Denkkraft des Kindes zu beschäftigen und sowohl den Verstand im eignen Denken als auch das Herz desselben im eignen Empfinden zu üben, begnügt man sich, blofs sein Gedächtnis mit demjenigen zu martern, was andere gedacht und geredet haben und zum Teil nicht hätten denken oder reden sollen; und das alles auf eine für die junge sinnliche Seele so beschwerliche, so erschlaffende Weise, auf so viel vergeblichen Umwegen und mit so verschwenderischem Aufwande an Zeit und Menschenkraft!'

doch nur um die Frage, ob individuelle oder allgemeine Bildung[1]); beides aber ist noch mehr von der Handhabung des Systems abhängig als vom Systeme selbst.

In seinem Bestreben, die wissenschaftliche Erziehung möglichst zu entlasten, wurde Basedow auch noch durch eine andere Rücksicht geleitet, die zwar sehr human, aber nicht sehr pädagogisch erscheint, durch die Rücksicht auf Glück und Wohlbefinden der Jugend. Man hat seine Glückseligkeitstheorie nicht selten vornehm bespöttelt, obwohl es doch zugestanden werden mufs, dafs eine glücklich verlebte Jugend ihren erwärmenden Strahl auch in das spätere Alter hineinwirft, wie umgekehrt die Erinnerung an achtlos zertretenes Jugendglück auch reifere Jahre mit ihrem Schatten verdunkelt. Wenn es wahr ist — so etwa lautet jene Theorie — dafs die Natur einer jeden Altersstufe ihre besondere Art von Glück zugewiesen hat, so ist es eine Versündigung gegen die Natur, auch nur einen Teil hiervon rauben zu wollen; die Geschädigten damit zu trösten, dafs solcher Raub zu Gunsten einer spätern Altersstufe geschehe, ist eitel Täuschung, da ein Ersatz für das Verlorene niemals eintritt, man müfste denn die Kinderzeit zum zweitenmale leben können. Und was zwingt uns überhaupt dazu, etwas zu opfern? Bei der wissenschaftlichen Thätigkeit des Mannes wird die Last der Arbeit vollständig aufgewogen durch die Befriedigung, welche dieselbe gewährt; warum nicht ebenso bei der Thätigkeit des Knaben? Wenn der Trieb, Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, Lob und Anerkennung zu geniefsen, auch der Jugend natürlich ist, so gehört alles, was zur Vorbereitung auf ein späteres Alter mit Vernunft geschehen kann, selbst schon zum Vergnügen und zur Glückseligkeit desjenigen Alters, in welchem diese Vorbereitung geschieht. 'Kennt man nur erst', sagt Basedow, 'die wahre Natur des Menschen und ein vernünftiges Erziehungswesen, so verliert die Jugend um des männlichen Alters willen nicht mehr Vergnügen, als sie durch Vorbereitung zu demselben gewinnt.'

Man wird nicht erwarten, dafs in dem Philanthropin, wo das vernünftige Erziehungswesen erst gesucht werden sollte, jenes ideale Verhältnis bereits erreicht worden ist.[2]) Wir finden sogar, dafs die Praxis ungebührlich weit hinter der Theorie zurückblieb. Dennoch ist das, was dort geschah, in mehrfacher Hinsicht beachtenswert, und einiges, wie z. B. der Anschauungsunterricht, hat sich sogar dauernde Geltung zu erringen gewufst.

Dafs der Unterricht der früheren Jahre, der die Spiele der Kindheit ablösen soll, selbst dem Spiele noch sehr nahe stand, ist nach dem Vorausgeschickten begreiflich. Vor dem zwölften Jahre — und dieses ist ein Grundsatz, dessen Wahrheit sich immer aufs neue bestätigt — sollte den Zöglingen noch keine ernsthaftere Arbeit für die Schule zu-

1) Wenn es wahr ist, dafs eine Wahnvorstellung um so gefährlicher sich erweist, je ansprechender ihr Name klingt, so gehört jedenfalls der Begriff der allgemeinen Bildung zu den schlimmsten Plagen der Gegenwart. Dafs alle Gebildeten im Lesen, Schreiben und Rechnen gleich tüchtig sind, hat man nie erreicht und auch nie beansprucht; was aber in diesen leichtern und unentbehrlichen Dingen unmöglich ist, das verlangt man bei den schwereren und für viele völlig entbehrlichen.

2) Man kann Basedow nicht vorwerfen, dafs er in dieser Beziehung übertriebene Versprechungen gemacht habe; er verwahrt sich vielmehr gegen alle zu weit gehenden Erwartungen. Wenn auch alle von ihm gestellten Bedingungen erfüllt würden — was bekanntlich nicht geschehen ist — so macht er sich trotzdem noch nicht anheischig, etwas Bestimmtes oder gar etwas idealisch Vollkommenes zu leisten. Er verspricht weiter nichts, als dafs Versuche und immer neue Versuche zur Abschaffung der allgemein zugestandenen Mängel angestellt werden sollten, da die Lehrer an den bestehenden Schulen, weil ihnen die Hände nun einmal gebunden seien, mit all ihrer Einsicht, mit all ihrer Gelehrsamkeit und ihrem besten Eifer niemals diesen Mängeln würden abhelfen können.

gemutet werden. Überhaupt verspricht Basedow, der bisweilen das Wünschenswerte mit dem Erreichbaren verwechselt, dafs alles nötige Gedächtniswerk der Historie, Geographie, Grammatik, der Rechenkunst u. s. w. in Spiele verwandelt werden solle, bis die so erworbene Fertigkeit den Lernenden instand setzen würde, sich auf eine männlichere Art bei anwachsendem Alter zu vervollkommnen.[1]) Das untrügliche Mittel, mühseliges Lernen in frohes Spiel zu verwandeln, glaubte man, wie leicht zu erraten, im Anschauungsunterrichte zu besitzen. Kupferstiche, Ölbilder und Modelle spielten demnach eine grofse Rolle; zum Zwecke des geographischen Unterrichts waren sogar im Garten des Philanthropins zwei ansehnliche Berge aufgeschüttet, welche, von je 360 weifsen Stangen umgeben, die beiden Halbkugeln der Erde vorstellten. Nach gleichen Grundsätzen verfuhr man im mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichte und so überall, wo es nur irgend anging. Basedow empfahl auch die Anlegung eines Edukationswarenhandels, damit die Anschaffung eines zweckmäfsig eingerichteten Vorrats von Lehrmitteln erleichtert würde. Sein Vorschlag wurde nicht beherzigt, nur bekrittelt, und erst eine spätere Zeit ist diesem Verlangen nachgekommen — ob immer in der rechten Weise, braucht hier nicht erörtert zu werden.

Die Hauptsache aber, der Prüfstein für den Wert der Methode, war ihre Anwendbarkeit auf die Sprachen, speciell auf das Latein. Hierüber äufsert sich Basedow folgendermafsen: 'Die wesentlichen Vorzüge, die das Institut hat und erwerben wird, können es nicht erhalten. Aber Latein, Latein, wenn man erst sehen wird, dafs das Ende unseres sehr gebahnten und kurzen Weges auch zur Richtigkeit und Zierlichkeit dieser Sprache hinführt, das allein kann uns sichern. O wohl dir, du liebe junge Nachwelt! Du lernst Latein, Latein, ohne Rute und Stock!'

Die Methode, welche hier zur Anwendung gebracht wurde, hat in der That viel Verlockendes. Der Lehrer redet mit den Kindern von vornherein in der fremden Sprache, indem er ihren Augen alle die Gegenstände und Handlungen vorführt, von denen geredet wird; er läfst sie nachsprechen, er läfst sie in derselben naturwüchsigen und spielenden Weise Latein lernen, wie das Kind seine Muttersprache lernt. Ist auf diese Weise Fertigkeit im Gebrauch erlangt, ist zugleich die Zeit eingetreten, wo dem schon reiferen Schüler eine gröfsere geistige Anstrengung zugemutet werden kann, so wird dann auch für das grammatische Verständnis gesorgt. Dies alles scheint so einleuchtend und beifallswürdig, dafs die eifrigste Zustimmung nicht ausbleiben konnte, wie sich denn auch noch Böckh in seinen Vorlesungen über Encyklopädie der Philologie in gleichem Sinne aussprach. Indessen fehlte es auch an Bedenklichkeiten und Einwendungen nicht; man warf Basedow vor, er wolle Polen und Ungarn nach Deutschland verpflanzen. Dieser Spott machte auf ihn wenig Eindruck; wenn er mit Plaudern anfing und nachher sich zur Grammatik wendete, so war dies in seinen Augen vernünftiger, als wenn andere erst zehn Jahre lang Grammatik trieben und mit dem Plaudern aufhörten.

Doch über Wert und Unwert der Methode mufste schliefslich der Erfolg entscheiden. Dieser schien anfangs vorhanden zu sein, ja sogar in wunderbarem Mafse vor-

1) Dafs man übrigens bald zu der Einsicht kam, das Lehren und Lernen dürfe doch nicht zu spielend betrieben werden, zeigt ein Beschlufs vom 3. Januar 1779: 'Es soll, als ein Problem, vor Ostern von uns reiflich untersucht werden, ob es ratsam sei, unsern Kindern weniger und strengere Lehrstunden zu geben und sie mehr durch Privatarbeit zu eigner Anstrengung zu gewöhnen, und ob im Bejahungsfalle dies auf Ostern bei uns schon möglich sei'.

handen. Basedows Tochter Emilie, an der Wolcke die neue Methode erprobte, sprach mit neun Jahren, wenn der Bericht nicht übertreibt, schon fertig Latein; die erste öffentliche Prüfung[1]) im Philanthropin selbst, wo auch die kleineren Schüler schon lateinisch examiniert wurden, setzte die Zuhörer in Erstaunen und erfüllte die Lehrer mit der frohen Zuversicht, dafs sie auf dem richtigen Wege sich befänden. Dieser lebhaften Freude, diesem Stolze über das Geleistete entsprang dann jene unbedachte Äufserung: 'Was können wir nun einmal dafür, dafs selbst unsere jüngern Eleven schon lateinisch sprechen!' Auch ein Beschlufs vom 6. November 1778 atmet noch das gleiche Siegesbewufstsein. Es heifst da im Protokollbuche: 'Alle Pedanterieen der Grammatik sollen gesammelt und auf dem Theater vorgestellt werden. Herr Steinacker will dabei den Orbil vorstellen.' Dieser Übermut konnte aber nur solange sich behaupten, bis die erste Schülergeneration nach der obersten Lateinklasse gelangt war und nun das Gesamtresultat sich überblicken liefs. Bei dem ersten Examen, über welches ein genauerer Bericht vorliegt, wird der Elementarklasse zwar Vokabelkenntnis zugestanden, aber als ein bedenklicher Umstand wird hervorgehoben, dafs die Antworten stets im Nominativ des Substantivs erfolgten, auch wo die Frage einen andern Kasus erfordert hätte, und dafs ebenso bei den Zeitwörtern keine Rücksicht auf Tempus und Numerus genommen wurde. Vom Modus ist nicht die Rede; er scheint gar nicht in Betracht gekommen zu sein.[2]) Weit ungünstiger noch ist das Urteil über die zweite Klasse, wo ein Stück aus Campes liber de moribus gelesen und übersetzt wurde; beides ging sehr unvollkommen, langsam und unteilnehmend. Die Ursachen glaubt der Berichterstatter in dem geringen Interesse der Zöglinge für die lateinische Sprache zu finden, in ihrem Ekel vor dem Lesebuche, in der Methode und in noch andern Umständen, über die er sich nicht weiter ausspricht. Etwas anerkennender klingt zwar, was über die erste Lateinklasse gesagt wird; aber wenn man berücksichtigt, dafs hier das Gesamtresultat des Unterrichts zu Tage trat, so erscheint auch dieses Urteil als eine Verurteilung. Das Übersetzen aus Ciceros Schrift 'de senectute', die in der Klasse vorher gelesen war, geht zwar befriedigend, auch wird von einigen Schülern die bekannte Geschichte vom Sklaven Androclus ziemlich richtig erzählt; was aber das Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische betrifft, so bemerkt der Berichterstatter, dafs die Schüler wohl Vokabeln wüfsten, es aber nicht verständen, dieselben syntaktisch zu verbinden, und dafs sie ferner auch in der Schreibung der Vokabeln unsicher seien. So übersetzt ein Schüler 'reine Luft' mit aër puera. Dies also ist die Richtigkeit und Zierlichkeit des Latein, die Basedow in Aussicht gestellt hatte. Merkwürdig ist, dafs selbst das einzige Lob, die gerühmte Vokabelkenntnis, sich späterhin noch in Tadel verwandelt. So wird bei einem Examen des Jahres 1791 inbetreff der zweiten Lateinklasse bemerkt: 'Die Klasse hat noch zu wenig Wörtervorrat, der gar grofsen Unwissenheit in der Grammatik nicht

---

1) Für die Examina war anfangs grofse Vorliebe vorhanden. Beim 7. Dezember 1777 findet sich bemerkt: 'Es ist einmütig der Vorschlag des Herrn Rogge gebilligt worden, dafs alle Vierteljahr ein Examen angestellt werden soll in Gegenwart des durchlauchtigsten Fürsten, wenn er dabei sein will, und der sämtlichen Lehrer, auch Fremder, wenn welche da sind'.

2) Hinzugefügt wird ferner, dafs die Schüler sich oft durch Raten zu helfen suchten, wenn sie die Frage des Lehrers nicht verstanden hatten. So wird dem Professor Feder, der über die in Flüssen befindlichen Fische examiniert hatte und nun frug: Ubi sunt praeterea pisces? von dem Schüler acipenses geantwortet, weil dieser sich einbildete, der Lehrer frage noch nach mehreren Fischarten.

zu gedenken.' Beim letzten Examen endlich, das am 22. April 1793 stattfand, heifst es sogar von der ersten Klasse, welche — was auch charakteristisch ist — jetzt den Justin liest, es fehle ihr an copia verborum. Bei der zweiten Klasse hingegen lautet es kurzweg: 'Sie wissen noch wenig', und mit diesem trübseligen Bekenntnis schliefst das Protokollbuch.[1])

Ein solcher Ausgang kann nicht Wunder nehmen. Die Voraussetzung für diese Art von Anschauungsunterricht hätte doch sein müssen, dafs man die Schüler auch wirklich in das altrömische Leben hineinversetzte; was sich aber im Garten des Philanthropins und in dem kleinen Dessau den Augen bot, war eben nicht das, wovon die römischen Schriftsteller reden. So konnte der Schein genügender Vokabelkenntnis auch nur solange sich behaupten, als man den lateinischen Robinson und ähnliche Bücher las, während der Mangel an Vokabeln sofort hervortrat, als man sich mehr den klassischen Autoren zuwendete. Eine Stimme aus dem Philanthropin selbst belehrt uns, wie man dort über die vielgerühmte Methode schliefslich urteilen lernte. 'Es ist verkehrt', heifst es bei Spazier, 'wenn die kleinsten Kinder samt und sonders über Gegenstände des gemeinen Lebens in einer nunmehr toten Sprache sprechen lernen sollen, wovon sie fast überall, in Deutschland wenigstens, keinen Gebrauch machen können, und wovon sie in klassischen Autoren wenig oder gar nichts vorfinden. Was hilft es, wenn so viel Zeit auf eine lateinische Spielerei gewendet wird, die wirklich für Fremde mehr täuschend als für die Kinder nützlich ist?'

Auf die übrigen Unterrichtsfächer näher einzugehen, können wir uns ersparen, da die Leistungen, wie aus dem Protokollbuche zu ersehen, sich nicht wesentlich von dem unterschieden, was man sonst auf Gymnasien zu erreichen pflegt. Was hingegen das Griechische betrifft, so wird es im Protokollbuche gar nicht erwähnt. Nach Basedows Meinung gehörte es überhaupt nicht zu den gemeinschaftlichen Schulstudien, sondern zu den Standesstudien einiger — nicht etwa aller — Studierenden, und sollte erst nach dem fünfzehnten Jahre begonnen werden. Dahin ist es aber wohl nicht oft gekommen; die vornehme Jugend, wie sie auf dem Philanthropin sich zusammenfand, pflegt eben nicht Philologie zu studieren.

Wenn nun auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erziehung, wie wir gesehen, das Philanthropin zwar manche Anregung gegeben, selbst aber nichts Hervorragendes geleistet hat, so verdient dagegen die Sorge um das leibliche Wohl der Jugend unbedingtes Lob. Alles, was jetzt noch auf deutschen Schulen in dieser Beziehung geschieht, ist ja durch den Vorgang des Philanthropins erst hervorgerufen worden; aber während jetzt die Rücksicht auf die Gesundheit der Schüler fast allein mafsgebend ist, fafste Basedow seine Aufgabe in weiterem und höherem Sinne. Indem er für die Gesundheit

1) Der Mifserfolg des Philanthropins in dieser Sache hat zur Folge gehabt, dafs die streng grammatische Methode nicht blofs überall die Herrschaft wiedererlangte, sondern dafs sich ihre Strenge auch noch fortwährend gesteigert hat. Wir sind in der That abermals in ein Extrem hineingeraten. Vor Rute und Stock braucht sich der Schüler freilich nicht mehr zu fürchten, desto mehr aber vor den künstlich hervorgesuchten Schwierigkeiten, vor jenen Fufsangeln und Selbstschüssen, von denen jeder Satz der modernen Übungsbücher strotzt. Wenn ein Gelehrter wie Böckh erklärte, Latein schreibe er nicht mehr, weil er nach den Anforderungen der dermaligen Kritik nicht genug davon verstehe, und wenn in der That die Latinität eines Böckh, eines Hermann mancherlei enthält, was von der jetzigen Schulpraxis als Fehler gerügt wird; wenn wir überdies sehen, dafs beim lateinischen Stil nur die Anforderungen steigen, die Leistungen hingegen zurückgehen: so werden wir allgemach zugeben müssen, dafs auch die jetzige Methode nicht die absolut richtige ist.

und die normale Ausbildung des Körpers Sorge trug, wollte er die Jugend zugleich dahin bringen, dafs sie auf eine unschuldige, angenehme und für ihr künftiges Leben wahrhaft nützliche Weise zu existieren lernte. Es handelte sich also nicht blofs um das Turnen; neben diesem und den Übungen im Tanzen, Voltigieren, Fechten, Reiten — für letzteres waren die fürstlichen Pferde zur Verfügung gestellt — und neben allerhand militärischen Exercitien wurden auch mechanische Beschäftigungen getrieben[1]), als Drechseln, Tischlern, Lackieren, Buchbinderarbeit und Gartenarbeit[2]); ferner finden wir zahlreiche Spiele[3]), von den gewöhnlichen Kinderspielen an bis zu physikalischen Experimenten und Übungen im Dechiffrieren, welche Neuendorf leitete. Dazu kamen öftere Fufswanderungen, ja, Basedow berichtet sogar, das Philanthropin wohne des Jahres zwei Monate auf dem Felde unter Zelten. 'Nach philanthropischen Regeln', heifst es, 'mufs die Jugend nicht zu sehr und nicht zu lange verwahrt bleiben vor Frost und Hitze, vor Wind und Nässe, vor Finsternis und Einsamkeit, vor einiger Dauer des Hungers und Durstes, vor körperlicher Ermüdung und vor dem Wachen in der Schlafzeit, vor der Beschwerlichkeit eines ungewöhnlichen Lagers und Aufenthaltes, vor Schaden und Widerwärtigkeiten, denn alles dieses fällt im Leben vor, und noch häufiger als Donner und Sturm'[4]).

---

1) Als Beschäftigungen der Philanthropisten, welche in den Freistunden unter Aufsicht und Beteiligung der Lehrer vorgenommen wurden, führt das Protokollbuch folgende an: 1) Schachspiel, 2) Damenspiel, 3) Mühlenspiel, 4) Tocodille, 5) Domino, 6) Singspiel, 7) Kegelspiel anf einem Tische, 8) Konzertspiel, 9) Apothekerspiel, 10) Die Reise nach Jerusalem, 11) Sprichwörterspiel, 12) Fortunaspiel, 13) Ähnlichkeitsspiel, 14) Briefspiel, 15) Zeitungslesen, 16) Blaserohrschiefsen, 17) Blindekuh, 18) Pfeifenordnen und Richterstuhl, 19) Nadelsuchen, 20) Geographiespiel, 21) Fragespiel, 22) Faulehandschuh, 23) Pantoffelsuchen im Kreise sitzend, 24) ein Geblendeter sucht einen andern Geblendeten, der einen Laut giebt mit einer Pfeife, 25) Kartenkünste, 26) Experimente aus der Physik, 27) Das Erfragen einer Sache, die der andere heimlich angezeigt, 28) Dechiffrieren, 29) Papparbeit und Lackieren, 30) Federball, 31) Ballon, 32) Landkarten zusammenlegen und vergleichen, 33) Die veränderte Stelle einer Sache unter vielen, die auf dem Tische sind, zu bemerken, oder welche abgenommen und zugesetzt sind, 34) Übung des Augenmafses, 35) Das Definitionsspiel, 36) Das Nullenspiel, 37) Solitair- oder Grillenspiel, 38) Kommandierspiel, 40) par impar, 41) Lotterie, 42) Taschenspielereien.

2) Damit die Gartenarbeit auch ihren Lohn fand, waren die Fruchtbäume unter gewisse Partieen Schüler und Lehrer verteilt.

3) Zu den Erholungsstunden kann man es auch rechnen, dafs nach Beschlufs vom 19. Oktober 1777 den gröfsern Philanthropisten eine Zeitungsstunde gehalten wurde (Sonnabends von 3—4), wo sie von einem Lehrer über die interessanteren Zeitereignisse unterrichtet wurden.

4) Dafs diese spartanische Erziehung nicht allen gefiel, zeigt nachfolgender Brief, den ein abgegangener Schreiblehrer des Philanthropins an den Vater eines Zöglings richtete: 'Ich habe bei dem Unterricht im Schreiben recht viel ausgestanden und obgleich ich öfters meine gründlichen Beschwerden angebracht, so hat man doch wenig darauf geachtet. Im Winter kommen mir die Kinder ganz erfroren und oft, nachdem sie sich brav geschneeballt haben, in einem Auditorio zusammen, welches schlecht geheizt und oft versäumt wird, und wo, weil das Gebäude baufällig ist, alle Winde durchblasen. Klebe ich die unerträglichen Luftlöcher zu, so reifsen solche die Kinder wieder los, nachdem meine Stunden vorbei sind, und wie oft habe ich nicht im Winter Thüre und Fenster offen gefunden. Das geschieht im Winter. Im Sommer kommen sie mir wieder ganz echauffiert, einige ganz nafs wie aus dem Wasser gezogen, worunter Zimmermann und die Manteuffels starke maitres. Dieses rührt von den gymnastischen Künsten her, wo sie sich fast aufser Athem laufen und springen müssen. Herr Dutoit läfst sie auch mit ausgespannten Armen Gewichte tragen, soviel als nur die Kinder tragen können, und hierbei greifen sie sich mehr an als in der Schreibestunde. Die meisten Kinder haben also nicht nur vom Frost dicke, sondern auch zitternde Hände. Kurz, ich bin 3 Jahre im Institut gewesen und ich habe die Anmerkung

Die Erfolge solcher Erziehung sind es nun auch vornehmlich, auf welche die Lobredner des Philanthropins sich berufen. 'Besäfsen die Philanthropisten', heifst es bei Spazier, 'auch einen minderen Vorrat von gelehrten Kenntnissen, als man, meistens sehr unbillig, von ihnen verlangt: ist es denn nichts, dafs sie, statt zu kränkeln, wie wohl bei tausend Kindern in öffentlichen Schulen der Fall ist, stark, nervigt sind, und in der vollsten Blüte einer fast unerschütterlichen Gesundheit stehen? Nichts, dafs aus anfangs vielleicht elenden, schwächlichen Kindern mit der Zeit nervenstarke Jünglinge werden? Nichts, dafs sie vor physischer und moralischer Verwahrlosung aller Art sicher sind, wovon sonst die Folgen wohl auf Lebenszeit sich erstrecken?'[1])

Wir wollen keine Parallele anstellen zwischen den jugendfrischen Philanthropisten und jener blasierten modernen Jugend, die nur in der Wirtshausluft sich wohl fühlen kann, weil sie trotz alles Lernens nicht gelernt hat, auf eine unschuldige, angenehme und für ihr künftiges Leben wahrhaft nützliche Weise zu existieren. Dafs eine Besserung hier notwendig ist und dafs sie von der Schule, nicht vom Hause auszugehen hat, wird vielfach anerkannt; und dafs diese Erkenntnis auch nicht ohne Folgen geblieben ist, zeigt die Einführung der Turnspiele sowie der hier und da gemachte Versuch, auch den mechanischen Beschäftigungen Eingang in die Jugenderziehung zu verschaffen. Beides aber beweist, dafs man den philanthropischen Grundsätzen sich wieder zu nähern beginnt.

Was im bisherigen unter dem Gesichtspunkte der physischen Erziehung angeführt wurde, greift vielfach schon in das Gebiet der moralischen hinüber, wie es ja nicht anders sein sollte und konnte. Aufserdem aber waren für diese letztere, als den wichtigsten Teil der Erziehung, im Philanthropin noch mancherlei andere Veranstaltungen getroffen. Basedow spricht von drei Wegen, die zur Tugend führen: erstens die Erweckung tugendhafter Empfindungen, zweitens die Religion, drittens der Beifall guter Menschen[2]).

---

gemacht, dafs die stillen folgsamen Kinder, die dahin kommen, je länger je schlimmer werden'. Zum Verständnis des Briefes kann der Umstand dienen, dafs der Schreiber, offenbar ein Franzose, in Berlin selbst ein Institut errichten will und nun um Zöglinge wirbt. Das baufällige Haus, von dem er redet, ist das schöne Palais des Fürsten Dietrich; danach beurteile man das übrige.

1) Bode berichtet in einem Briefe an Basedow vom Jahre 1776 folgende Äufserung Wielands: 'Wenn auch die Kinder bei Ihnen in fünf Jahren nur soviel lernten als auf ordentlichen Schulen in vier, so wäre der Gewinnst dennoch unendlich grofs, da bei Ihnen die Kinder ihrem Zwecke gemäfs vergnügt, in den Schulen mit Angst leben'.

2) Es versteht sich von selbst, dafs auch die üblichen Mittel der Disciplin zur Anwendung kamen, so weit sie nämlich vom philanthropischen Standpunkte aus sich rechtfertigen liefsen. 'Ohne des Gehorsams Pflicht', sagt Basedow, 'kann kein Kind und kein Jüngling in Freiheit leben. Aber in der vernünftigen Erziehung bedarf man nicht das Zehntel dessen zu befehlen und zu verbieten, was von Eltern und Schulmeistern pflegt befohlen und verboten zu werden. Seltenern Befehlen wird auch leichter gehorcht. Also behält die Kindheit und Jugend zehnmal soviel Freiheit, als ihr sonst eingeräumt wird'. — Die Strafen nun, welche auf dem Philanthropin zur Anwendung kamen, waren nach dem Protokollbuch folgende: 1) Für Zuspätkommen und andere Unordnungen in der Klasse: Herabsetzung um eine oder mehrere Stellen; Stehen in der Klasse; Stehen vor der Thür; Abzug eines oder mehrerer Billete; 2) Für Unordnung bei Tische: Abzug eines Gerichtes; Abzug des Hauptgerichtes; blofses Butterbrot; Stehen bei Tische; dasselbe nebst Abzug eines oder zweier Gerichte; Absonderung von Tische während einer oder mehrerer Mahlzeiten; 3) Für Trägheit bei der Arbeit: dieselben Strafen wie bei Nr. 2, aufserdem Entziehung eines oder mehrerer Billete, ein oder mehrere schwarze Billete; Entziehung eines Vergnügens; 4) Für Widerspenstigkeit, Zänkerei, Störung der Ordnung und des Vergnügens: unmittelbare Entfernung aus der Gesellschaft; ein oder mehrere schwarze Billete; Entziehung eines Vergnügens;

Was den ersten Punkt anlangt, so verwarf Basedow — aber nur in der Theorie — das übliche Moralisieren, weil es langweile, ohne zu bessern; ein kurzes Urteil, Lob oder Tadel mit einem Worte, einem Blicke geäufsert, übe auf die Jugend den meisten Einflufs; in der Praxis hingegen liefs er seiner Neigung zu wortreichen, nicht immer gedankenreichen Ergüssen gern die Zügel schiefsen. In einem Protokoll vom 16. November 1777 findet sich sogar folgendes bemerkt: 'Professor Basedow hat sich entschlossen, den gröfsern Philanthropisten alle Montage von 2—3 eine paränetische Stunde zu halten, um ihren moralischen Zustand zu verbessern'[1]). Ob diese Einrichtung sich bewährt hat, wird nicht berichtet. Wir möchten annehmen, dafs auch hier, zumal nachmittags von 2—3, dieselbe einschläfernde Wirkung sich eingestellt haben wird, die nach Basedows eigner Meinung allen Moralpredigten anhaftet.

Der zweite Weg zur Tugend sollte die Religion[2]) sein. Ihr widmete Basedow ganz besondere Sorgfalt, wie er denn auch zur Besoldung des Liturgen, der die Schulandachten zu leiten hatte, aus eignen Mitteln jährlich 300 Thaler beisteuerte. Trotzdem ist gerade seine Stellung zur Religion für manchen Anlafs gewesen, sein ganzes Werk zu verurteilen. Nicht als ob Basedow in jener Zeit, wo er am Philanthropin thätig war, noch dem Rationalismus seiner früheren Jahre gehuldigt hätte; er neigte sogar zur religiösen Schwärmerei, sodafs seine Freunde gelegentlich an ihm irre wurden: aber er wollte doch der Geistlichkeit nichts weiter überlassen als den streng konfessionellen Unterricht; 'die natürliche Religion aber', sagt er, 'und die Sittenlehre sind der vorzüglichste Teil der Philosophie, und hierfür sorgen wir selbst'. Und zwar geschah dies in zwei Stufen. Auf der ersten wurde eine Unterweisung in der natürlichen Religion gegeben, etwa wie sie Nathan seiner Recha erteilt, die von Gott nicht mehr noch weniger erfährt, als was der Vernunft genügt. Die zweite Stufe brachte dann die christliche Religion, d. h. dasjenige, was allen christlichen Konfessionen gemeinsam ist. Wer nun diesen gemeinsamen Besitz für geringer achtete als die Unterscheidungslehren, der konnte natürlich mit Basedows Vorgehen nicht zufrieden sein. So lesen wir denn auch von einem Zornesausbruche, der sich im konfessionellen Unterrichte über zwei Philanthropisten ergofs, weil die armen Jungen gemeint hatten, selbst ein Jude könne unter Umständen selig werden. Auf diese Heterodoxie hatte der Geistliche erwidert, im Institut sei lauter irrige Lehre; Basedow und seine Bücher würden, hätte man sie nur an manchen Orten, verbrannt werden; er, der Geistliche, habe es den beiden Schülern schon lange angemerkt, dafs sie lutherische

---

5) Für ein ausgezeichnet schlechtes Betragen und für sehr strafbare Vergehungen: Entziehung der philanthropistischen Uniform auf kürzere oder längere Zeit. Aufserdem gelten noch die Grundsätze: wer schlägt, wird wieder geschlagen; wer Schaden anrichtet, mufs ihn von seinem Gelde ersetzen.

1) 'Sonntags vorher', heifst es im Protokollbuche, 'geben ihm die Mitglieder der pädagogischen Gesellschaft durch Erzählung ihrer Bemerkungen die Data zu seiner Vorstellung, und er gebraucht alsdann als weiser und liebevoller Vater sein ganzes Ansehen, um die Besserung unserer Jünglinge zu befördern'.

2) Über ihre damalige Behandlung auf den Schulen sagt Basedow: 'Die Religion, die mächtigste unter allen moralischen Triebfedern, wenn sie das wäre, was sie sein sollte, ist aus einer Angelegenheit des Herzens eine Folter des Gedächtnisses geworden'. Und doch wufste man damals noch nichts von Extemporalien in Religion. Extemporalien in Religion! — Ein Ausdruck so seltsam wie die Sache selbst. Setzt man aber für Religion die Religionswissenschaft, so bestätigt man damit Basedows Behauptung, dafs für die Religion die Theologie untergeschoben werde.

Köpfe hätten, und er werde deshalb ehestens an ihre Eltern schreiben, deren Adresse er wohl wisse. — Wenn also Raumer tadelnd bemerkt: 'Den engsten, nach Basedows Ansicht engherzigsten Begriff der christlichen Konfession giebt er der Geistlichkeit preis', so wissen wir wenigstens, wie er zu dieser Ansicht von konfessioneller Engherzigkeit gelangen konnte.

Die Schulandachten, welche aus kürzeren Reden mit eingelegten Chorgesängen bestanden, wurden anfangs von Basedow selbst, späterhin von Salzmann geleitet, der speciell als Liturg angestellt war. Zeitgenossen rühmen die edle, schöne Simplicität im Äufserlichen der Liturgie sowie die rührende Stille und Teilnehmung einer aufblühenden, wohlerzogenen, heitern Kinderversammlung; anderwärts lesen wir auch von Thränen inniger Rührung, die in manchem Jünglingsauge schimmerten. Wir gestehen, dafs wir an all diese schönen Dinge nicht recht glauben. Nicht als ob die Jugend keiner tiefern Empfindung fähig wäre; aber diese Empfindung, mag sie nun religiöser, patriotischer oder ästhetischer Art sein oder von welcher Art sie sonst will, sie versteckt sich lieber schüchtern oder verleugnet sich auch trotzig, als dafs sie fortwährend sich selbst bespiegeln möchte. Und in dieser Auffassung bestärkt uns das treffliche Protokollbuch, denn da lautet es: 'Um den Störungen in den Gewissensübungen vorzubeugen, ward für gut befunden, den Hausknecht Appel an die Thür des Betsaales zu stellen'. Es ist kein Zweifel, die dreifache Religion Basedows, so herzlich gut sie auch gemeint war, sie hatte doch den bösen Fehler, dafs sie durch ihr Übermafs ermüdete.

Und nun der dritte Punkt, der Beifall guter Menschen. Dieser Beifall erscheint für den Philanthropisten in der handgreiflichen Gestalt der sogenannten Meritentafeln. Da eine dieser Tafeln sich noch erhalten hat und zur Ansicht ausgestellt ist, so wird eine kurze Erläuterung vielleicht nicht unwillkommen sein.

Die Lehrer des Philanthropins waren jederzeit mit einer Anzahl Billets versehen, um sie an diejenigen Schüler zu verteilen, welche sich durch Fleifs, Aufmerksamkeit und gesittetes Betragen Lob verdienten. Alle Sonnabend wurde Senat gehalten, der sich aus dem Kurator Basedow, den sämtlichen Professoren und Lehrern zusammensetzte, und zu dem auch wohl einige Schüler hinzugezogen wurden, deren vorzüglichen Fleifs und untadelhafte Aufführung man durch solche Ehre belohnen wollte. Hier nun ward Verdienst und Verschuldung jedes Zöglings sorgfältig abgewogen; jeder Tadel — es werden auch schwarze Billets erwähnt — machte ein lobendes Billet ungültig. Erreichte ein Zögling die Zahl von 50 Billets, so wurde ihm ein goldener Punkt zuerkannt, und dieser Punkt wurde tags darauf, nach geendeter Gottesverehrung, öffentlich bei seinem auf der Tafel stehenden Namen eingeschlagen. Fünfzig goldene Punkte berechtigten zu dem Orden des Fleifses[1]) oder dem der Tugend, die beide aber nur bei feierlichen Gelegenheiten getragen wurden.

---

1) Der Orden des Fleifses bestand in einem feuerfarbenen, mit einer schicklichen Devise gezierten Bande, welches zwischen den Knopflöchern auf der Brust befestigt wurde; der Orden der Tugend in einer silbernen, mit schicklichen Sinnbildern gezierten Medaille, und wurde an einem weifsen Bande am Halse getragen. — Die verdienstlichen Handlungen, durch welche goldene Punkte erworben werden konnten, waren folgende: 1) Angethanes Unrecht ohne Zorn und Rachbegierde erdulden und dem Beleidiger freiwillig vergeben; 2) aus eignem Antriebe und ohne nachherige Ruhmredigkeit Dienste erweisen, die mit einiger Mühe und Aufopferung verbunden sind; 3) Mitschüler vom Bösen abhalten;

Die Wirkung dieser Meritentafeln schildert Basedow als eine aufserordentliche. 'Seitdem wir dieselben eingeführt', sagt er, 'sehen wir uns genötigt, unsere Schüler mehr zurückzuhalten als anzuspornen. Sie bestürmen die Lehrer mit Bitten um Unterricht und sehen es für eine Wohlthat an, wenn die Lehrstunden verdoppelt werden. Sie würden von früh morgens bis Mitternacht Stunden haben, wenn es nach ihrem Wunsche ginge. Auch ihr Verhalten aufser den Lehrstunden ist seitdem so untadelhaft gewesen, dafs noch keine Gelegenheit zu Strafen vorgefallen ist'.

Diesem Jubelhymnus tritt nun das Protokollbuch mit seiner kühlen Prosa entgegen. Es heifst dort beim 31. Juli 1785: 'Mit der Ausgabe der Billete soll man sparsam sein und auf eine Stunde vorzüglichen Fleifses nur etwa $^1/_4$ Billet geben. Man hofft durch diese Einrichtung den Billeten in den Augen der Zöglinge wieder mehr Wert und zur Beförderung des Fleifses neuen Reiz zu geben'. Und ein Beschlufs vom 11. September desselben Jahres fügt hinzu: 'Man soll so haushälterisch verfahren, dafs ein fleifsiger und ordentlicher Zögling wöchentlich überhaupt nur 12—16 Billets erhält, also monatlich einen Punkt, so dafs er in vier Jahren den Orden des Fleifses erwerben kann. Wer in dieser Zeit das Ziel nicht erreicht, verliert alle Ansprüche auf ein solches Ehrenzeichen'.

Ein anderes Mittel, den moralischen Zustand der Zöglinge zu heben, die sogenannten Tugendübungen[1]), bringt Basedow nur in Vorschlag, ohne doch sofort, weil er die Vorurteile des Publikums fürchtete, Gebrauch von ihnen zu machen. Er empfiehlt z. B., gelegentlich auf 8 oder 14 Tage gänzliche Anarchie einzuführen; Folge würde sein, dafs die Schüler sich bald nach einem durch Gesetze eingeschränkten arbeitsamen Leben zurücksehnen und die Lehrer bitten würden, wieder die vorige Herrschaft über sie anzunehmen. Einen Versuch in dieser Richtung scheint man, wenngleich in beschränkter Weise, wirklich gemacht zu haben. Unter dem 19. Oktober 1778 findet sich nämlich verzeichnet: 'Die Stunden von 1—2 und 5—8 sind Unfugstunden. Wir bekennen und gestehen, namentlich Trapp und Neuendorf, dafs in dieser Zeit viel geschehen wird, welches nicht auf unsere Köpfe fallen kann und mufs'.

Fragt man nun schliefslich, welche Resultate mit diesen zum Teil recht wunderlichen Veranstaltungen erzielt wurden, so lautet die Antwort überraschend günstig. Von allen, welche das Philanthropin besucht[2]) haben, wird die sittliche Haltung und das ganze

---

4) etwas Gutes anzeigen, das ein anderer gethan hat; 5) seine Sachen, Kleidungsstücke, Bücher, Schreibmaterialien u. s. w. stets in Ordnung halten; 6) eine bestimmte Zeitlang immer folgsam und tadelfrei sich erweisen.

1) Hierher gehört auch die gröfsere Versinnlichung der Religion. Baukunst, Malerei, Musik, alle unschuldigen sinnlichen Vergnügungen — sogar die mäfsigen Vergnügungen des Gaumens und der Leibesbewegung durch anständigen Tanz — sollten bei den Gottesverehrungen sich konzentrieren und in religiöse Empfindungen des Dankes und der Liebe gegen den sich verwandeln, von welchem alle guten Gaben kommen. — Diese Anticipation der Zukunftsoper ist Projekt geblieben, wohl schon der Kosten wegen. Etwas anderes aber ist wirklich ins Werk gesetzt worden, nämlich eine Kinderzeitung, in welcher die lobenswürdigen Handlungen guter Kinder erzählt wurden, um sie selbst dadurch noch eifriger im Guten zu machen und andere zur Nachahmung zu reizen.

2) Man vergleiche, was Salzmann über seinen ersten Besuch in Dessau berichtet: 'Obgleich die Kürze meines Aufenthalts mir nicht gestattete, tief genug in die philanthropische Verfassung einzudringen, so war doch das Betragen der dasigen Eleven mir Bürge für die Richtigkeit der Grundsätze, die ihnen beigebracht, und für die Wirksamkeit der Mittel, durch welche sie zur Ausübung geleitet wurden. Ich sah sie zuerst bei der Gottesverehrung. Unschuld blickte jedem aus den Augen, auf keinem

Benehmen der Zöglinge gerühmt. Namentlich wird hervorgehoben, wie auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Unschuld, Offenheit und Heiterkeit sich zeige, der zu jener eigentümlichen Schulmiene, die man anderwärts finde, im wohlthuendsten Gegensatze stehe. Das Protokollbuch befindet sich damit nicht in Widerspruch, da es nur einen Fall von Ungesetzlichkeit meldet und beim Jahre 1786 ausdrücklich bemerkt, dafs die höchste Strafe, die zeitweilige Entziehung der philanthropischen Uniform, noch nie zur Anwendung gekommen sei und wohl auch niemals sich notwendig erweisen werde[1]).

Wenn so überraschende Erfolge erzielt wurden, so wird man vielleicht zur Erklärung sagen, dafs nicht nur Basedow, dafs auch der Himmel die moralische Erziehung für die wichtigste gehalten und deshalb — was er bei der wissenschaftlichen nicht that — selbst ungeschickte Bemühungen mit reichem Segen gekrönt habe. Aber es darf auch den Einrichtungen des Philanthropins nicht alles Verdienst abgesprochen werden[2]). Das naturgemäfse Verhältnis zwischen geistiger und körperlicher Thätigkeit, die zweckmäfsige Ausfüllung der Mufsestunden, überhaupt die Gewöhnung, jederzeit gern und auf eine nützliche Art thätig zu sein, hat gewifs in moralischer Beziehung mehr geholfen als alle paränetischen Stunden und goldenen Punkte. Das zweite ist der Einflufs, den Persönlichkeiten wie Wolcke, Campe, Salzmann, Olivier, Kolbe, Lenz, Matthisson, Neuendorf u. a. ausüben mufsten. Das dritte endlich die Einwirkung des Fürsten selbst, eines der ausgezeichnetsten Männer des grofsen achtzehnten Jahrhunderts. Wie er sich persönlich vielfach um das Philanthropin bekümmerte, so lud er auch die Philanthropisten nicht selten zu sich und zog sie zur Tafel. So geschah es z. B. an dem ersten Jahrestage nach Eröffnung des Institutes. Die 'Philanthropisten safsen an der Tafel des Erbprinzen, ihres Mitschülers, die Aufwartung besorgten die Famulanten (d. h. im Institut erzogene arme

---

Gesichte vermochte ich einen Zug von Niederträchtigkeit, Tücke, Neid oder Bosheit zu entdecken. Ihr Gesang war der Ausdruck der herzlichsten Ehrfurcht gegen die Gottheit. Ich speiste in ihrer Gesellschaft. Da herrschte nicht jene tote Stille, die man oft bei Kindern bemerkt, die in Erziehungshäusern eingesperrt sind; alles war Leben und Munterkeit, und doch nirgends mutwilliges Getöse, sondern allenthalben sanftes Ergiefsen der Herzen. Der Appetit, mit welchem alles verzehrt wurde, zeugte hinlänglich von ihrer Gesundheit. Ich beobachtete ihre Spiele, die sie bei damaliger rauher Witterung mit entblöfster Brust auf dem Eise anstellten, und bemerkte an allen eine Munterkeit und Behendigkeit, die allen Glauben übersteigt. Noch unglaublicher aber ist es, dafs unter einer Menge von 50 spielenden Kindern nicht die geringste Spur von jenen Zwistigkeiten und Neckereien zu finden war, die sonst von den Spielen der Kinder unzertrennlich sind. Die Freude, mich auf einmal in die Welt versetzt zu sehen, die ich aufser meinem Gehirne nirgends zu finden glaubte, bemeisterte sich meines Herzens; ich umarmte jeden, der mir aufstiefs, jeder drückte mir die Hand, und jeder Händedruck war so kraftvoll, dafs dieser allein hinlänglich war, mich zu überzeugen, dafs die Philanthropisten nach besseren Grundsätzen müssen erzogen werden als die in den mehrsten vornehmen Häusern. Ich fragte alles, was mir einfiel, und bekam auf alle Fragen prompte und richtige Antwort'.

1) Diese Hoffnung war nicht ganz zutreffend. Bei den Akten findet sich ein Zettel ohne Datum, der eine derartige Bestrafung meldet.

2) Das Verdienst der philanthropischen Erziehung erscheint um so gröfser, wenn man berücksichtigt, welche Roheiten die Neuaufgenommenen mitzubringen pflegten. Da über die lobenden und tadelnden Billets genau Buch geführt wurde, so können wir uns über jede einzelne Unart unterrichten. Ein anfänglich öfters geübter Streich war, dafs man schlafenden Kameraden Feuer unter die Füfse legte oder Wasser ins Bett gofs. Von häfslicher Unsitte redet auch folgende Bestimmung: 'Alle werden gebeten, dahin zu sehen, dafs keiner der Pensionisten bei der Thür des Lehrzimmers und des Speisesaals oder bei der Hausthür sich hinstellt, sein Wasser abzuschlagen'.

Knaben, die zu Bedienten oder auch zu Volksschullehrern[1]) vorgebildet wurden), neben ihnen die fürstlichen Bedienten und ihre Hoheiten, die Prinzessinnen aus königlich preufsischem Hause. Nachmittags war Kinderkomödie — ein Schauspiel von Rhode wurde aufgeführt — und nachher wurde von allen jugendlich gespielt, dem Erbprinzen, jungen Gräfinnen, Fräuleins, Philanthropisten und Famulanten, im Beisein der Herrschaften und des Hofes, durcheinander so laut und lärmend und doch ohne Tadel, dafs man, wie der Erzähler hinzufügt, wohl niemals an einem fürstlichen Hofe ein Gleiches gesehen hat'.

Wenn das Philanthropin, wie öfters betont wird, keinen bedeutenden Philologen gebildet hat, so sind doch, was mehr sagen will, edle Menschen aus ihm hervorgegangen. Zu ihnen gehört vor allen der Erbprinz Friedrich selbst, der späterhin, in der schweren Zeit der Franzosenherrschaft, als Mitregent und Stütze seines Vaters sich die gröfsten Verdienste um das Land erworben hat. Wer den alten Friedhof besucht, findet in der Mitte desselben ein einfaches Grab ohne Denkstein, nur von einer dürftigen Ceder beschattet. Es ist das des Erbprinzen. So in der Mitte seiner Bürger, ohne ruhmredige Grabschrift, wollte er bestattet sein; auch dies ein Ausflufs jener aufgeklärten und humanen Denkweise, wie sie auf dem Philanthropin, trotz aller goldenen Punkte und Orden, doch für das Leben gepflanzt wurde.

Die befremdliche Thatsache, dafs diese Anstalt, auf welche man so grofse Hoffnungen gesetzt, frühzeitig kränkelte und verfiel, wird mit Vorliebe darauf zurückgeführt, dafs Basedows unruhiges und unpraktisches Wesen gleich anfangs vieles verdorben habe. Dieser Schaden hätte sich aber heilen lassen, zumal Basedow später die Leitung aufgab. Die Wahrheit dürfte vielmehr sein, dafs das Unternehmen an seiner zu hoch gespannten Idealität scheiterte. Eine so allseitige und allseitig vollkommene Erziehung, wie Basedow sie im Sinne hatte, fordert von den Erziehern einen Eifer für die Sache, der in jedem Momente gleich lebhaft ist, eine geistige und körperliche Spannkraft, die niemals nachläfst. Die Erfahrung aber lehrt, dafs nur das einen gleichmäfsigen Fortgang nimmt, was mit mittelmäfsigen Kräften, was in gewohnheitsmäfsiger, oder sagen wir, handwerksmäfsiger Weise gethan werden kann. Daher beim Philanthropin, so lange die erste Begeisterung sich behauptete, eine kurze Blüte, bald aber ein allmähliches Absterben, als diese Begeisterung verflog und man in bequemere Bahnen glaubte einlenken zu können.

Und noch eine andere Ursache dürfte mitgewirkt haben. Das Schulwesen, als ein Zweig des Staatswesens, wird in seinem Wachstum und Gedeihen immer durch den Hauptorganismus bedingt sein. Als Basedow auftrat, herrschte in Deutschland der aufgeklärte Despotismus. Die Regierenden waren es, welche Rousseaus Ideen zu verwirklichen suchten, und unter ihrem Schutze durfte die Pädagogik das Gleiche erstreben. Bald aber veranlafste der Schrecken vor der französischen Revolution einen Stillstand in den Reformen, dann eine entschiedene Reaktion, der auch das Schulwesen folgen mufste. Unter solchen Verhältnissen war kein Platz mehr für jene Ideen von Natur und Freiheit, die Basedow hatte verwirklichen wollen; deshalb mufste das Philanthropin zu Grunde gehen, nicht, weil ihm die geeigneten Kräfte, sondern weil ihm die notwendigen Lebensbedingungen fehlten.

1) Diese Zusammenstellung hat etwas Auffälliges; Basedow ging aber von der Ansicht aus, dafs die Bedienten, weil sie in vornehmen Häusern Einflufs auf die Erziehung der Kinder übten, auch eine gewisse pädagogische Bildung nötig hätten.

Noch ungünstiger scheinen die Verhältnisse in der Gegenwart zu liegen. Deutschland ist — aus geschichtlicher Notwendigkeit — ein Militärstaat geworden, dessen streng gebundener Charakter auch in der Gestalt des Schulwesens zum Ausdruck kommt. Die konstitutionellen Formen, mit denen er sich umgeben hat, sind noch zu neu, als dafs ihr mildernder Einfluſs schon dieses Gebiet hätte erreichen können. In solcher Zeit des sehnsüchtigen Wartens richten sich die Blicke gern zurück nach Erscheinungen früherer Perioden, in denen vorbildlich sich andeutet, was man in vollendeterer Gestalt von der Zukunft erhofft. Solcher Art ist für uns auch die Bedeutung des Philanthropins. Wie es ein Protest war im Namen der Natur und Freiheit, so verkündet es auch vorbedeutend einen Zustand des Schulwesens, wo diese Ideen auf dem Boden der Ordnung und Gesetzmäſsigkeit sich verwirklichen werden. (Lebhafter Beifall.)

Zweiter Präsident: Wünscht einer der Herren zu der eben gehörten Rede das Wort? Es geschieht — Herr Professor Dr. Eckstein.

Professor Dr. Eckstein (Leipzig): Ich will zunächst dem Herrn Redner meinen herzlichen Dank dafür aussprechen, dafs er uns für die Geschichte des Philanthropins eine neue Quelle eröffnet hat. Diese Protokolle haben wir doch bisher noch nicht gekannt. Wir haben nicht bloſs an Raumer, sondern auch an andere uns gehalten. Ich habe in meinem Leben mich viel mit dieser Geschichte beschäftigt; darum habe ich mich sehr gefreut, dafs der Herr Redner hier am Orte nicht eine Apologie Basedows gegeben, sondern auch die Schwächen in einer sehr frappanten Weise hervorgehoben hat. Wer derartige Einrichtungen in seiner Jugend noch selber mit erlebt hat, kann ja darüber viel besser reden: — Meritentafeln, Fachsystem u. dgl. m. Aber auf der anderen Seite ist doch die Parallele für die Zukunft mir etwas zu weit getrieben. Basedow war fern von allem Idealismus — einen Idealisten kann ich ihn mit dem Herrn Redner nicht nennen —; er war ein durchaus naturalistischer Mensch, in seinem Äuſseren und auch in seinen geistigen Bestrebungen. Aber trotzdem, dafs ich damit nicht übereinstimmen kann, danke ich doch herzlich für die reiche Belehrung, die ich heute erhalten habe. (Bravo!)

Zweiter Präsident: Hat der Herr Vortragende vielleicht die Absicht, ein Wort zu erwidern? (Wird verneint.)

Dann darf ich im Anschluſs an das, was Herr Professor Eckstein gesagt hat, ebenfalls dem Herrn Vortragenden den wärmsten Dank — ich bin überzeugt, im Namen der ganzen Versammlung — aussprechen. Das möchte ich noch hinzufügen, in Ausführung eines Wortes, das ich vorhin mir gestattete: es lieſs sich bestimmt voraussehen, dafs eine Versammlung von Schulmännern, von denen viele Dessau zum erstenmale betraten, um mehrere Tage sich hier aufzuhalten, mit der Frage auf den Lippen kam: wo war hier das Philanthropin? giebt es wohl noch Erinnerungen, giebt es greifbare Erinnerungen daran? Es muſste also von vornherein darauf Bedacht genommen werden, diesen Wünschen zu genügen. Sie haben die möglichst vollständige systematische Zusammenstellung solcher greifbaren Erinnerungen im Gymnasium betrachtet, und es fehlte nur noch eine so lichtvolle Erläuterung im einzelnen. Ich schlieſse mich vollständig Herrn Professor Eckstein an, der Freude darüber, dafs die volle ungeschminkte Wahrheit hier zur Darstellung gekommen ist. Wir danken alle gewifs dem Herrn Redner dafür auf das wärmste. (Bravo!)

Es folgt nun die Mitteilung des Vortrags des Herrn Professor Dr. Max Müller zu Oxford:

Über die heiligen Bücher des Orients.

Ich bitte Herrn Professor Dr. Gosche, jetzt die Rednerbühne zu besteigen und uns den Vortrag mitzuteilen.

Professor Dr. Gosche (Halle): Hohe Versammlung! Obwohl ich von dem Gefühl des Bedauerns beherrscht bin, welches Sie zweifellos alle teilen, des aufrichtigen Bedauerns, dafs an meiner Stelle nicht Herr Professor Max Müller steht, um Ihnen selbst Momente seines wissenschaftlichen Lebens und seiner der Religionsgeschichte zugewandten Thätigkeit vorzutragen, so weifs ich doch die Ehre hochzuschätzen, hier auf seinen ganz besonderen Wunsch die Vermittlerrolle übernehmen zu dürfen. Ich werde die Ehre haben, Ihnen den Vortrag unsers berühmten Landsmannes zu lesen 'über die von ihm herausgegebene Sammlung von Übersetzungen der heiligen Bücher des Orients'; überall wird Ihnen in wohlthuender Harmonie der schöne Ernst des grofsen Sprachforschers, die gedankenvolle Tiefe des kombinierenden Denkers, das liebevolle Ergänzungstalent des feinfühligen Dichters taktvoll entgegen treten, vor allem eine fesselnde Aufrichtigkeit, welche den Reiz der besten Selbstbekenntnisse zeigt, nicht in der fast mafslosen Unerschrockenheit Jean Jacques Rousseaus, wohl aber voll der innigen Wärme des h. Augustinus.

Max Müller sagt[1]): Da ich versprochen, einige Worte über die von mir geleitete Ausgabe von Übersetzungen der heiligen Bücher des Orients zu sagen, von denen ich die erste aus 24 Bänden bestehende Abteilung der hiesigen herzoglichen Bibliothek überreicht habe, so dürfte es vielleicht am Ort und an der Zeit sein, in aller Kürze das 'Jetzt' unserer Wissenschaft mit dem 'Damals' zu vergleichen, als ich mich hier und dann in Leipzig und Berlin und schliefslich in Paris und London zu dem Werke vorbereitete, dessen Resultate Sie hier in einer Reihe von Bänden vor sich sehen.

Meine Herren! Wir sind hier versammelt als Philologen, und der Zweck aller Philologie, der klassischen wie der orientalischen, der alten wie der modernen, ist ein und derselbe, — nämlich die Erkenntnis der Entwickelung des menschlichen Geistes.

Nun giebt es aber zwei Wege, welche zu dieser Erkenntnis zu führen versprechen. Der eine Weg ist a priori, psychologisch, anthropologisch, metaphysisch; der andere ist a posteriori, historisch, archäologisch, kritisch.

Die Philologie kennt nur den zweiten dieser Wege, um zu einer wahren Kenntnis der Entwickelung des menschlichen Geistes zu gelangen, und ihre Hauptquellen sind natürlich die Werke des menschlichen Geistes selbst, wie sie uns in Sprache, Mythologie, Religion, Kunst und Wissenschaft aufbewahrt sind.

Dies alles klingt jetzt so selbstverständlich, dafs es kaum erwähnt und betont zu werden verdient. Wenn jemand jetzt über den Ursprung und die Entwickelung der Sprache, der Mythologie und der Religion schreiben wollte, ohne vorher so tief in den Schacht der Vergangenheit hinabgestiegen zu sein, als die geschichtlichen Quellen es erlauben, der würde ganz vereinzelt dastehen, wie ein Nachzügler, der seinen Weg und alle Fühlung mit dem rüstig vorwärtsschreitenden Heere der Wissenschaft verloren hat.

---

1) Der nachfolgende Vortrag ist, durch einige Zusätze erweitert, unter dem Titel 'Damals und Jetzt' von dem Verfasser bereits in der 'Deutschen Rundschau' (1884, S. 414 ff.) publiziert.

Dies war aber ganz anders vor 50 Jahren. Damals herrschte die Hegelsche Philosophie auf fast allen Universitäten und Schulen. Die Geschichte des Geistes wie der Natur wurde nach logischen Gesetzen konstruiert, und wenn das geschichtlich Wirkliche nicht mit dem logisch Notwendigen übereinstimmte, so zuckte man höchstens die Schultern und meinte, *tant pis pour les faits.*

Die Schellingsche Philosophie rühmte sich einer höhern Achtung vor historischen Thatsachen; aber die Thatsachen sollten doch höchstens als Bestätigung dienen, und nur wenn sie das thaten, waren sie willkommen.

Ich war einer von denen, die, von dem poetischen Zauber der Schellingschen Philosophie angezogen, im Jahre 1845 nach Berlin wanderten, um dort die neue Lehre zu hören. Ich hatte das Glück, Schelling persönlich kennen zu lernen, und verdanke dem alten Manne vielfache Anregung zu meinen spätern Arbeiten. Obgleich ich damals noch sehr jung war, so wagte ich doch zuweilen dem alten Propheten und Poeten zu widersprechen, und ihm Thatsachen entgegen zu stellen, die mit seinen Ideen nicht ganz vereinbar waren. Ich hatte damals klassische Philologie unter Hermann und Haupt, Sanskrit unter Brockhaus, Sprachwissenschaft unter Bopp studiert, und jung, wie ich war, war mir doch das Eine ganz klar geworden, nämlich, dafs von einer Philosophie der Sprache, der Mythologie und der Religion keine Rede sein könne, ehe nicht alle Thatsachen, die noch erreichbar waren, und die namentlich die orientalische Philologie in reichster Fülle zu bringen versprach, sorgsam erfafst und kritisch sichergestellt werden konnten.

Ich gehöre nicht zu denen, die alles aprioristische Denken oder alle konstruktive Philosophie der Geschichte verachten. Die wirkliche Geschichte führt uns nicht weit, und wo sie uns verläfst, zeigt sie uns unendliche Fernen, die dem Historiker stets unerreichbar bleiben werden. Hier wird der Philosoph und der Anthropolog stets frei schalten und walten dürfen. Was wir aber als Philologen und Geschichtsforscher erwarten können, ist, dafs, wo Thatsachen existieren, sie ihr Vorrecht vor aller Theorie behaupten. Die Theorie, die von der einen Seite des Sankt Gotthard im Dunkeln ihren Tunnel gräbt, mufs wissen, nach welcher Richtung sie graben soll; denn sie hat falsch gegraben, wenn sie nicht schliefslich da mündet, wo ihr das helle Tageslicht aus dem Tunnel der Geschichte entgegen leuchtet.

Schelling war ein grofser Verehrer der alten indischen Litteratur, und er war namentlich von den Upanischaden, den ältesten philosophischen Abhandlungen, die noch zum Veda gehören, ganz entzückt. Dieses Entzücken teilte er mit seinem Antipoden, Schopenhauer, und wenn zwei so entgegengesetzte Geister so entschieden übereinstimmen, so mufs wohl etwas Wahres dahinter sein.

Ich übersetzte damals in Berlin für Schelling mehrere dieser alten Upanischaden. Das Manuskript meiner Übersetzung habe ich nie wieder erhalten können, aber ich besitze noch die Abschriften der Sanskrittexte und Kommentare, die ich im Jahre 1845 zu diesem Zwecke gemacht. Schelling, wie Schopenhauer, hielt die Upanischaden für die Urweisheit der Indier und der ganzen arischen Menschheit. Ich wufste schon damals, dafs die Geistesschicht dieser Upanischaden auf einer Reihe von älteren Schichten ruhte, und dafs die tiefste Schicht, die uns in Indien erreichbar ist, in den Hymnen des Rigveda zu suchen sei. Die Upanischaden galten mir als etwas Sekundäres und in gewissem Sinne Modernes, und ich bedauerte fast die Zeit, die ich ihrem Studium gewidmet hatte.

In dieser Stimmung traf ich in Frankfurt mit Schopenhauer zusammen, und es thut mir noch jetzt leid, dafs ich damals durch meine sehr einseitige Richtung die Gelegenheit verlor, diesem merkwürdigen und, ich mufs gestehen, mir damals noch unverständlichen Manne näher zu treten. Er wollte von den Upanischaden wissen; ich wollte von ihnen nichts wissen. Ich schwärmte für die alten Hymnen, er hielt sie für Priestermachwerk. So schieden wir, ohne uns gegenseitig zu verstehen. Ich mufs jetzt bekennen, dafs, hätte Schopenhauer nichts gethan, als aus der fürchterlichen Übersetzung von Anquetil Duperron den Sinn der Upanischaden zu entziffern, dies allein hinreichen würde, um ihm, selbst unter den Philologen, einen Ehrenplatz als Hermeneutiker zu sichern.

Als ich nach Paris kam und Hegel, Schelling und Schopenhauer hinter mir lagen, wurde meine Ansicht, dafs für die Geschichte des menschlichen Geistes nichts notwendiger sei als ein philologisches Studium der Quellen, mehr und mehr bestärkt, namentlich durch mein Zusammentreffen und Zusammenarbeiten mit Burnouf. Burnouf war eine durch und durch historische Natur, und in scharfem Gegensatz gegen die damals in Deutschland noch herrschende Richtung betonte er sehr energisch die Notwendigkeit des Quellenstudiums. Er war selbst durch die gute alte Schule der klassischen Philologie gegangen, und nichts war ihm mehr zuwider, als die Idee, dafs man in orientalischer Philologie weniger kritisch zu Werke gehen dürfe, als im Griechischen und Lateinischen. Er interessierte sich eifrig für Religionswissenschaft; aber anstatt mit Hegel Möglichkeit für Wirklichkeit zu nehmen, oder mit Schelling nur dunkle Weisheit im fernen Altertum zu suchen, wiederholte er stets: 'Nur Geduld! erst die Steine herbeischaffen, erst sie behauen und glätten; später kommt die Zeit, um die alten Tempel neu zu konstruieren.'

Sie wissen, was Burnouf für die Erforschung der ältesten erreichbaren Geschichte des menschlichen Geistes geleistet hat. Er war der Erste, der dem Studium des Zend eine wissenschaftliche Grundlage gab. Er war der Erste, der in seinen Vorlesungen am Collège de France uns in das wahre Studium des Veda einführte. Er war der Erste, der das Pâli gründlich studierte, als Schlüssel zur Geschichte des südlichen Buddhismus. Er war der Erste, der sich einen Eingang in die massenhafte Litteratur des nördlichen Buddhismus verschaffte.

Als ich auf Burnoufs Rat den Entschlufs fafste, die Herausgabe des Rigveda und seines ehrwürdigen Kommentars von Sâyana zu meiner Lebensaufgabe zu machen, wufsten nur wenige aufser Burnouf, was der Veda überhaupt sei. Bunsen erzählte mir oft, dafs, als er im Jahre 1815 den Entschlufs fafste, mit dem jungen Astor nach Indien zu reisen, es sein Hauptzweck gewesen, herauszufinden, ob es denn wirklich noch einen Veda gäbe und was der Veda sei. Allerdings hatte Colebrooke bereits zehn Jahre früher der Welt verkündigt, was im Veda zu finden war; aber seit Colebrooke war auch kein weiterer Fortschritt in der Erforschung der vedischen Litteratur geschehen. Im Jahre 1845, als ich meine Vorarbeiten zu einer Ausgabe der Rig-Veda begann, war Burnouf der Einzige, der die grofse zum Veda gehörige Litteratur übersah, der Handschriften gesammelt und sich mit der eigentümlichen Sprache dieser Litteratur vertraut gemacht hatte. Sonst gab es nichts als Rosens Specimen, 1830; den ersten Band seines nach seinem Tode herausgegebenen Textes des Rig-Veda, 1838; und die seltene Ausgabe von 39 Hymnen mit Sâyanas Kommentar, von Stevenson in Bombay besorgt, vom Jahre 1833.

Jetzt sehen Sie hier in sechs Bänden die Editio princeps des Rig-Veda mit

Sâyaṇas Kommentar. Es war ein Stück harter Arbeit. Um sie auszuführen, mufste ich meinen Aufenthalt in England nehmen, und das war zuweilen hart. Um sie zu vollenden, mufste ich die besten Jahre meines Lebens diesem einem Werke widmen, und auch dies war zuweilen hart. Aber hätte ich meinen Lebensberuf zum zweitenmale zu wählen, ich glaube, ich würde dieselbe harte Arbeit zum zweitenmale wählen. Das Eigene ist, dafs man im Leben oft Dank empfängt, wo man ihn am wenigsten verdient. Die Herausgabe des Textes des Rig-Veda war ein Kinderspiel, und doch hat man mir diese Arbeit so hoch angerechnet. Die Herausgabe des Kommentars von Sâyaṇa war kein Kinderspiel, aber wer kennt den wahren Wert von Sâyaṇas Kommentar? Und doch macht es mir Freude, dieser Versammlung melden zu können, dafs der erste Band des Kommentars, der bekanntlich der bedeutendste und schwierigste ist, neu gedruckt werden mufs, da das Studium des Veda und seines alten Kommentars in Indien sich weiter und weiter ausdehnt und, wie Sie wissen, bereits zu einer vollständigen Reformation in der Religion der gebildeten Klassen des Landes geführt hat.

Das wahre Harte bei dieser voluminösen Arbeit war, dafs, nachdem ich selbst alles, was ich wünschte, aus Sâyaṇas Kommentar gelernt hatte, die kritische Herstellung und der Druck so lange Jahre in Anspruch nahmen. Die Unterstützung, die ich dabei von Gelehrten wie Wilson, Trithen, Rieu, Kielhorn und namentlich von Aufrecht und Eggeling erhalten, kann ich nie dankbar genug anerkennen.

In diesen langen Jahren hatte ich denn auch zu lernen, was wir alle lernen müssen, dafs das Leben viel zu kurz ist, um die Pläne, von denen man in der Jugend geträumt, wirklich auszuführen. Als ich im Jahre 1845 bei Schelling hörte, war mein Lebensplan eine Herausgabe aller oder wenigstens aller damals noch unbekannten heiligen Bücher der Menschheit. Als ich aber mit dem Rig-Veda fertig war, war die Sonne meines Lebens bereits im Sinken. Was war zu thun? In derselben Zeit, die ich zur Herausgabe des Rig-Veda gebraucht hatte, hatten andere Orientalisten massenhaftes Material zum Studium der übrigen alten Religionen zusammengebracht; wieder andere hatten höchst wertvolle Vorarbeiten zum Verständnis dieser heiligen Bücher geliefert. Mein Entschlufs war bald gefafst. Ich wandte mich an meine Freunde und Studiengenossen, um im Verein mit den Besten meiner Zeit das auszuführen, was kein Einzelner für sich allein ausführen konnte, nämlich eine Übersetzung der heiligen Bücher des Orients. Ich erhielt die freundlichsten Zusagen von allen Seiten. Nicht nur Engländer, sondern deutsche, französische, dänische, amerikanische und indische Gelehrte beteiligten sich bei diesem Unternehmen, und mit der liberalen Unterstützung der indischen Regierung und der Universität von Oxford ist es mir möglich geworden, Ihnen heute die erste Serie dieser Übersetzungen in 24 Bänden vorzulegen.

Was hätte Schelling, was hätte Schopenhauer, was hätten Männer wie Humboldt und Bunsen für eine solche Sammlung gegeben? Nichts zeigt uns so deutlich die Riesenschritte der orientalischen Philologie während der letzten fünfzig Jahre, als dafs eine Übersetzung der heiligen Bücher des Orients jetzt möglich ist. Vor fünfzig Jahren hatte man wohl Übersetzungen des Korân und einiger Bücher des Confucius; aber vom Veda, vom Avesta, von den Pehlevischriften, vom buddhistischen Kanon in Pâli und in Sanskrit, von der G'ainalitteratur hatte man höchstens einige Fragmente.

Während jetzt in den meisten Universitäten die heiligen Schriften Zoroasters

interpretiert werden, während man bereits die Feinheiten der altbaktrischen Metrik studiert und Konjekturen wagt, die denen von Bentley und Hermann die Spitze bieten, hatten wir damals nur einen lithographischen Text des Vendidâd Sâde, den Burnouf von 1829—1843 besorgte. Die grundlegende Erklärung des ersten Kapitels des Yasna, wie sie Burnouf im Jahre 1833 lieferte in seinem *Commentaire sur les Yasna*, füllte einen sehr starken Quartanten.

Vom Pehlevi wufste man damals kaum, ob es eine semitische oder arische Sprache sei, und Joseph Müllers Aufsätze im Journal Asiatique nebst Spiegels bahnbrechenden Arbeiten bildeten das ganze wissenschaftliche Material, was wir besafsen. Jetzt übersetzen Gelehrte wie West die Pehlevischriften mit gröfserer Sicherheit als die Zendschriften der Zoroastrischen Religion.

Vom Pâli gab es damals nur das Wenige, was Burnouf und Lassen mühsam erforscht hatten, und ich erinnere mich noch sehr wohl, mit welcher Anstrengung Burnouf in seinen Vorlesungen Stellen aus dem Tipitaka interpretierte, als ob es Inschriften wären. Jetzt lesen Gelehrte wie Fausböll, Rhys Davids und Oldenburg das Pâli, wie man das mittelalterliche Latein liest.

Von der Litteratur der G'ainas hatte uns Stevenson im Jahre 1848 die ersten Proben gegeben; jetzt übersetzt Jacobi die kanonischen Sûtras, ich will nicht sagen mit völliger Sicherheit, aber doch mit philologischer Akribie.

Über den Wert der Übersetzungen, welche meine Freunde und Kollegen für die von mir geleitete Sammlung der heiligen Schriften des Orients geliefert haben, kommt es mir am wenigsten zu ein Urteil zu fällen. Wir sind uns alle bewufst, dafs unsere Übersetzungen nicht vollkommen sind, und nicht vollkommen sein können. Man hat uns natürlich gesagt, dafs unser Unternehmen verfrüht sei, und dafs man erst im nächsten Jahrhundert einmal an eine Übersetzung der heiligen Bücher der Menschheit denken könne. Ich glaube, ja ich hoffe, man wird in hundert Jahren den kühneren Gelehrten dieselbe Warnung geben. Die Wissenschaft schreitet so mächtig fort, dafs die ältere Generation der jüngern kaum noch folgen kann. Doch gilt auch unter uns der alte Spruch, dafs wer den Besten seiner Zeit genug gethan, genug gethan für alle Zeiten.

Ich weifs zum Beispiel, dafs unter den jüngeren Sanskritisten, mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, Sâyanas Kommentar zum Rig-Veda als nutzlos, oder wenigstens als ein überwundener Standpunkt betrachtet wird. Noch schlimmer geht es meinen Kollegen, und ich las im letzten jährlichen Bericht der Société Asiatique, dafs Boehtlingk und Roths Sanskritwörterbuch, nach meiner Ansicht ein κτῆμα ἐς' ἀεί, das gröfste Hindernis der vedischen Studien geworden sei („Le Dictionnaire Védique de M. Roth, après avoir été le principal instrument des études védiques, est devenu à présent le plus grand obstacle à leur progrès.") Meine Herren, es ist leicht auch das Beste schlecht zu machen, aber schwer, es besser zu machen. Ich glaube, die Übersetzungen der heiligen Bücher, wie sie in dieser Sammlung vorliegen, sind so gut, wie sie eben jetzt von den besten Orientalisten gemacht werden können. Der grofse Neid der kleinen Seelen berührt uns nicht.

Was der alten Generation von Orientalisten, zu denen ich selbst gehöre, stets bleiben wird, ist, dafs sie mit einer gewissen Selbstverleugnung das Material zusammengebracht hat, worauf künftige Generationen weiter bauen werden. Sie haben die Grund-

steine gelegt, auf denen mit der Zeit sich die Pfeiler und Bogen erheben werden, welche die geistige Brücke tragen, die von der Gegenwart in die fernste Vergangenheit zurückführt. Man wird dann die mächtigen Pfeiler, die kühnen Bogen, den weitgespannten Brückenweg bewundern, und die Quadersteine unten auf dem Grunde werden vergraben und vergessen sein. Fügen wir uns in das allgemeine menschliche Geschick! Der Buddhist fand Trost und Stärke in seinem Glauben an das Karman. Lernen wir von ihm die Freude an der That. Die That lebt ewig fort, auch wenn sie längst vergessen, und weder Neid noch Unverstand kann uns die Freude rauben an dem, was wir gethan. Wenn ich, wie ich es in diesen wenigen Worten versucht habe, vom Jetzt der orientalischen Studien zurückblicke auf das Damals, als ich noch ein junger Dessauer war, so darf ich sagen, das Jetzt ist besser als das Damals. Hoffen wir, im Vertrauen auf die jungen Kräfte, die uns jetzt schon überflügeln, dafs das Dereinst weit besser sein werde als das Jetzt.

So weit Max Müller. Sie alle werden mit mir empfunden haben, wie wohl es seelisch thut, an der Hand eines solchen feinempfindenden Forschers den Gedankenwegungen der Völker nachzugehen, die ihren Gott suchen. Dafs alle den Einen suchen, ahnten immer die Besten unter den Völkern, mochten sie dem mächtigen Strom der heiligen Ganga lauschen oder nach den glänzenden Gipfeln des Himalaya schauen oder die Donner des Sinai vernehmen oder durch sanfte Rufe vom Olympos her sich locken lassen oder auf Athens Marktplatze zu dem unbekannten Gotte beten. Der h. Augustinus fand denselben Gott unter verschiedenen Namen; Jakob Grimm sah durch seines Gottes Güte in allen Weltaltern und bei dem ganzen Heidentum das Bewufstsein einer höheren Lenkung und einen Segen von Glück und Heil, und Max Müllers Arbeiten lassen in das ferne Heidentum des Morgenlandes das Licht verwandter Forschung fallen, um bei seinem Glanze uns zuversichtlich jenes Lapidarwort erkennen zu lassen: 'Tretet ein, auch hier ist Gott'. (Lebhafter, andauernder Beifall.)

Zweiter Präsident: Meine Herren, wir waren betrübt, zu hören, dafs unser grofser Anhaltiner von nicht blofs europäischem, sondern auch asiatischem Ruf, der uns zugesagt hatte zu kommen, nun durch Gesundheitsstörung verhindert sei, selbst den uns angekündigten Vortrag zu halten. Wir haben einen Trost wenigstens gehabt: durch den Mund seines liebsten Freundes, den er besonders darum gebeten, ihn zu uns reden zu hören, und namentlich sind wir erfreut — ich glaube in Ihrem Sinne zu sprechen —, dafs wir in so liebenswürdiger Weise von ihm über seinen eigenen persönlichen Studiengang in dieser wichtigen Sache orientiert sind. Das Präsidium wird, wenn es Ihre Gedanken richtig deutet, Herrn Professor Max Müller noch besonders schriftlich hierfür danken und dabei, wie es sich von selbst versteht, die besten Wünsche für seine Gesundheit aussprechen.

Insbesondere aber sagen wir nun noch Herrn Professor Dr. Gosche Dank dafür, dafs er sich diesem Auftrage unterzogen hat.

Bevor wir in der Tagesordnung weiter gehen, gebe ich noch Herrn Professor Eckstein das Wort zu einer kurzen Mitteilung.

Professor Dr. Eckstein (Leipzig): Verehrte Herren! Es sind an uns allerlei Mahnungen und Aufforderungen in den letzten Tagen gekommen: da sollen wir uns beteiligen an der Herstellung des Heidelberger Schlosses, — wem ist das Herz dabei nicht

weit geworden! — oder an den Pergamenischen Publikationen. Ich komme auch mit einer Aufforderung und zwar zur Mitwirkung an einer Arbeit, die uns in den Schulmeisterkreisen wesentlich interessieren mufs, und die noch nicht zu allgemeiner Kenntnis gekommen ist. Es findet sich in unserer Mitte ein junger Gelehrter, Dr. Kehrbach. Er hat einen Plan entworfen zu: 'Monumenta Germaniae paedagogica'. Der Titel klingt stolz. Die 'Monumenta Germaniae historica' sind nur möglich geworden in einer längeren Reihe von Jahren durch die liberale Teilnahme der Staatsregierungen. Das Bestreben des jungen Gelehrten geht darauf, uns die Mittel zur Kenntnis der Schulorganisationen und Lehrbücher zu bieten, deren wir jetzt ganz besonders bedürfen. Alle Welt schwatzt jetzt von Methode (Heiterkeit); — wer sich mit Methodik beschäftigt, der weifs, sofern er Geschichte studiert hat, dafs alles schon dagewesen ist. Nichts Neues unter der Sonne, — das ist die Erfahrung. Nun ist aber nichts rarer, als alte Schulbücher, — die Väter wissen am besten, was die Jungen ruinieren; und die Bibliotheken sind natürlich abscheulich vornehm: Schulbücher kaufen sie nicht, auch nicht die ohnehin armen Schulbibliotheken. So fehlen diese an allen Ecken und Enden, und es bedarf der gröfsten Fürsorge, wenn man alte Schulbücher zusammenbringen will. Herr Kehrbach hat nun im Sinne, derartige Schulbücher, Schulordnungen und Ähnliches derart zu veröffentlichen, und hat in diesem Sinne einen Prospekt drucken lassen, den er jedem, der sich dafür interessiert, gewifs gern mitteilen wird. Die Hauptsache ist mir hierbei, dafs es sich nicht blofs um evangelische Lehrbücher und Schulordnungen handelt, sondern es ist dem unermüdlich eifrigen Herrn gelungen, auch die Katholiken zu gewinnen. Die Ordenskongregationen haben ihre Archive zur Disposition gestellt, und es werden daher auch die katholischen Schulbücher und die katholischen Ordnungen mitgeteilt werden. Einer der eifrigsten Jesuiten, der die Reform der Gymnasien von rein jesuitischem Standpunkte jüngst behandelt hat (P. Pachtler), hat seine Teilnahme zugesagt und wird die 'ratio studiorum', dieses Grundbuch der Jesuiten, veröffentlichen. Dazu kommt dann noch eine Reihe von Benediktinerorden, so dafs wir nun erst recht übersehen können, was diese patres den Schulen genützt haben.

Meine Absicht ist bescheiden die: diejenigen Herren, die in ihren Bibliotheken Gelegenheit haben, derartige Untersuchungen zu begünstigen, dahin zu bestimmen, dafs sie die entsprechenden Mitteilungen dem Herrn Herausgeber gern machen mögen. Anderwärts ist man ihm ja bereitwillig entgegen gekommen; — ich empfehle Ihnen sein Unternehmen aus vollem Herzen. (Bravo!)

Zweiter Präsident: Meine Herren, Sie werden alle überzeugt worden sein, wie wichtig dieses Unternehmen ist, und wie viel Unterstützung es verdient.

Das Nächste sind nach der Tagesordnung die

Berichte sämtlicher Herren Sektionsvorstände über die in den Sektionen stattgehabten Verhandlungen.

Ich will zunächst Herrn Oberschulrat Rümelin ersuchen, im Namen der pädagogischen Sektion Bericht zu erstatten.

Oberschulrat Rümelin (Dessau): Hochgeehrte Versammlung! Die pädagogische Sektion hat sich am Mittwoch, den 1. Oktober konstituiert; den Vorsitz habe ich, dem Wunsche der Sektion gemäfs, in Gemeinschaft mit Herrn Gymnasialdirektor Dr. Anton

(Naumburg) übernommen; zu Schriftführern sind die Herren Professor Hachtmann und Realgymnasiallehrer Fräsdorf von hier ernannt worden.

Was nun die Art des Verfahrens betrifft, das in dieser Sektion eingeschlagen wurde, so haben hier nicht längere Vorträge stattgefunden; vielmehr wurde das, was die Herren Referenten sagen und mitteilen wollten, in Form von Thesen gegeben, die mit einleitenden Erläuterungen versehen wurden, und hieran schlofs sich sodann eine mehr oder weniger lebhafte Diskussion. Im ganzen haben in der Sektion drei Sitzungen stattgefunden, jede einem anderen Gegenstande sich zuwendend.

Der Gegenstand der ersten Tagesordnung, am 2. Oktober, war die Entwicklung der Thesen des Herrn Professor Stier (Wernigerode). Das Thema derselben lautete:

'Darf das Mittelhochdeutsche vom Lehrplan der Gymnasien und Realgymnasien ausgeschlossen werden?'

Ich setze voraus, dafs die Thesen selbst, wie sie gestellt wurden, sich in den Händen der Mitglieder dieser geehrten Versammlung befinden.

Die These 1 erhielt nach langer Debatte die Fassung:

'Die Idee der nationalen Bildung fordert eine Einführung der Schüler der Gymnasien und Realgymnasien in die deutsche Dichtung des Mittelalters.'

und wendet sich somit gegen die in einigen deutschen Ländern erfolgte Beseitigung dieses Unterrichts aus den Gymnasiallehrplänen.

Die These 2, welche den Gebrauch von neuhochdeutschen Übersetzungen mittelhochdeutscher Dichter als unzweckmäfsig und unpädagogisch bezeichnet, ist einstimmig angenommen worden.

Eine längere Diskussion führte die These 3 herbei; sie erhielt schliefslich folgende Fassung:

'Auch die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache, obwohl für die Schüler zunächst nur Mittel zum Zweck, gewährt grofse Vorteile, insofern auf ihr das Verständnis vieler Erscheinungen im Bereiche der neuhochdeutschen Sprache und der gegenwärtigen deutschen Mundarten beruht.'

Auf die Diskussion der 4. These, welche die Methode der Einführung in die mittelhochdeutsche Sprache erörtern wollte, hat der Herr Verfasser selbst verzichtet, und man ging deshalb sogleich auf die 5. These über, von der nur der erste Satz zur Annahme gelangte, der so lautet:

'Innerhalb des feststehenden Lehrplanes ist Raum für das Mittelhochdeutsche vorhanden oder kann doch beschafft werden, wenn man der Einführung der Schüler in die neuere deutsche Litteratur nicht zu hohe Ziele steckt.'

Die These 6, welche der Schulverwaltung gegenüber die praktischen Forderungen, die sich an die vorausgegangenen Erörterungen anschliefsen könnten, geltend machen wollte, ist im ganzen, als nicht zum Zwecke der Diskussion gehörig, abgelehnt worden.

Die zweite Sitzung hat am Freitag, den 3. Oktober stattgefunden; den Gegenstand bildeten Thesen des Herrn Professor Dr. Euler (Berlin) über den 'Turnunterricht an den höheren Schulen.'

Der Herr Referent wandte sich nach einigen einleitenden Bemerkungen zur These 1, in deren Debatte man auf der 35. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Stettin stecken geblieben war. Die Erörterung führte eine ausgedehnte Debatte herbei, und es kam schliefslich folgende Fassung zur Annahme:

> 'Der Turnunterricht, besonders in den unteren und mittleren Schulklassen, ist ein Klassenunterricht mit festen Lehrzielen und wird unmittelbar vom Lehrer selbst erteilt. Dagegen ist es zulässig, zumal bei geringerer Schülerzahl, Klassen zu kombinieren und in den oberen Klassen das Gerätturnen in kleineren Abteilungen (Riegen) unter Leitung von Vorturnern ausführen zu lassen. Letztere sind in besonderen Stunden vorzubilden.'

Die These 2, welche mindestens zwei wöchentliche Turnstunden für jede Klasse verlangt, die auf die beiden Wochenhälften zu verteilen wären, ist ohne Änderung genehmigt worden.

These 3, welche eine Einfügung der Turnstunden in den übrigen Unterricht verlangt, hat folgende Fassung erhalten:

> 'Die Turnstunden sind mit dem übrigen Schulunterricht in möglichst unmittelbare Verbindung zu bringen, also demselben an-, beziehungsweise einzureihen'.

Leider hat die Zeit es nicht gestattet, auch die übrigen Thesen des Herrn Verfassers zu diskutieren; es hätte sich in denselben namentlich noch um die Turnspiele, um die Auswahl der Turnlehrer, um den Schwimmunterricht und einige andere Punkte gehandelt.

Die dritte (heutige) Sitzung der pädagogischen Sektion hatte zum Gegenstand den Vortrag des Herrn Oberlehrers Dr. Heinzelmann (Erfurt):

> 'Wie ist der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zu erteilen, damit derselbe seine erziehliche Aufgabe nicht verfehle?'

Der Herr Vortragende gab zunächst eine allgemeine Einleitung zu den von ihm aufgestellten Thesen und begründete insbesondere die drei ersten, die das Fundamentale seiner Behauptungen enthielten, näher. Hierauf wurde in die Diskussion, zunächst der ersten These, eingetreten. Diese These bezeichnet als Zweck auch des Religionsunterrichts die Charakterbildung, und den Religionsunterricht als das wesentlichste Mittel der Charakterbildung, indem sie auf dem Wege der Mitteilung des Inhalts der Religion die Überzeugung und das Urteil gegenüber anderen Auffassungen und namentlich auch gegenüber den Zeitströmungen erzielen will.

Es kamen nun die sechs ersten Thesen des Herrn Verfassers teils nach längerer, teils nach kürzerer Debatte zur Annahme, und nur eine kleine Einschränkung hat die dritte These erlitten, in welcher der Herr Verfasser die Forderung aufstellte, dafs auf der obersten Gymnasialstufe der Religionsunterricht nicht sowohl eine zusammenhängende Darstellung des Lehrinhalts des Christentums, als vielmehr Lektüre, teils biblischer, teils reformatorischer Schriften sein und nur im Anschlufs daran die systematische kirchliche Lehre erörtern solle. Hier wurde das Wort 'hauptsächlich' vorangestellt; es sollte nicht

ausgeschlossen sein, dafs ein zusammenhängender Faden der Religionslehre durch den Unterricht sich ziehe.

These 7 erhielt den Wortlaut:

'Es ist notwendig, dafs der Unterricht von einem Lehrer erteilt werde, der eine gediegene fachwissenschaftliche und allgemeine Bildung, sowie ein nicht geringes Mafs religiöser und pädagogischer Erfahrung besitzt.'

In der letzten These, welche freie Konferenzen der Fachlehrer des Religionsunterrichts verlangt, wurde bestimmt, dafs nicht gerade alljährlich, sondern überhaupt regelmäfsig wiederkehrende derartige Konferenzen stattfinden sollen.

Damit hatte die pädagogische Sektion ihre Aufgabe erledigt.

Zweiter Präsident: Indem wir weitergehen, bitte ich die andern Herren Vorstände, uns die Hauptresultate dessen mitzuteilen, was in den Sektionen verhandelt worden ist. Zunächst Herr Professor Dr. Wellhausen für die orientalische Sektion.

Professor Dr. Wellhausen (Halle): Meine Herren! Die orientalische Sektion, bei welcher 18 Mitglieder eingeschrieben waren, hat vier Sitzungen abgehalten. Die Sektion hat ihre Zeit meist verwandt auf die endliche Regulierung einer schwierigen Angelegenheit, die schon lange auf der Tagesordnung steht, betreffend die Neueinrichtung oder Ersetzung des 'Jahresberichts der morgenländischen Studien', einer Übersicht über die in jedem Jahre zuvor erschienene orientalische Litteratur, die wegen der Gröfse und Verschiedenartigkeit der Gebiete und wegen der Isoliertheit der Studien sehr grofse Schwierigkeiten hat, aber aus denselben Gründen auch doppelt wünschenswert ist.

Aufserdem hat Herr Professor Kautzsch (Tübingen) über den gegenwärtigen Bestand der Sekte der Samariter zu Sichem referiert nach einer eigenhändigen Mitteilung ihres jetzigen Hohenpriesters. Danach steht diese Sekte dem Aussterben nahe, da ihre Mitglieder nur unter einander heiraten dürfen, gegenwärtig aber blofs 16 Mädchen vorhanden sind. (Heiterkeit.)

Der Herr Geheimrat Fleischer (Leipzig) erfreute die Sektion durch die Mitteilung, dafs demnächst eine Sammlung seiner Aufsätze und kleinen Schriften erscheinen soll.

Herr Professor Albrecht Weber (Berlin) legte die neuesten Bogen des Katalogs der Berliner Sanskrithandschriften vor und erwähnte dabei eines Werkes, worin die sieben Planeten in anderer und vielleicht älterer Ordnung aufgeführt werden, als in der bei den späteren Griechen üblichen, welche auch unserer Benennung der Wochentage zu Grunde liegt.

Endlich gab Herr Professor Windisch (Leipzig) Notiz von einer demnächst erscheinenden Veröffentlichung gewisser Inschriften des bekannten indischen Königs Asoka durch Herrn Professor Bühler in Wien.

Zweiter Präsident: Darf ich jetzt Herrn Professor Dr. Elze bitten, über die germanisch-romanische Sektion zu berichten?

Professor Dr. Elze (Halle): Hochgeehrte Versammlung! Die germanisch-romanische Sektion, über welche ich Ihnen mit kurzen Worten Bericht zu erstatten habe, konstituierte sich am 1. Oktober. In Gemeinschaft mit Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Zarncke aus Leipzig ward mir die Ehre des Vorsitzes zu teil; der Mühwaltung der Schriftführung unterzogen sich die Herren Dr. Erdmann aus Königsberg und Dr. Kögel aus Leipzig. Neununddreifsig Mitglieder zeichneten sich in die Liste ein.

An Begrüfsungsschriften waren eingegangen:

1) ein Heft des 'Jahresberichts über die Erscheinungen der germanischen Philologie';
2) ein Aufsatz von Dr. Latendorf: 'Theodor Körner und Toni Adamberger';
3) 'Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise im Jahre 1790', herausgegeben von Friedrich Zarncke.

Am 2. Oktober konnte keine Sitzung stattfinden, weil bis zum Beginn der Plenarsitzung in der pädagogischen Sektion über die Einführung des Mittelhochdeutschen als Unterrichtsgegenstand verhandelt wurde, und selbstverständlich die bei weitem gröfste Anzahl unserer Mitglieder ein Interesse daran fand, dieser wichtigen und anziehenden Verhandlung beizuwohnen.

Die erste Sitzung, am 3. Oktober, wurde durch einen Vortrag des Herrn Prof. Dr. Gering aus Halle eröffnet, in welchem derselbe über eine von Symons und ihm selbst vorbereitete neue Ausgabe der Liederedda Bericht erstattete. Diese Ausgabe soll aus drei Bänden bestehen, von denen der erste den Text, der zweite den Kommentar und der dritte ein möglichst vollständiges Glossar enthalten soll. Sodann hielt Herr Dr. Elster aus Leipzig einen Vortrag über Schillers 'Don Karlos', und endlich Herr Dr. Burdach aus Halle einen Vortrag über 'die Sprache des jungen Goethe'.

Die zweite und letzte Sitzung fand heute statt. Es wurden zwei Vorträge gehalten, von Herrn Dr. Jostes aus Münster über 'einen niederdeutschen Mystiker' und von Herrn Prof. Dr. Mahn aus Berlin über 'die Etymologie einiger germanischer Wörter dunkler Herkunft'. Aufserdem wurde auf Anregung des Herrn Prof. Dr. Zacher in Halle durch Herrn Prof. Dr. Gering folgender Antrag eingebracht: 'Es wird eine Kommission von drei Mitgliedern mit dem Rechte der Kooptation ernannt, welche bis zur nächsten Philologenversammlung ein wissenschaftliches Gutachten über die im Verlage der Cansteinschen Bibelanstalt erschienene sog. 'Probebibel' nach der sprachlichen Seite abzugeben hat'. Nach lebhafter Debatte wurde dieser Antrag von der Versammlung angenommen, und es wurden folgende Herren in die Kommission gewählt: Prof. Dr. Paul (Freiburg i. B.), Archivrat Wülcker (Weimar) und Dr. Rieger (Darmstadt).

Endlich wurden noch die Herren Prof. Dr. Braune und Prof. Dr. Birch-Hirschfeld, beide in Gieſsen, zu Vorsitzenden der Sektion auf der nächsten Philologenversammlung erwählt.

Damit war die kurze Thätigkeit der germanisch-romanischen Sektion beendet.

Zweiter Präsident: Herr Hofrat Professor Dr. Gaedechens aus Jena für die archäologische Sektion.

Hofrat Professor Dr. Gaedechens (Jena): Die Zahl der Mitglieder der archäologischen Sektion betrug 42; Vorsitzender war der Hofrat Professor Gaedechens aus Jena, Schriftführer Herr Dr. Thrämer aus Livland, zur Zeit in Leipzig. Es wurden, aufser der konstituierenden, drei Sitzungen und in denselben folgende Vorträge, Referate und Mitteilungen gehalten:

1) Begrüfsungsworte des Vorsitzenden: Das Verhältnis des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau zu Winckelmann.
2) Bemerkungen des Herrn Professor Dr. von Brunn aus München über 'eine antike Marmorgruppe im Herzoglichen Schlofs zu Wörlitz'.

3) Referat des Herrn Gymnasialdirektor Dr. Müller aus Flensburg über Fröhners Aufsatz: 'le comput digital'.
4) Vortrag des Herrn Hofrat Professor Dr. von Urlichs aus Würzburg über 'Phidias in Rom'.
5) Vortrag des Herrn Dr. K. Lange aus Jena über 'die Profangebäude von Olympia'.
6) Vortrag des Herrn Dr. Thrämer aus Leipzig über 'das Athena-Heiligtum zu Pergamos'.
7) Bemerkungen des Vorsitzenden über 'den Künstler Moderno'.

Die Sektion wurde geschlossen mit einer Ovation für das gastfreundliche Dessau, wie für die Männer, welche sich um das Zustandekommen und den glänzenden Verlauf der Philologenversammlung verdient gemacht haben, insbesondere für die hohe Theaterintendanz, welche mit Genehmigung Sr. Hoheit des Herzogs der Sektion den schönen Konzertsaal des Hoftheaters mit preislicher Liberalität für ihre Sitzungen zur Verfügung gestellt hatte.

Zweiter Präsident: Für die kritisch-exegetische Sektion Herr Professor Dr. Hertz.

Professor Dr. Hertz (Breslau): Als wir uns, meine Herren, am Morgen des 1. Oktober zur kritisch-exegetischen Sektion konstituieren wollten, fand sich eine so kleine und, wie es schien, auch ziemlich lautlose Gemeinde ein, dafs wir zuerst fürchteten, die Sektion würde nicht zustande kommen. Wir verloren aber den Mut nicht, und der Erfolg gab uns Recht. Die Sektion ist im Laufe der Tage bis zu einer Anzahl von 39 Mitgliedern gestiegen und hat fortdauernd reichen Stoff für ihre Verhandlungen gehabt. Da Herr Professor Dr. Dittenberger aus Halle, welcher die bezüglichen vorbereitenden Geschäfte übernommen hatte, am Erscheinen verhindert war, bin ich zum Vorsitzenden ernannt worden; das Schriftführeramt hat Herr Oberlehrer Dr. Müller aus Kiel übernommen.

Zunächst hielt am 2. Oktober Herr Dr. Hanssen aus Leipzig einen Vortrag über 'die kyklischen Versfüfse', welcher eine lebhafte Diskussion hervorrief, bei der namentlich Herr Gymnasialdirektor Guhrauer aus Lauban als Opponent hervortrat.

Sodann hielt Herr Privatdozent, Oberlehrer Dr. Crusius aus Leipzig einen Vortrag über 'die griechischen Parömiographen'.

Am dritten Tage führte Herr Gymn.-Direktor Dr. Bobrik aus Belgard uns seine 'Entdeckungen im Horaz' vor, welche bei der Mehrheit der Versammlung offenbar ungeteilten Widerspruch fanden. Ich meinerseits glaube hinzufügen zu sollen, dafs die Herren, die so unbedingt alles darin verdammen, doch vielleicht wenigstens nach einer Hinsicht ihre Meinung ändern werden, nämlich inbezug auf die von dem Redner sogenannten 'Stichworte' im Horaz. Herr Direktor Bobrik ist mehrfach von den Herren Eckstein, Heine und Weichelt bekämpft worden; aber die Beobachtungen, die er in der oben gedachten Beziehung gemacht hat, sind zum Teil derart, dafs sie zwar keineswegs seine Hypothesen stützen werden, aber auf die psychologisch-ästhetische Beurteilung des Horaz nicht ohne Einflufs bleiben können.

Darauf beleuchtete Herr Hofrat Dr. von Urlichs aus Würzburg eine Stelle in der ersten Satire des Juvenal exegetisch, eine andere kritisch.

Heute endlich haben wir einen Vortrag des Herrn Gymn.-Direktor Dr. Volkmann aus Jauer über 'die geschichtliche Entwicklung der griechischen Rhetorik und die Probleme, welche bei der Lückenhaftigkeit in der Überlieferung und in der bisherigen Behandlung dieser Geschichte noch zu lösen bleiben', gehört, und zum Schlufs einen Vortrag des Herrn Dr. Hinrichs aus Berlin über 'die Aeolismen im Homer', namentlich mit Bezug auf eine Streitschrift des Dr. Sittl gegen ihn und auf eine gegen diese gerichtete Replik des Herrn Dr. Hinrichs selbst, die in diesen Tagen im Buchhandel erscheinen wird.

Zweiter Präsident: Dann wird wohl Herr Professor Dr. Buchbinder aus Schulpforta die Güte haben, über die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion zu berichten.

Professor Dr. Buchbinder (Schulpforta): Die Sektion für Mathematik und Naturwissenschaften, deren Präsenzliste 36 Mitglieder aufwies, wählte zum Vorsitzenden den Professor Dr. Buchbinder aus Schulpforta und zu dessen Stellvertreter den Gymnasialdirektor Dr. Gerhardt aus Eisleben, zu Schriftführern den Gymnasialoberlehrer Dr. Pieper und den Realgymnasiallehrer Ströse von hier.

In den drei Sitzungen, welche aufser der Eröffnungssitzung vor den allgemeinen Sitzungen von 8—10 Uhr stattfanden, wurden folgende Gegenstände verhandelt:

Gymnasiallehrer Franz Lucke aus Köthen widmete seinem verstorbenen Lehrer und Kollegen Professor Dr. Heinze, einem hochverdienten Schulmanne dieses Landes, ein pietätvolles Andenken, indem er dessen scharfsinnige Behandlungsweise der geschlossenen stereometrischen Gebilde in längerem Vortrage beleuchtete.

Realschullehrer Dr. Parow aus Halle führte den von Mang konstruierten Universalapparat vor.

Oberlehrer Dr. Böttcher aus Leipzig sprach in fesselnder Weise über Beobachtungen des Sonnenlaufs durch die Schüler.

Dr. Friedrich Roth aus Buxtehude sprach über die Wirkung der Sonnenstrahlung auf der nördlichen in Vergleich mit derjenigen auf der südlichen Erdhälfte.

An alle diese Vorträge schlofs sich eine lebhafte Diskussion.

Weiter aber wurde über eine Anzahl von Anträgen eingehend verhandelt, zunächst über den Antrag des Herrn Gymnasialdirektor Dr. Gerhardt aus Eisleben:

> 'Auf den Gymnasien ist vorzugsweise Geometrie zu lehren, von der Arithmetik und Algebra nur so viel, als zum Verständnis jener notwendig ist'.

Wenn auch in der darauf folgenden Diskussion die Sektion zum ersten Teile dieser These vielfach sympathisch sich äufserte, so doch nicht zum zweiten, weshalb sie es vorzog, auf eine Abstimmung zu verzichten.

Auch einem Antrage des Herrn Realgymnasialdirektor Dr. Dronke aus Trier:

> 'Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion beschliefst, eine Kommission von fünf Mitgliedern zu ernennen, welche der nächsten Versammlung geeignete Vorschläge für eine einheitliche Schreibweise in der Algebra und Analysis, sowie zu einer einheitlichen Bezeichnungsweise in der Geometrie machen soll',

glaubte die Sektion nicht stattgeben, vielmehr Herrn Direktor Dronke unter Anerkennung der Tendenz seines Antrags ersuchen zu sollen, selbst bestimmte Vorschläge zu machen.

Endlich ein Antrag des Herrn Oberlehrer Dr. Nouvel aus Köthen:

'In den mathematischen Unterricht ist eine allgemeine Definition von 'Produkt' und 'Potenz' schon beim Beginn dieser Kapitel einzuführen'

wurde in der vorgelegten Form gleichfalls abgelehnt.

Diesem scheinbar negativen Ergebnis stand eine Fülle von Anregungen und Ausführungen der einzelnen Mitglieder gegenüber, welche das lebhafteste Interesse der Sektion in Anspruch nahmen.

Ein von umfangreichen Thesen begleiteter Antrag des Redakteurs Hoffmann aus Leipzig, betreffend die Vorbildung der Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaften, wurde erst gestern nach Schluſs der Sitzung überreicht und konnte deshalb nicht mehr verhandelt werden.

Nicht wenig aber wurde das Interesse der Versammlung erhöht durh eine, wenn auch für diesmal nur kleine Ausstellung von Lehrmitteln. Ich erwähne die Buchhandlung von Velhagen und Klasing, welche neu ausgestattete, recht brauchbare Logarithmentafeln von Greve übersandte, die Buchhandlung von Ackermann in Weinheim, von welcher der Mangsche Universalapparat hergeliehen war, vermehrt durch die von Professor Mang neuerdings konstruierten Zusatzapparate; ferner eine interessante Sammlung optischer und spektralanalytischer Apparate von Stöhrer und Sohn in Leipzig und eine ansprechende Sammlung elektrischer Apparate aus der Werkstatt von Wesselhöft in Halle a. S. Dazu kamen die stereometrischen Modelle zum Vortrag des Herrn Gymnasiallehrers Lucke, von Heinze selbst konstruiert, und die interessanten Apparate und Vorlagen zum Vortrage des Herrn Oberlehrers Dr. Böttcher, meist von Schülern selbst geliefert. Namentlich aber muſs ich hervorheben die reichhaltigen und recht instruktiven Sammlungen des hiesigen Gymnasiums und Realgymnasiums, welche uns mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit durch die hiesigen Kollegen, besonders durch Herrn Direktor Dr. Suhle zur Verfügung gestellt wurden.

So wurde das Interesse der mathematischen Sektion diesmal in dankenswerter Weise geweckt und auf die Dauer gefesselt.

Zweiter Präsident: Über die neusprachliche Sektion, von der Sie gelesen haben werden, daſs sie 28 Mitglieder zählte, also von nun an als die siebente ständige Sektion gelten wird, wird Herr Professor Dr. Lambeck die Güte haben Bericht zu erstatten.

Professor Dr. Lambeck (Köthen): Hochgeehrte Versammlung! Die neusprachliche Sektion konstituierte sich am 1. Oktober. Die Zahl der Mitglieder beträgt jetzt 47; die Sektion ist somit, wie schon der Herr Vorsitzende soeben erwähnte, für die künftigen Philologenversammlungen ständig.

Am 2. Oktober hielt Herr Oberlehrer Dr. Löwe aus Bernburg einen Vortrag über 'den Anfangsunterricht im Französischen', an den sich eine Besprechung schloſs, die am 4. Oktober fortgesetzt wurde.

Am 3. Oktober sprach Herr Oberlehrer Dr. Deutschbein aus Zwickau über 'die Lautphysiologie beim neusprachlichen Unterricht'. Nach längerer Debatte wurden folgende zwei Thesen einstimmig angenommen.

1) 'Trotz mehrfacher Bedenken ist es empfehlenswert, in der Schule beim neusprachlichen Unterricht von Anfang an die Resultate der Lautphysiologie zu verwerten.'

2) 'Dabei dürfen nicht einseitig die physiologisch-genetischen Vorgänge berücksichtigt werden, sondern in gleicher Weise die akustischen.'

Am 4. Oktober wurden zum ersten Vorsitzenden der Sektion für die nächste Philologenversammlung ich selbst, zum zweiten Vorsitzenden Herr Professor Dr. Vietor aus Marburg a. L., zu Schriftführern die Herren Oberlehrer Wetzel (Berlin) und Dr. Kühn (Wiesbaden) gewählt.

Nach längerem Meinungsaustausch über den Anfangsunterricht im Französischen wurde folgende These einstimmig angenommen:

'Im französischen, wie im englischen Anfangsunterricht ist der Lesestoff zum Ausgangs- und Mittelpunkt zu machen und die Grammatik ausschliefslich induktiv zu treiben.'

Zweiter Präsident: Meine hochgeehrten Herren! Sie haben die Berichte der Sektionen gehört, und ich bitte noch besonders im Namen des Präsidiums, dafs die Herren Vorstände die Protokolle bald einsenden wollen. Die Ergebnisse der allgemeinen Sitzungen hier in diesem Raume brauche ich nicht zu rekapitulieren; ich beschränke mich daher auf eine kurze Erwähnung dessen, was aufserhalb geschehen ist.

Wir nahmen teil an der Grundsteinlegung eines Denkmals für einen berühmten Sohn dieser Stadt,

'Wilhelm Müller',

dem Lehrer, Dichter, Griechenfreund, zu dauerndem Gedächtnis.

Neben dem Ausflug nach Wörlitz mit seinen archäologischen Schätzen und seinen Naturschönheiten wurde von einem grofsen Teile der Versammlung eine ehemalige Universitätsstadt besucht, welche nach hochbedeutsamer Seite hin eine Wiege der Entwickelung der neueren Zeit genannt werden mag. Auch sie wird eine Stelle in den Erinnerungen einnehmen, welche Sie von Dessau mit sich in die Heimat zurücktragen.

Möchten diese Erinnerungen im allgemeinen nicht zu viel Täuschungen in sich bergen! An redlichen Bemühungen, Ihnen den Aufenthalt hier zu erleichtern, hat es nicht gefehlt, — als Nicht-Dessauer darf ich es versichern; etwa minder Gelungenes werden Sie freundlichst entschuldigt haben. In Ihrer aller Namen darf ich den Dank aussprechen an die Einwohner der Stadt im ganzen, insbesondere an die Festausschüsse, die städtischen und staatlichen Behörden, wie es anderen Orts bereits mehrfach ausgesprochen worden ist und wohl immer noch der Ergänzung bedürfen wird.

Aber auch die Anhaltiner wissen Ihnen lebhaften Dank, dafs Sie diese schon 1852 und 1877 ins Auge gefafste kleinere unter den Städten Deutschlands nunmehr durch Ihre Versammlung geehrt haben; unser geistiges Leben wird reichen Gewinn daraus ziehen.

Im Namen des Präsidiums danke ich ferner aufs wärmste allen, welche Vorträge versprochen, beziehentlich gehalten haben, — allen, welche die Sektionen vorbereitet, beziehentlich geleitet haben, — allen, welche dazu beitrugen, die Erörterungen der Vorträge, Thesen, Beschlüsse fruchtbarer zu machen, das Gedeihen der Versammlung überhaupt gefördert haben.

Aus dem Widerstreite der Meinungen geht die Wahrheit hervor, soweit sie uns beschieden; ergiebt sich der Weg, auf dem die Forschung dem Ziele schnurgerade sich entgegenstreckt.

Wir danken allen vierhundertundsechs, die überhaupt erschienen sind, zum Teil aus entlegenen Teilen des Vaterlandes, ja aus jenseitigen Grenzen.

Weit entfernt, den Spruch auf uns anzuwenden:

πολλοὶ μὲν ναρθηκοφόροι, παῦροι δέ γε βάκχοι,

vertrauen wir vielmehr, dafs jeder ohne Unterschied in seinem Kreise etwas zu verwerten gefunden, das der Schule, der Wissenschaft, der idealen Volkswohlfahrt zu gute kommt.

Als mein hochverehrter Lehrer, der verewigte Nägelsbach, vor 33 Jahren jene herrliche, fast wie ein Familienfest mir erscheinende Erlanger Versammlung schlofs, deren sich in der heutigen Sitzung wohl nur noch zwei Mitglieder mit mir erinnern dürften, sprach er u. a. das beherzigenswerte Wort: 'Die Philologie verliert zum gröfsten Teile ihre praktische Bedeutung, wenn nicht die Ergebnisse ihrer Forschung durch die Schule dem Leben vermittelt werden; und die Schule verkümmert und erstirbt, wenn in ihr nicht der erfrischende, stets verjüngende Geist der lebenden fortschreitenden Wissenschaft herrscht, sondern nur das Gespenst eines stehen gebliebenen, immer mehr veraltenden Wissens umgeht.'

Möchte dies auch in Zukunft von uns beherzigt werden!

Meine Herren, die Tagesordnung ist erschöpft; ich schicke mich an, die Versammlung zu schliefsen.

Herr Hofrat Prof. Dr. von Urlichs bittet noch um das Wort; ich gebe es ihm.

Hofrat Prof. Dr. von Urlichs (Würzburg): Meine hochverehrten Herren! Es ist eine gute alte Sitte, dafs die scheidenden Teilnehmer einer Festversammlung, wie wir sie heute hinter uns haben, ein Wort des Abschieds und ein Wort des Dankes an diejenigen Personen richten, welche ihre Verhandlungen vorbereitet, geleitet, zu Ende geführt haben. Eine angenehme Pflicht und eine leichte Pflicht ist es für mich als einen derjenigen, die an früheren Versammlungen, an ihren Vorbereitungen und ihrer Leitung ebenfalls teilgenommen haben, — eine angenehme und eine leichte Pflicht ist es für mich, hier an diesem Orte, diesem Präsidium gegenüber, in dieser Versammlung ein herzliches Wort der Freude und des Dankes auszusprechen, des Dankes für all das Schöne und Gute, das uns hier in einem so reichen Mafse geboten worden ist, dafs ich in der That sagen kann: Vieler Menschen Städte habe ich gesehen und ihren Sinn kennen gelernt; aber eine Stadt, in welcher sich ein so fröhliches Aufblühen von Natur und Kunst mit einer wahrhaft verständigen und von der herzlichsten Wärme durchglühten Teilnahme an der Wissenschaft und ihren Vertretern in höherem Mafse findet, als hier in Dessau, eine solche Stadt — mufs ich sagen — ist mir nicht vorgekommen. (Bravo!) Meine Herren, wir werden einen unauslöschlichen Eindruck mit uns wegnehmen, einen unauslöschlichen Eindruck des Dankes an alle diejenigen, welche uns hier so freundlich entgegengekommen sind: von dem erlauchtesten Fürstenhause und der hohen Staatsregierung bis herab auf die bereitwilligste Dienstfertigkeit, die wir nicht genug anerkennen können, welche uns von seiten der studierenden oder der studieren werdenden jungen Leute zu teil geworden ist, welche uns als διάκτοροι, als die ὀτρηροὶ θεράποντες (Heiterkeit) mit Aufopferung grofser physischer Kraft geführt haben durch die Gassen, so dafs wir uns immer wieder an dem richtigen Orte befanden. Also dieser rüstigen, dienstwilligen Jugend — und das ist wohl die einzige Lücke, die hier noch auszufüllen ist — erlaube ich mir meinerseits auch noch meinen Dank auszusprechen.

Meine Herren, diese jetzige Philologenversammlung, welche mit einer solchen Umsicht und mit einer solchen Teilnahme von dem Präsidium und seinen Assistenten geleitet worden ist, dafs auch in dieser Beziehung wir sagen können: es ist eine Musterleitung gewesen (Bravo!), — diese Philologenversammlung hat wieder in hohem Mafse — und es gereicht mir zur herzlichen Freude, das aussprechen zu können — die Lebenskraft dieser Institution an den Tag gelegt, eine Lebenskraft, die nicht so sehr allein in den positiven Resultaten sich äufsert, welche die hiesigen Beratungen mit sich geführt haben, und auch die sind nicht gering anzuschlagen; aber sie würden gegenüber der umfassenden Thätigkeit, die sich in verschiedenen Teilen unseres Vaterlandes in den Äufserungen von Vereinen gröfseren und kleineren Umfanges kundgiebt, vielleicht keine hervorragende Bedeutung für sich in Anspruch nehmen können. Aber die Gemeinschaftlichkeit, die Vereinigung aller derjenigen, welche gleichartig denken und fühlen, aus den verschiedensten Teilen unseres Vaterlandes, die schlage ich nicht allein für den Kopf, sondern auch für das Herz höher noch an, als dasjenige, was im einzelnen hier geschehen ist. Eine partikularistische Leistung von seiten eines noch so hoch anzuschlagenden Provinzial- und anderen Vereines kann dieses Gefühl der Gemeinsamkeit, der Zusammengehörigkeit nicht ersetzen. Und wie sich durch das harte Gestein des Thüringer Waldes immer ein neues Thor eröffnet, welches den Süden und den Norden mit einander verbindet, so dürfen Sie erwarten, dafs in jeder solchen Philologenversammlung ein Stein mehr aus der morschen Ruine der immer noch hier und da bestehenden partikularistischen Bestrebungen sich entfernt. (Bravo!) Diese nationale Bedeutung der Philologenversammlung hervorgehoben zu haben, gereicht mir zur lebhaften Freude. Meine Herren, erheben Sie Sich von Ihren Sitzen, um dem Präsidium Ihren Dank für seine Thätigkeit auszusprechen! (Die Versammlung erhebt sich unter lebhaftem Bravo.)

Zweiter Präsident: So schliefse ich namens des Präsidiums mit dem wärmsten Dank auch noch für diese liebenswürdigen, freundlichen Worte die Dessauer Philologenversammlung: Fuit conventus philologorum et praeceptorum Germanicorum trigesimus septimus, — vivat duodequadragesimus!

(Schlufs der Sitzung $1\frac{1}{2}$ Uhr.)

Verhandlungen der Sektionen.

I. Pädagogische Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Rümelin, Oberschulrat. Dessau. I. Vorsitzender.
2. Anton, Dr., Gymnasialdirektor. Naumburg a/S. II. Vorsitzender.
3. Albracht, Dr., Professor. Schulpforta.
4. Arnoldt, Dr., Gymnasialdirektor. Prenzlau.
5. Bennhold, Oberlehrer. Dessau.
6. Bergter, Oberlehrer. Dessau.
7. Bindseil, Dr., Oberlehrer. Berlin.
8. Boldt, Dr., Oberlehrer. Eberswalde.
9. Brandt, Gymnasialdirektor. Bernburg.
10. Brandt, Oberlehrer. Grimma.
11. Bräuner, Inspektor. Zerbst.
12. Brennecke, Dr., Rektor. Friedland i/W.
13. Brinckmeier, Dr., Professor. Ballenstedt
14. Conrad, Gymnasiallehrer. Neu-Ruppin.
15. Cramer, Oberlehrer. Bernburg.
16. Crusius, Dr. Leipzig.
17. Decker, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
18. Dieck, Dr., Oberlehrer. Schulpforta.
19. Dinter, Dr., Professor. Grimma.
20. Droste, Gymnasiallehrer. Detmold.
21. Eberhard, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
22. Eckstein, Dr., Professor. Leipzig.
23. Eckstein, Dr., Gymnasiallehrer. Zittau.
24. Ehling, Dr., Gymnasiallehrer. Celle.
25. Euler, Dr., Professor. Berlin.
26. Fischer, Dr., Realgymnasialdirektor. Bernburg.
27. Förstemann, Cand. prob. Magdeburg.
28. Franke, Dr., Oberlehrer. Dessau.
29. Fräsdorf, Realgymnasiallehrer. Dessau.
30. Friedel, Dr., Gymnasialdirektor. Stendal.
31. Friedrich, Gymnasiallehrer. Mühlhausen i/Th.
32. Fügner, Dr., Konrektor. Nienburg a/W.
33. Fulda, Dr., Gymnasialdirektor. Sangerhausen.
34. Goldmann, Dr., Oberlehrer. Halle a/S.
35. Greger, Oberlehrer. Zerbst.
36. Grosser, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. Wittstock.
37. Haack, Realgymnasiallehrer. Osterode.
38. Haacke, Dr., Professor. Burg.
39. Hachtmann, Dr., Professor. Dessau.
40. Hedicke, Dr., Professor. Quedlinburg.
41. Heinzelmann, Dr., Oberlehrer. Erfurt.
42. Herrmann, Gymnasiallehrer. Seehausen i. A.
43. Hifsbach, Rektor. Dessau.
44. Jahn, Pfarrer. Pötnitz b. Dessau.
45. Jobst, Oberlehrer. Stettin.
46. John, Rektor. Havelberg.
47. Junge, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. Greiz.
48. Jungmann, Dr., Rektor und Professor. Leipzig.
49. Kannengiefser, Dr, Gymnasiallehrer. Lüneburg.
50. Kehrbach, Dr. Berlin
51. Kern, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. Berlin.
52. Kern, Gymnasialdirektor. Frankfurt a/O.
53. Kirchner, Dr., Gymnasiallehrer. Wismar.
54. Klein, Dr., Gymnasialdirektor. Eberswalde.
55. Knoche, Dr., Gymnasiallehrer. Magdeburg.
56. Knoke, Dr, Oberlehrer. Bernburg.
57. Köhler, Direktor. Bernburg.
58. Köhler, Rektor. Königswinter.
59. Köhler, Dr., Oberlehrer. Dessau.
60. Kolbe, Dr., Gymnasialdirektor. Treptow a/R.
61. Krause, Dr., Professor. Zerbst.
62. Krüger, Prof. Dr., Schulrat und Gymnasialdirektor. Dessau.
63. Kuthe, Dr., Gymnasiallehrer. Wismar.
64. Lademann, Professor. Greifswald.
65. Lammert, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
66. Lindner, Gymnasialdirektor. Hirschberg i. Schl.

67. Lortzing, Dr., Professor. Berlin.
68. Lübbert, Dr., Gymnasiallehrer. Halle a/S.

69. Meier, Gymnasialdirektor. Schleiz.
60. Miehe, Realgymnasiallehrer. Halberstadt.
71. Muff, Dr., Gymnasialdirektor. Stettin.
72 Müller, Dr., Professor. Arnstadt i. Th.
73. Münnich, Dr., Gymnasialdirektor. Norden.

74. Niemeyer, Dr., Gymnasiallehrer. Potsdam.

75. Ortmann, Dr., Professor. Schleusingen.

76. Pfautsch, Gymnasialdirektor. Spandau.
77. Plathner, Gymnasiallehrer. Bernburg.
78. Pöhlig, Dr., Oberlehrer. Seehausen i. A.
79. Polthier, Gymnasiallehrer. Wittstock.
80. Prenzel, Gymnasiallehrer. Stendal.

81. Rasmus, Dr., Gymnasialdirektor. Brandenburg a/H.
82. Reinicke, Gymnasiallehrer. Dessau.
83. Richter, Dr., Rektor. Eisleben.
84. Richter, Professor, Rektor. Leipzig.
85. Rogge, Dr., Oberlehrer. Fürstenwalde.
86. Röhl, Dr., Gymnasialdirektor. Königsberg i/N.

87. Schaper, Dr., Gymnasialdirektor. Berlin.
88. Schimberg, Dr., Gymnasiallehrer. Ratibor.
89. Schnelle, Prof. Dr., Rektor. Grimma.
90. Schrader, Dr., Geh. Regierungsrat und Universitätskurator. Halle a/S.
91. Schroeter, Dr., Cand. prob. Zerbst.
92. Schubring, Gymnasiallehrer. Berlin.
93. Schubring, Dr., Gymnasialdirektor. Lübeck.
94. Schulze, Dr. Lübeck.
95. Stier, Gymnasialdirektor. Zerbst.
96. Stier, Professor. Wernigerode.
97. Stoy, Prof. Dr., Schulrat. Jena.
98. Stürenburg, Prof. Dr., Konrektor. Leipzig.

99. Thiele, Gymnasiallehrer. Stettin.
100. Thomaszewski, Gymnasialdirektor. Konitz i. Westpr.
101. Todt, Dr., Provinzialschulrat. Magdeburg.

102. Urban, Prof. Dr., Propst. Magdeburg.

103. Völcker, Dr., Direktor. Schönebeck.

104. Wäschke, Dr., Oberlehrer. Zerbst.
105. Weber, Dr. Berlin.
106. Weber, Dr., Gymnasialdirektor. Eisenach.
107. Wegener, Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
108. Wehrmann, Geh. Regierungs- und Provinzialschulrat. Stettin.
109. Weifsenborn, Professor. Erfurt.
110. Weifsenborn, Dr., Oberlehrer. Mühlhausen i. Th.
111. Wessel, Dr., Oberlehrer. Küstrin.
112. Weyhe, Dr., Oberlehrer. Dessau.
113. Wilmers, Gymnasiallehrer. Schulpforta.
114. Wittich, Dr., Realgymnasialdirektor. Kassel.
115. Wittig, Gymnasiallehrer. Dessau.
116. Wolffgram, Dr., Gymnasiallehrer. Prenzlau.
117. Wörner, Prof. Dr., Konrektor. Leipzig.

118. Zelle, Dr., Oberlehrer. Berlin.
119. Zippel, Dr., Oberlehrer. Greiz.

Erste (konstituierende) Sitzung
am 1. Oktober 1884.

Nach dem Schlusse der ersten allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in der Aula des Gymnasiums. Zum ersten Vorsitzenden wählten die Anwesenden Herrn Oberschulrat Rümelin (Dessau), zum zweiten Vorsitzenden Herrn Gymnasialdirektor Dr. Anton (Naumburg), zu Schriftführern Herrn Prof. Dr. Hachtmann (Dessau) und Herrn Realgymnasiallehrer Fräsdorf (Dessau). Bereits befanden sich in den Händen sämtlicher Mitglieder die zur Verhandlung stehenden gedruckten Thesen, welche dem Präsidium der Versammlung auf Wunsch desselben zur Ermöglichung rechtzeitigen Druckes schon vor Beginn derselben zugegangen waren. Die Tagesordnung wurde demgemäfs so festgestellt, dafs am Donnerstag über die Thesen des Herrn Prof. Stier (Wernigerode), am Freitag über die des Herrn Prof. Dr. Euler (Berlin) und am Sonnabend über die des Herrn Oberlehrer Dr. Heinzelmann (Erfurt) verhandelt werden sollte.

An Druckschriften waren ausgelegt:

1) Die neueste Nummer der 'Berliner philologischen Wochenschrift'.
2) Eine Probenummer der im Verlage von A. Hofmann & Comp. in Berlin demnächst erscheinenden 'Monumenta Germaniae paedagogica' von Dr. Karl Kehrbach (Berlin).
3) Ein Heft des 'Jahresberichts der klassischen Philologie' von Bursian, fortgesetzt von Iwan Müller.
4) Ein Probeabzug von 'Bindseil, der deutsche Aufsatz in Prima'. Berlin, Gärtners Verlag.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

Vorsitzender: Oberschulrat Rümelin (Dessau).

Vortrag des Herrn Professor Stier (Wernigerode):

'Darf das Mittelhochdeutsche vom Lehrplane der Gymnasien und Realgymnasien ausgeschlossen werden?'

Hochgeehrte Herren! Ehe wir in die Diskussion der von mir gestellten Thesen, die sich in Ihren Händen befinden, eintreten, sei es mir gestattet, einige erläuternde und begründende Worte vorauszuschicken. Die Frage, ob sich unsere höhern Lehranstalten mit Unterricht im Mittelhochdeutschen befassen dürfen oder sollen, ist schon oft in gröfsern oder kleinern Versammlungen von Schulmännern erörtert worden, aber immer noch nicht endgiltig entschieden. Im Jahre 1861 nahm die Philologenversammlung zu Frankfurt a. M. mit grofser Majorität die Thesen Rudolf v. Raumers an, die es als eine Aufgabe des Gymnasiums bezeichneten, durch Einführung in die Elemente des Mittelhochdeutschen und die grammatisch und lexikalisch sorgfältige Lektüre mittelhochdeutscher Dichtungen den Schülern den Zugang zur altdeutschen Litteratur zu öffnen und sie in die Geschichte der deutschen Sprache einzuführen. Aber wenn es darnach auch eine Zeit lang scheinen mochte, als werde es bald dahin kommen, dafs die Frage nach der Berechtigung des Mittelhochdeutschen im Lehrplane unserer höhern Lehranstalten allgemein bejaht werde und wenigstens kein Gymnasium ihm die Aufnahme noch versagen könne, so blieb doch der Rückschlag nicht aus. Es wurden schwerwiegende Zweifel und Bedenken gegen diesen Unterricht geltend gemacht, und wenn auch gewichtige Autoritäten, wie Schrader, Laas, Wendt, Dietrich an der Überzeugung, dafs das Mittelhochdeutsche von unsern Schulen nicht auszuschliefsen sei, festhielten, so durfte doch niemand, der beachtete, von welcher Seite jene Bedenken ausgingen, dieselben mit dem in manchen andern Fällen zutreffenden Worte abweisen: 'ars non habet osorem nisi ignorantem'.

Wer nun als unbefangener Beobachter all diese Kundgebungen überblickte, der konnte daraus wohl kaum den Eindruck gewinnen, als habe sich der im Laufe der letzten Jahrzehnte eingeführte Unterricht im Mittelhochdeutschen überhaupt nicht bewährt und verdiene als überflüssig und unnütz oder gar für Erreichung der eigentlichen Ziele des deutschen Unterrichts hinderlich allenthalben, wo er bestehe, wieder beseitigt zu werden.

Und wenn man die von den Gegnern vorgebrachten Gründe näher betrachtete, so schienen diese nicht sowohl in der Natur der Sache zu liegen, als in gewissen Schwierigkeiten und Übelständen, die vielleicht nicht so sehr wegen ihrer Unvermeidlichkeit hervorgetreten waren, als infolge einer methodisch nicht angemessenen Behandlung. Auch fand sich kaum einer, der den Unterricht im Mittelhochdeutschen unbedingt verworfen hätte, sondern die, welche ihn vom Lehrplane ausgeschlossen wissen wollten, erklärten nur, dafs unter den gegebenen Umständen für ihn kein Raum bleibe, dafs er minder wichtig und notwendig sei als vieles andre, das darüber nicht versäumt werden dürfe, und insbesondere behaupteten sie, die Erfahrung habe gelehrt, dafs der Erfolg dieses Unterrichts der aufgewandten Mühe und Arbeit nicht entspreche.

Man hätte daher vielleicht erwarten können, dafs durch die neuen Lehrpläne, die für die höhern Lehranstalten Preufsens am 31. März 1882 erlassen wurden, dem mittelhochdeutschen Unterricht eine ähnliche Stellung zugewiesen worden wäre wie der philosophischen Propädeutik, d. h. dafs derselbe für fakultativ erklärt worden wäre und die Erlaubnis zur Erteilung desselben davon abhängig gemacht, dafs eine geeignete Lehrkraft vorhanden wäre und die notwendigen Ziele des deutschen Unterrichts auch unter Beibehaltung des Mittelhochdeutschen erreicht werden könnten. Dies ist jedoch nicht geschehen, sondern dieser Unterricht ist (wie die vom Referenten hier verlesenen „Erläuterungen“ jener Lehrpläne zeigen) vom Lehrplane der höhern Schulen Preufsens durch jene neuen Bestimmungen so gut als unbedingt ausgeschlossen worden.

Je unerwarteter diese Entscheidung gekommen, um so entschiedener ward sie von kompetenten Stimmführern in und aufserhalb Preufsens bedauert. Ich erwähne hier nur die Erklärungen, die darüber Wiese („Pädagogische Ideale und Proteste“, S. 121), Jaeger (in der Beurteilung der neuen Lehrpläne in den Masius'schen Jahrbüchern 1882, Aug. u. Sept., sowie in „Aus der Praxis“ S. 84) und ganz neuerdings E. Goebel (Gymnasium 1884, Nr. 17) abgegeben.

Da nun auch einige deutsche Staaten, die sonst mit den neuen preufsischen Lehrplänen in den Hauptpunkten durchaus übereinstimmen, im ausdrücklichen Gegensatz zu jenen den mittelhochdeutschen Unterricht festhalten, so ist wohl eine Besprechung dieser Frage, die Wiese im Jahre 1861 in Frankfurt als eine „nationale Angelegenheit“ bezeichnete, in unserer heutigen Versammlung durchaus angezeigt und zeitgemäfs. Und die entschiedene Überzeugung, dafs etwas versäumt werde, was eigentlich geschehen müsse, wenn diese für unser nationales Leben so wichtige Frage jetzt hier nicht besprochen werde, hat mich dazu bewogen die Sache, die ich vor einigen Monaten in einer kleinern Versammlung zur Sprache brachte, auch hier zu vertreten. Freilich hätte ich im Interesse der Sache dringend gewünscht, dafs ein Berufenerer und Erfahrenerer hier an meiner Stelle stünde, da ich gerade mit diesem Teile des deutschen Unterrichts durchaus nicht so lange mich habe befassen können als manche der anwesenden Herren.

Eintritt in die Debatte.

These 1:

'Die Idee der nationalen Bildung fordert eine Einführung der Schüler der Gymnasien und Realgymnasien in die deutsche Dichtung des Mittelalters; denn in den besten Erzeugnissen jener hat sich der

deutsche Geist einen so vollkommenen und eigenartigen Ausdruck geschaffen, dafs kein anderes Element unserer höheren Schulbildung einen hinreichenden Ersatz für die Kenntnis derselben gewährt.'

Stier (Wernigerode): Ich will auf den poetischen Wert unserer mittelalterlichen Dichtungen hier nicht einen besondern Nachdruck legen, obgleich ich nicht zugebe, dafs man den Vorwurf der Inkongruenz von Form und Inhalt gegen dieselben überhaupt ohne Unterschied und Einschränkung mit Recht erheben darf. Ein andres Motiv ist hier wichtiger und durchschlagender: der sittliche Gehalt und nationale Geist. Darüber viel zu sagen ist hier gewifs nicht erforderlich. Es ist Pflicht der Schule, das natürliche Interesse, das der Knabe für die Helden der deutschen Vorzeit mitbringt, zu pflegen, lebendig zu erhalten, zu steigern und in den Dienst ihrer höchsten Zwecke zu stellen. Damit der heranwachsende Jüngling sich der Gröfse seiner Verpflichtung gegen sein Volk voll bewufst werde, damit sein nationales Selbstgefühl ein begründetes und geläutertes sei, mufs er vertraut sein mit den Erzeugnissen, in denen sich die nationale Eigenart den vollkommensten Ausdruck geschaffen; er mufs wirklich, als mitlebend und mitempfindend, heimisch sein in der Geschichte seines Volkes. Einen Ersatz für das, was Nibelungenlied und Walther, wenn der Jüngling von ihnen einen nachhaltigen Eindruck empfängt, in ihm wirken, bietet weder irgend ein Werk unsrer neuern Litteratur, die ohne das Nibelungenlied ebenso unvollständig ist wie die griechische Litteratur ohne Homer, noch die deutsche Geschichte. Vielmehr bedarf gerade die Geschichte des Mittelalters, damit sie für den Schüler verständlich und lebendig werde, einer Unterstützung durch Versenkung in die Gedichte jener Zeit. Der Schüler kann nicht aus mittelalterlichen Geschichtsquellen schöpfen, wie er Thukydides und Sallust, Cäsar und Livius liest. Wie soll er ohne Vertrautheit mit hervorragenden Erzeugnissen des Geistes jener Zeit sich wirklich in Geist, Stimmung, Gefühl und Leben jener Zeit hineinversetzen? Denn diese kommen, da die Poesie φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ἱστορίας, in der Poesie zum vollern, konkretern, kräftigern und wirksamern Ausdruck als in irgend welchen einzelnen geschichtlichen Begebenheiten. Wie ganz anders lebendig wird dem Schüler die geistig so reiche und von so gewaltigen Kämpfen tiefbewegte Hohenstaufenzeit, wenn er die so individuell ausgeprägte Dichterpersönlichkeit Walthers lieb gewinnt und sich in ihn hineinlebt? Und in dieser Hinsicht halte ich es auch für wichtig, dafs der Schüler nicht nur mit der Nibelungensage in irgend welcher Prosaform oder modernen Bearbeitung, sondern mit dem mittelhochdeutschen Liede in der Ursprache bekannt und vertraut werde. Dasselbe ist, wenn es auch die Sage nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt uns bietet, doch das einzige in deutscher Sprache erhaltene umfassende Denkmal derselben und das an Bedeutung alle andern Volksepen weit überragende Volksepos, also das vornehmste Gedicht, in dem die deutsche Heldensage poetische Gestaltung gewonnen. Kulturhistorisch betrachtet ist es daher durchaus nicht gleichgiltig, ob wir das nun einmal infolge der thatsächlichen geschichtlichen Entwickelung in dieser Gestalt sich bietende mittelhochdeutsche Epos oder eine von demselben doch immer irgendwie abweichende Darstellung der Sage dem Schüler bieten; und ich halte es für angemessen, dafs man erst vom Nibelungenliede ausgehend den Schülern einen Blick in die Vorgeschichte der Sage eröffne.

Der Vorsitzende stellt die Frage, ob die Ordnung der Thesen eingehalten werden solle oder nicht.

Dieck (Schulpforta) trägt darauf an, These 1 und 3 mit einander zu verbinden, wogegen der Vorsitzende bemerkt, dafs nichts entgegenstehe, beide Thesen auseinanderzuhalten.

Eckstein (Leipzig) hätte lieber gesehen, wenn These 3 zuerst behandelt würde, da nur durch die Erlernung der mittelhochdeutschen Sprache ein volles Verständnis der Dichtungen möglich sei; doch hat er auch nichts dagegen, dafs These 1 zuerst besprochen werde.

Dieck ist der Überzeugung, dafs Stier den mittelhochdeutschen Dichtungen, namentlich dem Nibelungenliede einen zu hohen Wert beilege; bei der Behandlung des letzteren mache man nur allzuhäufig die Beobachtung, dafs das Interesse, welches die Schüler der Dichtung entgegenbrächten, recht bald erlahme und eine gewisse Enttäuschung eintrete. Es komme bei diesem Epos vornehmlich darauf an, dem Schüler die Sage zu vermitteln, und zu diesem Zwecke genüge es, nur einige Abschnitte daraus ihm mitzuteilen. Anders stehe es mit den Gedichten Walthers von der Vogelweide, und das Lesen derselben in einer neuhochdeutschen Übersetzung genüge hier nicht. Ganz besonders wichtig erscheine es aber, dafs der Schüler mit der Sprache jener Zeit bekannt gemacht werde.

Bindseil (Berlin) billigt die Äufserungen seines Vorredners und macht auf ein von ihm verfafstes Buch 'Der deutsche Aufsatz in Prima', das demnächst erscheinen wird, aufmerksam; es seien in demselben mehrere auf das Nibelungenlied bezügliche Themata behandelt, welche die Quintessenz der ganzen Dichtung enthielten.

Der Vorsitzende giebt zu bedenken, dafs solche Erörterungen zu weit von der Sache abführen, und empfiehlt, zunächst die These selbst bis zu den Worten 'in die deutsche Dichtung des Mittelalters' zu besprechen.

Höfer (Bernburg) hält den Begriff 'Dichtung des Mittelalters' für zu eng gefafst und vermifst in den Ausführungen Stiers den Hinweis auf das deutsche Volkslied und die Dichtungen von Hans Sachs, die für die Geschichte des deutschen Dramas von Bedeutung seien.

Stier macht dagegen darauf aufmerksam, dafs in These 3 darauf hingewiesen werde.

Wegener (Magdeburg) und Anton (Naumburg) sprechen sich dafür aus, zunächst den vom Vorsitzenden bezeichneten Teil der These zu besprechen.

Eckstein (Leipzig) meint, es sei für die Sache nicht ersprieſslich, wenn jeder mit seinen Liebhabereien komme; er rät, umsomehr sich auf den ersten Teil der These zu beschränken, da ja der zweite nur Motive enthalte und über diese überhaupt nicht abgestimmt werde.

Rümelin giebt Eckstein darin recht, findet aber die Worte 'eine Einführung der Schüler in die deutsche Dichtung des Mittelalters' zu allgemein gehalten und schlägt nach einer Zwischenbemerkung des Referenten, dafs er nur an das Nibelungenlied und Walther gedacht habe und vielleicht nur noch Freidank hineingezogen wissen wolle, die Fassung vor: 'in die für die deutsche Sage und Geschichte wichtigsten Erscheinungen der mittelalterlichen Litteratur'.

Wegener (Magdeburg) ist dagegen; er betont mehr die nationale Bedeutung der mittelhochdeutschen Dichtungen, da es für die Geschichte wichtigere Quellen gebe.

Rümelin erklärt, dafs er nur an die Dichtungen jener Zeit gedacht habe.

Um zu vermitteln, schlägt Anton vor: 'die Haupterzeugnisse der deutschen Dichtung des Mittelalters'.

Schaper (Berlin) hält eine solche Beschränkung nicht für notwendig und vermag den Nutzen der bisherigen Diskussion nicht einzusehen, während

Müller (Arnstadt) es doch für wünschenswert hält, gerade die Dichtungen zu nennen, auf die es ankomme. Er will deshalb den Worten der These noch hinzufügen: 'insbesondere in das Nibelungenlied und die Gedichte Walthers von der Vogelweide'.

Während Rümelin in Übereinstimmung mit Müller (Arnstadt) sich dahin ausspricht, dafs man sich auf diese Dichtungen zu beschränken habe, will Lademann (Greifswald) auch noch den Parcival Wolframs mit hineingezogen wissen, worauf Rümelin entgegnet, dafs ja durch die von Müller vorgeschlagene Fassung die Lektüre einzelner Abschnitte aus dieser Dichtung nicht gerade ausgeschlossen werde.

Schrader (Halle) spricht sich mit Entschiedenheit gegen die Lektüre Wolframs aus und ersucht die Versammlung, Ecksteins Antrag anzunehmen und die Motive aufser acht zu lassen.

Der Vorsitzende schreitet darauf über den Antrag Eckstein-Schrader zur Abstimmung, und die These wird in folgender Fassung angenommen:

> 'Die Idee der nationalen Bildung fordert eine Einführung der Schüler der Gymnasien und Realgymnasien in die deutsche Dichtung des Mittelalters'.

These 2:

> 'Die vorhandenen Übersetzungen mittelhochdeutscher Gedichte sind nur ein schwacher und unzureichender Ersatz für die originalen Dichtungen, und der Gebrauch derselben in der Schule widerspricht den sonst für den Sprachunterricht geltenden Grundsätzen'.

Stier (Wernigerode): In den Erläuterungen zu den neuen preufsischen Lehrplänen heifst es: 'Vorausgesetzt wird dabei, dafs die Schüler aus guten Übersetzungen einen Eindruck von der Eigentümlichkeit der frühern klassischen Periode unserer Nationallitteratur gewinnen'. Ich möchte dazu bemerken: Mögen jene Übersetzungen noch so gut sein, was entschieden bestritten wird, um die Eigentümlichkeit jener Gedichte zu zeigen, sind sie sicherlich nicht gut genug. Von dieser geht eben durch eine Übersetzung an sich schon viel verloren. Dem Lehrer aber, der die Originale kennt und liebt, wird Lust und Freudigkeit nicht wenig geschmälert, wenn er statt jener nur mangelhafte Übersetzungen mit den Schülern lesen soll. Eine auch für den Schüler auffallende Inkonsequenz aber ist es, wenn man bei der Lektüre fremder alter oder neuerer Schriftsteller den Gebrauch der Übersetzungen verpönt und die durch jene nicht vermittelte Einführung in die originalen Werke, das 'animos ad fontes conferre' für eine Hauptaufgabe des ganzen Unterrichts hält, statt der in der ältern Form unserer eignen Muttersprache abgefafsten Gedichte dagegen dem Schüler nur Übersetzungen bietet, die noch dazu aus bekannten und naheliegenden Gründen mangelhafter sind als die jetzt vorhandenen Übersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller.

Eckstein (Leipzig) hält den Inhalt der These für so unbestreitbar richtig, dafs es gar nicht nötig sei, in eine Diskussion über dieselbe einzutreten, und so erfolgt denn die einstimmige Annahme derselben in der vom Referenten vorgeschlagenen Form.

These 3:

'Auch die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache, obwohl für die Schule zunächst nur Mittel zum Zweck, gewährt grofse Vorteile einerseits für jeden Gebildeten, insofern auf ihr das Verständnis vieler Erscheinungen im Bereiche der neuhochdeutschen Sprache und der gegenwärtigen deutschen Mundarten beruht, andrerseits für die Fachstudien nicht nur der Philologen, sondern auch der Historiker und der Theologen und ganz besonders der Juristen'.

Stier (Wernigerode): Rudolf v. Raumer bezeichnete die durch den Gymnasialunterricht erreichte Kenntnis des Griechischen und Lateinischen neben der weitgehenden Unkenntnis der eigenen Muttersprache als einen 'widernatürlichen Zustand'. Nun hat man gerade in neuester Zeit eine Unsicherheit und Schwäche des Sprachgefühls auch bei Gebildeten bemerkt und es als eine Aufgabe der Schule erkannt, durch grammatische Erkenntnis der Muttersprache jenem Übel entgegenzuwirken. Diese grammatische Erkenntnis findet naturgemäfs ihren besten Halt und Abschlufs durch die Kenntnis der geschichtlichen Entwickelung unserer Muttersprache; und wenn wir auch auf der Schule, etwa abgesehen von der Erläuterung einiger Hauptgesetze durch Herbeiziehung althochdeutscher Formen, uns auf das Mittelhochdeutsche beschränken müssen, also nicht durch 15, sondern nur durch 7 Jahrhunderte diese Entwickelung zurückverfolgen, so ist doch auch damit schon viel gewonnen gegenüber einer allein auf das Neuhochdeutsche sich beschränkenden Sprachkenntnis. Denn die Kenntnis der Sprache des 13. Jahrhunderts wirft ein helles Licht auf viele sonst unverständliche Erscheinungen im Gebiete der gegenwärtigen Sprache; durch sie werden viele in ihrem ursprünglichen Sinn sonst nicht mehr erkennbare Wörter durchsichtig. Nicht nur die ältere Litteratur des unter dem Namen 'neuhochdeutsch' begriffenen Zeitraums bietet viele Erscheinungen, die vom Standpunkt der gegenwärtigen Sprache aus nicht mehr verstanden werden, sondern auch die gegenwärtige Sprache giebt Anlafs zu manchen Kontroversen und Streitfragen, z. B. die Orthographie, die Berechtigung irgendeiner Flexionsform betreffend. Es ist bekannt, wie schiefe und verkehrte Urteile in diesen Dingen oft von solchen gefällt werden, die die geschichtliche Entwickelung der Sprache nicht kennen. Es ist also notwendig, dafs man zwischen sonst und jetzt eine Brücke schlage. Erst durch diese geschichtliche Erkenntnis gewinnt man eine richtige Vorstellung vom Leben und von der Entwickelung einer Sprache überhaupt. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet erscheint die Kenntnis des Mittelhochdeutschen für den Realschüler noch wichtiger als für den Gymnasiasten, der wenigstens durch die Vergleichung der verschiedenen griechischen Sprachformen einen Einblick in das geschichtliche Leben einer Sprache gewinnt. Durch solche geschichtliche Erkenntnis wird auch die richtige Auffassung des Verhältnisses der Schriftsprache zur Volksmundart wesentlich gefördert und damit die Würdigung des eigenartigen Wertes alles Volkstümlichen.

Was sodann die in der These genannten Fachwissenschaften betrifft, so dürften diese mit einem gewissen Rechte verlangen können, dafs ihnen die Schule den Schlüssel

zu dem Verständnis älterer deutscher Sprachformen mitgebe. Die Elemente einer Sprache zu erlernen ist naturgemäfs sowohl wegen des Alters der Schüler als auch wegen der Unterrichtsmethode das Gymnasium ein viel geeigneterer Ort als die Universität. Dazu kommt nun noch, dafs die von germanistischen Professoren gehaltenen Universitätsvorlesungen dem Bedürfnisse der Juristen, Theologen und Historiker nicht entsprechen, die, ohne zu einem eingehendern Studium der Sprache und Litteratur auch nur hinreichend Zeit zu haben, sich doch soviel Kenntnis der ältern deutschen Sprache aneignen wollen, um für sie wichtige Quellenschriften, z. B. ältere deutsche Rechtsbücher, Schriften der Mystiker, zu verstehen. Das Gesagte gilt vor allem von den Juristen, für deren wissenschaftliche Durchbildung ein genaues Quellenstudium des ältern deutschen Rechtes jetzt erforderlich geworden ist (s. R. Stier in den Masius'schen Jahrbüchern 1883, Januar).

Wegener (Magdeburg) ist im ganzen mit der These einverstanden, tadelt aber den utilitarischen Standpunkt des Referenten, zumal da die Theologen, Juristen u. s. w. sich doch ausreichende Kenntnisse für ihr Spezialfach auf der Schule nicht erwerben können.

Stier: Er habe diesen Punkt nicht besonders betonen wollen und habe seiner nur Erwähnung gethan, um die Vorwürfe der Gegner des mittelhochdeutschen Unterrichts mehr zu entkräften; und immerhin sei die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache der Schlüssel für das Verständnis älterer Sprachdenkmäler, sowie für Erscheinungen auf dem Gebiete der neuhochdeutschen Litteratur und Sprache.

Ortmann (Schleusingen) will in der These das Wort 'einerseits' und den Schlufssatz von 'andrerseits' ab gestrichen wissen, da letzterer vielfach bestritten werden könne.

Eckstein (Leipzig) geht noch weiter und will auch die Worte 'für jeden Gebildeten' beseitigen.

Anton (Naumburg): Auch das sei noch nicht genügend; da die ganze These nur Motive enthalte und man über diese nicht wohl abstimmen könne, so empfehle es sich, auf eine Diskussion derselben nicht weiter einzugehen.

Rümelin erklärt sich dagegen, weil sonst die Verbindung mit der 4. und 5. These vermifst werde; dieselbe Ansicht vertritt auch Wegener (Magdeburg), und beide treten der Meinung Ecksteins bei.

Dieck (Schulpforta) macht den Vorschlag, den Wortlaut der These folgendermafsen abzuändern: 'Auch die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache hat einen selbständigen Wert für die nationale Bildung'.

Während Referent und Schaper (Berlin) der von Dieck vorgeschlagenen Fassung beistimmen, erklärt sich Eckstein dagegen und bezeichnet diese Fassung als zu allgemein.

Unter den obwaltenden Umständen hält Schrader (Halle) es für ratsam, zur Abstimmung über Ecksteins und Diecks Anträge zu schreiten. Nachdem der Vorsitzende beide noch einmal gegenübergestellt hat, läfst er zuerst über Ecksteins Vorschlag abstimmen, welcher mit Majorität angenommen wird.

Die These lautet demnach nunmehr:

> 'Auch die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache, obwohl für die Schule zunächst nur Mittel zum Zweck, gewährt grofse Vorteile, insofern auf ihr das Verständnis vieler Erscheinungen im Bereiche der neuhochdeutschen Sprache und der gegenwärtigen deutschen Mundarten beruht'.

These 4:

'Um die bisher im mittelhochdeutschen Unterricht hervorgetretenen Übelstände und Schwierigkeiten möglichst zu vermeiden und auch diesen Unterricht für die Weckung und Entwickelung der Geisteskräfte möglichst nutzbar zu machen, empfiehlt sich für die Einführung in die mittelhochdeutsche Sprache die u. a. beim Beginn der Homer- und Herodotlektüre schon mit gutem Erfolge angewandte heuristische und induktive Methode'.

Auf einen Vorschlag Antons (Naumburg), welcher befürchtet, dafs, wenn über die Methode gesprochen werde, vom Thema leicht abgeschweift werden könne, verzichtet Stier vorläufig auf die Diskussion dieser These, und obgleich Wegener (Magdeburg) darauf hinweist, dafs die in These 4 erwähnte Methode gerade zu einer Spaltung unter den Pädagogen Veranlassung gegeben habe, wird jener Vorschlag angenommen und sogleich zur Diskussion über These 5 übergegangen.

These 5:

'Innerhalb des feststehenden Lehrplanes ist Raum für das Mittelhochdeutsche vorhanden oder kann doch beschafft werden, wenn man der Einführung der Schüler in die neuere deutsche Litteratur nicht zu hohe Ziele steckt. Jedenfalls bietet zur Erweiterung und Vertiefung der durch letzteren Unterricht gewonnenen Bildung das spätere Leben in der mannigfachsten Weise Anlafs und Gelegenheit, während für die Kenntnis der älteren deutschen Litteratur die Mitwirkung der Schule viel weniger entbehrt werden kann'.

Stier (Wernigerode): Es ist wohl anerkannt, dafs man auf keinem Gebiete die eigene selbständige Thätigkeit, das sogenannte Privatstudium des Schülers, so in Anspruch nehmen mufs und darf, wie im deutschen Unterricht. Hier kann und soll die Schule überhaupt nichts Abschliefsendes und Erschöpfendes geben, sondern nur eine möglichst wirksame Anleitung und Anregung, deutsche Schriftsteller mit Verständnis und Genufs zu lesen. Sie soll den Schüler, wie sehr treffend gesagt worden ist, nicht satt, sondern hungrig machen, also darauf hinarbeiten, dafs es dem Gebildeten ein persönliches Bedürfnis werde, durch Lektüre guter deutscher Schriftsteller sich auch im spätern Leben stets weiter zu bilden und nicht sowohl das gerade Neueste mit hastigem Stoffhunger zu verschlingen, als vielmehr das bewährte Gute wirklich zu studieren und womöglich öfter zu lesen. Darum darf man nicht sagen, dafs man dies oder jenes Werk von Goethe, Lessing oder Schiller, das man in der Schule nicht behandelt, dem Schüler 'vorenthalte'; vielmehr ist es recht eigentlich das Kennzeichen eines guten Unterrichts im Deutschen, wenn er dazu beiträgt, dafs der Schüler möglichst viel für sich mit eingehendem Interesse liest. Aber noch mehr glaube ich hier betonen zu dürfen, dafs sich die Schule in einer andern Hinsicht vor einem Zuviel hüten mufs. Manche, die sich über die Aufgaben des deutschen Unterrichts geäufsert haben, verlangen eine so gründliche und tiefgehende Erkenntnis der Entwickelung der Dichterpersönlichkeit eines Goethe oder Schiller und ein so umfassendes Verständnis für das in der Litteratur zum Ausdruck gekommene geistige Leben des 18. Jahrhunderts, dafs man dem gegenüber sagen mufs: dafür ist auch der Primaner noch nicht reif. Eine solche Vertiefung kann man um so sicherer

der Universität überlassen, da ja die neuere Litteratur in einer für Studenten aller Fakultäten fruchtbaren Weise allenthalben in Universitätsvorlesungen behandelt wird und solche Vorlesungen zu hören die Studenten auch stets geneigt sein werden, wenn der frühere Unterricht ein nachhaltiges und mit der Zeit sich steigerndes Interesse in ihnen erweckt hat. Die rein fachwissenschaftlichen Vorlesungen über die ältere deutsche Litteratur dagegen werden, abgesehen von dem kleinen Kreise derer, die dies Fach erwählt haben, die, denen diese Litteratur bisher nicht nahe gebracht worden, schwerlich zu hören geneigt sein.

Rümelin erklärt sich mit dem ersten Satze der These einverstanden, ist aber der Ansicht, dafs sich gegen den zweiten Teil jedenfalls viel einwenden lasse.

Stier: Er lasse zwar ungern den zweiten Teil der These fallen; indessen wolle er doch sich in diesem Falle bescheiden.

Wehrmann (Stettin) spricht sich dafür aus, dafs bei der beschränkten Stundenzahl für die Betreibung des Mittelhochdeutschen kein Raum sei. Aufserdem seien die Resultate im Deutschen überhaupt dürftiger Art, so dafs es ratsam sei, erst diesen Mängeln abzuhelfen. Er kündigt zugleich einen praktischen Vorschlag an ('fakultativen' Unterricht im Mittelhochdeutschen), den er jedoch erst bei These 6 einbringen werde.

Stier hält es doch für möglich, den nötigen Raum für das Mittelhochdeutsche zu schaffen, und auch Schaper (Berlin) würde es sehr bedauern, wenn man den ersten Satz fallen liefse, da dadurch die ganze bisherige Diskussion als überflüssig erscheinen würde. Er sei geneigt, auch den zweiten Teil der These festzuhalten, wenn er denselben auch nicht gerade für unbedingt notwendig halte.

Um eine Antwort herbeizuführen auf die Frage, ob Raum für das Mittelhochdeutsche vorhanden sei oder nicht, schlägt Anton (Naumburg) vor, aus der Praxis mitzuteilen, wieviel Zeit auf diese Studien im Unterricht verwendet worden sei.

Wegener (Magdeburg) erwidert, auf diese Weise lasse sich die Frage gar nicht beantworten, da über die Methode des mhd. Unterrichts noch nichts entschieden sei.

Trotz dieses Widerspruchs werden auf den Wunsch Antons von verschiedenen Anwesenden Mitteilungen über diesen Punkt gemacht.

Erdmann (Königsberg i. Pr.) hat in der Sekunda den gröfsten Teil eines Semesters dazu verwendet, ca. 400 – 500 Strophen aus dem Nibelungenliede (mit Inhaltsangabe der dazwischen liegenden Stücke) nach dem Lachmannschen Texte zu lesen; ausschliefslich auf Grammatik hat er nur die ersten 3—4 Stunden verwendet. Sodann hat er derselben Generation in Unterprima nach Besprechung der mhd. Blüteperiode während 6—8 Wochen eine Auswahl von Liedern und Sprüchen Walthers vorgelegt (nach der Zusammenstellung von Hornemann, Hannover 1881).

Ortmann (Schleusingen) hat ein halbes Jahr dazu verwendet, um die Schüler in die mhd. Litteratur einzuführen, und hat bei einer Anzahl derselben ein reges Interesse für die Sache vorgefunden.

Der Vorsitzende bemerkt, da weitere Erklärungen den Gang der Verhandlung zu sehr aufhalten würden, so empfehle es sich, über den ersten Satz der These 5 zur Abstimmung zu schreiten. Dieser Vorschlag wird angenommen, und die Majorität erklärt sich für jenen Satz.

Auf die Frage des Vorsitzenden, ob Referent lieber den zweiten Satz der These

zurückziehen wolle, erklärt letzterer, dafs er nicht geneigt sei, denselben fallen zu lassen. Als darauf zur Abstimmung auch über diesen Teil geschritten wird, wird der Wegfall desselben von der gröfseren Zahl der Anwesenden genehmigt, so dafs nun die These 5 folgendermafsen lautet:

'Innerhalb des feststehenden Lehrplanes ist Raum für das Mittelhochdeutsche vorhanden oder kann doch beschafft werden, wenn man der Einführung der Schüler in die neuere deutsche Litteratur nicht zu hohe Ziele steckt.'

These 6:

'Da jedoch die dem deutschen Unterricht zugestandene Stundenzahl eine sehr geringe ist und die allgemeinen und notwendigsten Aufgaben desselben über der Lektüre mittelhochdeutscher Gedichte durchaus nicht vernachlässigt werden dürfen, auch das in These 4 empfohlene Verfahren völlige Sicherheit des Lehrers nicht nur in der Sache, sondern auch in der Anwendung der Methode voraussetzt, so kann unter den gegenwärtig obwaltenden Umständen nicht gefordert werden, dafs Lektüre mittelhochdeutscher Gedichte im Urtext obligatorisch sei für alle Gymnasien und Realgymnasien.

Wohl aber darf gegenüber den Bestimmungen des neuen preufsischen Lehrplanes der dringende Wunsch ausgesprochen werden, dafs die Behörde denjenigen Anstalten, wo die Lehrer des Deutschen unter Zustimmung des Direktors die Ziele des deutschen Unterrichts auch ohne Ausschlufs des Mittelhochdeutschen erreichen zu können glauben, die Wiederherstellung des mittelhochdeutschen Unterrichts gestatte.'

Da Referent wegen der vorgerückten Zeit von einer weiteren Begründung absehen mufs, wird sofort in die Diskussion eingetreten.

Wehrmann (Stettin) erinnert an den Unterricht im Mittelhochdeutschen, den er selbst einstmals auf der Schule in Magdeburg genossen habe. Dort sei von dem Direktor eine wöchentliche Extrastunde in diesem Fache erteilt worden, und zwar mit gutem Erfolge. Sein Vorschlag sei daher, diesen Gegenstand fakultativ zu behandeln und dazu wöchentlich eine Stunde aufserhalb der gewöhnlichen Unterrichtszeit zu Nutzen derer, die sich hierfür interessieren, anzusetzen.

Rümelin spricht seine Verwunderung darüber aus, dafs durch These 6 die gewonnenen Resultate wieder aufgehoben würden, und empfiehlt aus diesem Grunde, dieselbe ganz wegzulassen.

Stier will dieselbe nicht preisgeben, da er Wert darauf legt, dafs auch die gegenwärtige Versammlung sich darüber äufsere, wie wünschenswert unter gewissen Voraussetzungen die Wiedereinführung des mhd. Unterrichts sei.

Eckstein (Leipzig) wendet sich zuerst gegen Wehrmann und betont, dafs ein fakultativer Unterricht nur eine halbe Mafsregel sei; aufserdem aber hebt er den Mangel an geeigneten Lehrkräften hervor. Dem Referenten gegenüber bemerkt er: wenn die Notwendigkeit des mhd. Unterrichts anerkannt sei, so müsse auch Raum für denselben

geschaffen werden; er vermute, dafs der zweite Passus in der These nur durch eine zarte Rücksichtnahme auf die preufsische Unterrichtsbehörde veranlafst sei.

Obgleich Anton (Naumburg) es für ersprieſslich erachtet, auch bei dieser Gelegenheit den vorgesetzten Behörden gegenüber einen Wunsch auszusprechen, erklärt sich doch die Versammlung dafür, These 6 ganz fallen zu lassen.

(Schlufs gegen 10 Uhr.)

Dritte Sitzung

am 3. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

Vorsitzender: Oberschulrat Rümelin (Dessau).

Tagesordnung: 'Der Turnunterricht an den höheren Schulen'. — Referent: Professor Dr. Euler aus Berlin.

Professor Dr. Euler (Berlin): Bereits im Jahre 1880 habe er auf das Turnen bezügliche Thesen der Philologenversammlung in Stettin vorgelegt; doch seien dieselben nur teilweise damals zur Besprechung gekommen, da es an der erforderlichen Zeit gefehlt habe. Gegenwärtig veranlasse besonders auch der Ort zu einer Besprechung dieses Unterrichts, da man Dessau geradezu als eine klassische Stätte für das Turnen bezeichnen könne; denn Basedow habe auf gymnastische Übungen zuerst aufmerksam gemacht, Salzmann von hier aus die bezügliche Anregung mit nach Schnepfenthal genommen, wo dann GutsMuths für die weitere Ausbildung dieser Disziplin thätig gewesen sei. Hier in Dessau selbst sei aber weiterhin an der 'Hauptschule', dem jetzigen 'Gymnasium', die Gymnastik eifrig gepflegt worden, und ganz besondere Anerkennung verdiene das klassische Werk 'Encyclopädie der Leibesübungen', das der Direktor und Schulrat Vieth in Gemeinschaft mit GutsMuths herausgegeben habe. Wenn auch in späterer Zeit Adolf Werner sich von manchen Mifsgriffen auf diesem Gebiete nicht frei gehalten habe, so seien doch auch seine Verdienste um die Pflege der Turnkunst unbestritten. Zur Zeit werde auch in Preufsen hoher Wert auf diesen Unterrichtszweig gelegt, und der Kultusminister v. Gofsler sei persönlich ein begeisterter Anhänger der Gymnastik. Nicht wenig habe zur Förderung dieser Disziplin die Hygieneausstellung in Berlin beigetragen. Neue Anregung sei sodann gegeben worden durch den Ministerialerlafs vom 27. Oktober 1882 über die 'Turnspiele', die jetzt nicht nur in Preufsen, sondern auch in anderen Staaten gepflegt würden. Auch in dem bei Gelegenheit der 'Überbürdungsfrage' von der königl. preufs. wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen abgegebenen Gutachten sei die Bedeutung des Turnens in vollem Umfange anerkannt worden. Leider aber seien die dafür nötigen Einrichtungen teilweise noch recht dürftig. Eine glänzende Ausnahme bilde das königl. Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, wo nicht nur ein Turnplatz und ein Turnsaal, sondern auch eine Schwimmanstalt für Sommer und Winter existiere und neuerdings auch ein grofser Spielplatz angelegt worden sei.

Nach diesen Vorbemerkungen geht Referent über zu These 1:

'Der Turnuntericht, besonders in den unteren und mittleren Schulklassen, ist ein Klassenunterricht mit festen Lehrzielen und wird

unmittelbar vom Turnlehrer selbst erteilt. Dagegen ist es zulässig, zumal bei geringerer Schülerzahl, die oberen Klassen zu kombinieren und das Gerätturnen in kleineren Abteilungen (Riegen) unter Leitung von Vorturnern ausführen zu lassen. Letztere sind in besonderen Stunden vorzubilden.'

Professor Dr. Euler: Gegen das Klassenturnen habe sich einst in Stettin grofser Widerspruch erhoben. Im Königreich Sachsen aber sei der Klassenunterricht jetzt allgemein üblich. Wie der Geist, so müsse auch der Körper unter Leitung eines pädagogisch gebildeten Mannes methodisch entwickelt werden, wodurch die Zahl der Turnstunden allerdings wesentlich erhöht werde. Viele Direktoren seien leider noch immer Gegner dieser Art des Unterrichts, indem sie den ethischen Wert, der darin liege, nicht genügend würdigten. Nur der Turnlehrer selbst könne die Schüler von Klasse zu Klasse in einer gedeihlichen Weise weiter ausbilden. Dies beziehe sich namentlich auf die mittleren und unteren Klassen höherer Lehranstalten; aber auch auf der obersten Stufe sei Klassenturnen das richtigste. Bei diesem ganzen Unterrichte komme es besonders darauf an, dafs den Schülern nicht Übungen zugemutet würden, die ihnen schädlich seien; sonst entständen leicht Keime zu Krankheiten, auch werde leicht bei vielen Widerwille gegen die Gymnastik erweckt. Neben diesem Klassenturnen sei aber auch das Riegenturnen unter geschulten Vorturnern, namentlich für die oberen Klassen, nicht unbedingt zu verwerfen. Redner selbst habe beides durch die Praxis kennen gelernt, zuerst in Schulpforta, sodann an dem Joachimsthalschen und Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. In der zuletzt genannten Anstalt werde wöchentlich von IIb aufwärts eine Stunde für Klassen- und nur eine für Riegenturnen verwendet.

Ortmann (Schleusingen) bittet den Referenten um Aufklärung darüber, wie es möglich sei, dafs beim Klassenunterricht auch schwächliche Schüler mit fortkämen, da ja für jede Klasse wohl eine gewisse geistige, aber nicht körperliche Reife verlangt werde.

Euler will auch die körperliche Reife des Schülers für die Zukunft einigermafsen bei der Versetzung berücksichtigt wissen, verkennt aber im übrigen die von Ortmann angeführten Schwierigkeiten nicht. Er setze aber bei dem Lehrer eine gewisse Selbstentsagung voraus und mache es ihm zur Pflicht, auf die durchschnittliche körperliche Ausbildung der Schüler Rücksicht zu nehmen.

Schaper (Berlin) hat den Turnunterricht in der Weise, wie ihn Referent erteilt wissen will, bereits durch die Praxis kennen gelernt, hebt aber hervor, dafs es mit Schwierigkeiten verknüpft sein dürfte, überall die zur Erteilung desselben nötigen Lehrer zu finden; aus diesem Grunde will er das Wort 'oberen' getilgt wissen.

Euler verkennt diese Schwierigkeit nicht und ist seinerseits nicht abgeneigt, auch in den oberen und mittleren Klassen, wenn dieselben nur eine geringe Anzahl von Schülern haben, eine Kombination eintreten zu lassen.

Anton (Naumburg) kann sich einen Klassenunterricht ohne Vorturner nicht denken, beispielsweise bei den Übungen am Reck, die, wenn nicht die nötige Aufsicht da sei, leicht gefährlich werden könnten.

Euler setzt darauf auseinander, wie er selbst in der Sexta die Sache handhabe. Das Lernen des Schülers sei ein allmähliches, und beim Unterrichte selbst ziehe sich der Lehrer Schüler zu Mithelfern heran; dies seien aber nicht Vorturner im Sinne Jahns,

sondern nur die kräftigeren Schüler. Es sei auch nicht unwesentlich, dafs das Selbstvertrauen bei den Schülern frühzeitig geweckt werde.

Anton (Naumburg) wendet ein, dafs ein Sextaner einem andern Sextaner beim Geräteturnen die nötige Hilfe nicht gewähren könne, ein Bedenken, das Euler dadurch widerlegt, dafs er bemerkt, Übungen, die gefährlich seien, müfsten überhaupt vermieden werden.

Wittich (Kassel) ist der Ansicht, dafs das Wort 'oberen' nicht zu streichen sei, da man sonst wieder in das blofse Riegenturnen hineinkomme. Gleichzeitig wendet er sich gegen Ortmann mit der Bemerkung, dafs gerade auf diesem Gebiete der Ausspruch 'repetitio est mater studiorum' ganz besonders seine Geltung habe. Es sei durchaus nicht zu befürchten, dafs bei dieser Art des Unterrichts ein Schüler keine genügende Beschäftigung finde.

Rümelin glaubt die entstandenen Schwierigkeiten dadurch beseitigen zu können, dafs er folgende Fassung der These vorschlägt: 'Dagegen ist es zulässig, zumal bei geringerer Schülerzahl, zu kombinieren und das Gerätturnen in kleineren Abteilungen (Riegen) in den oberen Klassen unter Leitung von Vorturnern ausführen zu lassen.'

Fulda (Sangerhausen) ist der Ansicht, dafs die ganze Sache noch nicht recht spruchreif sei. Es seien über den Klassenunterricht viele Klagen erhoben worden, und jedenfalls sei beim Riegenturnen ein viel lebendigeres Interesse wahrzunehmen. Mit einer an und für sich wertvollen Tradition zu brechen, sei bedenklich. Er will aus diesem Grunde die Worte: 'und wird unmittelbar vom Turnlehrer selbst erteilt', aus der These entfernen.

Stürenburg (Leipzig) wendet sich gegen Ortmann, Anton und Fulda, indem er bemerkt, die Unterschiede auf körperlichem Gebiete seien nicht gröfser, als auf geistigem Gebiete; auch in Sexta würde es nicht an Gehilfen des Lehrers in genügender Anzahl fehlen. Langweilige Turnlehrer freilich würden sich wohl hier und da finden, hoffentlich aber nur als Ausnahme von der Regel. Zum Schlufs spricht Redner sich für das Klassenturnen, und zwar auch auf der obersten Stufe der Lehranstalten, mit Entschiedenheit aus. Es sei notwendig, dafs der einzelne Schüler zur Anspannung seiner Kräfte getrieben werde. Übrigens finde er eine gewisse Inkonsequenz darin, dafs Euler einmal den Turnunterricht als Klassenunterricht bezeichne und doch wieder für die oberen Klassen das Riegenturnen als wünschenswert hinstelle.

Krause (Hanau) meint, dafs der Klassenunterricht das einzig Erstrebenswerte sei, und schlägt vor, den zweiten Satz der These so zu formulieren: 'Dagegen ist es nur ausnahmsweise in Ermangelung genügender Lehrkräfte zulässig' u. s. w.

Euler will das Riegenturnen nicht ganz missen, da Jahn durch dasselbe grofse Erfolge erzielt habe.

Ortmann (Schleusingen) gesteht, dafs er immer noch nicht über die von ihm gestellte Frage genügend aufgeklärt sei, ist aber der Ansicht, dafs im Hinblick auf die vorgerückte Zeit nur über bestimmt formulierte Anträge diskutiert werden dürfe.

Röhl (Königsberg i. N.) weist auf die Verschiedenheit der körperlichen Kräfte hin, wodurch das Durchschnittsmafs der turnerischen Leistungen sehr herabgedrückt werden müsse, ein Übelstand, der namentlich beim Gerätturnen hervortreten werde.

Nach seiner Ansicht dürfen Turnklassen und Schulklassen nicht identisch sein. Dafs an Turnlehrern in Zukunft Mangel sein werde, sei bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge nicht zu befürchten.

Der Vorsitzende schlägt den Schlufs der Debatte vor. Da sich kein Widerspruch erhebt, so wird über den ersten Satz der These abgestimmt. Derselbe wird von der Majorität in der vom Referenten vorgeschlagenen Form angenommen.

Krause (Hanau) kommt auf sein Amendement zurück, und Fulda (Sangerhausen) schlägt vor, über dieses Amendement zuerst abstimmen zu lassen. Nach Verwerfung dieses Vorschlages wird auch der zweite Satz der These in der vom Referenten selbst aufgestellten Form durch grofse Stimmenmehrheit genehmigt.

These 2:

'Jeder Schüler erhält wöchentlich mindestens zwei, auf die beiden Hälften der Woche zu verteilende Turnstunden.'

Schaper (Berlin) greift die These an und will 'mindestens' gestrichen wissen; auch den Ausdruck 'jeder Schüler' hält er für bedenklich.

Euler ist nicht abgeneigt, diese Änderungen anzunehmen.

Wittich (Kassel) will den Ausdruck 'jeder Schüler' festhalten, während Schaper lieber einsetzen will 'jede Klasse'. Diesen Ausdruck hält Wittich nicht für geeignet, weil auf diese Weise das Riegenturnen ausgeschlossen erscheine.

Fulda (Sangerhausen) spricht sich entschieden für die vom Referenten aufgestellte Fassung aus.

Euler bemerkt, dafs er absichtlich die Ausdrücke 'mindestens' und 'auf die beiden Hälften der Woche' in die These hineingebracht habe. Dabei erwähnt er eine Anstalt, auf der diesem Unterricht nur eine ganz geringe Zeit gewidmet werde. Er bemerkt zugleich, dafs früher in Württemberg 4 Turnstunden wöchentlich erteilt wurden, und dafs von anderer Seite 3 Stunden für diese Disziplin beansprucht worden sind, wobei er zugleich eine Stelle aus dem Gutachten der Königl. preufs. wissenschaftl. Deputation für das Medizinalwesen mitteilt, worin ein dreistündiger Turnunterricht (in zwei Hälften zu $1\frac{1}{2}$ Stunden) empfohlen werde. Trotz alledem ist Referent nicht entgegen, dafs 'mindestens' gestrichen wird.

Schaper (Berlin) hält es für angezeigt, um Mifsverständnissen in Bezug auf die Zahl der Stunden vorzubeugen, lieber das Wort 'mindestens' zu streichen. Indessen wird diese Änderung bei der darauf vorgenommenen Abstimmung nicht gutgeheifsen, sondern These 2 in der vom Referenten ursprünglich vorgeschlagenen Form angenommen.

These 3:

'Die Turnstunden sind mit dem übrigen Schulunterricht in unmittelbare Verbindung zu bringen, also demselben an-, bezw. einzureihen.'

Fulda (Sangerhausen) macht auf die Schwierigkeiten in der Durchführung aufmerksam und meint, es genüge, wenn man sich dafür ausspreche, dafs die Turnstunden zwischen die anderen Unterrichtsstunden gelegt werden können. Er schlägt deshalb folgende Fassung vor: 'Die Turnstunden können u. s. w.'

Wehrmann (Stettin) teilt aus der Praxis mit, dafs man in Stettin mit dem Einreihen der Turnstunden keine günstigen Erfahrungen gemacht habe; die Schüler seien

abgemattet und infolgedessen nicht in gehöriger Weise aufmerksam gewesen. Dies sei nicht zu verwundern, da ja das Turnen auch die Kräfte des Geistes in Anspruch nehme.

Euler hat diese Erfahrungen nicht gemacht und auch von seiten der Lehrer keine derartigen Klagen vernommen; selbst wenn die Schüler in der Stunde von 7—8 Uhr im Sommer tüchtig durch das Turnen angestrengt seien, hätten sie doch in den folgenden Lektionen die nötige Spannkraft des Geistes nicht vermissen lassen. Die Sextaner turnten am Joachimsthalschen Gymnasium von 8—9 Uhr, und auch dabei habe man keine ungünstigen Erfahrungen gemacht. Selbst die Schüler, die bis 1 Uhr Unterricht gehabt hätten, seien nicht abgemattet gewesen. Auch in anderen Ländern werde der Unterricht in gleicher Weise gehandhabt, und zwar ohne nachteilige Folgen. Eins müsse allerdings sorgfältig vermieden werden, dafs nämlich die Schüler unmittelbar nach dem Turnunterricht zum Schreiben angehalten würden. Zur Begründung seiner Ansicht teilt er schliefslich den Plan des Thomas-Gymnasiums in Leipzig mit.

Wittich (Kassel) ist der Ansicht, die vom Referenten gewählte Fassung der These ergebe sich aus der unmittelbar vorhergehenden These; übrigens habe er üble Erfahrungen mit der Einreihung der Turnstunden nicht gemacht. Wolle man an dem Wortlaut der These etwas ändern, so empfehle es sich, hinter 'die Turnstunden sind mit dem übrigen Schulunterricht' das Wort 'möglichst' einzuschieben; der Ausdruck 'können' aber sei zu verwerfen.

Köhler (Königswinter) erwähnt ebenfalls, dafs das Einreihen der Turnstunden durchaus nicht zu Unzuträglichkeiten geführt habe.

Schaper (Berlin) will lieber einsetzen 'so viel als möglich', da die Durchführung doch immerhin mit grofsen Schwierigkeiten verknüpft sei.

Stürenburg (Leipzig) führt, um Eulers These zu unterstützen, noch den Umstand an, dafs in allen Schulen des Königreichs Sachsen der Unterricht in dieser Weise erteilt werde.

Der Vorsitzende schreitet, nachdem Fulda seinen Antrag zurückgezogen hat, über Wittichs Änderung zur Abstimmung. Die These wird nunmehr in folgender Form genehmigt:

> 'Die Turnstunden sind mit dem übrigen Schulunterricht möglichst in unmittelbare Verbindung zu bringen, also demselben an-, bezw. einzureihen.'

Die übrigen Thesen des Referenten können, da die für die Sektionssitzung bestimmte Zeit bereits abgelaufen ist, nicht mehr behandelt werden.

Der Vorsitzende stellt den Antrag, am nächsten Tage zuerst über die Thesen des Oberlehrers Dr. Heinzelmann-Erfurt zu diskutieren und, wenn alsdann noch Zeit sei, den Rest der Eulerschen Thesen zur Besprechung zu bringen, und zwar

These 4:

> 'Die zu empfehlende Turnkür (freiwilliges Turnen) und die Turnspiele sind aufserhalb der eigentlichen Turnstunden zu betreiben.
>
> Für Turnspiele und für kürzere Turnfahrten eignen sich besonders die schulfreien Nachmittage des Mittwochs und Sonnabends.'

These 5:

'Es ist prinzipiell daran festzuhalten, dafs der Turnunterricht von ordentlichen Lehrern der Anstalt mit fachturnerischer Vorbildung erteilt werde.

An der Leitung der Turnspiele und der Turnfahrten beteiligen sich (aufser dem Turnlehrer) auch die übrigen Lehrer der Schule.'

These 6:

'Die Dispensation vom Turnunterricht ist thunlichst zu beschränken. Es ist zu unterscheiden zwischen solchen Schülern, welche überhaupt, und solchen, welche nur von gewissen Ubungen zu dispensieren sind. Die Dispensationsatteste sind von Semester zu Semester, bezw. von Jahr zu Jahr zu erneuern.'

These 7:

'Die Abhaltung von Turnfesten mit Wettturnen u. s. w. bei besonderen Gelegenheiten, z. B. dem Sedantage, ist zu empfehlen.'

These 8:

'Die Schule hat, wenn thunlich, ihre Sorge auch auf das Schwimmen ihrer Schüler auszudehnen.'

Der Antrag des Vorsitzenden wird angenommen.

(Schlufs gegen 10 Uhr.)

Vierte Sitzung

am 4. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

Vorsitzender: Oberschulrat Rümelin (Dessau).

Tagesordnung: 'Wie ist der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zu erteilen, damit derselbe seine erziehliche Aufgabe nicht verfehle?' — Referent: Oberlehrer Dr. Heinzelmann aus Erfurt.

Oberlehrer Dr. Heinzelmann (Erfurt): Der Gegenstand, meine hochverehrten Herren, über den ich die Ehre habe zu Ihnen zu reden, ist — das werden Sie mir alle zugeben — ebenso schwierig als dankbar: dankbar, weil ihm die lebhafte Teilnahme jedes ernst gerichteten Pädagogen gesichert ist; schwierig, weil gerade da, wo wir berechtigt sind, die höchsten Anforderungen zu stellen, da es sich eben um das Höchste handelt, der Abstand des Könnens von dem Sollen, der Leistung von der Forderung am greifbarsten hervortritt. Der Unzulänglichkeit meiner eigenen Leistungskraft mir in hohem Grade bewufst, habe ich alle Ursache, von vornherein für das, was ich Ihnen in dieser Stunde zu bieten imstande bin, Ihre gütige Nachsicht in Anspruch zu nehmen. Nicht eigentlich um zu geben, sondern um zu empfangen, um mich von Ihnen belehren zu lassen, habe ich mir erlaubt, die Ihnen vorliegenden Thesen aufzusetzen.

Zunächst einiges zur Motivierung des Themas. Dafs auf einem Unterrichtsgebiete, welches noch so wenig durch die wissenschaftliche Pädagogik angebaut ist, wie

der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten, und auf dem doch ohne Zweifel der Persönlichkeit des Lehrers ein möglichst weiter Spielraum gesichert bleiben mufs, Mifsgriffe in der Unterrichtsmethode unvermeidlich sind, wird niemand in Abrede stellen. Der Religionsunterricht nimmt in dieser Hinsicht keine Ausnahmestellung ein im Verhältnis zu den übrigen Unterrichtsgegenständen. Aber andererseits werden diese Mifsgriffe nirgends fühlbarer hervortreten und verhängnisvollere Folgen nach sich ziehen als hier, wo es sich handelt um dasjenige Gebiet des menschlichen Denkens und Lebens, welchem die Pädagogik selbst die obersten Grundsätze und letzten Ziele ihres Handelns entlehnt. Um so dringender fühlen wir uns aufgefordert, den Ursachen des Schadens nachzuforschen. Eine Hauptquelle der empfindlichsten Mifsgriffe auf dem gesamten Unterrichtsgebiete der Oberstufe höherer Lehranstalten, insbesondere auf dem Gebiete des Religionsunterrichts, meine ich darin erkannt zu haben, dafs der Unterricht vielfach die ihm auf der Schule gezogenen Grenzlinien überschreitet, dafs er, die Schule mit der Universität verwechselnd, seine vornehmste Aufgabe aufser acht läfst, nämlich die, zu erziehen. Diese in zwanzigjähriger Unterrichtspraxis wie durch die Beschäftigung mit der einschlägigen pädagogischen Tageslitteratur gewonnene Beobachtung hat mich veranlafst, die Frage aufzuwerfen: 'Wie ist der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zu erteilen, damit derselbe seine erziehliche Aufgabe nicht verfehle?'

These 1:

'Es ist die Aufgabe des erziehenden Unterrichts, die Persönlichkeit des Zöglings nach der Gesamtheit der ihm verliehenen Gaben und Kräfte vom Mittelpunkte des sittlichen Willens aus zu bilden.'

Da der Religionsunterricht hier lediglich als integrierender Teil des gesamten Unterrichtsorganismus der höheren Lehranstalten in Betracht kommt, und die besondere Aufgabe, die er zu lösen hat, bestimmt ist durch den allgemeinen Zweck, dem alle Unterrichtsgegenstände ohne Ausnahme sich unterzuordnen haben, so bedarf es zunächst einer kurzen Verständigung über diese Aufgabe des gesamten Unterrichts. Es gilt zuvörderst als unbestritten, dafs die höheren Lehranstalten als allgemeine Bildungsanstalten sich von den öffentlichen technischen Anstalten und von den Universitäten dadurch unterscheiden, dafs sie die Aufgabe haben, zu erziehen, dafs diese Aufgabe jeder Unterricht ohne Unterschied an seinem Teile zu lösen hat, ja dafs der Unterricht in dem Mafse seinen Zweck erreicht oder verfehlt, als er eine erziehliche Wirkung ausübt oder vermissen läfst. Die Erziehung aber, welche die Schule als Zweck ihrer Thätigkeit erkennt, ist gleichwohl nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zu einem umfassenderen Zweck, Weg zu einem noch höheren Ziele. Dies ist bekanntlich die Bildung. Wie der Unterricht der Erziehung dient, so ist die erziehende Thätigkeit ihrerseits durch den ihr vorschwebenden Begriff der Bildung bestimmt. Verstehen wir nun unter Bildung die möglichst gleichmäfsige und harmonische Entfaltung der gesamten, dem einzelnen Menschen verliehenen Gaben und Kräfte, so würde die Erziehung bei der aufserordentlichen Mannigfaltigkeit und Verschiedenartigkeit dieser Anlagen und Kräfte rat- und ziellos hin und herschwanken, wenn diese Mannigfaltigkeit der Kräfte nicht durch einen allbeherrschenden Mittelpunkt zur Einheit verbunden wäre. Der Mensch ist persönliches Wesen, er ist als solches seinem innersten Wesen nach

selbtbewufster Wille. Selbstbewufstsein und Selbstbestimmung sind die unveräufserlichen Prädikate der Persönlichkeit. Aber alle geistigen Thätigkeiten des Verstandes und des Gedächtnisses, der Phantasie und des Gefühls erhalten ihre bestimmte Richtung, ihren sittlichen Charakter erst durch die Beschaffenheit des Willens. An diesen allbeherrschenden Mittelpunkt des menschlichen Wesens wendet sich die Erziehung, ihn sucht sie in erster Linie zu bilden, ihm die rechte Richtung auf das Gute, Wahre und Schöne zu geben und ihn in dieser Richtung zu bestärken, fortgehend zu kräftigen. Grund und Ziel der Erziehung ist die Bildung des Willens, als des Kernes der menschlichen Persönlichkeit. Da aber der menschliche Wille freie Selbstbestimmung ist und alle Hingabe an das Gute erst durch die freie Selbstentscheidung ihren sittlichen Wert erhält, so würde die Erziehung aufser stande sein, dieses Ziel zu erreichen, wenn sie dabei lediglich auf die unmittelbare Einwirkung auf den Willen des Zöglings angewiesen wäre. Daher tritt diese Art der Einwirkung je höher hinauf desto mehr zurück gegen die mittelbare Einwirkung, wie sie hervorgebracht wird durch die Bildung des Intellekts im Unterrichte. So stellt sich die geistige Bildung durchweg in den Dienst der sittlichen. Aber weit entfernt dadurch an selbständiger Bedeutung zu verlieren, empfängt sie vielmehr jetzt mit der gehörigen Begrenzung zugleich ihren wahren Wert. Indem die Schule, die Gesamtheit des überlieferten Bildungsstoffs vom pädagogischen Gesichtspunkte aus, d. h. nach Mafsgabe der sittlichen Idee, beurteilend und sichtend, aus dem reichen Kulturerbe der Vergangenheit diejenigen Elemente für den Unterricht auswählt, welche den gegenwärtigen Kulturzustand bestimmt haben und zugleich einen Wert behalten für alle Zeiten, welche darum auch in hervorragendem Mafse geeignet sind, den ganzen Menschen in materialer und formaler Hinsicht, nach der rezeptiven wie spontanen Seite seiner Geisteskräfte vom Mittelpunkte seines persönlichen Lebens aus zu bilden, indem sie diesen Stoff dem Zögling in einer innerlich, d. h. Geist und Gemüt, Herz und Verstand, Gefühl und Phantasie und durch das alles den sittlichen Willen bildenden Weise zueignet — erfüllt sie ihren Zweck mittelst des 'erziehenden Unterrichts', dessen Aufgabe die erste These dahin bestimmt, 'die Persönlichkeit des Zöglings nach der Gesamtheit der ihm verliehenen Gaben und Kräfte vom Mittelpunkte des sittlichen Willens aus zu bilden'.

These 2:

'Der christliche Religionsunterricht ist als das wichtigste Erziehungsmittel auch in den oberen Klassen höherer Lehranstalten unentbehrlich. Er hat die Aufgabe, den Zögling durch eine gründlichere Bekanntschaft mit dem Inhalt und Zusammenhang der heiligen Schrift, sowie mit der Geschichte und Lehre der christlichen Kirche zu einem fest begründeten Urteil über das Verhältnis seiner Konfession zu anderen Bekenntnissen oder zu besonderen Zeitrichtungen zu befähigen und ihm so die Möglichkeit einer selbständig zu gewinnenden religiösen Überzeugung zu gewähren'.

Von hier aus ergiebt sich von selbst die weitere Frage nach der Unentbehrlichkeit des Religionsunterrichts und im engen Zusammenhange mit ihr die nach der Aufgabe, welche er zu lösen berufen ist. Der eben erwähnte Erziehungszweck wäre

für den Pädagogen unerreichbar, wenn dieser nicht einen starken Verbündeten in der Seele des Zöglings selbst hätte, der ihm sein schwieriges Werk wesentlich erleichtert. Es ist die dem sittlichen Bewufstsein des Zöglings eingepflanzte sittliche Norm, wie sie sich äufsert in der Thätigkeit des Gewissens. Jene Norm aber und diese Thätigkeit sind eng verknüpft mit einer anderen Thatsache des inneren Lebens, welche wir die Religion nennen. Die sittliche Norm nämlich, nach welcher der Mensch die Gesamtheit der sittlichen Thätigkeiten und Zustände bei sich selbst und in seiner Umgebung beurteilt, erweist sich bei näherer Betrachtung als Ausfluſs eines unbedingt gebietenden Willens, d. h. des göttlichen Willens; sie wird erst begreiflich, wenn man sie betrachtet als eine Einsprache Gottes in unsern Geist. Die Idee des sittlich Guten gewinnt erst Gehalt und Gestalt, Klarheit und Wahrheit in der Idee Gottes, des Einen und des Heiligen, in welchem sie selbst in vollkommener Weise verwirklicht dem Bewufstsein des von Natur sündigen und irrenden Menschen entgegentritt. Erst von hier aus empfängt auch der von Hause aus keineswegs, wie Rousseau wähnt, ohne weiteres und unbedingt auf das Gute gerichtete Wille die rechte Richtung, erhält er zugleich mit der Klärung des sittlichen Bewufstseins die kräftigsten Antriebe zur Erfüllung des Sittengesetzes. Darum kann die Erziehung der Religion so wenig entraten, daſs sie vielmehr von hier aus die höchsten Normen ihrer Thätigkeit entnimmt und die Erziehung zur rechten Sittlichkeit von vornherein gründet auf die Erziehung zur rechten Frömmigkeit, zur wahren Religion. — Als solche kommt aber unter den geschichtlich gegebenen Religionen zunächst und vor allem eine in Betracht, die sich nicht als eine unter vielen Religionen, sondern als die wahre, ja als die absolute, d. h. schlechthin vollkommene Religion bekennt, die christliche Religion. Der einzige und absolute Charakter dieser Religion stützt sich wesentlich auf den nicht bloſs vorbildlichen, sondern auch einzigen und absoluten Charakter derjenigen Persönlichkeit, welche nicht bloſs, wie dies bei anderen Religionsstiftern der Fall ist, nur am Anfang ihrer geschichtlichen Entwicklung steht, sondern welche zugleich ihren wichtigsten Inhalt und Gegenstand bildet. Der Mensch Jesus Christus bezeichnet sich selbst nicht bloſs als den Sohn Gottes und damit als die Verwirklichung des allen andern Menschen vorschwebenden religiös-sittlichen Ideals, sondern auch als den Heiland der Welt, den Versöhner und Erlöser, der durch seinen Tod die Schuld der ganzen Menschheit sühnt und nach seiner Auferstehung in seiner Person den Quell der Erlösung von der Macht der Sünde erschlieſst durch den von ihm ausgehenden heiligen Geist. Die Wahrheit seiner Worte ist bestätigt durch die Geschichte und bewährt sich fort und fort an den Herzen und in dem Leben derer, welche durch den Glauben in eine persönliche Gemeinschaft mit ihm und durch ihn mit Gott treten, die durch ihn, den Sohn, den wahren und einzig vollkommenen Mittler, zum Vater kommen und Gottes Kinder werden. Hier ist mehr als Sokrates und Plato, hier ist mehr als Moses und Muhamed. Denn hier wird dem Menschen eine Wahrheit mitgeteilt, die zugleich Leben ist, eine Wahrheit, die ihn, indem sie den höchstmöglichen Gegenstand, das verwirklichte Ideal des sittlich Guten und Schönen in der Gestalt des heiligen Gottes- und Menschensohnes seinem Intellekt vor Augen stellt, zugleich sittlich frei macht, d. h. den Willen, das Centrum seiner Persönlichkeit, diesen 'edlen Sklaven', erlöst von der schmählichen und entwürdigenden Knechtschaft der Sünde, welche so den Grund legt zur sittlichen Erneuerung des Menschen und zugleich seinem idealen Sinn

und Streben in der Idee und Thatsache des Reiches Gottes auf Erden die weitesten Perspektiven eröffnet.

Verbürgt so die christliche Religion, indem sie jedem einzelnen Menschen das Heil unter der Bedingung des Glaubens verheifst, in einziger Weise den Erfolg der erziehenden Thätigkeit, indem sie die Erreichung ihres Zieles, der sittlichen Bildung des Zöglings, voll und ganz ermöglicht, und vermittelt sich diese ihre Wirkung wesentlich durch den Glauben, der allerdings auf der einen Seite sittlich, andrerseits aber auch durch die Erkenntnis des Gegenstandes, nämlich der christlichen Heilswahrheit, bedingt ist, so erhellt von selbst die Notwendigkeit und Unentbehrlichkeit nicht nur der christlichen Religion als erziehender Macht, sondern auch des christlichen Religionsunterrichts für die allgemeinen Bildungsanstalten, auch für die höheren Schulen. Und es denkt in der That für den Augenblick in Deutschland wohl keine Behörde daran, diesen wichtigen Unterrichtsgegenstand von dem Lehrplan der höheren Lehranstalten zu streichen, wenigstens von dem Lehrplan der unteren und mittleren Klassen derselben.

Aber wie stehts doch mit den oberen Klassen der Gymnasien und Realgymnasien, mit denen wir uns zu beschäftigen haben? Der preufsische Kultusminister Dr. Falk erklärte vor 10 Jahren einem Seminardirektor auf dessen Anfrage, für die Beibehaltung des konfessionellen Religionsunterrichts in Volks-, Mittelschulen und in den mittleren und unteren Klassen der höheren Schulen könne er einstehen, nicht aber für die auf der oberen Stufe der letztgenannten Anstalten. Mögen jetzt die Zeiten sich geändert haben, und dürfen wir immerhin eine Beseitigung des Religionsunterrichts, als eines obligatorischen Lehrgegenstandes, von dieser Stufe bei der Festigkeit und Geschlossenheit der preufsischen Traditionen für nicht wahrscheinlich halten, unmöglich ist sie darum nicht; die Frage nach dem Existenzrechte dieses Unterrichtsgegenstandes ist jedenfalls nicht eine müfsige, und das umso weniger, als uns die Gründe, welche uns bestimmen, für die Beibehaltung desselben einzutreten, zugleich einen Fingerzeig für die richtige Begrenzung seiner eigentlichen Aufgabe gewähren. Ist es nicht genug, so wird uns von rechts wie von links bisweilen zugerufen, dafs die Knaben bis zum 14. oder 15. Jahre in den christlichen Heilswahrheiten unterwiesen sind, und setzen sich nicht die oberen Klassen aus solchen Schülern zusammen, die den Konfirmandenunterricht der Kirche genossen haben und unter die Zahl der mündigen Christen aufgenommen, damit also für fähig erklärt sind, ihre religiösen Bedürfnisse unter Benutzung der ihnen von der Kirche dargereichten Gnadenmittel des Wortes und der Sakramente daheim oder in der gottesdienstlichen Gemeinschaft selbst zu befriedigen? Und wird neben der Kirche nicht auch die Familie für die rechte Pflege und Fortbildung des durch Schule und Kirche gelegten guten Grundes und Anfanges des christlichen Lebens Sorge tragen? Es kann zugegeben werden, dafs, wenn der kirchliche Konfirmandenunterricht in Verbindung mit der christlichen Erziehung des Hauses seine Schuldigkeit gethan hat, kein zwingender Grund vorliegt, den Religionsunterricht fortzusetzen, und das umso weniger, wenn vorausgesetzt werden darf, dafs fort und fort religiöse Impulse von dem gottesdienstlichen und täglichen Leben der Anstalt, sowie von den übrigen Lehrgegenständen auch in den oberen Klassen ausgehen, wie dies doch gewifs von dem Sprachunterrichte und von dem Unterrichte in der Geschichte zu erwarten ist. Aber auch abgesehen davon, ob diese Voraussetzungen zutreffen oder nicht, so würden wir es doch

aus andern Gründen bedauern müssen, wenn der christliche Religionsunterricht auf der Oberstufe höherer Lehranstalten wegfiele. Auch diese Anstalten sind und bleiben ja bis in die obere Stufe hinauf Erziehungsanstalten und verfolgen den in These 1 angegebenen Erziehungszweck — die Persönlichkeit nach der Gesamtheit ihrer Gaben vom Mittelpunkt des sittlichen Willens aus zu bilden. Umfang und Grenzen aber dieser Bildung sind ja nun bestimmt durch die künftige Lebensstellung ihrer Zöglinge. Sie wollen ihren Zöglingen ein solches Mafs von allgemeiner, geistiger und sittlicher, humaner und nationaler Bildung mitteilen, welches ihnen eine selbständige Verarbeitung und selbstthätige Verwertung der wichtigsten Kulturelemente der Gegenwart ermöglicht, wie dieselbe durch ihre künftige Wirksamkeit in den höheren Berufsarten und Lebenskreisen unseres Volkes gefordert wird, sei es nun, dafs sie unmittelbar nach der Absolvierung ihres Schulkursus in das praktische Leben eintreten, wie das zumeist bei den Realgymnasien der Fall ist, oder dafs sie, wie das bei den Gymnasien in der Regel geschieht, vor dem Eintritt in die höheren Berufskreise sich eine tiefere und umfassendere allgemeinwissenschaftliche und fachwissenschaftliche Bildung auf der Universität zu erwerben suchen. Jener geistigen und sittlichen Bildung aber würde der krönende Abschlufs und das eigentliche Herz, das beseelende Prinzip fehlen ohne eine auch von seiten der Schule planmäfsig geleitete und zweckmäfsig geordnete religiöse Bildung.

Die Gründe für unsere Behauptung sind teils sittlicher, teils intellektueller Natur. Durch die auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten gegebene intensivere, darum aber auch notgedrungen etwas einseitige Entwicklung der spontanen Geisteskräfte wird das Ebenmafs des innern Lebens leicht gefährdet; denn ein Zuwachs an Wissen ist ein Zuwachs an Unruhe. Das Gleichgewicht der Seele aber wird durch keinen Gegenstand in dem Mafse wiederhergestellt, wie durch die zweckmäfsige Förderung und Fortbildung des religiösen Denkens und Lebens. Dafs dieses durch einen besonderen Unterricht geschehen mufs, der neben den neu mitzuteilenden Kenntnissen zugleich auf eine dem entsprechende Sammlung und Vertiefung des Gemüts Bedacht nimmt, und von dieser Seite zugleich stärkend und belebend auf den sittlichen Willen einwirkt, das dürfte unwidersprechlich sein. — Vor allem aber würde die geistige Bildung selbst eine höchst lückenhafte bleiben ohne den christlichen Religionsunterricht. Der Unterricht hat ja in materialer Hinsicht auf dieser Stufe die Aufgabe, den Schülern eine Übersicht der Hauptwendepunkte der Geschichte der Menschheit, insbesondere der Kulturgeschichte zu geben und sie schrittweise in die wichtigsten Schriftdenkmäler der menschlichen Geisteskultur einzuführen, wobei das Gymnasium zu den Ursprüngen und Quellen unserer gesamten Kulturentwicklung leitet, wie sie in den klassischen Schriften der alten Griechen und Römer gegeben ist, das Realgymnasium dagegen den Schüler vor allem in der modernen Kulturwelt zu orientieren sucht. Steht es nun fest, dafs die heutige Kultur in formaler Hinsicht durch das klassische Altertum, in materialer und ethischer Hinsicht aber in erster Linie durch das Christentum, die deutschnationale Kultur der Gegenwart insbesondere durch die Reformation des 16. Jahrhunderts und durch die auf ihren Schultern ruhende zweite Blüteperiode unserer Litteratur wesentlich bestimmt ist, so hat die Schule die Pflicht, den geschichtlichen Mächten, durch welche das religiöse und das sittliche Leben der Gegenwart nach Gehalt und Gestalt beherrscht ist, eine dem Bildungsstandpunkte der

oberen Klassen höherer Lehranstalten entsprechende Berücksichtigung zu teil werden zu lassen, da andernfalls die Kenntnis des wichtigsten Teiles der Kulturgeschichte der Menschheit eine ungenügende bleiben und dadurch eine empfindliche, in späterer Zeit kaum wieder ausfüllbare Lücke im Wissen des Schülers entstehen würde.

Diesem Bedürfnisse kommt der Religionsunterricht zunächst in der Sekunda höherer Lehranstalten entgegen, indem er die Zöglinge, in stetem und unmittelbarem Anschluſs an die heilige Schrift, als die geschichtliche Urkunde der göttlichen Heilsoffenbarung, mit den Hauptwendepunkten der Heilsgeschichte des Alten und des Neuen Testamentes bekannt macht und ihnen eine klare und anschauliche Übersicht über die Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden zu geben vermag, woran sich dann weiter ein Überblick über die kulturgeschichtlich bedeutsamsten und religiös fruchtbarsten Perioden der Kirchengeschichte schlieſst, insbesondere eine ausführlichere Darlegung der Geschichte des apostolischen Zeitalters und der ersten christlichen Jahrhunderte, sowie der Reformationszeit. Niemand wird leugnen, daſs dieser Unterricht, der zugleich eine passende Ergänzung zu der in dieser Klasse ausführlicher vorgetragenen griechischen und römischen Geschichte bildet, einigermaſsen zweckmäſsig erteilt, sich an bildender Kraft mit jedem anderen Unterrichtszweige messen kann. Die hohe Bedeutung des Gegenstandes sichert ihm das Interesse des Schülers, die strenggeschlossene Einheit, wie sie sich in dem innern Zusammenhange der göttlichen Heilsthaten des Alten und des Neuen Bundes kund giebt, die in der Zeit der Vorbereitung alle auf den einen Mittelpunkt abzielen, in der Zeit der Erfüllung sich um den einen persönlichen Mittelpunkt der göttlichen Heilsoffenbarung sammeln und von hier aus ihre Kraft erzeigen in der Umgestaltung und Erneuerung des innern und äuſsern Lebens der Völker und der Einzelnen, wirkt in hohem Maſse imponierend und erhebend auf Geist und Gemüt des Schülers, endlich verbürgt ihm der strenge Anschluſs an die älteste, ehrwürdigste und wichtigste Urkunde des Menschengeschlechts die geschichtliche Quelle der darzulegenden Thatsachen, in Verbindung mit seinem biographischen Charakter die jedem Geschichtsunterricht so unentbehrliche Anschaulichkeit und Lebendigkeit.

Aber — gehen wir noch einen Schritt weiter — das alles zugegeben, könnte man sagen, so würde doch durch diesen, wie durch jeden andern Geschichtsunterricht nur den rezeptiven Geisteskräften des Zöglings, Gedächtnis, Phantasie und Gefühl, eine besondere Förderung und Entwicklung zu teil werden; und liegt nicht hier auch die Gefahr nahe, das Gedächtnis mit allerhand Daten anzufüllen, die wir als unfruchtbar und schädlich, weil dem pädagogischen Bildungszwecke widersprechend, erachten müssen? In der That, so notwendig und unentbehrlich auch für jede Art und Stufe geistiger Bildung eine bestimmte Summe von positiven Kenntnissen ist, so wertvoll und empfehlend ein lebhaftes Gefühl und eine mit hohen und erhabenen Anschauungen bereicherte Phantasie sein mag, so bezeichnen sie doch nicht die Spitze jener Geistesbildung, welche die Erziehung auf der Oberstufe der höheren Lehranstalten zu erzeugen berufen ist. Hier zielt alle Weckung und Pflege der rezeptiven Kräfte durch Mitteilung der wertvollsten Bildungsstoffe ab auf die Erregung und Entwicklung der spontanen Kräfte des Verstandes, des Urteiles und schlieſslich des sittlichen Willens; alle materiale Bildung stellt sich hier in den Dienst der formalen Bildung. So allein kann jenes Maſs geistiger und sittlicher Selbständigkeit erzielt werden, welches dem von der Anstalt scheidenden Zöglinge die Möglichkeit ge-

währt, den Anforderungen, welche dereinst die Wissenschaft und das Leben an ihn stellen, gerecht zu werden. Jene vielen Kenntnisse sollen sich umsetzen in klare und gesicherte Erkenntnis, und diese sich bewähren in einem festen Urteile, welches das Schwanken in den wichtigsten und entscheidendsten Punkten ausschliefst und eine sichere Anwendung der erkannten Prinzipien auf die einzelnen, in der Wirklichkeit gegebenen Fälle verbürgt. Alle jene ästhetischen und ethischen Gefühle und Anschauungen werden erst dadurch ein wertvoller Besitz des persönlichen Lebens und damit aller echten Bildung, dafs sie sich unter der ordnenden Thätigkeit des Verstandes umsetzen in klare Erkenntnisse, welche die Grundlage bilden zu einem sicheren und wohlbegründeten Urteile. Allein auf diesem Wege kann sich in naturgemäfser Weise, unter Mitwirkung anderer Faktoren, die hier nicht zu erörtern sind, dasjenige in der Seele bilden, was wir als die reife Frucht aller erziehenden Thätigkeit bezeichnen möchten, nämlich die feste Überzeugung, die wohlbegründete wissenschaftliche, ästhetische und sittliche Überzeugung, in welcher sich die persönliche Bildung jedes Einzelnen abschliefst, und wie sie zumal bei dem unsicher suchenden und schwankenden Charakter der heutigen Zeitbildung für jeden, der in den höheren Kreisen unsrer Gesellschaft dereinst eine geachtete Stellung einnehmen will, unentbehrlich ist, da sie die notwendige Bedingung und Voraussetzung zu dem bildet, was man im besondern Sinne des Wortes einen Charakter nennt. Es liegt im Begriffe des Charakters im guten Sinne des Worts, dafs in ihm die sittliche Richtung des Willens die alle Äufserungen und Thätigkeiten des geistigen Lebens bestimmende ist; Charakter im engeren Sinne schreiben wir demjenigen zu, der sich eine eigene, wohlbegründete Überzeugung erworben hat, der den persönlichen Mut besitzt, dieselbe zu äufsern und im Gegensatze zu anderen abweichenden, ja entgegengesetzten zu behaupten, und der sie unter Anwendung sittlich erlaubter Mittel in seinem Lebenskreise zur Geltung bringt.

Von hier aus springt nun von selbst die Wichtigkeit und Notwendigkeit einer sicheren und wohlbegründeten Überzeugung auf demjenigen Lebensgebiete in die Augen, welches wir als das umfassendste und das gesamte sittliche und geistige Leben der einzelnen Menschen und Völker beherrschende anzusehen haben, auf dem religiösen Gebiete. Nirgends rächt sich die Unklarheit und Verschwommenheit, der Mangel an klaren Begriffen und Anschauungen, an festen leitenden Grundsätzen, kurz der Mangel an einer wohlbegründeten Überzeugung und die damit verbundene Urteils- und Charakterlosigkeit ärger und empfindlicher, als gerade hier. Nun haben wir es hier zu thun mit einer Altersstufe, welche, wie in körperlicher, so auch in geistiger Beziehung nicht selten für die Zukunft entscheidend zu sein pflegt, ich meine jene Stufe, welche durch den Eintritt der Pubertät bezeichnet ist, wo mit dem gesteigerten persönlichen Selbstgefühl und der entwickelteren Reflexionsthätigkeit die Neigung zum Zweifel an der Wahrheit des Überlieferten und zur persönlichen Durchbrechung der durch die Autorität und die Pietät gesetzten Schranken erwacht. Bei der Macht der Verführung, welche der vielfach religions- und sittenlose, meist alles idealen Gehaltes bare Charakter der heutigen Gesellschaft in sich schliefst, und bei dem der kirchlichen Sitte und dem positiven Christentum vielfach entfremdeten Zustande gerade unserer gebildeten Familien, aus denen sich doch zumeist unsere höheren Schulen rekrutieren, ist es bekanntlich gar nichts Seltenes, dafs die Knaben unmittelbar nach der kirchlichen Konfirmation — natürlich meist aus einer gewissen verzeihlichen persönlichen Eitelkeit — allen Glauben und damit auch alle Idealität und

Pietät über Bord werfen, wodurch dann oft auch die weiteren Erfolge der Erziehung auf dem geistigen und sittlichen Gebiete in Frage gestellt werden. Hier ist es nun der Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten, der am ersten imstande ist, den unter Umständen verhängnisvollen Folgen der genannten Entwicklungskrankheit des geistigen Lebens entgegenzutreten, indem er dem Bedürfnisse des den Schwankungen und Irrungen unterworfenen jugendlichen Geistes nach einer tieferen und klareren religiösen Erkenntnis und nach einem sicheren Urteile über die verschiedenen, ihm durch den sonstigen Unterricht oder durch den Verkehr und die Berührung mit dem Leben der Gesellschaft entgegengebrachten religiösen Ansichten und Richtungen, kurz nach einer durch ernste Arbeit zu gewinnenden festeren und stichhaltigeren religiösen Überzeugung entgegenkommt.

In echt pädagogischer Weise vermag der christliche Religionsunterricht durch die heilige Schrift dieses Bedürfnis zu befriedigen, indem er die religiös-sittlichen Heilswahrheiten durchweg auf die Heilsthatsachen gründet, alle religiöse Erkenntnis auf die klare und lebendige Anschauung klassischer Vorbilder des religiösen Lebens stützt, indem er die Lehre vom Reiche Gottes und seinen Kräften und Zielen, Gaben und Aufgaben überall im strengen Anschluſs an die Geschichte des Reiches Gottes, an die innern und äuſsern Erfahrungen seiner hervorragendsten Träger darlegt und dem Schüler in dem Spiegel ihrer persönlichen Kämpfe, Anfechtungen, Zweifel und Versuchungen die Macht der Sünde und des Irrtums, die sich in den eignen Kämpfen und Zweifeln offenbart, immer tiefer verstehen, in ihren Thaten und Siegen aber die weltüberwindende Macht der göttlichen Gnade und Wahrheit immer besser erkennen und zuversichtlicher ergreifen lehrt. Bietet so der Religionsunterricht dem Zögling in einer dem jeweiligen Bedürfnis und dem Stande seiner inneren Entwicklung angepaſsten Weise die Elemente einer tieferen Gottes- und Selbsterkenntnis, worauf alle klare religiöse und sittliche Überzeugung beruht, so wird er den Schüler weiter führen dürfen zum Mittelpunkt der christlichen Heilserkenntnis, zu der heiligen Gestalt des Schönsten der Menschenkinder, in dessen Persönlichkeit sich Gott selbst in einer nach Geschichte und Lehre, nach Wort und That einzigen und abschlieſsenden Weise der Welt geoffenbart hat, und ihn anleiten, aus der Hand dessen, der gesagt hat: 'Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben' die Gewiſsheit des eigenen Heils und den festen Anker aller persönlichen Überzeugung im Glauben zu empfangen, um von diesem Höhepunkte aus ein sicheres Urteil zu gewinnen über die Segnungen der von ihm gegründeten Heilsanstalt der Kirche, über den Wert der von der gesamten Christenheit auf Erden bekannten Heilswahrheiten, sowie über das Verhältnis seiner eigenen Konfession zu anderen christlichen Bekenntnissen und zu den besonderen Zeitrichtungen und Zeitströmungen der Gegenwart. Dann erst wird der christliche Religionsunterricht seinen erziehlichen Zweck erfüllt haben, einen wesentlichen Beitrag zur künftigen religiös-sittlichen Charakterbildung des Zöglings und damit zugleich der von den höheren Schulen geforderten geistigen und sittlichen Bildung die unentbehrliche Grundlage und den krönenden Abschluſs zu geben.

These 3:

'Insbesondere will der evangelische Religionsunterricht dem Schüler der obersten Klasse des Gymnasiums durch eingehendere Lesung wichtiger Abschnitte des Neuen Testaments in der Ursprache,

sowie hervorragender reformatorischer Schriften die Elemente einer auf das Evangelium gegründeten religiös-sittlichon Weltanschauung mitteilen, welche ihm den Maſsstab giebt zur Beurteilung des antikklassischen, wie des neuklassischen Bildungsideals und der wichtigsten Zeitvorstellungen der Gegenwart'.

Wir haben uns bisher darauf beschränkt, das Existenzrecht und die Aufgabe des christlichen Religionsunterrichts in den oberen Klassen höherer Lehranstalten in allgemeinen Umrissen darzulegen; ein zwiefacher hochbedeutsamer Gegensatz, ein konfessioneller, der zwischen der evangelischen und katholischen Auffassung und Behandlung, und ein pädagogischer, der zwischen den Zielen des Gymnasiums und des Realgymnasiums, blieb dabei unberührt, indem wir uns der Hoffnung hingaben, daſs unsre bisherigen Aufstellungen in religiöser Hinsicht auf katholischer Seite nicht wesentlich beanstandet, und in pädagogischer Hinsicht von seiten der Realgymnasien als nicht zu hoch bemessen erachtet werden würden. Weist doch auch der neue preuſsische Lehrplan für höhere Schulen bei der Bestimmung des Lehrzieles für den Religionsunterricht der genannten Anstalten und Konfessionen kaum nennenswerte Unterschiede auf. Dennoch dürfen wir dieselben im Interesse der Sache nicht ganz unberücksichtigt lassen.

Was zunächst den konfessionellen Gegensatz betrifft, so kommt hier für uns nicht in Betracht der zwischen der lutherischen und reformierten Denkweise, denn er ist mehr relativ, weil individuell und national bedingt, wohl aber der zwischen der evangelischen und römisch-katholischen Kirche; denn er ist für jeden, der die jüngste abschlieſsende Dogmenbildung dieser Kirche frei von romantischen Anwandlungen betrachtet, ein absoluter, weil sachlich und ethisch begründeter. Eine Kirche, welche die Seligkeit durch die strikte Unterwerfung unter Dogmen wie die vom J. 1854 und 1877, bedingt sein läſst, welche sich in einen so greifbaren Widerspruch mit der aus der Bibel geschöpften christlichen Heilswahrheit, mit aller unbefangenen Geschichtsforschung und der gesunden Vernunft setzt, welche zur Erhärtung dieser durch jesuitische Praktiken erschlichenen Dogmen sich einer zielbewuſsten und beharrlich fortgesetzten Geschichtsfälschung bedient und dabei den Mut besitzt, mit der Miene der gekränkten Unschuld dem Gegner die eignen unlauteren Motive unterzulegen, dürfte sehr wenig geeignet sein, eine freie persönliche Überzeugung, wie sie sich gründet auf die klare Erkenntnis der den tiefsten religiösen und sittlichen Bedürfnissen des Herzens und Gewissens entsprechenden Wahrheit, in den jugendlichen Seelen hervorzurufen, und hat im Bereiche derjenigen Erziehung, welcher die elementarsten sittlichen Gesetze der Wahrhaftigkeit und Redlichkeit noch als heilig und unantastbar gelten, Sitz und Stimme verscherzt. Erhebt sie aber trotzdem den lauten und zuversichtlichen Anspruch auf Geltung innerhalb der Schule, so wird sie sich nicht beklagen dürfen, wenn ihr von seiten eines Staates, welchem die christliche Gesinnung und sittliche Lauterkeit seiner Bürger nicht gleichgiltig ist, die zur Aufrechterhaltung des sittlichen Gemeinwohls erforderlichen Schranken gezogen werden. Auf die Zustimmung dieses spezifisch römischen, d. h. ausschlieſslich päpstlichen, ultramontanen und jesuitischen Katholizismus haben wir von vornherein nicht gerechnet, wenn wir soeben eine auf die Einführung in die heilige Schrift und die Heilslehren der christlichen Kirche gegründete religiöse Überzeugung als das gemeinsame Ziel des katholischen und evangelischen Religionsunterrichts bezeichneten. Aber wohl auf die jener zahlreichen

ehrenwerten, wenn auch in der Stille wirkenden Bekenner eines edlen und besonnenen, in seinen Machtansprüchen maſsvollen und nicht antinational, sondern christlich gesinnten Katholizismus eines Pascal und Fénélon, eines Wessenberg und Sailer, eines Döllinger und Reinkens, von dem wir in nationalem Interesse nur wünschen können, daſs derselbe in Zukunft in dem katholischen Teile unseres Volkes mehr zur Geltung komme.

Und doch bleibt auch dieser durch den gegenwärtigen Altkatholizismus vertretenen kirchlichen Richtung gegenüber der Gegensatz evangelischer Grundanschauung bestehen, welcher eben darum von einem auf klare und bestimmte religiöse Erkenntnis hinarbeitenden Unterricht aus erziehlichen Gründen nicht vertuscht werden darf, weil er sittlich begründet ist. Wie der katholische Christ nach Schleiermachers bekannter Definition sein Verhältnis zu Christus abhängig macht von seiner Stellung zur Kirche, so läſst umgekehrt der evangelische Christ sein Verhältnis zur Kirche durch seine Stellung zu Christus bedingt sein. Dem katholischen Christen ist die Kirche und ihre Tradition die höchste und letzte Autorität, welche den Maſsstab für das Verständnis der heiligen Schrift und der in ihr enthaltenen Heilswahrheit abgiebt, und die Grundtugend des katholischen Christen ist mithin der pietätsvolle Gehorsam gegen die Kirche und ihre vom unfehlbaren Gottesgeiste erfüllten rechtmäſsigen Vertreter, die Bischöfe. Der evangelische Christ hängt auch mit Pietät an seiner Kirche wie an jeder gottgeordneten Institution, aber die in religiöser und sittlicher Hinsicht entscheidende Autorität ist ihm allein Christus, wie er in seinem in der heiligen Schrift urkundlich überlieferten Worte zu uns redet und durch dasselbe sich dem Herzen jedes religiös empfänglichen Menschen durch seinen heiligen Geist als die Wahrheit bezeugt. Die Kirche dagegen darf nur insoweit den Anspruch der göttlichen Wahrheit und religiöser Geltung erheben, als sie Christum, und zwar den Christus des Neuen Testamentes, verkündigt; ihre Aufgabe ist nicht, sich selbst zu verherrlichen, sondern die Seelen der Menschen zu Christus zu führen, sie in einen unmittelbaren, für Zeit und Ewigkeit bleibenden Kontakt mit Christus zu setzen, in welchem allein das Heil zu finden ist. Die Grundtugend des evangelischen Christen ist daher nicht der Gehorsam gegen die Kirche und ihre Dogmen, sondern alles zielt hier ab auf den Glauben, d. h. auf ein persönliches Verhältnis freier und unbedingter Hingabe des Herzens und Willens an Christum. Diesen Glauben erkennt sie echt religiös und sittlich zugleich als den Quell der wahren Liebe und eines neuen heiligen Lebens, als das durch Kraft der göttlichen Gnade das Herz des Menschen umschaffende Lebensprinzip, das den Menschen treibt, den gesamten Bereich des natürlichen Leben szum Reiche Gottes umzuwandeln und im Dienste des Reiches Gottes zu heiligen und zu vollenden. Und während die katholische Auffassung die Kirche auch in ihrer äufsern und sichtbaren Erscheinung mit dem Reiche Gottes zusammenfallen läfst, dagegen der Familie, dem Staate und der bürgerlichen Gesellschaft eine der Kirche gegenüber untergeordnete Bedeutung zuschreibt, sind der evangelischen Betrachtung Kirche und Staat, Schule und Haus, Familie und bürgerliche Gesellschaft in ihrer Art gleichberechtigte und gleichwertige sittliche Gemeinschaften, durch welche Gott die durch Christus erlöste Gemeinde der Gläubigen in fortschreitender Entwicklung ihrem sittlichen Ziele, der Heiligung und Vollendung durch das Wort Gottes, und dem Kommen des Reiches Gottes entgegenführt. Indem die evangelische Anschauung durch den Grundsatz der Rechtfertigung des Menschen allein aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben und durch die Lehre vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen allen

Wahnvorstellungen menschlichen Verdienstes vor Gott, sowie den unsittlichen Bestrebungen einer egoistischen Lohnsucht und eines eitlen Ehrgeizes gründlich entgegentritt, da sie allen unter der alleinigen Bedingung des Glaubens an Christum das gleiche religiöse Recht der Kinder Gottes gewährt, macht sie den Menschen äufserlich von allen willkürlichen Menschensatzungen frei, jedoch nur, um ihn innerlich desto fester an Gott und sein Wort, als die höchste und allein mafsgebende Autorität, zu binden und ihm umso nachdrücklicher zur sittlichen Pflicht zu machen, die Tugenden dessen, der uns berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht, im ganzen Leben, in Wort und Wandel, in allen Lebenskreisen und Berufsstellungen zu bewähren, und das alles nicht aus Hoffnung auf äufsern Lohn im Diesseits, sondern aus dem freien Antriebe dankbarer Gegenliebe gegen den, der uns zuerst in seinem Sohne geliebt hat, während die katholische Anschauung bei ihrer Lehre vom Verdienst der Werke die niedere Lohnsucht befördert und, entweder zum hochmütigen Selbstvertrauen oder zur eitlen Selbstbespiegelung verleitend, den reinen Spiegel christlicher Sittlichkeit trübt. Diese ethischen und fundamentalen Unterschiede hat der evangelische Religionsunterricht auf der Oberstufe höherer Lehranstalten zur klaren Anschauung zu bringen, um dem Schüler, zumal wenn er in katholischer Umgebung lebt, zu einer wohlbegründeten Überzeugung zu verhelfen. Selbstverständlich wird das nur in der obersten Klasse geschehen können, da nur hier die Bedingungen für das Verständnis dieser tief eindringenden Gedankenzusammenhänge gegeben sind, und nicht in der dogmatischen — sei es theologischen oder philosophischen — Form einer systematischen Glaubens- und Sittenlehre, sondern überall in strengem Anschlufs an die heilige Schrift, aber zugleich unter zweckentsprechender Berücksichtigung der wichtigsten reformatorischen Schriften der deutsch-evangelischen Kirche, zu denen wir neben der Augsburgischen Konfession namentlich auch Luthers herrliche Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen rechnen.

Während aber die Realgymnasien — und das führt uns auf den zweiten der genannten Gegensätze —, da sie vor allem tiefer in das Verständnis der modernen Kulturentwicklung an der Hand der neueren deutschen und der englisch-französischen Litteratur einführen und daher vorzugsweise neben dem allgemein-menschlichen nationale Bildungszwecke verfolgen, sich mit Luthers meisterhafter Übersetzung — natürlich im revidierten Text! — begnügen, gehen die Gymnasien, welche im Unterschiede von jenen Anstalten die Aufgabe haben, eine gründlichere Bekanntschaft mit den Quellen der gesamten neueren Kulturentwicklung zu vermitteln, aus denen die gebildete Menschheit für alle Zeit und Zukunft die Kraft geistiger Verjüngung und idealer Erhebung schöpft, auch hier im Religionsunterricht der obersten Klasse zu den Quellen, d. h. auf den griechischen Urtext des Neuen Testaments zurück, um entsprechend ihrem propädeutisch-wissenschaftlichen Charakter, der sie zu Vorbildungsanstalten für die Universitätsstudien befähigt, an der Hand zweier in ihrer Art klassischen Schriften des Neuen Testaments, des Römerbriefes und des Johannesevangeliums, den durch Platos und Demosthenes' Schriften gestählten Geist des Primaners in die Tiefe der paulinischen Gedankenwelt und auf die ideale Höhe der johanneischen Weltbetrachtung zu führen. Im Anschlufs an diese unerschöpflich reichen, an Tiefe und Gehalt der Gedanken, wie an Kraft und Schönheit der Sprache einzigen Schriften teilt der Religionsunterricht die Hauptpunkte der christlichen Glaubens- und Sittenlehre mit. Wie in der Unterprima an die Lesung des Römerbriefes, dessen

erster Hauptteil jedenfalls bis zum 8. Kapitel im Anschluſs an den griechischen Urtext ausführlicher zu erklären ist, sich naturgemäſs eine Übersicht der reformatorischen Heilslehre schlieſsen wird, so wird in der Oberprima die eingehendere Lesung der ersten acht Kapitel und etwa der Abschiedsreden (K. 13—17) des Johannesevangeliums die Grundlage bilden für die Mitteilung der Elemente einer auf das Evangelium gegründeten religiös-sittlichen Weltanschauung, welche den Maſsstab abgiebt zur Beurteilung des Wertes und der Schranken, des Lichtes und des Schattens des antikklassischen, wie des neuklassischen Bildungsideals und der wichtigsten Zeitvorstellungen der Gegenwart. Wie der Schüler dort angeleitet wird, von den Gegensätzen der Sünde und Gnade aus eine Einsicht zu gewinnen in die schriftmäſsige Grundlage der evangelischen Kirchenlehre, so eröffnet sich ihm hier von der tieferen Erkenntnis der versöhnenden und erlösenden Persönlichkeit des wahrhaftigen Gottes- und Menschensohnes aus eine weite Perspektive in die weltumfassenden Kräfte und Ziele des Reiches Gottes und in das nach Goethe tiefste und im Grunde einzige Thema der Welt- und Menschengeschichte, in den Konflikt des Glaubens und des Unglaubens, in welchem sich der in der antiken Weltanschauung nur angedeutete ethische Gegensatz zwischen dem sittlich Guten und dem sittlich Bösen abschlieſst und vollendet — eine Erkenntnis, die wie keine andere geeignet ist, den ewigen Wert der einzelnen Persönlichkeit und die hohe Verantwortlichkeit der eignen Selbstentscheidung gegenüber den höchsten Fragen ins helle Licht zu stellen, gerade dadurch aber dem sittlichen Willen den freiesten und zugleich stärksten Antrieb verleiht, das in Christo dargebotene Heil im Glauben persönlich zu ergreifen und dereinst mit der ganzen Kraft und Fülle der Überzeugung für die erkannte Heilswahrheit einzutreten, welche, weit entfernt von aller romantischen Verschwommenheit und Unklarkeit, mit dem Apostel spricht: 'Ich weifs, an wen ich glaube', und frei von aller eitelen und hochmütigen Selbstüberschätzung ebenso demütig als freudig bekennt: 'Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin'.

Es wäre nun gewifs thöricht zu meinen, dafs der Religionsunterricht allein imstande wäre, diesen Glauben, etwa gar auf dem blofsen Wege der Belehrung, zu erzeugen. Der Glaube ist eben nicht jedermanns Ding, d. h. er ist sittlich bedingt, er läfst sich als freie persönliche That des einzelnen Menschen nicht erzwingen, er ist andererseits durch eine Einwirkung von oben bedingt, durch die Thätigkeit des heiligen Geistes, der sich seine Uhr nicht von Menschen stellen läfst: denn der Glaube ist zugleich Gottes Werk im Menschen. Es wäre noch thörichter zu wähnen, dafs der Religionsunterricht, wenn er richtig erteilt würde, diese Wirkung in allen Zöglingen hervorbringen müfste; denn der christliche Glaube ist nicht etwas auf einmal Fertiges, sondern wie das persönliche Christentum überhaupt nach Luthers Ausspruch hienieden nicht im Wordensein, sondern im Werdensein, er gehört in dem zuletzt beschriebenen vollen Sinne einer nach allen Seiten wohlbegründeten Überzeugung, die erhaben ist über alle Zweifel und Schwankungen, unter normalen Verhältnissen erst einer späteren Entwicklungsstufe an. Aber er ist das Ziel, welches dem evangelischen Religionsunterrichte vorschweben soll, und wir fordern von diesem Unterrichte, sofern er auf der Oberstufe höherer Lehranstalten, namentlich der Gymnasien, erteilt wird, dafs er zu diesem Glauben seinerseits den Grund legt, indem er dem Zögling durch Mitteilung der Elemente einer christlichen Weltanschauung die Möglichkeit gewährt, bei normaler religiös-sittlicher Entwicklung zu demselben zu gelangen.

These 4:

'Der evangelische Religionsunterricht verfehlt seine erziehliche Aufgabe, wenn er seinen positiv-biblischen Charakter verleugnet oder das Bildungsziel der Schule aufser acht läfst.'

Wir sind am Ende unserer ausführlicheren Begründung. Die folgenden Thesen müssen für sich selbst sprechen. Wir wissen sehr wohl, meine Herren, dafs der Religionsunterricht, vor allem auch der evangelische, meist dieses Ziel nicht erreicht, ja dafs er seine erziehliche Aufgabe geradezu verfehlt. Können wir uns im ersten Falle trösten mit dem Worte 'in magnis sat voluisse', so fordert uns der letztgenannte Fall auf, nach den Ursachen des Schadens zu suchen. Da fällt unser Blick auf zwei Hauptursachen, die eine ist materialer, religiöser Art, die andere formaler, pädagogischer Art. Der Unterricht kann entweder, was den Inhalt und Gegenstand betrifft, seinen positiv-biblischen Charakter verleugnen, oder er kann das Bildungsziel der Schule aufser acht lassen.

Wird der Unterricht z. B. dazu gemifsbraucht, die Quellen der Heilserkenntnis vor den Augen der Schüler einer mifsgünstigen und vielleicht obenein wissenschaftlich nicht hinlänglich begründeten Kritik zu unterziehen, statt aus ihnen zu schöpfen und das Wasser des Lebens auf Grund eigner persönlicher Erfahrung mitzuteilen, leugnet man in rationalistischer Weise die geschichtliche Grundlage der Heilsoffenbarung Gottes und löst die biblischen Heilswahrheiten in dürre Moral oder abstrakte Metaphysik auf, betrachtet man Christus nur als einen der hervorragendsten Menschen, der uns indes nichts weiter als die vortrefflichste Sittenlehre gegeben hat, vielleicht gar als den religiösen Genius der Menschheit, aber immerhin nicht als den, für welchen er sich selbst ausgiebt, als den heiligen Gottes- und Menschensohn und den Heiland der Welt; stempelt man ihn dadurch in den Augen jedes nur einigermafsen konsequent denkenden Primaners zu einem einfachen Schwärmer oder Betrüger: so mag man sich noch so sehr mit dem romantischen Zauber künstlicher Gefühlserregung und religiösen Echauffements oder mit dem Flitter der Zeitweisheit ausputzen — das Herz der Schüler wird man nicht gewinnen, man 'wird nicht Herz zu Herzen schaffen', und der sittlichen Bildung wird man nicht dienen, vielmehr wird man nur zur Unwahrheit und Heuchelei verleiten und die Macht des Zweifels und des Unglaubens in den jungen Seelen stärken. In diesem Falle möchten wir den Religionsunterricht lieber einfach vom Lehrplan streichen; er nützt nichts und schadet nur.

Aber wir können uns andrerseits auch einen Religionsunterricht denken, der positiv-biblisch und kirchlich korrekt erteilt wird und doch um nicht viel besser ist als der ebengenannte. Wer ohne Berücksichtigung der Entwicklungsstufe des Knaben und angehenden Jünglings, sowie seiner religiösen und sittlichen Bedürfnisse den nach Brot hungernden jungen Seelen die unverdaulichen Steine einer theologischen oder philosophischen Metaphysik bietet und sich einbildet, die grofsen Geheimnisse des Christentums, die Dreieinigkeit Gottes, die Menschwerdung des Sohnes Gottes, die Versöhnung der Welt und andere hohe Gegenstände heranwachsenden Knaben handwerksmäfsig wie ein Rechenexempel vordemonstrieren zu können, wer ihnen ein Joch von dogmatischen Begriffsverklitterungen überzuwerfen sucht, das er selbst unfähig ist zu tragen, der wird nie imstande sein, Lust und Liebe zur Sache und eine freie Überzeugung in den heilsbegierigen Seelen zu wecken; er wird eher Abneigung, sicherlich

Gleichgiltigkeit hervorrufen, und sittliche Frucht wird dieser Unterricht nicht schaffen. Ein solcher Unterricht leidet an einem empfindlichen formalen Mangel, er entbehrt des pädagogischen Geschickes und verleugnet seine Kraft, da er das Bildungsziel der Schule aufser acht läfst.

These 5:

'Um erziehlich wirken zu können, hat der Unterricht den Stoff aufs sorgfältigste zu sichten und jede Art von einseitig wissenschaftlicher Verstiegenheit zu vermeiden, welche zur Überladung des Gedächtnisses oder zur oberflächlichen Vielwisserei führt.

Welches sind nämlich die ersten pädagogischen Voraussetzungen für die fruchtbare Erteilung jedes Unterrichts? Bleiben wir bei den Gymnasien stehen. Alles kommt hier zunächst an auf die richtige Auswahl des Stoffes, sodann auf die rechte Methode der Aneignung. Gerade die Gymnasien in erster Linie sollen, da sie mit ihrem Bildungsziel den Universitäten so nahe stehen und in der obersten Klasse eine propädeutisch-wissenschaftliche Aufgabe haben, am ängstlichsten darauf bedacht sein, die durch die ersten Gesetze des erziehenden Unterrichts ihnen vorgeschriebenen Grenzen streng zu wahren und sich vor einer heillosen Antizipation des Universitätsunterrichts zu hüten. Zwar trägt der Gymnasialunterricht auf der Oberstufe einen wissenschaftlichen Charakter an sich, und seine Hauptaufgabe ist, den wissenschaftlichen Sinn zu wecken; aber gleichwohl ist und bleibt er dem Universitätsunterricht gegenüber ein propädeutischer, wenn man will, elementarer, er ist wissenschaftlicher Elementarunterricht. In dieser elementaren Begrenzung liegt seine Kraft, sein erziehender Einfluſs. Das verkennen viele, meist aus wissenschaftlicher Eitelkeit, und führen dadurch eine Überladung des Gedächtnisses der Schüler mit Wissensstoff oder eine Überreizung der Urteilskraft durch Mitteilung schwieriger und auf dieser Stufe unfaſsbarer Gedankengänge herbei. Es giebt Lehrer im Deutschen, die aus jedem Primaner gern einen Litteraten und Universitätslehrer machen möchten; die in mancher Beziehung vortrefflichen didaktischen Werke von Laas haben nach dieser Richtung, wie Apelt nachweist, verhängnisvoll in der Lehrerwelt gewirkt, sie laborieren gründlich an professorenmäſsiger 'Verstiegenheit' und verkennen vielfach den pädagogischen Gesichtspunkt. Es giebt Geschichtslehrer, die ihre Schüler mit allerhand Raritäten und Novitäten vom litterarischen Markt traktieren oder sie mit geschichtsphilosophischen Ideen abspeisen, statt sich auf das zu beschränken, was not thut, und die richtig geordneten und lichtvoll an der Hand der Quellen dargestellten Thatsachen unmittelbar wirken zu lassen. Es giebt Philologen, welche die Primaner und Sekundaner mit einer Unflut von gelehrtem, zum Teil gar nicht hinlänglich wissenschaftlich begründetem Detail auf dem Gebiete der Grammatik und Archäologie überschütten, daſs den armen Jungen die Lust und Liebe an den Klassikern dadurch verleidet wird. Es giebt endlich und vor allem Theologen, die an dieser einseitig und miſsverständlich wissenschaftlichen Verstiegenheit leiden und die Köpfe der Schüler vollpfropfen mit allerhand exegetischen und dogmatischen Minutiosităten und kirchengeschichtlichen Notizen, die für diese Stufe absolut keinen weder geistig noch sittlich bildenden Wert haben. (Vgl. das Hülfsbuch von Holzweiſsig und viele andere, besonders auch das von Mezger.) Die Schüler staunen ob solcher unverstandener Gelehrsamkeit; aber ihre Seele erhält keinen Teil an diesen Schätzen, sie kommen nicht in einen innern Kontakt mit dem Gegenstand. Soll

der Unterricht erziehlich und darum bildend wirken, so hat er vor allem auf eine sorgfältige Sichtung des Stoffs Bedacht zu nehmen, er hat streng zu scheiden zwischen dem Notwendigen und dem Entbehrlichen und aus dem Besten und Schönsten, was hier z. B. die heil. Schrift bietet, gerade dasjenige auszuwählen und am energischsten hervorzuheben, was für diese Stufe faſsbar und am fruchtbarsten ist für das religiöse und sittliche Leben. Die Hälfte ist hier besser als das Ganze, in der Beschränkung zeigt sich der Meister. Denn der rechte Stoff ist zunächst ein und alles, weil die Grundlage der Bildung. Unpädagogische Verstiegenheit aber, welche den jugendlichen Geist, wenn auch in der besten Absicht, mit Stoff überschüttet, die nach dem Grundsatz handelt: die Masse muſs es bringen, widerspricht vor allem dem Zwecke der Gymnasialbildung, und führt entweder zur Überbürdung des Gedächtnisses oder, wenn nicht darauf gedrungen wird, daſs der Stoff wirklich angeeignet wird, zu einer oberflächlichen encyklopädistischen Vielwisserei, zu der Entwickelungskrankheit unserer heutigen Zeitbildung. Es ist daher überall nach dem pädagogischen Gesetze der Sparsamkeit zu verfahren bei der Auswahl des Stoffes in der Lesung und Erklärung der heil. Schrift, in der Hervorhebung der wichtigsten Partieen, der springenden Punkte der Glaubens- und Sittenlehre, sowie der Kirchengeschichte. Wie das im Einzelnen zu geschehen hat, gehört nicht hierher; das zu entscheiden, ist Sache der Fachlehrer.

These 6:

'Der Stoff soll in einer solchen Weise zur Aneignung gebracht werden, daſs der Unterricht, ebenso gründlich belehrend als fesselnd und anregend, geeignet ist, überzeugend und charakterbildend zu wirken, und seinen vornehmsten Zweck erfüllt, durch Sammlung und Vertiefung des Gemütes der Weckung und Pflege des religiösen Lebens zu dienen.'

Berühren die beiden vorhergehenden Thesen die unumgänglichen, teils religiösen, teils pädagogischen, den Gegenstand und seine richtige Begrenzung betreffenden Bedingungen einer fruchtbaren Erteilung des Religionsunterrichts, so giebt nunmehr die folgende These die positive Antwort auf die Frage des Themas, indem sie die gesunden didaktischen Grundsätzen zufolge an den Unterricht selbst zu stellenden Anforderungen kurz zusammenstellt. Diese sind teils allgemeiner, teils besonderer Art. Vor allem soll der Religionsunterricht, wie jeder andere Unterricht, der den Anspruch erhebt, erziehend zu wirken, d. h. durch Erzeugung einer klaren, lebendigen Erkenntnis und eines wohlbegründeten Urteils einen Beitrag zu der von der gesamten Unterrichtsthätigkeit der Schule angestrebten Willensbildung zu geben, überzeugend und charakterbildend sein. Zu dem Ende darf er sich nicht einseitig entweder nur an die universellen Kräfte des menschlichen Geistes, Verstand und Gedächtnis, oder nur an die individuellen Kräfte, Gefühl und Phantasie, wenden. Er darf sich nicht einseitig und in oberflächlicher Weise damit begnügen, vorübergehende Stimmungen in der Seele des Schülers zu erwecken oder nur die augenblicklichen Bedürfnisse einer seichten Wiſsbegierde zu befriedigen; vielmehr soll er, wie jeder Unterricht, in welchem es ja zunächst darauf ankommt zu lehren und zu lernen, vor allem gediegene positive Kenntnisse mitteilen und auf die bleibende Fixierung gesicherter Erkenntnisse bedacht sein; er soll allerdings — und zwar in planmäſsiger, zielbewuſster Weise — Verstand und Gedächtnis in Anspruch nehmen und auf diese Weise

belehren, ja er soll — in den ihm gewiesenen Grenzen — gründlich belehren, oder er wäre vom Lehrplane der höheren Schulen zu streichen, da diese einen andern Unterricht als einen gründlich belehrenden schlechterdings nicht kennen. Aber er darf auch andrerseits, damit er nicht trocken und langweilig werde, die insbesondere für die Erreichung des ihm eigentümlichen vornehmsten Zweckes, der Weckung und Pflege des religiösen Lebens, unentbehrlichen individuellen Kräfte des Zöglings, Gefühl und Phantasie, nicht brach liegen lassen. Vielmehr soll er zugleich fesselnd und anregend, d. h. imstande sein, das 'Interesse' des Schülers von den verschiedensten Seiten aus zu wecken, und ihm dadurch den Gegenstand anziehend machen, ihm als bedeutend erscheinen lassen, dafs er ihn nach dem Grundsatze der 'Konzentration' zu dem Gedankenkreise des Schülers und zu seinem durch Schule und Leben bisher gewonnenen Schatze von inneren und äufseren Erfahrungen in eine lebendige Beziehung setzt. Nur so wird der Religionsunterricht zugleich Lust und Liebe zur Sache, innere Teilnahme für den hohen Gegenstand hervorrufen können, worauf gerade hier um so mehr ankommt, da das religiöse Leben als persönlicher Besitz der Natur der Sache nach individueller Art und durch die freie Selbstbestimmung bedingt ist. Um aber seiner höchsten, in These 2 und 3 näher bezeichneten Aufgabe gerecht zu werden, wird er dafür zu sorgen haben, dafs in letzter Beziehung alles Wissen und alle Gefühlserregung, alle Ansammlung von Kenntnissen und alle Erzeugung von lebendigen Anschauungen dem ethischen Zwecke der Sammlung und Vertiefung des Gemüts diene, nicht in dem Sinne oberflächlicher Rührung oder auch nur einseitig religiöser 'Erbauung', sondern im vollen biblischen Sinne des religiös-sittlichen Aufbaues und Ausbaues des gesamten inwendigen Menschen zu einem Tempel Gottes. Nur so wird es dem christlichen Religionsunterricht gelingen, jene lebendige, dem christlichen Glauben eignende, auf der klaren und anschaulichen Erkenntnis des Gegenstandes ebenso wie auf der freien persönlichen Hingabe an denselben beruhende religiöse Überzeugung in der Seele hervorzurufen, welche dem sittlichen Willen des Zöglings für die Zukunft die feste Richtung auf die höchsten Ziele des Reiches Gottes und den kräftigsten Antrieb zur Mitarbeit an der Lösung seiner Aufgaben verleiht.

These 7:

'Es ist wünschenswert, dafs der Unterricht von einem Theologen erteilt werde, der, wo möglich ordentlicher Lehrer der Anstalt, eine gediegene fachwissenschaftliche und allgemeine Bildung, sowie ein nicht geringes Mafs religiöser und pädagogischer Erfahrung besitzt.'

Die Erreichung dieses hohen Unterrichtszieles ist nun freilich wieder bedingt durch die in der folgenden These bezeichneten persönlichen Eigenschaften des Religionslehrers. Wenn irgendwo, so ist ja hier der Erfolg des Unterrichts wesentlich an die Person des Unterrichtenden geknüpft. Zunächst kann religiöses Leben in anderen nur derjenige wecken und pflegen, der es selbst besitzt. Ist aber die religiöse Überzeugung, welche der Religionsunterricht, von dem wir hier reden, mitteilen soll, die evangelisch-christliche, so werden wir auch von dem Religionslehrer in erster Linie fordern müssen, dafs er zu dem wichtigsten und im Grunde einzigen Gegenstande des christlichen Glaubens, dem Mittelpunkte der göttlichen Heilsoffenbarung, welchen die Apostel und die Reformatoren auf Grund der heil. Schrift und der eignen religiösen Erfahrung als den wahren und einzigen Mittler des Heiles der Welt bezeugt haben, d. h. zur Person Jesu Christi,

nicht eine blofs wissenschaftlich-objektive, aber persönlich uninteressierte Stellung einnimmt, in der er 'kühl bis ans Herz hinan' die Religionswahrheiten einfach sachlich, wenn auch korrekt, vorträgt — denn er wird damit, wie schon bemerkt, 'nicht Herz zu Herzen schaffen' und daher auch seiner erziehlichen Aufgabe nicht gerecht werden —; sondern es ist nötig, dafs er zu diesem hohen Gegenstande ein zugleich subjektiv interessiertes, ein lebendiges und persönliches Verhältnis hat, wie es durch den Glauben bedingt ist, welcher im Sinne der Apostel und Reformatoren eine durch das Evangelium gewirkte religiös rechtfertigende und sittlich erneuernde Gotteskraft im Herzen ist und den unabweislichen Drang nach Mitteilung in sich schliefst. Nächst der durch dieses Verhältnis begründeten religiösen Erfahrung aber fordern wir von dem Religionslehrer ein nicht geringes Mafs pädagogischer Durchbildung, wie es nur eine längere Unterrichtspraxis gewähren kann. Es erscheint daher nicht angemessen, einem Anfänger den Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten zu übertragen. Und das um so weniger, da dieser Unterricht neben der religiösen und pädagogischen Erfahrung nicht blofs, um gründlich belehrend zu wirken, eine gediegene fachwissenschaftliche, d. h. theologische Bildung verlangt, sondern um ein vielseitiges und lebendiges Interesse in der Seele des Schülers erwecken zu können, einen hohen Grad von allgemeiner Bildung beansprucht, eine durch fortgesetzte Wechselwirkung des Lebens und der Wissenschaft zu erzielende Weite des geistigen Gesichtskreises, wie sie erst den reiferen Jahren eigen zu sein pflegt. Es empfiehlt sich daher, dafs der angehende Religionslehrer erst längere Zeit in den unteren und mittleren Klassen beschäftigt wird, ehe er in die oberen Klassen aufrückt. Überhaupt darf der Religionslehrer, wenn er seine erziehlichen Aufgaben nach allen Seiten erfüllen soll, nicht, wie etwa ein praktischer Geistlicher, aufserhalb des Organismus der Schule stehen, sondern er mufs ein lebendiges und zwar nicht ganz untergeordnetes Glied desselben, d. h. er mufs ordentlicher Lehrer der Anstalt, womöglich Klassenlehrer sein. Um ferner den in These 5 und 6 gestellten Forderungen zu genügen, erscheint es wünschenswert, dafs er Theologe von Fach ist und als solcher zugleich die Fähigkeit besitzt, auch in andern wichtigen Gegenständen der oberen Klassen zu unterrichten, die besonders geeignet sind, den Religionsunterricht von der ethischen Seite aus zu ergänzen, wie namentlich im Deutschen und in der Geschichte. Fehlt es der Anstalt an solchen Theologen, so wird der Direktor der Anstalt, falls er religiös warm und entschlossen ist, sich die nötigen theologischen Kenntnisse anzueignen, am besten diesen Unterricht versehen, auch wenn er nicht Theologe von Fach ist. Dasselbe gilt von jedem religiös interessierten tüchtigen Philologen, der die oben erwähnten wissenschaftlichen und praktischen Qualitäten besitzt.

These 8:

'Behufs gemeinsamer Verständigung über die wichtigsten technischen Fragen des Unterrichts empfehlen sich alljährlich wiederkehrende freie Fachkonferenzen der Religionslehrer.'

Die bisherigen Auseinandersetzungen über Notwendigkeit, Ziel, Stoff und Methode des christlichen Religionsunterrichts enthielten sich absichtlich — dem Zwecke dieser Versammlung entsprechend — aller spezielleren technischen Fragen, wie Abgrenzung der Lehrpensen für die einzelnen Unterrichtsstufen und Behandlung der einzelnen Zweige des Unterrichts, sie beschränkten sich vielmehr auf die vom Standpunkte des erziehenden

Unterrichts überhaupt als wichtig erscheinenden Momente. Ist es nun aber wahr, was wir am Eingang unsers begründenden Vortrags bemerkten, dafs kein Unterrichtsgebiet bis jetzt so wenig von der wissenschaftlichen Pädagogik angebaut ist als das in Rede stehende, und fehlt es auch unter den Fachmännern, welche diesen Unterricht zu erteilen haben, zur Zeit noch an der so wünschenswerten Übereinstimmung selbst in Bezug auf die wichtigsten technischen Fragen, so wird das Bedürfnis nach einer gemeinsamen Verständigung der den Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten erteilenden Fachlehrer über derartige Fragen kaum in Abrede gestellt werden dürfen. Dafs nun eine solche Verständigung auf dem gesetzlichen Wege von Verordnungen der Behörden oder von regelmäfsigen, durch den Direktor der jedesmaligen Anstalt anzusetzenden Konferenzen herbeigeführt werden könne, wird schwerlich jemand behaupten wollen, da einmal die Behörde sich auf ganz allgemeine Bestimmungen beschränken mufs, sodann aber die Anschauungen der Direktoren und Fachlehrer der einzelnen Schulen in diesem Punkte vielfach ziemlich weit auseinandergehen. Es bleibt mithin nichts anderes übrig, als den in der Rheinprovinz und Westfalen bereits mit Erfolg eingeschlagenen Weg freier gemeinsamer, alljährlich wiederkehrender Versammlungen der Fachlehrer einer bestimmten Provinz oder eines kleineren Landes zu betreten. Zu diesen freien 'Fachkonferenzen' würden selbstverständlich die hohen Behörden, die Provinzialschulräte und die Generalsuperintendenten der Provinz, sowie die Direktoren der höheren Schulen und alle Lehrer höherer Bildungsanstalten, die sich für diesen wichtigen Unterrichtsgegenstand interessieren, einzuladen sein. Die vorliegenden Thesen verfolgen zugleich den Zweck, event. als allgemeine Grundlage für eine mittelst dieser freien Konferenzen anzubahnende gemeinsame Verständigung über die einzelnen technischen Fragen zu dienen.

Debatte.

These 1.

Da niemand sich zum Worte meldet, so wird dieselbe ohne weiteres in unveränderter Form angenommen.

These 2.

Kolbe (Treptow) wendet sich gegen die ersten Worte der These und will eingesetzt wissen: 'Da die christliche Religion das wichtigste Erziehungsmittel auch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten ist, so ist christlicher Religionsunterricht in denselben unentbehrlich.'

Heinzelmann ist nicht geneigt, auf diese Änderung einzugehen. Er spreche in seinen Thesen nicht von der Religion, sondern vom Religionsunterrichte; durch die Wendung Kolbes werde der Zusammenhang zwischen These 1 und 2 unterbrochen.

Müller (Arnstadt) hält den ersten Satz für überflüssig.

Dieck (Schulpforta) ist nicht für eine Streichung dieses Satzes, schlägt vielmehr vor, sogleich über These 2 und 3 abzustimmen.

Der Vorsitzende läfst jedoch zunächst über den ersten Satz der zweiten These abstimmen, und dieser wird unverändert angenommen.

Kolbe (Treptow) bemerkt zum zweiten Satze derselben These: Er finde die Schlufsworte etwas zu matt und möchte lieber eine Wendung einsetzen, wie: 'in ihm die Liebe zur heiligen Schrift zu pflegen und zu fördern'. Doch wolle er keinen bestimmten Antrag stellen.

Heinzelmann ist mit dem Vorredner in der Sache einverstanden und teilt mit, dafs seine Thesen ursprünglich auf breiterer Basis angelegt gewesen seien, dafs ihn aber das Präsidium veranlafst habe, denselben eine kürzere Fassung zu geben.

Der Vorsitzende und Krüger (Dessau) geben die Erklärung ab, dafs diese Kürzung nur aus Zweckmäfsigkeitsgründen stattgefunden habe.

Darauf wird auch der zweite Satz einstimmig in der vorgelegten Fassung angenommen.

These 3.

Kolbe (Treptow): Ihm sei nicht recht klar, ob Kirchengeschichte schon in Sekunda oder erst in Prima getrieben werden solle.

Heinzelmann entgegnet, dafs diese am besten in Obersekunda behandelt werde, dafs aber die Erörterung dieser Frage zu weit abführen würde.

Der Vorsitzende weist darauf hin, dafs in dieser Beziehung eine gewisse Unklarheit allerdings vorhanden sei, da in These 2 nur gesagt sei 'in den oberen Klassen höherer Lehranstalten'.

Wehrmann (Stettin) ist mit der Fassung der dritten These nicht völlig einverstanden, da dadurch der dogmatische Unterricht als solcher ausgeschlossen werde. Dieser werde von vielen an die Lektüre angeschlossen, von andern aber mehr systematisch erteilt. Aus diesem Grunde will er vor 'durch eingehendere Lesung' lieber eingesetzt wissen 'hauptsächlich'.

Heinzelmann spricht sich für einen nicht nur gelegentlichen, sondern gesonderten und zusammenhängenden, aber nicht systematischen, sondern an die heil. Schrift und die wichtigsten reformatorischen Schriften angeschlossenen Unterricht in der Glaubenslehre aus und weist bei dieser Gelegenheit auf das demnächst bei F. A. Perthes in Gotha erscheinende Büchlein u. d. T.: 'Vademecum aus Luthers Schriften' (herausgegeben von Krüger und Delius) hin, durch welches die Schüler der oberen Gymnasialklassen mit den wichtigsten Schriften des grofsen Reformators eingehender als bisher bekannt gemacht werden könnten.

Kannengiefser (Lüneburg) wünscht eine kürzere Fassung der These. Er hält es nicht für notwendig, dafs die hervorragenden reformatorischen Schriften besonders genannt werden.

Wehrmann (Stettin) weist darauf hin, dafs bereits jetzt reformatorische Schriften auf Schulen vielfach gelesen werden.

Dieck (Schulpforta) erklärt sich gegen eine kürzere Fassung, da es sich hier um die oberste Klasse, nicht um die oberen handle.

Krüger (Dessau) stellt nunmehr den Antrag, im Interesse der noch zu besprechenden Thesen zur Abstimmung über These 3 zu schreiten.

Wehrmann (Stettin) hält seinen Vorschlag, an der genannten Stelle 'hauptsächlich' einzuschalten, aufrecht, womit sich Referent einverstanden erklärt.

Darauf wird die These mit der Wehrmannschen Änderung einstimmig angenommen.

These 4.

Kolbe (Treptow): 'Kirchlich' und 'biblisch' bilde keinen Gegensatz. Es komme vornehmlich darauf an, den Schüler in die Lehre seines Bekenntnisses einzuführen.

Dieck (Schulpforta): Ein Gegensatz finde freilich nicht statt, wohl aber ein Unterschied. Der rechte biblische Unterricht werde allerdings auch kirchlich sein, und Referent habe wohl nur zwischen beiden Arten unterschieden, um die Dogmatik nicht in den Mittelpunkt zu stellen.

Schaper (Berlin): Man könne die letzten Worte 'oder das Bildungsziel der Schule aufser acht läfst' streichen; denn das, was hier gesagt sei, gelte von jedem Unterrichte.

Kolbe (Treptow) möchte doch diesen Zusatz festhalten, der darauf abziele, einen theologisierenden Unterricht abzuwehren.

Wehrmann (Stettin): Es sei auf den Ausdruck 'positiv' ein gröfserer Nachdruck zu legen; es gebe auch Religionslehrer, die nicht auf dem positiven Standpunkte ständen und die alsdann nur verwirrend wirkten.

Dieck (Schulpforta) ist ebenfalls der Ansicht, dafs negative Elemente in den Unterricht nicht hineingezogen werden dürften.

Heinzelmann erklärt, es sei mit Rücksicht auf den Zusammenhang der Thesen nicht ratsam, die letzten Worte 'oder das Bildungsziel u. s. w.' aufzugeben. Auch die Versammlung spricht sich dahin aus, dieselben stehen zu lassen, so dafs die These in der Fassung des Referenten unverändert angenommen wird.

These 5.

Der Vorsitzende bemerkt, eine Debatte über diese These sei eigentlich gar nicht notwendig, da ja das Gesagte von jedem Unterrichtszweige gelte. Es wird dann auch diese These selbst ohne Widerrede genehmigt.

Nachträglich bemerkt noch Wehrmann (Stettin), dafs die in der These ausgesprochene Forderung allerdings selbstverständlich sei, dafs aber leider gegen dieselbe öfters gefehlt werde. Darum sei es gut gewesen, diesem Gedanken hier noch besonders Ausdruck zu geben.

These 6.

Auch diese These wird ohne Debatte angenommen.

These 7.

Schubring (Berlin): Es scheine ihm doch eine zu grofse Beschränkung zu sein, wenn der Unterricht nur von einem Theologen erteilt werden solle; auch ein Philologe, der die nötige facultas für den Religionsunterricht besitze, sei wohl imstande, denselben zu erteilen.

Heinzelmann entgegnet, dafs er diese Art von Lehrern nicht ausgeschlossen wissen wolle; er habe in seiner These nur gesagt, es sei 'wünschenswert', dafs dieser Unterricht von einem Theologen erteilt werde, und es müsse allerdings wohl zugestanden werden, dafs dieser am besten geeignet sei, die richtige Auswahl in Bezug auf den Lehrstoff zu treffen. Jedenfalls aber sei ein Punkt noch besonders hervorzuheben, nämlich dafs nicht ein junger Theologe sogleich den Unterricht in der Prima erteilen dürfe.

Dieck (Schulpforta) schlägt folgendes Amendement vor: 'Es ist notwendig, dafs der Unterricht von einem Lehrer u. s. w.'

Kolbe (Treptow) schliefst sich diesem Vorschlage an.

Schubring (Lübeck): Auch die Worte 'womöglich ordentlicher Lehrer der Anstalt' könnten in Wegfall kommen. Im übrigen stimme er Dieck und Kolbe bei.

Heinzelmann: Vom idealen Standpunkte aus betrachtet, sei es wünschenswert, dafs der Religionslehrer auch noch in einem andern Fache, etwa Deutsch oder Geschichte, unterrichte; doch sei er geneigt, die These auch in der vorgeschlagenen Änderung gutzuheifsen.

Somit wird dieselbe in folgender Fassung angenommen:

'Es ist notwendig, dafs der Unterricht von einem Lehrer erteilt werde, der eine gediegene fachwissenschaftliche und allgemeine Bildung, sowie ein nicht geringes Mafs religiöser und pädagogischer Erfahrung besitzt.'

These 8.

Schaper (Berlin) bittet den Referenten um Auskunft darüber, was er unter 'freien' Fachkonferenzen verstehe.

Heinzelmann: Er habe damit ausdrücken wollen, dafs die unterrichtenden Lehrer selbst die Initiative ergreifen sollten.

Anton (Naumburg) nimmt Anstofs an dem Worte 'alljährlich' und will dafür lieber einsetzen 'von Zeit zu Zeit'.

Der Vorsitzende substituiert dafür das Wort 'regelmäfsig'.

Grosser (Wittstock) wünscht Aufklärung darüber, ob diese Fachkonferenzen innerhalb einer Anstalt stattfinden oder eine gröfsere Zahl von Anstalten umfassen sollen.

Heinzelmann: Er halte für wünschenswert, dafs sich an diesen Fachkonferenzen eine gröfsere Zahl von Anstalten beteilige, dafs vielleicht die Religionslehrer einer Provinz sich zu derartigen Vereinigungen zusammenschliefsen. Das Wort 'freie' werde er in seiner These ungern missen.

Diesem Wunsche wird Rechnung getragen und die These mit dem Amendement des Vorsitzenden in folgender Fassung angenommen:

'Behufs gemeinsamer Verständigung über die wichtigsten technischen Fragen des Unterrichts empfehlen sich regelmäfsig wiederkehrende freie Fachkonferenzen der Religionslehrer.'

Da die für die Sektionssitzung festgesetzte Zeit abgelaufen ist, kann in eine Besprechung der restierenden Eulerschen Thesen nicht mehr eingetreten werden.

Nachdem der Vorsitzende die Sitzung mit einer kurzen Ansprache geschlossen, spricht Wehrmann (Stettin) im Namen der Anwesenden dem Präsidium für die umsichtige Leitung der Verhandlungen den innigsten Dank aus und fordert die Mitglieder der Sektion auf, zu Ehren der beiden Vorsitzenden sich zu erheben. (Geschieht.) Dinter (Grimma) fügt noch einige Worte des Dankes für die beiden Schriftführer hinzu.

(Schlufs gegen 10 Uhr.)

II. Orientalische Sektion.

Über die Verhandlungen dieser Sektion ist dem Präsidium der Versammlung aufser dem in der vierten allgemeinen Sitzung von dem Vorsitzenden derselben, Professor Dr. Wellhausen (Halle), erstatteten bezüglichen Bericht (vergl. Seite 116) nichts zugegangen.

III. Germanisch-romanische Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Elze, Dr., Professor. Halle. I. Vorsitzender.
2. Zarncke, Dr., Geh. Hofrat u. Prof. Leipzig. II. Vorsitzender.
3. Bahr, P., Dr., Gymnasiallehrer. Magdeburg.
4. Bech, Fedor, Dr., Professor. Zeitz.
5. Bechstein, Reinhold, Dr., Professor. Rostock.
6. Bolte, J., Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
7. Burdach, Konrad, Dr., Privatdozent. Halle.
8. Clover, Bertrand. New-York.
9. Elster, Ernst, Dr. Leipzig.
10. Erdmann, O., Dr., Privatdozent. Königsberg.
11. Gering, Hugo, Dr., Professor. Halle.
12. Goldmann, Dr., Oberlehrer. Halle.
13. Hartung, Dr., Oberlehrer. Köthen.
14. Hinrichs, G., Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
15. Höfer, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
16. Hynitzsch, Professor. Quedlinburg.
17. Jahn, Pfarrer. Pötnitz b. Dessau.
18. Jostes, Franz, Dr., Privatdozent. Münster.
19. Kluge, F., Dr., Professor. Jena.
20. Kluge, Oberlehrer. Köthen.
21. Kögel, Dr., Privatdozent. Leipzig.
22. Kölbing, E., Dr., Professor. Breslau.
23. Lehfeld, Dr., Realgymnasiallehrer. Brandenburg a/H.
24. Mahn, Dr., Professor. Berlin.
25. Matthiae, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
26. Müller, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
27. Naumann, Dr., Worms.
28. Paul, Dr., Professor. Freiburg i. B.
29. Peters, J., Professor. Leitmeritz.
30. Richter, Otto, Dr. Eisleben.
31. Roethe, G., Dr. Berlin.
32. Schaper, Gymnasiallehrer. Salzwedel.
33. Schreyer, H., Dr., Professor. Pforta.
34. Vogt, F., Dr., Professor. Greifswald.
35. Vollmöller, K., Dr., Professor. Göttingen.
36. Wagner, A., Dr., Privatdozent. Erlangen.
37. Walter, Dr., Stettin.
38. Wegener, Ph., Dr., Oberlehrer. Magdeburg.
39. Wülcker, R., Dr., Professor. Leipzig.

Erste (konstituierende) Sitzung
am 1. Oktober 1884.

Nachdem die Professoren Zacher und Elze die in der vorigen Versammlung (Karlsruhe, 1882) auf sie gefallene Wahl zu Vorsitzenden der germanisch-romanischen

Sektion abgelehnt hatten, war vom Präsidium der Versammlung Geh. Hofrat Professor Dr. Zarncke (Leipzig) ersucht worden, die vorbereitenden Geschäfte zu übernehmen.

Derselbe eröffnet die Sitzung mit dem Wunsche, dafs die Versammlung dazu dienen möge, einträchtiges Wirken der Germanisten zum Heile der Wissenschaft zu befördern. Er gedenkt sodann der seit der vorigen Versammlung hingeschiedenen Fachgenossen, von denen er folgende achtzehn namhaft macht: A. Hoefer in Greifswald († 9. Jan. 1883), Jul. Tittmann in Göttingen († 18. Jan. 1883), Franz Dietrich in Marburg († 27. Jan. 1883), Adalbert v. Keller in Tübingen († 13. März 1883), Lorenz Diefenbach in Darmstadt, früher in Frankfurt († 28. März 1883), W. Arnold in Marburg († 2. Juli 1883), Svend Grundtvig in Kopenhagen († 14. Juli 1883), Lisch in Schwerin († 24. Sept. 1883), Ludwig Erk in Berlin († 25. Nov. 1883), K. M. Wichmann-Kadow in Rostock († 31. Dez. 1883), Karl Müllenhoff in Berlin († 19. Febr. 1884), Georg Büchmann in Berlin († 24. Febr. 1884), H. A. Lübben in Oldenburg († 15. März 1884), August Stöber in Mülhausen im Elsafs († 19. März 1884), Franz Thomas Bratranek, früher in Krakau († 2. Aug. 1884), Franz Lichtenstein in Breslau († 8. Aug. 1884 in Binz auf Rügen), Fr. Kurschat in Königsberg i. Pr. († 25. Aug. 1884), Ludwig Lemcke in Giefsen († 21. Sept. 1884).

Darauf schreitet man zur Wahl des Präsidiums, und es übernimmt auf Vorschlag Zarnckes der von der vorigen Versammlung bereits designierte Prof. Elze aus Halle die Stelle des ersten, Prof. Zarncke aber auf allgemeinen Wunsch der Versammlung die Stelle des zweiten Vorsitzenden. Zu Schriftführern werden die Privatdozenten Dr. Erdmann aus Königsberg und Dr. Kögel aus Leipzig bestellt.

Abgesehen von einem zur Verteilung bestimmten Hefte des Berliner 'Jahresberichtes über die Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie', das in sehr zahlreichen Exemplaren im Sitzungszimmer ausliegt, wird die Versammlung begrüfst durch folgende beide Schriften:

1) Friedrich Latendorf, Theodor Körner und Toni Adamberger. 8 Seiten.
2) Friedrich Zarncke, Goethes Notizbuch von der schlesischen Reise im Jahre 1790. Leipzig, Druck von Breitkopf & Härtel. 32 Seiten in Hochquart, mit einer photographischen Tafel.

Das Original dieses Notizbuches, einen der kostbarsten Schätze der Hirzelschen Goethebibliothek, legt der Herausgeber der Versammlung vor, damit sie sich ein Urteil über die Schwierigkeiten bilden könne, mit denen die Entzifferung verknüpft war, die nun in der Hauptsache glücklich gelungen ist. Er habe es für seine Pflicht gehalten, sich der Mühe zu unterziehen, weil nur ein in Leipzig Ansässiger, der die Handschrift wochenlang bequem zu Hause benutzen könne, dazu überhaupt imstande sei, und weil ein längeres Hinausschieben die Lesung zur Unmöglichkeit werden lassen könnte. Die Versammlung nimmt die wertvolle Gabe mit lebhaftem Danke entgegen.

Die zweite Sitzung kann erst am 3. Oktober stattfinden, weil für morgen in der pädagogischen Sektion ein Vortrag über 'die Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen in Gymnasien und Realgymnasien' angekündigt ist, welchen ein grofser Teil der Mitglieder der germanisch-romanischen Sektion zu hören wünscht.

Zweite Sitzung

am 3. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

Vorsitzender: Professor Dr. Elze (Halle).

1) Vortrag des Professor Dr. Gering (Halle) über den

'Plan einer neuen Ausgabe der Liederedda von Symons und Gering für Zachers germanische Handbibliothek'[1]).

Die Ausgabe soll drei Bände umfassen, von denen der dritte ein vollständiges Glossar (von Gering) enthalten wird. Der Text wird sich insofern von den schon vorhandenen Ausgaben unterscheiden, als hier zum ersten Mal eine Zurückführung der Sprache der Handschriften auf den Laut- und Formenstand des 12. Jahrhunderts versucht werden soll (vgl. Hofforys Herstellung der Voluspá im 5. Bande von Müllenhoffs 'Altertumskunde'). Dazu ist die Wissenschaft in den Stand gesetzt durch das Studium der älterern Skalden, deren strenge Technik eine sichere Richtschnur bietet zur Erschliefsung der älteren Formen. Den nordischen Runeninschriften im älteren Alphabet verdankt man nur spärliche Ausbeute. Allenthalben belegt der Vortragende seine Ausführungen durch Beispiele. Der Text der neuen Ausgabe soll in Langzeilen gedruckt werden. Am Fufse der Seiten wird man aufser den Lesarten der Handschriften (von den Lesarten der Drucke wird abgesehen) die Prosatexte finden, welche sich inhaltlich mit den Liedern berühren. Alle kritischen und exegetischen Ausführungen werden dem 2. Bande vorbehalten.

Eine Debatte schliefst sich an den Vortrag nicht an; doch bemerkt Kölbing (Breslau), dafs ihm der Plan der Ausgabe sehr zweckmäfsig scheine, und wünscht deren baldige Vollendung. Zarncke (Leipzig) äufsert, bei aller sonstigen Anerkennung des Planes, Bedenken gegen die vollständige Wiedergabe der Parallelprosen. Sie sei mehr oder weniger zwecklos, da doch jeder einen Text der jüngeren Edda und der Vœlsungasaga bei der Hand habe. Gering will diesen Punkt noch einmal mit Symons erörtern.

2) Vortrag des Dr. Elster (Leipzig) über

'Die Pläne des Schillerschen Don Carlos'.

Redner[2]) macht es sich zur Aufgabe, die Wandelungen, welchen Schillers dramatische Arbeit unterworfen war, im einzelnen darzulegen. Zunächst widerlegt er die Annahme, dafs Schillers philosophische Anschauungen während des Schaffens eine merkbare Änderung erfahren hätten — worauf Schillers Worte in den Briefen über Don Carlos (hist. krit. Ausg. VI 35_3 ff.) hindeuten —, indem er ausführt, dafs im ersten Akte der Thaliafassung, geschrieben 1784, bereits dieselben Anschauungen vorliegen, welche Posa später in der grofsen Scene mit dem Könige vorträgt (III, 10). — Er sucht nunmehr die Änderungen in anderen Dingen zu erkennen und verfolgt den ganzen Gang der Arbeit. Vorher bestimmt er die zu beachtenden Grundlagen der Arbeit; diese sind:

---

1) Auf Wunsch des Redners folgt nur ein zusammenfassendes, kurzes Referat.

2) Da der Redner die Ergebnisse seiner Carlosstudien demnächst in ausführlicherer Darstellung zu veröffentlichen gedenkt, so hat derselbe von einer wörtlichen Publikation seines Vortrags Abstand genommen.

a) Der vorherrschende, wie dauernde Besitz in des Dichters Seele: α) die Anschauungen der Geniezeit, besonders Schillers sozialer und politischer Ingrimm (genährt durch Rousseau) und der begeisterte Freundschaftskultus; β) die Erfindungsgabe des Dichters. Einflüsse des Lebens werden abgelehnt.

b) Der vorliegende Stoff: St. Réals Don Carlos, Nouvelle historique.

Redner verfolgt nunmehr drei Stadien der Arbeit: a) Frühjahr 1783, der Bauerbacher Entwurf und gleichzeitige Zeugnisse des Dichters; b) die ersten beiden Akte der Thaliafassung, Mitte 1784 bis Ende 85. Die Eigenschaften dieser Akte werden gegenüber dem 1. und 3. Stadium genau abgegrenzt, und es wird festgestellt, dafs der Dichter noch nicht beabsichtigte, die Freiheitsideen gegenüber dem Vertreter der Unfreiheit zu principieller Erörterung kommen zu lassen (weder durch Carlos, noch durch Posa), und dafs jetzt noch Posa lediglich aus persönlicher Freundschaft für Carlos sich opfern sollte. — c) Erst im dritten Stadium ist das Werk eine politische Tragödie zu nennen, Frühjahr 1786–87. Die Gründe für die Wandlung werden dargelegt. — In allen drei Stadien verfolgt der Vortragende den Einflufs der Genieauffassungen und der Erfindungsgabe Schillers.

Eine Debatte schliefst sich an diesen Vortrag nicht an.

3) Vortrag des Privatdozenten Dr. Burdach (Halle) über

'Die Sprache des jungen Goethe'.

'Es ist meine Absicht, Sie mit den Gesichtspunkten und dem Ziele meiner Forschungen über die Sprache des jungen Goethe bekannt zu machen. Eine eigentliche Darstellung dessen, worin das Individuelle des Goethischen Ausdrucks ruht, erwarten Sie hier nicht. Dazu würde die mir zugemessene Zeit nicht ausreichen. Ich will nur zeigen, auf welchem Wege man zu einer wissenschaftlichen Würdigung der Sprache Goethes gelangen, wie man das Persönliche, das Schöpferische darin scheiden kann von dem Ererbten, Angeeigneten, Erlernten.

Die Geschichte der neuhochdeutschen Sprache ist im Vergleich mit derjenigen der althochdeutschen und mittelhochdeutschen auffallend vernachlässigt. Kein Gedanke, dafs die Sprache der neueren Schriftsteller mit derselben eindringenden Genauigkeit durchforscht und dargestellt worden wäre wie die Sprache Otfrids, Notkers, Wolframs, Hartmanns v. Aue, der Nibelungen. Und doch haben Luther, Aventin, Opitz, Schuppius, Weise, Christ. Wolf, Mosheim, Gellert, Klopstock, Lessing, Wieland, Goethe und manche andere genau denselben Anspruch darauf. Trotz einzelnen verdienstlichen Spezialuntersuchungen und trotz dem deutschen Wörterbuch der beiden Grimm kann man auch heute noch das Gebiet der neuhochdeutschen Sprachperiode als ein fast unbekanntes Land bezeichnen.

Dafs ich nun aus diesem weiten Bereich gerade die Sprache Goethes mir zum Gegenstand einer umfassenden Untersuchung gewählt habe, wundert wohl niemanden. Minder versteht sich von selbst die Beschränkung auf die Jugend Goethes. Ich habe diese Grenze gezogen, weil die Jugendsprache Goethes, die Sprache seiner Schriften, die etwa bis zum Jahre 1776 entstanden sind, in der neuhochdeutschen Sprachgeschichte einen wirklichen Abschnitt von grofser Bedeutung bezeichnet.

Die erste Frage, welche sich aufdrängt, ist die: 'Wie sah die deutsche Schriftsprache aus, als Goethe geboren wurde?'

Die bewufste litterarische Ausbildung unserer heutigen gebildeten Schriftsprache

hebt mit dem Anfange des 17. Jahrhunderts an. Seit jener Zeit wird ununterbrochen theoretisch und praktisch an der Einigung unserer Sprache, an der Befestigung einer Gesamtsprache über den Mundarten gearbeitet. Die separatistischen Gegenbestrebungen dringen nicht durch. Das Resultat ist, dafs der Schwerpunkt der Litteratur und der Sprache von dem Süden nach Norden und speziell nach dem östlichen Teile Mitteldeutschlands rückt. Das katholische Oberdeutschland, aber auch die westlichen Gebiete Mitteldeutschlands, die Pfalz und Rheinfranken, sind von dem Einflufs auf die Gestaltung der Sprache ausgeschlossen. Die Bewegung erreicht mit Gottsched ihren Höhepunkt: er fafste alle sprachlichen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts zu einem System zusammen. Und er war ehrlicher als seine Vorgänger. Im 17. Jahrhundert war Luther fortwährend gepriesen und für das Muster der hochdeutschen Sprache erklärt worden, obwohl er es längst thatsächlich nicht mehr war und niemand von denen, die ihn rühmten, in dem reinen Verhältnis zu der natürlichen Volkssprache stand, wie er, vielmehr alle im Verein eine gelehrte, künstliche Litteratursprache erstrebten. Gottsched wagte es, die Wahrheit auszusprechen und gestand, dafs seine Sprachkunst nach dem Gebrauch der besten Schriftsteller des jetzigen (d. h. 18.) und vorigen (d. h. 17.) Jahrhunderts eingerichtet sei. Sein Verdienst besteht aber darin, dafs er für die Einigung der Schriftsprache ungeheuer viel leistete. Mit glücklichem Blick erkannte er die Bedeutung des östlichen Mitteldeutsch, speziell des Obersächsischen. Hier war seit langem der Sitz der Litteratur, hier blühten einflufsreiche Universitäten, gediehen reiche Centren der Industrie und des Handels. Das Obersächsische bildete die Grundlage der Schriftsprache, die er lehrte und der er durch seine Grammatik weite Verbreitung verschaffte. Seine 'Sprachkunst' — so nannte er die Grammatik — erlebte nicht nur viele Auflagen, sondern in den meisten Provinzen Deutschlands erschienen Bearbeitungen derselben, in welchen meist ein Kompromifs geschlossen war zwischen der obersächsischen Schriftsprache Gottscheds und der heimischen, bisher üblichen, mundartlich gefärbten.

Wenn man die Bremer Beiträge liest, die seit 1745 herauskamen und an denen Gärtner, Cramer, Zachariae, Ebert, Joh. Adolf Schlegel, Joh. Elias Schlegel, Gellert, Rabener u. a. beteiligt waren, so findet man darin ein leidlich festes, gleichmäfsiges Deutsch Das war etwa das Deutsch der Gottschedischen Schule, wenn auch die Mitarbeiter ihre litterarische Unabhängigkeit von dem Leipziger Reformator behaupteten. Aber der würde irren, welcher glaubte, dafs dies Gottschedische oder sogenannte obersächsische Deutsch damals in ganz Deutschland geschrieben wurde. Aufserhalb Norddeutschlands und des östlichen Mitteldeutschlands verharrte man in einem älteren Sprachzustande, der sich wenig von dem des 17. Jahrhunderts unterschied. Um 1750 sind Bücher, die im Westen und Süden unseres Vaterlandes, etwa in Frankfurt a/M., Heidelberg, Strafsburg, Nürnberg, München für weitere Leserkreise, d. h. also für das Volk gedruckt sind, sprachlich noch recht sehr verschieden von denen, die in Leipzig erschienen. Eine Einigung war erst im Werden. Sie wäre vielleicht schon damals zustande gekommen, die von Gottsched vertretene Sprache wäre vielleicht allmählich mit Hilfe der Bearbeitungen seiner Sprachkunst, die in allen Schulen eingeführt wurden, auch in das Volk gedrungen, wenn nicht damals sich ein entschiedener Widerspruch gegen seine, gegen die überlieferte Sprachauffassung erhoben hätte.

Vieles kam zusammen, um die verjährten Irrtümer über das Wesen der Sprache

umzustürzen. Das ganze 17. Jahrhundert und Gottsched nicht minder waren in ihren Bemühungen um die Sprache durch und durch rationalistisch verfahren. Ihr Interesse war rein praktisch, der Gesichtspunkt, unter dem sie die Entwickelung der Sprache beleuchteten, war derjenige, unter dem sie überhaupt alles geistige Leben ansahen, der Zweck. Opitz hatte auf Scaliger und Ronsard, Gottsched auf Boileau gefufst, das war weiter kein principieller Unterschied. Beide waren durchaus Praktiker, sie wollten die Sprache nach fremden Mustern bilden und meistern.

Durch die Schweizer Bodmer und Breitinger und durch Alexander Baumgarten vollzieht sich nun ein Umschwung. Das Ziel, welches der gesamten modernen geistigen Bewegung seit 1600 vorschwebte, dem deutschen Volke eine eigene Litteratur zu geben, welche sozusagen neben anderen sich sehen lassen konnte, wurde zwar nicht aufgegeben, aber doch gewandelt. Nun suchte man nicht mehr eine im Vergleich mit ausländischen wertvolle Litteratur, sondern eine, die dem wahren Wesen des Menschen entspräche. Die Schweizer forschten wirklich wissenschaftlich, nicht praktisch-rationalistisch nach der Natur des Schönen, und Baumgarten betrachtete das ästhetische Gebiet ganz abgesondert von dem sittlichen. Dadurch wurde aufs tiefste die Auffassung der Sprache berührt. Bodmer und Breitinger kamen zu dem Begriff der natürlichen, der Sprache der Leidenschaft, die über den grammatischen Regeln stehe und von diesen nicht hervorgebracht werden könnte. Sie lernten an Milton, an Addisons feinsinnigen Auseinandersetzungen, inwiefern die reguläre Sprache und die poetische zu trennen seien, Bodmer fügte seiner Abhandlung über das Wunderbare eine Übersetzung von Addisons Abhandlung über die Schönheiten im Verlornen Paradiese an und in dieser wurde als Mittel, den poetischen Stil über den prosaischen zu erheben 'die Änderung der Wortfügung' bezeichnet und als Beispiel die Nachstellung des Adjektivs hinter sein Substantiv angeführt: wenn unsere heutigen Lyriker vom 'Röslein rot', 'der Jungfrau zart' u. s. w. sprechen, ohne dafs ihnen dies der strengste Grammatiker verargt, so verdanken sie die Wiedereroberung dieser alten Freiheit dem längst nicht mehr gelesenen Bodmer. Breitinger sprach den nämlichen Gedanken in seiner Critischen Dichtkunst aus. Wer auf die Ausdrücke derer, die im Affekte reden, acht haben wolle, werde, sagt er, ohne Mühe eine Menge dergleichen Versetzungen finden, dieser solle man sich öfter bedienen. Aufserdem bekämpften die Schweizer das alte, von Gottsched geteilte Vorurteil gegen dialektische und veraltete Ausdrücke. Sie drangen gerade darauf, sogenannte 'Machtwörter' in der Poesie anzuwenden, d. h. sinnliche Worte der älteren oder volkstümlichen Sprache, die in dem Schriftdeutschen in Vergessenheit gekommen waren. Damit wurde der Volkssprache Eintritt in die Sprache der Litteratur zurückgewonnen, und ein Teil der Fundamente aller bisherigen Doktrinen erschüttert.

Es kam ein zweites Wichtigeres hinzu. Nicht dafs Gottscheds litterarische Bestrebungen Fiasko machten. Es trat aber endlich ein wirklicher Dichter auf, Klopstock, und überzeugte mit einem Schlage alle poetisch Fühlenden von der Unzulänglichkeit des grammatischen Systems für die Sprache der Poesie. Der Begriff der Sprachrichtigkeit wurde von ihm beiseite geschoben, ja fast geleugnet, der Begriff des Sprachgebrauchs vertieft. Die Grundsätze, welche bisher für das gute Deutsch aller gebildeten Dichter und Schriftsteller bestanden hatten, kamen ins Wanken. Klopstock erfand sich, genährt mit den Anschauungen der Schweizer, die er begeistert verehrte, seine eigne Sprache der

Empfindung, die, mit allem Früheren verglichen, absolut neu erscheint, er zog alte Worte hervor, bildete sich neue, wagte ganz neue Konstruktionen und bereicherte die deutsche Sprache auch in syntaktischer Beziehung.

Natürlich setzten sich die Gottschedianer zur Wehr. Ihr Einigungswerk war noch lange nicht vollendet, und nun erschien ein unreifer junger Mann und wagte ihren regelrechten Bau zu stören, ihre schönsten Bemühungen durch seine genialen Einfälle zu kreuzen.

In die Jahre 1754 und 1755 fallen zwei für den damaligen Zustand der deutschen Schriftsprache ungemein charakteristische Erscheinungen.

Damals kam heraus des Gottschedianers von Schönaich *Aesthetik in einer Nuss oder Neologisches Wörterbuch . . Aus den Accenten der heiligen Männer und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen und den gröfsten Wortschöpfern unter denselben aus dunkler Ferne geheiliget von einigen Verehrern der sehr affischen Dichtkunst. 1754. o. Ort.* Das 471 Seiten starke Buch ist ein wichtiges Hilfsmittel für die Geschichte der neuhochdeutschen Wortbedeutungen und des modernen poetischen Stils. Man erhält daraus ein ziemlich treues Bild, was ein beschränkter und geschmackloser Anhänger Gottscheds um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an der neuen Dichtersprache Hallers, Klopstocks, Wielands und ihrer Nachahmer neu und anstöfsig fand. Das Buch ist das Werk eines bornierten Menschen, der an sich keine Beachtung verdienen würde, aber es ist, gerade weil sein Verfasser ein mittelmäfsiger Kopf ist, hoch bedeutsam als Symptom des Sprachzustandes; es giebt den Eindruck wieder, den die neuen Schöpfungen auf das Sprachgefühl des damaligen Durchschnittspublikums in Obersachsen machten.

Schönaich tadelt eine Reihe neuer Verbalzusammensetzungen, die Klopstock sich erlaubt hatte, umgekehrt auch den Gebrauch von Simplicien an Stelle der üblichen Komposita, ferner eine Menge ihm neu erscheinender Worte. Das sind meist veraltete, nur in einzelnen Mundarten noch erhaltene oder auch Ausdrücke, die von jeher nur landschaftlich gewesen, die von Haller, Klopstock und Wieland in die Schriftsprache eingeführt waren und heute zum gröfseren Teil sich völlig eingebürgert haben. Schönaich notiert ferner den Gebrauch gewöhnlicher Worte in veränderter, neuer Bedeutung. Auch hier ist in vielen Fällen die Neuerung durchgedrungen. In stilistischer Hinsicht sind seine Zusammenstellungen von Lieblingsausdrücken Klopstocks lehrreich.

Man könnte von Schönaichs Schrift, wenn man sie vom heutigen Standpunkt liest, den Eindruck bekommen, als hätte man es mit dem Werk eines absichtlich hinter der Entwicklung der Sprache zurückgebliebenen Pedanten zu thun, der sich verbissen gegen jede Neuerung absperrt. Und da das Buch unter den Augen und mit der sachlichen Billigung Gottscheds entstand, könnte man auch dessen gesamte sprachliche Thätigkeit als eine konservative ansehen. Aber damit würde man die Wahrheit arg verkennen. Gottsched hatte durchaus einer fortschreitenden Entwicklung der Schriftsprache die Bahn geebnet; im Vergleich mit dem Sprachzustande, der vor seinem Auftreten in Deutschland geherrscht hatte, war er so gut ein Neuerer gewesen wie Klopstock, nur allerdings nicht in principieller Beziehung.

Noch ein Jahr nach dem Erscheinen von Schönaichs Neologischem Wörterbuch wurden Gottscheds und seiner Freunde Bemühungen um ein reines, einheitliches und gebildetes Schriftdeutsch von einem in der alten Zeit stehenden Süddeutschen unbarmherzig angegriffen. Es geschah das in einer Schrift des Benediktiners Pater Augustin Dorn-

blüth in Gengenbach: *Observationes oder gründliche Anmerckungen über die Art und Weise, eine gute Uebersetzung, besonders in die teutsche Sprach zu machen. Nebst einer Critic über Herrn Gottschedens sogenannte Red-kunst und teutsche Grammatic. Aus patriotischem Eyfer zur Verhütung fernerer Verkehrung und Schändung der ausländischen Bücheren.* (*Augspurg 1755.*) Das 386 Seiten starke, mit ausführlichem Register der Materien und Worte ausgestattete Buch ist, um es kurz zu sagen, eine anti-gottschedische deutsche Grammatik vom süddeutschen, speziell schwäbischen Standpunkte. Der Verfasser lebt völlig im Geiste des 17. Jahrhunderts; die sprachliche Entwicklung seit Christian Weifse, Gottsched, Mosheim ist ihm ein Greuel; als das beste Sprachmuster erscheinen ihm die Akten des Reichskammergerichts zu Speier aus den achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts. Mit Erbitterung bekämpft er den mächtigen Einfluſs des Obersächsischen, unerschöpflich in Ausdrücken der Verachtung gegen die Sprachverderbnisse und verkehrten Neuerungen der 'Herren Sachsen'. Er beklagt, daſs selbst die süddeutschen Kanzleien dem obersächsischen Deutsch sich unterwerfen. Wenn ein Wort uns fremd und neu sei, so gelte es für hochdeutsch. Auf dem Titel bezeichnet er sein Buch als hervorgegangen 'aus patriotischem Eifer' und in der That ist es ein Protest gegen den von Gottsched und der Aufklärung beförderten Einfluſs des Französischen.

Dornblüth verficht eine Sprache, welche der altdeutschen beinahe näher steht als der modernen. Ihm bedeutet 'Friede' nicht 'Ruhe', sondern noch 'Sicherheit', 'Schutz', 'Vorurteil' nicht 'vorgefaſste falsche Meinung', sondern 'Präjudiz', 'Fähigkeit' nicht Begabung, sondern nur die 'capacitas' ad aliquid, wie denn im 17. Jahrhundert noch von der 'Fähigkeit eines Bechers' (von vâhen) gesprochen werden konnte, 'Dichtkunst' ist ihm '*die Art und Weis Fablen oder Gedicht zu ersinnen und zu schreiben, nicht aber Vers zu machen*'; er will 'bekommen' nur intransitiv in der Bedeutung 'wohl gedeyen' dulden, nur vom gemeinen Volk werde es für 'erwerben oder erlangen' miſsbraucht. In all dem steht er im Einklang mit der älteren Sprache. Er verwirft Wendungen wie 'sein guter Kopf' und will dafür 'sein guter Verstand', weil ihm, wie der älteren Sprache, 'Kopf' nur eine rein körperliche Bedeutung hat. Die Worte Geschmack (künstlerisches Urteil), Leidenschaft, Ausdruck, pathetisch hält er für alberne Erfindungen. Sie waren sämtlich damals neu.

Als Süddeutscher beweist er sich namentlich in seiner Verteidigung der Weglassung der unbetonten *e* in den Endsilben und Ableitungssilben. Seit Opitz war dagegen gekämpft worden, und in der ostmitteldeutschen Schriftsprache waren die *e* wirklich wieder eingesetzt. Dornblüth hat dagegen in seinem Buch ein ganzes Kapitel geschrieben: *e Saxonum in fine cuuslibet Substantivi et Adverbii est ineptum et abusivum.* Es sei falsch zu schreiben *Knabe, Name, Glaube, Bube, balde, sanfte*, es müsse heiſsen *Knab, Nam, Glaub* u. s. w.

Von dem intransitiven Verbum *brennen* soll die erste Person Praesentis *ich brinne* heiſsen. Ebenso *ich sihe*, nicht *ich sehe, ausreuten* nicht *ausrotten, Durchleucht* nicht *Durchlaucht*, alles in Übereinstimmung mit der älteren oberdeutsch gefärbten Schriftsprache.

In der Syntax beschwert sich Dornblüth besonders über die durch Gottsched eingeführten zerrissenen Sätze: er vermiſst die gegliederten Perioden mit den fest gefügten Partikeln, den bestimmten 'Transitionen', wie sie im 17. Jahrhundert üblich gewesen waren. Die Franzosen vermeiden, meint Dornblüth, alle Transitiones gleichsam mit Fleiſs,

im Teutschen hingegen sei eine Schrift ohne Transitiones sowohl dem Gelehrten als Ungelehrten beschwerlich oder zuweilen gar unverständlich.

Es ergiebt sich daraus, worin Gottscheds Fortschritt gegen die Früheren bestand: er brach die Macht der Kanzleisprache, welche auf dem Gebiet der Prosa noch unbeschränkt geherrscht hatte.

In diese Zeit der allgemeinen Gärung, wo drei Generationen, die Partei Gottscheds, Klopstocks und Dornblüths zusammenstiefsen und sich befehdeten[1]), fällt Goethes Jugend; damals lernte er lesen und schreiben, empfing er den ersten Unterricht in der Muttersprache.

Nach Frankfurt a. M. war das Regiment der obersächsischen Sprache noch keineswegs gekommen. Zwar so weit wie Schwaben, Bayern und Österreich war man hinter der sprachlichen Entwicklung nicht zurückgeblieben. Aber doch weit genug. Eine deutsche Grammatik von Weber, die 1759 in Frankfurt erschien, zeigt das. Sie will im wesentlichen Gottscheds Sprachkunst wiedergeben, aber der Verfasser steht auf einem viel altertümlicheren Standpunkt. Die Kanzleisprache war im Reiche noch Autorität, wenn auch nicht so unbedingt, wie für Pater Dornblüth. Die Perioden, welche Weber schreibt, sind ungleich schwerfälliger, partikelreicher, altertümlicher als die Gottscheds oder Gellerts. Wenn man die Schriften des Frankfurters Joh. Christ. v. Loen, der mit der Schwester von Goethes Grofsmutter Textor, einer geborenen Lindheimer, verheiratet war, wenn man die Gedichte des Homburger Reichshofrats Karl Kasimir von Creuz ansieht, findet man das bestätigt: beide wollen nichts weniger als genial schreiben, und doch ist ihre Sprache, namentlich die des letztgenannten, vielfach altertümlicher als die in Obersachsen herrschende. Auf die volkstümliche Sprache wirkte im südwestlichen Deutschland aufserdem, soweit es protestantisch war, Luthers Bibel und Katechismus, das Kirchenlied. In alten Volksbüchern, in Chroniken wie der von Gottfried mit den Merianschen Kupfern lernte der junge Goethe lesen.

Als er nach Leipzig kam, war dort die Herrschaft der Gottsched-Gellert-Weifsischen Sprache noch nicht gebrochen. Wie er durch seine altmodische Frankfurtisch provinzielle Tracht in dem galanten Klein-Paris Anstofs und Heiterkeit erregte und sie eilig gegen eine neumodische Garderobe eintauschte, so ging es ihm auch mit seiner Sprache. In Dichtung und Wahrheit beschreibt er das ausführlich: *Ich war nämlich in dem oberdeutschen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befliſs und uns Kinder auf das, was man wirkliche Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte, so blieben mir doch manche tiefer liegende Eigenheiten, die ich, weil sie mir ihrer Naivität wegen gefielen, mit Behagen hervorhob und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog . . . . . Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, daſs ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch statt vieles Hin- und Herfackelns den Nagel gleich auf den Kopf treffen; Alles dies, das ich mir mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte ich missen, ich fühlte mich in meinem Innersten paralysirt und wuſste kaum mehr, wie ich mich über*

1) Diesen Kampf spiegelt am deutlichsten wieder Gottscheds Zeitschrift 'Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit'. Leipzig 1751 – 1762.

die gemeinsten Dinge zu äufsern hatte. Daneben hörte ich, man sollè reden, wie man schreibt, und schreiben wie man spricht, da mir Reden und Schreiben ein- für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wol seine eignen Rechte behaupten möchte. Wenn Gottsched von dem galanten jungen Leipzig auch schon verachtet wurde, die damals dort hochgehaltenen Dichter waren alle durch seine Schule der Korrektheit gegangen. Goethe stürzte sich mit dem ganzen Ungestüm der Jugend in den Schwall des Leipziger Geschmacks, um nur recht rasch und von Grund aus alle Frankfurtischen Flecken und Fleckchen von sich abzuwaschen. Erst in Strafsburg tauchte er aus der Gottschedischen Sündflut empor, fand er die Natur, sich selbst wieder und damit auch die epochemachende Erkenntnis, dafs es doch der Dialekt sei, in dem die Seele ihren Atem schöpft. Auch er wurde ein Jünger des neu erstandenen Propheten, dem alle aufstrebenden Talente zufielen: Herders.

Wir begrüfsen in der durch Hamann und Herder verbreiteten, durch Klopstock und Lessing bereits angeregten und durch die That bewährten Erkenntnis von der Berechtigung der lebendigen Sprache, sei es auch des gewöhnlichen Mannes, von ihrem Vorrang der durch Theorie und Grammatik gemeisterten Buchsprache gegenüber das Morgenrot der grofsen neuen Zeit. Johann Christoph Adelung, Gottscheds Nachfolger und der bedeutendste Grammatiker der alten Schule, dachte darüber anders, er sah nur die tötliche Gefahr, welche die neuen Anschauungen der bisher geltenden Sprachauffassung brachten. Ihm war die Zeit von 1740—1760, in welcher die Lehren Gottscheds der Sprache der Litteratur ihren Stempel aufgedrückt hatten, die Zeit Gellerts, Rabeners, der Anfänge Uzens, Gleims, Weifsens das goldene Zeitalter der deutschen Schriftsprache. Nach dem siebenjährigen Kriege habe Sachsen aufgehört, auf das ganze Reich durch seinen ausgebildeten Geschmack einen Einfluſs zu üben. Die übrigen deutschen Provinzen hätten sich über Obersachsen erhoben. *Daher* — so sind seine Worte — *die Vernachlässigung der Reinigkeit und Richtigkeit der Sprache; daher der niedrige Gebrauch fremder Wörter, wo gute deutsche vorhanden sind* (Hieb auf des jungen Goethe übertriebenen Gebrauch in Frankfurt üblicher französischer Ausdrücke), *daher die Jagd auf veraltete und Provinzial-Wörter . . . . daher die Erhebung der niedrigen Volkssprache, welche dem guten Geschmacke gerade entgegengesetzt ist.*

Die neue Auffassung vom Wesen der Sprache, welche Herder und Hamann begeistert verkündeten, begriff Adelung nicht. Ihm, wie der ganzen früheren Zeit, war die Sprache in erster Reihe ein Verständigungsmittel. Herder betont vor allem das poetische, das sinnliche Element der Sprache. Der unmittelbare und naturnotwendige Zusammenhang 'zwischen den Meinungen und der Sprache', wie es Hamann, zwischen 'Gedanken oder Empfindungen und dem Ausdruck', wie es Herder nannte, das war der springende Punkt der neuen Lehre. Das redende oder schreibende Subjekt gestaltet nicht die Sprache zum deutlichsten, verständlichsten Ausdruck für andere, der Inhalt des Empfundenen setzt sich von selbst, aus eigener Macht in die entsprechenden Worte um. Form und Inhalt sollten in eins zusammenfallen, der Inhalt aus sich selbst die Form erzeugen. Man irrt, wenn man Herders Schülern, den Stürmern und Drängern blofs ein allgemeines Streben nach Kraft und Originalität zutraut: sie alle fufsten auf einem — von einzelnen freilich mehr oder minder klar verstandenen — philosophischen Dogma. In diesem war auch der Sprache ihre bestimmte Stellung zugewiesen: Rousseaus Betrachtungen über die Sprache

der Leidenschaft, die praktische Bethätigung derselben in der Neuen Heloise, Gedanken Diderots und Lessings, Herders Anregungen wirkten zusammen und machten Epoche. An die Stelle des 'guten Geschmacks' tritt nun als leitender Begriff das 'Charakteristische'. 'Die Reinigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum, eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit', verkündet Hamann. Der deutschen Sprache sollen aus den vor-Opitzischen Zeiten, aus der Sprache des Volkslieds, der Meistersänger, vor allem Luthers, aus den volkstümlichen, von der gelehrten Renaissancedichtung abstehenden Dichtern, wie Logau, neue Lebenssäfte eingeflöfst werden. Das ganze 17. Jahrhundert und das erste Drittel des 18. Jahrhunderts strebte von Luther, von der Volkssprache fort, dem Ideal einer Kunstsprache, einem gelehrten, vernünftigen, in sich regelmäfsigen Deutsch zu; Herder brach mit diesen Bestrebungen. Der Dichter hat nach ihm das Recht, in die Eingeweide der Sprache zu graben, wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden. Er, der — ein anderer Prometheus — seine Gestalten neu schafft, mufs auch die Sprache gleichsam von Grund aus schaffen. Und wie die damals aufgekommene Physiognomik aus der äufseren Form des menschlichen Körpers die Seele zu erkennen wähnte, so sollte Inhalt und Sprache eines poetischen Kunstwerks untrennbar sein, eins das andere hervorbringen, bestimmen. Alle diese Sätze wurden von der in allen Tiefen ihres Wesens erregten, glühenden jungen Generation, zumal von ihrem Führer Goethe mit unvergleichlicher Empfänglichkeit in Thaten umgesetzt.

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich für eine wissenschaftliche Betrachtung der Sprache des jungen Goethe zwei Gesichtspunkte: ein rein sprachgeschichtlicher und ein litterarhistorischer.

Die Sprache Goethes als Frankfurter ist nach altertümlicheren Mustern gebildet, als man in Leipzig und Norddeutschland zur Zeit seines Auftretens anerkannte. Die Abweichungen seiner Sprache von der durch Gottsched und den obersächsischen Schriftstellerkreis durchgesetzten Schriftsprache sind also teilweise Folgen der noch nicht vollendeten Einheit der neuhochdeutschen Schriftsprache, für die uns Dornblüths Schrift neben anderem ein Symptom ist: einerseits Niederschläge der rheinfränkischen Mundart, die sich auch gegen den Willen des Schreibenden in hochdeutscher Rede einstellten, anderseits Elemente der lokalen Schriftweise oder der Umgangssprache. Diese Abweichungen fallen unter den ersten Gesichtspunkt, den sprachgeschichtlichen.

Goethe schrieb noch *Gebürge, würklich, Gleichnüfs, erschröcken, Küssen* (Kissen), wie Dornblüth, gesprochen hat er so wohl nicht, denn die Frankfurter Mundart kennt kein *ü* und *ö*. Gottsched hatte hier überall schon die uns geläufige Lautgebung gelehrt. Goethe folgte also einer älteren Schriftsprache, der rheinischen Schriftsprache oder der Umgangssprache seiner Heimat, die in diesem Falle wie in vielen andern mit der oberdeutschen übereinstimmte. Goethe braucht noch bei einzelnen Femininen im Singular die alte schwache Flexion: *der Seelen, der Frauen* u. ähnl. Ganz so in der süddeutschen Schriftsprache, z. B. bei Dornblüth. Goethe hat oft die starken Präterita mit der Endung *e*, das aus der Analogie der schwachen Konjugation herangetreten ist: *ich sahe, thate, flohe, hielte, ich stande, ritte, fande*, die Gottsched unbedingt verwarf. Die süddeutsche Schriftsprache der Zeit hatte sie aber, z. B. bei Haller *ich behielte, verschwunde, schiene, schriebe*, ebenso bei Creuz, bei Moser. Goethes Dialekt waren sie natürlich fremd; denn dieser stöfst alle unbetonten *e* am Ende der Worte ausnahmslos aus. In den

Schriften und Briefen des jungen Goethe fällt auch bei flüchtigem Lesen auf ein Fehlen des Artikels nach den Präpositionen *an* und *in*: z. B. *in Tag hinein leben, es kömmt an Tag, geht in Keller!, bis an Morgen, Lafs mich in Kahn, bis an jüngsten Tag, ich wollt in Krieg.* Das sind Verschmelzungen des Artikels mit der Präposition, wie sie im raschen Sprechen vorkommen; der Artikel ist völlig dem Endkonsonanten der Präposition angeglichen und in der Orthographie gar nicht bezeichnet. Es ist aber nichts speziell Frankfurtisches, sondern die ganze ältere Schriftsprache kennt diese Weise. Dafs man den Wegfall des Artikels gar nicht äufserlich andeutet, entspricht der naiveren Art der älteren Schreibung, welche dem Leser mehr Selbstthätigkeit und Verständnis zutraute. Da diese Inklination des Artikels schon in Goethes Leipziger Periode bei ihm sich findet, kann sie keine mit Absicht hervorgesuchte Altertümlichkeit sein, denn damals lagen ihm archaisierende Bestrebungen noch fern. Sie ist vielmehr ein Residuum der süddeutschen Schriftsprache oder des 'oberdeutschen Dialektes' nach Goethes Ausdruck, in dem er nach seinen Worten in Dichtung und Wahrheit geboren und erzogen war, und gehört mit zu den sprachlichen Eigentümlichkeiten, die Chr. Felix Weifse an Goethes Götz als 'Reichssprache' auffielen. Auch Haller, der in solchen Dingen keineswegs vom Gemeinüblichen abweichen wollte, hat *an Tag* für *an den Tag, in Rath, in Abgrund, an niedern Pindus setzen*; ebenso verlangt Dornblüth geradezu *an Tag geben, an Kayser schreiben.* Und auch Lessing noch schreibt manchmal so, z. B. in einem Jugendgedicht '*sie trat in Nonnenorden*'. (Hempel 1, 252).

Von derartigen unwillkürlich beibehaltenen landschaftlichen Idiotismen und Altertümlichkeiten hat man in Goethes Sprache zu scheiden, was auf bewufstem Widerstand gegen das Allgemeinübliche, auf absichtlicher Benutzung des Mundartlichen zur charakteristischen Wirkung oder auf Entlehnung aus der älteren Sprache beruht. Hier handelt Goethe im Geiste der litterarischen Revolution, als Schüler Herders. Und damit ist der zweite, der litterarhistorische Gesichtspunkt gefunden. Aus ihm ergiebt sich auch die Frage, wie viel haben einzelne Vorgänger auf Goethes Sprache gewirkt? Es kommt darauf an, seine Lektüre möglichst vollständig zu überschauen; ich habe mir zu dem Zweck ein Verzeichnis angelegt aller Schriften, die er nachweislich gelesen hat. Seine eigenen Angaben in Dichtung und Wahrheit, den Tag- und Jahresheften, seine Notizen in den Frankfurter und Strafsburger Ephemeriden von 1769—1770, gelegentliche Äufserungen in seinen Briefen und Werken, die Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen, welche von ihm herrühren, bieten willkommene Zeugnisse. Doch mufs man genau sondern die Autoren, von denen er als Kind seine erste Bildung empfing, und in denen er mehr lesen lernte als dafs er sie las, die in seines Vaters Bibliothek standen, wie Canitz, Besser, Neukirch, Flemming, Haller, die Frankfurter Homerübersetzung in Prosa (von 1754), Kopps Übersetzung des Tasso, Gottfrieds Chronik, die Volksbücher u. a. und solchen, die später entscheidend auf seine Entwicklung wirkten, wie Klopstock, Lessing, Wieland, Hamann, Herder, und endlich solchen, die er dann mit dem ausgesprochenen Zweck studierte, aus ihnen für die eigene Sprache Gewinn zu ziehen, wie Luther, Hans Sachs, Götzens Selbstbiographie, die verschiedenen Chroniken und rechtshistorischen Werke. Gellert hat auf den Briefstil der Leipziger Zeit, auch noch auf einige der ersten Dichtungen, Lessings Minna auf die Mitschuldigen, seine Emilia Galotti auf die Sprache des Werther Einflufs gehabt. Am stärksten hat aber sicherlich Klopstock auf Goethes

Sprache eingewirkt: eine grofse Anzahl der glücklichsten sprachlichen Neuerungen, die von Schönaich in seinem Neologischen Wörterbuch angefochten wurden, hat sich Goethe angeeignet und sie in glänzender genialer Weise verwendet.

Klopstock war wie wenige ausgestattet mit einem wunderbar feinen Gefühl für das musikalisch-rhythmische Leben der Sprache, und das ist der Grund, warum er einen ganz neuen Ton in die deutsche Poesie brachte. Bei Goethe fand er den mächtigsten Wiederhall. Die Beschränktheit der mir hier zugemessenen Zeit verbietet, den bedeutenden sprachlichen Einfluſs Klopstocks auf Goethe durch Beispiele im einzelnen erschöpfend zu belegen, aber einiges möchte ich wenigstens andeuten.

Durch Klopstock waren in die poetische Sprache zahlreiche Zusammensetzungen intransitiver Verben mit Präpositionen und Adverbien eingeführt, und zwar verband er diese Zusammensetzungen gern mit einem Objektsaccusativ. Reichliche Beispiele für diese Erscheinung giebt eine Schrift von Würfl über Klopstocks poetische Sprache in Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen Bd. 64, 271 ff. und 65, S. 251 ff., 304 ff.: *Tanze, Siona, Triumph einher; Da tönten seine Tiefen Jammer herauf; Höre die Woge Tod herrauschen; Der Mond schimmerte sanfte Gedanken herunter; Brausen aber mich Stürme zurück von den Felsengestaden.* Gewisse Präpositionen bevorzugt Klopstock hierbei: mit *auf, empor, her, hervor, nach* bildet er eine Menge Verbalzusammensetzungen, in denen ein ursprünglich intransitives Verbum transitiv geworden ist, am häufigsten sind die Komposita mit *durch, hin, um,* z. B. *Da brüllte die Hölle Triumph auf; Unser Schöpfer! Der uns aus Staube zu Menschen emporschuf; durchbeben, durchflammen, durchrasen, durchrauschen, durchschweben* u. s. w. Schönaich hatte diese Eigenheit Klopstocks wohl bemerkt und macht sich in seinem Neologischen Wörterbuch darüber lustig: *Das Wort durch, wenn man es mit allen möglichen Zeitwörtern versetzet, ist von ganz ungemeiner Wirkung,* spottet er. *So kann man z. B. sagen: 'durchdonnern, durchzittern, durchjauchzen und was nicht mehr durch!'* Über *hin* hält er sich gleichfalls auf: *Wir sagen einmal für allemal, daſs man sie* (diese Silbe) *in der heiligen Dichtkunst mit allen nur möglichen Zeitwörtern versetzen kann, z. B. Hinbrüllen, hindonnern, hinsitzen.* Und endlich *um: Das Sylbelein um mit einem Zeitworte ist wie eine rothe Tinctur, die auch Wasser färbet: „Gelindere Lüfte ... umflossen sein Antlitz". Klopstock.*

Goethe hat diese Wortbildungen Klopstock aufs glücklichste abgesehen und höchst wirkungsvoll verwendet. Sie, die damals auffielen, sind jetzt zum Teil Gemeingut der poetischen Sprache geworden. In dem Gedicht auf das Bild des Fräulein von Klettenberg: *Als mit ungeduldigem Streben ich die Zeichnung hingewühlt;* in der Seefahrt: *mir Geduld und guten Muth erzechend, Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose;* Auf dem See: *Morgenwind umflügelt Die beschattete Bucht;* in Kenner und Künstler: *Wo ist der Urquell der Natur Daraus ich schöpfend Himmel fühl und Leben In die Fingerspitzen hervor!* oder im Werther: *Ach! Mit offenen Armen stand ich gegen den Abgrund, und athmete hinab! hinab, und verlohr mich in der Wonne, all meine Quaalen, all mein Leiden da hinab zu stürmen, dahin zu brausen wie die Wellen.*

Klopstock brauchte ferner mit Vorliebe neben intransitiven Verben Accusative des innern Objekts:

Feiert! es flamm Anbetung der grofse, der Sabbath des Bundes,
Von den Sonnen zum Throne des Richters.

An dieser Stelle des Messias hatte Nicolai in den 'Briefen, die neueste Litteratur betreffend' Anstofs genommen und über sie gesagt: *Wer diese zwei Verse ungezwungen erkläret, erit mihi magnus Apollo, und wann er eine natürliche Construction darin entdecken kann, Phyllida solus habeto.* Lessing hatte diesen Tadel als unbegründet zurückgewiesen und die Konstruktion und den Sinn der Verse erklärt (im Brief an Nicolai vom 31. Juli 1757, Hempel 20, 1, 122 und im 19. Litteraturbr., Hempel 9, 91).

Wenn er, für eure Kinder und euch, sein Leben wird bluten (Mess. 8, 92);
Sein treffendes Auge
Heftete sich ungewandt an den Mittler und funkelte Rache;
Gnade lächeln, Durst lechzen, Wonne schauern (Die Seelen schauerten Wonne), der stürzende Bach Wogte Tod ('Das Grab').

Der junge Goethe und die übrigen Dichter der Geniezeit haben diese Bereicherung des poetischen Ausdrucks sich angeeignet. Wanderers Sturmlied: *Den Alles erwartet, was ihr, Musen und Charitinnen, Umkränzende Seeligkeit Rings ums Leben verherrlicht habt.* An Schwager Kronos: *Ekles Schwindeln zögert Mir vor die Stirne dein Zaudern; Rafsle den schallenden Trab.* Künstlers Morgenlied: *Es heulet laut Gebrüll der Feinde Wuth* d. h. 'die Wut der Feinde heult laut Gebrüll'; später in der Gesamtausgabe von 1789 (Schr. 8, 244): *es heulet laut Gebrüll der Feindeswuth.* Mahomets Gesang: *sausend Wehen ... Tausend Segel auf zum Himmel Seine Macht und Herrlichkeit,* später (Schr. 8, 186): *sausend wehen .. Tausend Flaggen durch die Lüfte, Zeugen seiner Herrlichkeit.* Bei Klinger: *ich mufs an deinem Fenster lauschen — Liebe, Liebe lauschen* (Leidendes Weib); *ich ras die Liebe* (Neue Arria); *ich mufs Rache denken* (Zwillinge); *ich schein mir dem geblendeten Adler zu gleichen, der sein Leben in den Felsen austrauert* (Zwillinge); vgl. O. Erdmann, über Klingers dramatische Dichtungen, S. 5, Anm. 8.

Ziemlich jungen Ursprungs und wenig verbreitet in unserer Sprache sind die Zusammenrückungen eines Substantivs mit einer Partikel. Man fafste wohl *Bergauf, Bergab, Bergan, Thalauf, Stromab* u. s. w. bereits als wirkliche Komposita, danach gebildete Kompositionen wie *Felsenan, Himmelab,* die sich Klopstock erlaubte, erschienen noch fremdartig, und Schönaich wufste nicht Worte genug für seinen Abscheu gegen sie zu finden. Goethe sang nach Klopstockischem Muster, auf dem See: *Und Berge, wolkig himmelan, Begegnen unserm Lauf.*

Der älteren deutschen Sprache widerstrebte es, ein Verbum mit einem Nomen zu komponieren. Das Verbum finitum ist auch heute dazu nicht fähig: wir dürfen nicht sagen 'ich liebeverwunde, ich pfeiltreffe', wenngleich 'ich lobsinge' sich früh durchgesetzt hat. Im 18. Jahrhundert waren auch derartig komponierte Participia Praeteriti noch ungewöhnlich. Sie wurden eingeführt in Nachahmung antiker komponierter Participia oder Adjektiva und widersprachen der Gewohnheit der mittelhochdeutschen wie althochdeutschen Sprache völlig, während sie allerdings in der poetischen Sprache des Nordens wie der Angelsachsen nicht selten gewesen waren (vgl. Grimm Gr. 2, 590 ff.). *Liebesverwundet* für *von Liebe verwundet* bei Klopstock war damals noch, obwohl Haller Ähnliches öfter gebildet hatte, neu. Schönaich entdeckt in dieser Kompositionsweise mit Recht die Quelle vieler neuer, gewichtiger Epitheta: *'glanzbesät, eisenbepflanzt'.* Der Odenstil, namentlich in Übersetzungen antiker Dichtungen, hat sich dieser Worte dann mit Vorliebe be-

dient. Adelung bekämpfte sie erfolglos; er hat vergeblich Beiwörter wie *mondbeglänzt, waldbeschattet, fufsbeflügelt* auszurotten gesucht.

Eines der wichtigsten stilistischen Mittel wird seit Klopstock und Goethe Verba, die mit Partikeln zusammengesetzt sind, ohne diese zu gebrauchen: *hellen* anstatt *erhellen* moniert Schönaich bei Klopstock: *Wir haben schon oben bewundert, dafs unsere heiligen Dichter berechtigt sind, den armen Wörtern bald ihren Kopf, bald ihren Schwanz zu rauben ... Der heilige Lächler sagt unter andern: 'Ein göttliches Lächeln hellt die selige Stirn'.* Jeder fühlt, was Schönaich nicht merkte, wie viel kräftiger, sinnlicher das Verbum durch den Fortfall der abstrakten Partikel wird. Der junge Goethe hat das mit feinem Sprachsinn übernommen: im Werther z. B. *er deckte ihre Hand mit tausend Küssen*, für das blässere *bedeckte; Wenn sie näher zu mir rückt, dafs der himmlische Athem ihres Mundes meine Lippen reichen kann*, in der Gesamtausgabe von 1787 *erreichen*. Mahomet: *Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl*, für *mit-* oder *zuteilen; mir war's wie dem Kinde, das ihr in enge Windlen schränkt;* in Erwin und Elmire: *die besten, die ich unter unserm Geschlechte habe kennen gelernt, waren eben die, auf deren Erziehung man am wenigsten gewendet hatte* für *verwendet;* Claudine: *ich stek mich in die Allee* für *versteck mich*, wohl mundartlich. Ebenso oft *sich finden* für *sich befinden*, z. B. im Werther *übrigens find ich mich hier gar wohl*, wofür in der Gesamtausgabe von 1787 das reguläre *befinde* eingesetzt ist. Der Gebrauch dieser Simplicia war ein von Goethe mit Bewufstsein geübtes künstlerisches Mittel. In den Schriften vor der Strafsburger Epoche begegnet es nicht; in der in Strafsburg entstandenen Ossianübersetzung, die nachher umgearbeitet auch in den Werther aufgenommen wurde, kann man die Entwicklung des Stils, die Ausbildung der genialen Schreibart studieren. In der älteren, Strafsburger Fassung stehen wiederholt die üblichen zusammengesetzten Formen, im Werther sind dafür die poetisch lebhafteren Simplicia eingesetzt: z. B. in der Strafsburger Übersetzung *ich sehe meine verschiedenen Freunde*, im Werther *geschiedene Freunde;* Strafsb. Übers. *dann soll mein Geist im Winde stehn und meiner Freunde Tod betrauern*, im Werther mit gewählterer Wortstellung: *und trauren den Tod meiner Freunde;* Strafsb. Übers. *Aber wenn du zurückkehrtest vom Krieg*, Werther: *Aber wenn du kehrtest vom Kriege;* Strafsb. Übers. *Oft am niedersinckenden Mond*, Werther: *oft im sinkenden Mond.*

Gewisse längst eingebürgerte Worte erhielten seit Klopstock eine neue Bedeutung in der Dichtersprache. Natur = Welt: '*Natur*, beschwert sich Schönaich, *wird itzund von allen, die nach der Hoheit* (Klopstockisches Stichwort) *oder Tiefe streben, a. St. Welt gebrauchet. „Indem die Ewigen sprachen, ging durch die ganze Natur ein ehrfurchtvolles Erbeben"* (Messias). *So kann man auch sagen 'Mutter Natur': denn der Dichter wird ihr, als ein kleiner pausbäckichter Junge, an dem Geburthstage an die Warzen geleget.* Wer denkt hierbei nicht an Goethes: *Wie ist Natur so hold und gut, die mich am Busen hält!?*

Manche Lieblingsausdrürke teilt Goethe mit Klopstock. Dazu gehört das Wort dunkel, ferner still. Schönaich verspottet das Klopstockische *stille Thränen, stilles Schauern; Fühlen* und *Fühlung; golden: Uns ist zwar niemals vorgekommen als klänge das Gold so vortrefflich, dafs man einen goldnen Klang schmieden sollte. Allein das Gold ist schön; daher mufs alles, was von Gold kommt, schön seyn: ein goldner Klang, ein goldner Laut, ein goldner Hauch.* Ich erinnere an Goethes:

Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so Gold du bist (Auf d. See);

Die Raup umspinnt den goldnen Zweig (Wanderer); *in der Vergangenheit goldener Myrtenhainsdämmerung* (Elysium).

Es bleibt noch ein dritter und letzter Gesichtspunkt: der biographische. Denn der ästhetische, der sich auch aufstellen liefse, fällt in Wahrheit teils mit dem litterarhistorischen teils mit dem biographischen zusammen.

Die Entwicklung der Sprache Goethes hängt genau zusammen mit seiner menschlichen Entwicklung.

Der altkluge frühreife Leipziger Student zieht den Galarock der feinen Welt und auch das modische Kleid der Gellert-Weifse-Wielandischen Schriftsprache an. Die innere Wiedergeburt in Strafsburg führt auch die Wandlung der Sprache zum Natürlichen, Heimischen, Angebornen herbei. Die Wogen des Sturmes und Dranges gehen hoch, und auch in der Sprache bricht das Derbe, Gewaltsame, Naturalistische durch. Den Übergang kann man am deutlichsten beobachten, wenn man die beiden Fassungen von Goethes Ossianübersetzungen neben einander hält. Die ältere, aus Strafsburg herrührend, steht noch dem früheren, ruhigeren, korrekten Stil der Leipziger Zeit näher, die andere, welche in den Werther aufgenommen wurde, zeigt in jedem Satz den neuen Geniestil. Mit Goethes Ankunft in Weimar ändert sich der Charakter seiner Sprache bald sichtlich. Anfangs geht's noch in der früheren derb genialen Weise fort, die rheinische Mundart, das Deutsch der Frau Ava führt nach wie vor die Zügel, die Prosafassung des Singspiels Jeri und Baetely, die neuerdings bekannt geworden ist, verrät das am stärksten. Aber allmählich bildet sich Goethe für seine Dichtung[1]) eine neue Sprache. Und als er 1786 bei Göschen die erste Sammlung seiner Schriften veranstaltete, unterzog er seine Jugendschöpfungen, besonders den Werther, die Stella und teilweise auch den Götz einer durchgreifenden sprachlichen Bearbeitung: so sehr hatte er sich und seinen künstlerischen Stil in den zehn Jahren geändert. Das zu Schroffe wurde gemildert, das Übertriebene gemäfsigt, Härten im ganzen geglättet, die rheinische provinzielle Sprache dem Gemeindeutschen, d. h. dem Ostmitteldeutschen mehr genähert, aufserdem gewisse Reste aus der altertümlicheren Schriftsprache, die nicht gerade rheinisch waren, beseitigt und mit dem Modernen vertauscht.

Auch hierfür einige Belege. In den ersten Fassungen seiner Jugendwerke überliefs sich Goethe ohne Zwang dem Hange seines angebornen Dialekts, die unbetonten *e* der End- und Ableitungssilben fortzulassen. Das war in der süddeutschen Schriftsprache trotz Opitzens und der mitteldeutschen Dichter und Grammatiker unablässigen Bemühungen noch durchaus üblich, wie z. B. auch Dornblüths oben angeführte Polemik gegen die sächsischen vollen Formen zeigte. Goethe schrieb also in prosaischen wie poetischen Werken vor konsonantischem Wortanlaut *Gewölb, Gebürg, Gewerb, Seel, Ruh, die Stern, die Händ, heut, nah, lang, ich hab, ich geb*, etc. In der Gesamtausgabe von 1786–87 ist an vielen Stellen, wo es sich thun liefs, ohne das Metrum zu stören, namentlich aber fast durchgängig im Werther, dafür die volle Form eingesetzt.

---

1) In seinen Briefen, die er selbst schrieb, hat er sich nie ganz des Hauskleides seiner Mundart entledigt: wunderbar greifen die Briefe an Frau v. Stein gerade durch den natürlichen Klang der mundartlichen Rede ans Herz.

Die Behandlung des Umlauts ist in den ersten Fassungen dialektisch: *drucken* z. B. braucht Goethe sowohl für *imprimere* als *premere*, ebenso auch *ausdrucken*, z. B. Werther *mit einer auffahrenden Gebährde druckt ich mir die Mündung der Pistolen an die Stirn* und ähnlich oft; später ist an den meisten Stellen der Umlaut eingeführt. In der ersten Ausgabe des Werther steht *ich schlurfe*, im Einklang mit der Frankfurter Mundart, in der zweiten das gemeindeutsche *schlürfe*, in der ersten Ausgabe *er lauft, vorlauft*, in der zweiten von 1787 *läuft, vorläuft*. Umgekehrt in der ersten Bearbeitung des Werther das Frankfurtische *vorschwätzen*, in der zweiten *vorschwatzen*.

In der ersten Fassung der Mitschuldigen heifst es *ein luckrer Passagier*, mundartlich noch heute in Hessen-Nassau üblich, in der zweiten *ein lockrer* u. s. w.

In der Konjugation zeigen die Jugendschriften vielfach Bewahrung der alten Ablautsreihen. Von *stehn* lautet das organische Präteritum *ich stund* (mhd. *stuont*), Goethe braucht in der ersten Periode *stund* und *stand* neben einander, doch so, dafs *stund* mit den entsprechenden Konjunktivformen weit überwiegt, in der Gesamtausgabe wird aber fast ausnahmslos die jüngere Form mit *a* eingesetzt. Von *heben* (mhd. *huop, gehaben*) braucht Goethe sehr oft *hub, erhub*, im Werther einmal sogar auch das Partizip: *oft mit aufgehabenen Händen;* in der Gesamtausgabe trat *hob, gehoben* ein. Von *rufen* war im vorigen Jahrhundert in der gewöhnlichen Schriftsprache das Präteritum *rufte*, das Participium *geruft* üblich, bei Oberdeutschen, wie Mitteldeutschen, also z. B. bei Haller und Lessing. Gottsched setzte dagegen schon das heute allein mögliche *rief, gerufen* ein, das auch geschichtlich das richtige ist. Goethe hat in der ersten Fassung des Werther mehrmals die schwachen Formen, in der zweiten bis auf eine Stelle immer die starken.

So geht das durch alle Gebiete der Grammatik, durch Wortbildung, Syntax und Wortgebrauch fort. Überall ist in der Gesamtausgabe das Singuläre beseitigt oder gemildert, sind die zu rauhen Ecken abgeschnitten.

Der Aufenthalt in Weimar war für die Sprache Goethes in doppelter Beziehung epochemachend. Einmal begünstigte er die Annäherung an die gemeindeutsche Schriftsprache, die auf dem Obersächsisch-Thüringischen ruht. Es ist eine eigene Fügung, dafs die nämliche Gegend, wo Luthers Bibelübersetzung entstand, wo die Häupter der fruchtbringenden Gesellschaft gewirkt, viele der bedeutendsten Dichter des 17. Jahrhunderts gelebt hatten oder doch aufgewachsen waren, wo die einflufsreichen Universitäten Leipzig, Wittenberg, Jena, Halle blühten und das Schulwesen am frühsten in gutem, ja ausgezeichnetem Zustande sich befand, wo Gottsched und Adelung lehrten, dafs der innerste Teil Mitteldeutschlands, das Gebiet der Mittel-Elbe mit ihren Nebenflüssen auch die Wiege unserer neuen grofsen Litteratur wurde. Goethe mufste, wenn er längere Zeit hier lebte, unwillkürlich die rheinische Sonderart seiner Sprache ein wenig abschleifen und der gemeindeutschen Sprache anbequemen, ja sogar der thüringische Dialekt wirkte nachweislich auf seine Sprache. Erst seit der Weimarer Periode braucht er z. B. die unorganisch verlängerten Imperative starker Verba, wie *trete* für *tritt, nehme* für *nimm*, die rein ostmitteldeutsch sind, während die rheinische Mundart sie nicht kennt.

Aber die Hauptwirkung des Weimarer Aufenthalts war eine andere. Hier gelangte der Dichter zu der inneren Läuterung und Fassung, welcher seine Iphigenie entsprang. Wie konnte er nun die Sprache der Jugendwerke, die so ganz in die Gluthitze der Geniezeit getaucht ist, unabgekühlt ertragen? Die innere Versöhnung, die mafsvolle

Ausgleichung seiner Kräfte, welche die meisten seiner Genossen vergeblich suchten, wurde ihm nun zu teil, und das mufste sich auch in seiner Sprache spiegeln.

In jener Zeit beginnt für die neuhochdeutsche Sprachgeschichte eine neue Epoche: damals ist der Kampf der Mundart gegen die Schriftsprache vorüber, der letzte Versuch des rheinischen Dichterkreises Goethes, Klingers, des Maler Müller, Wagners in den festen Bau der gemeindeutschen Sprache Bresche zu legen beendet durch einen freiwillig geschlossenen Frieden, damals befreit der junge Friedrich Schiller seine Dichtung von den schwäbischen Provinzialismen, und das neue Jahrhundert sieht eine geeinte deutsche Schriftsprache, gleich stark als Trägerin einer klassischen Litteratur wie als Werkzeug wissenschaftlicher Darstellung, der lebendigen Volkssprache nicht mehr fremd und feindlich, sondern zugänglich einem jeden dialektischen Idiotismus, falls er, ohne die nun völlig fertige und unantastbare äufsere Gestalt der Schriftsprache zu verletzen, zur Bereicherung und Erfrischung des Ausdrucks beizusteuern vermag.'

Eine Debatte schliefst sich an diesen Vortrag nicht an.

(Schlufs gegen 10 Uhr.)

Dritte Sitzung

am 4. Oktober 1884, morgens 8½ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Elze (Halle).

1) Vortrag des Privatdozenten Dr. Jostes (Münster)

'über einen niederrheinischen Mystiker des 15. Jahrhunderts'.

Der Herr Vortragende, mit dem Studium der deutschen Mystik eingehend beschäftigt, giebt einen Überblick über die bisherigen Arbeiten auf diesem Gebiete und berichtet sodann über einen wichtigen handschriftlichen Fund, den er vor kurzem gemacht (in Münster). Es ist eine Predigtsammlung, im Geldernschen Dialekt, gegen 1500 verfafst; 23 Kapitel, jedes ist eine Predigt über das Thema Lukas 14, 10: amice, ascende superius. Eine systematische Durchforschung der westlichen deutschen Bibliotheken werde noch mehr derartige Funde zu Tage fördern.

Nach Schlufs des Vortrags ergreift Burdach (Halle) das Wort, um darauf hinzuweisen, wie nötig eine zusammenfassende Darstellung der deutschen Mystik sei. Er ersucht den Redner, uns mit einer solchen zu beschenken, da er auf diesem Gebiete offenbar besser Bescheid wisse, als die meisten andern.

Jostes erklärt jedoch, dafs es ihm zur befriedigenden Lösung dieser schwierigen Aufgabe an der dazu unbedingt erforderlichen theologischen Bildung fehle.

2) Es wird darauf die Debatte eröffnet über einen von Prof. Zacher in Halle durch Gering (Halle) eingebrachten Antrag, welcher darauf hinzielt, dafs eine Kommission erwählt werden möge zur Prüfung der deutschen 'Probebibel'. An der lebhaften Debatte,

welche durch die Wichtigkeit des Gegenstandes hervorgerufen wird, beteiligen sich Zarncke (Leipzig), Bechstein (Rostock), Erdmann (Königsberg), Paul (Freiburg), Stier (Zerbst), Burdach (Halle), Bech (Zeitz). Da das Urteil einer solchen Kommission jedenfalls an maſsgebender Stelle Beachtung finden werde, wir auch unsererseits uns der Aufgabe nicht entziehen dürften, die formelle Gestaltung des Lutherschen Textes mit zu bestimmen (denn wo es sich um das Verhältnis des Lutherschen Sprachstandes zu dem heutigen handle, seien die deutschen Philologen im Grunde die kompetenten Beurteiler), so beschlieſst man mit 9 gegen 7 Stimmen, den Antrag, der namentlich von Zarncke nachdrücklich unterstützt wird, anzunehmen.

Bei der nun folgenden Wahl der Mitglieder der Kommission, deren drei ernannt werden sollen, werden 20 Stimmzettel abgegeben, und zwar erhalten Stimmen: Paul 17, Archivrat Wülcker in Weimar 14, Dr. Rieger 13, Burdach 8, Pietsch 5, Hildebrand 3. Gewählt sind also: Paul, Wülcker und Rieger; falls einer der letzteren beiden, welche nicht anwesend sind, die Wahl nicht annehmen sollte, so sind der Reihe nach die folgenden Herren (excl. Burdach, welcher ablehnt) nach Maſsgabe der Stimmenzahl heranzuziehen.

3) Vortrag des Prof. Dr. Mahn (Berlin) über

'Germanische Wörter dunklen Ursprungs'.

Das beste und vollständigste der deutschen etymologischen Wörterbücher ist anerkanntermaſsen das von Weigand, daher es auch bereits die vierte Auflage trotz des nicht unbedeutenden Preises erlebt hat. Dasselbe ist fast ganz von J. Grimms Forschungen in seiner deutschen Grammatik, in der Geschichte der deutschen Sprache und in dessen Wörterbuche, so weit es erschienen ist, abhängig. Es finden sich darin oft Wörter, bei denen angegeben ist, daſs sie dunklen Ursprungs sind, wofür dann nicht selten, um sie zu erklären, ein Zeitwort innerhalb des deutschen Sprachgebiets angesetzt wird, das nicht existiert hat, oder es wird eine Verwandtschaft mit einer der bekannteren Sprachen, namentlich der lateinischen und griechischen Sprache, angenommen, die in Wirklichkeit oft nicht vorhanden ist. Einige Beispiele können dies beweisen.

1) Roſs, der edlere deutsche Ausdruck für Pferd (welches späteren Ursprungs ist, bekanntlich von *paraveredus*), althd. und alts. *hros*, angels. mit Versetzung des *h hors*, und daher auch engl. *horse*. Dieses Wort, sagt Weigand, sei dunkler Herkunft, jedoch stimme es bei Versetzung des *r* mit lat. *currere* statt *cursere*, wonach es also ursprünglich das Lauftier wäre. Es hat aber einen ganz anderen Ursprung. Im Provenzalischen lautet das Wort *roncí*, *rossí*, *rocí* und bedeutet ein kräftiges Pferd, ein Arbeitspferd, ein Bauernpferd, gleich dem lat. *caballus*, woraus das edlere ital. *cavallo* und frz. *cheval* hervorging; afr. ist es *roncin*, *roucin*, nfr. *roussin*, derber, kräftiger Hengst (welches dann unrichtig vom deutschen Roſs abgeleitet wird), span. *rocin* (daher das berühmte *rocinante*, d. i. vorher war es ein Bauernpferd, jetzt ist es ein Ritterpferd, eine burleske Art der Namengebung des Ritters von La Mancha), pg. *rossim*, ital. *ronzino*, mlat. *runcinus*, bret. *rongsé*, Pferd, kymr. *rhomsi*, *rhûnsi*, Pack- oder Saumpferd, gäl. *ruinnse*, der Schweif eines Tieres, Roſsschweif, ir. *ruine*, altir. *ruainne*, Pferdehaar, Haar, kymr. *rhaûn*, *rôn*, *rônen*, das lange, grobe Haar der Tiere, das Haar des Roſsschweifes, der Roſsschweif selbst, bret. *reûn*,

reúnen, Pferdehaar am Hals und im Schweif. Es bedeuten die keltischen Wörter für Pferd also das Tier mit langem groben Haar, was sowohl auf den Schweif als die Mähne des Tieres paſst. Die romanischen Wörter stammen also sonnenklar aus dem Keltischen. Aus derselben Quelle, aber unabhängig davon, stammt das deutsche *hros*, welches für *hrons* steht, indem das *n*, wie in mancher der romanischen Formen, und vollständig im Spanischen und Portugiesischen aufgegeben wurde, und der Anlaut *hr* erklärt sich gut aus dem kymrischen aspirierten *rh*, welcher Anlaut mit dem griechischen aspirierten ῥ zu vergleichen ist. Dieses rauhe aspirierte *r*, welches im Vergleich mit dem gewöhnlichen *r* weiter hinten in der Kehle gesprochen wurde, drückten die Deutschen weit besser durch *hr* aus, als die Römer und Kymren durch *rh*, und im Griechischen befindet sich der Spiritus asper vor ῥ, nicht nach demselben. Die Römer und Kymren schrieben dieses *r* ungefähr ebenso verkehrt, wie wir Thal statt Tahl schreiben, oder wenn man die neue Orthographie Tal annimmt, schrieben. Wenn es heiſst, daſs die Äolier das ῥ nicht aspirierten, so soll das wohl heiſsen, daſs sie wie die Altkymren die Aspiration nicht schrieben, aber es aspiriert sprachen. Das franz. *rosse*, f., die Mähre, Schindmähre, stammt aber nicht von dem älteren *roncin* oder *roussin*, sondern es entstand später aus dem deutschen *roſs*.

2) Taube, got. *dubo*, ahd. *dûba*, *túba*, *tûpa*, mhd. *tûbe*, and. *dufa*, ags. *dûfe*, *dûfa*, as. *dûfa*, *dûva*, *dûbha*, engl. *dove*, ist nach Weigand und Lexer dunklen Ursprungs. Nach anderen bedeutet es so viel als Taucher, weil man sich auf das ags. Verbum *dufan*, tauchen, berufen und auf das lat. *columba*, Taube, und griech. κόλυμβος, κολυμβίς, Taucher, ein Wasservogel, κολυμβᾶν, tauchen, hinweisen kann. Wahrscheinlicher aber ist das Wort keltischen Ursprungs. Im Bretonischen ist *dubé* die Haustaube, pl. *dubéed*. Dieses findet seine Erklärung im kymr. *dûf*, gleitend oder sich vorwärts bewegend, pl. *dyfydd*, die Gleitenden, dem breton. *dubéed* entsprechend. Mit diesem kymrischen Ausdruck werden Vögel zuweilen benannt. Wenn dieses Epitheton für jeden Vogel überhaupt paſst, so paſst es natürlich auch speziell für die Taube. Breton. *dubé* wäre also die leicht und sanft dahin gleitende oder sich bewegende. Es entspricht also sowohl Form als Begriff.

3) Zaun, adh. *zûn*, as. und ags. ndd. *tûn*, Einfriedigung, eingefriedigter Wohnort, altn. *tûn*, eingezäunter Platz mit einem Hause darin, engl. *town*, ehemals dasselbe bedeutend, später jede Anzahl Häuser, umschlossen von Hecken oder Mauern mit einem Marktplatz, aber ohne Bischofssitz, also eine Stadt, vorzugsweise die Hauptstadt, oder irgend eine andere volkreiche Stadt, für England London. Nach Weigand ist das Wort Zaun dunkler Wurzel. Es ist aber das altir. und gälische *dûn*, ein befestigtes Haus, oder ein befestigter Hügel, eine Burg, Festung, Stadt, *castrum*, *arx* nach den Glossen, welches in der Form *dunum* in altgallischen Städtenamen so häufig vorkommt, z. B. *Lupodunum* oder *Labdunum* (Lupfen in Rhätien), *Cambodunum* (in England und in Rhätien), *Augustodunum* (jetzt Autun), *Lugdunum* (Lyon), *Lugdunum Batavorum* (Leyden), *Moridunum* in Britannien (*Myrdin* im Mabinog., jetzt Caermarthen), *Noviodunum*, d. i. Neustadt (jetzt Nevers an der Loire); jedoch giebt es bei Cäsar vier Städte dieses Namens (Zeuſs 68). Auch in Spanien gab es Städte in *dunum*: *Caladunum*, *Arioldunum*, *Sebendunum* (Humb. Unters. S. 97), was nicht zu verwundern ist, da es dort Kelten und Keltiberer gab, ebenso wenig als wenn dort von *Germani*, d. i. Nachbaren, die Rede ist, ohne daſs es Germanen oder Deutsche sind, sondern Kelten oder Iberer. Im Kymrischen wurde *û* zu *î*, daher *dîn*

statt *dûn, castellum, oppidum*, mit der Ableitung *dînas, oppidum* (Zeuſs 118). Dieses *dîn* steckt auch in der Hauptstadt Englands, in *Londinium*. Die Silbe *lon* ist das kymrische *llynn*, See, Teich, Sumpf, breton. *lenn*, also ein befestigter Hügel an den Sümpfen der Themse. Diesem entspricht auch die Lokalität; die Namen *Tower Hill, Cornhill, Ludgate Hill* und *Moorfields, Moorlane, Moorgate Street* beweisen beides. Das keltische *dûn* ging ins Angelsächsische nicht bloſs als *tûn* nach dem Gesetz der Lautverschiebung über, sondern blieb auch unverändert *dûn* mit der Bedeutung Hügel, Sandhügel, ahd. *dûn, dûne*, Klippe, Vorgebirge, *dûni*, Sandhügel, ndl. *duin*, ndd. *dünen*, pl. Daraus engl. *down*, ein Hügel, Sandhügel, davon das engl. *down*, Adv. und Präp., entstanden aus ags. *of-dune*, herab von dem Hügel. Dieser Präp. *down* sieht man es auf den ersten Blick nicht an, daſs sie keltischen Ursprungs ist.

4) Teuer, ahd. *tiuri, diuri*, as. *diuri*, ags. *deór*, md. *tûr*. Nach Weigand ist teuer dunkler Wurzel, nach Skeat ist die Wurzel vom engl. *dear* unbekannt, nach E. Müller, dem Verfasser des besten etymologischen englischen Wörterbuchs, ist der Ursprung von *dear* unklar. Im Irisch-Gälischen entspricht dem Laute nach *daor*, gefangen, verurteilt, zum Sklaven gemacht, tief verwickelt, kostbar, hoch im Preis, teuer. Im Altdeutschen hatte teuer noch die Bedeutung mangelnd, fehlend, schwer oder gar nicht zu haben, gleichsam gefesselt, z. B. sprichwörtlich: guter Rat ist teuer. Dieses keltische *daor*, welches in sehr vielen Ableitungen vorhanden ist, ist im Keltischen selbst auflösbar. Es ist entstanden aus der negativen Partikel *do* (die dem lat. *in*, dem deutschen und englischen *un* und dem griech. δύς entspricht), und dem irisch-gälischen *saor*, frei, unbeschränkt, wohlfeil, als vb. befreien, wohlfeiler machen. Aus diesem ursprünglichen *dó-saor* wurde durch Synkope des *o* und *s* *daor*, ein merkwürdiger Ursprung des Wortes teuer. Einen eben solchen, gar nicht gleich in die Augen springenden, und daher auch den Etymologen unklar erscheinenden Ursprung hat auch das englische Wort *dark*, dunkel, ags. *deorc*, von dem die Etymologen ebenfalls behaupten, daſs sein Ursprung dunkel sei, ja daſs es sogar mit diesem dunkel verwandt sei, eine allerdings ziemlich gewagte Annahme. Im Irisch-Gälischen heiſst das Wort *dorch, dorcha*, und durch das *d* der Partikel *do* das Gegenteil von *sorcha*, hell, glänzend; dieses wiederum besteht aus der Partikel *so*, welche s. v. a. gr. εὖ, skr. *su* ist, welchem letztern das keltische *so* recht nahe steht, und der Sanskritwurzel *rutsh*, ursprüngl. *ruk*, splendere, also gleich *so-r'tsah*; daher irisch *sona* glücklich und *dona* unglücklich.

5) Taub. Wenn ein Wort im Deutschen seinem Ursprunge nach nicht klar ist, so haben manche Germanisten, von J. Grimm dazu verlockt, die Gewohnheit, eine deutsche Wurzel zu erdichten, und dieselbe sogar mit Präsens, Präteritum und Participium zu versehen, was natürlich weder den Ursprung noch die Grundbedeutung klarer macht. Diese Gewohnheit hat sich nun Weigand ganz besonders angeeignet und darin seinen Meister noch übertroffen. So nimmt er denn auch zu taub ein vorauszusetzendes gotisches Wurzelverbum an, nämlich *diuban*, ahd. *tiopan*, mit der Bedeutung die Sinne verlieren, und verleiht ihm das Präsens *diuba*, ahd. *tiupu*, Präter. *dáub, táuf*, pl. *dubum*, ahd. *toup*, pl. *tupumês*, Partic. *dubans*, ahd. *topan*, wodurch wir um nichts klüger werden. Das Wort hat aber mit allen diesen Fiktionen nichts zu thun. Die Wurzel steckt im Keltischen, und die Grundbedeutung ist schwarz oder dunkel, ir.-gäl. *dubh*, korn. *duw, diu*, kymr. *du*, bret. *dû*, mit verlorenem labialen Auslaut des Stammes. Damit verwandt ist d. taub, got. *daubs*, taub, verstockt, altn. *daufr*, ndl. *doof*, taub, abgestumpft, gefühllos, erloschen, ursprüngl.

also verdunkelt, verfinstert, benebelt, daher das ebenfalls verwandte gr. τῦφος, Rauch, Nebel, Betäubung, τυφλός blind, dunkel. Im Deutschen besteht die Verdunklung in Taubheit, im Griechischen entsteht sie durch Blindheit.

6) Amt. Caesar und Festus erwähnen ein gallisches Wort *ambactus* mit der Bedeutung Dienstmann. Man ist darüber einverstanden, dafs das ahd. *ampaht* und das got. *andbaths*, ein in einem Dienstverhältnis Stehender, wovon ahd. *ampahti* und unser Amt kommt, mit *ambactus* identisch seien; man sah ein, dafs das eine von dem andern herkommen mufs; nur irrt man sich darin, dafs man glaubt, dafs das gotische *andbahts* das keltische *ambactus* geliefert habe, während die Sache sich umgekehrt verhält. J. Grimm und sein getreuer Schüler Weigand suchten daher das got. *andbahts* aus deutschen Elementen zu erklären, eben weil sie die Sache nicht richtig auffafsten und das keltische Wort nicht erklären konnten. Sie nahmen an, dafs *and-bahts* die Silbe *and*, gegen, z. B. in Antwort, und *bahts*, ein im Got. nicht vorkommendes, aber aus anderen germanischen Sprachen zu erschliefsendes *bak*, Rücken, zur Grundlage habe, und dafs seine Bedeutung ein im Rücken Stehender, ein hinter einem Stehender, ein Diener sei. Diese Etymologie hat grofsen Beifall gefunden, ist aber dennoch nicht richtig. Die Kelten waren früher da als die Germanen, der *ambactus* wird als ein eigentümlich keltisches Verhältnis bezeichnet, das nicht von den Germanen und auch nicht von den Lateinern geborgt sein konnte, und *ambactus* läfst sich durch das Keltische besser erklären als das got. *andbahts* durch Grimm. Zeufs vergleicht das kymrische *amaeth* Ackersmann, Werkmann. Dies ist aber nicht das wahre Etymon. *Ambactus* stammt nämlich vom altkelt. *ambi*, um, und keltisch-bretonischen *aketus, akeduz*, emsig, fleifsig; es bedeutet also einen, der um jemand (d. i. den Herrn) herum emsig beschäftigt ist, und das ist der Diener oder *ambactus*. Es entspricht so dem griech. ἀμφίπολος, Diener und Dienerin, einer oder eine, welcher oder welche um jemand herum (beschäftigt) ist, dem also dieselbe Anschauung zu Grunde liegt. Das got. *andbahts* ist weiter nichts als eine volksmäfsige Umdeutung des *ambactus*, das die Goten sich mundgerecht machten, und welches dieselben und andere Germanen von den Kelten und die ersteren ebenfalls von solchen Germanen entlehnten, die es schon vorher von den Kelten bekommen hatten. Die den Galliern näher wohnenden deutschen Stämme haben es daher in ihrem *ambaht* oder *ampaht-i* viel treuer aufgefafst als die entfernteren Goten. Weigand dagegen, der das ganze Verhältnis übel aufgefafst und erwogen hat, dreht die Sache um, und behauptet, dafs der keltisch-lat. *ambactus* von dem got. *andbahts* und ahd. *ampaht* stamme. Von diesem kelt. *ambactus* stammt überdies mlat. *ambactia, ambaxia, ambascia, ambasciatum, ambasciata, ambassata*, prov. *ambaissat, ambaissada, ambassaidor*, it. *ambasciata, ambasciadore*, frz. *ambassade*, Botschaft, Gesandtschaft, *ambassadeur*, Botschafter, Gesandter. Cf. Etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der romanischen Sprachen S. 169.

7) Ein merkwürdiges Wort ist das gotische *aibr*, worauf Diez die Etymologie des nur im Provenzalischen vorkommenden Wortes *aib, aip*, Eigenschaft, gute oder böse Gabe gründete. Es hat dieses Wort aber einen ganz anderen Ursprung. Die Echtheit des gotischen Wortes ist zwar mehrfach bestritten, aber dennoch von allen Herausgebern bis auf den letzten anerkannt worden. Es mufs aber gestrichen werden. Man mufs nur die Stelle, wo es sich findet, genauer ansehen, um von der Unhaltbarkeit des ganzen Wortes hinlänglich überzeugt zu sein. Die Stelle ist Matth. 5, 23, 24 und lautet im

lutherischen Texte also: Darum wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst, und wirst allda eingedenk, dafs dein Bruder etwas wider dich habe: so lafs allda vor dem Altar deine Gabe, und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und alsdann komm und opfere deine Gabe. Für dieses dreimalige kurz auf einander folgende und sich auf denselben Umstand beziehende 'deine Gabe' steht im griechischen Text dreimal ganz natürlich τὸ δῶρόν cou; im Gotischen steht aber nur für die beiden letzten Male dasselbe, nämlich *giba theina*, und für das erste Mal sonderbarer Weise das unerhörte Wort *aibr* mit dem Neutrum *thein*; und dies soll gültig sein, obgleich man sich dieses Unicum dann auf die schwierigste und bedenklichste Weise zu erklären suchen mufs. Hier scheint es aber offenbar, dafs der Abschreiber des silbernen Codexes sich verschrieben hat. Sieht man sich die Buchstaben *a*, *g* und *r* in der vergleichenden Übersicht des gotischen Alphabets in der Ausgabe von Gabelentz und Löbe an, so wird man von der Ähnlichkeit und geringen Unterschiedenheit dieser drei Buchstaben überrascht. Bei *a* ist der Strich rechter Hand etwas senkrecht, der bei *g* horizontal ist, und das *r* ist dem *a* beinahe gleich, mit dem Unterschied, dafs es noch einen Strich mehr hat. So begreift man, wie ein fast immer mechanischer oder auch nur für den Augenblick zerstreuter Abschreiber für *g* ein *a* und für *a* ein *r* setzen konnte, und nachdem er sich einmal verlesen und sich dieses barbarische Wort in seinen Kopf hineingebildet hatte, so konnte er nun nicht umhin, seinem nicht zu unterdrückenden Sprachgefühl folgend, welches ihm sagte, dafs Wörter auf *r* mit vorhergehendem Konsonanten Neutra sind, das zu *giba* passende fem. *theina* umzuwandeln. Wenn man also das erste Mal statt *aibr thein* auch *giba theina* schreibt, so läfst sich die Stelle allen Regeln der Kritik gemäfs auf die leichteste und ungezwungenste Weise heilen, und man kann dieses anstöfsige und höchst verdächtige *aibr*, welches schon vielfache Erklärungsversuche und Konjekturen veranlafst hat, dreist fahren lassen. Ettmüller, dem J. Grimm beistimmt, mutmafst *tibr*, Zahn *libr*, Ihre *bair*; *giba* wird von Gabelentz-Löwe zwar angedeutet, aber entschieden zurückgewiesen, und in den allerneuesten Ausgaben von Stamm und Heyne setzt das *aibr thein* sein Dasein fort. Auch L. Diefenbach schöpft keinen Verdacht, sondern behandelt es so, als ob es eine reale Existenz habe. Man sollte den Abschreibern von Hss., die oft Unglaubliches in Fehlern und Irrtümern leisten, in diesem Falle weniger Vertrauen schenken. An 12 Stellen des Ulfilas wird der Begriff 'Gabe, Geschenk' immer durch *giba* gegeben, nur einmal Markus 7, 11 steht dafür *maithms*. Wenn das Wort *aibr* nicht gerade an dieser, sondern an irgend einer andern Stelle vereinzelt vorkäme, so würde man eher die mehrfachen Versuche das Wort zu retten, gut heifsen können; aber der so günstige bezügliche Zusammenhang des an unserer Stelle dreimal hinter einander wiederholten Begriffs spricht so sehr für unsere Ansicht, dafs man nur die Wahl hat, entweder das erste Mal *giba theina* zu bessern, oder Schlimmeres zu thun, nämlich das zweite und dritte Mal auch *aibr thein* zu setzen. Weil diese unsere Stelle jedesmal dasselbe Wort verlangt, so hat es daher der griechische und deutsche Text auch, und sicherlich haben es alle möglichen Bibelübersetzungen der Welt in gleicher Weise, und Ulfilas selbst würde zu tadeln sein, wenn er ein anderes Wort gesetzt hätte.

Bechstein (Rostock) macht den Vortragenden darauf aufmerksam, dafs er die von ihm vermifste umfänglichere Heranziehung des Keltischen zur Erklärung deutscher Wörter in dem Etymologischen Wörterbuche von Kluge finden könne.

Peters (Leitmeritz) bemerkt, anschliefsend an die gotische Konjektur, dafs Uppströms Lesungen absolut zuverlässig seien. Er habe die silberne Handschrift an einer Reihe von Stellen selbst verglichen und, was die Seitenzahl anlangt, gefunden, dafs die Uppströmsche Seitensumme 187 einzig und allein Anspruch auf Richtigkeit habe.

Da die nächste Philologenversammlung in Giefsen stattfindet, so wählt die Sektion zu Vorsitzenden die Herren Professoren Braune und Birch-Hirschfeld.

Bechstein (Rostock) spricht hierauf im Namen der Versammelten dem Präsidium Dank aus für die umsichtige Leitung der Geschäfte.

(Schlufs gegen 10 Uhr.)

IV. Archäologische Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

Belger (Berlin), Beloch (Rom), Bolte (Berlin), von Brunn (München), Crusius (Leipzig), Conze (Berlin), Dannehl (Sangerhausen), von Duhn (Heidelberg), Flasch (Erlangen), Gaedechens (Jena), Gerlach (Dessau), Gurlitt (Graz), Iffland (Stettin), Julius (München), Kindscher (Zerbst), Klein (Eberswalde), Kohlmann (Emden), Krüger (Dessau), Krumbacher (München), Labarre (Potsdam), Lange (Jena), Matthiessen (Husum), Menge (Eisenach), Müller (Flensburg), Oehmichen (München), Plathner (Bernburg), Polthier (Wittstock), Schaper (Berlin), Schimberg (Ratibor), Schlie (Schwerin), Schmidt (Halberstadt), Schrader (Halle), Schubert (Dresden), Schubring (Lübeck), Schultz (Hirschberg), Stier (Zerbst), Thrämer (Leipzig), von Urlichs (Würzburg), Walter (Stettin), Weniger (Weimar), Wissowa (Breslau), Wuth (Spandau). (42.)

Erste (konstituierende) Sitzung
am 1. Oktober 1884.

Nach dem Schlusse der ersten allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in dem Konzertsaale des Herzogl. Hoftheaters.

Hofrat Prof. Dr. Gaedechens (Jena), welcher auf Wunsch des Präsidiums die Erledigung der vorbereitenden Geschäfte für die Sektion übernommen hatte, eröffnet die Sitzung mit folgenden Worten:

'Von dem verehrlichen Präsidium mit der Besorgung der vorbereitenden Geschäfte für die archäologische Sektion betraut, habe ich dadurch die angenehme Berechtigung gewonnen, Sie freundlichst willkommen zu heifsen.

Meine Herren! Als die Kunde zu uns gelangte, dafs diese anmutige Stadt der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Gastfreundschaft geboten, erwachte gewifs in jedem von uns sogleich die Erinnerung an die anziehende Gestalt des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau (1740—1817) und an die innige Freundschaft, welche ihn mit dem grofsen Winckelmann verband. Von dem Entstehen und Fortgang dieses Seelenbundes hat Justi ein schönes Bild entworfen. Die Wachrufung der Hauptzüge desselben in Ihrem Gedächtnis dürfte als würdiger Eingang zu unseren Arbeiten dienen.

In den letzten Tagen des Jahres 1765 war der 25jährige Fürst zu Rom in Winckelmanns Behausung getreten mit den Worten: 'Ich bin aus Dessau und habe Ihres Beistandes nötig.' Acht Monate lang hat der grofse Archäolog diesen Beistand geleistet und viele Tage von früh bis spät mit seinem Gaste die Ruinen und Museen der ewigen

Stadt durchwandert und sie dem eifrig horchenden Schüler erläutert. Dieses stete Zusammenleben trug dem Fürsten zwei köstliche Früchte: eine eingehende Kenntnis des klassischen Altertums und der antiken Kunst und seines Lehrers enthusiastische Freundschaft; derselbe nennt ihn 'den Phönix der Prinzen', 'das Muster der Prinzen und Menschen'; er rühmt von ihm: 'er reise nach Art der alten Weisen. Dem ärmsten Maler, welcher nach Rom komme, könne derselbe ein Beispiel sein, jeden Augenblick zu nützen. Er sei in die geringsten mythologischen Kleinigkeiten hineingegangen und habe sich bis zum Erhabenen der Kunst erhoben.'

Der junge Fürst vergalt Liebe mit Liebe und weihte den Gelehrten in vertrauten Gesprächen in alle die Pläne ein, die er in seinem Herzen trug und erwog, und deren Ausführung einst seines Landes Glück und Wohlstand sichern sollte.

Auf einer im Jahre 1770 unternommenen zweiten Römerfahrt konnte der Fürst sich einen Wunsch erfüllen, den er bisher in Hinblick auf die durch den Krieg arg zerrütteten Finanzen seines Hauses und seines Landes zurückgedrängt hatte: die Erwerbung antiker Marmorwerke. Sie sollten als schönster Schmuck dienen für sein Schlofs zu Wörlitz, welches er kurz vorher durch Erdmannsdorf hatte erbauen lassen; 'er trat', sagt Rode, 'mit allen Künsten in Bund, diesen sumpfigen, unansehnlichen Ort, welcher bis dahin nur ein düsteres Jagdschlofs hatte, zu einem Aufenthalt umzuschaffen, der über Deutschland hinaus mit Bewunderung genannt wurde.' Hier trat auch Goethe, der im Gefolge von Karl August häufig zur Jagd nach Wörlitz kam, dem Herrscher von Anhalt näher und bekannte: 'er ist eine der schönsten Seelen, die ich kenne, so rein und lauter. Man wird besser bei ihm.'

Die in Rom für Wörlitz erworbenen Antiken waren eine Hauptsehenswürdigkeit dieses Lustschlosses, doch blieben sie lange Zeit ziemlich unbekannt, bis durch die Erschliefsung bequemerer Verkehrsmittel und die verdienstlichen Publikationen von Gerlach und Hosaeus die allgemeinere Aufmerksamkeit auf sie gelenkt wurde. Wir selbst rüsten uns freudig zu ihrer eingehenden Betrachtung.

Der Fürst mufste bei ihrer Erwerbung der ratenden Stimme seines Freundes Winckelmann entbehren. Derselbe hatte in Rom sehnsüchtig des Heimgezogenen, den er gerne in das Vaterland begleitet hätte, gedacht, und unter den Gründen, die ihn zu seiner letzten verhängnisvollen Reise bewogen, war auch der dringende Wunsch, 'diesen göttlichen Mann wiederzusehen'. Mit Verlangen sah Friedrich Franz seiner Ankunft entgegen; als aber statt des Erhofften die Nachricht von dessen jähem Tode ihn erreichte, brach er in die klagenden Worte aus: 'Ich habe einen einzigen Freund verloren'. Und diese Freundschaft hat er ihm bewahrt bis in den Tod; noch in den letzten Jahren seines langen, segensreichen Lebens liefs er sich aus des vorangegangenen Freundes Werken vorlesen und erzählte gern von ihm.

Das Andenken an diesen edlen Fürsten wird uns in diesen Tagen begleiten, wenn wir seine Residenz durchwandeln oder seine Schöpfung in Wörlitz bewundern.'

Nachdem hierauf zum Vorsitzenden Hofrat Prof. Dr. Gaedechens (Jena) und zum Schriftführer Dr. Thraemer (Leipzig) erwählt sind, wird auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gesetzt: 1) ein Vortrag des Prof. von Brunn (München) 'über eine Marmorgruppe in Wörlitz'; 2) Mitteilungen des Gymnasialdirektors Dr. Müller (Flensburg) über eine Fröhnersche Abhandlung.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober 1884, morgens 8½ Uhr.

Der Vorsitzende berichtet, dafs Hofrat Dr. von Urlichs (Würzburg) eine Anzahl Exemplare seiner Schriften: 'Griechische Statuen im republikanischen Rom' und 'Das hölzerne Pferd', sowie der Abhandlung von Anton Weber: 'Leben und Werke des Bildhauers Dill Riemenschneider' zur Verteilung unter die Mitglieder gütigst ihm übergeben habe. Sodann folgt 1) der Vortrag des Prof. von Brunn (München)

'über eine Marmorgruppe in Wörlitz'.[1])

Prof. von Brunn (München): Die Einberufung der Philologenversammlung nach Dessau mufste in dem Vortragenden die Erinnerung an die Antiken seines Heimatsortes Wörlitz wachrufen, unter denen ihm schon seit Jahren eine kleine Marmorgruppe im Bibliothekzimmer des herzoglichen Schlosses eine eigenartige Stellung einzunehmen schien. Dieselbe ist nicht ganz unbeachtet geblieben: eine kleine Photographie wurde von Leopold Gerlach publiziert: Choix d'antiques conservées au château et au Panthéon de Woerlitz, Zerbst 1862, pl. 5; und eine kurze wissenschaftliche Besprechung, bei welcher der Vortragende nicht ganz unbeteiligt war, findet sich in der Schrift von Dr. W. Hosaeus: Die Wörlitzer Antiken, Dessau 1873, S. 20—23. Doch verdient sie wohl in Verbindung mit neugewonnenen wissenschaftlichen Thatsachen eine gröfsere Beachtung in weiteren Kreisen, als ihr bis jetzt zu teil geworden ist; und die Vereinigung archäologischer Fachgenossen bot daher einen passenden Anlafs, sie einer erneuten Prüfung zu unterwerfen. Zu diesem Zwecke hatte S. H. der Herzog huldreichst gestattet, dafs die Gruppe selbst von Wörlitz nach Dessau gebracht und in dem Sitzungssaal der archäologischen Sektion allgemeiner Betrachtung zugänglich gemacht wurde.

Über Gröfse und Herkunft des Werkes bemerkt Hosäus: 'Höhe der männlichen Figur 0,47, Höhe der danebenstehenden weiblichen Figur 0,30. Die Länge des ganzen Werkes in seinem jetzigen Zustande 0,41. — Früher im Besitz des Prinzen Johann Georg (Hans Jürgen) von Anhalt-Dessau, Bruders des Herzogs Leopold Friedrich Franz und von jenem ursprünglich im Georgium bei Dessau aufgestellt. Durch testamentarische Verfügung des Prinzen 1811 in den Besitz des Herzogs Franz.'

Die Gruppe in ihrem restaurierten Zustande besteht aus der aufrechtstehenden Gestalt eines unbärtigen jungen Mannes, der die auf der Schulter aufliegende Löwenhaut um den linken Arm geschlungen hat und in der Linken die auf den Ast eines neben ihm stehenden Baumstammes aufgestützte Keule gefafst hält. Den Blick nach der andern Seite gewendet hat er mit der abwärts gerichteten Rechten an der Handwurzel den linken Unterarm einer Frau umfafst, die nur mit dem Mantel halb bekleidet, mit dem linken Knie den Boden berührt und verzweiflungsvoll zu ihm aufblickt. Auf der entgegengesetzten Seite, d. h. zur Linken des Jünglings, erscheinen wie von hinten hervorschreitend zwei Frauengestalten, die eine, halbbekleidet und jugendlicher, mehr freundlich oder bittend ihm zugewandt, die andere halb hinter ihr, wie im Begriffe sich ängstlich zu entfernen. —

1) Die in loser Form vorgetragenen Bemerkungen sind hier nicht wörtlich, sondern nach ihrem Inhalt aus dem gütigst eingesandten Manuskript des Verfassers von dem Vorsitzenden der Sektion mitgeteilt.

Leider ist die Gruppe in sehr wichtigen Teilen stark restauriert, und die erneute Betrachtung diente nur zur Bestätigung dessen, was darüber bereits bei Hosäus bemerkt ist: 'Von der männlichen Figur scheinen nur der rechte Fufs und die Zehen des linken alt; Keule neu, alt aber am Stamm (auf dem sie ruht) der Ansatz; der Stamm selbst nebst einer Klaue und dem Schwanze unten alt, oben neu; von der knieenden weiblichen Figur nur der an der Plinthe haftende Teil, etwa einen Finger breit, und der vordere Teil des rechten Fufses alt; von den beiden andern weiblichen Figuren Kopf und rechter Arm der vorderen, Vorderarm nebst Gewandzipfel der hintern neu.' — Trotz dieses Zustandes nimmt das kleine Werk schon als Gruppe, welche vier Figuren auf einheitlicher Basis vereinigt, unter den uns aus dem Altertum erhaltenen Skulpturen eine ganz ungewöhnliche Stellung ein, indem sie nur durch die Kolossalgruppe des farnesischen Stieres in der Zahl der Figuren übertroffen wird; und wir fragen daher, ob ihr auch nach andern Seiten ein wenigstens einigermafsen entsprechender eigentümlicher Wert zuzuerkennen sei.

Prüfen wir zunächst den Gegenstand der Darstellung! Die frühere Deutung auf Theseus, dem nach Erlegung des Minotauros die athenische Jugend wegen ihrer Errettung ihre Dankbarkeit bezeigt, bedarf keiner langen Widerlegung. Das bekannte herkulanensische Gemälde (Helbig, Wandgem. Campaniens Nr. 1214; Millin, gall. myth. 128, 491), das man früher zur Unterstützung herbeigezogen hatte, liefert gerade den Gegenbeweis: denn wir finden in demselben, was zur Charakterisierung des Gegenstandes notwendig ist, den getöteten Minotauros und aufser den athenischen Mädchen auch Knaben. Weit enger ist die Verwandtschaft, welche die wörlitzer Gruppe mit einem schon bei Hosaeus citierten pompeianischen Gemälde verknüpft: Helbig Nr. 1142; Minervini, il mito di Ercole e di Iole (Mem. dell' Acc. ercolan. V, p. 176); Arch. Zeit. 1844, T. 17. Hier haben wir die fliehend oder bestürzt auf das eine Knie niedergesunkene weibliche Gestalt, die von einer männlichen Gestalt erfafst wird, dazu zwei andere weibliche Wesen, von denen das eine dem angegriffenen, das andere dem angreifenden Teile günstiger gestimmt scheint. Die Komposition ist lebendiger und malerischer gruppiert; aber die Verteilung der Rollen ist die gleiche. Die Hauptfigur ist deutlich als Herakles charakterisiert, und auf diesen deutet auch der Rest der Löwenhaut in der Marmorgruppe. Die knieende weibliche Gestalt ist teils für Iole, teils für Auge gehalten worden. Doch hat sich die erstere Deutung nicht überzeugend begründen lassen. Einfacher ist die zweite, dafs Auge, die Priesterin der Athene in Tegea, und zwar in dem Bilde etwa beim Waschen eines heiligen Gewandes, von Herakles überrascht wird, mit dem sie den Telephos erzeugt. Wenn sich für die beiden Nebenfiguren auch heute noch keine bestimmte Benennung vorschlagen läfst, so kann dies doch der Hauptsache keinen Eintrag thun. Dagegen mufste die Beziehung der Marmorgruppe auf die gleiche Scene schon längst als durchaus wahrscheinlich gelten. Doch blieb bisher ein nicht leichtwiegendes Bedenken übrig, nämlich was wohl den Künstler veranlafst haben könne, gerade diesen Gegenstand in einer für die statuarische Kunst so seltenen Auffassung, in einer Gruppe von vier Figuren zur Darstellung zu wählen. Dieses Bedenken hat in den letzten Jahren seine Erledigung gefunden durch die pergamenischen Entdeckungen. In den Gründungssagen von Pergamos spielen die Erzählungen von Telephos und seiner Mutter Auge eine hervorragende Rolle; und der kleinere Fries der grofsen Ara läfst trotz seiner argen Verstümmelung noch deutlich erkennen, dafs den Hauptinhalt seiner Darstellungen eben diese Stammsagen bildeten. Es kann also nicht

befremden, wenn zur Zeit der Blüte des pergamenischen Königtums und bei einer ganz aufsergewöhnlichen Massenhaftigkeit künstlerischer Produktion einem Künstler die Aufgabe zufiel, den Ausgangspunkt aller dieser Sagen, die Begegnung des Herakles und der Auge, auch einmal in statuarischer Auffassung zu behandeln.

Dadurch aber drängt sich die Frage auf, wie sich der kleine erhaltene Marmor zu einem hiernach vorauszusetzenden, der Verherrlichung des pergamenischen Königtums gewidmeten gröfseren Originalwerke verhalten möge. Unter diesem Gesichtspunkte durfte die wohlerhaltene Basis des Marmors nicht unberücksichtigt bleiben; und es zeigte sich, dafs unter den verschiedenen Formen statuarischer Basen, welche Dütschke in der Arch. Zeitg. 1876, T. 2 zusammengestellt hat, sich keine in ihrer Profilierung der der wörlitzer Gruppe verwandter erweist, als die des bekannten Schleifers in Florenz (Nr. XV), welcher wiederum in seinem künstlerischen Charakter keinem antiken Werke näher steht, als den attalischen Gallier- und Barbarenstatuen. Sodann lenkte sich die Aufmerksamkeit auf die Qualität des Marmors. Ohne spezielle Sachkenntnis glaubte doch der Vortragende behaupten zu dürfen, dafs der Marmor nicht carrarisch, auch nicht attisch oder parisch sei, dafs er vielmehr, äufserlich betrachtet, sich der noch immer nicht genau untersuchten Qualität der pergamenischen Barbarenstatuen durchaus verwandt zeige. Noch ein anderer Umstand wurde als bestätigend hervorgehoben: die Behandlung der Oberfläche des Marmors zeigt eine gewisse Glättung, durch welche wir ebenfalls an die genannten Werke erinnert werden. Die künstlerische Ausführung kann freilich an sich nicht als eine vorzügliche bezeichnet werden. Doch entbehrt sie namentlich in einigen wohlerhaltenen Gewandpartieen nicht eines bestimmten Charakters, der sie von römischer Kopistenarbeit wesentlich unterscheidet, und es recht wohl als zulässig erscheinen läfst, hier etwa die Hand eines untergeordneten Künstlers attalischer Zeit zu erkennen, der das gröfsere Originalwerk eines bedeutenderen Meisters in einen kleinern Mafsstab übertrug. Auch dafür liefern die kleineren attalischen Gruppen in ihrem Verhältnis zu Werken wie der sterbende Fechter eine passende Vergleichung.

Da der Vortragende den Marmor seit mehreren Jahren nicht vor Augen gehabt hatte, so konnte er die letzten Beobachtungen erst in der Sitzung selbst anstellen, und lud daher zum Schlusse die Versammlung ein, dieselben mit möglichster Sorgfalt zu prüfen und, wo es nötig sein sollte, zu ergänzen und zu berichtigen, indem es sich empfehle, erst nach gründlicher Feststellung aller thatsächlichen Momente mit der Deutung und künstlerischen Würdigung des Werkes sich eingehender zu beschäftigen.

Die Mitglieder scharen sich hierauf zu genauerer Untersuchung und lebhafter Besprechung um das Denkmal. Demnächst dankt der Vorsitzende dem Redner im Namen der Versammlung.

2) Referat des Gymnasialdirektors Dr. Müller (Flensburg) über

'Fröhners Abhandlung: Le comput digital'.[1])

Derselbe teilt mit, ihm sei auf der Reise nach Dessau durch die Güte des Herrn Geh. Reg.-Rat Dr. von Leutsch (Göttingen) eine kleine Schrift von Fröhner, 'Le comput digital. Extrait de l'Annuaire de la société de Numismatique' 1884; Macon 1884 — zugegangen,

1) Das Nachfolgende nach dem eingeschickten Manuskript des Redners.

auf welche er die geehrte Versammlung um so weniger aufmerksam zu machen unterlassen wolle, als dieselbe einen wertvollen Beitrag zur Erklärung der antiken Tesseren liefere. Es existiere nämlich eine Gruppe dieser Anticaglien, welche auf dem Avers eine Hand mit verschiedener Stellung der Finger, auf dem Revers ein römisches Zahlzeichen zeige. Wieseler in seiner Abhandlung 'De tesseris eburneis osseisque theatralibus quae feruntur II', Göttingen 1866 und Redner selbst in seinem Jahresbericht Philol. XXXV, p. 350 f. hätten sich vergebens bemüht, aus den bekannten symbolischen Beziehungen der Hand eine annehmbare Erklärung zu finden, welche jetzt von Fröhner gegeben sei. Dieser Gelehrte weise aus der Schrift des Nikolaus von Smyrna (15. Jahrh.), Ἔκφρασις notationis per gestum digitorum, ed. Morellus Paris 1614 und der Abhandlung des Beda, De loquela per gestum digitorum, ed. Migne I, 685 nach, dafs es sich hier um Darstellung der Zahlen durch Fingerstellung handle; diese Deutung unterliege keinem Zweifel, da auf 12 der Abhandlung in Abbildung beigegebenen Tesseren mit einer der Nachlässigkeit des Verfertigers zuzuschreibenden Ausnahme die Fingerstellung sowohl den von den genannten Autoren gegebenen Regeln, als auch den auf dem Revers befindlichen Zahlzeichen entspreche. Man habe in dieser Beziehung zunächst zu beachten, dafs die linke Hand die Zahlen von 1—99, die rechte die von 1000 an aufwärts darstelle, dafs nur die eingebogenen, nicht aber die aufrecht stehenden Finger gezählt würden und dafs eine doppelte Art der Biegung der Finger unterschieden werde, die cυcτολή, bei welcher die Fingerglieder eine dem griechischen Π ähnliche Figur bildeten, und die κλίcιc, bei welcher die eingebogenen Finger die innere Handfläche berührten.

Was sodann das Einzelne anbetreffe, so gelange bei der Darstellung der Zahlen von I bis VI die cυcτολή, bei den Zahlen von VII bis IX die κλίcιc zur Anwendung, und zwar in der Art, dafs für die Zahl I der kleine Finger, für II der kleine und vierte, für III der kleine, vierte und Mittelfinger, für IV der vierte und Mittelfinger, für V nur der Mittelfinger, für VI nur der vierte Finger eingezogen werde; für VII werde der kleine, für VIII der kleine und vierte und für IX der kleine, vierte und Mittelfinger mittelst der κλίcιc eingebogen. Dieselben Figuren, von der rechten Hand dargestellt, bedeuteten 1000 bis 9000. Um X darzustellen, werde an der linken Hand der Zeigefinger auf den Daumen gelegt, und bei den folgenden Ziffern bis XV — Tesseren mit höheren Ziffern seien nicht gefunden — blieben Daumen und Zeigefinger in der nämlichen Stellung, während sich das Spiel der übrigen Finger wiederhole. Die zwölf abgebildeten Tesseren repräsentierten die Zahlen I, II (zweimal), IV, V, VIII, IX, XII (zweimal), XIII, XV; auf der Tessere mit VI seien irrtümlich sämtliche Finger ausgestreckt; die Zahlen III, VII, X, XI, XIV fehlten. Auf dem Exemplare mit XV sei nicht nur die Hand, sondern das Brustbild des Rechners dargestellt. Warum Tesseren mit höheren Ziffern nicht gefunden seien, entziehe sich der Kenntnis; vielleicht liege der Grund in den Regeln der Spiele, bei welchen diese Gattung von Tesseren in Anwendung gekommen zu sein scheine. Schliefslich wurde noch auf ein von Fröhner auch Philol. Suppl. V, p. 7 f. behandeltes Rätsel des Symphosius (Nr. 96) aufmerksam gemacht, welches erst aus der dargestellten Theorie erklärt werden könne. Dasselbe lautet: 'Nunc mihi iam credas fieri quod posse negatur: | octo tenes manibus, sed me monstrante magistro | sublatis septem reliqui tibi sex remanebunt.[1])

1) Von anderem Gesichtspunkte aus ist die fragliche Theorie behandelt von H. Stoy, Zur Geschichte des Rechenunterrichts. Habilitationsschrift. Jena 1876, S. 31—46.

Eine Diskussion findet nicht statt. Der Vorsitzende dankt dem Redner im Namen der Versammlung.

3) Vortrag des Hofrat Professor Dr. von Urlichs (Würzburg) über:

'Phidias in Rom'[1]).

Martial (V, 10) erwähnt einen Kolofs von der Hand des Phidias: alia Minerva, den Catulus bei dem Tempel der Fortuna huiusce diei auf dem Palatin aufgestellt hatte, und von dem der colossus Palatinus, mit dem derselbe Dichter (VIII, 60) die durch ihre Gröfse ausgezeichnete Claudia vergleicht, nicht verschieden sein wird. Eine solche kolossale Minervastatue zeigen nun sowohl ein Medaillon des Nero, wie eine grofse Bronzemünze des Nerva. Auf beiden sitzt der Kaiser auf hohem Thron, dessen Stufen eine Person hinansteigt, um die Spende in Empfang zu nehmen. Im Hintergrund steht eine Statue der Liberalitas, neben ihr ein kolossales Bild der Minerva, in deren Gestalt und Ausstattung aber beide Münzen sehr von einander abweichen. Der Vortragende glaubt jedoch, dafs weder die letztere dieser Münzen, noch die Bemerkungen des Martial auf das Original des Phidias, welches wohl bei dem Neronischen Brande zugrunde gegangen sein werde, sondern auf eine nach demselben mit Berücksichtigung des Zeitgeschmacks errichtete Kopie Bezug habe, welche bis in die späteste Zeit des römischen Reichs, nach Procops (b. G. I, 13) Zeugnis, an Ort und Stelle stand.

Eine Diskussion schliefst sich an diesen Vortrag nicht an. Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden den Dank der Versammlung aus und setzt auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung: Vorträge 1) des Dr. Lange (Jena) über 'die profanen Gebäude von Olympia' und 2) des Dr. Thraemer (Leipzig) über 'den Tempel der Athene Polias zu Pergamos'.

(Schlufs gegen 10 Uhr.)

Dritte Sitzung

am 3. Oktober, morgens 8½ Uhr.

Nach einigen geschäftlichen Mitteilungen des Vorsitzenden folgt der Vortrag des Dr. Lange (Jena) über:

Die profanen Gebäude von Olympia.

Lange (Jena): 'Meine Herren! Wer von Ihnen neuerdings in die Lage gekommen ist, sich mit Pausanias' Periegese von Olympia zu beschäftigen, wird es sehr schmerzlich empfunden haben, dafs wir eigentlich seit zwei Jahren zwei verschiedene Topographieen von Olympia besitzen, diejenige der offiziellen Ausgrabungsberichte und diejenige der Herren G. Hirschfeld und A. Bötticher. Zwar handelt es sich dabei scheinbar nur um ein Gebäude, nämlich das von Pausanias an mehreren Stellen erwähnte Leonidaion, welches die Ausgrabungsberichte mit der Halle in der Südostecke der Altis, die beiden genannten

1) Dieser Vortrag ist inzwischen nicht wesentlich verändert in des Redners: 'Beiträgen zur Kunstgeschichte' (Leipzig 1885. S. 94—96.) abgedruckt und hier auf Wunsch desselben nur auszüglich mitgeteilt.

Forscher dagegen mit dem grofsen sog. Südwestbau identifizieren. Aber Sie wissen ja, das Leonidaion ist recht eigentlich ein Angelpunkt der ganzen olympischen Topographie, in gleicher Weise wichtig für die Benennung der Thore in der Altismauer wie für die Richtung der Rundgänge der Pausanias im Innern derselben, sodafs man seine definitive Fixierung wohl gegenwärtig als die wichtigste und dringendste Aufgabe der ganzen Olympiaforschung bezeichnen kann. Indem ich mich nun ebenfalls für die Identifizierung des Südwestbaus mit dem Leonidaion erkläre, hoffe ich zugleich, diese Ansicht durch eine Reihe neuer Beobachtungen derart begründen zu können, dafs die Bedenken gegen dieselbe, die bisher allerdings noch möglich waren, nicht mehr gerechtfertigt erscheinen[1]).

Von den profanen Gebäuden Olympias sind, wie Sie wissen, mit Sicherheit zu fixieren: Das Stadion und der Hippodrom im Osten aufserhalb der Altis, die Echohalle, welche die Begrenzung des heiligen Bezirks an dieser selben Seite bildet, das Prytaneion in seiner Nordwestecke und die Palästra mit dem nur teilweise ausgegrabenen grofsen Gymnasium jenseit der westlichen Umfassungsmauer. Ebenfalls für sicher halte ich die Vermutung von E. Curtius, dafs das Gebäude im Norden der byzantinischen Kirche, welches später nach Osten vergröfsert wurde, das Wohnhaus der olympischen Priesterschaft, der Theekoloi, Manteis, Spondophoroi und aller jener Unterbeamten gewesen sei, die uns teils aus Pausanias, teils aus den aufgefundenen Priesterlisten bekannt sind.

Weniger überzeugend ist dagegen der Vorschlag, den von Pausanias gebrauchten Namen Theekoleon, der eigentlich nur das Wohnhaus der Theekoloi bedeutet, im engeren Sinne auf die dreischiffige Halle unter der byzantinischen Kirche zu beziehen. Es ist ja richtig, dafs man für das reichgegliederte Priesterkollegium von Olympia auch einen äufseren Mittelpunkt, eine Versammlungshalle voraussetzen mufs, in der sie ihre Beratungen sowohl wie ihre täglichen Mahlzeiten abhielten. Aber diesem Zwecke diente nachweislich das Prytaneion, von dem uns Pausanias an zwei Stellen ausdrücklich sagt, dafs dort die Priester ihre Hymnen abgesungen und ihre übrigen Amtsgeschäfte verrichtet hätten. In ihm lag ja auch der grofse Speisesaal, das ἑστιατόριον τῶν Ἠλείων, in welchem die Olympioniken (und Festgesandten?) nach Analogie der Prytaneia wirklicher griechischer Städte, gespeist wurden. Hier safsen sie ganz eigentlich an der Tafel der Eleer, d. h. eben jener elischen Priester, die sich ständig oder zum grofsen Teil ständig in Olympia aufhielten. Für die altgriechische dreischiffige Halle unter der byzantinischen Kirche bleibt also ein Name vorläufig noch zu suchen.

Wenn nun die Priester in Olympia ein besonderes Wohnhaus hatten, wo wohnten dann die obersten Beamten der Feststätte, wo wohnte vor allem diejenige Behörde, der die Leitung der Spiele oblag, die Hellanodiken? So gut wie die Hellanodiken in Elis ein besonderes Wohngebäude besafsen, den von Pausanias erwähnten Hellanodikeon nahe dem Markte und dem Gymnasium, so gut mufste ihnen auch in Olympia, an der eigentlichen Stätte ihrer Wirksamkeit, wo sie längere Zeit vor Beginn der Spiele eintrafen, um die Athleten einzuüben, ein monumentales Wohnhaus errichtet sein.

Der grofse Südwestbau, dessen Bestimmung man, seitdem die Deutung auf ein Gymnasium aufgegeben ist, dahingestellt sein läfst, ist weitaus das geräumigste Gebäude

---

1) Das folgende ist inzwischen in weiterer Ausführung in des Redners 'Haus und Halle, Studien zur Geschichte des antiken Wohnhauses und der Basilika' Leipzig 1885, S. 327—350 (vgl. Taf. VIII) erschienen.

von Olympia. Das Centrum des quadratischen Baues bildet ein mit barocken Gartenanlagen geschmückter Hof, um den sich auf allen vier Seiten Wohnräume mit vorgelegten Säulenhallen herumziehen. Eine ionische Säulenhalle, die den Bau aufsen rings umgiebt, charakterisiert ihn als Monumentalbau, als Palast.

Die eigentlichen Wohnzimmer desselben haben in römischer Zeit einen Umbau erfahren. Ihr Grundrifs nach dem ursprünglichen griechischen Projekt ist nicht mehr genau festzustellen, nach dem römischen waren sie sehr eigentümlich disponiert. An der allein ganz ausgegrabenen nördlichen Seite sind zwei Lichthöfe in Gestalt von Säulenatrien angeordnet, auf welche sich je zwei Zimmergruppen öffnen. Jede dieser Zimmergruppen besteht aus einem grofsen Mittelzimmer, zu dessen beiden Seiten ein schmaler Gang und eine schmale Kammer liegt. Letztere enthält gerade Platz genug für ein Bett und für die Unterbringung des notwendigsten Gepäcks In jeder Zimmergruppe konnte ein einzelner Mann, allenfalls mit einem Diener zusammen, wohnen. War das Gebäude, wie die Architekten mit Recht annehmen, vollkommen symmetrisch angelegt, so haben wir an der nicht ausgegrabenen Südseite ebenfalls vier Zimmergruppen vorauszusetzen. In der Mitte der Westseite lag ein grofser Saal, rechts und links von demselben zwei gröfsere, ebenfalls allgemeinen Zwecken dienende Räume. Auf der Ostseite finden wir das Vestibül, nördlich davon einige kleine Zimmer, die wohl dem Thürhüter zur Wohnung dienten, südlich einen gröfseren Saal, der in dieser Richtung noch Raum genug übrig läfst, um etwa zwei Zimmergruppen der beschriebenen Gattung unterzubringen. Es würden also im ganzen etwa 10 Zimmergruppen vorhanden, der Bau folglich für 10 Insassen grofs genug gewesen sein. Die Pracht der ganzen Anlage und Spuren von Wagengeleisen auf dem Fufsboden der nördlichen, östlichen und westlichen Säulenhalle weisen auf eine Benutzung durch vornehme Leute hin, die Einteilung in ganz gleich grofse Zimmergruppen und der grofse Versammlungssaal lassen uns an ein Kollegium von gleichberechtigten Mitgliedern denken, die sich zuweilen zu gemeinsamer Beratung versammeln und auch gewissen geselligen Verpflichtungen nachkommen mufsten.

Die Zahl der Hellanodiken betrug, nachdem sie im Jahre 480 von 2 auf 9, im Jahre 472 von 9 auf 10, 368 von 10 auf 12 vermehrt worden war, seit 348 wiederum 10 und ist auch späterhin bis auf Pausanias' Zeit nicht verändert worden. Es bedarf keines weiteren Beweises, dafs wir in dem Südwestbau den Hellanodikeon zu erkennen haben. Als Bestätigung dafür mag es dienen, dafs in dem kleinen Zimmer rechts von dem östlichen Eingang viele Ölfläschchen gefunden sind, was durch die Beziehungen der Hellanodiken zu den Übungen der Athleten seine beste Erklärung finden würde. Da die Architekten den Bau aus topographischen und architektonischen Gründen in die Zeit vor Philipp von Makedonien setzen, so wird das Jahr 368, in welchem die Hellanodiken die höchste Zahl, 12, erreichten, möglicherweise das Jahr der Erbauung sein. Der griechische Bau aber, in welchem die kleinen Lichthöfe nicht vorhanden waren, konnte sehr bequem Wohnzimmer für 12 Insassen enthalten.

Wie kommt es nun, dafs Pausanias kein Wort von diesem Hellanodikeon sagt? Wo die Hellanodiken in Olympia wohnten, erfahren wir von ihm überhaupt nicht, und dies seltsame Schweigen ist unter allen Umständen auffallend. Das Auffallende mindert sich aber, wie ich meine, etwas, wenn wir annehmen, dafs der Hellanodikeon sich bei ihm unter einem anderen Namen verbirgt. Von dem Leonidaion sagt der Perieget, es sei

eine Stiftung des Eleers Leonidas gewesen und habe in seiner Zeit den römischen Prokonsuln zur Unterkunft gedient. Wäre das Leonidaion mit dem Hellanodikeon identisch gewesen, so würden die Prokonsuln dort als Gäste der Hellanodiken gewohnt haben, wogegen sich ja kaum etwas einwenden läfst. Da der Bau nicht weniger als vier grofse Gesellschaftszimmer bezw. Säle enthielt, so war ja auch genügend Platz vorhanden, um aufser den 10 Betten der Hellanodiken auch noch einige Betten für hohe Gäste unterzubringen. Pausanias würde dann über dem nebensächlichen Zweck, dem der Bau zu seiner Zeit diente, die hauptsächlichste und gewöhnlichste Benutzung desselben vergessen haben, entweder weil der geschwätzige Exeget, der ihn führte, nach Art dieser Leute das Wichtige neben dem Unwichtigen überging, oder weil er voraussetzte, dafs jedem Besucher Olympias die eigentliche Bedeutung des Baues so wie so mitgeteilt wurde. Die Bezeichnung des Hellanodikeon als Leonidaion würde z. B. eine Analogie in dem Buleuterion von Elis haben, welches nach seinem Stifter Lalichmion hiefs. Die Identität des Südwestbaues mit dem Leonidaion geht nun in der That unzweideutig aus der Art hervor, wie Pausanias das letztere erwähnt. Es lag nach seiner Angabe aufserhalb der Altis, und zwar nahe dem Pompenthor, von dem es um Strafsenbreite abstand: τόδε ἐκτὸς μὲν τοῦ περιβόλου τοῦ ἱεροῦ τὸ Λεωνίδαιον, τῶν δὲ ἐσόδων πεποίηται τῶν ἐς τὴν Ἄλτιν κατὰ τὴν πομπικήν, ἣ μόνη τοῖς πομπεύουσίν ἐστιν ὁδός ... διέστηκε δὲ ἀγυιὰν ἀπὸ τῆς ἐσόδου τῆς πομπικῆς. Das Pompenthor aber ist unabhängig vom Leonidaion nicht zu fixieren, und die Annahme der Ausgrabungsberichte, dafs es im Süden gelegen habe, ist hier vorläufig noch aufser Betracht zu lassen.

Die olympischen Architekten dagegen erkennen das Leonidaion in der Südosthalle. Diese Südosthalle bestand ursprünglich aus vier nebeneinander liegenden Zimmern, vor die sich im Westen, Norden und Süden eine Säulenhalle legte. Dieses 'Leonidaion' lag also zunächst einmal sicher nicht aufserhalb der Altis, sondern innerhalb derselben, es öffnete sich geradezu auf den heiligen Bezirk. Dasselbe wurde in römischer Zeit von einem Atriumhause überbaut, welches laut der Inschrift auf einer dort gefundenen Wasserleitungsröhre von Nero stammt. Auch dieses Nerohaus lag nicht aufserhalb der Altis, sondern öffnete sich mit drei wohl erhaltenen Thüren auf dieselbe. In spätrömischer Zeit sind allerdings diese Thüren vermauert worden, wir wissen nicht, ob vor oder nach Pausanias' Anwesenheit in Olympia. Aber vorausgesetzt selbst, der Perieget hätte sie schon vermauert gefunden, würde ihm dies ein Recht gegeben haben, das Gebäude als aufserhalb der Altis befindlich zu bezeichnen? Man sagt, die gröfsere Masse desselben lag aufserhalb der Altis. Aber auch beim Prytaneion trifft dies zu, und doch sagt Pausanias von ihm ausdrücklich, es habe innerhalb derselben gelegen; einfach deshalb, weil die Altismauer nicht vor ihm herlief, sondern seine Thür sich direkt auf den heiligen Bezirk öffnete. Und wie konnte Pausanias sagen, dieses Gebäude stehe um Strafsenbreite von dem Pompenthore ab? Denn das ist doch die Bedeutung der Worte: διέστηκε δὲ ἀγυιὰν ἀπὸ τῆς ἐσόδου τῆς πομπικῆς. Und es widerspricht dem Wortlaut, wenn man diese ἀγυιά in einer, ich weifs nicht aus welcher Zeit stammenden, schmalen Gasse wieder erkennt, die von dem im Süden liegenden römischen Triumphthore aus östlich zu dem angeblichen Leonidaion hinführte. Dieses römische Triumphthor, in welchem man das Pompenthor wiedererkennt, ist übrigens nur im Unterbau erhalten, wie denn überhaupt der ganze östliche Teil der südlichen Altismauer in späterer Zeit vielfach umgebaut

und zerstört worden ist. Vor allem aber, und dies ist der Haupteinwand, wie konnte Pausanias diesen Bau Leonidaion nennen, wenn von der alten Stiftung des Leonidas in seiner Zeit auch nicht mehr ein Stein auf dem anderen stand, wenn diese griechische Halle niedergebrannt war und Nero über ihr, mit Verwendung ihrer Bausteine, sein Wohnhaus errichtet hatte? Und sollte Nero, dem es nicht darauf ankam, sein Haus direkt auf die Altis münden zu lassen, der aller Tradition ins Gesicht schlug und sogar Weihgeschenke aus Olympia raubte, die Pietät besessen haben, den Namen Leonidaion auf sein Haus zu übertragen? Und selbst wenn er es gethan hätte, konnte Pausanias von diesem Leonidaion, von diesem Nerohause sagen, dafs Leonidas es gestiftet und dafs — nicht etwa Nero es umgebaut habe, sondern dafs die Prokonsuln zu seiner Zeit dort abgestiegen seien?

Und nun sehen Sie, wie vortrefflich, ja wie überraschend alle diese Angaben auf den Südwestbau passen! Seine Zimmereinteilung war allerdings in römischer Zeit verändert worden, aber die innere wie die äufsere Halle waren noch von dem griechischen Bau stehen geblieben, das Ganze war eben nach wie vor das ἀνάθημα dessen, der es in griechischer Zeit gestiftet hatte. Und dieses Anathema lag ganz eigentlich aufserhalb der Altis, weil die Altismauer vor ihm herging, und zwischen ihm und der Altismauer blieb im wörtlichen Sinne eine schmale Gasse, und gerade an dieser Stelle befand sich ein Thor, von welchem der Bau um die Breite dieser Gasse getrennt war.

Und was hindert uns denn, in diesem Thor das Pompenthor zu erkennen? Seine geringe Gröfse etwa? Es hatte drei Eingänge und jeder Eingang war breit genug für zwei Menschen. Wer beweist uns, dafs das südliche Thor ursprünglich stattlicher war, von dessen Bau aus griechischer Zeit wir nicht einmal eine Spur gefunden haben? Freilich könnte man einwenden, dafs Herodes Atticus eine Wasserleitung über das Südwestthor hinüberführte, was für ein Pompenthor etwas auffallend ist. Nun, wenn man sich nicht scheute, das Südthor ganz niederzureifsen und durch ein römisches Triumphthor zu ersetzen, ja sogar, wie jetzt angenommen wird, von Westen nach Osten um 20—30 m. zu verschieben, so dürfte auch dieses Argument wenig besagen. Im Gegenteil, gerade diese durchgreifenden Veränderungen an der Südseite beweisen, dafs hier sicher nicht die altheilige unveränderliche Strafse für die Opferzüge in die Altis eingemündet haben kann.

Aber eine Schwierigkeit bleibt bei der Ansetzung des Pompenthors im Südwesten, die auch Hirschfeld und Bötticher nicht gelöst haben, und die mir Dörpfeld noch vor kurzem als entscheidenden Einwand entgegengehalten hat, die Lage des Hippodameion. Das Hippodameion lag nach Pausanias innerhalb der Altis und zwar bei dem Pompenthor. Dörpfeld sagt nun: In der Südostecke der Altis haben wir Platz für das Hippodameion, im Südwesten, wo das Terrain von zahlreichen Wasserleitungen durchschnitten wird, nicht; folglich lag es im Südosten, wohin es auch andere Erwägungen verweisen. Ist dies aber richtig, so lag das Pompenthor im Süden, folglich ist die Südosthalle das Leonidaion. Aber hiergegen läfst sich doch manches einwenden. Zunächst ist im Südosten keine Spur weder eines Gebäudes noch eines Bezirks gefunden worden, und doch sagt Pausanias, das Hippodameion sei ein von einem Thrinkos, d. h. einer Steinmauer, umfafster Bezirk von etwa einem Plethron Gröfse gewesen. Es wird schon schwer, einen so grofsen Bezirk an dieser Stelle unterzubringen, ohne die Haupteintrittsstrafse der Altis, an der natürlich das Menschengedränge am gröfsten war, ungebührlich einzuengen. Aber

das mag allerdings zugegeben werden, daſs wir es mit dem Plethron bei Pausanias nicht so genau zu nehmen brauchen und den Bezirk auch allenfalls kleiner als 100 × 100 Fuſs, also 10 000 Quadratfuſs denken können. Die einzig mögliche Stelle für ihn würde im Südosten die sein, wo der groſse auf dem Situationsplan mit A bezeichnete Altar westlich der Echohalle steht. Hier mag er in der That allenfalls Platz gehabt haben — ob er aber hier am Platze war, das ist eine andere Frage. Denn er hätte dann an derselben Stelle gelegen, wo nicht nur die Echohalle sich nach der Altis zu öffnete, sondern wo auch alle die Statuen, deren Basen vor der Front derselben gefunden sind, mit dem Gesicht nach der Altis zu gerichtet waren. Wenn wir nun im Südwesten der Altis einen Platz finden, auf dem ein Gebäude oder ein Bezirk nicht nur mit Mühe untergebracht werden kann, sondern auf dem ein solcher sogar untergebracht werden muſs, so ist, wie ich meine, die Wahl nicht schwer. Genau in der Südwestecke aber, in unmittelbarer Nähe des Südwestthores, befindet sich ein langgestreckter trapezförmiger Platz, der im Süden von der Südaltismauer eingefaſst wird und dessen Grenze im Norden und Westen durch zwei hier in situ erhaltene Reihen von Statuenbasen bestimmt wird. Dieser Bezirk wird jetzt durch spätes Gemäuer eingenommen, seine Ursprünglichkeit geht aber, wie die Ausgrabungsberichte mit Recht bemerken, eben aus dieser Richtung der Statuenbasen unzweifelhaft hervor. In ihm möchte ich das Hippodameion erkennen. Und eine Bestätigung dafür glaube ich in der Hälfte einer groſsen halbkreisförmigen Basis zu finden, die genau an das Ostende dieses Bezirks anstöſst und, wie mir Treu versichert, zweifellos in situ steht. Die Basis hatte ursprünglich eine Gesammtlänge von etwa 20 m. und muſs eine umfangreiche Statuengruppe getragen haben. Gerade bei dem Hippodameion aber befand sich die halbkreisförmige Basis eines figurenreichen Weihgeschenks: παρὰ δὲ τὸ Ἱπποδάμιον καλούμενον λίθου τε βάθρον ἐστί, κύκλος ἥμισυς, und darauf die Stiftung der Apolloniaten, die Gruppe des Lykios, Zeus mit Thetis und Eos in der Mitte, an den beiden vorderen Enden Achill und Memnon kampfbereit einander gegenüber, dazwischen noch auf jeder Seite vier Troer und vier Achäer. Diese Zahl von 13 Figuren entspricht durchaus der Gröſse des zum Teil erhaltenen und genau zu rekonstruierenden Bathrons. Auf jede Figur würde danach ein Raum von ca. 1,5 m. kommen. Nördlich vom Hippodameion läuft eine breite Straſse von Westen nach Osten, die einzige deutlich erkennbare Straſse in der Altis. Es ist die Pompenstraſse. Durch das Westthor zogen die Festgesandtschaften, die ja zum groſsen Teil von Westen kamen, in die Altis ein. Dies war auch die Seite, wo die sämmtlichen an den Opferzügen teilnehmenden Priester und Beamten wohnten. Sollten diese sich immer erst im Süden der Altis versammelt haben, um von dort in das Südthor einzuziehen? Ebenso wie sie zum Stadion einen besonderen Eingang von Westen hatten, durch den sie, unabhängig von der übrigen Menge, in dasselbe einzogen, ebenso war auch ihr Eingang in die Altis von demjenigen der neugierigen Besucher, die im Süden des heiligen Bezirks ihre Zelte aufgeschlagen hatten und naturgemäſs von hier aus denselben betraten, getrennt. In der ca. 56 m. langen und 7 m. breiten griechischen Halle, deren Fundamente man im Süden der byzantinischen Kirche aufgedeckt hat, mögen sich die Pompen geordnet und die Pompengeräte befunden haben; ich schlage für sie den Namen Pompeion vor.

Nun bleiben noch zwei Gebäude aufserhalb der Altis ohne Namen übrig, die dreischiffige Westhalle und der südliche Doppelbau. In dem letzteren erkennen die Aus-

grabungsberichte das Buleuterion, das Versammlungshaus der olympischen Bule. Der Komplex besteht aus drei Teilen, zwei ungefähr identischen zweischiffigen geschlossenen Hallen und einem quadratischen Mittelbau. Die südliche der beiden Hallen ist die ältere, sie stammt wahrscheinlich noch aus dem sechsten Jahrhundert, die nördliche aus der ersten Hälfte des fünften. Als beide fertig standen, wurde der Mittelbau dazwischengeschoben und vielleicht gleichzeitig im Osten eine breite Vorhalle vor den ganzen Komplex gelegt. Wenn irgend etwas, so spricht schon diese aus technischen Indicien gewonnene Entstehungsgeschichte der Baugruppe gegen ihre Deutung auf ein Buleuterion. Faſst man den südlichen Saal als Versammlungshalle der Bule auf, so bleibt der nördliche seiner Bestimmung nach vollkommen unklar. Eine Bule kann wohl bei wachsender Zahl der Mitglieder ihren Versammlungssaal vergröſsern, auch wohl bei zunehmenden Verwaltungsgeschäften Annexe daran bauen, nicht aber ihn verdoppeln, nicht einen zweiten vollkommen identischen Versammlungssaal daneben setzen. Sie müſste sich denn selbst zuvor verdoppelt haben. Überdies kann man sich als Versammlungshalle einer geschlossenen Körperschaft kaum einen weniger geeigneten Raum denken als eine Halle, die durch Säulen in zwei Schiffe geteilt wird. Konzentration der Zuhörerschaft und zentrale Stellung des Redners, diese beiden Hauptbedingungen jedes Versammlungssaales, sind hier nicht erfüllt. Besser in jeder Beziehung eignet sich hierfür die dreischiffige Westhalle, in deren Mittelschiff etwa 90 Mann bequem Platz haben.

Das Buleuterion von Olympia ist durch eines der sichersten Zeugnisse fixiert, die es überhaupt giebt, durch eine Stelle in den Hellenika des Xenophon. Xenophon kannte Olympia aus langjähriger eigener Anschauung und zwar in seiner älteren Gestalt, vor den Umbauten der späteren Zeit. Die 104. Olympiade (364) feiern an Stelle der Eleer die Arkader, die sich mit den Pisaten der Altis bemächtigt haben. Die Eleer greifen sie von Westen her an. Tapferer als für gewöhnlich, treiben sie die Feinde, nach Überschreitung des Kladeos, in dem Raum zwischen Buleuterion, Heiligtum der Hestia und Theater zusammen. Dann verfolgen sie dieselben, trotz der von den Dächern der umliegenden Gebäude auf sie gerichteten Geschosse, weiter bis zum groſsen Zeusaltar. Die drei genannten Lokalitäten, Buleuterion, Heiligtum der Hestia und Theater, müssen also westlich vom groſsen Zeusaltar gelegen haben. Das Hieron der Hestia erkennt man allgemein in dem Hestiaheiligtum des späteren Prytaneion an der nordwestlichen Ecke der Altis wieder. Nun sagt Xenophon ausdrücklich, daſs die drei genannten Gebäude nahe an einander lagen: κατεδίωξαν εἰς τὸ μεταξὺ τοῦ βουλευτηρίου καὶ τοῦ τῆς Ἑστίας ἱεροῦ, καὶ τοῦ πρὸς ταῦτα προσήκοντος θεάτρου. Mit Recht hat man darum das Theater immer in der Nähe des Prytaneion gesucht. Noch in der letzten Ausgrabungscampagne hat man nördlich desselben, nach dem Kronoshügel zu, einen Graben gelegt, um womöglich auf die Cavea des Theaters zu stoſsen. Vergeblich, keine Spur davon hat sich gefunden. Wenn nun nördlich vom Prytaneion kein Theater gelegen hat, wenn im Osten der Kronoshügel nahe herantrat, im Süden die Altis die Anlage eines solchen verbot, so bleibt nur die Westseite übrig. Hier aber lag das Gymnasium und die Palästra. Also müſsten wir an der Fixierung des Theaters verzweifeln? Keineswegs, wenn wir uns nur erinnern, daſs das von Xenophon beschriebene Gefecht im Jahr 364 stattfand, die bei den Ausgrabungen zu Tage gekommene Palästra dagegen nach der Eleganz ihrer architektonischen Formen von den Architekten in das Ende des vierten oder den Anfang

des dritten Jahrhunderts gesetzt wird. Nichts hindert uns daran, genau an ihrer Stelle das Theater des Xenophon anzusetzen, und wenn wir nun in den Ausgrabungsberichten lesen, das Erdreich unter der Palästra sei so stark mit Holzkohlen und Aschenresten durchsetzt gewesen, dafs man annehmen müsse, sie sei an der Stelle eines älteren hauptsächlich aus Holz bestehenden und verbrannten Gebäudes erbaut, so scheint es mir nicht zu kühn, in eben diesem Holzbau das Theater des Xenophon wiederzuerkennen. Dann aber mufs das Buleuterion mit dem griechischen Bau unter der byzantinischen Kirche identifiziert werden. Dafs gerade auf dem Grunde dieses Rathhauses die byzantinische Kirche erbaut worden ist, hat eine eigentümliche kunsthistorische Bedeutung. Denn die griechischen Buleuterien sind es, deren Schema sich, wenigstens meiner Ansicht nach, durch die Vermittlung der athenischen Königshalle und der forensischen Basiliken Roms auf die christliche Basilika vererbt hat.[1])

Die Zeit erlaubt mir nicht, die durchgreifenden Veränderungen zu besprechen, welche sich aus diesen neuen Fixierungen für die Periegesen des Pausanias im Innern der Altis ergeben. Wenn Sie sich unbefangen in die neuen Benennungen hineindenken, werden Sie, trotz einiger scheinbarer Schwierigkeiten, die sich aber lösen lassen, auf jeder Seite des Pausanias überraschende Bestätigungen derselben finden. So besonders bei der Zeusperiegese, die an der einen Stelle vom Buleuterion ausgehend zur Rechten des grofsen Tempels den Zeus der Lakedaimonier nennt, dessen Basis an der Südostseite des Tempels, offenbar nicht weit verschleppt, gefunden worden ist. So bei der Altarperiegese, die, vom Leonidaion kommend, nahe dem Opisthodom des Zeustempels zur Rechten desselben den Nymphenaltar erwähnt, den man mit grofser Wahrscheinlichkeit im Südwesten des Tempels ansetzt. So endlich bei der zweiten Athletenperiegese, die, nachdem die erste westlich beim Pompenthor geendigt hat, vom Leonidaion aus den Weg rechts zum grofsen Altar, d. h. die grofse Pompenstrafse südlich der Südterrassenmauer einschlägt.

Es bleibt nur noch ein Bau aufserhalb der Altis übrig, der bisher keinen Namen gefunden hat, der südliche Doppelbau mit seinem seltsamen bisher ohne jede Analogie gebliebenen Grundrifs. Und gerade einen Bau haben wir noch bei Pausanias, der bisher nicht aufgefunden worden ist, die sog. Werkstatt des Phidias. Können wir beide mit einander identificieren?

Die allmähliche Entstehung des südlichen Doppelbaues kann man gegen eine solche Identifikation nicht geltend machen. Besonders dann nicht, wenn man von vornherein eine Verallgemeinerung des Begriffes 'Werkstatt des Phidias' zuläfst. Eine allgemeine olympische Bildhauerwerkstätte, vielleicht zu gleicher Zeit Ausstellungshalle für die vielen von den Besuchern Olympias zu kaufenden Weihgeschenke, war in der Nähe des Festplatzes schon von früher Zeit her ein dringendes Bedürfnis. Für beide Zwecke waren sowohl die zweischiffigen Hallen wie die verschliefsbaren Räume hinter denselben vortrefflich geeignet. An den Wänden unter den Fenstern konnten die Tische für die Arbeiter bezw. die Gerüste für die auszustellenden Weihgeschenke angebracht werden, die verschliefsbaren Hinterzimmer konnten nicht nur zur Aufbewahrung von kostbareren Materialien, Gold und Elfenbein, sondern auch als Magazine für die in der

1) Vgl. das oben citierte Buch 'Haus und Halle'.

Zeit zwischen je zwei Festspielen aufgestapelten Weihgeschenke dienen. Das Bedürfnis nach einer Vergrößerung dieser Bildhauerwerkstätte mußte besonders in der Zeit eintreten, als durch den Bau des großen Zeustempels zahlreiche Hände sowohl für die Giebelstatuen wie für das Zeusbild in Bewegung gesetzt wurden. Genau in diese Zeit, d. h. in die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts, fällt aber nach dem Urteile der Architekten die Erbauung der nördlichen der beiden Doppelhallen. Es steht, soviel ich sehe, nichts der Annahme entgegen, daß Phidias hier die einzelnen Teile seines Zeuskolosses gearbeitet habe, nachdem er das große Modell natürlich an Ort und Stelle, in der Cella des Zeustempels, aufgestellt hatte. Topographisch ist diese Ansetzung ebenfalls, soweit ich sehe, nicht zu widerlegen. Denn Pausanias sagt über die Lage der Werkstatt nichts Genaueres, als daß derjenige, welcher von ihr in die Altis zurückkehrte, sich gegenüber dem Leonidaion befand. Dies aber paßt, wenn man das Pompenthor als das gewöhnliche Ein- und Ausgangsthor der Fremden in der Zwischenzeit zwischen je zwei Spielen auffaßt, für den südlichen Doppelbau ebensogut, wie für irgend einen Bau auf der Westseite der Altis.

Wir hätten demnach sämmtliche altgriechische Profanbauten außerhalb der Altis benannt, nur die Südosthalle, welche in Pausanias' Zeit nicht mehr bestand, das über ihr erbaute Nerohaus und die Südhalle würden wir in der Beschreibung des Periegeten nicht finden — und wohl auch nicht suchen'.

An diesen Vortrag schließt sich eine kurze Debatte.

Weniger (Weimar) stellt die Frage, ob der Raum, den der Vortragende dem Hippodameion zuweist, auch das Maß von einem Plethron erreiche, den Pausanias diesem heiligen Bezirk gebe.

Lange erwidert, daß der Inhalt des fraglichen Raumes nach seiner Berechnung allerdings nur etwa fünf Achtel eines Plethron betrage, daß aber die Maßangabe bei Pausanias offenbar als eine approximative Schätzung aufzufassen sei.

Weniger läßt hierauf diesen Einwand fallen, äußert aber das Bedenken, daß eines der ältesten Heiligtümer Olympias, wie das Hippodameion, ursprünglich außerhalb der Altis gelegen haben und erst später in dieselbe hineingezogen worden sein solle.

Lange will dagegen, trotz der schiefen Richtung der südlichen Altismauer, die Annahme einer späteren Hinzufügung dieses südwestlichen Winkels nicht für notwendig halten, vielmehr gerade aus dieser schiefen Mauerrichtung einen Schluß auf das hohe Altertum und die Wichtigkeit dieses Bezirks wagen, den man um jeden Preis bestrebt gewesen sei, in den Bezirk der Altis einzuschließen.

Conze (Berlin) wendet sich gegen die Ansetzung der 'Werkstatt des Phidias' von seiten des Vortragenden. Er möchte in ihr vielmehr einen temporären Bau vermuten, ähnlich der Hütte des Romulus auf dem Palatin, und hält es nicht für notwendig, auf dem Boden von Olympia nach ihr zu suchen.

Lange erinnert dagegen an die dort durch Pausanias verbürgte Existenz eines Zwölfgötteraltars, was doch auf einen monumentalen Charakter des Baus zu weisen scheine.

von Duhn (Heidelberg) hält die übrigen Ausführungen des Vortrags, soweit er nachkommen könne, für überzeugend, möchte aber die allgemeine Olympische Künstlerwerkstätte nicht im Süden der Altis suchen, da hier die tiefere Lage des Terrains einen Transport der Kunstwerke in die Altis erschwert haben würde.

von Brunn (München) und Flasch (Erlangen) betonen, dafs man es bei dieser Frage lediglich mit Möglichkeiten zu thun habe, und der erstere will z. B. dem langgestreckten Bau im Westen aufserhalb der Altis denselben Anspruch auf den Namen 'Werkstatt des Phidias' zuerkennen.

Lange möchte diesen Vorschlag allerdings in reifliche Erwägung ziehen, obwohl er die Benutzung dieses Baues als Pompeion für wahrscheinlicher hält. Übrigens verkenne er den hypothetischen Charakter gerade der Ansetzung der 'Werkstätte des Phidias' keineswegs, halte es nur für geratener, sie unter den ausgegrabenen altgriechischen Bauwerken zu suchen, als eines der letzeren ohne Not unbenannt zu lassen.

Der Vorsitzende dankt dem Redner im Namen der Versammlung und verschiebt wegen vorgerückter Zeit den angekündigten Vortrag des Dr. Thraemer unter dessen Beistimmung auf die nächste Sitzung, in der er selbst 'einige Bemerkungen über den Künstler Moderno' zu geben gedenke.

Vierte Sitzung

am 4. Oktober 1884, morgens 8½ Uhr.

1) Vortrag des Dr. Thraemer (Leipzig) über

'das Heiligtum der Athena Polias zu Pergamos'.

'Die Untersuchung der pergamenischen Akropolis ging schon vor Eröffnung der deutschen Ausgrabungen von der Voraussetzung aus, dafs die dominierende Gottheit dieser Höhe Athena sei. So vermuteten Curtius und Adler in den Überresten des korinthischen Tempels auf dem höchsten Plateau des Burgberges das Heiligtum dieser Gottheit.[1]) Die 1879 erfolgte Ausgrabung desselben bestätigte diese Vermutung nicht, sondern erwies jenen Tempel als das Augusteum.[2]) Aber schon während der ersten Ausgrabungscampagne trat, und zwar besonders inschriftlich, im Bereich des Altarplatzes sowie auf der oberhalb desselben liegenden Terasse eine Fülle von Hinweisen auf den Kult der Athena zu Tage, so dafs an leitender Stelle schon 1880 die Vermutung rege wurde, jene Mittelterrasse zwischen dem Augusteum und dem grofsen Altar sei die Stätte des gesuchten Heiligtums.[3]) Und während der zweiten Ausgrabungscampagne ist es den fortgesetzten Bemühungen R. Bohns in der That gelungen, hier die Reste eines Tempelstereobats zu entdecken und unter Heranziehung zerstreuter Architekturteile einen dorischen Peripteros Hexastylos wiedererstehen zu lassen, der dann in den Abhandlungen der Berliner Akademie von 1881 als 'Tempel der Athena Polias' publiziert worden ist. Am Schlufs dieser Abhandlung hat Bohn die Gründe zusammengefafst, auf welche sich die Benennung des Tempels stützt.[4]) So sehr ich nun auch die Berechtigung derselben anerkennen mufs, so sind mir doch schon seit geraumer Zeit Bedenken auf-

1) Curtius, Beiträge zur Gesch. und Topogr. von Kleinasien. 1872 S. 49 und 61.
2) Ergebnisse der Ausgrabungen zu Pergamon I, 95 f.
3) Ergebnisse I, 75.
4) S. 11 des Separatabdruckes.

gestiegen, nicht ob die Stätte des gesuchten Athenaheiligtums wirklich gefunden wäre, wohl aber ob mit der Benennung des Baues die Bedeutung desselben vollständig erschöpft ist.

Gewisse im Verlaufe der Ausgrabungen immer zahlreicher ans Licht kommende Fundstücke des Platzes durften hier doch mehr als einen einfachen Athenatempel erwarten lassen und die durchaus merkwürdige Form des von Bohn veröffentlichten Grundrisses scheint mir anzudeuten, dafs man in der That mehr gefunden hat. Auf Tafel II der genannten Publikation hat Bohn in Fig. 1 eine sehr sorgfältige Skizze der von ihm noch in situ gefundenen Stereobatteile gegeben und auf Grund derselben in Fig. 2 eine Rekonstruktion des Grundrisses, welche einen Peripteros mit Pronaos und Posticum, eine Eingangsthür in die Cella von Süden her und eine mittlere Trennungswand vorführt. Von letzterer zeigt Fig. 1 noch vier an die westliche Cellawand anschliefsende Fundamentblöcke und demnach ist im Text[1]) die mittlere Querteilung als gesichert hingestellt. Die erneute Darstellung des Grundrisses in den Ergebnissen II S. 33 nimmt dieser die Cella halbierenden Wand gegenüber freilich wieder eine etwas reserviertere Stellung ein, wenn es daselbst heifst: 'Zunächst ist anzunehmen, dafs durch eine mittlere Querwand die Teilung in zwei Gemächer hergestellt war, da anschliefsend an die westliche Cellawand, wie es scheint, einige schwache Reste davon sich nachweisen lassen.' Sonst aber geht die Rekonstruktion hier über die erste Publikation hinaus, insofern sowohl im Pronaos wie im Posticum Eingangsthüren zu den beiden Cellen angesetzt werden. Dazu bemerkt der Text auf S. 33: 'Dafs die Vorhallen durch eine Thür mit den Cellen verbunden waren, dafür ist ein aufgefundener Thürsturz beweisend, welcher sowohl wegen seiner einseitigen Profilierung als auch nach gewissen noch vorhandenen Fundamentspuren nicht wohl in die trennende Mittelwand, sondern nur zwischen Vorhalle und Cella gehört haben kann.'

Vorausgesetzt nun, dafs die von Bohn gefundenen Reste thatsächlich einer Quermauer angehören — und das vorauszusetzen scheint nach dem Befunde nicht zu gewagt —, so gewinnt dieser Tempel ein ganz eigenartiges Interesse. Denn jene beiden gleichgrofsen, von einander abgesonderten, je mit einem eigenen Zugang und einer eigenen Vorhalle versehenen, also mit gleichen Ansprüchen auftretenden Gemächer, sie legen dann doch die Vermutung nahe, dafs der pergamenische Tempel nicht etwa eine Cella mit abgeteiltem Gemach von untergeordneter Bedeutung (Schatzhaus oder dergl.), sondern die seltene Form eines Doppeltempels darstellt. Und zwar würde, wenn dem so ist, der pergamenische Tempel in seiner Anlage genau dem Doppelheiligtum der Leto und des Asklepios zu Mantineia entsprechen, von dem Pausanias berichtet, dafs die Zweiteilung durch eine ungefähr die Mitte des Tempels durchschneidende Trennungswand hergestellt sei.[2]) Hier nimmt zwar Bötticher 'zwei parallel neben einander liegende, nach Osten sehende Cellen', also eine Zweiteilung in der Längsrichtung an.[3]) Vor dieser Wunderlichkeit wäre Bötticher bewahrt worden, wenn er den Satz, dafs die Tempel der himmlischen Gottheiten nach Osten orientiert sein müssen, nicht mit voller Strenge aufrecht erhalten hätte. Die Unhaltbarkeit solcher Forderung gegenüber den Thatsachen ist

1) S. 10 des Separatabdruckes.

2) Paus. VIII, 9, 1.

3) Tektonik der Hellenen² II, 581.

bereits von Nissen betont worden[1]) und zweifellos bestand der Doppeltempel von Mantineia aus zwei Cellen mit gemeinschaftlicher Rückwand — die natürlichste, die normale Anlage eines Doppeltempels, wie sie ja auch von dem ἱερὸν διπλοῦν des Ares und der Aphrodite zwischen Argos und Mantineia klar und deutlich überliefert wird, dessen eine Cella von Osten, dessen andere von Westen aus betreten wurde.[2]) Abgesehen werden kann hier von jenen nicht völlig unter den Begriff des ναὸς διπλοῦς fallenden Doppelheiligtümern, welche nur einen einzigen Zugang von aufsen, ein mit der vorderen Cella in Verbindung stehendes Hintergemach[3]) oder eine unter der Cella gelegene Krypta[4]) besafsen, denn hier kann nicht von zwei koordinierten Kulten, sondern nur von der Einordnung des einen Kultus in den anderen die Rede sein. Handelt es sich aber um zwei unter einem Dach zu vereinigende, im übrigen aber selbständig zu belassende Kulte, so fällt die Annahme zweier parallel gelegter Cellen in das Gebiet der Phantasie, dagegen ist die Anlage der Zellen mit gemeinschaftlicher Rückwand und entgegengesetzter Orientierung einmal die aus dem Altertum litterarisch sicher überlieferte und jedenfalls auch die naturgemäfseste Lösung des Problems.[5]). Ein monumentales Beispiel lag, wenn wir von der komplizierten Anlage des athenischen Poliastempels[6]) absehen, bisher nicht vor. Es wäre ein neuer Beweis für den Glücksstern, der über den pergamenischen Ausgrabungen waltet, wenn die Akropolis von Pergamon ein solches Denkmal aufbewahrt hätte.

Bisher habe ich ausschliefslich die von Bohn als wahrscheinlich hingestellte Zweiteilung der Cella meiner Ausführung zugrunde gelegt. Sollten nun — von dem architektonischen Befunde ganz abgesehen — anderweitige Fundergebnisse der bisherigen Ausgrabungen auch ihrerseits zur Annahme eines Doppeltempels an dieser Stelle der pergamenischen Akropolis führen, so dürfte damit seine Existenz erwiesen sein.

Und die Sache liegt, wenn ich recht sehe, in der That so. Der Umstand freilich, dafs neben den zahlreichen Inschriften des Platzes, welche der Verehrung der Ἀθηνᾶ Πολιὰς καὶ Νικηφόρος gewidmet sind[7]), auch selbständig ein ἱερὸν Ἀθηνᾶς Νικηφόρου oder eine Widmung an Ἀθηνᾶ Νικηφόρος erscheint[8]), kann nicht Anlafs geben in dem fraglichen Tempel die getrennte Verehrung einer Athena Polias und einer Athena Nikephoros vorauszusetzen, etwa ähnlich wie in einem Doppeltempel zu Sparta eine Ἀφροδίτη ὡπλισμένη und eine Ἀφροδίτη μορφώ in eigenen Cellen verehrt wurden.[9]) Denn dafs in der stadtschirmenden und siegbringenden Göttin der pergamenischen Akropolis nicht zwei

1) *Templum* S. 176.

2) Paus. II, 25, 1 ἐπὶ δὲ τῆς ὁδοῦ ταύτης (von Argos nach Mantin.) ἱερὸν διπλοῦν πεποίηται, καὶ πρὸς ἡλίου δύνοντος ἔσοδον καὶ κατὰ ἀνατολὰς ἑτέραν ἔχον.

3) Eileithyia und Sosipolis in Olympia Paus. 6, 20, 2, Hypnos und Apoll in Sikyon id. II, 10, 2.

4) Beispiele bei Bötticher, Tektonik II, 582. Hierher, wenn nicht unter 3) gehört das Dionysion von Pergamos Caes. bell. civ. 3, 105 Dio Cass. 41, 61.

5) Doppelstöckigkeit wufste Pausanias nur durch ein Beispiel zu belegen (III, 15, 11 Sparta). Als er diese Bemerkung niederschrieb, mufs ihm also der kolossale Tempel von Kyzikos (Marquardt, Cyzik. S. 150 ff.) noch nicht bekannt gewesen sein. Drei späte Zeugnisse schreiben diesen Tempel zwar schon Hadrian zu, nach Aristides jedoch (or. 16) hat die Weihung desselben erst 167 stattgefunden.

6) Julius, über das Erechtheion S. 23.

7) Ergebnisse I, 76. Inv. I, 20. 21 oder umgekehrt Ἀ. Νικηφ. καὶ Πολιάς C. I. G. 3553, Inv. I, 29 u. s. w.

8) Inv. I, 101. Ergebn. I, 75. Ergebn. II, 49 (auf die Schlacht bei Magnesia bezügliche Inschrift), ebendaselbst II, 49. Inv. II, 37 (aus Attalos II. Zeit).

9) Paus. 3, 15. 10.

derart gesonderte Kultobjekte vorliegen, dürfte einmal schon daraus zu entnehmen sein, daſs in anderen Inschriften und beachtenswerter Weise gerade in den ältesten, aus der Zeit Attalos I. stammenden[1]) die Empfängerin der Widmung schlechthin Athena ist und ebenso auch in späteren Inschriften bisweilen noch eine einfache ἱέρεια τῆς Ἀθηνᾶς oder ein ἱερὸν τῆς Ἀθηνᾶς[2]) erscheint. Dann aber ist es auch an sich unwahrscheinlich, daſs hier, wo doch zweifellos die älteste Stätte des pergamenischen Athenakultes vorliegt und der Tempel, wenn auch nicht selbst aus hochalter Zeit stammend, doch jedenfalls die alte Überlieferung des Gottesdienstes bewahrt, daſs hier bereits eine frühe Differenzierung jener beiden Wirkungsgebiete der Göttin stattgefunden habe. Wahrscheinlicher ist es, daſs auf der Akropolis ursprünglich nur ein Kult der Stadtgöttin existierte und dieser erst später zu dem Kult einer Ἀθηνᾶ Πολιὰς καὶ Νικηφόρος erweitert wurde, etwa durch Aufstellung einer Statue der Nikephoros als πάρεδρος in der Cella der alten Polias. Die Hauptstätte des Nikephoroskultes befand sich ja bekanntlich fern von der Burg in dem vorstädtischen Nikephorion, dessen Gründung vielleicht erst Attalos I. verdankt wird. Jedenfalls geht auf diesen Herrscher die Einrichtung jener Festspiele zu Ehren der Athena Nikephoros zurück, deren neunter Feier in der Inschrift der Priesterin Metris[3]), deren zum erstenmal von Polybius[4]) gedacht wird. Da nun die auf der Burg gefundenen Inschriften Attalos I. (sie gehören in seine frühere Regierungszeit) Athena den Beinamen Νικηφόρος noch nicht geben, wol aber durch die um 200 fallende Metrisinschrift ihr Hieron daselbst bezeugt ist (Erg. I, p. 75), so wird die gedachte Erweiterung des Burgkultes in den letzten Jahren des Attalos stattgefunden haben.[5])

Wenn demnach die Annahme eines Doppeltempels der Athena auf der Burg schon an sich abzuweisen ist, so tritt ein äuſserer Grund hinzu, welcher dieselbe nicht minder ausschlieſst. Denn bei solcher Annahme würde jener Gott zu kurz kommen, welchen man schon lange als Theilhaber an den Ehren des Platzes erkannt hat (Conze, Ergebn. I, 78), nur ohne sich bisher über die Art und Weise dieses Anteils zu äuſsern. Zeus ist es, der in den Funden des Tempelbezirks neben Athena eine so dominierende Stellung einnimmt, daſs man ihn zu einer sekundären Rolle nicht herabdrücken kann. Zwar Kleinigkeiten wie das Altärchen mit der Aufschrift Διὶ Κεραυνίῳ[6]) oder sein Seitenstück mit πατρίῳ θεῷ ὑψίστῳ und der Trachytwürfel mit Δία[7]) könnten ja immerhin anderswoher verschleppt sein. Aber unter den groſsen Schlachtenmonumenten, dem bedeutendsten Bilderschmuck des hallenumschlossenen Tempelhofes, trägt die Basis zur

1) Erg. II, 46. Inv. II, 94. Erg. I, 83. Inv. I, 151ª. Erg. I, 77. Inv. I, 57.

2) Erg. I, 77. Inv. 27. Erg. I, 79 in einer auf Pitane und Pergamon bezügliche Urkunde. Erg. II, 51, Inv. 174.

3) Erg. I, 76.

4) Pol. IV, 39, 4 im Kriege zwischen Rhodos und Byzanz ca. 221 v. Chr.

5) Die Behauptung Meyers, daſs erst Eumenes II. das vorstädtische Nikephorion angelegt habe (pergam. Reich in A. E. Sect. 2, XVI, 400), beruhte auf einer falschen Lesart bei Strabo S. 624, hätte sich aber schon im Hinblick auf Polybius verbieten sollen. Nach Strabo hat Eumenes das Heiligtum nur mit einem Hain bepflanzt, aber die Verwüstung durch Philipp war eine so gründliche gewesen (Polyb. 16, 1. 17, 6), daſs die Thätigkeit des Königs sich auf eine Restaurierung des ganzen Heiligtums erstrecken muſste. Über seine sonstige Thätigkeit für dieses Nikephorion giebt die delph. Inschr. (B. de c. h. 1881 S. 372 ff.) interessante Auskunft.

6) Erg. I, 78. Inv. 60.

7) Erg. II, 51. Inv. 165.

Siegerstatue Attalos I. eine Widmung an Zeus und Athena . . . . ἔστηcαν Διὶ Ἀθηνᾷ.[1]) Daran schliefsen sich die beiden grofsen Blöcke mit der Inschrift . . . . υ Διὶ καὶ Ἀθηνᾷ Νικηφόρῳ aus Eumenes II. oder Attalos II. Zeit[2]), ferner die umfangreiche Weihinschrift Attalos II. mit Διὶ καὶ Ἀθηνᾷ Νικηφόρῳ.[3]) Dazu kommt die über mehrere Marmorplatten hinlaufende Inschrift desselben Attalos, welche im Hallenbezirk gefunden und von Bohn nach den technischen Merkmalen in die Rückwand der Nordhalle verwiesen wird; auch sie gilt beiden Gottheiten:

Βα]cιλεὺc Ἄ[ττα]λοc βαcιλέωc Ἀ(ττάλου χαριcτή)ριον τῶν κα[τὰ]
πόλεμον ἀγ]ώνων Διὶ κ]αὶ Ἀθηνᾷ Νικηφόρῳ (Ergebn. II, 37).

Von Gewicht ist endlich die Inschrift auf dem Architrav eben dieser Nordhalle. Dieselbe beschränkte sich nach der zweiten Ausgrabungscampagne auf die Buchstaben Δ I und wurde von Bohn[4]) zu [Ἀθηνᾷ Πολιά]δι ergänzt. Indessen sind in der dritten Ausgrabungsperiode, in deren inschriftlichen Zuwachs mir durch Herrn Dir. Conzes Güte Einblick möglich wurde, sechs weitere Buchstaben dieser Inschrift zu Tage gekommen[5]), welche beweisen, dafs auch die Nordhalle selbst eine Weihegabe an 'Zeus und Athena' gewesen ist. — Nehmen wir zu alledem noch hinzu das im Thorschutt gefundene Friesstück mit dem Bilde des Adlers und der Eule oder die Platte, auf welcher Zeus und Athena Schulter an Schulter gegen Giganten kämpfen[6]), so besitzen wir eine grofse Menge von Zeugnissen für eine durchaus koordinierte Verbindung der beiden Gottheiten im Kulte der Tempelterrasse.

Nun wäre es ja denkbar, dafs auf der pergamenischen Burg Zeus und Athena einen ναὸc κοινόc besafsen.[7]) Gegen solche Annahme spricht aber einmal der Umstand, dafs zwei erhaltene Pronaossäulen eine Widmung an Athena allein tragen[8]), also den Zugang zu einer Cella schmückten, welche dieser Göttin allein geweiht war. In gleicher Weise spricht dagegen eine Reihe von Inschriften, welche auf unseren Tempel bezogen werden müssen und doch statt der bei einem ναὸc κοινόc zu erwartenden Bezeichnung als eines ἱερὸν Διὸc καὶ Ἀθηνᾶc nur ein ἱερὸν Ἀθηνᾶc nennen.[9]) Dagegen steht letzterer Ausdruck der Annahme eines Doppeltempels durchaus nicht im Wege, da in sakraler Hinsicht ein jedes der in einem Doppeltempel vereinigten Heiligtümer ein ἱερόν oder ναόc für sich ist, so dafs Pausanias bei Besprechung des Doppeltempels von Mantineia die der Leto gehörige Cella mit gutem Recht Λητοῦc ἱερόν nennen oder in der Periegese der athenischen Burg[10]) mit ναὸc τῆc Πολιάδοc speziell die der Polias geweihte Ostcella des Erechtheions bezeichnen durfte. Somit hindert endlich auch nichts jenen im pergamenischen Altarbezirk gefundenen Stein, dessen metrische Inschrift einen Priester und Tempel des Zeus nennt:

1) Erg. I, 83. Inv. 151[a].
2) Erg. I, 78. Inv. 31.
3) Erg. II, 49. Inv. 37.
4) Erg. II, 36.
5) Inv. III, 48.
6) Erg. II, 15 und 54.
7) Ναοὶ κοινοί durch Paus. bezeugt für Tegea 8, 53, 7, Megalopolis 8, 32. 3 und Bura 7, 25. 9 (ναὸc) Ἀφροδίτηc Διονύcου τε, für Amorgos durch Bull. d. c. h. 1884, p. 445 ἱερον Διὸc κ. Ἀθ. Πολιάδοc vgl Rofs, insc. ined. n. 93 (Ios) 271 (Lindos).
8) Erg. II, 33 und Conze in den Sitzungsber. der Berl. Ak. 1884 S. 7.
9) Erg. I, 75. Inv. 39 und 101, vgl. ebd. S. 79 die auf Pitane bezügliche Inschrift.
10) I, 27, 1.

Ἑρμῆν θυραῖον Ροῦφος ἱερεὺς τοῦ Διὸς
εἵδρυσε φύλακα τοῦ νεὼ καὶ ῥύτορα (Erg. I, 78)

auf die Zeus geweihte Cella eines ναὸς διπλοῦς zu beziehen, d. h. anzunehmen, dafs dieser Stein (wie so viele andere Gegenstände) von der Terrasse des dorischen Tempels auf den darunter befindlichen Altarplatz verschleppt worden ist.

Meine Herren! Wenn ich es als ein zugestandenes Ergebnis der bisherigen Ausführungen aufstellen darf, dafs auf der hallenumschlossenen Terrasse oberhalb des grofsen Altars Zeus und Athena in gleicher Weise Verehrung gefunden haben, wenn andererseits an eben dieser Stätte sich doch nur ein einziges Tempelgebäude hat nachweisen lassen, so sehen wir uns darauf beschränkt, in diesem Heiligtum einen ναὸς διπλοῦς vorauszusetzen. Und findet solche Voraussetzung nicht eine treffliche Bestätigung in jener mittleren Trennungsmauer, deren schwache Reste dem Scharfblick des Architekten nicht entgangen sind!

Und nun bitte ich Sie zum Schlufs Ihre Blicke einen Augenblick auf den grofsen Altar zu richten. Derselbe ist genau ebenso orientiert wie der über ihm liegende Tempel[1]). Nun hat Herr Direktor Conze diesen Altar kürzlich[2]) durch glückliche Heranziehung der Inschrift von Klissekoei überzeugend als den Altar des Ζεὺς Σωτήρ nachgewiesen. Fassen wir den auf ihn herabschauenden Tempel, wie es bisher geschehen, als ein Heiligtum der Athena Polias, so fehlt zwischen beiden Gebäuden das innerlich verknüpfende Band, welches anzunehmen die gleiche Orientierung von Altar und Tempel um so mehr auffordert, je mehr die Orientierung von Norden nach Süden eine aufsergewöhnliche ist. Dürfen wir aber in diesem Tempel ein Doppelheiligtum annehmen, so ist jenes Band in innigster Weise geknüpft: die auf den Altar des Zeus Soter sich öffnende Cella ist das Heiligtum des Göttervaters, die nach Norden gelegene Cella dasjenige der Athena. Wie aber in den Besitz der Tempelterrasse sich in gleicher Weise Zeus und Athena teilen, wie überhaupt diese beiden Gottheiten an der Spitze des pergamenischen Pantheons stehen, so ist es natürlich, dafs in dem Bilderschmuck des Zeusaltars die kampfes- und siegesfrohe Tochter des Himmelskönigs jene bevorzugte, ja geradezu gleichwertige Stellung neben Zeus erhalten mufste, welche die Ostseite des Gigantenfrieses uns vor Augen stellt.'

Zu diesem Vortrage bemerkt

Conze (Berlin): Wenn die Doppelteilung des Tempels und die Bestimmung der beiden Teile für zweierlei Gottesdienst feststände, so würde die Zuweisung an Zeus und Athene ja freilich naheliegend sein. Doch sei beides, wie auch Bohn im zweiten Bande der 'Altertümer von Pergamon' betonen würde, allzu unsicher. Sodann scheine auch in Pergamon die Erbauung des grofsen Zeusaltars auf die Annahme eines altertümlichen, tempellosen Kultus des Zeus unter freiem Himmel hinzuführen, wie ebenfalls z. B. in Athen bekanntlich Zeus Polieus neben der im Tempel verehrten Athena Polias seinen Dienst unter freiem Himmel gehabt habe.

Thraemer will den hypothetischen Charakter der Frage nicht verkennen; doch bringe das Vorhandensein zweier koordinierter Kultgottheiten den schwachen Resten der

1) Vgl. den Situationsplan. Ergebn. II, Taf. 1.
2) Sitzungsberichte der Berl. Akad. 1884 p. 6 f.

Trennungsmauer immerhin von aufsen her einen stärkenden Anhalt. Die Teilung der Cella in zwei gleich grofse Gemächer vorausgesetzt, glaube er, eine Kultcella mit Opisthodom nicht statuieren zu dürfen, da seines Wissens ein Opisthodom sich sonst überall durch kleinere Dimensionen als das untergeordnete Gemach zu erkennen gebe. Bei Annahme tempellosen Zeuskultes auf der hallenumschlossenen Terrasse harre der inschriftlich erwähnte Tempel der Unterbringung.

Der Vorsitzende übermittelt dem Redner den Dank der Versammlung.

Auf sein Ersuchen übernimmt nunmehr Prof. v. Brunn (München) den Vorsitz.

2) Vortrag des Hofrats Prof. Dr. Gaedechens (Jena):

'Der Künstler Moderno'[1]).

'Die Laokoongruppe, seit ihrer Aufdeckung zu keiner Zeit vernachlässigt, ist neuerdings mit besonderer Vorliebe besprochen worden; die auffallende Übereinstimmung der Statue des leidenden troischen Apollopriesters mit der Gestalt eines der unterliegenden Giganten auf einer Reliefplatte des pergamenischen Kolossalaltars hat zu den interessantesten Erörterungen Anlafs gegeben; gestatten Sie mir eine evidente Benutzung jener antiken Figur Ihnen vorzuführen oder in Ihr Gedächtnis zurückzurufen, wie sie absonderlicher, ja befremdlicher kaum gedacht werden kann.

Im Jahre 1859 gab Goettling als Vorrede zum Sommerlektionskatalog der Universität Jena ein kleines bronzenes Relief des dortigen Museums heraus, welches klärlich den Cacus darstellt, wie er die Rinder des schlafenden Herakles an den Schwänzen in seine Höhle zieht.

Goettling hielt das Bild für antik. Bald darauf publizierte Bellermann im 32. Bande der Jahrbücher des Vereins für Altertumsfreunde im Rheinlande ein ganz entsprechendes Exemplar des Berliner Museums zugleich mit drei anderen Reliefs derselben Sammlung, von gleicher Gröfse, Stil und Technik, alle vier aus Blei gefertigt. Sie stellen dar: 1) Cacus' List, 2) Hercules über dem besiegten Cacus, 3) Hercules, einen Kentauren bekämpfend, 4) einen nackten Helden von trefflicher Gestalt, mit entschiedener Benutzung antiker Bildwerke gearbeitet, scheuchend zwischen zwei wilden Stieren. Bellermann glaubte Hercules mit den Rindern des Geryon erkennen zu können, Goettling erinnerte an die Reinigung der Viehställe des Augias durch denselben Heros, und auch ich wäre am ehesten geneigt, hier eine diskrete Darstellung dieses der Verkörperung durch die bildende Kunst so sehr widerstreitenden Sujets anzunehmen. Diese Berliner Bleireliefs tragen aber sämtlich an in die Augen fallender Stelle in grofsen Lettern die Inschrift: Opus Moderni und erweisen sich demnach als nicht antik, sondern als Werke eines auch sonst gelegentlich erwähnten Künstlers der Renaissance namens Moderno. Und nun fand sich, wie Bellermann vermutet hatte, bei genauerer Prüfung auch auf dem Jenenser Exemplar die Inschrift, zwar zum Teil weggefeilt, doch in den Buchstaben MOD noch ganz gut zu erkennen. Goettling beeilte sich in einem Additamentum ad tabellam aheneam (Jenenser Lektionskatalog, Winter 1862/63) seinen Irrtum einzugestehen.

Auf Reliefe des Moderno aufmerksam geworden, fahndete ich nun bei Besuchen

---

1) Da der Vortrag besonders auf vorgelegten Denkmälern basierte, ist derselbe hier nur auszüglich gegeben.

von Kunstsammlungen und beim Durchblättern von Kupferwerken und Katalogen auf solche und fand überraschend viele Wiederholungen, bald der ganzen Serie, bald von einzelnen der Darstellungen. Die Museen zu Berlin und Jena sind genannt. Die letztere Sammlung hat inzwischen noch ein zweites, und zwar vergoldetes Exemplar mit der List des Cacus erhalten, welches Wolf von Goethe in Venedig erwarb und dem Institut schenkte. Aufserdem sind Exemplare im Musée de Cluny, im fürstlichen Museum zu Arolsen, in den Goethischen Sammlungen in Weimar, im Bargello zu Florenz, im K. K. Münz- und Antikenkabinett und im K. K. Museum für Kunst und Industrie in Wien; andere finden sich bei Montfaucon abgebildet, und ich zweifle nicht, dafs noch manche andere Exemplare existieren, für deren Nachweisung ich sehr dankbar sein würde.

Die starke Hervorhebung der Inschrift zeugt vom Selbstvertrauen des Künstlers, die häufige Wiederholung von der Beliebtheit seiner Werke. Zwar giebt es auch Exemplare, welche den Namen des Künstlers nicht tragen, und bei denen an eine pietätlose Wegfeilung desselben, wie sie auf dem ersten Jenenser stattgefunden, wohl nicht zu denken ist: die drei Wiederholungen bei Montfaucon, eins der Goetheschen Stücke und ein Exemplar im Wiener K. K. Museum für Kunst und Industrie, welches aber statt der viereckigen Tafelform die eines Medaillons hat; sie werden am ehesten als spätere Kopieen dieser beliebten Muster anzusehen sein. Doch hat auch Moderno nicht immer seine Schöpfungen signiert (s. unten).

Wozu dienten nun diese kleinen Bilder? Ein Loch zum Aufhängen des Reliefs in dem zweiten Jenenser Exemplar, vor allem aber die Abbildung bei Montfaucon bieten einen Anhalt. Die Reliefs sind dort in die drei Seiten eines Geräts eingelassen, einer urne qui appartenait autrefois à Mr. de Seignelai et qui est aujourd'hui de Milord Comte d'Oxford. Montfaucon schwankt, ob er das Gerät als lampe oder urne cinéraire bezeichnen soll; ich möchte in demselben eher ein Räucherfafs erkennen. Jedenfalls zeigt es eine Art der Anbringung dieser Reliefs des Moderno, für welche dieselben wohl, wenn sie auch gelegentlich als selbständige Kunstwerke betrachtet sein mögen, ursprünglich bestimmt gewesen sein dürften: in Truhen, Möbeln, Kisten und andere Geräte als Schmuck eingelassen oder an ihnen befestigt zu werden.

So anmutend aber auch diese Bildchen sein mögen, so manches Interesse auch die Bekanntschaft mit einem neuern Künstler bieten könnte, der eine sehr eingehende Kenntnis der Antike besafs, so würde ich doch nicht gewagt haben, Sie von diesen Kleinigkeiten zu unterhalten, gäbe es nicht noch andere Werke des Moderno von gröfserem Belang.

Die Notizen über diesen Künstler sind spärlich. Es sprechen über ihn Cicognara im fünften Bande s. Storia della scultura p. 493 sq. und Ticozzi in s. Dizionario degli artisti Milano 1817 s. v., den Nagler im zehnten Bande seines Künstlerlexikons ausschreibt. Cicognara weist auf eine Notiz des Direktors des Medaillenkabinetts in Mailand, M. Cattaneo, hin, nach welchem zwei Basreliefs aus Silber in der 'Capella del castello di Luxemburgo' seien. Diese Capella di Luxemburgo hat mir viel Kopfbrechen verursacht, bis ich die Angabe als einen lapsus erkannte; es mufs Laxenburg heifsen; denn aus diesem Schlosse stammen zwei Reliefs im K. K. Museum für Kunst und Industrie in Wien, die in allem der Beschreibung bei Cicognara entsprechen und im Katalog jenes Instituts verzeichnet stehen, mit der Notiz 'silbern, teilweise vergoldet'.

Als auf meine Bitten um Übernahme von Vorträgen für diese Sektion viele abschlägige Antworten eintrafen und die Notwendigkeit geboten schien, für einigen Ersatz zu sorgen, wandte ich mich an den Direktor Eitelberger von Edelberg, der mit gröfster Freundlichkeit treffliche Gypsabgüsse jener Reliefs mir schickte, die ich Ihnen hier zur Schau vorlege, in der festen Überzeugung, dafs dieselben Ihnen aufrichtige Freude bereiten werden. Komposition, Formenbildung und Charakteristik der Figuren, Verteilung und Gliederung des reichen Schmucks sind gleich vorzüglich, die Arbeit ist von staunenswerter Feinheit und Sorgfalt.

Das eine stellt Maria auf dem Throne dar, von Heiligen umgeben. Alles atmet hier die eingehendste Kenntnis der Antike. Der Thron wird durch einen auf Sphinxen ruhenden Opferaltar gebildet, den ein Relief mit der Darstellung eines heidnischen Opfers ziert. Vor dem Altar ordnen zwei Knaben einen Hahnenkampf, ein treues Abbild einschlägiger alter Darstellungen. Der Krieger links mahnt an die schönsten statuae thoracatae, der heilige Sebastian rechts an die anmutigsten Bilder des Apollo. Die Gruppe hebt sich von einer thürartigen, reichen Wanddekoration ab, für deren Details sich auch unschwer antike Vorbilder finden lassen.

Dieses Relief trägt keinen Künstlernamen, entspricht jedoch in Stoff, Gröfse, Stil und Technik so durchaus dem zweiten, dafs beide unzweifelhaft demselben Künstler zuzuschreiben sind, als welchen sich auf dem zweiten in deutlicher Inschrift wieder Moderno bekennt.

Letzteres stellt die Geifselung Christi dar. Erinnert die Figur rechts an den sogenannten Borghesischen Fechter, so hat der Künstler einfach die Figur des Laokoon aus der bekannten Statuengruppe als Heiland an die Martersäule gebunden. Ein Blick auf das Relief erweist diese Kongruenz so evident, dafs es weiterer Worte meinerseits nicht bedarf.

Es wird vielleicht erfreut haben, die Bekanntschaft eines Künstlers der neueren Zeit gemacht zu haben, der die genaueste Kenntnis der Antike erworben und sie in seinen Werken mit der Kunst seiner Zeit zu anmutigen Bildern zu verschmelzen wufste, und auf den mit vollem Recht das bekannte Wort sich anwenden läfst: 'Son genre était petit, mais il était grand dans son genre.'

Im Anschlufs an diesen Vortrag macht

von Duhn (Heidelberg) auf ein modernes Relief im Palazzo Colonna (bei Matz-von Duhn, Antike Bildwerke II, 3160) aufmerksam, welches den stierbändigenden Iason vorstelle und in der Darstellung dem unter Nr. 4 mitgeteilten Werke des Moderno so sehr entspreche, dafs auch für dieses dieselbe Deutung empfohlen werden müsse.

Nach einigen anerkennenden Worten von Brunns an den Vortragenden übernimmt letzterer wieder den Vorsitz.

Der Vorsitzende: Noch auf eine, wie es scheint, ganz verschollene Darstellung des Laokoon möchte ich Ihre Aufmerksamkeit lenken. In einem von A. von Wolzogen (Aus Schinkels Nachlafs II S. 143) mitgeteilten Reisebriefe aus Trier schreibt Schinkel von einem Besuche, den er der dortigen Sammlung Quednow abgestattet habe, und erwähnt als eine der wichtigeren Antiken derselben 'einen kleinen bronzenen Laokoon, in einer vom berühmten sehr verschiedenen Komposition (ein Knabe in Verzweiflung über den

Schofs des Vaters hingeworfen).' Wenn dieses Werk auch modern sein dürfte, so würde seine Wiederauffindung doch jedenfalls mit Freude begrüfst werden.[1])

Meine Herren! Die Tagesordnung ist erschöpft; unsere Arbeiten sind beendet. Ich glaube, in Ihrer aller Sinne zu handeln, wenn ich unsere Verhandlungen schliefse mit dem Ausdruck ehrfurchtsvollen Dankes an den hohen Protektor unserer diesjährigen Versammlung für die mit preislicher Liberalität uns für unsere Zusammenkünfte gewährte Benutzung dieser schönen Räume.

Ich schliefse hiermit die Sitzungen der archäologischen Sektion.

(Schlufs gegen 10 Uhr.)

---

1) Direktor Dr. Hettner (Trier) hat die Güte gehabt, auf meine Bitte Nachforschungen anzustellen, und teilt mit, dafs das fragliche Stück im städtischen Museum zu Trier sich nicht befinde, dafs aber über den Verbleib jener Sammlung er selbst ebenso wenig etwas wisse, wie ein Enkel Quednows, an den er sich um Auskunft gewendet habe.

V. Philologische (kritisch-exegetische) Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Hertz, Dr., Professor. Breslau. (Vorsitzender.)
2. Müller, Dr., Oberlehrer. Kiel. (Schriftführer.)
3. Arnoldt, Dr., Gymnasialdirektor. Prenzlau.
4. Ascherson, Dr., Kustos der K. Univ.-Bibliothek. Berlin.
5. Baltzer, Dr., Gymnasiallehrer. Weimar.
6. Bobrik, Dr., Gymnasialdirektor. Belgard.
7. Bolte, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
8. Crusius, Dr., Privatdozent. Leipzig.
9. Dannehl, Dr., Oberlehrer. Sangerhausen.
10. Dinter, Dr., Professor. Grimma.
11. Eckstein, Dr., Professor. Leipzig.
12. Eckstein, Dr, Gymnasiallehrer. Zittau.
13. Friedrich, Gymnasiallehrer. Mühlhausen i. Th.
14. Goldmann, Dr., Oberlehrer. Halle a. S.
15. Guhrauer, Gymnasialdirektor. Lauban.
16. Hanssen, Dr., Leipzig.
17. Heine, Dr., Gymnasialdirektor. Brandenburg a. H.
18. Hinrichs, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
19. Imelmann, Dr., Professor. Berlin.
20. Junge, Dr., Prof., Gymnasialdirektor. Greiz.
21. Köhler, Dr., Oberlehrer. Dessau.
22. Menge, Dr., Professor. Sangerhausen.
23. Muff, Dr., Gymnasialdirektor. Stettin.
24. Niemeyer, Dr., Gymnasiallehrer. Potsdam.
25. Niemer, Gymnasiallehrer. Luckenwalde.
26. Oehmichen, Dr., Professor. München.
27. Otte, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
28. Plathner, Gymnasiallehrer. Bernburg.
29. Sachtze, Realgymnasiallehrer. Grünberg i. Schl.
30. Schimberg, Dr., Gymnasiallehrer. Ratibor.
31. Simon, (Calvary & Co.). Berlin.
32. Steinberg, Dr., Oberlehrer. Berlin.
33. Stier, Gymnasialdirektor. Zerbst.
34. Teuber, Dr., Oberlehrer. Eberswalde.
35. Volkmann, Dr., Gymnasialdirektor. Jauer.
36. Vogel, Dr., Professor, Rektor. Leipzig.
37. Weichelt, Dr., Oberlehrer. Demmin.
38. Wörner, Dr., Professor, Konrektor. Leipzig.
39. Ziemer, Dr., Gymnasiallehrer. Colberg.

Erste (konstituierende) Sitzung

am 1. Oktober 1884.

Nach Schluſs der ersten allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in dem Auditorium der I^{a}. des Gymnasiums. Da Prof. Dr. Dittenberger (Halle), welcher auf Wunsch des Präsidiums die vorbereitenden Geschäfte der Sektion übernommen hatte, nicht erschienen war, so wurde durch Akklamation Professor Dr. M. Hertz (Breslau) zum Vorsitzenden, Oberlehrer Dr. Müller (Kiel) zum Schriftführer gewählt. Auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung wurde sodann der von Dr. Fr. Hanſsen (Leipzig) angemeldete Vortrag über 'die sog. kyklischen Versfüſse' gesetzt; ferner erklärt sich auf

Ansuchen des Vorsitzenden Dr. O. Crusius (Leipzig) bereit, am folgenden Tage über 'die griechischen Parömiographen' zu sprechen.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober 1884, morgens 8½ Uhr.

1) Vortrag des Dr. Fr. Hanfsen (Leipzig) über:

'die sogenannten kyklischen Versfüfse'.

Zunächst bemerkte der Vortragende[1]), die Frage nach der Berechtigung der kyklischen Versfüfse dürfe wohl als die brennendste der gesamten griechischen Metrik bezeichnet werden. Er wies nun darauf hin, dafs der Lehre von den flüchtigen dreizeitigen Daktylen und Anapästen ihr eigentliches Fundament entzogen sei, weil als gesichert gelten müsse, dafs Dionys von Halicarnafs an den Stellen, wo er von kyklischen Füfsen redet, Prosodie, nicht Rhythmik im Auge hat. Dabei berief er sich auf Hilberg (Silbenwägung S. 267) und Westphal (Aristoxenus). Auch die offenbar alle auf eine Quelle zurückgehenden Stellen der Metriker und Grammatiker, wo von 'Syllabae breuibus breuiores' die Rede ist, glaubte er auf prosodische, nicht rhythmische Silbenmessung deuten zu müssen. Dagegen sah er in der Lehre des Aristoxenos, dafs (bei rationaler Messung) die Kürze stets die halbe Zeit, die Länge das Doppelte betrage, ein Zeugnis, welches dreizeitige Messung der Daktylen und Anapäste ausschliefse. Der Meinung, die Lehre des Aristoxenus müsse deshalb als unvollständig überliefert angesehen werden, weil sie auch drei-, vier- und mehrzeitige Längen ausschliefse, trat er entgegen, indem er annahm, dafs die Lehre von den mehrzeitigen Längen bei den Alten in der Lehre vom χρόνος κενός enthalten gewesen sei, und zwar suchte er dies durch folgende Argumentation zu erweisen: 'Das Hauptzeugnis für mehrzeitige Längen findet sich bekanntlich im Anonymus Bellermanni; es heifst dort: Der Rhythmus besteht aus Arsis und Thesis und dem von einigen κενός genannten χρόνος. Die verschiedenen Gestalten desselben sind aber: zweizeitige Länge, dreizeitige Länge, vierzeitige Länge, fünfzeitige Länge. Was heifsen nun die Worte: Die verschiedenen Gestalten desselben? Bellermann hat erklärt, das heifse soviel als die verschiedenen Gestalten des Rhythmus; aber ist denn eine zweizeitige Länge ein aus Arsis und Thesis bestehender Rhythmus? Nein, die zweizeitige Länge, die dreizeitige Länge u. s. w. sind vielmehr die verschiedenen Gestalten des χρόνος κενός. Ferner müssen wir fragen: Weshalb sagt der Autor: der von einigen κενός genannte χρόνος? Wie nannten denn andere den χρόνος κενός, wie nannte ihn der Autor selbst? Darauf giebt es nur eine Antwort: Was andere χρόνος κενός nannten, das nannte er zweizeitige, dreizeitige, vierzeitige und fünfzeitige Länge. In der That fehlt es auch nicht an Spuren von der Doktrin dieser anderen Rhythmiker, denn die von dem Verfasser des citierten Traktats für überflüssig gehaltenen Zeichen für den χρόνος κενός sind in einer bei Bellermann als § 102 bezeichneten Notiz überliefert, welche, wie von Vincent in den Notices

1) Das Nachfolgende nach einer von dem Redner selbst gegebenen Skizze des Vortrags.

et extraits des manuscrits (1858 p. 229) nachgewiesen ist, aus anderer Quelle stammt und mit dem Traktat des Anonymus in keinem ursprünglichen Zusammenhange steht. Es gab also damals, wie wir durch richtige Interpretation lernen und wie sich auch aus den Noten der dem Traktat des Anonymus hinzugefügten Musikstücke ergiebt, eine doppelte Art der Längenbezeichnung: Die Längen wurden entweder durch die Hinzufügung eines Zeichens für ein-, zwei-, drei- und vierzeitigen χρόνος κενός oder, wie anderen besser schien, durch ein Zeichen für zwei-, drei-, vier- und fünfzeitige Länge kenntlich gemacht. Dies galt für die Instrumentalmusik; in der Vokalmusik standen insofern die Sachen anders, als es überflüssig war, die zweizeitige Länge und die Dauer des χρόνος κενός zu bezeichnen, und daher bleibt dies auch in den Noten zu den Hymnen des Mesomedes unbezeichnet. Erwägen wir nun, dafs Quintilian, Aristides und Augustinus wohl den χρόνος κενός, nicht aber die mehrzeitigen Längen erwähnen, erwägen wir ferner, dafs in den Noten zu den Hymnen des Mesomedes das Zeichen des χρόνος κενός augenscheinlich zur Kennzeichnung von mehrzeitigen Längen dient, erwägen wir schliefslich, dafs Aristoxenus durch seinen Ausspruch, die Kürze betrage stets die Hälfte der Zeit, die Länge das Doppelte, mehrzeitige Längen ausschliefst, so ergiebt sich mit Notwendigkeit, dafs in der üblichen Theorie der χρόνος κενός alle im Metrum fehlenden, für den Rhythmus aber notwendigen Zeitteile umfafste, einerlei, ob sie durch Pause oder durch τονή der vorhergehenden Silbe ausgefüllt wurden. Zum Beispiel war also eine dreizeitige Länge nach der Theorie des Aristoxenus wahrscheinlich als zweizeitige Länge mit einzeitigem, durch τονή ausgefülltem χρόνος κενός zu fassen.' Ferner berief sich der Vortragende auf die alten Metriker. Er schlofs sich an Westphahl an, indem er annahm, die mehrzeitigen Längen seien den Metrikern keineswegs fremd gewesen, sondern sie seien in der Lehre von der Katalexis und Brachykatalexis verborgen, wie sie in der Doktrin der Rhythmiker in der Lehre vom χρόνος κενός verborgen seien. Er meinte ferner, dafs sich immer mehr die Überzeugung Bahn brechen müsse, dafs zwischen Rhythmik und Metrik keineswegs eine unüberbrückte Kluft existiert habe, und wenn die Rhythmiker wirklich dreizeitige Daktylen und Anapäste gekannt hätten, so müfste die alte Metrik ein Äquivalent dafür aufweisen, wie sie in der Lehre von der Katalexis und Brachykatalexis ein Äquivalent für die Lehre vom χρόνος κενός aufweise. Demgemäfs kam er zu dem Schlufs, dafs die dreizeitigen Daktylen und Anapäste mit der Überlieferung unvereinbar seien, und dafs nur übrig bleibe, zu überlegen, wie nach ihrer Beseitigung diejenigen Metra zu erklären seien, in denen man bisher 'kyklische' Füfse zu finden glaubte.

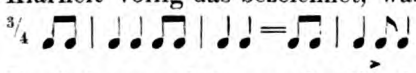
Diejenigen Anapäste und Daktylen, welche in iambischen und trochäischen Versen als Vertreter der Jamben und Trochäen erscheinen, besonders die Anapäste im komischen Trimeter, meinte er, könnten gewifs nicht dreizeitig sein, denn von strenger rhythmischer Silbenmessung könne ja nur im Melos die Rede sein, und im gesprochenen Verse müsse ein Anapäst gewifs mehr Zeit in Anspruch nehmen als ein Jambus.

Diejenigen Anapäste und Daktylen, denen einzelne Jamben und Trochäen beigemischt seien, z. B. in den Versen Νέμεσιν θεὸν ᾄδομεν ἀφθίταν und Ἥρι μὲν αἵ τε Κυδώνιαι, dreizeitig zu messen, liege kein Grund vor. Denn die Taktgleichheit könne hergestellt werden, indem man eine dreizeitige Länge mit folgender Kürze einem Daktylus gleichsetze, und diese Möglichkeit werde auch von den Verteidigern der kyklischen Füfse nicht in Abrede gestellt.

Inbetreff derjenigen Metra, als deren Hauptrepräsentanten man den Glykoneus hinstellen könne, meinte er, müsse man sich an die Lehre der Alten halten und müsse, wenn sie auch fremdartig scheine, suchen, dieselbe verstehen zu lernen. Es lasse sich auch nicht ein Schimmer von Wahrscheinlichkeit auffinden, der dafür spräche, dafs jemals eine bessere Tradition als die uns vorliegende existiert habe. Innerhalb der Überlieferung bestehe kein Widerspruch, denn die Lehre der Cυμπλέκοντες bei Aristides lasse sich mit der Doktrin der Metriker wohl vereinigen. Es sei auch erweislich, dafs es wenigstens in späterer Zeit Dichter gegeben hätte, welche in Übereinstimmung mit der Theorie der Metriker gearbeitet hätten. Gewisse Anakreontiker verwendeten den Pherekrateus als eine Variation des Hemiambus, und das stimme zu der Lehre der Rhythmiker, welche als die Cυμπλέκοντες bezeichnet werden. Diesen Dichtern müsse es also doch möglich gewesen sein, den Pherekrateus in der von den Theoretikern vorgeschriebenen Weise zu recitieren. Ferner wies er darauf hin, dafs sich derartige freier gebaute iambische Verse, wie die Glykoneen und die verwandten Kolaformen nach Angabe der Cυμπλέκοντες sein müfsten, wenigstens in recitierten Versen bei manchen Völkern wirklich nachweisen liefsen. Zum Beispiel sei dasjenige, was Wilhelm Meyer über die Erscheinungen in den spätlateinischen Rhythmen, die er als Taktwechsel bezeichne, festgestellt habe, eigentlich nichts anderes als die Lehre der Cυμπλέκοντες.

Schliefslich sprach er aus, dafs der ionische Anaklomenos eine Variation des aufsteigenden ionischen Dimeters sei, nicht ein den ionischen Dimetern beigemischter allöometrischer Vers, und dafs man in ihm nicht etwa einen dreizeitigen Anapäst suchen dürfe.

So kam der Vortragende zu dem Schlufs, dafs die dreizeitigen Daktylen und Anapäste aus der griechischen Metrik entfernt werden müfsten.

In der an diesen Vortrag sich anschliefsenden Debatte weist zunächst Crusius (Leipzig) die angedeutete Auffassung des ionischen Anaklomenos zurück und vertritt die Ansicht, dafs auch in diesem Falle Taktgleichheit sich wahrscheinlich machen läfst, wo selbst noch Westphal (I², 691) Taktwechsel annehmen zu müssen glaubt. Es ist antike Tradition, angeknüpft allerdings an Namenserklärung, dafs im Anaklomenos die zweite Länge zu brechen und halb zum ersten, halb zum zweiten Takt zu ziehen sei „nach der Theorie der Moυcικοί“ (Schol. Hephaest., Diomed., Augustin. de mus.). Hierdurch ist mit einer bei der Unvollkommenheit der antiken Terminologie seltenen Klarheit völlig das bezeichnet, was der Musiker heutzutage Synkope, resp. Rückung nennt:  . Dadurch erklärt sich auch die verwunderliche Erscheinung, dafs gerade die dritte Kürze häufig mit einer Länge vertauscht (und bei Diomedes geradezu lang genannt) wird; der rhythmische Ictus begünstigt die Länge.

Guhrauer (Lauban) spricht sich besonders gegen die vom Vortragenden entwickelte Auffassung der Logaöden aus, deutet auf die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit der Vorstellung unausgesetzten Rhythmenwechsels hin und hält unter Hinweis auf die musikalischen Kompositionen der modernen Völker mit aller Entschiedenheit an der Annahme kyklischer Daktylen und Anapäste fest, welche die von rhythmischem Standpunkte an sich unzulässige Verbindung zwischen dem γένοc ἴcον und γένοc διπλάcιον ermöglichen.

Im Anschlufs an diese Ausführungen opponiert auch Bobrik (Belgard) gegen die vom Vortragenden entwickelten Ansichten über die Verbindung vier- und dreizeitiger

Versfüfse zu einem System. Dagegen erklärt sich Oehmichen (München) in Kürze mit dem Gedankengange und der Beweisführung des Vortragenden im wesentlichen einverstanden.

In seiner Replik glaubt Hanfsen eine Verschiedenheit rhythmischer Empfindung bei den Griechen und modernen Völkern statuieren zu müssen und lehnt die Berufung auf die musikalische Komposition der Neuzeit als für den antiken Strophenbau unzutreffend und nichts beweisend ab. Auf die Frage, wie er sich eigentlich die logaödischen Kola der griechischen Tragödie zusammengesetzt denke, erklärt er sie als iambische Verse mit Taktwechsel (resp. schwebender Betonung) in den ersten Füfsen mit starkem Ictus auf der letzten Silbe.

Die Debatte wird hierauf geschlossen.

2) Vortrag des Dr. O. Crusius (Leipzig) über:

'Die griechischen Parömiographen'[1]).

Wer auf irgend einem Felde der griechischen Philologie selbstthätig arbeitet, wird auch in die Lage kommen, die Parömiographen in der jetzt fast ausschliefslich verbreiteten Göttinger Ausgabe zu Rate zu ziehen. Die Noten der Herausgeber werden ihn meist von Thür zu Thür weisen: von Zenobios zu Diogenian, von Diogenian zu Plutarch, von da zu den Byzantinern und der 'Appendix' oder 'Mantissa proverbiorum'. Wenn er dieser Weisung folgt, kann ihm die wunderliche Übereinstimmung aller dieser 'Quellen', oft in den sinnlosesten Schreibfehlern, nicht lange verborgen bleiben; in den allermeisten Fällen wird er am Schlusse seiner Wandrung noch eben so klug sein, wie im Anfange. Auch das sporadische, offenbar nach bestimmter Regel wiederkehrende Zusammengehen des Zenobios und Diogenian mit Photios wird man leicht beobachten können. Wie erklärt sich jene Übereinstimmung der angeblich so ganz verschiedenen Autoren? Und wie erklärt sich ferner ihr Zusammentreffen mit dem Lexikographen, der sicher nicht aus Zenobios interpoliert ist, wie Suidas?

Eine methodische Beantwortung dieser Fragen lag den Göttinger Herausgebern fern; ja, sie haben durch die eigenartige Anlage ihres Buches — man wird das bei aller Hochachtung vor ihrer sonst so fruchtbaren Leistung sagen dürfen — nur dazu beigetragen, diese Beantwortung zu erschweren.

Die eigentliche Grundlage des Göttinger Corpus ist die Ausgabe Gaisfords von 1836. Gaisford schickte dem Zenobios (P[arisinus]) und Diogenian (D), die bereits A. Schott zusammen herausgegeben hatte, die parömiographischen Bestände eines Lexicon Coislinianum (C) und an erster Stelle die reichhaltige, fast 1000 Artikel umfassende, angeblich

---

1) Wenn ich den seiner Zeit in der Hauptsache improvisierten Vortrag jetzt auf Zureden zu Protokoll gebe, so veranlafst mich dazu der Glaube, dafs diese anspruchslose und hoffentlich übersichtliche Einleitung in die verworrene Tradition der Parömiographen manchem willkommen sein wird, sowie der Wunsch, diesen Studien Mitarbeiter und Mitinteressenten zu gewinnen. Die hier nur im Umrisse skizzierten Hauptresultate sind in den 1883 bei B. G. Teubner erschienenen 'Analecta crit. ad paroemiographos Graecos' weiter begründet; neu sind aufser manchen Einzelheiten nur die Mitteilungen über die Wiener Handschrift, sowie die Ausführungen über die Herkunft der beiden letzten Sammlungen des athoischen Corpus. (O. Cr.)

anonyme Sammlung eines aus Paris stammenden Bodleianus (B) voraus. Diese liefs sich aus einer andern Pariser Handschrift ergänzen und erweist sich als im wesentlichen identisch mit den von Schott in der 'Vaticana Appendix' und den Noten excerpierten proverbia Vaticana[1]).

Dafs die scharfsinnigen Göttinger Gelehrten die Bedeutung der Bodleianischen Sammlung, die Gaisford richtiger geschätzt zu haben scheint, nicht erkannten, ist in der That zu verwundern. Ohne die mindeste Rücksicht auf die Überlieferung verfuhren sie mit ihr, wie Schottus mit seinen Vatikanischen Excerpten. Sie verteilten die einzelnen Artikel, soweit möglich, in die kritischen Noten zu den übrigen Parömiographen bis herunter zu den spätesten Byzantinern, wo nun oft die kostbarsten Notizen versteckt sind. Ebendahin verwiesen sie die Auszüge aus dem Coislinianus sowie Kramers Vergleichung einer für die Gregorius-Cyprius-Frage wichtigen Handschrift der Vaticana (K). Alle Artikel der genannten Handschriften, die sich auf diese Weise nicht unterbringen liefsen, wurden nach dem Vorgange Schotts in der 'appendix proverbiorum' alphabetisch zusammengestellt[2]). So ist man jetzt genötigt, sich diese Überlieferungen nach Anleitung der angehängten Verzeichnisse (vol. I, p. 469 sqq.) erst mühselig aus dem willkürlich geschaffenen Durcheinander zu rekonstruieren.

Gaisfords Ausgabe, die uns wenigstens ein treues Bild der weitaus reichsten Sprichwörtersammlung giebt, ist daher noch heute durchaus unentbehrlich.

Ganz neue Hilfsmittel für die Kritik der Parömiographen brachte das Jahr 1868 mit Millers Veröffentlichungen aus seinem vielberufenen Athous (M). Diese Handschrift enthält bekanntlich byzantinische Excerpte aus einer alten Sammlung grammatischer Arbeiten von Aristophanes, Sueton, Didymos Areios[3]) u. a., sowie vier, wenigstens der Form nach bis dahin völlig unbekannte Sprichwörterreihen, an deren Spitze der altbekannte Titel ⟨Ζηνο⟩βίου Ἐπιτομὴ τῶν Ταρραίου καὶ Διδύμου παροιμιῶν zu lesen ist.

Die drei ersten, durch besondre Sprichwörterverzeichnisse von einander geschiedenen Reihen heben sich von dem Vulgär-Zenobios aufs schärfste ab: sie sind nicht alphabetisch geordnet. Dafs diese Reihenfolge die ursprünglichere ist, hat man von Anfang an geglaubt; den Beweis liefert ein sehr einfaches Exempel. Wenn man nämlich die Lemmata des Athous alphabetisch, und zwar nach einem Buchstaben ordnet, so ergiebt sich im grofsen ganzen die Abfolge der Vulgärrecension. Die ersten Artikel der zweiten Reihe und fast die ganze dritte Reihe aufser den ersten 17 Nummern sind allerdings verloren gegangen; ebenso ist die alphabetisch (bilitteral) geordnete vierte ein Fragment

---

1) [Nach freundlichen Mitteilungen R. Wagners im cod. Vat. 878; die Unabhängigkeit der Hs. von B hat sich mir durch etliche neue Proben bestätigt.]

2) In diesem Verfahren wurden sie selbst durch die offenbare Zusammengehörigkeit benachbarter Artikel nicht beirrt. Bodl. (B) 855 f. lauten: καύτην ἐπαινεῖc· αὕτη κατ' ἔλλειψιν εἴρηται· τὸ δὲ πλῆρες κτλ., 856 cυμβαλούμενος· κατ' ἔλλειψεν καὶ αὕτη. Der erste Artikel wird zu Zenobios V 100, der zweite in der Appendix IV 77 abgedruckt.

3) Dafs der überlieferte Name 'Didymos' auf diesen späten Akademiker zu beziehen ist, scheint man mir mit Recht vermutet zu haben. Wenn in L (und dem unten zu besprechenden Vindobonensis) der Name fehlt, so ist das ganz ohne Belang, da hier die Titel auch sonst unterdrückt sind. Hiernach ist zu berichtigen, was Nauck mél. III, 156 und zuletzt L. Cohn 'Untersuchungen über die Quellen der Platoscholien' S. 795[1] gegen die 'Echtheit' des Schriftchens bemerken.

ohne Anfang und Ende (von $\overline{\alpha\iota}$ bis $\overline{\alpha\nu}$).[1]) Zwischen III und IV sind im Athous etliche Blätter ausgefallen, auf denen möglicherweise noch mehr gestanden hat, als die fehlenden Stücke jener beiden Sammlungen.

Diese Lücke gilt es zu ergänzen. Nun hatte bereits Miller bemerkt, dafs die dritte Reihe identisch ist mit der in Gronovs Thesaurus und im Göttinger Corpus veröffentlichten Sammlung eines Laurentianus (Plut. LXXX 13), welche die Unterschrift Πλουτάρχου παροιμίαι αἷς Ἀλεξανδρεῖς ἐχρῶντο trägt und als Pseudepigraphon des Plutarch betrachtet zu werden pflegt. Diese Fährte war vor allem weiter zu verfolgen. Miller hätte in der That schon aus den, unbegreiflicher Weise bis vor kurzem unbeachtet gebliebenen, Excerpten Bandinis entnehmen können, dafs jener Laurentianus eine vollständige Zwillingshandschrift des Athous ist und nicht nur den Schlufs der dritten und Anfang der vierten Reihe, sondern auch eine bisher völlig unbekannte Sammlung enthält. Einige Bemerkungen über diese wichtige Handschrift hat F. Schöll der Karlsruher Philologenversammlung vorgelegt; eine vollständige Kollation verdanken wir H. Jungblut[2]).

Die verschiedenen grammatischen und parömiographischen Werke sind hier allerdings — wahrscheinlich durch eine Laune des Buchbinders — bunt durcheinander gewürfelt. An der Spitze (loco XIII bei Bandini) steht Zenob. M. III, d. h. Pseudo-Plutarch, der eben dieser bevorzugten Stellung seine Berücksichtigung durch Gronov verdankt. Darauf folgt die ebenfalls nicht alphabetisch geordnete, im Athous ausgefallene Sammlung; dann die Excerpte aus Zenodor Sueton Aristophanes Didymos, endlich (loco XVIII) die nach zwei Buchstaben geordneten Proverbien (M IV) mit vollständigem Anfang, sowie die beiden ersten Bücher des Zenobios. Man braucht diese nur an den Platz zu rücken, wohin sie notwendig gehören, nämlich vor Zenob. M III (Pseudo-Plut.), um zu finden, dafs jene neue Sammlung in die grofse Lücke des Athous zu setzen ist. In den Partieen, die beide Handschriften gemeinsam haben, ist die florentinische durchweg kürzer, wie sie z. B. von den 175 Lemmata des dritten Buches nur 131 enthält, meist in sehr reduzierter Form. Sie ist ein Excerpt des Excerptes.

Spuren einer dritten Parallelhandschrift finden sich in den Adagien des Erasmus. Dieser citiert unter dem Titel 'Plutarchi Collectanea' wiederholt eine mit dem Laurentianus eng verwandte Handschrift. Wir können ihm nur dankbar dafür sein, dafs wir in seinen Chiliaden bei dem Mangel jeglicher prinzipiellen Ordnung noch heute beobachten können, in welcher Abfolge er die Artikel und Artikelreihen seiner Handschrift benützt hat. Schichtweise lagern Sprichwörter aus den verschiedenen Sammlungen auf einander, und zwar in der verkehrten Anordnung des Laurentianus; der von Erasmus gewählte Titel erklärt sich leicht, wenn Pseudo-Plutarch (Zen. III) an der Spitze stand.[3]) Von Interesse ist die Thatsache, dafs Erasmus diese Handschrift in Venedig benutzte.[4])

1) Was bei Miller S. 381 ff. folgt, sind Excerpte aus den Lucian- und Platoscholien, sowie aus einem Lexikon. Die Übereinstimmung der letzteren mit etlichen Fragmenten des Pausanias (Anall. p. 68[2]) ist allerdings frappant; ob man dadurch aber schon zur Namengebung (Cohn a. a. O. S. 839[1]) berechtigt ist?

2) 'Über die Sprichwörtersammlungen des Laurentianus 80, 13' im Rheinischen Museum XXXVIII, 394 ff.

3) Hiernach ist das Analecta p. 5 Vorgetragene zu modifizieren.

4) Vgl. Chiliad. II 1, 1 p. 355 ed. Basil. 1559. An dieser merkwürdigen Stelle, die ich a. a. O. hätte anziehen sollen, zählt Erasmus die reichen handschriftlichen Hilfsmittel auf, die ihm zu Gebote

Endlich hatte ich das Glück, bei einem Aufenthalte in Wien die Reste einer vierten Parallelhandschrift aufzufinden in dem bei Nessel nicht richtig (unter Didymus!) katalogisierten cod. phil. Graec. No. CLXXXV. Die Handschrift stammt aus dem Besitze des venetianischen Gelehrten Ericius und kam 1672 nach Wien. Sie enthält an erster Stelle Zenob. M. III (Ps.-Plut.) und fol. 6 die zweite anonyme Sammlung des Laurentianus. Darauf folgt, durch zwei leere Blätter getrennt, fol. 7—65 der alphabetische Vulgär-Zenobios; er trug ursprünglich eine selbständige Paginierung und ist offenbar aus einer anderen Handschrift eingelegt. Fol. 66 ff. gehört unmittelbar an fol. 6. Diese letzten Blätter enthalten in sehr übler Verfassung Excerpte aus denselben grammatischen Traktaten, wie L.: aus Zenodor, Aristophanes von Byzanz und den λέξεις Πλάτωνος. Direkten Nutzen wirft die Handschrift wohl nur für die Laurentianische Sammlung ab, für die sie etliche evidente Verbesserungen bietet. Von gröfserem Interesse ist es, dafs die Recherchen über ihre Herkunft wieder nach Venedig führten. Es ist sehr wohl möglich, dafs in der Marciana die Vorlage der Manuskripte des Erasmus und Ericius noch einmal wieder auftaucht.

Der Bestand dieser Handschriftenklasse[1]) läfst sich tabellarisch kurz so darstellen:

Athous M[illeri]	L[aurent.] = Erasm.	Vind[obon].	Archet.
1. 89 Art. Inscr. ⟨Ζηνο⟩βίου ἐπιτομὴ κτλ.	4. ca. 70 Art.	—	I
2. 108 Art. 1—14 verloren	5. 70 Art. von 15 an.	—	II
3. 175 Art. 18—175 verloren	1. 131 Art. Subscr. πλουτάρχου παροιμίαι κτλ.	1. wie L.	III
—	2 Anon., 28 Art.	2. wie L.	IV
4 Alphab. fragm. $\overline{\alpha\iota}$ — $\overline{\alpha\nu}$	3 $\overline{\alpha\beta}$ — $\overline{\alpha\nu}$	—	V

Man sieht, die Lücken der Athous können aus den Parallelhandschriften nur teilweise ergänzt werden. In allen fehlt gleichmäfsig der Anfang der zweiten und der Rest der

standen. Darunter wird mancherlei gewesen sein, was später verschollen ist (vgl. das Anall. p. 68 sq. nachgewiesene Komikerfragment) Eine Untersuchung jenes ebenso reichhaltigen wie unübersichtlichen Werkes ist sehr zu wünschen, schon wegen seiner Bedeutung für die Litteratur- und Kulturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. Wir empfehlen sie dem um Erasmus so hoch verdienten Wiener Gelehrten.

1) Graux veröffentlichte zur Vervollständigung des Athous Rev. de phil. II Excerpte aus einem Escurialensis. Dabei entging ihm, dafs diese späte, aber manches bisher Unbekannte enthaltende Kompilation bereits 1505 von Aldus gedruckt ist, und zwar nach einem bessern, lückenfreien Exemplare. Für unsre Zwecke ist von Wichtigkeit, dafs der Kompilator einen Gemellus von L benutzt hat. Mein a. a. O. S. 37 schwankendes Urteil kann ich jetzt dahin präcisieren, dafs es nur in Fällen, wo die Schrift in L Vind. undeutlich geworden ist, Berücksichtigung verdient. Sehr bezeichnend ist es, dafs man Gaisfords völlig aus der Luft gegriffene Behauptung, jene Aldina sei von der Juntina abhängig, so lange nachgesprochen hat.

fünften Sammlung des Archetypons. Diese Lücken müssen sehr früh entstanden sein und wir würden wenig Hoffnung haben, sie auszufüllen, wenn nicht Handschriften einer ganz andern Recension — des alphabetischen 'Vulgär-Zenobios' — vorhanden wären.

Hier mufs man sich zunächst von dem Vorurteil freimachen, dafs jene im Göttinger Corpus unter verschiedenem Titel abgedruckten und doch bis auf Einzelheiten übereinstimmenden Quellen wirklich verschiedene, von einander unabhängige Quellen seien. Vielmehr können wir den 'proverbia Bodleiana' (B) mit demselben Recht oder Unrecht den Namen des Zenobios[1]) beilegen, wie der an der Spitze des Corpus abgedruckten kürzeren Sammlung (P). Aber auch der sogenannte 'Diogenian' (D), der eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hat in den alten und neuen Untersuchungen über die griechischen Lexikographen, ist nichts als eine, obendrein durch die Umstellung etlicher Quaternionen in Unordnung gebrachte Vulgärhandschrift des Zenobios. In etlichen Zenobiosmanuskripten ist nämlich als Einleitung ein Excerpt ἐκ τῶν Διογενιανοῦ περὶ παροιμιῶν vorangesetzt, welches theoretische Bemerkungen über Sprichwort und Fabel enthält und ursprünglich wohl einen Anhang zum Lexikon gebildet hat; wie leicht man den Titel irrtümlich auf die folgende Sprichwörtersammlung beziehen konnte, leuchtet ein.[2]) Alle diese Handschriften gehen also auf dasselbe Archetypon zurück und ergänzen sich gegenseitig. Doch hat der Bodleianus und seine Sippe die Zahl und Reihenfolge der Lemmata von allen am besten bewahrt.

Vergleicht man nun seinen Bestand, wie er bei Gaisford vorliegt, mit dem der athoischen Recension unter gelegentlicher Benutzung der übrigen Vulgärhandschriften, so ergiebt sich folgendes überraschende Resultat. Unter jedem einzelnen Buchstaben finden sich die entsprechenden Artikel jener fünf Sprichwörterreihen schichtweise wieder. Die der vier ersten sind obenhin nach einem Buchstaben geordnet und dem entsprechenden Ausschnitte der fünften (bilitteral angelegten) Sammlung angeschlossen. Damit verbindet sich unter den meisten Buchstaben noch eine sechste Schicht, die sich ebensowohl durch die sorgfältigste (nicht nur bilitterale) alphabetische Ordnung, wie durch zahlreiche glossematische Artikel und wörtliche Übereinstimmung mit Photius abzuheben pflegt. Die Vulgärrecension stammt also aus einem Archetypon, welches gleichfalls jene fünf Sammlungen enthielt; aufserdem aber sind sie aus einem Lexikon interpoliert. Sehr nahe liegt der Gedanke, dafs dieses Lexikon dasselbe ist, aus dem das oben erwähnte Excerpt περὶ παροιμιῶν entlehnt zu sein scheint.

Wir dürfen demnach Proverbien, die in der Vulgärcodices unter Artikeln der athoischen Recension stehen, unbedenklich zur Rekonstruktion des beiden Hauptgruppen gemeinschaftlichen Archetypons benutzen. Auf diese Weise können wir zunächst jene beiden grofsen Lücken in MLVind. ausfüllen und ganz besonders die in L. Vind. sehr verkümmerte vierte Sammlung ergänzen. Doch wird bei einem derartigen äufserlichen, sozusagen mechanischen Verfahren eine definitive Entscheidung oft unmöglich sein; die

---

1) Ob es wirklich so ganz zufällig ist, dafs jener Bodleianische libellus 'a tergo Zenobii nomen praescriptum gerat' (Gaisf. p. III)?

2) Hierauf aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst H. Jungbluts. Jenes Diogenianexcerpt findet sich vor Zenobios auch in einer Wiener Handschrift, auf die ich an andrer Stelle zurückzukommen gedenke. Die Partieen, welche Diogenian vor BP voraus hat, scheinen übrigens auch im Archetypon gestanden zu haben, wie neuerdings Fr. Brachmann nachzuweisen sucht (gegen Anall. p. 24 sq.)

Schichten lagern nicht überall reinlich eine auf der andern, sondern sind meist in- und durcheinander geschoben. Hier mufs daher eine genauere Analyse der athoischen Sammlungen eintreten. Denn wenn es gelingt, die Art ihrer Zusammensetzung, ihre charakteristischen Eigenschaften und Unterschiede festzustellen, so sind damit auch für die zweifelhaften Fälle neue Kriterien gewonnen. Dabei werden wir zugleich die Frage ins Auge fassen müssen, wie weit überhaupt das ganze, nach Form und Inhalt so verschiedenartige Material auf Conto der Zenobios — d. h. seiner Gewährsmänner Didymos und Tarrhaios — zu setzen sein wird.

Die Zusammengehörigkeit der drei ersten Reihen des Athous hat man von Anfang an vorausgesetzt, und gewifs mit Recht. Sie ergänzen sich gegenseitig; Wiederholungen desselben Sprichwortes sind unerhört, abgesehen von einer offenbaren Interpolation gegen Ende von Ser. III. Ein noch augenfälligeres Band bilden die über alle drei Sammlungen verstreuten Zeugnisse der ausgesuchtesten Gewährsmänner, darunter Aristoteles Chrysipp Dikäarch Klearch Demo, sowie die attischen Redner und Dramatiker. Bei dem traurigen Zustande des Excerptes schwerer zu erkennen, aber deshalb nicht minder beweiskräftig sind die Spuren gemeinsamer methodischer Gesichtspunkte, ja man darf sagen: eines einheitlichen Gesamtplanes[1]). Überall spricht ein gründlicher Forscher zu uns, der seinen Stoff mit rein wissenschaftlichem Interesse behandelt, insbesondere das von seinen Vorgängern Gebotene kritisch auszunutzen, zu läutern und zu ergänzen bestrebt ist. So bespricht er an einer interessanten Stelle des ersten Buches — denn diese Bezeichnung dürfen wir jetzt wohl bereits wählen — eine Reihe von Fällen, wo die früheren Parömiographen mit ihren Erklärungen gegen die Chronologie verstiefsen[2]); an einer andern opponiert er gegen die Willkür, mit der Chrysipp altehrwürdige Spruchverse aus irgend einer sprachlichen oder philosophischen Marotte und nicht selten ohne rechtes Verständnis umzumodeln wagte[3]).

Den Anfang des zweiten Buches bilden zwei grofse Excerpte, an die sich wohl ursprünglich auch eine Kritik angeschlossen haben wird. Das erste umfafst etwa 30 Nummern. Es werden ausführliche historische und antiquarische Notizen, meist auf Athen bezüglich, zur Erklärung beigebracht; Stil und Anlage sind, bis herunter auf gewisse Lieblingswendungen, völlig gleichförmig. Da nun mehrere Artikel urkundlich dem Atthidographen Demon angehören und sich hier sonst kein Gewährsmann nachweisen läfst: so ist es völlig evident, dafs die ganze Partie aus jener einen Quelle geflossen ist. — Kurz darauf (45 ff.) folgt ein Excerpt von entschieden grammatischem, d. h. philologischem Charakter. Es enthält 'geflügelte Worte', sprichwörtlich gewordene Dichterverse nach dem Metrum geordnet, sowie Redewendungen mit dialektischen Besonderheiten. Sehr fein hat der Parömiograph unter die ersteren besonders solche Versstücke der Tragiker und Lyriker aufgenommen, die von den Komikern parodiert worden sind; er

---

1) Für das folgende vgl. Anall. p. 72.

2) Zen. M. I 45 = P. V, 80 S. 152 Gott. . . .: es wird eine Beziehung des Spruchverses πάλαι ποτ' ἦσαν ἄλκιμοι Μιλήσιοι auf die Zeit des Dareios mitgeteilt, dann aber hinzugefügt: οὗτος δὲ ὁ στίχος εἴρηται πρότερον παρὰ Ἀνακρέοντι, ὃς ἤκμασε μάλιστα κατὰ Κῦρον. Ebenso ib. 46 = Bodl. 889: τὸ Θεσσαλῶν σόφισμα· μέμνηται ταύτης Εὐριπίδης, daher die Herleitung ἀπὸ Μένωνος τοῦ Κύρῳ τῷ νεωτέρῳ συναποβάντος verworfen wird; denn Euripides sei τοῖς χρόνοις πρεσβύτερος.

3) I, 77 Χρύσιππος δὲ μετατίθησι . . . μετέθηκε δὲ κἀκείνην; ähnlich 83: vgl. Schneidew. praef. S. VI.

scheint darin, gewifs mit Recht, die urkundliche Bestätigung dafür gesehen zu haben, dafs sie einst Gemeingut des Volkes waren. In äufserst verständiger Weise bespricht er auch die Frage nach den cυμπτώceιc der verschiedenen Dichter, offenbar im Gegensatz zu manchen skandalsüchtigen Peripatetikern, die überall gleich *mala fides* und Plagiat witterten. Dafs auch dieses Stück nicht von Zenobios resp. Didymos angelegt, sondern vielmehr als Probe aus dem Werke eines Vorgängers excerpiert ist, scheint mir unzweifelhaft. Mit einiger Wahrscheinlichkeit glaube ich es auf Aristophanes von Byzanz zurückgeführt zu haben, der in unmittelbarer Nähe citiert wird und dessen wissenschaftlicher Thätigkeit die Anlage des Fragmentes völlig entspricht.

Jener Begriff der Excerptenreihe erweist sich ganz besonders fruchtbar für das dritte Buch. Durch ähnliche Kriterien sachlicher und sprachlicher Art können wir hier mehr oder weniger umfangreiche Stücke für Aristoteles, Klearch und Duris, sowie die sicilischen und attischen Komiker in Anspruch nehmen. Eine grofse Anzahl herrenloser Notizen wird damit dem rechtmäfsigen Eigentümer wieder zugestellt. Doch lassen sich auch hier methodische Erörterungen nachweisen. So wird 148 ff. (= Ps.-Plut. II, 8 S. 337) über Sprichwörter gehandelt, die eine verschiedenartige Anwendung und Erklärung zulassen.

Diese gemeinsamen Eigentümlichkeiten in Anlage und Bestimmung genügten wohl schon, um den gemeinsamen Ursprung jener drei Sammlungen zu erhärten. Aber wir können auch noch die in sich abgeschlossene Gesamtdisposition erkennen, welche das Werk beherrschte. Die beiden ersten Bücher enthalten Excerpte aus älteren Parömiographen mit reichen Zusätzen, besonders aus der poetischen Litteratur, und trefflichen methodischen und kritischen Bemerkungen. Wir hören Didymos den Kritiker, welcher ein Buch schrieb πρὸc τοὺc περὶ παροιμιῶν cυντεταχότας. Im dritten Buche wird überhaupt kein parömiographisches Werk erwähnt; es enthält nur Notizen, die aus erster Hand, aus den verschiedensten Schriftstellern und Dichtern, geschöpft sind. Wir hören Didymos den Sammler, der Nachträge liefert zu den Werken seiner Vorgänger. Dieser letzte Teil ergänzt den ersten in so auffälliger Weise, dafs hier bewufste Absicht, einheitlicher Plan vorliegen mufs.

Als eigentlichen Verfasser habe ich den Didymos genannt. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, dafs all diese Schätze in der Hauptsache dem Χαλκέντερος verdankt werden. Man hat mit der üblichen Übertreibung des 'Ein-Quellen-Principes' allerdings vermutet, dafs vielmehr der in der Inscriptio ἐπιτομὴ τῶν Ταρραίου καὶ Διδύμου παροιμιῶν zuerst genannte Lukill von Tarrhai die einzige unmittelbare Quelle des Zenobios sei und ihm das Didymeische Gut übermittelt habe. Von der Richtigkeit dieser Hypothese habe ich mich ebenso wenig überzeugen können wie Jungblut[1]); vielmehr glaube ich an etlichen Stellen noch deutlich wahrzunehmen, wie an den Didymeischen Kern sich jüngere Elemente angesetzt haben. Demnach wird man den überlieferten Titel beim Worte nehmen müssen: Zenobios hat das Werk des Didymos epitomiert und mit Zusätzen aus Lukill versehen.

1) Warnkrofs hat Billigung damit gefunden bei L. Cohn (philol. Anz. XIII, 5 S. 320; vgl. Quellen der Platoscholien S. 849); anders E. Mafs, deutsche Litteraturzeitung 1884, Sp. 688 f., dem ich gern zugestehe, dafs sich, von wenigen Fällen abgesehen, Lukills Anteil nicht mehr wird nachweisen lassen.

Die drei ersten Reihen schliefsen sich also zu einer wohlorganisierten Einheit zusammen. Es sind vermutlich jene drei Bücher des Zenobios, welche Suidas erwähnt.

Schon dadurch entsteht die Präsumption, dafs die beiden übrigen Reihen nicht von Zenobios herrühren. Von der letzten, alphabetisch geordneten (V) ist das auf den ersten Blick unzweifelhaft. Sie wiederholt massenhaft Artikel der drei ersten Bücher in wenig verschiedener Form und ist nach Anlage und Zweck völlig von ihnen verschieden. Jeder eigentlich gelehrte Apparat wird sorgfältig ferngehalten; nur die bekanntesten Schulschriftsteller — Homer, Plato, Demosthenes u. a. — fungieren als Zeugen. Viele Lemmata verdienen überhaupt nicht die Bezeichnung παροιμίαι im guten alten Sinne. So finden sich Anspielungen auf Schriftstellen, besonders der attischen Redner, die schwerlich je volkstümlich gewesen sind, z. B. ἐξ Ἀνακείου, ἐκ Σηραγγίου. Andere Wendungen, in denen besonders auf Mythen und Fabeln Bezug genommen wird, verraten schon durch ihre mühselige, gezierte Fassung eine künstliche Entstehung, z. B. ἐφ' ἑαυτὴν αἶξ τὰ κέρατα, δέδοικας δέος ὀπώρινον, αἶγα [πρὸς] τὴν οὐρανίαν ἐπιτέλλουσαν ἐθεάσατο.[1]) Wir haben hier augenscheinlich Produkte jener schulmäfsigen 'Erfindung' von Sprichwörtern vor uns, von der einmal bei Eustathios (S. 1927, 5) die Rede ist und die noch bei Apostolios fortspukt. Recht bezeichnend ist die wenig konsequente Kombination einer Anordnung nach dem Sinn mit alphabetischer Reihenfolge. Den einzelnen Hauptartikeln werden nämlich gleich die verwandten Sprichwörter, meist mit der Formel ἐπὶ τούτων καὶ . . ., angeschlossen. So findet man unter Ἄβρωνος βιοῖ βίον z. B. Καρδαναπάλλου τράπεζα, Συβαριτῶν δαῖτες, Σμινδυρίδου ἁπαλώτερος; unter αἶξ τὴν μάχαιραν steht ziemlich ein Dutzend. Möglichst grofse Handlichkeit für den praktischen Gebrauch bei schriftstellerischer Arbeit ist der einzige Gesichtspunkt, den der Sammler verfolgt.

Einen ganz andern Charakter trägt die vorhergehende, nur im Laurentianus und Vindobonensis erhaltene Sammlung.[2]) Sie ist nicht alphabetisch geordnet, sondern nach sachlichen Gesichtspunkten, wie die ersten Reihen. Ein nachgetragenes Stück des Zenobianischen Werkes ist sie deshalb aber doch auf keinen Fall. Dagegen spricht die Wiederholung zahlreicher Artikel, das Fehlen von Citaten aus den Gewährsmännern des Zenobios-Didymos, und mehr als das die festgeschlossene, in ihrer Art einzig dastehende Anlage des Ganzen.

In der ersten Hälfte finden sich nicht wenige Lemmata, welche anknüpfen an meist recht abgelegene griechische Mythen. Simon und Nikon, die beiden argen Telchinen, sind sonst unbekannt[3]); doch findet sich ein auffälliger Anklang an die gegebene Schilderung ihrer Schelmenstreiche bei Nonnos (XIV, 44). Auch von Babys, dem Sohn des Maiandros und anspruchsloserem Bruder des Marsyas, der 'nur auf einem Rohre bläst',

---

1) D. i. 'er hat ein grofses Glück gehabt'. Der Sinn der auch bei Suidas (s. v. αἶξ οὐρανία) erhaltenen Erklärung geht wohl dahin, dafs derjenige, welcher die aufgehende αἶξ zuerst sieht, das Glückskind ist. Die Volkstümlichkeit dieses Glaubens ist nicht zu bezweifeln. So wird bei Justin IX, 3 der König 'qui solem orientem primus vidisset; Nissen (Templum S. 168) verweist zur Erklärung auf das deutsche 'Sonnenlehen' (Grimm, Rechtsaltertümer 278). Wenn der Abendstern aufgeht, pflegen die Neugriechen noch jetzt ein Gebet zu verrichten (C. Wachsmuth, das alte Griechenland im neuen S. 29).

2) Vgl. Anall. p. 11 sqq., Jungblut a. a. O. S. 402.

3) α' οἶδα σίμωνα κτλ. = Zen. P. V, 41.

weifs keine ältere unabhängige Quelle zu berichten.[1]) Wir haben hier offenbar Geschöpfe einer späteren, künstlichen Mythenbildung vor uns; im zweiten Falle liegt auch die ätiologische Tendenz auf der Hand. Näher kommen wir dem Ziele durch eine Analyse der vier nebeneinanderstehenden Nummern δανάκη, Ἰνοῦς ἄχη, ὁ ἄπληστος πίθος, τὰς ἐν ᾅδου τριακάδας (5—8), die durch gemeinsame Beziehung auf Tod und Unterwelt verbunden sind. Unter 5 finden wir ein Citat aus Kallimachos (fr. 110 p. 379 Schn.), ebenso unter 7 ein Hexameterfragment; für die ganze Reihe bietet, wie an anderer Stelle weiter ausgeführt werden soll, Ovid (Metam. IV, 450 ff.) frappante Parallelen. Hier ist also nachweislich ein hellenistischer Dichter benutzt. In denselben Kreis führt die zu βάλλειν μήλοις gegebene Erzählung von Atalante und Hippomenes[2]), für die wir Philetas, Kallimachos, Theokrit und ihre Schüler Ovid und Catull als Gewährsmänner anführen können. Dunkel ist die Bedeutung des Verses ἐν παντὶ μύθῳ καὶ τὸ Δαιδάλου μύσος (9); doch möcht' ich vermuten, dafs er sich ursprünglich auf litterarische Verhältnisse bezog, wie sie in der jambischen Feuilletonpoesie des Kallimachos und seiner Zeitgenossen wiederholt zur Sprache kommen. Das unter νόμος καὶ χώρα gegebene reichhaltige Excerpt über βαρβαρικὰ νόμιμα läfst sich gleichfalls aus einem Werke des Kallimachos (Schneider II, p. 287) herleiten.

Neben diesen in der Hauptsache mythologischen Parömien tritt ganz besonders noch eine zweite Gruppe hervor, welche sich auf speziell makedonische Verhältnisse bezieht. Dahin gehören z. B. die Artikel 3 ὑπερβερεταῖα (von jenem makedonischen Monatsnamen[3]), dem wir Ahrens' glückliche Lösung des Hyperboräerproblems verdanken); 4 τὰ ἐκ παλαιᾶς (sc. Τύρου, ἐπὶ τῶν κακῶς διακειμένων, wegen Alexanders Vorgehen gegen die besiegten Tyrier); Bodl. 530 κάθαμμα λύεις (d. i. den gordischen Knoten). Ein ganz geringer Rest gemeingriechischer Sprichwörter bleibt übrig, bei dem sich derartige Sonderbeziehungen nicht nachweisen lassen.

Die ausgeprägtesten Eigentümlichkeiten aber zeigt die zweite Hälfte des Schriftchens. Altägyptische Sagen und Legenden nehmen den vornehmsten Platz ein. Wir hören vom gerechten König Bokchoris und der klugen Anna (25 28); vom memphitischen Orakelgotte Phthas und dem Wunderlamm mit dem Drachenmale, welches einst dem Könige der Ägyptier die Zukunft verkündete (23 21). Damit verbinden sich Erzählungen aus der chronique scandaleuse des Ptolemäerhofes und der hellenistischen Gesellschaft in Ägypten. In einem leider sehr verstümmelten Artikel (27) ist von der prozefslustigen Πτολεμαΐς die Rede; in einem andern von dem wunderlichen Einfall Ptolemaios des vierten, des 'neuen Dionysos', die von einer Kuh geworfenen Sechslinge im Königspalaste 'unter sorgfältigster Pflege' aufziehen zu lassen — 'der lebt wie des Königs Kälblein' sagte man von einem, der sich's recht wohl sein liefs. Unter ἄφωνος Ἱππαρχίων spielt sich eine heitere Episode

1) β' τοῦ Βάβυος χεῖρον. So ist für das überlieferte Βάβυος χορόν und χορός zu korrigieren; was in L (Jungbl. p. 402 sq.) von dem χορός erzählt wird, ist ein albernes Autoschediasma des byzantinischen Diaskeuasten, über dessen Thätigkeit vgl. Analecta p. 61 sq.

2) Sie folgt Bodl. 246 auf IV, 2 Βάβυος χορός und ist daher etwa hier einzurücken. Dem Sprichwort wird damit der Sinn ἐπὶ τῶν τυχόντων ὧν ἐρῶσι untergeschoben; aber auch die näher liegende Erklärung ἐπὶ τῶν εἰς ἔρωτα ἐπαγομένων τινάς (Bodl. 669) läfst sich aus verwandten Gewährsmännern belegen: vgl. Theokr. V, 88 βάλλει καὶ μάλοισιν mit Scholl. (ἀντὶ τοῦ πειρᾶταί με εἰς ἔρωτα ὑπαγαγέσθαι· τὸ γὰρ μῆλα βάλλειν ἐπὶ τούτοις ἔταξον).

3) Auch hier sei erinnert an des Kallimachos μηνῶν προσηγορίαι κατὰ ἔθνος καὶ πόλεις.

aus dem Kitharöden-Agon zu Heliupolis ab; schliefslich werden wir auch in die gelehrten Kreise des alexandrinischen Museums geführt und hören kleine Züge aus dem Leben des Dion, des Apion u. a. (29 u. s. w.). Die Sprichwörter selbst haben in der zweiten Hälfte meist ein volkstümliches Aussehen; Spuren metrischer Fassung zeigen sich bei keinem einzigen.

Hervorzuheben ist endlich noch, dafs vereinzelt auch in der ersten Hälfte speziell ägyptische Vorgänge berührt werden. So erzählt der Verfasser zur Erläuterung der aus Mythen abgeleiteten Sprichwörter λούσαιο τὸν Πελίαν[1]) und εὖνους ὁ σφάκτης[2]), wie Ptolemaios Philopator seinen Bruder beim Bade umbringen liefs und seine Mutter zum Selbstmorde zwang. Umgekehrt finden sich auch gegen Schlufs Notizen über griechisch-makedonische Verhältnisse.[3]) Der Charakter der ganzen Reihe ist also durchaus einheitlich.

Wer meiner Darlegung mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird bereits selbst den Titel für unsere Sammlung gefunden haben. Es sind Sprichwörter der Griechen von Alexandria. Reminiscenzen aus hellenistischen Dichtern, Erinnerungen an Alexander den Grofsen, den Gründer der Stadt, und an Makedonien, die Heimat des herrschenden Teiles der Einwohner; dazu die fremdartigen Gestalten ägyptischen Glaubens und ägyptischer Sage, das Thun und Treiben der Ptolemäerfamilie und allerlei Tagesereignisse im Theater und Museum: das müssen in der That die Elemente gewesen sein, welche die Bevölkerung jener eigenartigen Grofsstadt am lebhaftesten beschäftigten und ihre Vorstellungs- und Ausdrucksweise bestimmten.

Die Alexandriner waren im späteren Altertum berühmt und berüchtigt wegen ihres je nach Umständen graziösen oder boshaften Witzes.[4]) Kein Wunder daher, dafs bei dem hohen Interesse, welches alle Welt an der Metropolis des Hellenismus nahm, die gelehrten Sammler den Versuch machten, jene Schätze volkstümlicher Rede zu inventarisieren. Wir wissen das aus Suidas von Seleukos dem Homeriker; von Plutarch wird es im Lampriaskataloge berichtet. Nun erinnere man sich, dafs vor dieser Sprichwörtersammlung im Archetypon das dritte Buch des Zenobios stand und dafs dieses in L Vind. die Subscriptio trägt: Πλουτάρχου παροιμίαι αἷς Ἀλεξανδρεῖς ἐχρῶντο. Diese Worte haben mit Zenobios nichts zu thun; sie müssen ursprünglich die Inscriptio der vierten Reihe gewesen sein.

Wie steht es nun mit der Gewähr dieses Titels? Haben wir hier wirklich ein neues Werk des Plutarch vor uns?

Ich will die ermüdende Aufzählung von sachlichen und sprachlichen Einzelheiten, über deren Beweiskraft sich doch immer streiten läfst, an dieser Stelle unterlassen. Auch

---

1) In unserer Sammlung Art. 13 = Zen. IV, 92 p. 112 ed. Gott. (aus Apollodor interpoliert). Die Notiz, für die ich kein Parallelzeugnis anzuführen wüfste, ist leider sehr korrupt überliefert: † Μέγα μὲν γὰρ τὸν τοῦ Φιλοπάτορος ἀδελφὸν ὁ † Θεόγος λουόμενον καθήψησε. Μέγα ist von Schott richtig in Μάγαν korrigiert; für Θεόγος hat Gaisford Ϲωσίβιος vermutet, K. J. Neumann schlug mir ὁ θεράπων vor. Sehr nahe läge Θεόδοτος — könnte etwa Θ. ὁ ἐπὶ τοῦ βασιλικοῦ χόρτου (Athen. XII, 583 A = Eustath. p. 1224, 60) gemeint sein?

2) Ist nur in den Vulgärhss. (B 380 hinter ἐν παντὶ μύθῳ κτλ. (Zen. P. III, 94 p. 81 Gott.) erhalten, gehört aber jedenfalls in die Nähe von 13.

3) Vgl. bes. 26 Προμέρου κύνες mit den Bemerkungen Anall. p. 14[1]. Das Sprichwort τὰ μηδὲν πρὸς τὸν Διόνυσον (30) wird auf alexandrinische Verhältnisse bezogen sein, wie ich schon u. a. o. vermutete; vgl. den verwandten (aus dieser Schrift entlehnten?) Artikel τὰ ἐκ τῶν ἁμαξῶν bei Suidas.

4) Stellen bei Unger, de Valgi Rufi poematis p. 87.

verbietet es der überaus traurige Zustand des Excerptes fürs erste, mit manchem sonst erfolgreich angewandten formellen Kriterium[1]) zu operieren. Ich beschränke mich für den Augenblick auf etliche allgemeine Erwägungen, die mir aber ein nicht geringes Gewicht zu haben scheinen.

Dafs Plutarch sehr wohl ein Werk über alexandrinische Sprichwörter geschrieben haben kann, wird man gern zugeben. Seine Vorliebe für beziehungsvolle, volkstümliche Redewendungen bezeugen seine Schriften Seite für Seite; sicher hat er auch, wie die meisten seiner Zeitgenossen, gelehrte Studien nach dieser Richtung gemacht. Ferner ist es überliefert, dafs er Alexandria besucht hat, und wie lebhaft er sich für ägyptische Geschichte, Sage und Religion interessierte, ist jedem Leser bekannt. Den gelehrten Rohstoff fand er gesammelt in der Schrift des Seleukos; er brauchte ihn nur, wie er das liebte, in seiner Weise und für seine Zwecke zu verarbeiten.

Und eben von dieser seiner Weise, seiner Methode, solche Stoffe zu behandeln, finden wir hier die deutlichsten Spuren. Unserm Schriftchen eigentümlich und sonst bei keinem Parömiographen nachweisbar ist das Streben, jeden einzelnen Satz durch eine Anzahl von historischen Beispielen zu erläutern: wobei der Verfasser freilich oft vom hundertsten ins tausendste gerät. So wird uns unter εὔνους ὁ σφάκτης erzählt: αὕτη ἡ παροιμία προηνέχθη ἀπὸ τοῦ Ὀρέστου .... Ὁμοίως δὲ καὶ ἀπὸ Ἀντιγόνου τοῦ βασιλέως, ὃς Σελήνην[2]) φονεύσας τὰ ὁπτὰ . . . ἔπεμψε τῇ μητρί. ἔτι δὲ μᾶλλον ἀπὸ Πτολεμαίου τοῦ Φιλοπάτορος· τὴν γὰρ μητέρα Βερενίκην καθείρξας ἐν μεγάροις κτλ. Ebenso heifst es unter Ἰνοῦς ἄχη nach Erzählung des Ino-Mythos ταῦτα δὲ δηλώσει καὶ Μενεκράτης ὁ Τύριος (wohl jener Freigelassene des Pompejus, der sich vom Feinde bedrängt ins Meer stürzte, wie Ino); unter λούσαιο τὸν Πελίαν: ἐλούσαντο δὲ καὶ ἄλλοι πολλοὶ κακῶς· Μάγαν μὲν γὰρ . . . ὁ Θεόδοτος[3]) λουόμενον καθήψησε . . . Μίνῳ δὲ . . . αἱ Κωκάλου θυγατέρες ἔπεχεαν ζέουσαν πίσσαν. Das auffälligste Beispiel derart ist das lange, früher mit Unrecht als Interpolation verdächtigte Excerpt aus den βαρβαρικὰ νόμιμα unter νόμος καὶ χώρα (Zen. V, 25 p. 126). In ganz derselben Weise erläuterte Plutarch Sinnsprüche aus Hesiods Werken und Tagen. Vgl. Procl. zu V. 344 = Plut. Comm. Hes. fr. 11 f. p. 22 sq. Dbn.: πῆμα κακὸς γείτων· ταῦτα καὶ διὰ τῆς ἱστορίας ὁ Πλούταρχος ἐπιστώσατο· καὶ γὰρ Αἰτωλοὺς καὶ Ἀκαρνᾶνας, Ἕλληνας ὄντας καὶ γείτονας ἐκτρῖψαι διὰ πλεονεξίαν ἀλλήλους, καὶ Καλχηδονίους καὶ Βυζαντίους . . . ἐν τῷ Βοσπόρῳ ναυμαχῆσαι· καὶ ἐπὶ τῶν ἰδιωτικῶν γειτνιάσεων πολλὰ μὲν ἀγαθὰ συμβαίνειν διὰ ταύτας, ὡς ἐπὶ Φλάκκου καὶ Κάτωνος· πολλὰ δὲ τὰ ἐναντία κτλ. Ähnliches ib. fr. 21. 24. 37.[4]) Insbesondere würden die Analogieen aus der römischen Geschichte — wie jene von dem Freigelassenen des Pompejus — auf Rechnung des Plutarch zu setzen sein.

Diese historischen Notizen bestätigen unsere Annahme endlich auch vom chronologischen Standpunkte aus. Erwähnt werden die Ptolemäer bis auf die Zeit der Kleopatra, sowie Pompejus und Julius Cäsar; ferner der um 56 v. Chr. ermordete Philosoph

1) Vgl. R. Volkmann im Litt. Centralblatt 1884, 10, Sp. 321 f.

2) Codd. Σεμέλην: es ist offenbar von Kleopatra Selene die Rede: vgl. Anall. p. 61[2].

3) S. oben S. 225[1].

4) Auch die bei der Zusammenstellung der Parallelen angewandte Formel μᾶλλον δέ ist Plutarcheisch: ib. fr. 48 μᾶλλον οὖν ὡς Ξενοκράτης ἔλεγε; quaest. Gr. 36 ἢ μᾶλλον, ὅτι τοῦ βοὸς ὁ ποὺς ἀβλαβής ἐστι κτλ.

Dio und der bekannte Grammatiker Apion aus dem 1. Jahrh. n. Chr. Die chronologischen Data reichen also gerade bis in die Zeit des Plutarch.

Wir werden hier also, so lange nicht schwerwiegende Gegeninstanzen vorgebracht sind, eine neue philologisch-historische Studie des Chäroneers anzuerkennen haben, welche ein hohes Interesse beanspruchen kann als der erste und einzige nachweisbare Versuch einer ethnischen oder lokalen Sprichwörtersammlung.[1]) Wem sollen wir nun aber die letzte alphabetische Sammlung zuschreiben? An Diogenian[2]) dürfen wir nicht denken bei der oben nachgewiesenen Sachlage. Aber wenn man in Betracht zieht, dafs neben den alexandrinischen Sprichwörtern bei Pseudo-Lamprius noch ein zweites Werk παροιμιῶν βιβλία β′ erwähnt wird: so wird man wenigstens die Möglichkeit einräumen, dafs eben dieses in der letzten anonymen Reihe wiederzuerkennen ist.[3]) Jedesfalls kursierte im byzantinischen Mittelalter eine derartige Sammlung unter Plutarchs Namen; denn nur so erklärt sich die auffällige Thatsache, dafs die nach Zweck und Inhalt verwandten Excerpte περὶ τῶν ἀδυνάτων und ἐπὶ τῶν ῥεπόντων εὐκόλως εἴς τι καὶ ἀκριβῶς εἰδότων τοῦτο Corp. I p. 346 in den Handschriften ihm zugeschrieben werden.[4]) Der Plutarchische Ursprung der Schrift ist damit freilich keineswegs gewährleistet; vielmehr scheinen gewisse Spuren auf ein noch jüngeres Zeitalter hinzudeuten und von vorn herein wird man die Möglichkeit zugestehen müssen, dafs die Sammlung, wie viele ähnliche Schulbücher, anonym im Umlauf war und jener Titel für sie erst durch einen Fehlschlufs von dem vorhergehenden Werke entlehnt wurde. Eine anonyme Sammlung derart scheint z. B. Eustathios benutzt zu haben.[5])

Das Hauptresultat unserer Betrachtungen, aus dem zugleich das neu anzustrebende Ziel sich ergiebt, läfst sich also in aller Kürze etwa so formulieren.

Es gab im späteren Altertum ein Corpus paroemiographorum, welches aufser den drei Büchern des Zenobios Plutarchs Sprichwörter aus Alexandria und eine praktischen Zwecken dienende alphabetische Sammlung umfafste. Dies Corpus ist nirgends in der Urform erhalten und mufs rekonstruiert werden. Die Handschriften, welche die richtige Reihenfolge bewahren (als Probe im Göttinger Corpus Ps.-Plut. = Zenob. III), enthalten nur kümmerliche Excerpte in beispielloser Verstümmelung und Entstellung. Zu ihrer Ergänzung sind die reichhaltigeren Vulgärhandschriften Gaisfords und der Göttinger heranzuziehen, darunter

1) Um den Sprichwörterbesitz der einzelnen Stämme und Landschaften scheinen sich — abgesehen etwa von Aristophanes von Byzanz — die Parömiographen wenig bekümmert zu haben. Doch finden sich vereinzelt derartige Spuren, wie die παροιμία Ἀργολική bei Hesych s. Λέρνη θεατῶν (interpoliert Zen. P. IV, 86 B 596).

2) Diese Ansicht, die ich schon Anall. p. 115[1] glaubte abweisen zu müssen, hat inzwischen einen Vertreter gefunden an L. Cohn a. a. O. S. 839[1].

3) Vgl. Rhein. Mus. XXXIX, 603[3].

4) Schneidewin meint praef. p. XXXVI diesen Titel daraus erklären zu können 'quod Plutarchi nomen propter proverbiorum collectionem insigniter celebratum collectionibus eiusmodi poterat commendationem facere'. Von diesem Ruhm des Plutarch weifs aber niemand etwas; seine Sprichwörter werden überhaupt nie citiert.

5) Eustath. Il. B 595 p. 298 ἰστέον δὲ ὅτι καὶ Ἄμυρίς τις εὕρηται δίχα τοῦ θ′ ἐν ταῖς τῶν παροιμιῶν ἀναγραφαῖς εἴτε μουσικὸς εἴτε καὶ ἑτεροῖος. So ist auch zu lesen in jener alphabetischen Sammlung, wie bei Pausanias, während Zenobios u. a. Θάμυρις haben. Oder trug auch die Sammlung des Eustathios den Namen Plutarch? Auffallend ist es jedenfalls, dafs jene παροιμιῶν ἀναγραφαί im Index scriptorum bei Fabricius bibl. I unter Plutarch angeführt werden. Wie erklärt sich das sonst?

auch der sogen. Diogenian; doch sind sie mit äufserster Vorsicht zu benutzen, da sie eine weitgehende Interpolation aus einem Lexikon (Diogenian?) erfahren haben. Die Hoffnung, durch Neufunde wesentlich besseres Material zu gewinnen, scheint leider nicht vorhanden, da die schwersten Verderbnisse beiden Handschriftenklassen gemeinsam sind.

Die byzantinischen Sammler — Gregorius, Macarius, Apostolius — sind ohne selbständigen Wert und in der Hauptsache, wie neuerdings in einer Leipziger Dissertation[1]) genauer dargethan ist, von Vulgärhandschriften des Zenobios abhängig. So geht fast der gesamte Bestand der Göttinger Parömiographen, abgesehen von den Lexikoninterpolationen, direkt oder indirekt auf dasselbe alte Corpus zurück. Die eingangs berührten ἀπορήματα haben damit ihre Lösung gefunden.

Eine methodische Rekonstruktion jenes Corpus ist freilich eine langwierige Arbeit, die eine gewisse Resignation erfordert. Aber sie wird sich lohnen. Man darf von ihr reichen Ertrag erwarten nicht nur für die nächsten Ziele, sondern für die Geschichte der grammatisch-rhetorischen Studien überhaupt, sowie für die Kritik und Einschätzung von zahlreichen Fragmenten griechischer Schriftwerke. Weiter hat man den Spuren der verlorenen Sammlungen und Handbücher nachzugehen; so scheint mir z. B. Eustathios ein wichtiges parömiographisches Werk benutzt zu haben, dem sich eine ganze Reihe gleichartiger Excerpte zuweisen läfst. Gerade diese Seite der Forschung hat ein nicht geringes Interesse. Es ist unschwer zu beobachten, dafs etwa seit dem 1. Jahrhundert n. Chr. bis ins byzantinische Mittelalter hinein die griechischen Schriftsteller — z. B. Lucian, Plutarch, die Epistolographen — einen viel reichlicheren Gebrauch vom Sprichworte machen, als bis dahin üblich gewesen war. Die jüngere Sophistik ist es, welche das altgriechische Paroimion ebenso begünstigte, wie den altattischen Wortschatz. Dabei unterliegt es keinem Zweifel, dafs man in jenen Zeiten das sprichwörtliche Gut nicht aus lebendiger Volksüberlieferung sich erwarb, sondern gelehrten Sammlungen zu entlehnen pflegte. Gelingt es, die benutzten Hilfsmittel nachzuweisen, so eröffnet sich uns ein lehrreicher Einblick in die Werkstatt dieser Spätlinge. Die Eustathiosfragmente und unsere letzte Sammlung, aus der sich ganze Gruppen z. B. bei den Epistolographen wiederfinden, scheinen mir schon von diesem Gesichtspunkte aus besondere Beachtung zu verdienen.

Wenn demnach der Wiederaufbau der parömiographischen Tradition die nächste Aufgabe ist, so ist sie doch nicht die einzige. Hier wie überall werden wir freilich die Leistungen der antiken Wissenschaft nicht ungestraft bei Seite lassen; aber stehen bleiben dürfen wir bei ihnen nicht. Es gilt schliefslich, eine zuverlässige Statistik des Sprichwörterbestandes zu schaffen nach Zeitaltern und Litteraturgattungen, und diese Arbeit ist weder in alter noch in neuer Zeit ernsthaft in Angriff genommen.'[2])

Da sich an den Vortrag keine Diskussion anschliefst, spricht der Vorsitzende dem Redner für seine interessanten und klaren Auseinandersetzungen namens der Versammlung seinen Dank aus und schliefst nach Feststellung der Tagesordnung für den nächsten Vormittag die Sitzung. (Schlufs gegen 10 Uhr.)

---

1) Fr. Brachmann, quaestiones Pseudo-Diogenianeae.

2) Mit Recht hat Th. Bergk wiederholt betont, dafs unsere Sprichwörtersammlungen gar sehr der Verbesserung und Vervollständigung bedürften. Das Göttinger Corpus beansprucht überhaupt nicht, den gesamten Sprichwörterschatz zu umfassen; man kann leicht ausgedehnte Nachträge liefern. Am reichhaltigsten und deshalb immer noch mit Nutzen zu gebrauchen sind des Erasmus Adagia.

Dritte Sitzung

am 3. Oktober 1884, morgens 8½ Uhr.

1) Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Bobrik (Belgard):

'Entdeckungen im Horaz'.[1])

Durch sorgfältige Beobachtung des Textes hat der Redner ausfindig gemacht:

1) dafs die Reihenfolge sämtlicher Gedichte des Horaz sich auf bestimmte Kenn- oder Stichworte stützt, in der Weise, dafs je zwei auf einander folgende Gedichte bald dasselbe oder dieselben Worte am Anfange oder Ausgange, bald ganze Passagen übereinstimmend, bald parallel laufende Gedanken enthalten. Redner vergleicht damit die Ordnung der Psalmen in der hebräischen Poesie und weist darauf hin, dafs z. B. auch die Gedichte des Theognis durch Welcker nach Stichworten gruppiert seien; der leitende Gedanke sei dabei die Zusammenstellung des Gleichartigen. An einer Reihe von Beispielen aus den Gedichten des Horaz wird sodann diese Behauptung näher erwiesen: so Carm. II, 1 : 2 *causa, laurus, decoloravere — color, causa, laurus*; 2 : 3 *temperato — temperatam*; 3 : 4 *insolenti — insolentem*; 4 : 5 *colore, dilectam — colore, dilecta*; 5 : 6 *ferre iugum — iuga ferre*; 6 : 7 *aditure mecum, sit modus lasso maris et viarum militiaeque — mecum deducte, longaque fessum militia* u. s. w.

2) Ebenso ziehen sich solche Kennworte durch die einzelnen Bücher der Gedichte, so dafs z. B. Carm. I, 10 völlig parallel läuft mit Carm. II, 10, I, 11 mit II, 11 u. s. w. Auch diese Behauptung sucht der Vortragende durch andere Beispiele zu stützen.

3) Die Gedichte des Horaz in den einzelnen Büchern waren einst alle dekadisch zusammengestellt, wie sie es zum Teil noch jetzt sind. Nach einem alten Zeugnis bildeten die sämtlichen Gedichte des Horaz eine Dekade (vier Bücher Oden, ein Buch Epoden, zwei Bücher Satiren, zwei Bücher Episteln und die ars poetica). Carm. II enthält 20 Oden, III 30, Sat. I 10, Epist. I 20 Gedichte. Also zählte auch wohl Carm. I ursprünglich nicht 38, sondern 40 Oden, Carm. IV nicht 15, sondern 20, Epod. statt 17 wohl 20, Sat. II nicht 8, sondern 10 Satiren; für die beiden letzteren fände sich in den Manuskripten diese Teilung in gewissem Sinne noch heute.

Im ersten Buch der Oden seien vermutlich zwei Gedichte ausgefallen oder wahrscheinlicher vier in zwei zusammengezogen (I, 4 und I, 7).

Die ursprüngliche Ordnung sämtlicher Gedichte wieder herzustellen, sei nun eben durch die Kennworte ermöglicht, und darum sei die Entdeckung derselben für die gesamte Kritik des Horaz von der gröfsten Bedeutung. Beide Entdeckungen kontrollieren

---

1) Das Nachfolgende ist eine von dem Schriftführer der Sektion gegebene Skizze des betr. Vortrags.

sich gegenseitig und seien daher als Thatsachen, vor denen man sich beugen müsse, anzusehen. Zu der Entdeckung der ursprünglichen Ordnung in Dekaden habe die genauere Untersuchung des ersten Buches geführt. Dasselbe enthalte 10 verschiedene Metra, die noch jetzt in (allerdings gestörten) vier Reihen vorlägen. Ordne man die gleichen Versmafse in vier Zeilen unter einander mit Ausschlufs der zehnten Ode, so ergebe sich, dafs noch jetzt etwa 27 von 38 Oden in der alten Ordnung nach dem Metrum ständen. Die Anordnung der Gedichte nach Kennworten sei auf einen Diaskeuasten des 2. oder 3. Jahrhunderts n. Chr. zurückzuführen, der die ursprüngliche Reihenfolge nach dem Metrum nach allerlei Äufserlichkeiten willkürlich umgestaltet habe.

Der Vortragende verweist endlich auf das Schlufswort der Epoden *exitum* und vergleicht dazu den Anfang von Carm. III, 10 *extremum*, sowie von III, 30 *exegi* und den Schlufs von IV, 8 (die er als die Schlufsode einer früheren Dekade ansieht), *Liber* (wofür zu schreiben *'liber'*) *vota bonos ducit ad exitus.*

In der an diese Ausführungen sich knüpfenden Debatte, die im weiteren Verlauf einen sehr erregten Charakter annimmt, erklärt zunächst Heine (Brandenburg) dem Grundgedanken des Redners gegenüber eine völlig ablehnende Haltung einnehmen zu müssen. Seiner Auffassung von dichterischer Produktion widerstrebe eine derartige subjektiv gefärbte Aufspürung von Äufserlichkeiten. Die Dekadeneinteilung und Responsion in den Metren der einzelnen Dekaden lasse sich ohne grofse Gewaltsamkeit nicht durchführen. Die von dem Vortragenden aufgestellten sog. Kennworte liefen zum Teil auf Spielerei und Wortverdrehungen hinaus, die man einem Dichter, wie Horaz, nicht zutrauen dürfe. Er wolle sich auf eine Widerlegung der von dem Vortragenden vorgebrachten 'Entdeckungen' im einzelnen nicht einlassen und begnüge sich hervorzuheben, dafs die Zerreifsung von Carm. I, 4 in zwei Gedichte nur der Theorie des Vortragenden zu liebe gemacht sei. Dieselben Gründe würden auch eine Scheidung des Parallelgedichtes IV, 7 in zwei Gedichte als notwendig erweisen, die doch der Vortragende selbst nicht anerkenne.

In seiner Replik betont Bobrik nachdrücklich, dafs ihm selber erst nach langem Sträuben die Überzeugung von der Richtigkeit seiner Beobachtungen aufgezwungen sei. So auffallend manches vor der Hand erscheinen möge, — man stehe vor einfachen Thatsachen, an denen nichts zu ändern sei. Die Unterstellung, als seien die vorgetragenen Entdeckungen als Probe seiner eigenartigen Auffassung des Dichters zu verstehen, müsse ihn verletzen; er betrachte ja die Anordnung der Gedichte nach Kennworten nicht als von Horaz selber, sondern von einem Redaktor des 2. oder 3. Jahrhundert v. Chr. ausgegangen, und wer einen Redaktor oder Fälscher entlarve, trete doch für den Dichter ein. Im alleinigen Besitz des gesamten Beweismaterials, wolle er auf die Frage nach der Teilung von Carm. I, 4 hier nicht weiter eingehen, nur noch auf Carm. IV, 11 verweisen, wo seine Annahme einer Scheidung in zwei Teile mit einem alten Zeugnis (vgl. Meyer zu Porphyrio) zusammentreffe. — Es wird sodann noch eine Anzahl neuer Beispiele, aus welchen sich das Vorhandensein der sog. Kennworte ergeben soll, zur Illustration früherer Behauptungen beigebracht und schliefslich auf das im Druck befindliche Werk über diese 'Entdeckungen' verwiesen, in welchem durch besondere Typen die gleichartigen Worte, parallel laufenden Gedanken u. s. w. hervorgehoben sind.

Eckstein (Leipzig) erklärt sich, wie Heine, mit den entwickelten Ansichten des Vortragenden nicht einverstanden, betrachtet die Sache zunächst als Kuriosum, will aber ein abschliefsendes Urteil bis zum Erscheinen des in Aussicht gestellten grofsen Werkes, das jedenfalls sein lebhaftes Interesse in Anspruch nehmen werde, einstweilen vertagen.

Auch Weichelt (Demmin) spricht sich kurz gegen Bobriks Ansichten aus.

Da sich niemand weiter zum Worte meldet, so schliefst der Vorsitzende die Debatte.

2) Vortrag des Hofrats Prof. Dr. von Urlichs (Würzburg) über:

'zwei Stellen des Juvenal'.

a) Juven. Sat. I, 115 und 116:

Ut colitur Pax atque Fides, Victoria, Virtus
Quaeque salutato crepitat Concordia nido.

Nach genauer Erörterung des Gedankenzusammenhangs wendet der Redner sich zu der Erklärung der schwierigen Worte in V. 116. *Crepitare* ist das eigentliche Verbum für das 'Klappern' des Storchs; aber was hat der Storch mit der Concordia zu thun? Die Erklärung '*in fastigio templi Concordiae vetustate collapsi nidum posuisse ciconiam, quae, ubi pullos reviseret, rostro crepitaret*' sieht doch ganz wie ein Notbehelf eines ratlosen Scholiasten aus, und befriedigt ebensowenig, wie die ausführlichere Angabe Webers: 'Der Tempel der Eintracht war, wie so manche Denkmäler der vorzeitlichen Frömmigkeit, in der gegen die Religion gleichgiltigen oder nur phantastischem Aberglauben des Auslands huldigenden Zeit Juvenals verfallen. Daher hatten Störche die Verlassenheit und Stille um denselben benutzt, um ihr Nest auf dessen Dache zu machen, und wenn nun einzelne Fromme und Altgläubige vorübergingen, die, nach Sitte religiöserer Zeiten, jedem Tempel, an dem sie vorbeikamen, einen ehrfurchtsvollen Gruſs widmeten, so sah es aus, als nähme das Storchnest und nicht der öde Tempel die Grüſse an.' Willkürliche Annahmen, welche die fraglichen Worte bei alledem nicht genügend erklären. — Alle Schwierigkeiten scheinen leicht dadurch beseitigt werden zu können, dafs man das Wort Concordia mit kleinem Anfangsbuchstaben schreibt und es als acc. plur. neutr. von *crepitat* abhängig macht. Sonach ist der Vers zu übersetzen: 'Und diejenige Göttin, welche ihre Jungen (*nido* = *pullis*, wie z. B. V, 143) begrüſst und dann Einträchtiges (Laute der Eintracht) klappert (verkündigt).' Diese Göttin ist natürlich nicht Concordia, sondern Pietas, welcher der Storch geheiligt war (vgl. Preller, röm. Mythol. S. 626). Statt des Begriffs der Göttin steht, wie nicht ungewöhnlich, die Beschäftigung ihres Symbols, des Storchs.

b) Juven. Sat. III, 216 sqq.:

— — Hic nuda et candida signa,
Hic aliquid praeclarum Euphranoris et Polycliti,
Haec Asianorum vetera ornamenta deorum,
Hic libros dabit et forulos mediamque Minervam,
Hic modium argenti . . .

In der Aufzählung der für die neue Ausstattung des Abgebrannten beisteuernden Freunde befremdet das in V. 218 plötzlich eingeschobene Femininum. Wem kann die Erklärung '*utriusque sexus studium et opera designari videtur*' plausibel erscheinen? Ebenso wenig befriedigt die Lesart der meisten Handschriften — offenbar eine alte Verschreibung —

'*Phaecasianorum vetera ornamenta deorum*', für deren Beibehaltung noch z. B. W. E. Weber lebhaft plaidierte. Auch Jahns Vorschlag, *haec* in *hic* zu verwandeln, ist mit Recht von C. Fr. Hermann zurückgewiesen. Es scheint statt *haec* vielmehr *aut* geschrieben werden zu müssen: eine geringfügige Änderung, wenn man bedenkt, wie leicht das in den vorhergehenden und nachfolgenden Versen befindliche Anfangs-*h* auch in v. 218 irrtümlich eindringen und *aut* in *aec* verschrieben werden konnte. Diese Partikel scheint der Sinn der Stelle zu erfordern; aufgezählt werden 1) Marmorbilder (*nuda et candida signa*), 2) Erzbilder (*aliquid praeclarum Euphranoris et Polycliti*), beides griechische, davon geschieden: 3) ungriechische, vorzugsweise ägyptische Kunstwerke (*aut Asianorum deorum ornamenta*).

Bei der sich anschliefsenden kurzen Debatte erklärt Hertz (Breslau), dafs er in der ersten Stelle vorläufig an der Angabe des Schol. festhalte, deren Unglaubwürdigkeit ihm nicht genügend erwiesen sei.

v. Urlichs fafst darauf noch einmal seine Bedenken gegen jene Angabe kurz zusammen, worauf Heine (Brandenburg) ihm völlig beistimmt.

(Schlufs gegen 10 Uhr.)

Vierte Sitzung

am 4. Oktober 1884, morgens 8½ Uhr.

1) Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Volkmann (Jauer):

'Zur Geschichte der griechischen Rhetorik'.

Volkmann (Jauer): 'Während sich die Metrik, die Lehre von den äufseren Kunstformen der gebundenen Rede, seit lange eingehender und gediegener Bearbeitung zu erfreuen hat, ist die der Metrik in gewisser Hinsicht verwandte Rhetorik, die Lehre von den äufseren Kunstformen der Prosa in ihrer wichtigsten Gattung, noch immer ein ziemlich vernachlässigtes Gebiet. Keiner der bahnbrechenden Philologen hat sich mit ihr befafst. Weder Wolf noch G. Hermann haben sich um dieselbe gekümmert. Doch sind es gerade die Untersuchungen zweier Schüler Hermanns — Benseler und F. V. Fritzsche — welche uns den Beweis geben, welche Wichtigkeit selbst so untergeordnete Punkte der Rhetorik, wie die Vermeidung des Hiatus und die Regeln über die rhythmische Komposition der Prosa, für die Kritik der Autoren und somit für litterargeschichtliche Fragen haben können. So ergiebt sich auch die Rede des in seiner Zeit hochberühmten Herodes Atticus περὶ πολιτείας nur für den als ein wirklich merkwürdiges und interessantes Produkt der späteren Sophistik, der mit den rhetorischen Lehren vom *sermo figuratus* genau vertraut ist. Eine eingehende rhetorische Analyse wird voraussichtlich auch den späteren Ursprung der Tetralogieen des Antiphon endgiltig erweisen und die in dieser Hinsicht neuerdings von van Heerwerden und Dittenberger vorgebrachten sprachlichen Indicien wesentlich unterstützen.

Das Verdienst der Wiedereinführung der Rhetorik in den Kreis philologischer Studien gebührt L. Spengel mit seiner συναγωγὴ τεχνῶν, der gediegenen Lösung einer von

A. Böckh gestellten Preisaufgabe der Berliner Akademie. Leider hat sein Vorgang nur wenig Nachfolger gehabt. Allerdings wirkt die grofse Menge der aus dem Altertum erhaltenen rhetorischen Schriften mit ihrem mehrfach abstrusen, spitzfindigen Inhalt zunächst etwas abschreckend. Aber mit einiger Geduld liest man sich bald in sie hinein und entnimmt aus ihnen ein wohlgegliedertes, sehr übersichtliches und scharfsinniges System. Philologisch interessant wird aber dieses System erst mit der Frage nach seinem Ursprung, seinem allmählichen Ausbau und den verschiedenen Wandlungen, die es im Laufe der Zeit erfahren hat, mit einem Worte durch seine historisch-kritische Betrachtung. Hierbei läfst uns aber unsre aufserordentlich lückenhafte Überlieferung vielfach im Stich, sodafs sich für Hypothese und mehr oder minder wahrscheinliche Kombination ein ebenso weites als ergiebiges Feld eröffnet. Vor allem ist der Einfluſs zu ermitteln, welchen die Stoiker auf den theoretischen Ausbau der Rhetorik gehabt haben, und der Grad der Abhängigkeit, in welchem Hermagoras von Jemnos, der eigentliche Schöpfer des späterhin giltigen rhetorischen Systems, zu den Stoikern steht. Dafs wir den Stoikern die innige Verbindung verdanken, in welcher wir die grammatischen und rhetorischen Studien bei den Pergamenern antreffen, die zu der für uns so wertvollen ästhetischen Kritik der Autoren und im weiteren zum Atticismus geführt hat, steht fest. Ob aber die Stoiker das von ihnen vorwiegend dialektisch behandelte Material mehr den Isokrateern und der Empirie der Rhetorenschulen, oder den Peripatetikern, oder gleichmäfsig beiden Richtungen entlehnt haben, bleibt erst noch zu ermitteln.

Nur mit Hilfe der historisch-kritischen Betrachtung ist es möglich, in die scheinbar höchst einfache und übersichtliche, in der That aber aufserordentlich verwickelte und widerspruchsvolle Statuslehre Klarheit und Ordnung zu bringen. Nach Hermagoras hat jede rednerische Aufgabe ohne Unterschied einen Status, d. h. einen Hauptpunkt, auf den bei der Beschaffung des Beweismaterials alles ankommt. Was keinen Status hat, ist ἀσύστατον. Von diesem ist bei Cornificius, Cicero und Quintilian keine Rede. Die beiden letzteren weisen gleichfalls jeder Aufgabe ihren Status zu, aber sie leiten ihn aus *accusatoris intentio* und *defensoris depulsio* ab, von denen doch nur bei Aufgaben vom *genus iudiciale* die Rede sein kann, wie denn auch ihre Spezialvorschriften für die Behandlung der Status lediglich auf dieses *genus* berechnet sind. Hermogenes kennt die ἀσύστατα, aber die Einteilung der συνεστῶτα in στασιαζόμενα und ἀστασίαστα kommt auch bei ihm nicht zur völligen Klarheit. Ganz wunderlich aber ist es, wenn die römischen Rhetoren nach Abhandlung der Statuslehre noch weitläufig die Begriffe der *quaestio*, *ratio*, *firmamentum* und *iudicatio* erörtern, während doch ohne *ratio* und *firmamentum* überhaupt kein *status* in ihrem Sinne denkbar ist. Sehen wir uns nun nach dem geschichtlichen Ursprung der ganzen Statuslehre um, so finden wir die Keime derselben für Aufgaben vom *genus iudiciale* bereits bei Aristoteles und in der jetzt ziemlich allgemein dem Anaximenos beigelegten *rhetorica ad Alexandrum*, offenbar aus der rednerischen Praxis abstrahiert. Der Name στάσις rührt aber erst von Naukrates, einem späteren Isokrateer, oder dem Klazomenier Zopyros, einem Zeitgenossen des Sillographen Timon her. Die Stoiker fanden Begriff und Namen vor. Da sie nun jede ὑπόθεσις auf eine zu Grunde liegende θέσις zurückführten, so wurde nun auch in letzterer ein Analogon zur στάσις gesucht und gefunden, das aber nicht aus den περιστατικά des αἴτιον und συνέχον, sondern nur aus κατάφασις und ἀπόφασις, den Elementen jeder θέσις, hergeleitet werden konnte. Dadurch erhielt aber der

Begriff der στάσις eine bedenkliche Homonymie, indem er einmal die besondere Fragestellung, das andere Mal den allgemeinen Bestand einer Frage oder rednerischen Aufgabe bezeichnete. Θέσις, κατάφασις, ἀπόφασις, ζήτημα, sowie ζήτημα (= ὑπόθεσις), αἴτιον, συνέχον, κρινόμενον sind nunmehr zwei parallele Begriffsreihen zur Gewinnung der στάσις, genauer der συνεστῶτα in ihrem Gegensatz zu den ἀσύστατα, und der σταστάζομενα im Gegensatz zu den ἀστασίαστα, die sich wie das Allgemeine zum Besonderen verhalten. Dieser wirkliche Sachverhalt war aber bereits bei Hermagoras verdunkelt und ist bei den folgenden Rhetoren bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und selbst bei Hermogenes nicht in voller Reinheit zur Geltung gekommen.

Der Vortragende gab zur Orientierung der Versammlung die notwendigsten Belege für seine Auseinandersetzungen, mufste sich aber bei der Kürze der ihm zugemessenen Zeit leider versagen, auf das rhetorische Detail in erschöpfender Weise einzugehen.

Da — abgesehen von einer kurzen Bemerkung Heines (Brandenburg) über eine andere Auffassung des Ausdrucks *status* — keine Debatte an den Vortrag sich anschlofs, so sprach der Vorsitzende dem Redner für seine nach Inhalt und Form vorzügliche Darlegung den Dank der Versammlung aus.

2) Vortrag des Dr. Gustav Hinrichs (Berlin) über:

'Die Homerischen Äolismen'[1]).

Eine recht ernst gemeinte Bitte um Nachsicht mufs ich voraussenden, wenn ich auf die freundliche Einladung unseres hochverehrten Herrn Sektionsvorstandes hin es wage, vor einem so berufenen Publikum einige improvisierte Worte über die Homerischen Äolismen zu sprechen. Dieses Thema, welches mich vor Jahren eingehend beschäftigt hat, ist mir ganz kürzlich wieder näher gebracht worden durch den Angriff des Herrn Dr. Karl Sittl in München in seiner griechischen Litteraturgeschichte I, S. 34—44 und in einem besonderen Aufsatz des Philologus 'Über die Äolismen der Homerischen Sprache' (XLIII, S. 1—31). Die Sache hat für mich ja zuerst ein näheres persönliches Interesse; sie hat aber weiter zugleich auch eine praktische Bedeutung, einmal insofern ich bei der mir übertragenen Bearbeitung von Faesis Odyssee die Berechtigung darlegen mufs, auf die Äolismen in der Formerklärung Rücksicht nehmen zu dürfen, und dann hauptsächlich für Ficks äolische Odyssee, wenn diese auch weniger für eine Wiederherstellung in die wirkliche ursprüngliche Form als für ein Exercitium nach dieser Richtung zu gelten hat. Es würde ihr natürlich der Boden gänzlich entzogen, wenn es Hrn. Sittls Angriff gegen mich gelungen wäre — und man hat ihm bereits volles Recht nachgerühmt[2]) —, die Annahme eines äolischen Epos als ein leeres Phantom hinzustellen: Fick hat aber die Resultate meiner Dissertation 'De Homericae elocutionis vestigiis Aeolicis' (1875) mit zu Grunde gelegt. Ich habe meinen Standpunkt gegen Hrn. Sittl verteidigt in einer am heutigen Tage zur Ausgabe gelangenden Streitschrift: 'Herr Dr. Karl Sittl und die Homerischen Äolismen' (Berlin, Weidmann 1884, S. 97); ich darf mich daher hier darauf beschränken, dieselbe mit etlichen Worten zu erläutern und einige Punkte kurz herauszuheben oder vorzulesen.

---

1) Das Nachfolgende ist nachträglich von dem Redner niedergeschrieben.

2) Jakob Sitzler (Gymnasium II 7, S. 230) und Albert Gemoll (Gött. gel. Anz. 1884, n. 15).

Die Gegengründe Hrn. Sittls gegen die Annahme eines äolischen Epos sind einmal sachlicher und zweitens sprachlicher Natur. Die ersteren beziehen sich auf den Ausbau der Sagen vor Homer und sodann auf die Form der vorhomerischen Gedichte, wie Hr. Sittl sich dieselben denkt. Zunächst mufs nun seine Behauptung energisch zurückgewiesen werden, dafs 'die äolischen Heldenlieder einzig und allein aus den Homerischen Äolismen (also den einzelnen Sprachformen wie ἄμμες und anderen Pronominalformen, welche die 'Citadelle' der Äolismen genannt werden) konstruiert seien'; denn derjenige, welcher zuerst mit Ernst und im Zusammenhang von der äolischen Sage und Dichtung gehandelt hat, K. Müllenhoff in seiner Deutschen Altertumskunde I, ist rein von der Sache, d. h. von der Betrachtung des Sageninhalts, ausgegangen und hat die Sprachformen, abgesehen natürlich von der Form der Eigennamen, die überhaupt ein Lieblingsthema von ihm waren, mit keinem Worte erwähnt (s. S. 62). Was die Verschmelzung des indogermanischen Mythus vom Drachenmord, dessen Andenken der 'Drachentöter' Achilleus am Pelion erhalten habe, mit der achäischen Geschichte, d. h. den Atridensagen, anlangt, so stellt Hr. Sittl die bei fehlender Begründung rätselhaft bleibende Behauptung auf, der Name Ilion spiele auf die 'Höhle' des Raubes im Mythus an. Dem gegenüber verdient Müllenhoffs Vermutung, die Verschmelzung von Mythus und Geschichte sei herbeigeführt durch die Namensgleichheit der griechischen Helena und einer mythischen, bereits in Troja lokalisierten Helena, alle Hervorhebung und Anerkennung. Müllenhoff verwies noch auf den Propheten Helenos, um welchen sich Hr. Sittl gar nicht gekümmert hat, konnte aber mit dem Namen der Kassandra nicht ins Reine kommen. Dieser Name ist anscheinend eine Parallelbildung zu älterem Καστι-άνειρα[1]), wie eine Gemahlin des Priamos heifst (Θ 305), und bedeutet die Auszeichnung durch glänzende Gestalt[2]) oder auch durch Mannhaftigkeit: Kassandra, die Prophetin der Kyprien, ist die Schwester des Helenos, also vielleicht die Gräcisierung für die troische Helena (wie Ἀλέξανδρος für Πάρις, Ἕκτωρ für Δαρεῖος). Mindestens empfiehlt schon der troische Helenos neben der griechischen Helena Müllenhoffs glückliche Hypothese in genügender Weise. Der Ort der Verschmelzung von Mythus und Geschichte ist Kleinasien, d. h. nach Hrn. Sittl Ionien, nicht die Äolis. Smyrna mit seiner angeblichen 'Lieder- und Sagenbörse' als Geburtsstätte der Ilias und Odyssee wird beiseite geschoben, ebenso der topographische Hintergrund der Gedichte, die Nähe und das Betreten des Schauplatzes der Sage. Die Behauptung, die Äolier hätten mit dem troischen Kriege nichts zu thun, wird gestützt erstlich durch die Berufung auf die vage Genealogie der Eöen, wo Achäos

1) Καστι-άνειρα zeigt c-τ wie ἐστί (neben τίθηϲι). Nun ersehe ich aus v. Wilamowitz-Möllendorffs Aufsatz über Hippys von Rhegion (Hermes XIX 452), wo aus Epidauros die zweite Person ϲυντίθηϲι belegt wird, dafs 'uns die amerikanischen Ausgrabungen in Assos die dritte Person ἔϲϲι neben τίθηϲι wenigstens für das Äolische beschert haben'. Darnach könnte man vielleicht gerade auch in Κάϲϲανδρα für Κάϲτ(ι)-ανδρα eine äolische Formation des Namens anerkennen, eine Folgerung, die nicht ohne Interesse und Bedeutung für meine Beweisführung wäre. [Vgl. jetzt zum Ganzen meinen Aufsatz im Philologus XLIV 401—441: 'Helena-Kassandra und Skamander-Xanthos, zur Onomatologie und Geschichte der griechischen Heldensage' und zu ἔϲϲι besonders S. 412 und Karl Brugmann in Iwan Müllers Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft II 76.]

2) Ich erinnere noch nachträglich an die Stelle von der Melantho τ 82: ἀγλαΐην, τῇ νῦν γε μετὰ δμωῇϲι κέκαϲϲαι, und die Homerische καλὴ Ἐπι-κάστη (λ 271), spätere Ἰοκάστη. [Μηδεικάστη Ν 173, Peppmüller, Komm. zu Ω p. 138.]

als Bruder des Ion gelte, sodann auf das Fehlen einer direkten Überlieferung, daſs Achäer an der äolischen Kolonisation teilnahmen: es habe wohl einen achäischen Führer, aber keine achäischen Kolonisten gegeben. Das ist eine ganz verkehrte und unerlaubte Trennung von Person und Masse; denn jene Führerschaft ist eben nur der sagenhafte oder poetische Ausdruck für die Teilnahme der Achäer. Jene Fürsten allein sollen in der Äolis nur ein persönliches Interesse an den Atridenliedern gehabt haben — wieder eine schiefe Vorstellung! Die Ansiedler selbst, so führte bereits Müllenhoff aus, müssen von Hause aus ein besonderes Interesse für die Atriden gehabt haben. Die Berufung auf achäische Sprache ist nichtig. Für Ionien macht Hr. Sittl ohne weitere Gründe geltend erstlich die Einwanderungen der Nord- und Ostpeloponnesier mit den Atridensagen und der Minyer und Molosser mit der Achillessage; nach üblicher Anschauung gehören diese Griechen zu den äolischen Kolonisten. Sodann erwähnt Hr. Sittl zwar Nachkommen der Atriden auf dem Thron von Klazomenä und Ephesos, aber nicht auch auf dem äolischer Städte wie Kyme. Ionische Sagen traten in Ionien gewiſs hinzu. Die anderen 'kleinasiatischen Mythen' werden auf 'wenige Züge' beschränkt, welche die Ionier 'von den Phrygiern leicht erfahren konnten'. Aber es ist ganz undenkbar, daſs nur der alltägliche Anblick der Heldengräber am troischen Strande 'die Phantasie des ionischen Küstenfahrers' zur Schöpfung jener Sage angeregt habe: dazu bedurfte es des unmittelbaren Betretens des Landes selbst und des eigenen Anblicks der zerstörten Stadt. Ebensowenig können die Hauptträger der Sage auf troischer Seite, Paris, Priamos und Hektor, durch bloſses 'Erfahren' oder 'Hörensagen' hereingekommen sein. Hektor wird von Hrn. Sittl ziemlich willkürlich Nordgriechenland zugewiesen: die übrigen phrygisch-troischen Namen, Paris und Priamos, sollen die Ionier deshalb nicht von den Äoliern, sondern 'aus anderen Quellen' erfahren haben, weil sie Priamos statt Perramos sagen. Aber auf die Äolis verweist uns entschieden der Priamide Πάμμων, vielleicht auch Hektor: Paris, gewiſs schon von den Äoliern durch Ἀλέξανδρος übertragen, das auch metrisch bequemer war, mochte auch bei ihnen den alten Vokalismus noch bewahren; Priamos heiſst hingegen äolisch Πέρραμος, welches, wie die Namen Πάρις und Πέργαμος erweisen, die ältere Form ist (nicht umgekehrt); der Vokal der ersten Silbe ist primär und seine Färbung ε für α ausschlieſslich äolisch. Höchst wahrscheinlich legten erst die Ionier sich den Namen Πέρραμος, wie sonst schon ähnlich in Πάρις, Δαρεῖος = Ἀλέξανδρος, Ἕκτωρ geschehen, in Πρίαμος zurecht, zweifellos unter Anlehnung an die Volksetymologie von πρίασθαι; denn Πρίαμος selbst erschien in der Sage nicht mehr als der 'Kämpfer', was er ursprünglich gewesen war. Auch das Metrum empfahl Πρίαμος. Daſs wir aber die Volksetymologie nicht entbehren können, beweist der ἀργεϊφόντης, der äolische Blitzbote, welcher, wie die sprachliche Miſsgeburt ἀνδρεϊφόντης bezeugt, schon in einem jüngeren Stadium der Homerischen Gedichte in den 'Argostöter' nach Analogie von Λυκοφόντης u. a. übergegangen war. Hrn. Sittls Behauptung von den 'anderen Quellen' ist ein Trugschluſs.

Um nun zur Form der vorhomerischen Gedichte zu kommen, so fordert Hr. Sittl die Resignation des Sextus Empiricus, der sage, die Homerische Poesie sei die älteste, und beruft sich nach seinem 'Beweis' von der unmöglichen 'Entlehnung des Stoffes' auf ein 'ungünstiges Vorurteil gegen die Äolismen'. Beide Momente sind ohne Bedeutung. Auch ein etwaiger iambisch-trochäischer Rhythmus darf nicht gegen ein äolisches Epos geltend gemacht werden. Ebensowenig darf die Parallele der griechischen Lyriker zurückgewiesen

werden durch Gründe der 'Komposition', weil die äolischen Lieder zu niedrig ständen, als dafs 'der reiche Ionier von dem Armen habe borgen sollen'. Hr. Sittl beläfst den Äoliern nur reine, ganz schlichte Volkslieder ohne das erzählende Element, welches doch der griechischen Lyrik überhaupt eigen geblieben ist: 'epische Gesänge' spricht er ihnen ab, weil die 'eifrigen äolischen Munizipalhistoriker' solche nicht erwähnen und 'die Äolier sich in keiner Weise an der epischen Dichtung beteiligten' (denn Lesches wird zu einem Appellativ verflüchtigt), da sie ja nach ihrer Naturanlage 'nur für Lyrik Sinn und Talent besafsen' (wie die einzelnen Griechen, so erscheinen nach Hrn. Sittl auch die einzelnen Stämme als Spezialisten). Diese Ausführungen bedürfen keiner ernstlichen Widerlegung. Bei dem Lyriker Alkman liefert übrigens Hr. Sittl selbst ein unfreiwilliges Zeugnis für die homerischen Äolismen, indem er sagt, dafs 'er selbst keine anderen Äolismen als die epischen angewendet' habe. Hrn. Sittls Darstellung ist eben auch sonst nicht frei von starken Widersprüchen, wie die Stellen über die 'Komposition' und den 'Archaismus' im Homer beweisen (S. 63. 61.).

Die sprachlichen Gegengründe allgemeiner Natur können 'einige äolisierende Formeln' doch nicht ganz in Abrede stellen; aber dieser Rest spricht schon bedenklich gegen Hrn. Sittl. Er übergeht gänzlich die Parallele der alexandrinischen Epiker und anderer Dichter, die doch ihre 'äolisierenden Formeln oder Formen' aus der 'Litteratur' schöpften: für Homer soll ihre Quelle vielmehr die 'Volkssprache' sein, und zwar der Mischdialekt Nordioniens. Aber 'Formeln' an bestimmter Versstelle beruhen stets auf Kunsttradition und werden nicht im Handelsverkehr entlehnt. Alle anderen Sprachformen erkläre der 'Archaismus'. Der altionische Dialekt soll nach Hrn. Sittl viele fremde Elemente umschlossen haben, die sich notgedrungen verbrüderten, d. h. weniger amalgamierten als im dorischen Dialekt. Von Herodots Unterdialekten wissen wir aber nichts, und jene weite Konstruktion dieses kautschukartigen 'Altionischen' beraubt uns aller Methode: immerhin müfsten wir doch lautlich aus den Altionismen überall die jüngeren Formen entwickeln können, was einfach nicht angeht. Aber Hr. Sittl kommt selber nicht damit aus: er nimmt trotz aller Polemik selbst noch Dialektformen an: ἄλλυδις ἄλλος sei arkadisch-pamphylisch; υ für den Themavokal ο sei gar nicht äolisch, wie das 'ursprüngliche' υ in ἐπαςςύτεροι, τηλύγετος und gemeingriechischem αἰςυμνήτης beweise. Hr. Sittl beruft sich also auf Worte, die noch gar nicht allgemein befriedigend gedeutet, aber vielleicht gerade äolisch sind. Was die Äolismen im ganzen betrifft, so könnte ich für mich ja auch anführen, wie der Assyriologe Sayce sich in der Anerkennung und Ableitung derselben ganz auf meine Seite gestellt hat.

Von Hrn. Sittls sprachlicher Behandlung im besondern nur noch einige Beispiele. Ἀμύμων, das er G. Meyer gegenüber nicht von μῶμος zu trennen scheint, ist ihm ein 'Archaismus', da 'ω sich durch die Mittelstufe ο F völlig regelrecht aus υ entwickelt habe'. Dieser von Capelle entlehnte Einwand stützt sich auf eine 'scharfsinnige Vermutung' von G. Curtius in der vierten Auflage der 'Grundzüge', die jedoch in der fünften ganz gestrichen ist. Es wird weiter getadelt, dafs trotz der später überall vorkommenden Namen auf Θερς- 'Θερσίτης und 'Αλιθέρσης, Πολυθερσείδης, Θερσίλοχος, die Namen beiläufig genannter Phäaken, als unzweifelhafte Reste altäolischer Poesie paradieren müssen'. Aber Θερσίτης bleibt zweifellos äolisch; die Ithakesier (nicht Phäaken) 'Αλιθέρσης und Πολυθέρσης können Nachbildungen sein, und der 'Phäake' Θερσίλοχος ist

mindestens ein veritabler Trojaner. Sicherlich ist Θερσίτης kein 'wertvolles Residuum der altionischen Sprache'. Dafür spricht auch der Θερσίτης der Odyssee, der Bettler Ἶρος, zugleich eine schlagende Parallele für den umgedeuteten ἀργειφόντης. Ἶρος ist die äolische Form für ἱερός in der ursprünglichen Bedeutung: der 'Starke', welcher geprügelt wird. Θερσίτης und Ἶρος sind Landsleute und Gebilde äolischer Phantasie. Erst die spätere Volksetymologie hat die Form Ἶρος mit dem digammierten Namen der Götterbotin Ἶρις zusammengebracht[1]), obwohl Ἀρναῖος (der Lämmermann) im Epos gar nicht als Bote fungiert.'

Wegen der vorgerückten Zeit mufs von einer Debatte über die angeregten Fragen abgesehen werden.

Der Vorsitzende schliefst darauf die Verhandlungen der Sektion mit warmen Worten des Dankes für die rege Teilnahme, welche von den Mitgliedern in den Sitzungen an den Tag gelegt ist, und besonders für das liebenswürdige Entgegenkommen der Herren, welche durch ihre inhaltreichen und anregenden Vorträge die diesjährigen Verhandlungen so interessant und fruchtbringend gemacht haben.

Ascherson (Berlin) spricht in herzlichen Worten den Dank der Versammlung dem Vorsitzenden aus, der mit der gröfsten Hingebung seines Amts gepflegt, die meisten Vorträge durch liebenswürdige Überredungsgabe persönlich veranlafst und die Verhandlungen in so ausgezeichneter Weise geleitet habe.

Der Vorsitzende erwidert mit einigen Dankesworten für den Schriftführer.

(Schlufs gegen 10 Uhr.)

---

1) Vgl. c 7: οὔνεκ' ἀπαγγέλλεσκε κιών, ὅτε πού τις ἀνώγοι. [S. Philologus XLIV 437.]

VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Buchbinder, Dr., Professor. Schulpforta. I. Vorsitzender.
2. Gerhardt, Dr., Gymnasialdirektor. Eisleben. II. Vorsitzender.
3. Pieper, Dr., Oberlehrer. Dessau. I. Schriftführer.
4. Ströse, Realgymn.-Lehrer. Dessau. II. Schriftführer.
5. Bensemann, Gymnasiallehrer. Zerbst.
6. Böttcher, Dr., Oberlehrer. Leipzig.
7. Diederichs, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
8. Eggers, Dr., Oberlehrer. Norden.
9. Fischer-Benzon, Oberlehrer. Kiel.
10. Franke, Dr., Oberlehrer. Schleusingen.
11. Fricke, Dr. Dessau.
12. Gerlach, Dr., Oberlehrer. Parchim.
13. Hochheim, Dr., Professor. Magdeburg.
14. Hildebrand, Oberlehrer. Zerbst.
15. Jahn, Realgymnasiallehrer. Mühlhausen.
16. Kellermann, Realschullehrer. Havelberg.
17. Klofs, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
18. Krause, Prorektor. Hanau a/M.
19. Laue, Gymnasiallehrer. Sangerhausen.
20. Lebe, Professor. Dessau.
21. Liebetruth, Cand. prob. Köthen.
22. Lucke, Gymnasiallehrer. Köthen.
23. Meyer, Gymnasiallehrer. Zerbst.
24. Nouvel, Oberlehrer. Köthen.
25. Parow, Dr., Realschullehrer. Halle a/S.
26. Reinicke, Gymnasiallehrer. Köthen.
27. Röfler, Gymnasiallehrer. Hannover.
28. Roth, Realschullehrer. Buxtehude.
29. Schlundt, Dr., Oberlehrer. Greiz.
30. Schröder, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
31. Schubring, Realgymnasiallehrer. Erfurt.
32. Stoy, Dr., Professor. Jena.
33. Stoy, Dr., Privatdozent. Jena.
34. Suchsland, Dr., Oberlehrer. Halle a/S.
35. Suhle, Dr., Realgymnasialdirektor. Dessau.
36. Weyhe, Dr., Oberlehrer. Dessau.

Erste (konstituierende) Sitzung
am 1. Oktober 1884.

Nach Schluſs der allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in dem Lehrzimmer des Gymnasiums und Realgymnasiums für Physik.

Professor Dr. Buchbinder (Schulpforta), welchen das Präsidium der Versammlung seiner Zeit ersucht hatte, die Vorbereitungen für die Sektion zu übernehmen, begrüſste die Anwesenden und teilte mit, daſs er eine Anzahl Herren, welche bereits auf früheren Versammlungen Vorträge gehalten haben, auch für diese zu gewinnen versucht, daſs er

freilich nicht wenig Absagen, aber doch auch mehrere recht erfreuliche Zusagen zu verzeichnen habe, und so stände denn eine Anzahl von Vorträgen in Aussicht, unter denen auch einige freiwillig angeboten seien.

Ferner machte Redner die Anwesenden darauf aufmerksam, dafs eine Anzahl recht interessanter Lehrmittel im Versammlungszimmer, sowie in den anstofsenden Sälen ausgestellt wären, und auch die Sammlungen des Gymnasiums und des Realgymnasiums würden durch die Güte des Direktors des Realgymnasiums Dr. Suhle den Anwesenden zur Ansicht dargeboten. Redner habe, angeregt durch den Redakteur der Zeitschrift für mathematischen Unterricht J. C. V. Hoffmann in Leipzig, sich mit verschiedenen namhaften Mechanikern in Verbindung gesetzt, um sie zur Ausstellung geeigneter Apparate zu veranlassen. Zwar hätte eine Anzahl Firmen die Beschickung abgelehnt; andererseits seien aber doch auch recht erfreuliche Beiträge eingegangen.

Im Versammlungszimmer waren die von Velhagen & Klasing eingesandten 5stelligen Logarithmentafeln von Greve ausgelegt, sowie in der letzten Sitzung der immerwährende Kalender des Realgymnasiallehrers Schubring aus Erfurt in neuer Auflage; ferner war daselbst eine Sammlung von elektrischen Apparaten aufgestellt, welche Mechaniker Wesselhöft aus Halle auf Veranlassung des Oberlehrers Dr. Suchsland daselbst eingesandt hatte. Im Nebenzimmer befanden sich die interessanten stereometrischen Modelle des verstorbenen Prof. Dr. Heinze in Köthen, eine recht ansprechende Sammlung von Vorlagen und kleinen Apparaten zu dem angekündigten Vortrage des Oberlehrers Dr. Böttcher aus Leipzig gehörig und meist von Schülern angefertigt, welche durch ihre sinnreiche und einfache Herstellung besonderes Interesse erregten, endlich ein Mangscher Universalapparat, von der Verlagshandlung Ackermann in Weinheim freundlichst zur Verfügung gestellt und durch eine Reihe seiner neuesten Zusatzapparate vom Verfertiger Professor Mang in Baden-Baden vervollständigt. Im anstofsenden Saal war das interessanteste Ausstellungsobjekt aufgestellt, nämlich eine reiche Sammlung von optischen und spektralanalytischen Apparaten aus der Werkstatt von Dr. Stöhrer & Sohn in Leipzig, von diesen gütigst hergeschickt, darunter ein grofser vollständiger Projektionsapparat. Dazu kamen die reichen und meist sehr instruktiven Sammlungen des Dessauer Gymnasiums und Realgymnasiums in demselben und den benachbarten Räumen, unter denen die prächtigen Steinsalzsäulen aus Leopoldshall und eine Feinsche elektrodynamische Maschine die Aufmerksamkeit immer wieder auf sich lenkten.

Redner teilte endlich noch mit, dafs Dr. Israel-Holzwart aus Frankfurt a/M. einen Vortrag über mathematische Geographie für die nächstfolgende Versammlung in sichere Aussicht gestellt, und dafs der Direktor des Realgymnasiums in Trier Dr. Dronke, welcher am persönlichen Erscheinen zu seinem Bedauern verhindert sei, den im Tageblatte verzeichneten Antrag eingebracht habe.

Demnächst werden Prof. Dr. Buchbinder (Schulpforta) und Gymnasialdirektor Dr. Gerhardt (Eisleben) zum ersten, resp. zweiten Vorsitzenden gewählt. Das Schriftführeramt wird dem Oberlehrer Dr. Pieper (Dessau) und dem Realgymnasiallehrer Ströse (Dessau) übertragen. Hieran schliefst sich die Feststellung der Tagesordnung für die vom 2. bis 4. Oktober stattfindenden Sitzungen.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

1) Vortrag des Gymnasiallehrers Lucke (Köthen) über:

'Heinzes Behandlungsweise der geschlossenen geometrischen Gebilde' [1]).

Redner berührt kurz sein Zusammenwirken am Gymnasium zu Köthen mit dem am 17. Dezember v. J. verstorbenen Professor Dr. Carl Heinze, dessen Methode die Stereometrie zu lehren von besonderem Interesse sei. Er weist darauf hin, dafs er in seinem Vortrage nur die geschlossenen stereometrischen Gebilde behandeln werde und zwar vorzugsweise die Berechnung der Volumina. Die Tendenz von Heinzes Stereometrie ginge dahin, a) sämtliche elementarer Behandlung fähigen Körper von einer allgemeinen Form (Simpsonscher Körper) abzuleiten und nach einer Formel zu berechnen, b) durch Einführung der 'Drehung' einer Grundfläche neue Körper zu erzeugen, welche für jeden Drehungswinkel φ nach demselben Gesetz diskutiert werden können.

a) Die verwandten Arbeiten von Koppe, Ligowski, August, Steiner, Wittstein u. s. w., die Simpsonsche Regel für die elementare Stereometrie nutzbar zu machen, werden angedeutet, alsdann geht Redner zu Heinzes Darstellung über. Setzt man beim Simpsonschen Körper, als dessen einfache Formen das Prisma und die Pyramide sich darstellen und nach dem Cavallerischen Prinzipe berechnet werden, die parallelen Grundflächen $= F_0$ und F_2, die mittlere Durchschnittsfigur $= F_1$, so ergiebt sich für den einfachsten Fall des Körpers mit geraden Seitenkanten, das Wittsteinsche Prismatoid, die Richtigkeit der Simpsonschen Formel $J = \frac{1}{6} k (F_0 + 4 F_1 + F_2)$. Aus diesen läfst nun Redner in bekannter Weise die Körper mit krummlinigen Grundflächen entstehn und zeigt endlich, dafs die Formel auch für Körper mit sphärischen Seitenkanten anwendbar ist. Es folgt nun die Aufstellung der Körper in der sich so ergebenden Reihenfolge.

An einem durchgeführten Beispiele zeigt Redner, wie schnell die Simpsonsche Regel zur Bestimmung des Volumens führt und wie auch sofort die Oberfläche sich finden läfst.

b) Darauf geht er zu Heinzes Methode über, durch Drehung einer Grundfläche neue Formen zu erzeugen. Mit Hilfe dazu bestimmter Modelle führt er am Prisma die Entstehung der Anti-, Para- und Interprismen vor und zeigt, wie mit wachsendem Drehungswinkel Maximum und Minimum des Volumens erreicht und dafs alle neuen Formen nach derselben Formel gemessen werden; dann deutet er an, wie auch die übrigen Körper, Pyramide u. s. w. in gleicher Weise sich behandeln lassen und dafs, je weiter man fortschreitet, die anfänglichen Schwierigkeiten in der Auffassung bei den Schülern sich immer mehr verlieren. Speziell am Paracylinder zeigt er, dafs die Formel des Paraprisma, $J = \frac{1}{3} hg (2 + \cos \varphi)$ ohne weiteres auch für ihn gilt. Schliefslich fafst er die Bedeutung der Heinzeschen Stereometrie in folgende Punkte zusammen: sie zeichnet sich aus durch Zusammenfassen fast aller elementaren Körper unter eine Form und die Berechnung ihrer Volumina nach einer Formel, durch die streng systematische Anordnung der Körper, durch das Moment der drehenden Bewegung, wodurch Leben in die starren Massen kommt,

1) Vollständig abgedruckt in Hoffmanns Zeitsch. f. math. Unterr. 1885. XVI, 1.

durch die daran sich schliefsenden Diskussionen, welche eine nützliche und anziehende Beschäftigung für die Schüler bieten, und durch Aufnahme einer Anzahl höherer Körper, die sich leicht in die Formel einfügen. Das Verdienst Heinzes bestehe seinen Vorgängern gegenüber in der streng systematischen Anordnung der stereometrischen Gebilde und darin, dafs er die Volumina der von ihm aufgestellten Drehungskörper als Funktionen des Drehungswinkels dargestellt hat.

An der darauffolgenden Diskussion beteiligten sich nicht wenige der Anwesenden. Zwar wurden die hervorgehobenen Vorzüge des Systems nicht in Abrede gestellt, aber es wurden doch Zweifel laut gegen die leichte Anwendbarkeit auf der Schule. Man fürchtete (Buchbinder und andere), dafs nach Behandlung der einleitenden Abschnitte über die Lage von Punkten, Geraden und Ebenen im Raume und nach Diskussion des Prismas und der Pyramide, den notwendigen Voraussetzungen für den Simpsonschen Körper, nicht Zeit genug für das System übrig bleiben werde, auch dafs die neue Anschauungsweise den Schülern nicht geringe Schwierigkeiten bieten werde. Redner antwortet, Heinze habe Stereometrie in wöchentlich zwei Stunden im Wintersemester behandelt, allerdings sei er über die einleitenden Sätze schnell hinweggegangen, um hernach das System ausführlich vorzutragen.

Ströse (Dessau), ein Schüler Heinzes, äufsert sich über die Verständlichkeit dahin, dafs, nachdem die Schüler sich einmal an die neue Anschauungsweise gewöhnt hätten, es ihnen nach seiner Erfahrung nicht schwer geworden wäre, dem Unterrichte zu folgen.

Böttcher (Leipzig) fragt, ob bei dieser Behandlung der Stereometrie noch Zeit für die Kegelschnitte geblieben sei. Redner antwortet, die Kegelschnitte habe Heinze in der Regel nur flüchtig berührt, auf eine ausführliche Behandlung derselben habe er sich nicht eingelassen.

Die Sektion spricht den Wunsch aus, den Vortrag demnächst in der Zeitschrift für math. Unterricht gedruckt zu sehen.

2) Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Gerhardt (Eisleben) über:

'Die Mathematik auf dem Gymnasium mit Bezug auf die Forderungen in dem Preufsischen Regulativ vom 31. März 1882'.

Der Vortrag gliedert sich in zwei Teile: a) was von der Mathematik ist auf dem Gymnasium zu lehren? b) wie ist es zu lehren?[1])

ad a): Als in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts die Gymnasien organisiert wurden, sei bei den meisten die niedere Mathematik Gegenstand des Unterrichts gewesen. In dieser Zeit lagen die mathematischen Wissenschaften in Deutschland in den Banden der sogenannten kombinatorischen Schule, daher vorzugsweise der arithmetisch-algebraische Teil auf den Gymnasien Berücksichtigung fand. Umfangreiche Formeln, welche sich um den binomischen und polynomischen Lehrsatz gruppierten, bildeten den Kern. In der Geometrie wurden entweder die Elemente Euklids oder dürftige Auszüge daraus zu Grunde gelegt, Stereometrie trieb man nur in geringem Umfange, desgleichen

1) Die nachfolgende Inhaltsangabe in der von dem betr. Sektionsvorstande eingesandten Fassung.

Trigonometrie. Durch das Abiturientenreglement von 1834 wurden die Forderungen, wie weit auf dem Gymnasium Mathematik zu lehren sei, bestimmt formuliert, die so wichtigen Kegelschnitte und die sphärische Trigonometrie fielen weg, der arithmetisch-algebraische Teil blieb im wesentlichen unangetastet. So sei es im Grunde bis auf die neueste Zeit geblieben. Erst der Lehrplan von 1882 habe darin Wandel geschafft, der arithmetisch-algebraische Teil sei beschränkt worden, Kettenbrüche, Kombinationslehre, höhere arithm. Reihen seien beseitigt, dagegen sei es verstattet, sphärische Trigonometrie und Kegelschnitte zu berücksichtigen, leider aber letztere in analytischer Behandlung; mit Recht seien Determinanten, für welche von gewisser Seite so viel gekämpft worden, ausgeschlossen; auch sei auf gewisse Teile der angewandten Arithmetik, wie Versicherungswesen, Wahrscheinlichkeitsrechnung, keine Rücksicht genommen.

Durch die Mathematik solle dem Schüler das Bild einer Wissenschaft vorgeführt werden, dazu gehöre vor allem innerer Zusammenhang. Deshalb stelle er die These:

> 'Auf dem Gymnasium ist vorzugsweise Geometrie zu lehren, und nur so viel von Arithmetik und Algebra, als zum Verständnis jener notwendig ist'.

Dafs die Geometrie einen höheren Bildungswert als die Arithmetik hat, sei allgemein anerkannt. Werde sie der Hauptteil des mathematischen Unterrichts, werde z. B. auf der obersten Stufe eine Wiederholung und Zusammenfassung des ganzen Gebietes vom Standpunkte des Primaners aus vorgenommen, woran sich dann die Kegelschnitte, aber in synthetischer Behandlung etwa nach Art der Alten anschliefsen müssen, so erhalte der Schüler ein Bild von dem Zusammenhange einer Wissenschaft.

ad b) Wie gelehrt werden solle, das wolle er nur kurz berühren; er wolle nicht von Methode reden, für die Mathematik sei der Lehrer die Methode; derjenige Lehrer habe die beste Methode, welcher die besten Resultate erziele. Aus der grofsen Masse des vorliegenden Stoffs wolle er nur einiges hervorheben. Man habe neuerdings vielfach eine Reform des geometrischen Unterrichts angestrebt, es solle z. B. die Teilung von Planimetrie und Stereometrie aufgehoben werden, man wolle sofort mit Konstruktionen im Raume beginnen. Dieser Vorgang sei nicht neu (vgl. Bretschneider, Lehrgebäude der Math. 1844). Es sei nicht zu leugnen, dafs die wissenschaftliche Behandlung der Mathematik diese Reform verlange; ob dies auch pädagogisch ratsam sei, dies sei eine andere Frage; jedenfalls sei der Gegenstand noch nicht genug durchgearbeitet, um im Unterricht verwertet zu werden. Ferner sei man von verschiedenen Seiten dagegen, den wissenschaftlichen Unterricht in der Geometrie von Quarta ab zu beginnen, der Quartaner sei dafür noch nicht reif; vor Tertia solle nur propädeutische Konstruktionslehre genommen werden. Der Wert der letzteren sei nicht zu verkennen, aber sie gehöre nach Quinta. Dafs der Quartaner die Euklidischen Beweise nicht zu fassen vermöge, für die man die wenig geschmackvolle Bezeichnung 'Mäusefallenbeweise' erfunden habe, er wisse nicht wer?, dem könne er nicht zustimmen; durch eine vierzigjährige Praxis sei er vom Gegenteil überzeugt, er spreche sich dafür aus, dafs der systematische Unterricht in der Geometrie in der Quarta zu beginnen habe.

Der Vorsitzende weist zur Orientierung darauf hin, dafs nach dem neuen Reglement die Kombinationslehre, mittelst deren ja meist der binomische Satz abgeleitet werde, vom Gymnasium nicht ausgeschlossen sei, also auch nicht die Wahrscheinlichkeits-

rechnung und Verwandtes. Sonst stimme er dem Redner zu, dafs der geometrische Unterricht namentlich auf der obersten Stufe zu bevorzugen sei, wenngleich er Arithmetik und Algebra nicht so beschränkt sehen möchte wie jener. Auch bezüglich des Zwecks des mathematischen Unterrichts auf dem Gymnasium könne man abweichender Ansicht sein.

v. Fischer-Benzon (Kiel) erwähnt, der Name 'Mäusefallenbeweise' stamme von Schopenhauer. Dieser rede zweimal davon in seinem Werke 'die Welt als Wille und Vorstellung'; er moquiere sich dabei über diese Art von Beweisen, was ihn jedoch nicht hindere, später die Deckungsmethode selbst anzuwenden.

Von anderer Seite wird bemerkt, Traugott Müller habe in seinem Buche 'die Ergebnisse der Steinerschen Methode für die Schule' vorgeschlagen, den Unterricht in der Geometrie mit räumlichen Betrachtungen zu beginnen. In Bezug auf die Kombinationslehre entspinnt sich eine lebhafte Debatte zwischen dem Vortragenden und Suchsland (Halle), welcher für Beibehaltung derselben spricht; ihm schliefst sich Roth (Buxtehude) an. Schubring (Erfurt) ist gegen den Beginn der systematischen Geometrie in Quarta; er hat bei den Schülern Schwierigkeiten der Auffassung gefunden.

Gerlach (Parchim) schlägt vor, um Klarheit in die Debatte zu bringen, dafs die einzelnen Gebiete der Mathematik durchgegangen und kurz darüber abgestimmt wird, ob sie in den Lehrplan gehören oder nicht.

Der Vorsitzende fürchtet, dafs dies sich nicht ohne weitführende Diskussionen erledigen lasse. Die Sektion lehnt den Vorschlag ab, ebenso auf Antrag Stoys (Jena) eine Abstimmung über Gerhardts These.

(Schlufs 10 Uhr.)

Dritte Sitzung

am 3. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

1) Vorführung des Mangschen Universalapparats[1]) durch Realschullehrer Dr. Parow (Halle).

Einleitend bemerkt der Vortragende, die mathematische Geographie nehme unter den Disciplinen der Naturlehre mit Recht einen hervorragenden Platz ein. Als interessanteste Anwendung der Mathematik sei sie besonders geeignet zur Verstandesbildung, und rege zugleich durch den fortwährenden Hinweis auf die Gröfse des Universums und seine Gesetze das Gemüt der Jugend mächtig an. Leider seien früher die Bemühungen um dies Unterrichtsfach nicht selten an der Schwierigkeit gescheitert, die vielfach verwickelten räumlichen Beziehungen den Schülern zum rechten Verständnis zu bringen; seitdem man jedoch in den Besitz guter Anschauungsmittel gelangt sei, könne diese Schwierigkeit als überwunden betrachtet werden, und in dieser Beziehung verdiene der Mangsche Apparat wohl vor den übrigen den Vorzug.

Die sonstigen im Gebrauche befindlichen Apparate liefsen sich in zwei Gruppen teilen. Zur Versinnlichung der wirklichen Bewegungen der Himmelskörper dienten die Tellurien

1) Derselbe war im Sitzungszimmer aufgestellt.

resp. Planetarien, zur Darstellung der scheinbaren die Himmelsgloben. Die ersteren seien zu verwickelt konstruiert, zumal wenn sie mit allerhand Räderwerk verbunden wären, wodurch die Aufmerksamkeit der Schüler vom Wesentlichen abgelenkt würde, und andererseits sei es fehlerhaft, dafs sie dem Schüler die Bewegung der Gestirne nur nach dem heutigen Systeme vermittelten, ohne ihm zu zeigen, dafs jede andere Annahme unstatthaft sei. Die Himmelsgloben wiederum seien einmal zu klein, um die Gestirne und ihre Bewegungen deutlich zu zeigen, und dann geben sie diese in umgekehrter Folge, als wie sie der Beobachter am Himmel erblickt. Wenn so das Tellurium nur für die wirklichen und der Globus nur für die scheinbaren Bewegungen passe, so fehle die Möglichkeit mittelst dieser Instrumente darzustellen, wie aus der einen die andere Bewegung folge. Diese Fehler seien am Mangschen Apparate vermieden; an ihm könne man, für viele Schüler zugleich sichtbar, sowohl die scheinbaren als die wirklichen Bewegungen der Gestirne darstellen und beide Arten der Bewegung aus einander herleiten; auch könne man den Apparat so zerlegen, dafs immer nur diejenigen Teile angebracht würden, die gerade zur Betrachtung erforderlich wären, so dafs die Aufmerksamkeit der Schüler nicht abgelenkt werde. Nach des Redners Erfahrungen hat sich der Apparat in jeder Beziehung bewährt. Darauf geht er zur Vorführung desselben über. Er stellt zunächst die scheinbaren Bewegungen dar. a) Erdglobus mit Horizont, der für jeden Ort der Erde eingestellt werden kann, zur Erläuterung der astronomisch-geographischen Vorbegriffe; b) Himmelssphäre mit sämtlichen Sternen erster Gröfse und den wichtigsten Sternbildern. Die tägliche Bewegung des Himmelsgewölbes kann für jeden beliebigen Horizont dargestellt werden. Da die Kugelfläche der Sphäre nur durch einige Kreise markiert, im übrigen aber offen ist, so kann der Beschauer durch sie hindurchblickend alle Bewegungen vor sich gehen sehen, wie der Beobachter am Himmel sie erblickt. Mit Hilfe eines mit Gradeinteilung versehenen Meridians[1]) und eines Stundenkreises lassen sich alle Aufgaben über die Aufgangszeiten und Örter, über die Kulmination und Höhe der Gestirne praktisch und genau lösen. c) Im südlichen Ekliptikpol wird der Sonnenhalter eingesetzt und dann die jährliche Bewegung der Sonne um die Erde dargestellt. d) Am nördlichen Ekliptikpol wird der Mondhalter mit der höchst sinnreichen einfachen Knotenvorrichtung angeschraubt und die Eigenbewegung des Mondes gezeigt. Daraus ergeben sich unmittelbar die Mondphasen, welche am Apparat dadurch sichtbar werden, dafs der Mond an seinem Halter drehbar ist, so dafs die vernickelte Hälfte als beleuchteter Teil der Sonne zu-, die andere schwarz lackierte Hälfte von der Sonne abgewendet wird.

Es folgt die Darstellung der wirklichen Bewegungen. a) An dem Tellurium mit kurzem Erdansatz innerhalb der Sphäre zeigt sich die scheinbare jährliche Bewegung der Sonne als natürliche Folge der wirklichen Bewegung der Erde. b) Nach Entfernung der Sphäre wird der gröfseren Deutlichkeit halber durch einen längeren Erdansatz eine weitere Entfernung zwischen Erde und Sonne hergestellt und durch den Versuch mit einer zur Ekliptik senkrechten, dann mit einer in ihr liegenden und endlich mit einer zur Ekliptik richtig geneigten, aber noch nicht sich stetig parallelen Erdachse die Unhaltbarkeit aller

1) In der dritten Auflage ist statt der früheren beweglichen südlichen Meridianhälfte, welche man nach Bedürfnis anbringen oder entfernen konnte, ein voller fester Meridiankreis angebracht, durch welchen die Handlichkeit des Apparates gegen früher nach dem Urteil des Vortragenden wesentlich beeinträchtigt erscheint.

dieser Annahmen dem Beschauer unmittelbar deutlich gemacht. Darauf folgt mit richtiger Achsenstellung die Darstellung der Tages- und Jahreszeiten mit dem Vorteile, dafs, wenn man auf Anwendung der Sonnenkerze verzichten mufs, durch einen besondern, um die Erde herum gelegten, selbst feststehenden, der Erde aber ihre Beweglichkeit lassenden 'Lichtring' man die Grenze zwischen der beleuchteten und dunkeln Erdhälfte leicht zeigen kann. c) Um die Erdkugel des Telluriums drehbar, wird dann eine mit Knotenzeigern versehene Mondkugel im brauchbaren Gröfsenverhältnis angebracht, so dafs die Lehre von den Finsternissen in exakter Weise abgehandelt werden kann; es zeigt sich sowohl der Fall der totalen und partialen Finsternisse, wie auch der des Ausbleibens derselben je nach der Knotenlage.

Der Vortragende macht schliefslich noch darauf aufmerksam, dafs aufser den genannten Teilen des Apparates noch Vorrichtungen vorhanden seien zur Darstellung sowohl der scheinbaren Bewegung der Planeten an der Sphäre, als auch ihrer wirklichen am Tellurium, welches dadurch zum Planetarium werde, ebenso auch zur Darstellung der Rückwärtsbewegung des Frühlingspunktes sowohl an der Sphäre wie am Tellurium, so dafs das Instrument mit vollem Rechte als Universalapparat zu bezeichnen sei.

Bei der folgenden Besprechung weist Böttcher (Leipzig) darauf hin, dafs man im Zimmer an der Decke mittelst der Lampe die auf der Sphäre angebrachten Sterne anschaulich projicieren könne.

Nouvel (Köthen): Der Apparat lasse noch viel mehr Demonstrationen zu, als der Vortragende bei der Kürze der Zeit habe andeuten können.

Parow (Halle) betont wiederholt bezüglich der leichten Handhabung des Apparates, dafs, was er heute während des Vortrags an demselben nicht ohne einen gewissen Zeitaufwand fortwährend habe ändern müssen, während des Gebrauchs im Unterrichte sich immer für jede Stunde vor Beginn derselben mit grofser Leichtigkeit herstellen lasse.

2) Antrag des Realgymn.-Direktor Dr. Dronke (Trier):

'Die mathematische Sektion beschliefst, eine Kommission von fünf Mitgliedern mit dem Rechte der weiteren Kooptation zu ernennen, welche der nächsten Versammlung geeignete Vorschläge zu einer einheitlichen Schreibweise in der Algebra und Analysis, sowie zu einer einheitlichen Bezeichnungsweise in der Geometrie machen soll'.

Da der Antragsteller nicht zugegen ist, so verliest der Vorsitzende einen Brief desselben vom 13. Sept. d. J., worin er seinen Antrag anmeldet. Zur Begründung findet sich darin folgendes: 'Eine Motivierung ist eigentlich für jeden Lehrer, der die Misère kennt, die aus der Verschiedenheit der Schreib- oder Bezeichnungsweise kommt, nicht nötig. — Schreibt man doch noch $2 = \text{num. lg } 2$, sonst $2 = \text{num. log}^{10}\ 0{,}30103$ oder $2 = \text{num. (lg } 0{,}30103)$ u. s. w.). — Polardreikant bezeichnet fast in jedem Lehrbuche etwas anderes. Fast jeder Quartaner bezeichnet die Winkel an 2 Paar von einer dritten geschnittenen Parallelen anders u. s. w.'

Schubring (Erfurt): Es scheine niemand Lust zu haben, in die Kommission zu treten. Unter diesen Umständen dürfte eine weitere Besprechung unfruchtbar sein; man solle daher den Antragsteller ersuchen, seine Vorschläge auszuarbeiten und der nächsten Versammlung vorzulegen.

Suhle (Dessau) wünscht, dafs die Angelegenheit nicht so kurzer Hand abgemacht werde; die von Dronke erwähnten Übelstände seien in der That vorhanden; er sei dafür, die Kommission zu wählen.

Gerhardt (Eisleben) stimmt Schubring zu. In die Kommission könne man doch nur Notabilitäten wählen, sonst hätte die Sache keinen Erfolg.

Suhle (Dessau): Ein einzelner könne die Aufgabe nicht lösen; daher sei eine Kommission erforderlich, welche die Vorlagen ausarbeite.

Schubring (Erfurt): Der Antragsteller könne sich mit Redakteur Hoffmann in Verbindung setzen, damit seine Vorschläge in der betr. Zeitschrift veröffentlicht würden und so vor der nächsten Versammlung zur Besprechung kämen.

Suhle (Dessau): Der Vorsitzende möge mit Dronke und andern geeigneten Personen in Verbindung treten.

Der Vorsitzende: Die Frage sei gestern abend bereits bei der geselligen Vereinigung[1]) der Sektionsmitglieder mehrfach besprochen worden, und es habe sich allerdings keine Neigung gezeigt, die Kommission zu wählen. Es sei dies ja auch natürlich; denn Versammlungen, wie die unsrige, hätten immer eine etwas lokale Färbung; hier seien vorzugsweise Norddeutsche vertreten, Süddeutsche fast gar nicht. Im Süden würden diese überwiegen; auch sei das von Gerhardt erwähnte Moment von Wichtigkeit. So könne man wohl schwerlich die Kommission aus der hiesigen Versammlung wählen, Abwesende aber zu Mitgliedern zu ernennen, halte er für mifslich, da man nicht wisse, ob sie die Wahl annehmen würden. Was den Vorschlag Suhles anlange, so müsse er seinerseits zunächst danken, da er jetzt nicht wisse, ob ihm die erforderliche Zeit übrig bleiben werde, die Sache mit Dronke zusammen zu betreiben.

Roth (Buxtehude): Man dürfe sich kaum Erfolg von einem einseitigen Vorgehen versprechen, jedenfalls seien doch die Universitäten mit heranzuziehen.

Gerhardt (Eisleben) ist für Ablehnung der Wahl einer Kommission, möchte aber vermieden sehen, dafs der Antrag unberücksichtigt bleibt; er schlägt deshalb vor, die Versammlung solle sich mit der Tendenz des Antrags einverstanden erklären; Antragsteller aber möge selbst erst Vorschläge machen und diese entweder in der Hoffmannschen Zeitschrift publizieren oder der nächsten Versammlung vorlegen.

Darauf wird folgender Beschlufs gefafst: 'Unter Anerkennung der Tendenz des Antrags soll Direktor Dronke ersucht werden, bestimmte Vorschläge zu machen und in geeigneter Weise zu veröffentlichen'.

3) Antrag des Oberlehrers Nouvel (Köthen):

'In den mathematischen Unterricht ist eine allgemeine Definition von 'Produkt' und 'Potenz' bereits beim Beginn der betreffenden Partieen einzuführen'.

Hierauf erhält das Wort Oberlehrer Nouvel zur Begründung seines Antrags (Nr. 4 der Tagesordnung).

Nouvel (Köthen): Die bisher gebräuchlichen oder doch noch in vielen Lehrbüchern vorkommenden Definitionen von 'Produkt' — eine Summe von gleichen Summanden — und 'Potenz' — ein Produkt von gleichen Faktoren — seien als 'allgemeine' fallen zu lassen und durch andere, allgemein giltige zu ersetzen. Die alte Definition von Produkt

1) Dieselben waren mehrseitig für die freien Abende angeregt worden.

habe nur Sinn, wenn der Multiplikator eine ganze positive Zahl sei; die Regel von der Vertauschbarkeit des Multiplikand und Multiplikators könne man alsdann auch nur unter dieser Voraussetzung beweisen; die Produkte von negativen Zahlen oder von Brüchen müfsten, wenn jene Definition an der Spitze stehe, als neue Begriffe eingeführt werden, und dann sei jene Definition eben keine allgemeine mehr. Stelle man dagegen als allgemeine Definition auf: 'Das Produkt zweier Zahlen ist die Zahl, welche so aus dem Multiplikand entsteht, wie der Multiplikator aus Eins', so lassen sich die Produkte aller beliebigen Zahlen daraus ableiten und die zugehörigen Regeln beweisen. Da diese Ableitung schon in verschiedenen Lehrbüchern der Arithmetik durchgeführt sei, z. B. in dem Leitfaden für den Unterricht in der Arithmetik des Mitgliedes der Sektion, Realgymn.-Direktors Dr. Suhle (Dessau), so glaube Redner auf eine weitere Darlegung verzichten zu können.

Ähnlich verhalte es sich mit der alten Definition von 'Potenz'; auch sie habe nur unter der angeführten Beschränkung des Exponenten Giltigkeit. Sei dieser Null, eine negative oder gebrochene Zahl, so könne man aus dieser Definition keine der hierher gehörigen Formeln beweisen, sondern müsse diese als neue willkürliche Annahmen hinzufügen. Auch hier vermeide man alle Schwierigkeiten und könne alle Regeln beweisen, wenn man wie folgt verfahre. 'Wenn m und n positive ganze Zahlen sind, so ist $a^m a^n = a^{m+n}$ und wenn aufserdem $m>n$, so ist $a^m : a^n = a^{m-n}$. Der Inhalt dieser beiden Formeln auf alle möglichen Zahlen als Exponenten angewandt giebt folgende Definition: Potenzen derselben Basis sind Zahlen, die so auseinander durch Multiplikation, resp. Division entstehen, wie ihre Exponenten aus einander durch Addition resp. Subtraktion entstehen'; und da hier notwendig schon eine Potenz bekannt sein mufs, so sei noch hinzuzufügen: 'Unter der Potenz mit dem Exponenten 1 versteht man die Basis selbst.' Diese Definition komme, wenn auch bisweilen in anderer Fassung, schon in einigen Lehrbüchern vor, wie z. B. in dem oben genannten Leitfaden von Suhle. Da sie wohl weniger bekannt sein dürfte, als die vom Produkt, so habe Redner gern die Entwicklung aller Formeln der Potenz- und Wurzelrechnung durchführen wollen, müsse jedoch wegen Kürze der Zeit darauf verzichten. Dagegen füge er noch hinzu, wie er sich die Behandlung der Arithmetik in der Schule denke.

Zunächst erscheine bei der Summe der besondere Fall, dafs die Summanden einander gleich seien. Eine solche Summe erhalte den Namen Produkt, aber nicht umgekehrt als Definition. Mit dieser Summe von gleichen Summanden operiere man nun so lange, bis man auf einen Fall stofse, wo es nicht weiter gehe. Dann erst werde die allgemeine Definition gegeben, und nun leite man alle Regeln, auch die zuerst für den spezielleren Fall bewiesenen allgemein ab. In derselben Weise verfahre man bei der Potenz. Um die allgemeine Definition geben zu können, müfsten die Regeln $a^m a^n = a^{m+n}$ und $a^m : a^n = a^{m-n}$ schon bewiesen sein, natürlich nur für ganze positive Exponenten und die letztere für $m>n$. Aufserdem beweise man noch unter gleicher Einschränkung $(a^m)^n = a^{mn}$, $(ab)^n = a^n b^n$ u. s. w. Dann folge bei der ersten Schwierigkeit die allgemeine Definition und daraus der Aufbau des ganzen Systems. Redner habe nach seiner Erfahrung diese Art des Vorgehens nicht zu schwierig für die Schüler gefunden.

Gerlach (Parchim) findet eine Unklarheit in dem Ausdruck: 'Wie der Multiplikator aus Eins'; wie entstehe dann -6 aus Eins?

Suhle (Dessau) ergänzt: Wie der Multiplikator aus Eins 'durch Addition' entsteht.

Es wird die Frage aufgeworfen, seit wann diese Definitionen im Gebrauch seien und von wem sie herrühren. Röfsler (Hannover) ist der Ansicht, man solle dem Schüler zu Anfang nur das Einfachste bieten; daher sei mit der alten Definition zu beginnen, und nach und nach sei sie zu erweitern. So viel er wisse, stamme die Definition von Wittstein. Böttcher (Leipzig) dagegen schreibt sie Dirichlet zu.

Der Vorsitzende erwähnt, dafs die Definition von Produkt ihm zuerst im Lehrbuche der Arithmetik von Wiegand (Halle, 1844) entgegengetreten sei.

Parow (Halle) hält diese Definitionen für zu abstrakt und deshalb vom pädagogischen Standpunkte aus für nicht brauchbar; auch er, wie mehrere andere, will auf der ersten Stufe mit der einfachen Definition begonnen und sie erst allmählich erweitert wissen.

Schubring (Erfurt) findet manches unklar in den Ausführungen Nouvels, er spreche von Beweisen sämtlicher Regeln, $a^0 = 1$ könne man doch nicht beweisen.

Ströse (Dessau) erwähnt, dafs er in III^b zwei Jahre mit Erfolg die allgemeine Definition vom Produkt zu Grunde gelegt habe, sie sei den Schülern nicht unverständlich erschienen.

Röfsler (Hannover) hält für wichtig, so vorzugehn, wie die Rechnungsarten sich historisch fester entwickelt haben.

Gerlach (Parchim): Man gehe von der Potenz als einem Produkte aus. Kommt man dann zu Potenzen mit negativem und gebrochnem Exponenten, so frage der Schüler natürlich, wie dies mit der Definition zusammenpasse, daher müsse am Schlufs eine allgemeine Definition angefügt werden.

Böttcher (Leipzig) erkennt das Bedürfnis allgemeiner Definitionen an.

Es wird Schlufs der Debatte gewünscht und gleichzeitig der Verzicht auf eine Abstimmung.

Der Antragsteller modifiziert nunmehr seine These dahin: Es sei von der alten Definition auszugehen und erst später die allgemeine zu geben.

Mit geringer Mehrheit beschliefst die Sektion, über diese These abzustimmen. Hierauf werden die Definitionen von Produkt und Potenz, wie sie der Antragsteller formuliert hat, einzeln mit grofser Stimmenmehrheit abgelehnt.

(Schlufs 10 Uhr.)

Vierte Sitzung

am 4. Oktober 1884, morgens 8 Uhr.

Vor dem Eintritt in die Tagesordnung zeigt der Vorsitzende an, dafs gestern nach Schlufs der allgemeinen Sitzung ihm eine Reihe Thesen über die Ausbildung der Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften vom Redakteur J. C.V. Hoffmann (Leipzig) zugegangen seien und zwar in zwei Fassungen. Die eine (gedruckte[1]) betreffe die Ausbildung an Hochschulen u. s. w. mit teilweiser Berücksichtigung anderer Lehrergattungen, besonders der Lehrer für neuere Sprachen, und enthalte 11 Sätze; die andere über denselben Gegenstand, aber in kürzerer Fassung, laute wie folgt:

1) In der Zeitschrift für math. Unterricht V, 7.

1) 'Die gegenwärtige Ausbildung der Lehrer für höhere Schulen, insbesondere der Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften ist ungenügend und bedarf der Reform'.

2) 'Die Lehrer an höhern Schulen sind künftig an Hochschulseminaren auszubilden, d. h. Universitätsinstituten, welche organisch mit einer Übungsschule verbunden sind. Die Übungsschule ('höhere Seminarschule') ist die unerläfsliche Bedingung eines Hochschulseminars. Der Direktor desselben ist zugleich Professor der Pädagogik an der Universität, und die Lehrer an der Übungsschule als einer Musterschule seien die bestmöglichen. Wegen der Verschiedenheit der Lehrergattungen soll die höhere Seminarschule ein Simultangymnasium (Gymnasium mit Realgymnasium verbunden) mit gemeinsamem Unterbau sei'.

3) 'Die theoretische Ausbildung der höhern Lehrer ist eine fachwissenschaftliche und eine pädagogische. Sie wird vermittelt durch Vorlesungen und Übungen in wissenschaftlichen Seminaren. Ihre Dauer ist wegen der Weite des wissenschaftlichen Gebietes auf vier Jahre festzustellen'.

4) 'Die wissenschaftliche Ausbildung des math.-naturw. Lehrers insbesondere darf nicht exklusiv theoretisch, sondern mufs theoretisch-praktisch sein. Sie ist nicht zu verwechseln und zu vermischen mit der Ausbildung akademischer Dozenten. Ihre Lehrziele sind durch Regulativ genau festzustellen und dürfen nicht überschritten werden'.

5) 'Zur theoretisch-praktischen Ausbildung des math.-naturw. Lehrers gehört aufser den wissenschaftlichen Vorlesungen noch gründliche Unterweisung im a) Zeichnen, b) Schulexperimentieren, c) astronomischen und geodätischen Beobachten (für die Lehrer der Geographie), d) im mikroskopischen Beobachten (für die Lehrer der Naturgeschichte), e) in Exkursionstechnik'.

6) Wegen der Konzentration (oder Vermeidung der Zersplitterung) der Lehrkräfte empfiehlt es sich, dafs jeder Lehrer ein Hauptfach und zwei Nebenfächer wähle. Die Fakultas fürs Hauptfach berechtigt zum Unterricht in den obern Klassen, die fürs Nebenfach nur für die untern Klassen (incl. II^b). Folgende Fachgruppen dürften sich empfehlen.

Hauptfach:	Nebenfächer:	Hauptfach:	Nebenfächer:
Mathematik	Physik, Chemie	Naturgeschichte	Geographie, Chemie
Physik	Mathematik, Chemie	Geographie	Naturgesch., Mathem.'
Chemie	Physik, Mathematik		

7) 'Die theoretisch-praktische Ausbildung wird abgeschlossen mit einem wissenschaftlichen Examen (im 8. Semester). Die gegenwärtige Kumulation der Prüfungen mufs einer stufenweisen Ablegung derselben weichen (wie bei den Medizinern). Das wissenschaftliche Zeugnis spricht nur die wissenschaftliche (nicht pädagogische) Lehrbefähigung aus.

8) 'Der examinierte Lehramskandidat erwirbt die praktisch-pädagogische Ausbildung im 5. Jahre, statt wie gegenwärtig im Probejahre, in der höhern Seminarschule. Die Überführung in die Praxis erfolgt hier allmählich ohne die gegenwärtig bestehende Kluft. Materiell erleichtert wird dem Praktikanten dieser Kursus durch Stipendien und Honorare für erteilten Unterricht an der Seminarschule'.

9) 'Die praktische Ausbildung wird durch das Examen *pro facultate docendi* abgeschlossen. Das Zeugnis dafür bildet mit dem Zeugnis *pro litteris* das Staatsprüfungszeugnis'.

10) 'Das Staatsprüfungszeugnis berechtigt zur provisorischen Übernahme eines höhern Lehramts mit Gehalt. Ein ständiges Lehramt ist erst nach dieser Zeit zu erwerben'.

11) 'Zur weitern wissenschaftlichen und pädagogischen Ausbildung sind wissenschaftliche Reisen höchst wünschenswert, für die Lehrer der Geographie notwendig. Daher sind vom Staate Reisestipendien zu gründen'.

Bei der vorgerückten Zeit wird auf eine Vorlesung verzichtet, da der Gegenstand doch nicht mehr zur Verhandlung kommen kann.

1) Vortrag des Oberlehrers Dr. Böttcher (Leipzig) über:

'Die Beobachtung des Sonnenlaufs durch die Schüler'.

Meine hochgeehrten Herren!

Sie haben mir gestattet, vom Beobachten des Sonnenlaufs durch die Schüler unserer höheren Schulen einiges Ihnen mitzuteilen. Schon dieser Titel verrät, wie ich

mich hierbei ganz auf den frühesten kindlichen Standpunkt, den der Ptolemäischen Weltanschauung, stelle. Freilich wird da von den noch fehlenden 5 Integrationen zum Problem der drei Körper keine Rede sein. Dennoch glaube ich in Ihrem Kreise, meine Herren, der Entschuldigung nicht zu bedürfen, weil die ganze Sache eine gar zu einfache sei. Denn aus Ihren Erfahrungen heraus wissen Sie so gut wie ich und besser, dafs gerade das Einfachste durchaus nicht das Leichteste ist, und jedenfalls ganz besondere Beachtung erheischt.

Schon als Primaner ward ich beim Privatunterrichte eines sehr geweckten Knaben einmal im Innersten erschreckt durch eine Antwort auf meine Frage, wo denn mittags die Sonne stehe? „Über unsern Köpfen“ war die blitzschnelle Antwort — die ihm irgendjemand eingelernt hatte. Um sicher zu gehen, sagte ich: zeig mal, wo? und er hob seinen Arm und zeigte stracks zum Scheitelpunkt.

Welch eine tiefbetrübende Abkehr von der lebendigen Natur und ihrer Betrachtung! Dafs sie nicht vereinzelt dasteht, bestätigt mir u. a. Dr. Finger in seiner überaus anregenden Heimatskunde von 1844.[1]) Die Rede: das weifs ja jedes Kind, trifft eben nicht die Wahrheit. Auch die Schüler unserer höheren Bildungsanstalten wissens oft nicht, wenigstens nicht aus eignem vielfältigem Erlebnis. Ja, es ist den Kindern unsrer Zeit und unsres Landstrichs, vollends den Städtern, nicht einmal grofs übel zu nehmen. Mitten zwischen hohen Häusern und in zerstreuendem Gewühl, im Qualm der Städte und nordischem Novembernebel sehen sie wenig vom Himmel, einen freien Horizont fast nie.

Um so mehr thut's not, dafs der erziehliche Unterricht hier kräftig eingreift, die Schüler lehrt, vorerst alle papierne Weisheit fahren zu lassen und den eignen Augen zu trauen. Humboldt schreibt in einem Briefe: „Durch ein wenig eignes Beobachten werden Sie mehr lernen als durch alle Vorlesungen.“ Er und Goethe, Pestalozzi, alle neuen Pädagogiker werden nicht müde, diese selbe Mahnung zu wiederholen. So auch, wenn vom Gang der Gestirne der Zögling sich eine Überzeugung selber erarbeiten will, ist es unerläfslich, dafs er auch wirklich von vorn anfängt, d. h. mit dem natürlichen Schein, genau wie es das naive Altertum gethan. Statt dessen sind unsre Schüler von 8, 9 Jahren — kaum dafs sie Roggen von Gerste unterscheiden können — schon völlig gewöhnt an die hohlen Deklamationen: die Erde ist eine Kugel, schwebt im Weltraum, dreht sich um, läuft um die Sonne. Man redet davon, nicht als ob's unsere Erde wäre hier unter unsern Füfsen, unsere Sonne oben am Himmel — sondern wie von ganz fernen fremden Gegenständen. Vom Primaner (allerspätestens!) mufs durchaus die Rückkehr aus solchem Dogmatismus gefordert werden. Allein sie fällt mittelbegabten Schülern unsäglich schwer.[2]) Denn nicht genug, dafs sie keine persönliche Überzeugung von alledem mitbringen: sie fühlen auch, was das böseste ist, gar kein Verlangen nach einer solchen. Wozu auch? „Das weifs ja jeder Gebildete,“ sagt man, schon mit Stolz. Es war so wohlfeil seinerzeit, über den Pastor Knak und sein Sonnenschieben selbstgefällig zu lachen. Aber wie viele wohl von den „gebildeten“ Lachern hätten bei einer ernstlichen Frage an sie selber Stand gehalten und Rechenschaft geben können?

Drum als ich vor etwa 9 Jahren, erst im Privatunterricht, dann auf meine Bitte

---

1) Dr. F. A. Finger, Heimatskunde, 5. Aufl. 1880. Berlin, Weidmann, S. 7 und 8.

2) Vgl. auch Finger a. a. O. S. 50: 'Am wenigsten zufrieden ..... waren wir mit Solchen, denen schon zu viel Unverstandenes eingelernt war; bei Solchen dauert es lange, bis sie mit Lust zu diesem Einfachen zurückkehren; aber es geht doch endlich.'

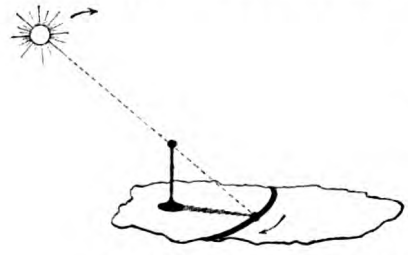
im Klassenunterrichte an unserm Leipziger Realgymnasium 1stündig in beiden Primen, die mathematische Geographie zu lehren anfing, fragte ich mich in erster Linie, was alles die Schüler am Himmel selber finden könnten, ohne Kalender, ohne Lehrbuch, auch ohne kunstreiche Instrumente.

Auch nach litterarischen Hilfen sah ich mich um, doch grofs war die Ausbeute eben nicht. Denn die schätzbaren Darstellungen für weitere Kreise aus der Feder hervorragender Gelehrter, z. B. von Arago[1]), von Quetelet[2]) denken sich als Publikum doch nur völlig receptive Leser. Nur Delambres Abrégé d'Astronomie[3]) schlägt im Anfang des Buchs einen sehr hübschen heuristischen Gang ein, verläfst aber gleich nach den ersten Seiten diesen Weg. Und die trefflichen Lehrbücher von Weiler, von Jochmann-Hermes, Reis und vielen andern, vor allem aber die ausgezeichnete Astronomische Geographie von Martus setzen wenigstens einige Vertrautheit mit den Himmelserscheinungen schon voraus. Andrerseits Diesterwegs bahnbrechendes und noch immer wichtiges Werk und ebenso Wetzels verdienstliche Himmelskunde nehmen allzuwenig Geometrie in Anspruch. Gleichwohl aber wird man an höhern Schulen nicht gern verzichten auf Verwertung einiger Kenntnisse aus der Kegelschnittslehre und an Realgymnasien namentlich nicht auf die belebende Darstellende Geometrie.

Wenn Sie mir nun erlauben, so möchte ich Ihnen diesen Eingangsunterricht im Umrifs vorführen, wie ich ihn mir zurecht gelegt habe. (Gleichzeitig war eine Auswahl einschlägiger Schülerarbeiten ausgestellt, lediglich zum Beleg dafür, wie viel fröhlichen persönlichen Anteil die Schüler dem Gegenstande entgegenbringen; denn alle die vorgelegten Opuscula waren freiwillige Hausarbeiten.)

I. Der Lauf der Sonne allein,

ohne Rücksicht auf die Sterne. Als bekannt angenommen wird vorerst nichts, gar nichts als was die Natur selber und unmittelbar giebt. Insbesondere also keine Weltachse (die man eben erst kennen lernen will), keine feste Himmelsgegend. Daher bleibt nichts übrig, als einerseits die horizontale Stellung des Bodens unter unsern Füfsen, genauer: die Stellung des Wasserspiegels im Teich (oder im Tintenfafs), und andrerseits die Richtung des ruhenden Lots. Dafs diese beiden zu einander winkelrecht sind und folglich die eine aus der andern hervorgeht, wird auf dieser Lehrstufe empirisch hingenommen.



Um nun den Lauf der Sonne zu verfolgen, brauchen wir nicht in die blendende Scheibe hineinzublicken. Sie zeichnet uns vielmehr ihren Weg selber auf mittelst der Schatten. So sind wir mit Notwendigkeit hingedrängt zum Gnomon des Anaximander (6 Jahrh. vor Chr.). Er ist nichts weiter als ein vertikaler Stab, welcher Schatten wirft auf eine wasserrechte Ebene.

Als Schattenwerfer darf vor allem derjenige nicht beiseit gelassen werden, welcher dem lieben Ich am nächsten liegt, ich meine den eignen aufrecht stehenden Leib. Seine

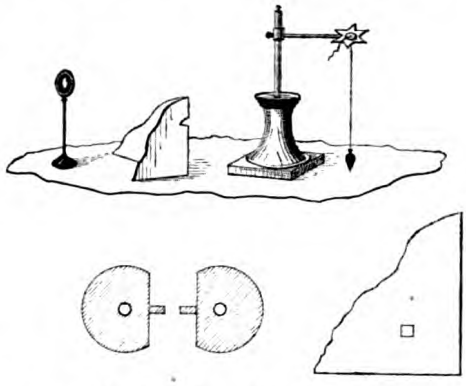
1) *A.*, Leçons d'Astr., Paris 1835.
2) *Qu.*, Élém. d'Astr., 3. Aufl. Paris 1847.
3) *D.*, Abrégé d'Astr. Paris 1813.

eigne Leibeshöhe und (als Maſs) die eigne Fuſslänge möge jeder Schüler wissen, und, indem er die einfachste Anwendung von tangens macht, hat er im Augenblick die Höhe des Sonnenstands.

Weiter bieten sich für Beobachtungen in der Schule und zu Haus: Tannenstämme, Türme, Häuserkanten, Simsecken am Schulgebäude[1]) und ihr Schatten im Schulhof, allerlei Pfähle; ferner, auf dem Tisch zu gebrauchen, alles was sich gut senkrecht stellen läſst: Kästchen mit scharfen Kanten, die metallnen Träger für Magnetnadeln, die Ölkännchen der Nähmaschinen u. s. w. u. s. w.

Unter sonst gleichen Umständen erzielt man um so genauere Resultate, je mehr man diejenige Gewohnheit der alten Völker annimmt, durch welche diese den Mangel feinerer Instrumente einigermaſsen ersetzten[2]), nämlich je höher man den schattenwerfenden Körper wählt.

Den Übelstand ferner, daſs die Stabspitze immer nur einen verschwommenen Schatten liefert, beseitigt aufs beste das Verfahren, welches schon im Ausgang des 15. Jahrh. Paolo Toscanelli anwandte bei seinem berühmten Sonnenweiser an der Kathedrale zu Florenz. Es wird nämlich einfach die Spitze des Stabes ersetzt durch ein Scheibchen mit einem Loch in der Mitte. Dieses Loch möge das Auge heiſsen. Scheint durch dieses die Sonne, so kommt am Boden ein elliptisches Bildchen, dessen Mitte sich recht scharf bestimmen läſst. Ein steifes Blatt, rechtwinkelig gebrochen, mit kleinem Ausschnitt an der Bruchkante, thut gute Dienste. Mit dem Ständer sodann, der in nebenstehender Figur abgebildet ist, haben unsre Schüler im Schulhof viel beobachtet. Die Sonnenbilder den Tag über wurden in den Zwischenstunden nachgezeichnet auf einer kräftigen polierten Schieferplatte von 90 cm Länge. Die drei Pfähle, auf denen sie in Tischhöhe ruhte, hatte ein Schüler selbst eingerammt. Das Wagerechtstellen geschah mit Wasserwage. Bequem war ferner die nach Süd gelegne steinerne Vorflur unsres Schulhauses. Als Schattenwerfer diente eine eiserne Geländerstange. Genau in Meterhöhe ist sie wagrecht angebohrt; zwei durchlochte Schirme werden von beiden Seiten her eingeklemmt.



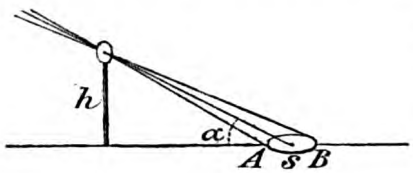
Am allerhübschesten aber bedient man sich der Fensterscheiben südlicher Zimmer. An einer Scheibe der hohen Bogenfenster unserer Aula war ein undurchsichtiges Blatt fest angelegt, mit kleinem quadratischen Ausschnitt in einer Höhe von 236 cm. Die auf der Diele erschienenen Sonnenbilder und Sonnenläufe, viele Meter weit, sind mittelst eingeschlagener Kuppennägel dauernd festgehalten.

[Bei dieser beträchtlichen Höhe des Auges wächst die Längsachse des elliptischen

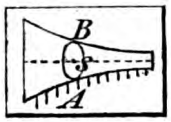
1) Wenn die höchste schattenwerfende Stelle seitlich herausragt, so denke man sich von dorther das Lot auf die Grundebene nieder; dies gedachte Lot bis zum Fuſspunkt hat dann als Gnomon oder Schattenstab zu gelten.

2) Der Quadrant des Ulugh Beigh hatte, nach Littrow, einen Radius wie die Hagia Sophia, 180 römische Fuſs.

Sonnenbildes auf der Diele im Winter selbst des Mittags bis zu 30 cm. Trifft nämlich der mittlere Sonnenstrahl die Diele unter einem Winkel α im Punkte S, ist A der dem Fufse nächste Scheitel, B der fernste, h die Augenhöhe, und der scheinbare Radius der Sonnenscheibe $\frac{1}{4}^0$, so hat man



$$AS = h\ [\operatorname{ctg}\alpha - \operatorname{ctg}(\alpha + \tfrac{1}{4}^0)]$$
$$SB = h\ [\operatorname{ctg}(\alpha - \tfrac{1}{4}^0) - \operatorname{ctg}\alpha]$$



Mit diesen Formeln läfst sich eine Schablone vorauskonstruieren, welche, aufgelegt auf die Sonnenbilder der Diele, sowohl die Höhe des mittlen Sonnenstrahls als auch seinen Spurpunkt S unmittelbar abzulesen gestattet.]

Nur im Vorbeigehen erwähne ich noch, dafs ein Schüler versucht hat, mittelst Brennglases den Lauf der Sonne auf horizontalem Blatte einzusengen; und mehreren andern es gelungen ist, dafs die Sonne selber, ohne Zuthun des Beobachters, ihren Lauf photographisch nachschrieb. Man liefs die Sonne je einen Tag lang durchscheinen durch einen feinen Stich im Deckel eines geschlossenen Kastens, dessen Boden mit photographischem Papier überspannt war. —

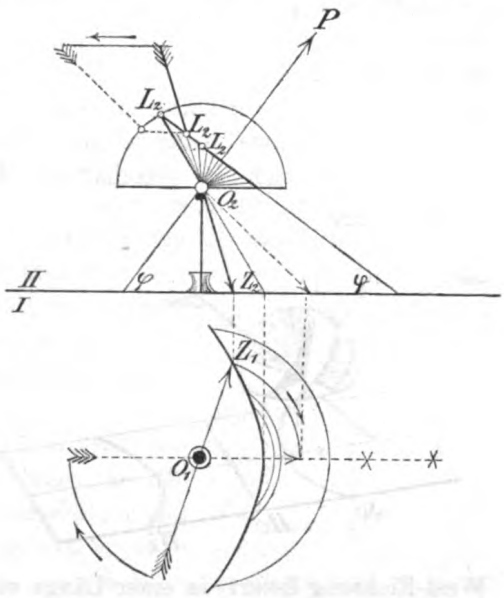
Lassen Sie uns nun eine der so gewonnenen fertigen Tageskurven betrachten.

Was gleich der erste Anblick lehrt, ist die Symmetrie der Kurve. Sie wird nachgeprüft mittelst konzentrischer Kreise um den Fufs des Stabes herum. Aus dieser folgt dann, dafs die absteigende Hälfte des Tagbogens der aufsteigenden gleich ist; und bei der nächstliegenden Annahme konstanter Geschwindigkeit ist dann auch die Dauer des Anstiegs und die des Abstiegs gleichgrofs: wir bekommen einen Vormittag, einen Nachmittag, einen natürlichen Mittagsplatz der Sonne und die natürliche Mittagszeit, eine Meridianebene und am Boden eine Meridianlinie — freilich alles dies zunächst nur giltig für diesen einen Tag.

Indes die Gestalt der Kurve mufs genauer untersucht werden. Auch dürfen wir bei der „Schattenkurve", diesem Abbild des scheinbaren Sonnenlaufes am Boden, nicht stehen bleiben; sondern eingedenk des bedeutsamen Wortes, welches Kirchhoff an die Spitze seiner Mechanik stellt, müssen wir streben, den Vorgang der täglichen Sonnenbewegung zunächst einfacher und später auch vollständig zu beschreiben. Zu diesem Zwecke möge auf jedem Sonnenstrahle — da es hier nur auf dessen Richtung ankommt, und die Entfernung der Sonne aufser Betracht bleibt — eine beliebige konstante Strecke vom Auge aus abgeschnitten werden. Der Endpunkt gilt als Bild, als Projektion der wandernden Sonne; und dieses Bild bewegt sich nach Konstruktion auf einer Projektionskugel oder, wie sie kurz heifsen möge, einer Hilfskugel ums Auge herum. Es ist klar, dafs von dieser Hilfskugel nur die eine Hälfte zur Verwendung kommt, nämlich die oberhalb einer horizontalen Ebene, welche durchs Auge gelegt ist. Dieser Horizont durchs Auge möge im folgenden immer dem Horizont durch den Fufs zugefügt werden.

Es gilt jetzt, die sphärische Bahn des Sonnenbildes geometrisch darzustellen, am besten im Grund- und Aufrifs. Als Grundrifstafel bietet sich von selbst die Horizontebene durch den Fufs, als Aufrifstafel eine parallele zur gefundnen Symmetrieebene. Jetzt wird

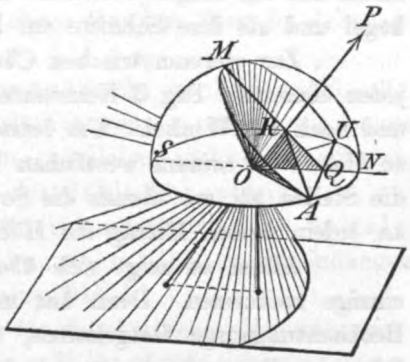
ein jeder Lichtstrahl oder wenn Sie wollen Schattenstrahl samt seinem projizierenden Dreieck nach dem üblichen Verfahren herumgewendet, bis er der Aufrifstafel parallel wird, und so Punkt auf Punkt des Aufrisses gefunden. Das Ergebnis nun, welches bei all seiner Einfachheit regelmäfsig die zeichnenden Schüler höchlich überrascht, ist, dafs der Aufrifs eine gerade Linie wird.



Folglich liegen die Punkte der Kugelkurve in einer Ebene, senkrecht zur Symmetrie- oder Meridianebene. Und weil die einzige ebene Schnittkurve der Kugel ein Kreis ist, so bilden die Strahlen selber einen Rotationskegel, der Tageslauf der Sonne erscheint als Umlauf um eine Achse — immer wieder eine Achse, welche zunächst für den einen Tag Giltigkeit hat.

Nunmehr ist für die stereometrische Behandlung das Feld offen: der Kegelschnitt am Boden erweist sich als Hyperbel. Ihr Asymptotenwinkel wird gefunden, ebenso die sog. Morgen- und Abendweite, das Komplement von AON in der nebenstehenden Figur. Ist $NOP = \varphi$, $OMQ = \delta$, so ist

$$\sin \text{Morgenweite} = \frac{\sin \delta}{\cos \varphi}.$$



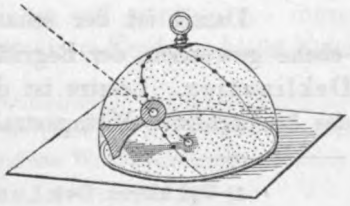
Ferner findet man den Cosinus des halben Nachtbogens oder

$$\cos QRA = \operatorname{tg} \delta \operatorname{tg} \varphi,$$

und mithin auch die Dauer der Nacht und des Tages. (Bei alle dem braucht der Name „Sphärische Trigonometrie“ nicht vorzukommen.)

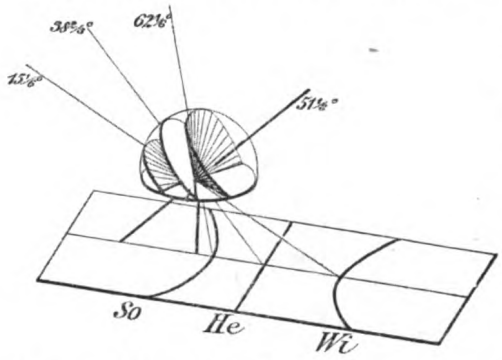
Die für die Folge wichtigste empirische Konstante ist der Winkel, welchen nicht sowohl die Sonnenstrahlen, als die Ebene der Sonnenbahn mit dem Horizonte bildet. Er findet sich an diesem Tage, überall in Leipzig, nahe 39° grofs. —

Wie aufserordentlich einfach auch die vorstehende geometrische Herleitung ist, so habe ich dennoch gesonnen, ob man — auf einer früheren Unterrichtsstufe — nicht doch ohne sie auskommen könne. Ich glaube im Folgenden ein Mittel dafür gefunden zu haben. Eine halbkugelige Glocke aus Drahtgaze werde auf eine Tafel gestellt und im Centrum ein helles Scheibchen aufgeklebt. Nun lege man von aufsen ein Blatt mit einem Loch so an die Glocke an, dafs der Sonnenstrahl genau die Mitte des Scheibchens trifft. Schraubt man dann eine feine Messingschraube an



der Stelle des Loches (durch dasselbe hindurch) in die Glocke ein, so ist für einen Moment die Richtung des Sonnenstrahls fixiert. Damit wird fortgefahren den Tag über. Und betrachtet man danach die Reihe der Schrauben im Profil, so ergiebt sich abermal, dafs sie in einer Ebne liegen; der Neigungswinkel derselben zeigt sich in Übereinstimmung mit einem dahinter gehaltenen Winkelblatt von 39°. —

Die nächste Aufgabe ist sodann, in fortlaufender Beobachtungsreihe weitere Tageskurven sich zu verschaffen. Jemehr der Sommer vorrückt, krümmt sich die Kurve am Boden immer stärker auf den Schattenstab zu: es kommt ein Maximum, und der Termin des Solstitiums, der Sonnenwende, wird, nicht aus dem Kalender, sondern von der Schattenkurve selber abgelesen. Darauf nimmt die Krümmung wieder ab. Es wird vorausgesagt, es mufs ein Tag kommen, an welchem die Schattenkurve zur geraden Linie wird, und dieser Zeitpunkt, der der Nachtgleiche, thatsächlich beobachtet. In unsrer Aula konnte diese Gerade (welche mit fast keiner Mühe die Ost-West-Richtung liefert) in einer Länge von 9 Metern eingenagelt werden. Hiernach, wenn's zum Winter geht, krümmt sich die Kurve nach der andern Seite, vom Stabe weg.



Bei jeder neuen Kurve lehrt eine neue Konstruktion, dafs der Lauf des Sonnenbildes auf der Kugel wiederum in einer Ebene liegt; es finden sich immer neue Rotationskegel und als ihre Schnitte am Boden Hyperbeln.

Zur stereometrischen Charakterisierung eines solchen Rotationskegels gehören für jeden einzelnen Tag 3 Konstanten: das Azimuth der Rotationsachse, die Höhe derselben und noch ein Winkel. Um letztern zu beschaffen, zeichnet etwa der eine Schüler, welcher zu Haus von seinem westlichen Fenster Aussicht hinüber zum Waldrand hat, fortgesetzt die Stellen ab, wo abends die Sonne niedergeht.[1]) Ein anderer hat anderthalb Jahr durch an jedem hellen Mittag die Höhe der Sonne (den Winkel *MOS*) notiert.

Allein es zeigt sich überraschenderweise, dafs diese 3 Konstanten sich auf eine einzige reducieren. Denn hat man, z. B. auf der Diele, die Symmetrielinie vom ersten Beobachtungstage festgehalten, so bemerkt man nach Wochen und Monaten, dafs alle folgenden Symmetrielinien mit jener ersten zusammenfallen. Ferner findet sich, dafs die Neigungswinkel der einzelnen Sonnenbahn-Ebenen sämtlich gleich sind. Aus beidem zusammen folgt: die Sonnenbahnen sind alle einander parallel, die Achse des Sonnenumlaufs weist nicht bald da- bald dorthin, pendelt auch nicht leise hin und her, sondern liegt unverrückt das ganze Jahr über fest. Kurzum die Achse des eintägigen Sonnenlaufs avanciert zur Achse des Sonnenlaufes überhaupt für unsern Beobachtungsort.

Damit ist der scharfe Begriff von Süd- und Nordpunkt, von Meridianlinie und -ebene gewonnen, der Begriff der Äquatorebene, sowie der der nördlichen und südlichen Deklination. Letztre ist der frühere Winkel δ, den man erhält, wenn von der Neigung des beobachteten Mittagsstrahles die konstante Neigung der Bahnebenen subtrahiert wird.

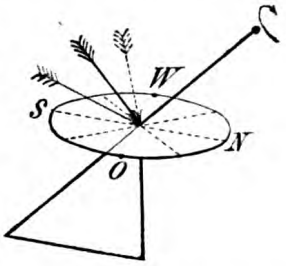
---

1) Vgl. hierzu: Osk. Lungwitz, Heimatskunde und ihre Pflege. Leipzig, Programm No. 513, S. 18 u. f.

Da die, unmittelbar abgelesene, Neigung des Mittagsstrahls als höchsten Betrag (in Leipzig) $62\frac{1}{6}^0$ um Johannis herum aufweist, als niedrigsten um Weihnacht $15\frac{1}{6}^0$, während der Mittagsstrahl zur Nachtgleiche, und mit ihm die Äquatorebne, unter $38\frac{2}{3}^0$ geneigt sich findet: so bekommt man als gröfste Ausweichung der Sonne von der Äquatorebene weg, nach Nord sowohl als nach Süd, den wichtigen Winkel von $23\frac{1}{2}^0$.

Auch wird leicht eingesehen, wie der Hoch- und Tiefstand der Sonnenbahnebene den schönen Wechsel unsrer Jahreszeiten mit sich bringt.[1])

Die Veranschaulichung der bisher erkannten Gesamtbewegung erreicht man jetzt mit Hilfe eines einzigen Holzstabes, den man, in Achsenrichtung, in die Mitte einer wagrechten Scheibe steckt und umdreht. Ein eingesteckter Stift oder Pfeil, der gleichfalls ins Centrum (das Auge) trifft, versinnlicht den Sonnenstrahl. Jenachdem er einen spitzen, rechten, stumpfen Winkel mit der Achse bildet, liefert er den sommerlichen, herbstlichen, winterlichen Tageslauf der Sonne.



Indes noch weit eindringlicher ist es, und von einer unglaublich lebendigen Wirkung auf den Schüler, wenn er den eigenen Leib — steif gehalten und mit Rückschrittstellung des einen Beins — in die Lage der Achse bringt. Blickt er dann grad vor sich hin und läfst den Kopf kreisen von Ost bis West, so überschaut er genau die Bahn der Sonne im Frühling und Herbst. Hatte er den Kopf vorher auf die Brust gesenkt, so folgt sein Blick dem kurzen Tagbogen der Wintersonne. Und er erhält den sommerlichen Tageslauf, wenn er den Kopf hintenüber gebeugt hält und nun das Kreisen beginnt: hinter seinem Rücken sieht er dann die Sonne ihren längsten Weg im Jahr anfangen sowie enden.

Die kleine noch nötige Korrektur der bisherigen Ansicht ist bald angebracht. Wollte man nämlich streng ebene Läufe der Sonne gelten lassen, so müfste die Sonne täglich (etwa mitternachts) von einer Kurve zur nächsten, parallelen, ruckweis übertreten. Man braucht einen stetigen Übergang und hat darum das Schlufsergebnis:

> Der Sonnenlauf das Jahr hindurch ist eine enggewundne Spirale; die Achse derselben liegt unwandelbar fest. Die Spiralwindungen haben (für Leipzig) $38\frac{2}{3}^0$ Neigung, die Achse $51\frac{1}{3}^0$.

Wie endlich noch dies Ergebnis zu erweitern ist für die sämtlichen Beobachtungsorte der Erde, wird sogleich noch zu besprechen sein. Hier möchte ich nur fragen, meine hochgeehrten Herren: wenn so in monatelanger aufmerksamer Beobachtung und einfachem geometrischem Schliefsen der Schüler das eben ausgesprochene schlichte Resultat sich selber erarbeitet hat, ist's dann nicht natürlich, dafs dasselbe in einem ganz andern Mafse sein persönliches, unverlierbares Eigentum geworden ist — als jenes ihm fremde dogmatische Sätzchen: der Erdball fliegt im Weltenraum, und die Achse bleibt immer parallel mit sich selbst? welches Sätzchen beim ersten Hören auf sein wahres innres Leben kaum eine tiefre Wirkung hat, als wenn er erfährt: die Stadt am Tsad-See heifst Kuka.

---

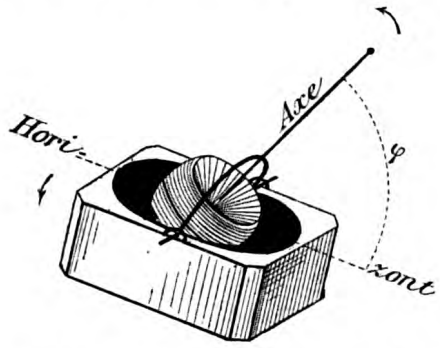
1) Und dafs in der Heimat schon vor einem Jahrtausend die astronomischen und meteorologischen Jahreszeiten nicht wesentlich anders können gewesen sein als heut, das bezeugen Karls des Grofsen Monatsnamen, Wonnemond, wunnimânôth, d. i. Monat der jungen grünen Weide, Erntemonat u. s. w., welche noch immer zutreffen.

Schöne Bestätigungen für die erworbene Gesamtansicht liefert etwa ein selbstgefertigter Heliostat, vor allem aber die Sonnenuhren. Es ist eine Liebhaberei der Schüler, solche mit den bekannten Mitteln der deskriptiven Geometrie sich zu entwerfen, äquatoreal und horizontal, auf allen möglichen de- und inklinierenden Ebnen, auf Cylindern oder Kugeln.

Ich hole nach, was noch fehlt. Sind wir nämlich fertig mit der Sonne am heimatlichen Himmel, so ist die Frage unvermeidlich, wie es anderwärts auf der Erde ausschaut. Und hier sind wir an dem Punkte angelangt, wo das eigne Hinsehen schlechterdings nicht mehr ausreicht und man wohl oder übel fremde Berichte zu Hilfe rufen mufs. Denn wir können wohl in den Michaelisferien eine hübsche Dessauer Fahrt unternehmen, nicht aber eine nach dem Pol oder Äquator.

Die Auskunft, welche wir suchen, darf kein homöopathischer dritter oder vierter Aufgufs sein, sondern sie mufs den Reiz und den Wert des Quellenmäfsigen besitzen. Doch auch unter den Quellberichten giebt es einen hochbedeutsamen erziehlichen Unterschied. Dieselben sind um so wertvoller für den Unterricht, je näher sie dem persönlichen Zutrauen der Schüler stehen. Kann daher einer von ihnen von einem Onkel erzählen, der wenigstens in Petersburg oder gar in Indien war, so ist das ein ganz unschätzbarer Umstand. Ebenso sind unter den litterarischen Hilfsmitteln über die tropischen und arktischen Gegenden diejenigen mir die liebsten, welche die Schüler selbst herbeibringen. Sie haben mir u. a. gebracht Payers, Koldeweys Reisen, Elisha Kant Kane, für die Tropen Chamissos Reisen. Wo's fehlt, hilft der Lehrer nach mit Reiseberichten namhafter Naturforscher. Immer aber müssen die Augenzeugen selber reden in wörtlichem Auszug. Es ist unsagbar, wieviel tiefern Eindruck solche „gegenständliche" Darstellungen hinterlassen. Wie fesselnd ist die Schilderung der rasch einbrechenden Dunkelheit und Kühle der tropischen Nacht[1]), wie ergreifend wirkt der schmucklose Bericht in dem Tagebuch von Otto Krisch[2]), dem tapfern draufsen verstorbnen Maschinisten des Kapitän Weyprecht: die Ode der Polarnacht, das Sehnen nach dem ersten wiederkehrenden Sonnenblitze, endlich seine jubelnde Begrüfsung! Nicht minder darf die volksmäfsige Dichtung hereingezogen werden, wenn es z. B. in der Frithjofsage heifst:

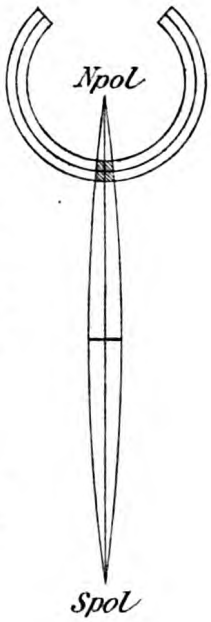
Mittnachtsonn' auf den Bergen liegt,
Blutrot anzuschauen,
Es ist nicht Nacht, es ist nicht Tag,
Es ist ein seltsam Grauen.



In all diesen Berichten nun erkennt man ohne Zwang einen spiraligen Sonnenlauf ganz wie bei uns um eine feste Achse wieder, nur dafs die Achse anders geneigt ist. Darum haben wir die Wahl, entweder einen Horizont uns zu denken und verschiedene Achsen, oder eine einzige Achse und verschieden geneigte Horizonte. Wir entscheiden uns leicht für das letztere: die Erde ist also gekrümmt von Nord nach Süd, die Höhe der Rotationsachse über dem jeweiligen Horizont nimmt zu vom Äquator zum

1) Schon für Palästina lassen 1. Mos. 31, 40. Jer. 36, 30. Ps. 121, 6 u. a. Stellen sich anziehn.
2) Wien, Wallishaufsersche Buchh. 1875. Ein schätzbares, wohlfeiles Büchlein.

Pol hin, die sog. geographische Breite wird unmittelbar am Himmel abgelesen als Polhöhe (unsre früheren $51\frac{1}{3}^0$).



Dafs ostwestlich die Erdoberfläche sich gleichfalls krümmt, wird nachgewiesen mittelst der Uhrendifferenz, im Reichskursbuch wird's nachgeschlagen, dafs der Jagdzug scheinbar 1 Stunde länger braucht von Berlin zur russischen Grenze als umgekehrt.

Die bekannten fernern Gründe unterstützen die Vorstellung von einer Erdkugel — welche aber immer noch ruhend gedacht ist. Recht nützlich ist es, aus der Gesamtfläche der Erdkugel alle Länder herauszuheben und in ein Netz wie das nebenstehende einzutragen, welche mit unserm Landstriche entweder gemeinsame Tageszeit oder gemeinsame Jahreszeit haben. —

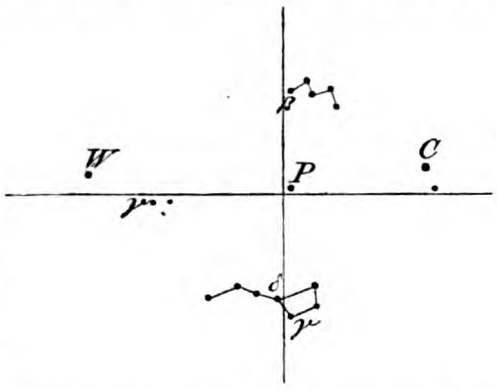
Meine hochgeehrten Herren! wir sind zu Ende mit der Betrachtung der Sonne für sich allein, und müssen nunmehr wissen, wo ihr Platz zwischen den Fixsternen ist zu den verschiedenen Zeiten. Dazu ist vorerst nötig, dafs

II. der Fixsternhimmel und seine Bewegung

in Umrissen bekannt sei.

Im Sternenheer ist nichts mehr zu fürchten als die Verwirrung durch die Menge. Darum unterscheide ich, wie weiland der alte Ziethen seine vier Heerstrafsen malte mit dem grofsen Klecks in der Mitten, von Haus aus vier Hauptstrafsen:

Nordpolarstern — Himmelswagen,
Polarstern — Kassiopeia,
ferner hüben vorbei an der Wega,
drüben an Capella.



Oder genauer: 1) zum Sesselstern β der Kassiopeia, der thronenden Königin-Mutter, 2) vorbei an Ettanin oder dem berühmten γ Draconis, der grad über dem Schornstein des grofsen Bradley stand*), 3) hindurch zwischen γ und δ Ursae, 4) vorbei am Ellenbogen des Fuhrmanns.

Die spätere Ausfüllung dieses Gerippes vollzieht sich ganz von selbst; wichtiger ist es zu beobachten und zu merken, wo diese wenigen Anhaltspunkte zu den einzelnen Tages- und Jahreszeiten zu finden sind.

Das bequeme Hilfsmittel, der Schatten, fällt hier weg. Will man Höhen beobachten, so kann dazu ein Sternrohr ohne Gläser dienen, wie es die Stoyschen Schüler anwenden. Ebenso mit Prefslers Mefsknecht[2]) habe ich recht brauchbare Werte bekommen. Handelt es sich jedoch um die etwaige Rückkehr eines Sterns zu einem früheren Platz, so markiere man am einfachsten irgend eine Vertikalebene, durch einen

---

1) Philos. Trans. v. J. 1727/28.

2) Hofr. Prof. Prefsler, Der Ingenieur-Mefsknecht. Mit Textbuch. Leipzig, Liebeskind. 5 M.

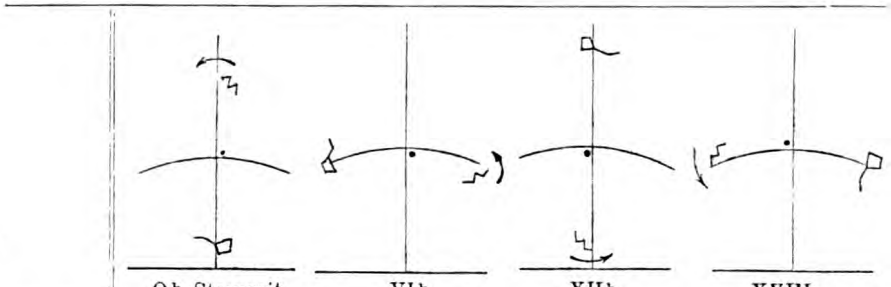
Pendelfaden an der Fensterscheibe einerseits, und andrerseits eine ferne Häuserkante oder was es ist, die durch den Pendelfaden eingedeckt wird. Nun wird wochenlang verfolgt, an welcher Stelle ein und derselbe Stern — irgendeiner — hinter der Häuserkante verschwindet. Es zeigt sich, dafs dies nicht einmal höher, einmal tiefer geschieht, vielmehr immer an derselben, wohlgemerkten Stelle. Viele Schüler — es sind ja genug — stellen zu Haus die nämliche Beobachtung, in allen möglichen Gegenden des Himmels, an den verschiedensten Sternen an: immer der gleiche Erfolg. So erkennt man, dafs die Bahnen der einzelnen Sterne unveränderlich sind. Und weiter: sie sind unter einander parallel; endlich: die Achse des Sternenlaufs fällt zusammen mit derjenigen des Sonnenlaufes (welche man sich aufbewahrt hat).[1]) Demnach ist jetzt diese Achse, welche anfänglich Achse für einen Tag war, später für den gesamten Sonnenlauf, aber nur für diesen, galt, — zur Weltachse geworden.

Eine zweite Thatsache drängt sich auf. Mit Benutzung einer nach bürgerlicher Zeit wohlverglichenen Taschenuhr bemerkt man bald eine tägliche Verfrühung der Sternankunft gegen die mittle Zeit. Um ein Beispiel herauszugreifen: den mittlen Wagenstern, δ Ursae, erblickte ein Schüler

am 26. Nov. 1881 abends $7^h\ 47^m$ an e. bestimmten Platze,
am 9. Dez. schon $6^h\ 57^m$ an demselben Platze;

dies giebt in 13 Tagen eine Verfrühung um 50 Min. In 1 Tage sind's knapp 4 Min. Verfrühung, in 15 Tagen eine Stunde, im Monat 2, im Vierteljahr ein Vierteltag, und im ganzen Jahr ein ganzer. So haben wir die **366** Sternumgänge im Gemeinjahr, und wir gewinnen, wie schon früher den Begriff der mittlen Sonnenzeit, so nunmehr den der Sternzeit.

Selbstentworfene Sternuhren (als billigste Taschenuhren) zeigen nach einmaligem Anblick des Nordhimmels, ob man im Augenblick 17 oder 18 Uhr Sternzeit hat, und wieviel Uhr nach bürgerlicher Zeit. — 4 Hauptanblicke des (nördlichen) Nachthimmels, werden eingeprägt, nach folgendem Schema:

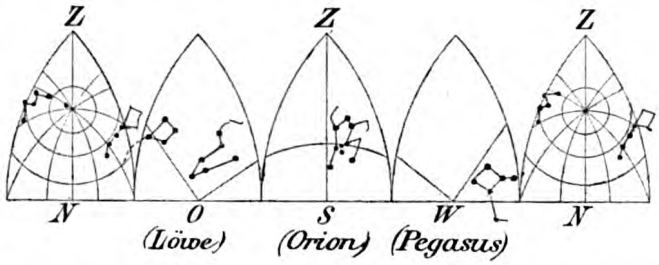


	0^h Sternzeit	VI^h	XII^h	$XVIII_h$
Michaelis	Mitternacht	früh 6^h	—	Abends 6^h
Weihnacht	Ab. 6^h	Mitternacht	fr. 6^h	—
Ostern	—	Ab. 6^h	Mitternacht	fr. 6^h
Johannis	fr. 6^h	—	Ab. 6^h	Mitternacht.

1) Dafs schon vor Jahrtausenden der Sternenumlauf und der Sonnenumlauf sich um (nahezu) dieselbe Achse herum vollzogen haben mufs, dafür ein hübsches sprachliches Zeugnis: denn wie hätte es sonst geschehen können, dafs die Römer den Namen Septemtrio, der von den Sternen stammt, ohne jede Störung völlig untermischt brauchen konnten mit den von der Sonne herrührenden Namen Oriens, Occidens, Meridies?

Dann werden jene 4 Hauptstrafsen fortgesetzt in den südlichen Himmel hinein: die erste vom Pol über Kassiopeia und Andromeda zum Pegasus und dem später erklärten ♈-punkt; die zweite über den Fuhrmann zum Orion[1]); u. s. w.

Für das Gedächtnis ist es eine wesentliche Hilfe, wenn diese wenigen Sternbilder, und keine weitern, immer wieder aufgezeichnet werden, und zwar in Gradnetze nach mannigfacher Projektionsart: Netze mit rektificierten Stundenkreisen, stereographische Projektionen oder solche aus dem Kugelcentrum, Cylinderprojektionen etc Ein noch nicht übliches Abbildungsverfahren möchte ich besonders empfehlen: man zerschneide die sichtbare Halbkugel des Himmels vom Zenith aus in Viertel und projiciere ein jedes stereographisch auf eine Vertikalebne. Den Umrifs des fertigen Netzes zeigt beistehende Figur; als Beispiel der schematischen Ausfüllung ist gewählt der Anblick des Himmels mitten in der Neujahrsnacht.



III. Die Plätze der Sonne zwischen den Fixsternen.

Mit diesen wenigen aber desto sichreren Vorkenntnissen ausgerüstet, treten nun schliefslich die Schüler an die letzte Frage heran, die auf Ptolemäischem Standpunkt noch übrig ist: welche Plätze an der Fixsternsphäre nimmt nach einander die Sonne ein?

Hierbei bedürfen wir zum Glücke nicht des von den Griechen angewandten sinnreichen doch allzukünstlichen Hilfsmittels der Mondbeobachtung. Ebensowenig des heliakischen Aufgangs. Vielmehr hilft uns das schöne Werkzeug, das wir vor den Griechen voraushaben, eine treffliche gleichmäfsig fortgehende Uhr.

Mittelst ihrer bestimmen wir leicht den Zeitpunkt genau in der Mitte zwischen zwei Sonnenkulminationen. Es sei z. B. Mitternacht in der Michaeliszeit, und das Prachtbild des Pegasus kulminiert am südlichen Himmel; wo steht in diesem selben Augenblick die Sonne? und welche Fixsterne befinden sich in ihrer nächsten Umgebung? Nun, die Sonne ist im Nord, am tiefsten Standort, den sie heute hat, 39° unterm Horizont, dem Pegasus grad gegenüber; und in ihrer Nähe stehn einfach die jenigen Sterne, von welchen wir wissen dafs auch sie dem Pegasus gegenüberliegen (und dafs sie genau ein halbes Jahr später um Mitternacht kulminieren). Auf diese Weise findet sich: Der Herbstplatz der Sonne ist ein Punkt des Himmelsäquators auf der Verbindungslinie zwischen Regulus und Spica; der Weg zu diesem Punkt vom Pol aus führt über den grofsen Himmelswagen weg; er wird markiert mit dem Zeichen der ♎. Zum Platz der Weihnachtssonne (♑) gelangen wir an der Wega vorbei. [Gut merkt sich der Spruch:

Wagen und Wage
Wega und Weihnacht.]

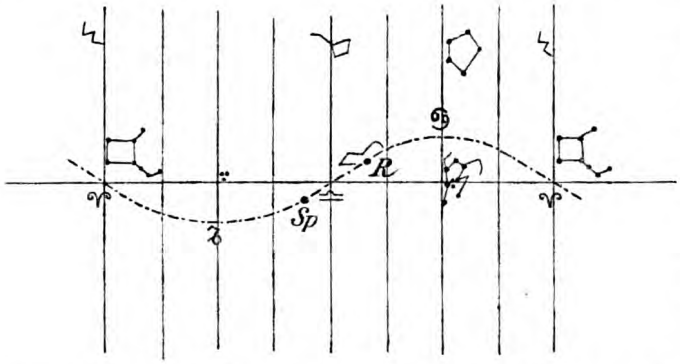
Ebenso findet sich der Frühlingssitz der Sonne, oder der ♈punkt, beim Pegasus,

---

1) dem Glanzgestirn unsres Himmels, dem Vertrauten der ältesten Völker, Hiob 9, 9, cap. 38, 31. 32. Iliade XVIII, 485. Odyss. V, 272.

in der Verlängerung der Linie zwischen den Rumpfsternen; endlich zur sommerlichen Sonnenwendezeit befindet sich die Sonne droben über der Keulenspitze des Orion.

So mag man zunächst 365 einzelne Sitze, Residenzen, der Sonne sich vorstellen: jeden neuen Tag nimmt sie einen neuen Sitz ein, behält ihn aber den Tag über bei. Danach ist es nicht schwer, sich statt dessen den stetigen Übergang zu denken. Verbindet man aber all die gefundenen Plätze durch eine Linie, welche geschlossen um die Sphaera fixarum herumläuft, so zeigt sich:



die sämtlichen Sonnenplätze liegen in einer Ebene, ihre Projektionen auf die Fixsternkugel geben einen Hauptkreis, verknotet mit dem Äquator im ♈- und im ♎punkt und gegen ihn geneigt um jene $23\frac{1}{2}^0$: wir haben, meine Herren, die scheinbare Ekliptik.

Ich bin zu Ende. Denn der Übergang von dieser Welt des Scheins zur naturgemäfseren Ansicht liegt aufserhalb des Rahmens gegenwärtiger Darstellung.

Ein Unterricht wie der hier skizzierte braucht notwendig ein volles Jahr Zeit. Denn was im Kreislauf eines Jahrs am Himmel passiert — wenn's mit eigenen Augen geschaut sein soll — kann man eben nicht vorwegnehmen, so wenig wie unten auf der Erde das Blühen und Welken der Blumen, Saat und Ernte.

Die Stunden oder Viertelstunden jedoch, welche auf dem Lektionsplan für die Woche dem Gegenstand gewidmet sind, dürfen allenfalls knapp bemessen sein — die Hauptsache bleibt ja doch das Selbstbeobachten. Zur Not mag der Gegenstand sogar an anderen Unterricht angeschlossen werden; um so eher, wenn eine fruchtbare Wechselwirkung dadurch hergestellt ist, dafs der Lehrer der Stereometrie auch diesen Unterricht übernimmt, und an Realgymnasien auch die überaus förderliche Darstellende Geometrie.

Mein Wunsch am Schlufs eines solchen Jahreskurses ist, dafs jeder Schüler, wenn er im Freien steht und einen Stand der Sonne oder Sterne betrachtet, sogleich ihren gesamten scheinbaren Lauf wie einen guten alten Bekannten vor sich sieht.

Nunmehr kommen die Wahrscheinlichkeitsgründe für die Erdrotation an die Reihe. Ihre „sichtbaren und fühlbaren Wirkungen“ hat ja erst kürzlich Herr Prof. S. Günther in lehrreicher Weise und mit der ihm eigenen reichen Litteraturkenntnis zusammengestellt.*) Es kommen die Gründe für den Umschwung der Erde um die Sonne.

Hat der Schüler diese zweite Lehrstufe erklommen, so ist lebhaft zu wünschen, dafs er nicht blofs halb widerwillig zugiebt: ja, die Erde rotiert und sie läuft um, wie bei einem Rechenexempel welches stimmt; sondern, wenn er draufsen auf dem Felde steht, (um mit Goethe zu reden) „mit festen markigen Knochen auf der wohlgegründeten dauernden

---

1) Monatsschrift Humboldt 1882, Heft 9 und 10.

Erde", dafs er dann trotzdem sich vorstellen kann, wie der gewaltige Erdball „schnell und unbegreiflich schnelle" rundum schwirrt und ihn mit herumnimmt um jene Achse, welche er nicht sieht; sich vorstellt „Fels und Meer mit fortgerissen in ewig schnellem Sphärenlauf", und wie er, er selber, fortfliegt im Weltraum. —

Ist er soweit gediehen, dann mag er getrost zu den Riesen Kepler und Isaak Newton sich wenden und nun weiter nach dem Warum fragen. —

Pieper (Dessau) ersucht den Vortragenden um Auskunft, wie die Beobachtungen durch die Schüler das ganze Jahr hindurch ausgeführt würden, ob die Schüler dazu in das Schulhaus kämen, oder zu Hause beobachteten.

Böttcher: Die Anleitung zur Beobachtung werde in der Schule gegeben, und zwar zu den Sonnenbeobachtungen in der nach Süden gelegenen Klasse. Zu Hause wiederhole der Schüler diese Beobachtungen und ergänze sie, wie und wo er kann.

Pieper: Wie kontrolliert der Lehrer diese Beobachtungen der Schüler?

Böttcher: Die Schüler bringen ihre Originalaufzeichnungen mit in die Klasse, hier werden diese revidiert.

Pieper: Werden diese Arbeiten von allen Schülern verlangt und geliefert?

Böttcher: Gezwungen ist niemand; bisher haben die Schüler immer gern Arbeiten gebracht, jeder so viel er wollte; einige wenige freilich thaten auch nichts.

Pieper hält dies für einen wunden Punkt des Verfahrens. Dadurch, dafs nicht alle Schüler an den Beobachtungen beteiligt seien, entstehe eine Schwierigkeit für den Unterricht in der mathematischen Geographie.

Böttcher wiederholt, dafs er bisher nur gute Resultate erzielt habe; schliefslich sei es ihm lieber, wenn auch nur einige Schüler solche Beobachtungen anstellten, als dafs diese ganz wegfielen.

Lucke (Köthen): Die erste Anregung hierzu könne schon auf einer frühern Stufe als in Prima, sogar schon in Sexta gegeben werden. (Böttcher: Sehr richtig!)

Auf Antrag Gerlachs (Parchim) erkennt die Sektion das geschilderte Verfahren als ein empfehlenswertes an und bezeugt dem Vortragenden ihren Dank durch Erheben von den Sitzen.

Nachdem hierauf Realgymn.-Lehrer Schubring (Erfurt) die neue Ausgabe seines 'immerwährenden Kalenders' zur Ansicht vorgelegt hat, folgt

2) der Vortrag des Realschullehrers Roth (Buxtehude) über:

'Die Sonnenstrahlung auf der nördlichen im Vergleich mit derjenigen auf der südlichen Erdhälfte'.[1])

Nachdem der Vortragende in der Einleitung die Wichtigkeit des zu besprechenden Gegenstandes dargethan hat, erörtert er die Grundsätze, nach denen die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Erdoberfläche zu berechnen ist. Handelt es sich um eine Vergleichung der Gegenden nördlich und südlich vom Äquator, so kommt nur die Neigung der erwärmten Fläche gegen die Lichtstrahlen und die Zeitdauer der Erleuchtung in Betracht.

---

1) Nachfolgend ein Auszug, vom Vortragenden selbst nachträglich angefertigt.

Denkt man sich von der Sonne eine gerade Linie nach derjenigen Stelle des Himmels hinausgezogen, die den Frühlingspunkt bezeichnet, so wird dadurch die elliptische Erdbahn in zwei ungleiche Teile geteilt. Da nun aufserdem die Erde in der Nähe der Sonne sich schneller bewegt als in der Entfernung, so ist die Zeit, welche sie braucht, um die kleinere Hälfte zu durchlaufen, erst recht geringer als diejenige, die sie in der gröfseren zubringt. Infolge dessen beträgt die Dauer unseres astronomischen Frühlings und Sommers 186 Tage, die unseres Herbstes und Winters nur 179 Tage. Umgekehrt verhält es sich auf der südlichen Halbkugel. Wird nun durch diese Ungleichheit der Jahreszeiten eine Verschiedenheit in der Erwärmung der nördlichen und der südlichen Erdhälfte herbeigeführt? Wäre dies der Fall, so müfste sich das Verhältnis im Laufe der Jahrtausende umkehren, da durch das Vorrücken der Tag- und Nachtgleichen die Dauer der Jahreszeiten sich ändert. Vor etwa 6000 Jahren war das Sommerhalbjahr der Nordhalbkugel ebenso lang wie das der Südhalbkugel; von da ab verlängerte sich das erstere, erreichte seine gröfste Dauer im Jahre 1248 n. Chr. Geburt und nimmt jetzt wieder ab. Der französische Mathematiker Adhémar hat auf diesen Umstand die Erklärung das Klimawechsels gegründet, der für manche Gegenden durch geologische Befunde unzweideutig dargethan wird.

Es hat bereits Joh. Heinr. Lambert in seiner 1779 erschienenen Pyrometrie den Beweis erbracht, dafs die Wärmemenge, welche die ganze Erde oder überhaupt ein Planet von der Sonne empfängt, nur von demjenigen Winkel abhängt, den der *radius vector* der Erdbahn während der Dauer der Beleuchtung beschreibt. Nun beträgt dieser Winkel bei den fraglichen Jahreszeiten jedesmal 180^0, folglich wird dadurch die oben aufgeworfene Frage verneint.

Der Vortragende verliest den bezüglichen § 588 der Pyrometrie und erläutert ihn unter Zuhilfenahme der an der Tafel entworfenen zugehörigen Figur, macht aber gleichzeitig auf die gemeinverständliche Darlegung des Lambert'schen Gedankenganges aufmerksam, die Prof. Hann in seiner 'Klimatologie' unter Vermeidung aller mathematischen Formeln gegeben hat.

Denselben Satz hat der Amerikaner Meech unter Hinweisung auf Lambert wieder von neuem bewiesen in der 1857 zu Washington veröffentlichten Abhandlung: *„On the relative intensity of the heat and light of the sun, upon different latitudes of the earth,“* und er hat demselben insofern eine gröfsere Ausdehnung gegeben, als er die Mengen der Wärme vergleicht, die zwei Planeten während eines ganzen Umlaufes von der Sonne empfangen.

In dem 1871 erschienenen Programme der Wilhelmsschule zu Wolgast hatte der Vortragende sich die Prüfung der Lehre des Adhémar zur Aufgabe gestellt und zu diesem Zwecke den besprochenen Satz, ohne mit den einschlägigen Arbeiten der genannten Gelehrten bekannt zu sein, selbständig abgeleitet und ihn noch mehr als Meech verallgemeinert. In einer kurzen Wiederholung der betreffenden mathematischen Entwickelung wird nun gezeigt, dafs die Wärmemenge, die eine bestimmte Fläche eines Planeten von senkrecht auftreffenden Sonnenstrahlen erhält, ausgedrückt werden kann durch einen Bruch, dessen Zähler die Zunahme der wahren Anomalie als Faktor enthält, während im Nenner aufser einer für das ganze Sonnensystem unveränderlichen Gröfse noch die Quadratwurzel aus dem Parameter der Bahn vorkommt. Es folgt daraus das Gesetz: 'Die Wärme-

summe, die eine gleich grofse Fläche zweier Planeten bei senkrecht auffallendem Lichte in einer Zeit empfängt, während welcher die Sonne in der Ekliptik scheinbar denselben Bogen zurücklegt, ist nur mit dem Parameter der Bahn veränderlich'.

Was hier bei senkrechter Bestrahlung gilt, mufs auch für die ganze Erdkugel wahr sein, weil das Strahlenbüschel, welches diese trifft, dasselbe ist wie dasjenige, welches durch die Fläche des Querschnittes rechtwinklig hindurchgeht. Nun hatte ich aber in der genannten Schrift die weiter gehende Behauptung aufgestellt, dafs jeder Breitenkreis der Nordhalbkugel in seinem Sommer- und in seinem Winterhalbjahre dieselbe Strahlenmenge erhalte als der unter gleicher südlicher Breite liegende Parallel in den gleichartigen Jahreszeiten. Dabei hatte ich den Winkel, unter dem das Sonnenlicht auftrifft, gar nicht beachtet. Die weiteren Abschnitte des Vortrages sind nun der Erörterung der Frage gewidmet, ob diese Behauptung berechtigt ist oder nicht.

Der ursprüngliche Beweis war: Nach dem Halleyschen Grundsatze steht die Wirkung der Lichtstrahlen im geraden Verhältnisse zum Sinus des Winkels, unter welchem sie eine Fläche treffen. Es ist nur ein anderer Ausdruck, wenn wir sagen, dafs die erwärmende Kraft eines aus unendlicher Ferne kommenden Lichtbüschels gemessen wird durch den Flächeninhalt seines senkrechten Querschnittes. Daraus geht hervor, dafs diese Kraft für ein beliebig geneigtes und gestaltetes Stück der Erdoberfläche proportional ist der Wärmemenge, die seine Projektion auf eine zum Lichtstrahl senkrechte Ebene unter sonst gleichen Bedingungen erhält. Da nun der oben besprochene Lambertsche Satz für senkrecht auftreffende Strahlen bewiesen ist, so mufs er auch für alle Teile der Erdoberfläche gelten, deren Bild, von der Sonne aus gesehen, das gleiche ist, mithin auch für die Breitenkreise nördlich und südlich vom Äquator in ihren gleichartigen Jahreszeiten. Den Parallelkreis hat man dabei als einen schmalen Streifen aufzufassen, dessen Ausdehnung in der Richtung Süd-Nord so gering ist, dafs der Unterschied der geographischen Breite beider Ränder vernachlässigt werden kann.

In der erwähnten Programmabhandlung habe ich diesen Beweis, weil er mir selbstverständlich schien, weggelassen. Dem ist es wohl zuzuschreiben, dafs meine Behauptungen in einer Beurteilung, die 1874 in den 'Jahrbüchern über die Fortschritte der Mathematik' erschien, nicht anerkannt wurden. Dort heifst es: 'Bei der Ausdehnung dieses (des Lambertschen) Satzes auf die ganze Erdoberfläche hat der Herr Verfasser übersehen, dafs jene Wärmemenge auch noch von dem Winkel abhängt, den die Strahlen mit der Fläche bilden; seine Ableitung ist daher für verfehlt anzusehen'. Dieser Vorwurf ist durch die vorangegangenen Erörterungen widerlegt, abgesehen davon, dafs er, sofern die Summe der Bestrahlung für die ganze Erde gemeint ist, nicht gegen mich, sondern an die Adresse von Lambert und Meech hätte gerichtet werden müssen.

Im Gegensatze zu den Jahrbüchern über die Fortschritte der Mathematik ist über die in dem fraglichen Programme vom Vortragenden aufgestellten Sätze in der in Wien herausgegebenen 'Realschule' ohne tadelnde Bemerkung berichtet worden. Dagegen veranlafste jene ungünstige Kritik Herrn Gymnasialprofessor Günther, im 2. Hefte des XI. Jahrganges von Hoffmanns Zeitschrift sich absprechend über meine Abhandlung zu äufsern. Vom Vortragenden darum angegangen, hat Herr Prof. Günther seine frühere Aussage in demselben Jahrgange S. 334—335 widerrufen und die Richtigkeit der ange-

zweifelten Folgerungen, soweit es sich um die Wärmesumme für die ganze Erde handelt, anerkannt.

Da nun die zweite auf voriger Seite ausgesprochene Behauptung dadurch nicht berührt wird, so versuchte ich noch eine eigene Entgegnung zu entwerfen, die auch in demselben Jahrgange letzterer Zeitschrift S. 499—501 abgedruckt worden ist.

Um Unparteiische zu überzeugen, schien es mir geraten, von dem Standpunkte der Gegner auszugehen und den Einfallswinkel der Sonnenstrahlen von vornherein mit in Rechnung zu ziehen. Mit Rücksicht ferner auf die Ziele der Zeitschrift, in welcher die Veröffentlichung erfolgen sollte, wurde ein einzelner beschränkter Fall gewählt, in dem sich die mathematische Entwickelung bedeutend vereinfacht, nämlich eine wagerechte Ebene nahe dem Pole. Es geschah dies, um zu zeigen, wie man an einem einzelnen greifbaren Beispiel einen Einblick in allgemeine Gesetze gewinnen könne entsprechend dem pädagogischen Grundsatze, im Unterrichte immer vom Konkreten zum Abstrakten überzugehen.

Bedeutet

σ die Schiefe der Ekliptik,

β die nördliche geographische Breite,

δ die Abweichung (Deklination) der Sonne nördlich,

t den Stundenwinkel, gerechnet vom wahren Mittag und gleichzeitig das Mafs für die Zeit,

r den Abstand der Erde von der Sonne,

ϑ die Länge der Sonne,

W die Kraft der Sonnenstrahlen, die in bestimmter Zeit auf die gegebene Fläche fallen,[1])

S dasselbe in der Entfernung 1 von der Sonne bei senkrecht auftreffendem Lichte und in der Einheit der Zeit,

so findet man aus dem sphärischen Dreiecke Zenith-Pol-Sonne:

$$dW = \frac{S}{r^2}(\sin\beta\sin\delta + \cos\beta\cos\delta\cos t)dt. \tag{1}$$

Unter Zuhilfenahme des zweiten Kepplerschen Gesetzes läfst sich daraus W als Funktion von ϑ darstellen und durch eine leichtere in der angezogenen Erwiderung ausgeführte Entwickelung die entscheidende Formel ableiten:

$$W = -\frac{S}{c}\sin\sigma(\cos\vartheta_1 - \cos\vartheta_0), \tag{2}$$

wo ϑ_1 und ϑ_0 den Anfangs- und Endwert von ϑ und c eine Konstante bedeuten.

Der Wert dieses Ausdruckes (Gleich. 2) ist für den Südpol derselbe wie für den Nordpol. Wenn man von dem letzteren auf den ersteren übergehen will, so ist es am einfachsten, seinen Standpunkt auf der südlichen Halbkugel zu nehmen. Dann bleibt alles wie vorher, nur hat man ϑ rechts herum zu zählen. Dadurch aber wird weder Vorzeichen noch Zahlenwert des Cosinus geändert; und die Richtigkeit des Satzes,

---

1) In der in Hoffmanns Zeitschrift abgedruckten Erwiderung ist bei Einführung des Begriffes von W und S ein störender Fehler stehen geblieben. Durch Verwechselung sind auf S. 500 die Worte 'in der Zeiteinheit bei senkrechtem Auftreffen' in die Erklärung von W hinter 'Sonnenstrahlen' gesetzt worden, während sie zu S hinter 'Sonne' hätten angefügt werden müssen.

den ich in der fraglichen Programmabhandlung aufgestellt hatte, ist somit für die Pole bewiesen.

Im übrigen ist es leicht, jeden Mathematiker zu überzeugen, dafs dasselbe auch von jeder beliebigen Kugelkappe, deren mathematischer Pol der Erdpol ist, gelten mufs, so lange an allen ihren Punkten die Sonne nicht untergeht.

Denn eine solche Kugelhaube erscheint einem Sonnenbewohner als die Fläche einer Ellipse, deren grofse Halbachse a durch die geographische Breite des Randes bestimmt wird, während die kleine Halbachse $a \sin \delta$ ist. Der Flächeninhalt der Ellipse ist also $\pi a^2 \sin \delta$. Da nun nach einem bekannten Satze vom rechtwinkligen sphärischen Dreiecke $\sin \delta$ gleich $\sin \sigma \sin \vartheta$, so wird dadurch, wie vorhin für den Pol selbst, die augenblickliche Bestrahlungsstärke als Funktion der Sonnenlänge ϑ ausgedrückt. Dann kann man die unendlich kleine Zunahme (dt) der Zeit durch die Zunahme $d\vartheta$ ersetzen, ohne für die Integration mehr als eine Veränderliche zu erhalten. Wie in dem vorhin betrachteten Beispiele hebt sich dann r^2 im Zähler und im Nenner weg, und wir erhalten für die gesuchte Wärmemenge, welche die Kugelkappe durch Strahlung empfängt, während die Sonne in der Ekliptik von ϑ_0 bis ϑ_1 fortschreitet, einen Ausdruck, der nur die Cosinus von ϑ_0 und ϑ_1 als Veränderliche enthält. Es gilt deswegen für die Vergleichung der südlichen mit den nördlichen Breiten dasselbe wie für die Pole selbst.

Dieses Verfahren läfst sich dazu anwenden, um die Bestrahlungsstärke für jede beliebige von einem Breitenkreise begrenzte Kugelhaube und somit auch für jede Zone innerhalb eines gegebenen Zeitraumes zu berechnen. Die von dem Vortragenden versuchte Entwickelung führt zu elliptischen Funktionen; wegen ihrer Schwierigkeit und ihres grofsen Umfanges konnten nur Andeutungen gegeben werden.

Wie vorteilhaft dieses Verfahren ist, wird man am besten einsehen, wenn man mit Hilfe dessen die Wärmesumme für die beiden durch den Äquator geschiedenen Halbkugeln berechnet und damit den umständlichen Weg vergleicht, den Lambert und ihm folgend Wiener einschlagen, um dasselbe Ziel zu erreichen. Dort wird erst durch Anwendung der sphärischen Trigonometrie und der Integralrechnung die Strahlenmenge gefunden, die in jedem Augenblicke auf eine Halbkugel auftrifft, während wir einfach sagen: Die Süd- wie die Nordhalbkugel der Erde projicieren sich auf eine zum Sonnenstrahl senkrechte Bildebene als eine Fläche, die einerseits von einem Halbkreise, andrerseits von der Hälfte einer Ellipse begrenzt wird. Die bekannten Vorschriften für die Flächenberechnung dieser beiden Kurven führen dann sofort auf die betreffende Formel.

Der Grundgedanke dieses Verfahrens ist bereits von Wiener da gebraucht worden, wo er die Wärmesumme für die eine Erdhälfte unter der Voraussetzung berechnet, dafs unser Planet eine sphäroidische Gestalt besitzt. (Zeitschr. für Mathematik und Physik, XXII. Bd., S. 366.)

Überhaupt gelangt dieser Gelehrte zu Schlüssen, welche die Anschauungen stützen, deren Rechtfertigung das Ziel des Vortrages war. So lautet einer der Sätze, in denen er seine Folgerungen zusammenfafst: 'Die Bestrahlungsstärke eines Punktes von nördlicher und eines solchen von gleicher südlicher Breite in den Zeiträumen entsprechender Jahreszeiten sind einander gleich'.

Dem geradezu widersprechend sind die Ergebnisse, zu denen Meech in der oben angeführten Schrift gelangt. Das Verhältnis der Kraft des Sonnenscheines zwischen Norden

und Süden am 1. Januar und am 4. Juli ist 1 zu $1 - \frac{1}{15}$ und umgekehrt einige Zeit nach dem jedesmaligen höchsten Sonnenstande 1 zu $1 + \frac{1}{15}$. Für den ganzen Sommer und Winter nimmt er $\frac{1}{30}$ als Mittelwert des Unterschiedes an und rechnet so heraus, dafs der Winter der südlichen Erdhälfte um 1° kälter, der Sommer um 3° F. heifser ist als auf der nördlichen. Er beruft sich dabei auf die Bestätigung dieser Berechnungen durch den jüngeren Herschel, der bei Reiseberichten aus dem Inneren von Australien und Afrika, in dessen südlichem Teile die Bodentemperatur auf 159° F. steigt, bemerkt, dafs $\frac{1}{15}$ ein zu beträchtlicher Bruchteil der Kraft des Sonnenscheines sei, um nicht eine erhebliche Wirkung zu äufsern.

Im weitern Verlaufe seiner Untersuchungen kommt er jedoch zu dem Schlusse, dafs dieser Umstand nicht ausreiche, um die geologischen Thatsachen zu erklären. Denn selbst unter der ungünstigsten Annahme, dafs die Sonne in der Mitte des Sommerhalbjahres in der Erdferne sich befand und die Excentricität der Erdbahn den nach Leverrier zulässigen höchsten Wert hatte, würde dies doch die Sonnenwärme am längsten Tage nur um 9° vermindern und umgekehrt am kürzesten Tage um 4° vermehren, während die Temperatur des Frühlings und des Herbstes unverändert bliebe. Deswegen wendet sich Meech der Vermutung von Poisson zu, dafs nämlich der Wechsel der Wärme der Erde herrühre von der verschiedenen Temperatur des Weltraumes, durch den sich unser ganzes Planetensystem mit grofser Geschwindigkeit hindurchbewege. Er betont ferner die Möglichkeit, dafs unser Planet einmal in der Nähe eines Fixsternes vorbeigekommen sei, der als zweite Sonne besonders die Nordhalbkugel beleuchtet und erwärmt habe, schliefst aber auch den Gedanken nicht aus, dafs durch die Änderung der Beschaffenheit der Erdoberfläche auf der einen Seite des Äquators die Gegensätze der Jahreszeiten sich zu einem ewigen Frühlinge hätten abschwächen können.

Der Widerspruch der Schlüsse des amerikanischen Forschers gegen die Folgerungen von Wiener ist in der Verschiedenheit der angewandten Berechnungsarten begründet. Beide gehen von der Gleichung (1) aus. Diese wird zunächst, indem man die Abweichung der Sonne innerhalb eines Tages als konstant ansieht, nach t innerhalb der Grenzen eines Tages von $-t_1$ bis $+t_1$ integriert. Für die tägliche Stärke der Sonnenstrahlung ergiebt sich so

$$W = \frac{2S}{r^2}(\sin\beta \sin\delta \cos t_1 + \cos\beta \cos\delta \sin t_1). \tag{3}$$

Beim Übergang auf gröfsere Zeiträume tritt nun aber die Schwierigkeit hervor, dafs wir es nicht mit einer stetigen Funktion zu thun haben, sondern dafs mit Ausnahme einer veränderlichen Kugelhaube am Pol die Wirkung des Sonnenlichtes durch die Nacht unterbrochen wird. Aufserdem ist ja δ für jeden Tag unveränderlich gesetzt worden. Es wird nun zunächst die Gröfse des halben Tagebogens t_1 dadurch bestimmt, dafs man die Höhe der Sonne mit Hilfe der sphärischen Trigonometrie berechnet und sie null werden läfst; es findet sich so

$$\cos t_1 = -\operatorname{tg}\delta \operatorname{tg}\beta. \tag{4}$$

Wird dies in Gleichung (3) eingesetzt, so bekommt man W als Funktion von δ und somit auch von ϑ. Nun gehen unsere deutschen Mathematiker ohne weiteres zur Integralrechnung über. Streng genommen aber ist dies nicht erlaubt; denn wir haben es nicht

mit einer stetig wachsenden Gröfse zu thun, sondern mit einer solchen, die sich ruckweise ändert und in Stufen von je einem Tage gröfser wird. Es ist daher nicht statthaft, die Differentialrechnung und ihre Umkehrung anzuwenden, sondern die Differenzenrechnung ist hier am Platze.

Diesem Umstande hat Meech in seinen Entwickelungen Rechnung getragen. Er geht von einer Gleichung aus, durch welche die Summe einer Reihe von Werten einer Gröfse u ausgedrückt wird, wenn eine andere Gröfse x, von der u abhängt, nach einander die Werte 1, 2, 3 . . . x annimmt. In dieser Formel stehen neben dem Integral noch andere Glieder, von denen er aber in der weiteren Ausführung nur zwei beachtet. Bei der Entscheidung der uns vorliegenden Frage betrachtet er stets nur die Wärme einzelner Tage und zählt diese für eine bestimmte Zeit zusammen, während Wiener die Summe der Strahlenmenge für Abschnitte des Jahres schlechtweg als Funktion der sich stetig verändernden Sonnenlänge ϑ ansieht. Daher die Verschiedenheit ihrer Ergebnisse von denen aber die des amerikanischen Forschers als die wissenschaftlich besser begründeten bezeichnet werden müssen.

Den Unterschied der beiden Arten der Ableitung versuchte der Vortragende nun an demselben einfachen Beispiele zu erläutern, das schon oben benutzt worden ist.

Nehmen wir eine Reihe von Tagen um die Sommersonnenwende, so können wir, ohne einen groben Fehler zu begehen, voraussetzen, dafs die Sonne an jedem dieser Tage in dem Tierkreise die gleiche Strecke zurücklege. Da nun ferner in dem Falle des Beispieles, weil am Pole cos β verschwindet, in Gleichung (1) nur der Sinus der Deklination (δ) der Sonne, mithin auch nur der Sinus ihrer Länge (ϑ) stehen bleibt, so sind wir in den Stand gesetzt, ohne viele Mühe die Summierung der zugestrahlten Wärmemenge gleichzeitig mit Hilfe der Integral- und mit der Differenzenrechnung auszuführen. Werden die Integrationsgrenzen richtig gewählt, so findet man, dafs die für schrittweise Zunahme gebildete Summe gleich ist dem Integral dividiert durch $\Delta\vartheta$, abgesehen von konstanten Faktoren.

Nun war, wie oben bewiesen, das Integral für beide Pole gleich; $\Delta\vartheta$ aber stellt den Weg vor, den die Sonne in der Ekliptik innerhalb eines Tages scheinbar zurücklegt. Dieser aber ist gröfser zur Zeit unseres kürzesten Tages als in unserem Sommer, weil die Erde in der Sonnennähe sich schneller in ihrer Bahn bewegt als in der Entfernung; umgekehrt mufs also die ganze Wärmesumme um die Zeit des längsten Tages der Südhalbkugel für den südlichen Pol kleiner sein als in der entsprechenden Zeit für unseren Pol, wenn beidemal die Länge der Sonne um gleichviel zunimmt.

Es würde sich daraus ergeben, dafs nach der bislang üblichen Weise die Sonnenstrahlung zu berechnen, die Ansichten Adhémars die folgerichtigen wären, und dafs dasselbe auch von Meech gesagt werden könnte, insofern derselbe überhaupt einer Verschiedenheit der gleichartigen nördlichen und südlichen Jahreszeiten das Wort redet.

Durch diesen Schlufs wird aber keineswegs der eingangs mitgeteilte Beweis für den Satz umgestofsen, dafs die Summe der Bestrahlung auf beiden Erdhälften in gleichen Breiten in den entsprechenden Jahresabschnitten die nämliche sei. Der Widerspruch rührt ja daher, dafs die bisher übliche Berechnungsweise nur eine Annäherung ist, bei der man sich eine der Natur nicht ganz entsprechende Voraussetzung erlaubt, indem man annimmt,

dafs die Sonne innerhalb eines Tages denselben Abstand vom Himmelsäquator behalte. Man hat bis jetzt seinen Standpunkt auf der Erde genommen, hat aus dem scheinbaren Wege der Sonne am Himmel deren strahlende Wärme abgeleitet, und konnte so der unangenehmen Unterbrechung durch die Nacht nicht entgehen.

Diese Auffassung hat deshalb der Vortragende bei seinen Arbeiten von vornherein verlassen. Es kommt in der vorliegenden Frage ja nur darauf an, wieviel Wärme ein ganzer Breitenkreis erhält. Nun ist zu jeder Zeit die eine Hälfte der Erde erleuchtet, die andere dunkel. Von sämtlichen Parallelkreisen liegt immer ein gewisses Stück auf der Licht-, ein anderes auf der Schattenseite. An einer einfachen Figur läfst sich mit Hilfe der Sätze vom rechtwinkligen Kugeldreieck zeigen, dafs die Länge (b) des beleuchteten Teiles eines jeden Parallels durch dieselbe Formel als Funktion von δ und β sich darstellt wie oben nach (4) der Tagebogen $2t_1$.

Für eine unendlich kleine Fläche in beliebiger Breite findet man aus Gleichung (1) die auftreffende Lichtmenge; läfst man nun die geographische Länge veränderlich werden und integriert zwischen den Grenzen von null bis b, so bekommt man die Strahlenmenge für das ganze beleuchtete Stück des zugehörigen Parallelkreises. Es ist aber der entstehende Ausdruck im wesentlichen nichts anderes als Gleichung (3), nur dafs $\frac{1}{2}b$ für t_1 steht. Setzt man nun für b seinen Wert ein, so unterscheiden sich die entstehenden Formeln bis auf die Konstanten in nichts von denjenigen, von welchen Wiener bei seinen Untersuchungen ausgegangen ist. Doch kann die Berechtigung der Integralrechnung jetzt nicht mehr angefochten werden, weil wir es nicht mehr mit dem ruckweise sich verändernden Tagebogen zu thun haben, sondern mit dem stetig wachsenden und sich verringernden Stücke eines Breitenkreises, das in jedem Augenblicke von der Sonne erleuchtet wird. Die Schlüsse, welche der letztere Gelehrte aus seinen Formeln gezogen hat, bleiben nun bei unserer Anschauungsweise über allen Zweifel erhaben, und die Niederlage, die wir in diesem Punkte für die deutsche Wissenschaft zugestehen mufsten, verwandelt sich in ihr Gegenteil.

Aber noch einen andern Vorteil glaubt der Verfasser durch seinen Vortrag erreicht zu haben. In einer Zeit, wo der Wissensschatz des Volkes fortwährend wächst, und infolge dessen die Anforderungen an den Lernstoff der Schulen immer höhere werden müssen, während man von anderer Seite die Lehrer für die geistige Überanstrengung der Jugend verantwortlich macht, ist es Pflicht eines jeden unterrichtenden Mathematikers, wo derselbe auch wirke, die Beweisarten überall zu vereinfachen und so danach zu streben, mit möglichst geringer Arbeit möglichst viel zu bieten. Diesem Ziele aber glaube er einerseits dadurch näher gekommen zu sein, dafs er gezeigt habe, wie die augenblickliche Bestrahlungsstärke für beide Halbkugeln, die bis jetzt nur mit Hilfe der sphärischen Trigonometrie und der Integralrechnung hergeleitet wurde, mit den einfachsten Regeln des perspektivischen Zeichnens gefunden werden kann, und andererseits, indem er den Weg gezeigt habe, durch einzelne greifbare Beispiele einen Einblick in allgemeine Gesetze zu gewähren, die in ihrer Vollständigkeit das Fassungsvermögen des Lernenden übersteigen.

Teils wegen der Natur dieses Vortrags, teils wegen der vorgerückten Zeit konnte eine Diskussion nicht erfolgen.

Der Vorsitzende dankt den Mitgliedern der Sektion für ihre rege Teilnahme an den Sitzungen, ferner den Herren, welche teils Vorträge gehalten haben, teils zur Ausstellung von Lehrmitteln behilflich gewesen sind, endlich den Dessauer Kollegen und namentlich dem Realgymn.-Direktor Dr. Suhle für ihre vielfachen Bemühungen um die Sektion.

Hierauf nimmt Suhle (Dessau) das Wort, um namens der Sektion dem Vorstande der Sektion, besonders dem ersten Vorsitzenden, herzlichen Dank zu sagen.

Mit einem 'Auf Wiedersehen in Gieſsen' schlieſst sodann der Vorsitzende die Sitzung.

(Schluſs 10 Uhr.)

VII. Neusprachliche Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Lambeck, Dr., Professor. Köthen. I. Vorsitzender.
2. Benecke, Direktor. Berlin. II. Vorsitzender.
3. Wetzel, Oberlehrer. Berlin. I. Schriftführer.
4. Knörich, Dr., Oberlehrer. Wollin. II. Schriftführer.
5. Albrecht, Oberlehrer. Leipzig.
6. Bahrs, Dr., Oberlehrer. Dessau.
7. Berdez, Oberlehrer a. D. Dessau.
8. Braune, Realgymnasialdirektor. Harburg.
9. Bräuner, Inspektor. Zerbst.
10. Budy, Oberlehrer. Gera.
11. Dannehl, Oberlehrer. Sangerhausen.
12. Deutschbein, Dr., Oberlehrer. Zwickau.
13. Flebbe, Dr., Oberlehrer. Flensburg.
14. Francke, Oberlehrer. Zerbst.
15. Fritsche, Dr., Oberlehrer. Köthen.
16. Fritsche, Dr., Gymnasiallehrer. Dessau.
17. Geifsler, Realgymnasiallehrer. Dessau.
18. Glöckner, Oberlehrer. Zerbst.
19. Greger, Oberlehrer. Zerbst.
20. Hahn, ordentl. Lehrer. Berlin.
21. Hasselbaum, Dr., Oberlehrer. Kassel.
22. Henze, Dr., Realgymnasiallehrer. Berlin.
23. Hummel, Dr., Oberlehrer. Potsdam.
24. Jahn, Dr., Oberlehrer. Zelle.
25. Josupeit, Oberlehrer. Rastenburg.
26. Klinghardt, Dr., Oberlehrer. Reichenbach i. Schl.
27. Kolbe, Dr., Gymnasialdirektor. Treptow a. R.
28. Kühn, Dr., Realgymnasiallehrer. Wiesbaden.
29. Loewe, Dr., Oberlehrer. Bernburg.
30. Loewe, Dr., Oberlehrer. Stettin.
31. Mahrenholtz, Dr., Realgymnasiallehrer. Halle.
32. Matthiae, Dr., Oberlehrer. Berlin.
33. Müller, Dr., Oberlehrer. Halberstadt.
34. Pauli, Oberlehrer. Bernburg.
35. Quedefeld, Dr., Oberlehrer. Freienwalde a. O.
36. Schilling, Professor. Bowdon bei Manchester.
37. Schmager, Realgymnasiallehrer. Gera.
38. Schulz, Oberlehrer. Seehausen.
39. Schütze, Dr., Professor a. D. Bernburg.
40. Strien, Dr., Oberlehrer. Dessau.
41. Techmer, Dr., Privatdozent. Leipzig.
42. Truelsen, Realprogymnasiallehrer. Luckenwalde.
43. Vietor, Dr., Professor. Marburg.
44. Westphal, Gymnasiallehrer. Freienwalde a. O.
45. Wickenhagen, Dr., Direktor. Dessau.
46. Zelle, Dr., Oberlehrer. Berlin.
47. Ziemer, Dr., Gymnasiallehrer. Kolberg.

Erste (konstituierende) Sitzung
am 1. Oktober 1884.

Nach dem Schlufs der ersten allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in der II^{a}. des Gymnasiums unter Vorsitz des Professor Dr. Lambeck (Köthen), welcher

bereits von der neusprachlichen Sektion der letzten Philologenversammlung (Karlsruhe, 1882) zum Vorsitzenden designiert war.

Der Vorsitzende konstatiert zunächst unter Hinweis auf die Zahl der Mitglieder der Sektion, dafs die 'neusprachliche Sektion' fortan nach Mafsgabe der bezüglichen Bestimmung der Statuten der Philologenversammlung zu den ständigen Sektionen der letzteren gehören werde.

Im Anschlufs hieran erheben sich die Mitglieder der Sektion zu Ehren des (†) Professor Bernhard Schmitz, der den Gedanken der Gründung einer 'neusprachlichen Sektion' einst zuerst gefafst hat.

Zum Stellvertreter des Vorsitzenden wird Direktor Benecke (Berlin) ernannt, zu Schriftführern Oberlehrer Wetzel (Berlin) und Oberlehrer Dr. Knörich (Wollin).

Nach Feststellung der Tagesordnung für den nächsten Tag wird die Sitzung geschlossen.

Zweite Sitzung

am 2. Oktober, morgens 8 Uhr.

Vortrag des Oberlehrers Dr. Löwe (Bernburg):

'Über den Anfangsunterricht im Französischen'[1]).

'Die Methode des französischen Sprachunterrichts ist bereits auf der vorigen Philologenversammlung Gegenstand eines Vortrags gewesen, indem Hr. Prof. Bihler zu Karlsruhe in der pädagogischen Sektion über den betreffenden Unterricht an den badischen Gymnasien sprach. Seine Ausführungen werden in vielen Punkten auch bei Ihnen Beifall gefunden haben, trotzdem aus dem Protokoll nicht einmal ersichtlich ist, welches Lehrbuch dort beim Unterricht zu Grunde gelegt wird. Nach brieflicher Mitteilung ist es die jetzt von Prof. Bihler umgearbeitete Grammatik von Ciala. Da nun aber unsere norddeutschen Schulverhältnisse wesentlich anders liegen und durch die Lehrpläne von Ostern 1882 eine festere Gestalt gewonnen haben, so gestatten Sie mir, meine Herren, Ihnen die Ergebnisse meiner Betrachtungen und Arbeiten auf dem Gebiete des 'Anfangsunterrichts im Französischen' vorzulegen. Ich bin in der glücklichen Lage, Ihnen statt blofser theoretischer Erörterungen einen gedruckten, ziemlich ausführlichen 'Entwurf eines französischen Elementarbuchs nach neueren Anschauungen' bieten zu können.

Die Anregung zu vorliegender Arbeit wurde mir einerseits durch die Reformschriften von Perthes über den lateinischen Unterricht, sodann aber ganz besonders durch die Beobachtung der, ich mufs sagen, traurigen Thatsache, dafs die Schüler, auch die der obersten Klassen, infolge der jetzt allgemein herrschenden grammatistischen Lehrweise

---

1) Von dem Vortragenden bereits publiziert in dem 'Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens'. 1884. XII, 12, S. 729 ff.

von dem französischen Unterrichte nur einen ganz kärglichen Nutzen haben. Man nehme z. B. einen eben nach Prima versetzten Realgymnasiasten mittlerer Begabung. Derselbe hat bis dahin, wie leicht nachzurechnen, ca. 1000 Stunden Französisch gehabt. Ja, 'gehabt' ist das richtige Wort; denn das, was bei ihm wirklich zum geistigen Eigentum geworden ist, steht auch nicht entfernt im Verhältnis zu der aufgewendeten Zeit und Mühe. Ganz anderer Art sind meine Erfahrungen im Englischen. Wir fingen früher das Englische bereits in Quarta an und hatten bei halbjährlichen Versetzungen nur drei Wochenstunden dafür. Unter so ungünstigen Verhältnissen verfiel ich auf folgendes Auskunftsmittel. Im ersten Vierteljahr, selbst in der kurzen Zeit zwischen Ostern und den Hundstagen, wurde Mefferts Englische Formenlehre bewältigt (ohne die ausführlicher behandelte Aussprache, von der nur 100 Musterwörter eingeübt wurden, ca. 20 Seiten lang). Dann ging es aber an die Hauptsache, Lektüre der Tales von Scott, worin bereits Leseübungen angestellt waren. Dieser Lehrgang war stets von gutem Erfolge gekrönt: mündliche und schriftliche Retroversionen, Lesen *in choro*, und Erläuterungen, wie sie in meiner seitdem gedruckten Ausgabe von Scotts Tales (Leipzig, Siegismund & Volkening, 1883) zu finden sind, hatten das ihrige gethan. Und nun gar im Einzelunterricht, bei Gymnasiasten, die zur Realschule übertraten und mehrere Semester Englisch nachzuholen hatten, war dies der einzige sichere Weg, der schnell zum Ziele führte.

Sollte sich denn nun, *mutatis mutandis*, für das Französische nicht etwas Ähnliches herstellen lassen? Der Gedanke hat mich längere Zeit beschäftigt. Nach Durchmusterung und Durcharbeitung der einschlägigen Litteratur ist der Ihnen als Festschrift vorliegende Entwurf entstanden, zu dessen Erläuterung ich jetzt übergehe.

Meine Herren! Sie haben ja die Reformschriften und Aufsätze von Perthes, Münch, Kühn, Viëtor, Deutschbein, Fricke, Quousquetandem, Graf Pfeil u. s. w., u. s. w. gelesen und gewifs, wie auch ich, den Männern Dank und Anerkennung gezollt, welchen die Förderung des Sprachunterrichts in unsern Schulen am Herzen liegt. Ein jeder hat sich aber seins dabei gedacht, und es kann mir nicht beikommen, hier alle Ansichten, die ich nicht teilen kann, zu widerlegen. Denn wie weit dieselben zum Teil noch auseinandergehen, das beweist die immer mehr anschwellende Flut der Schulbuchlitteratur, auch die der französischen Schulgrammatiken. Der Prediger Salomonis schreibt zwar schon (im 12. Kapitel): 'Denn viel Büchermachens ist kein Ende', heute würde er sich vielleicht noch ganz anders ausdrücken. Und doch ist die Fülle der neuen Erscheinungen auf unserm Gebiete andererseits auch als ein erfreuliches Zeichen zu begrüfsen von dem regen Eifer und dem sich immer mehr erschliefsenden Verständnis für unser Fach. Ich habe mich daher auch mit manchem meiner Vorgänger erst hier auseinanderzusetzen, von denen ich hier und da mehr oder weniger an Passendem für meinen Zweck entlehnen konnte; denn nur gemeinsame Arbeit kann meines Erachtens auf diesem so einfach scheinenden und doch so schwierigen Gebiete zum Ziele führen. Für den grammatischen Teil sind hauptsächlich benutzt die Schriften von Schmitz, Lücking, Breymann, Plattner; für das Lesebuch fand sich wertvolles Material bei Klotzsch, Plattner, Schmitz, Wingerath, Wershoven, Schulz, Lüdecking, Westenhöffer, Saure, Marelle und bei französischen Jugendschriftstellern.

Da ich nun von allen bisher genannten Fachkollegen am meisten noch Klotzsch in seinen Ansichten zustimmen kann, so gestatten Sie mir, meine Herren, dafs ich Ihnen

einige Stellen aus dem Bornaer Osterprogramm von 1883 verlesen darf (S. 3—7), welches unsern Gegenstand behandelt und mir sozusagen aus der Seele geschrieben ist.

Behufs praktischer Anwendung seiner Methode hat Klotzsch drei Bücher herausgegeben:

1) 'Die Grundzüge der französischen Grammatik'. Teubner 1876.

2) 'Methodisch bearbeitetes franz. Lesebuch'. Weidmann 1877.

3) 'Französische Formenlehre zum wörtlichen Auswendiglernen'. Ehlermann 1883.

Für die oberen Klassen ist aufserdem Lückings Grammatik eingeführt.

Das sind meines Erachtens (ich habe dabei hauptsächlich Quinta und Quarta im Auge) erstens zu vielerlei und zwar teure Bücher, zweitens aber, und das ist der für mich triftigste Grund, warum ich das Lesebuch nicht acceptieren kann, der Schüler bekommt als Sprachstoff im ersten Jahre aufser einigen Bibelstellen lediglich gereimte und ungereimte Fabeln von La Fontaine, Florian und andern. Die Auswahl scheint mir nicht glücklich. Ebenso verhält es sich mit dem Quartanerpensum, nichts als Fabeln.

Doch nun zu dem letzte Ostern erschienenen 'Elementarbuch der franz. Sprache' von Plattner, Karlsruhe, Bielefelds Verlag. — Dieses Buch möchte ich den französischen Gesenius nennen, d. h. es ist ungefähr wie jene bekannte englische Grammatik eingerichtet. Auf den vier Bogen umfassenden grammatischen Teil, der zwar sehr hübsch gearbeitet ist, aber z. B. das Verbum doch wieder methodisch zerreifst und es dem Schüler Efslöffelweise beizubringen versucht, folgen vier Bogen Übungsstücke. Dieselben geben unter A. eine französische Anekdote, B. enthält eine Reihe deutscher Sätze, d. h. Antworten auf Fragen über den Inhalt des Lesestücks A., endlich C. giebt eine Umarbeitung def Lesestücks zum Übersetzen in das Französische. Das Buch scheint mir mehr dem Bedürfnis französisch redender und deutsch lernender Schüler angepafst zu sein, als umgekehrt. (Hr. Plattner ist Dirigent der Lateinschule zu Château-Salins.) Für unsere Quintaner sind die Übungsstücke viel zu lang und viel zu schwierig. Das hat der Verfasser selber zugestanden; denn vor kurzem erschien eine Vorstufe für obiges Buch, die dem erwähnten Mangel in zwölf Lektionen abzuhelfen sucht.

Wieder ein anderes Bild bietet das letzte Ostern erschienene 'Lehrbuch des Französischen' von Dr. E. Scholderer, Realschuldirektor in Frankfurt a/M. Derselbe giebt zunächst 138 Seiten französischer Einzelsätze, die methodisch über das ganze Gebiet der Formenlehre verteilt sind. Natürlich ist der Inhalt derselben so heterogener Art, dafs selbst dem Lehrer ganz wirr im Kopfe werden mufs, wenn er eine Seite davon liest. Da wären wir nun glücklich bei dem französischen Häckerlingssack angelangt. Bis dato bestand doch in den landläufigen Grammatiken das Futter wenigstens noch darin, dafs aus französischen und aus deutschen Sätzchen ein Häcklingsgemenge hergestellt wurde, auf dessen Grunde sich in Gestalt einiger zusammenhängender Lesestücke etliche genieſsbare Brocken befanden, auf die sich die Schüler mit einer wahren Gier zu stürzen pflegten.

Schliefslich habe ich noch die in diesem Sommer erschienene 'Französische Elementargrammatik für Realschüler' zu erwähnen, die den Münchener Universitätsprofessor Breymann zum Verfasser hat. Das Buch hat mir bei Abfassung der Formenlehre vielfach zum Muster gedient. Dasselbe ist aufserdem interessant durch seinen, für Lehrer bestimmten, Anhang über Lautphysiologie mit Zeichnungen, Noten und was sonst dazu gehört. Daran schliefst sich das im Verein mit H. Möller bearbeitete Elementarübungs-

buch, welches sich durch geschickte Darstellung und Bezeichnung der Aussprache vor andern ähnlichen Werkchen vorteilhaft auszeichnet. Weniger befriedigt der Inhalt, der allzusehr dem Anschauungsunterricht Rechnung trägt. Zum Beispiel Lektion 56 ist überschrieben: *L'oie et le canard.* Wir bekommen da zunächst unter a) Version manches über diese beiden Vögel zu hören. Das neunzehn Zeilen lange Lesestück ist nämlich den §§. 108—110 der Elementargrammatik, welche die orthographischen Abweichungen der Verben auf *-er* behandeln, auf den Leib geschrieben; deshalb müssen sich die armen Geschöpfe auch vorschriftsmäfsig langweilen, denn der letzte Satz heifst: *Loin de l'eau ils mènent une triste vie et s'ennuient beaucoup!* — Weiter folgt b) Vocabulaire, c) Conjugaison, (zu ob. §§.), d) Questionnaire (mit französischen Fragen und deutschen Antworten), e) Familles de mots (z. B. Ableitungen von *plume*), f) Thème (eine deutsche Bearbeitung des erwähnten Lesestücks, worinnen die Gänse und Enten aber die Langeweile nicht mehr plagt, denn die §§. 108—110 verlangen jetzt, dafs sie auf dem Lande ihre Zeit anwenden (*employer*) um ihr Gefieder zu trocknen (*sécher*) und ihre Federn zu reinigen (*nettoyer*) und zu fetten (*engraisser*!).

Die sonst von mir hier und da benutzten französischen Grammatiken kann ich als solche älteren Datums und als allgemein bekannte füglich übergehen, zumal dieselben ja nicht, wie die von Klotzsch, Plattner, Breymann einen reformierenden Charakter tragen.

Doch nun, meine Herren, gestatten Sie mir einige Erläuterungen zu dem Ihnen vorliegenden Entwurfe. Derselbe enthält erstens eine, meines Erachtens für Quinta und Quarta vollkommen ausreichende Formenlehre, welche auch die wichtigsten unregelmäfsigen Verben in tabellarischer Form umschliefst, zweitens Sprach- und Übungsstoff für Quinta. Bei Abfassung der Formenlehre ist alles überflüssig Scheinende weggelassen; dieselbe ist zum wörtlichen Auswendiglernen in den untern Klassen bestimmt. Die Darstellung der Lehre von der Aussprache wurde absichtlich möglichst einfach gehalten, denn meines Erachtens ist und bleibt in dieser Beziehung der Lehrer die lebendige Quelle und unbestrittene Norm für die Schüler. Der Lehrer hat sich mit Lautphysiologie zu beschäftigen und kann davon, so viel er kann und ihm gut dünkt, den Schülern mitteilen, ein Mehreres ist vom Übel. An den Lesestücken ist das Lesen zu lehren und zu lernen!

Den Sprachstoff zu sammeln war keine leichte Aufgabe. So wenig mühsam es ist, für den englisch lernenden Tertianer Passendes zu finden, so schwierig gestaltet sich die Sache für Quintaner; denn interessant mufs das Lesestück sein, es darf aber weder den geistigen Horizont eines 10—12jährigen Knaben überschreiten, noch gar etwa sprachliche Schwierigkeiten enthalten. Man sehe sich nur einmal ein Grimmsches Märchen oder eine Lessingsche Fabel in französischer Übersetzung daraufhin an! — — Im Vorliegenden finden Sie, meine Herren!

1) Anschauliches, Nr. 1—4. 2) Histörchen, Nr. 5—12. 3) Biblisches, Nr. 13—17. 4) Fabeln, Nr. 18—22. 5) Mythologisches, Nr. 23—28. 6) Geschichtliches, Nr. 29—41. 7) Naturgeschichtliches, Nr. 42—46. 8) Poetisches, Nr. 47—60. 9) Rätsel, Nr. 61, I—V. 10) Lehrhaftes, Nr. 62, I—X.

Um nun den Entwurf zu einem 'Naturgemäfsen Lehrgang des Französischen für die ersten beiden Jahre des französischen Unterrichts (Quinta und Quarta)' zu vervollständigen, wie solcher im Dezember 1884 bei Friedberg & Mode in Berlin thatsächlich erscheinen soll, dazu gehören 1) Eingehende Präparationen zu den für Quinta bestimmten

Lesestücken. 2) Sprachstoff für Quarta, welcher denselben Gebieten entnommen ist. 3) Ein Wörterbuch mit genügender Aussprachebezeichnung. Gedruckte deutsche Übungsstücke bleiben besser fort; der Lehrer soll in dieser Beziehung durchaus nicht gebunden werden. Der Hauptvorzug eines solchen Buches besteht für mich darin, dafs es dem Lehrer völlig freie Hand läfst. Ob mit der Deklination und Lesestück 1, oder mit dem Verbum und Lesestück 5, ob mit dem Lesestück oder ob mit der Formenlehre begonnen wird, das ist Sache des betreffenden Kollegen. Denn, meine Herren, heutzutage bricht sich glücklicherweise die Überzeugung immer mehr Bahn, dafs der Anfangsunterricht im Französischen sehr wichtig ist und in die Hand eines erfahrenen Fachmannes gelegt werden mufs; für den ist er nämlich auch allein interessant. — Beim Plötz freilich braucht der Lehrer dem Schüler nur um eine Lektion voraus zu sein. Meine Herren, ich komme zum Schlufs. Mir ist sehr wohl bewufst, dafs ich Ihnen nicht allzuviel Neues habe sagen können; Ben Akiba behält auch hier recht, wie die Vorrede von Schmitz' franz. Elementarbuch recht deutlich zeigt. Mir erübrigt nur noch, Ihnen für Ihre rege Teilnahme und zahlreiches Erscheinen zu danken und Sie zu bitten, mir Ihre Wünsche, Ausstellungen und Verbesserungsvorschläge für mein geplantes Buch nicht vorenthalten zu wollen.

In der Perspektive würde erscheinen: Teil II für die beiden Tertien und Unter-Sekunda mit einem Abrifs der Syntax und Übungen, während für Ober-Sekunda und Prima lediglich französische Autoren und eine gröfsere wissenschaftliche Grammatik, wie z. B. die von Schmitz, Lücking oder Plattner einzutreten hätten. — Dafs nun nicht nur auf Gymnasien und Realgymnasien, sondern auch auf jeder andern Schule, die Französisch lehrt, eigentlich nur die eben geschilderte naturgemäfse Lehrweise zur Anwendung kommen müsse, ist meine persönliche Überzeugung.'

Der Redner fafst hierauf seinen Vortrag in folgende These zusammen:

'Mit Benutzung eines nach dem Entwurf gearbeiteten Lesebuchs ist ein gedeihlicher Betrieb des französischen Anfangsunterrichts möglich'.

Kühn (Wiesbaden) wünscht einige Punkte in der Aussprache geändert, ebenso in der Wortlehre, besonders in Bezug auf die Konjugation, die in seinem demnächst erscheinenden Buche anders dargestellt sei. Er habe die unregelmäfsigen Verba nach den Unregelmäfsigkeiten des Präsens geordnet. Er wolle sogleich Sachliches, keine Schriftlehre. Die Grammatik solle nur mit, nicht vor der Sprache getrieben werden. Praktische Gewöhnung werde meistens zu wenig berücksichtigt, so bei Bindung, Stellung. Der Sprachunterricht sei jetzt zu sehr Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische; das nütze nichts. Der Schüler solle nicht gleich schreiben, vielmehr erst lesen.

Klinghardt (Reichenbach i. Schl.) hat Thesen drucken lassen, zu denen er Bemerkungen der Fachgenossen sich erbittet. Mit der These des Redners ist er einverstanden. Vokale seien nicht nach der Schrift zu ordnen; man müsse vom Sprechen ausgehen. Die Einteilung der Verba sei danach zu ordnen.

Josupeit (Rastenburg) meint, Mischung der naturalistischen und grammatischen Methode sei zu fordern. Er will die These dahin umändern, auch Einzelheiten des Entwurfs abgeändert wissen.

Loewe betont, dafs der Entwurf seine persönliche Erfahrung darstelle. Er wolle den Lehrer unabhängiger hinstellen, als es gewöhnlich geschehe.

Klinghardt (Reichenbach) erklärt sich gegen Josupeit. Man möge sich für naturalistische Methode entscheiden, so wenigstens, dafs sie vorwiege.

Josupeit (Rastenburg) stimmt dem bei.

Hummel (Potsdam) möchte die Abstimmung über die noch nicht genügend erörterte These hinausschieben, Klinghardt und Kühn desgleichen; dagegen Knörich. Hummel bittet, die Abstimmung auf den 4. Oktober zu verschieben.

Benecke (Berlin) beantragt Diskussion über die Frage: 'Wie mufs die Grammatik für Gymnasien und Realgymnasien beschaffen sein?' — Einzelsätze seien nicht zu verwerfen, Begriffe möglichst häufig zuerst zu geben. Der grammatische Gesichtspunkt sei nicht gering zu schätzen.

Demnächst wird die Fortsetzung der Debatte auf Sonnabend d. 4. Okt. vertagt.

(Schlufs gegen 10 Uhr.)

Dritte Sitzung

am 3. Oktober, morgens 8 Uhr.

Vortrag des Oberlehrers Dr. Deutschbein (Zwickau) über:

'Die Lautphysiologie beim neusprachlichen Unterricht'.

Deutschbein (Zwickau): 'Von nah und fern sind wir herbeigeeilt, um an der 37. Philologenversammlung teilzunehmen. Wenn es schon im allgemeinen für jeden eine besondere Freude und ein besonderer Genufs ist, eine derartige Versammlung besuchen zu können, wieviel mehr mufste das bei uns Neuphilologen diesmal der Fall sein, wo es galt, den Mauern einer Stadt zuzueilen, in welcher die Wiegen zweier Männer gestanden haben, die am philologischen, speziell am neusprachlichen Himmel heute noch als Sterne erster Gröfse glänzen, die Wiegen eines Max Müller und eines Karl Elze. Es hiefse Eulen nach Athen tragen, wenn ich versuchen wollte, in einem Kreise von neusprachlichen Fachgenossen die Verdienste dieser Männer um unsere Wissenschaft zu schildern. Nur darauf will ich hinweisen, dafs der eine uns mit der besten Shakespearebiographie beschenkt, und dafs der andere zu anfang der sechziger Jahre die Engländer mit den damaligen Resultaten der deutschen Forschung auf dem Gebiete der Lautphysiologie bekannt gemacht hat und zwar, wie Sie wissen, durch seine im Königlichen Institut zu London gehaltenen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, durch deren Veröffentlichung er dann wieder befruchtend auf weitere Kreise in Deutschland gewirkt hat.

Seitdem sind zwei Dezennien verflossen, ein epochemachendes Werk nach dem andern ist über die Lautphysiologie erschienen, und noch hat es nicht den Anschein, als ob der Frühlingstrieb des Schaffens in ihren Jüngern und Anhängern erloschen sei; hat uns doch der eben vergangene Sommer wieder zwei hervorragende Erscheinungen gebracht, ich meine die 'Elemente der Phonetik' von Viëtor, der unsere Sitzung mit seiner Gegenwart beehrt, und den I. Teil der 'Sprachlaute' von Trautmann.

Ohne Überhebung kann man kühn behaupten, es wird verhältnismäfsig auf keinem Gebiete wissenschaftlich jetzt mehr gearbeitet als auf dem unsrigen, dem neusprachlichen,

und auf diesem Arbeitsgebiete nimmt wiederum die Lautphysiologie eine der ersten Stellen ein, wenn nicht augenblicklich die allererste, wie aus den zahlreichen Programmabhandlungen, Aufsätzen, Broschüren und hervorragenden Werken hervorgeht. Es kann nun hier nicht meine Aufgabe sein, Ihnen all diese Erscheinungen einzeln namhaft zu machen, oder ihr Verhältnis zu einander zu bestimmen, oder ihren innern Wert abzuwägen; es soll vielmehr meine Aufgabe sein, die Frage zu beantworten, 1) ob, 2) auf welche Weise und 3) wie weit all diese theoretische Geistesarbeit für das praktische Schulleben geeignet ist, beziehentlich nutzbar gemacht werden kann.

Die Lautphysiologie oder Phonetik ist bekanntlich diejenige Wissenschaft, die uns über die Erzeugung, das Wesen und die Verwendung der Sprachlaute belehrt; die uns demnach in den Stand setzt, jeden Laut seiner Entstehungsweise nach zu erkennen und zu beschreiben, seinem Werte und seiner Klangfarbe nach genau zu bestimmen.

Der erste, welcher die Forderung, in der Schule die Resultate der Lautphysiologie zu verwerten, unverhohlen aussprach, ist der Engländer Sweet. In der Vorrede zu seinem Handbook of Phonetics vom Jahre 1877 heifst es:

'Wenn je unsere gegenwärtige klägliche Methode der Erlernung der neueren Sprachen umgestaltet werden soll, so mufs dies auf der Basis einer vorbereitenden Schulung in der allgemeinen Lautlehre geschehen, womit dann zugleich das Fundament zu einem gründlichen, praktischen Studium der Aussprache und des Vortrags unserer eigenen Sprache gelegt würde — alles Dinge, die in unserm gegenwärtigen Erziehungssystem vollständig ignoriert werden'.

Fast zu derselben Zeit sprach sich der deutsche Forscher Trautmann im ersten Bande der Anglia, Seite 598 also aus:

'Die Schüler müssen, ehe sie das Studium der Laute einer Sprache beginnen, die wichtigsten Sätze der allgemeinen Lautlehre inne haben.'

Ähnlich sprechen sich Sievers, Kräuter und andere Phonetiker von Fach aus.

Aber ich will von der Forderung der Phonetiker absehen; könnte doch eine solche als eine Oratio pro domo erscheinen.

Viel wichtiger und überzeugender scheint es mir zu sein, wenn dieselbe Forderung von tüchtigen und praktischen Schulmännern gestellt wird, und in der That ist auch dies der Fall. Direktor Münch z. B. sagt in seiner sehr beherzigenswerten Schrift 'Zur Förderung des französischen Unterrichts', Seite 24 und 25: 'Auf die Aussprachelehre gerade beziehen sich zum wesentlichen Teil die reformatorischen Bestrebungen von Viëtor, Kühn und dem Anonymus Quousque Tandem. . . . . Ich meinerseits trete jenen Stimmen darin aufs entschiedenste bei, dafs für den gesamten Sprachunterricht hier eine breite und allseitig solide Grundlage zu legen sei in der ruhig und streng zu bewältigenden Lautlehre, dafs die Schulung, Erziehung, Bereitung der Sprachorgane bis zu unerbittlicher Genauigkeit erfolge, dafs die Lautlehre nicht von vornherein durch die damit verquickte Orthographielehre verwirrt und verdorben werde, sondern hier eine gründliche Sonderung und Säuberung vorzunehmen sei'.

Auch hier könnte ich Ihnen noch eine gröfsere Zahl von Aussprüchen anführen, so z. B. von Schröer in Wien und Gutersohn in Karlsruhe; ich will es jedoch unterlassen, um Ihre Geduld nicht zu lange in Anspruch nehmen zu müssen.

Obwohl nun die Forderung, die Lautphysiologie in der Schule zu berücksich-

sichtigen, erst vor sieben Jahren zum ersten Male gestellt wurde, so giebt es doch schon eine Anzahl namentlich jüngerer Lehrer, die ihr nachkommen. Manchen, der die Sache wohl auch versuchen möchte, hält noch dies und jenes Bedenken davon ab, wie z. B. 1) kannst du auf deine eigene Hand einen neuen Wissenszweig einführen, ohne eigentlich von deiner vorgesetzten Behörde dazu autorisiert zu sein? Oder 2) wenn du es thust, giebst du da nicht der Überbürdungsfrage neuen Nährstoff in einer Zeit, wo von allen Seiten, namentlich auch von seiten der Regierungen alles Mögliche geschieht, um eben dieser Frage den Boden der Berechtigung zu entziehen? Oder 3) verlierst du nicht dabei Zeit, die du zur Erreichung deines Klassenzieles unbedingt und notwendig brauchst? Oder 4) fürchtest du dich nicht vor dem Fluche der Lächerlichkeit, den Molière einfürallemal in der 6. Scene des II. Aktes seines Bourgeois gentilhomme auf die Bestrebungen gelegt hat, beim Unterrichte lautphysiologische Dinge zu treiben?

Solche und ähnliche Bedenken werden wohl in jedem aufsteigen, welcher der in Rede stehenden Angelegenheit näher treten will. Zum Glück lassen sich alle diese Bedenken schnell und leicht widerlegen.

Zu Punkt 1: Eine gute Aussprache der neueren Sprache wird mit Recht in allen diesbezüglichen Regierungserlassen vom Lehrer und Schüler gefordert. Es giebt aber, wie später gezeigt werden wird, kein Mittel, das so geeignet ist, eine gute Aussprache zu erzielen, als die Verwertung der Lautphysiologie. Nun mufs doch jedem Lehrer so viel Freiheit gestattet sein, jenes gesteckte Ziel auf die sicherste Weise zu erreichen.

Übrigens ist bereits die österreichische Regierung mit gutem Beispiel vorangegangen, indem sie für den Unterricht an den Realschulen direkt vorgeschrieben hat, dafs die fremdartigen Laute der französischen Sprache nicht zuerst in der Schrift dem Auge, sondern dem Ohre des Schülers durch den Mund des Lehrers vorzuführen seien. Ferner enthält ja das amtliche sächsische und preufsische Orthographiebuch eine Konsonantentabelle, die nach meinem Dafürhalten von den Kindern nur erst richtig mit Zuhilfenahme der Lautphysiologie verstanden werden kann.

Zu Punkt 2: Wir geben von der Lautphysiologie in der Schule so wenig als möglich, so dafs von einem eigentlichen Mehrwissen ernstlich nicht gesprochen werden kann, und welches gegen die Vorteile, die es gewährt, gar nicht in Betracht kommt. (Was wir zu geben gedenken, davon wird später ausführlich die Rede sein.)

Zu Punkt 3: Bei der bisherigen empirischen Methode wird die Aussprache lediglich durch Vorsprechen bez. Korrigieren und Nachsprechen erlernt; es geht hierbei viel kostbare Zeit verloren. Bei der neuen phonetischen Methode werden die Kinder die Laute viel eher und richtiger auffassen. Das Vorsprechen, Korrigieren und Nachsprechen nimmt deshalb verhältnismäfsig viel weniger Zeit in Anspruch. Die Einführung der Lautphysiologie, so wie wir es meinen, bedeutet also nicht Zeitverlust, sondern im Gegenteil Zeitersparnis.

Zu Punkt 4: Ich mufs von mir gestehen, dafs gerade diese Scene es gewesen ist, die mich längere Zeit abgehalten hat, die Lautphysiologie in der Schule zu Hilfe zu nehmen, weil ich mir immer sagte, so ein Menschenkenner wie Molière mufs doch den faulen Kern der ganzen Bestrebung erkannt haben. Schliefslich aber habe ich mich doch von diesem Molièreschen Vorurteil emancipiert und zu meiner Freude und Genugthuung gefunden, dafs der Dichter Molière wohl immer recht haben mag, wenn es gilt, Wahr-

heiten aus dem Menschenleben zu ziehen und darzustellen, aber nicht, wenn es gilt, Methoden beim Unterrichte zu beurteilen.

Nachdem wir auf diese Weise, wie ich glaube, die verschiedenen Bedenken gegen die Berücksichtigung der Lautphysiologie beseitigt haben und andere neu auftauchende ebenso beseitigen könnten, frägt es sich nun, aus welchen Gründen es denn empfehlenswert sei, die Resultate der Lautphysiologie beim Unterrichte zu verwerten. Wir antworten darauf:

1) aus ethischen,
2) aus ästhetischen und
3) vornehmlich aus pädagogisch-didaktischen Gründen.

Wir sagen, die Berücksichtigung der Lautphysiologie ist zu empfehlen aus einem ethischen Grunde. Die Lautphysiologie gewährt nämlich dem Kinde einen überaus interessanten Einblick in den wunderbaren Bau des menschlichen Körpers, in seine zweckmäfsige Einrichtung und in die körperlichen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten, die Gott in den Menschen gelegt hat. Wenn der Schüler einsieht, was für eine Menge von Bewegungen der Sprachwerkzeuge dazu gehören, um nur das einfachste Wort, geschweige denn einen ganzen Satz auszusprechen, und wie unmerklich alle diese Bewegungen vor sich gehen, findet er da nicht ungesucht die Bestätigung des herrlichen Bibelwortes: 'Ich danke dir darüber, dafs ich wunderbarlich gemacht bin; wunderbarlich sind deine Werke, und das erkennet meine Seele wohl? Ps. 139, 14. Nun ist es ja richtig, unser Sprachunterricht soll und kann kein Religionsunterricht sein, aber ebenso richtig ist es, dafs aller Unterricht, also auch der Sprachunterricht, wo sich nur eine Gelegenheit bietet, zur Hebung und Stärkung des religiös-sittlichen Gefühls der Schüler beitragen soll, und wenn der Sprachunterricht an seinem Teil das thut, so kann er in den Augen der Kinder an Achtung nicht verlieren, sondern nur gewinnen.

Der ästhetische Grund, weshalb wir die Verwertung der Lautphysiologie in der Schule empfehlen, liegt darin, dafs diejenige Aussprache, die mit auf einer lautphysiologischen Grundlage erlernt ist, das eigentümlich Nationale der betreffenden fremden Sprache besser zum Ausdruck bringt, als die blofs auf empirische Weise erlernte. Wir lesen wohl oft z. B. in der 'Methodischen Anleitung' von Plötz und in der neuen Herausgabe des Théâtre français der Velhagen-Klasingschen Sammlung von unserm allverehrten Direktor Benecke, man solle die Vokale recht sonor sprechen, die Endkonsonanten recht voll austönen lassen. Diese Forderung ist ja richtig und recht schön, aber die Frage ist nur, wissen denn eo ipso alle Lehrer eigentlich, wie man das macht? Eine sichere Anleitung hierzu giebt nur die Phonetik. Nur an einem schönen Lesen kann sich das ästhetische Gefühl der Schüler entwickeln und ausbilden. Schön aber kann man das Lesen erst nennen, wenn es möglichst im nationalen Gewande der betreffenden Sprache geschieht. Nun ist es ja wiederum richtig, zum guten Lesen gehört noch mehr als die korrekte und national gefärbte Aussprache der einzelnen Laute, aber die erste Bedingung zu einem guten Lesen ist und bleibt doch die eben genannte Aussprache, zu der die Lautphysiologie das sicherste Hilfsmittel bietet.

Wir kommen nunmehr zu den pädagogisch-didaktischen Gründen, deren es eine ganze Anzahl giebt. Ich kann wegen der Kürze der Zeit jedoch nur die wichtigsten andeuten.

Als ersten Grund führe ich den an, daſs die Lautphysiologie das Interesse der Schüler am Unterrichte in hohem Grade weckt. Das ist ja aber gerade der Kernpunkt eines gedeihlichen Unterrichts überhaupt, daſs das Interesse der Schüler geweckt und gefördert wird. Wie das durch die Lautphysiologie geschieht, kann ich an einem Beispiele aus meiner Praxis zeigen. Als ich seiner Zeit zum erstenmale einzelne Resultate der allgemeinen Lautphysiologie im englischen Unterrichte bei meinen Obersekundanern besprochen hatte, baten mich in der nächsten französischen Stunde die Oberprimaner, ihnen dasselbe vorzutragen. Die Obersekundaner hatten offenbar den Oberprimanern Mitteilung von der betreffenden Stunde gemacht — gewiſs der beste Beweis, daſs ihr Interesse für den Gegenstand geweckt worden war.

Dieses einmal geweckte Interesse wird sich dann auf andere Seiten des Sprachstudiums übertragen; Sache des Lehrers wird es sein, dasselbe zu erhalten, resp. von Zeit zu Zeit neu zu beleben. Erhalten wird das Interesse des Schülers auch mit dadurch, daſs er jetzt klar wird über das Charakteristische eines jeden Lautes. Klarheit aber und sicheres Erkennen sind wesentliche Stützen des notwendigen Interesses, ebenso wie Unklarheit, Schwanken und unsicheres Umhertappen die Interesselosigkeit der Schüler begünstigen.

Einen weiteren pädagogisch-didaktischen Grund für die Einführung der Lautphysiologie sehe ich darin, daſs sie dem Lehrer das Unterrichten und dem Schüler das Sprechenlernen erleichtert. Gestatten Sie, daſs ich auch hier wieder ein Beispiel aus meiner Praxis anführe. Wir Sprachlehrer in Sachsen haben besonders für die Aussprache des weichen s-Lautes und dementsprechend auch für die des weichen j-Lautes zu kämpfen, weil der Sachse durchschnittlich den weichen s-Laut in seiner Muttersprache nicht spricht. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daſs jeder sächsische Sprachlehrer fast in jeder Stunde den fraglichen Laut zu korrigieren hat; dabei ereignet sich oft genug der Fall, daſs es einzelne Schüler giebt, die diesen Laut anfangs gar nicht, und erst später mit vieler Mühe hervorbringen. Von jener Plage des Korrigierens bin ich erst befreit worden, nachdem ich den Weg des bloſsen Vorsprechens verlassen und den Schülern gesagt habe, mit welchen Sprachwerkzeugen dieser Laut hervorzubringen sei. Damit will ich nun nicht sagen, daſs nicht doch noch gelegentlich die scharfe Aussprache zu Tage käme, sondern nur, daſs es hierin wesentlich besser geworden ist, als es früher war.

Ein dritter pädagogisch-didaktischer Grund liegt in dem Umstande, daſs die Lautphysiologie dazu dient, viele Irrtümer zu zerstreuen; zu diesen gehört namentlich die häufige Verwechselung von Laut und Buchstabe; ist es doch selbst unserm Altmeister Grimm passiert, daſs er über das erste Buch seiner deutschen Grammatik, welches die Lautlehre behandelt, die Überschrift setzte: 'Von den Buchstaben'.

Ferner werden durch die Phonetik verschiedene grammatische und lexikalische Vorgänge erklärt, über welche die bisherige Methode die Erklärung schuldig bleibt. Nach ihr lernen die Schüler z. B. l, m, n, r sind liquidae oder flüssige Konsonanten; diese Laute werden so genannt, weil sie sich sehr leicht mit andern Konsonanten verbinden und gleich den Vokalen durch ihren lang auszuhaltenden Ton mit ihnen verschmelzen. Woher diese Doppelnatur dieser flüssigen Konsonanten kommt, das erklärt erst genügend die Phonetik, die da lehrt: die liquidae tragen deshalb den Doppelcharakter der Konsonanten und Vokale an sich, weil sie zu ihrer Erzeugung einerseits einen Verschluſs verlangen, wie

die Konsonanten, und andrerseits einen freiern Abfluſs der Luft wie die Vokale. Wenn die Schüler so die Doppelnatur der Liquidae kennen gelernt haben, dann werden sie es leicht erklärlich finden, daſs sich z. B. das l im Französischen in Verbindung mit a zum frühern Zweilaute au, jetzt Einlaute o aufgelöst hat, z. B. also animal, pl. animals, animaus, animaux; daſs l im Englischen den vorangehenden Vokal wesentlich beeinfluſst, ihn also verlängert, wie z. B. i + o in mild und old, oder ihn verdunkelt wie z. B. a in all, oder schlieſslich mit ihm verschmilzt wie in half, balmy, walk, folk.

Endlich erblicken wir, wie bereits angedeutet, in der Lautphysiologie neben dem Vorsprechen von seiten des Lehrers das beste und sicherste Mittel zur Aneignung einer guten Aussprache. Bei der bisherigen empirischen Methode, eine gute korrekte Aussprache der fremden Sprache zu erzielen, ist eigentlich zweierlei vorausgesetzt, nämlich 1) ein gutes, korrektes Vorsprechen von seiten des Lehrers, und 2) ein gutes Gehör von seiten der Schüler; beides aber findet sich oft nicht zusammen; wo das eine oder andere fehlt, muſs die Theorie der Lautphysiologie unterstützend eintreten. Danker sagt deswegen auch in seiner Schrift: 'Die Realgymnasien und das Studium der neueren Sprachen':

> 'Es handelt sich da durchaus nur um Dinge, die lehrbar sind für jeden, der die Elemente der Lautwissenschaft inne hat, lernbar für jeden mit gesunden Ohren und fehlerlosen Sprachwerkzeugen.'

In dem bekannten Spottverse auf die schlechte angeblich nur norddeutsche Aussprache des Französischen:

> Sprecht ihr aber doch französisch,
> Solls nicht lauten wie chinesisch;
> Traing, Detalch und Reglemang
> Ist ein sonderbarer Klang

wird besonders die schlechte Aussprache der Nasenlaute und des l mouillé gegeiſselt.

Zeigen wir zunächst an einem dieser beiden Beispiele, wie einerseits die alte empirische und andrerseits die neue, auf phonetischer Grundlage ruhende Methode die Sache anfängt. Jene, die alte Methode, sagt: Die betreffenden Laute haben davon ihren Namen, daſs sie durch die Nase gesprochen werden, annähernd haben wir diese Laute auch im Deutschen wie z. B. in 'danken', 'denken', 'Onkel', und nun spricht der Lehrer einfach vor, und die Schüler ahmen einfach nach, so gut sie können. Damit ist die Sache abgethan. Die neue Methode aber sagt: Wir haben zwar auch Nasenlaute im Deutschen, aber es ist ein groſser Unterschied zwischen deutschen und französischen Nasenlauten; bei den deutschen entweicht die Luft ganz durch die Nase, bei den französischen halb durch die Nase und halb durch den Mund, indem der Gaumenvorhang so weit heruntergelassen wird, daſs der Luftstrom geteilt wird. Die deutschen Nasenlaute sind Konsonanten, die französischen Vokale, deswegen wird bei der Aussprache der deutschen Nasenlaute der Mund verhältnismäſsig nur wenig geöffnet, die Zunge krampfhaft nach hinten gezogen, der Luftstrom mit einem Ruck und mit einem schwachen g am Ende abgebrochen; bei den französischen dagegen wird der Mund verhältnismäſsig weit geöffnet, die Zunge fast unbeweglich gelassen und der Luftstrom langsam, ohne Ruck, ausgehaucht.

Nehmen wir auch ein Beispiel aus der englischen Sprache, die Aussprache des *r*. Hierüber geben die Lehrbücher nach der alten Methode entweder gar nichts, oder sie sagen: es wird schwächer gesprochen als das deutsche r. Das ist aber durchaus ungenügend. Dagegen belehrt uns die Lautphysiologie etwa wie folgt: Im Deutschen (wie im Französischen) giebt es zweierlei r, ein Zungenspitzen-r und ein Zäpfchen-r; beim ersteren wird die Zunge in schwirrende oder rollende Bewegung gesetzt, beim letzteren das Zäpfchen. Im Englischen dagegen giebt es nur ein r, das Zungenspitzen-r; die Zunge macht aber hier keine schwirrende Bewegung, sondern nur einen einzigen Schlag, daher klingt das englische r viel schwächer als das deutsche. Im Auslaute ist das englische r noch schwächer als im Anlaute, es ist hier kaum hörbar, so dafs es von englischen Phonetikern nur ein vokalisches Gemurmel genannt wird, weil die Zungenspitze nicht mehr wirksam ist, sondern nur noch der Stimmton im Kehlkopfe.

Wenn nach dieser phonetischen Anleitung der Lehrer richtig vorspricht, so werden und müssen die Schüler eher imstande sein, richtig nachzusprechen, als wenn sie ohne alle theoretische, resp. physiologische Anleitung blofs nach Gehör nachsprechen sollen.

In dieser Weise könnte ich noch weiter fortfahren, Ihnen den Unterschied zwischen der bisherigen empirischen und der neuen phonetischen Methode darzulegen. Aber ich glaube, es wird schon an diesen zwei Beispielen allen klar geworden sein, wie viel sicherer die neue Methode zu einer korrekten Aussprache führt als die alte — und eine gute Aussprache ist und mufs doch ein Hauptziel jeden Sprachunterrichts sein.

Ihnen die Wichtigkeit und den Wert einer guten Aussprache in theoretischer und praktischer Beziehung ausführlich zu schildern, würde uns zu weit führen, ist auch in einem Kreise von Fachgenossen nach meinem Dafürhalten nicht nötig. Nur auf einen Punkt will ich noch hinweisen, nämlich auf den, dafs die Lautphysiologie nicht blofs von Wichtigkeit bei der Erlernung einer fremden Sprache, sondern auch bei der Aussprache der Muttersprache ist, indem man hierbei die beste Gelegenheit hat, die Schüler auf das Fehlerhafte in ihrer eigenen Sprache resp. Dialekte hinzuweisen, wie z. B. die mittel- und süddeutschen Schüler auf die falsche Aussprache ihrer weichen Konsonanten (wenn dies nicht bereits in der Volksschule geschehen ist).

Wer sich über diese und ähnliche Vorteile der Lautphysiologie noch ausführlicher unterrichten will, dem empfehle ich zwei kleine Broschüren, nämlich 1) die von Breymann: 'Über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht' und 2) die von Schröer: 'Über den Unterricht im Englischen'. Wir aber stellen auf Grund des bisher Gesagten die 1. These auf:

> 'Trotz mehrfacher Bedenken ist es doch aus ethischen, ästhetischen und vornehmlich pädagogisch-didaktischen Gründen empfehlenswert, in der Schule die Resultate der Lautphysiologie theoretisch und praktisch zu verwerten'.

Nachdem ich im ersten Teile gezeigt habe, aus welchen Gründen es empfehlenswert ist, die Resultate der Lautphysiologie bei unserm Schulunterrichte zu verwerten, beziehentlich welche Vorteile uns eine solche Methode gewährt, wird es im zweiten Teile meine Aufgabe sein, darzulegen, welcher Richtung wir dabei zu folgen haben.

So jung nämlich auch die Wissenschaft der Lautphysiologie ist, so hat sie sich doch ähnlich der Stenographie in zwei Schulen gespalten, in eine sozusagen schweizerisch-

deutsche und eine norwegisch-englische, von denen jede ihr eignes System aufstellt. Wir würden vielleicht als Deutsche von vornherein das System der englischen Schule ignorieren und nur das der deutschen anerkennen,

1) wenn nicht ein hervorragender deutscher Phonetiker, der Professor Sievers, in der zweiten Auflage seiner 'Grundzüge der Lautphysiologie' vom deutschen System abgefallen und ins Lager der Engländer übergegangen wäre;
2) wenn nicht ein anderer namhafter Phonetiker, der norwegische Professor Storm, in seinem ins Deutsche übersetzten, sonst so vorzüglichen Buche: 'Die englische Philologie' Seite 73 andeutete, dafs das Hauptprincip des deutschen Systems ein 'verlassener Standpunkt sei';
3) und wenn nicht ein Anhänger des englischen Systems, Professor Schröer in Wien, in seiner eben genannten Broschüre so angelegentlich für das englische System plaidierte.

Es handelt sich bei der ganzen Angelegenheit um die Vokallehre und die Anordnung der Vokale. Um uns ein eigenes, einigermafsen sicheres Urteil bilden zu können, welchem von beiden Systemen wir bei dem Schulunterrichte den Vorzug zu geben haben, müssen wir beide kurz charakterisieren.

Das deutsche, ältere System berücksichtigt bei der Aufstellung der Vokallehre die Mundstellung einerseits und die Klangfarbe und Tonhöhe der Vokale andrerseits; das englische System hält sich nur an die Mundstellung und kümmert sich gar nicht um die Klangfarbe und Tonhöhe. Ferner: Das englische System begreift unter 'Mundstellung' nur die Stellung der Zunge und der Lippen, das deutsche dagegen aufserdem die Gestalt und Gröfse der Mundöffnung, sowie die Gröfse des Kieferwinkels, d. h. den Abstand der Ober- und Unterkiefer von einander.

Die deutsche Schule nimmt zunächst die drei Grundlaute i, a, u, an und bestimmt die zugehörige Mundstellung, indem sie sagt: Beim i-Laut liegt die Zunge am weitesten nach vorn, beim u-Laut am weitesten nach hinten, beim a-Laut ungefähr in der Mitte umgekehrt ziehen sich die Lippen beim i-Laut am weitesten zurück und bilden einen breiten Spalt, beim u-Laut schieben sie sich am weitesten nach vorn und bilden eine runde Offnung, beim a-Laut stehen sie am weitesten nach oben und unten; die Ober- und Unterkiefer haben beim i- und u-Laut gleichen Abstand, beim a-Laut den weitesten von einander. Zwischen i + a liegt nun noch der e- und ä-Laut, zwischen a und u der a- und o-Laut. Die Zunge zieht sich dabei entsprechend zurück, und die Lippen schieben sich entsprechend vor. Die i-, e-, ä- und a-Laute nennt man auch die hellen Vokale, die übrigen die dunkeln; bei den ersteren ist die Zungenthätigkeit die Hauptsache, bei den letztern die Lippenthätigkeit, was man daraus ersehen kann, dafs man z. B. u + o ganz gut mit derselben Zungenstellung aussprechen kann, aber nicht so gut mit derselben Lippenstellung.

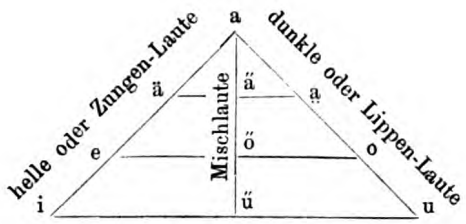
Verbindet man deswegen die Lippenstellung der dunkeln Vokale mit der Zungenstellung der entsprechenden hellen, so erhält man die sogenannten Mischlaute ű, ő, ä. Alle diese Laute stehen unter sich in einem harmonischen Verhältnis, indem z. B. die Grundvokale beim Flüstern zwei übereinander liegende Duraccorde (oder wie jetzt Trautmann gefunden haben will, Septimenaccorde) bilden und zwar u den Grundton, o die

Terz, a̤ die Quinte, a die Oktave (resp. die Septime); zu a bildet dann wieder ä die Terz, e die Quinte und i die Oktave (resp. Septime).

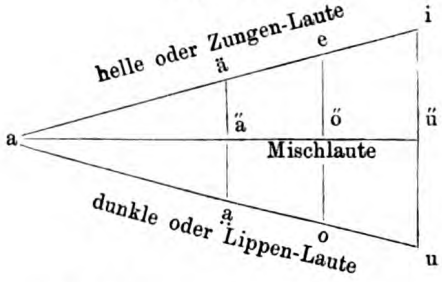
Stellen wir die bisher gewonnenen Resultate zusammen, so haben wir die hellen Grundvokale i, e, ä und a, die dunkeln Grundvokale a̤, o und u und die Mischlaute u̍, ő und a̋, also im ganzen 10 Normalvokale. Jeder dieser Normalvokale kann aber auf zwei verschiedene Weisen ausgesprochen werden, nämlich geschlossen und offen; geschlossen, d. h. mit etwas kleinerer Mundöffnung, offen, d. h. mit etwas gröfserer Mundöffnung, z. B. i + i, u + u. Das zweite (offene) i nähert sich etwas dem e-Laut, das zweite (offene) u etwas dem o-Laut. Zieht man diese doppelte Aussprache in Betracht, so erhält das deutsche System 20 (21) verschiedene Normallaute.

Die deutschen Phonetiker ordneten früher diese Normalvokale in eine Pyramide oder Dreieck ein, wobei die Grundlaute die Seiten, die Mischlaute die Höhe bilden (siehe Figur 1 und 2):

Figur 1.

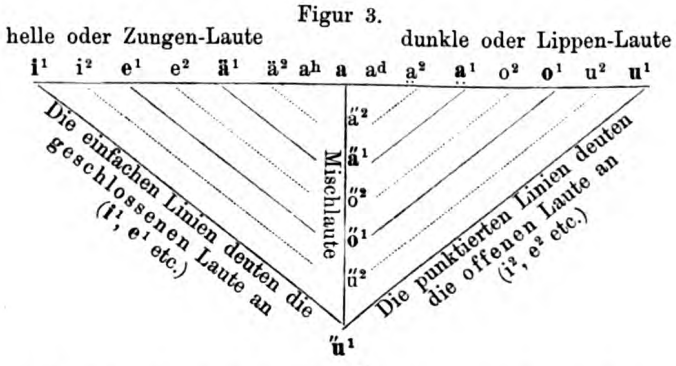


Figur 2.



Jetzt stellen sie gewöhnlich die Grundvokale auf eine gerade horizontale Linie und die Mischlaute senkrecht dazu (siehe Figur 3).

Figur 3.



Wer über die Anordnung der Vokale sich noch näher unterrichten will, den verweise ich auf zwei Aufsätze von Michaelis in Herrigs Archiv, Band 65, Heft 4 und Band 66, Heft 1.

Ganz anders verfährt die englische Schule; der Begründer derselben ist Bell, ihre Förderer und Verbesserer Ellis, Sweet, Storm und Sievers. Wie bereits bemerkt, bilden nur die Zungenstellungen und in zweiter Linie die Lippenstellungen die Grundlage. Bei ihr kommt es demnach darauf an:

1) ob die Vorderzunge, die Mittelzunge oder die Hinterzunge wirksam ist; darnach giebt es vordere, mittlere (gemischte) und hintere Vokale, z. B. i, ä̋, u;
2) ob sich dabei die Zunge vom Gaumen nur wenig (hoch), mittelweit oder sehr weit (niedrig) entfernt; darnach giebt es hohe, mittlere und niedrige Vokale, z. B. i, e, ä.
3) ob dabei die Zunge straff angespannt oder schlaff ist; darnach giebt es enge und weite Vokale, z. B. $i^2 + i^2$.

Nun erst kommt die Thätigkeit der Lippen in Betracht, ob diese gerundet sind wie bei den dunkeln Vokalen, oder nicht rund sind wie bei den hellen; darnach giebt es runde und nicht runde Vokale. Auf diese Weise bringt die englische Schule 36 verschiedene Vokale zusammen, welche sie in ein oder zwei Vierecke einreiht. In Figur 4 erblicken Sie das englische Viereck mit den 20 (21) Normallauten des deutschen Dreiecks. In den leer gebliebenen Fächern stehen Laute, die entweder in keiner der bekannten Hauptkultursprachen vorkommen, oder doch wenigstens nicht im Deutschen, Englischen und Französischen.

I. Die Lippen sind nicht rund (unround). Figur 4.

Die Zunge ist:	straff	schlaff	straff	schlaff	straff	schlaff
hoch	—	—	—	—	**i**^{1}	i^2
mittelweit	**a**^{1}	a^2	(ä̋)	(ä̋)	**e**^{1}	e^2
niedrig	—	—	**ä̋**^{1}	ä̋^{2}	**ä**^{1}	ä^2
Es artikuliert:	die Hinterzunge,		die Mittelzunge,		die Vorderzunge.	

II. Die Lippen sind rund (round).

Die Zunge ist:	straff	schlaff	straff	schlaff	straff	schlaff
hoch	**u**^{1}	u^2	—	—	**ü̋**^{1}	ü̋^{2}
mittelweit	**o**^{1}	o^2	—	(ö̋)	**ö̋**^{1}	ö̋^{2}
niedrig	**a̤**^{1}	a̤^{2}	—	—	—	—
Es artikuliert:	die Hinterzunge,		die Mittelzunge,		die Vorderzunge.	

Auf dieses Viereck ist die englische Schule sehr stolz und blickt, wie bereits angedeutet, mit Geringschätzung auf das deutsche Dreieck als auf einen 'überwundenen Standpunkt' herab.

So weit die deutsche und englische Vokaltheorie und ihre Darstellung; es frägt sich nunmehr, welches System nehmen wir für die Schule an.

Das englische System hat theoretisch den Vorzug vor dem deutschen, dafs es 1) die Vokale wie später die Konsonanten nach ihrer Artikulationsstelle bestimmt, d. h. nach derjenigen Stelle im Munde, wo der betreffende Vokal gebildet wird, ob vorn am harten Gaumen oder hinten am weichen, ob oben am Gaumen oder unten, d. h. weit weg

vom Gaumen u. s. w., und dafs es 2) mehr Lautnüancen unterbringen kann als das deutsche. Trotz alledem hat dies System vom theoretischen Standpunkte aus und noch mehr vom praktischen seine grofsen Schwächen und Unvollkommenheiten, von denen wir hier einige näher beleuchten wollen.

Als eine Schwäche des englischen Systems mufs zunächst der Umstand bezeichnet werden, dafs es die Lippenstellung zu wenig berücksichtigt und bestimmt; es erkennt nur zwei Lippenstellungen an, nämlich eine runde und eine nichtrunde. Nun ist aber doch, wie wir bereits beim deutschen System gesehen haben, bei den dunkeln Lauten die verschiedene Lippenstellung die Hauptsache, die Zungenstellung Nebensache. Ein normaler, geschlossener u-Laut mit der ą-Lippenstellung läfst sich ohne ungewöhnliche Zungenveränderung gar nicht aussprechen. In diesem Punkte ist das deutsche System viel genauer, indem es lehrt, dafs nach u hin sich die Lippen bei runder Mundöffnung immer weiter vorschieben müssen. Da es in England für unanständig gilt, die Lippen zu sehr zu bewegen, so mufs bei der Bildung der Laute die Zungenthätigkeit ersetzen, was an der Lippenthätigkeit gespart wird. Aus diesem Grunde kann man selbst noch zugeben, dafs das englische System für die englische Sprache passender ist als das deutsche; aber hier, wo es gilt, eine allgemeine Grundlage für mehrere Sprachen zu finden, ist es nicht am Platze.

Zweitens bestimmt das englische System nichts über die Gröfse des Kieferwinkels; nach ihm stehen z. B. a + e auf einer Stufe. Die beiden Laute haben aber doch ganz verschiedene Gröfsen in betreff des Kieferwinkels, auf die das deutsche System hinweist.

Ein Fehler ist entschieden der Umstand, dafs die Klangfarbe der Vokale gar nicht berücksichtigt wird; so stehen beispielsweise die Laute e und ä wie in 'Mensch' und 'Ähre' in einem Fache, obwohl sie entschieden verschiedene Klangfarbe haben.

Endlich fehlt es dem englischen System an jeder Bestimmung für die Zungenartikulationen, wie weit hinten, wie weit vorn, wie weit oben, wie weit unten sie stattfinden, ob die nächste Zungenstellung von der vorhergehenden $^1/_4$, $^1/_2$, 1 ganzen oder 2 Centimeter entfernt ist. Dem beliebigen Ermessen des Individuums ist damit Thür und Thor geöffnet, um so mehr, da ja die Zungenstellung nicht so kontrolliert werden kann als die Klangfarbe, namentlich in der Schule.

Die Anhänger des englischen Systems, voran Sweet und Sievers, machen dem deutschen System den Vorwurf, dafs das subjektive Moment der Abschätzung nach der akustischen Seite hin so stark hervortrete und die Quelle mannigfacher Irrtümer geworden sei; mit noch viel gröfserem Rechte kann man dem englischen System vorwerfen, dafs es dem viel subjektiveren Moment der Abschätzung nach der Mundstellung zu viel freien Spielraum lasse. Die Klangfarbe kann jederzeit beurteilt werden (um so mehr, da die echt wissenschaftliche Erprobung auf die Tonhöhe hin vorbehalten bleibt), während die Mundstellungen, namentlich die Zungenstellungen im Munde, nicht immer kontrolliert werden können. Dazu kommt, dafs beim Sprechen die Mundstellung doch nur Mittel zum Zweck sein kann, während die Hauptsache der Klang ist.

Was nun ferner den Vorzug des englischen Systems anlangt, dafs es mehr Vokalnüancen unterbringen könne als das deutsche, so ist darauf zu antworten: Für die

Wissenschaft als solche mag es zweckmäfsig sein, so viel Lautnüancen als möglich unterbringen zu können; für die Schule aber genügt es vollständig, wenn ein System eine Basis aufstellen kann, worauf alle Vokale derjenigen Kultursprachen vertreten sind (oder sich doch wenigstens sehr leicht bestimmen lassen), die in ihr (der Schule) erlernt werden; das ist aber durchaus beim deutschen System der Fall. Das englische System aber mufs zum Belege seiner Vokaltheorie Beispiele aus allen möglichen untergeordneten Sprachen herholen, so beispielsweise gleich seine zwei ersten Laute aus dem Gälischen und Nordwelschen. Übrigens, beiläufig bemerkt, behauptet Trautmann, der eifrigste Verfechter des harmonisch-akustischen Princips auf Seite 56 seiner 'Sprachlaute', dafs es möglich sei, in seinem erweiterten deutschen System 140 reine Vokale und mit den genäselten 280 Vokale unterzubringen.

Infolge der beiden oben gemachten Bemerkungen, 1) dafs die Zungenbewegungen resp. Zungenstellungen nicht so gut zu kontrollieren seien wie die Klangfarbe der Vokale, und 2) dafs das englische System mehr Vokale enthalte, als in den Hauptkultursprachen Europas vorhanden sind, müssen wir zu der Überzeugung kommen, dafs vom pädagogisch-praktischen Standpunkte aus das englische System für die Schule zu verwerfen ist. Wenn ein Schüler einen Laut falsch ausspricht, so kann der Lehrer das nur nach dem Klange, nicht nach der Zungenstellung beurteilen. Das Kriterium also, ob der Schüler richtig gesprochen hat, ist nur der Klangeffekt; den aber erkennt das englische System in seiner Vokallehre nicht an.

Auf Grund des deutschen Systems kann der Lehrer den Laut richtig vorsprechen und vom Schüler verlangen, dafs er ihn richtig nachspricht. Trifft der letztere den richtigen Laut nicht, so kann der Lehrer wiederum auf Grund des deutschen Systems sagen: Ziehe die Zunge etwas zurück, schiebe die Lippen etwas vor, der Laut klingt etwas dunkler, dumpfer, heller u. s. w.

Wenn aber der Lehrer ein Anhänger des englischen Systems und dabei konsequent ist, darf er nie versuchen, den falschen Laut des Schülers durch Vorsprechen, durch die viva vox zu korrigieren, sondern er kann nur sagen, mache die und die Zungenstellung, beziehentlich Lippenstellung. Nun aber ist gewifs richtig, was Trautmann Seite 70 seiner 'Sprachlaute' sagt: 'Kein Mensch ist fähig, die etwa 70 verschiedenen Anordnungen der Mundteile (zwischen je zwei verwandten der 36 Vokale des Systems werden nämlich noch Zwischenstufen unterschieden) mit leidlicher Sicherheit auseinander zu halten, und wer behauptet, es doch zu können, ist in einer seltsamen Einbildung begriffen. Der eine wird unter hoch — hinten — weit — rund, unten — hinten — weit — rund u. s. w. dies verstehen, der andere etwas anderes.' Wenn aber ein Anhänger der englischen Schule die falsche Aussprache seiner Schüler doch durch Vorsprechen korrigieren will, so bedeutet dies Verfahren weiter nichts als einen Abfall von seinem Princip und eine Nutzbarmachung des deutschen.

Ferner ist das englische System für die Schüler auch zu schwer. Storm giebt dazu auf Seite 64 seiner 'Englischen Philologie' eine Anleitung. Er sagt, man solle mit dem langen geschlossenen i in 'ihn' anfangen, dann durch Senkung der Zunge zum geschlossenen e in 'See' und von da zum breiten schwedischen ä in 'lära' (lehren) übergehen. Dann solle man das offene i in 'Fisch' sprechen, dann wieder durch Senkung der Zunge zum offenen e in Mensch und von da durch noch tiefere Senkung der Zunge zum

(schwachen) ä-Laut im englischen 'man' schreiten. Dann fährt er fort: 'Die übrigen Reihen sind schwieriger, aber durch Übung und Aufmerksamkeit doch zu lernen'.

Übrigens haben zwei andere namhafte deutsche Phonetiker, Dr. Techmer in Leipzig und Dr. Viëtor 'versucht, die Vorzüge des englischen Systems mit denen des deutschen zu vereinen und zwischen diesen beiden zu vermitteln', indem sie nicht vom akustischen Prinzip ausgingen, sondern vom physiologischen, und sind dabei doch auf die deutsche Dreiecksheorie wieder zurückgekommen. Aus alledem folgt These II:

Aus theoretischen wie aus praktischen Gründen können wir für die Schule nur das deutsche System der Vokallehre verwerten, da es den akustischen Effekt (die Klangfarbe der Vokale) und die physiologischen Verhältnisse (Mundstellungen) in gleicher Weise berücksichtigt, und nicht, wie das englische System, die letztern allein. Für die Schule im besondern ist nur die Klangfarbe von Wichtigkeit; die physiologischen Verhältnisse treten nur aufklärend und berichtigend hinzu.

Wer sich über diesen hier in Rede stehenden Punkt noch weiter und besser unterrichten will, dem empfehle ich Viëtor, 'Elemente der Phonetik', Seite 22—25, und Trautmann, 'Sprachlaute', Seite 68—72, vor allem aber zwei Programmarbeiten der Karlsruher Realschule vom Jahre 1882 und 1884, verfafst von Professor Gutersohn. Diese zwei Programmarbeiten, die den Titel führen: 'Beiträge zu einer phonetischen Vokallehre', sind ein Muster von lichtvoller Darstellung und eine wahre Fundgrube von Beweisen für die Vortrefflichkeit des deutschen Systems.

Das Konsonantensystem beider Schulen weicht nicht prinzipiell und wesentlich von einander ab. Wir können deshalb diesen Punkt hier verlassen und zum III. Teile übergehen, nämlich zur Beantwortung der Frage: In welchem Mafse können wir die Resultate der Lautphysiologie in der Schule verwerten? Die Antwort lautet: Nur das Allernotwendigste ist durchzunehmen, d. h. 1) nur soviel als zur Einsicht in die Mittel der Sprache oder Sprachwerkzeuge und 2) nur soviel als zum Verständnis der lautlichen Erscheinungen unbedingt notwendig ist. Der Unterrichtsstoff, der sich aus dieser Forderung ergiebt, ist derart, dafs er sich bequem in den ersten 2—3 Stunden einer Quinta absolvieren läfst.

Angenommen, wir sollten den französischen Unterricht in dieser Klasse beginnen, so würden wir in der ersten Stunde die Sprachorgane und ihre Funktionen, in der zweiten die Vokale im allgemeinen und in der dritten ebenso die Konsonanten besprechen. Wir würden dabei als **Maximum** ungefähr folgendes bieten:

A. Erste Stunde. a) Die Sprachorgane. Die Sprachorgane im weitern Sinne sind die Lunge, der Kehlkopf und der Mund, im engeren Sinne nur der Mund mit seinen verschiedenen Teilen, auch das Ansatzrohr genannt. Für unsere Zwecke bedürfen nur der Kehlkopf und einige Teile des Ansatzrohres einer genaueren Beschreibung. Der Kehlkopf ist nämlich eine aus Knorpeln gebildete Röhre, das Wichtigste dabei sind die zwei sogenannten Stimmbänder, welche sich quer durch den Kehlkopf von hinten nach vorn ziehen. Zwischen den beiden Stimmbändern bleibt ein dreieckiger Raum, die Stimmritze, welche durch die elastischen Stimmbänder je nachdem ganz geöffnet, verengt, oder geschlossen werden kann. Der Mund oder das Ansatzrohr besteht aus der Rachenhöhle hinten, der Nasenhöhle oben und der Mundhöhle vorn; Teile der letzteren sind die Zunge, die Zähne, die Lippen und der Gaumen. Beim Gaumen unterscheidet man nun

wieder den harten Gaumen vorn und den weichen Gaumen hinten mit dem Zäpfchen. Der harte Gaumen oder das Gaumendach trennt die Mundhöhle von der Nasenhöhle, der weiche Gaumen oder der Gaumenvorhang kann einerseits die Rachenhöhle von der Nasenhöhle und andrerseits die Rachenhöhle von der Mundhöhle abschliefsen.

b) Die Funktionen der Sprachorgane bei Erzeugung eines Sprachlautes. Die Lunge und die übrigen Sprachorgane im weitern Sinne dienen zum Atmen, indem dabei die Luft ohne merkliches Geräusch durch den Kehlkopf, den Mund und die Nase strömt: das Sprachorgan befindet sich so in seiner Ruhelage. Wird der Luftstrom etwas stärker von der Lunge fortgestofsen, und versetzt er dabei die Stimmbänder in schwingende Bewegungen, dafs sie anfangen zu tönen, so wird der sogenannte Stimmton im Kehlkopfe erzeugt, den wir z. B. zur Bildung aller Vokale gebrauchen. Wir können jedoch auch den Luftstrom ungehindert durch die Stimmritze hindurchlassen, ohne dafs die Stimmbänder in Bewegung gesetzt werden; trifft nun dieser Luftstrom erst im Munde eine Hemmung, so entsteht wiederum eine Art Laut: ein Konsonant.

Anmerkung 1. Man wird zugeben müssen, dafs der hier gebotene Stoff für die erste Stunde durchaus nicht zu viel ist. In den meisten Fällen wird man gar keine volle Stunde brauchen. Die übriggebliebene Zeit benutze man dazu, entweder die Vokallehre dran zu nehmen, oder ruhig den Anfang in dem betreffenden Lehrbuche zu machen, indem man noch die Bemerkung vorausschickt, dafs bei einer Sprache die Laute die Hauptsache, ihre Darstellung durch Schriftzeichen, welche man Buchstaben nennt, das Nebensächliche und Zufällige sei. So werde z. B. der Zischlaut 'sch' im Deutschen dargestellt durch s, c und h, im Französischen durch c und h, im Englischen durch s und h. Der Laut sei für das Ohr hörbar, der Buchstabe für das Auge sichtbar. Dann gebe man zuerst die Laute an, die in der ersten Lektion vorkommen, darauf lasse man sie von den Kindern nachsprechen und endlich zeige man ihre Darstellung durch Buchstaben. Auf diese Weise kommt gleich etwas Abwechselung in den Unterricht.

2. Man wird gut thun, wenn man den Kindern sagt, dafs sie sich zu Hause vor den Spiegel stellen und sich das Ansatzrohr *in natura* ansehen.

B. Zweite Stunde. Die Vokale. a) Wesen der Vokale. Ein Vokallaut ist ein solcher Sprachlaut, der entsteht, wenn der aus der Lunge kommende Luftstrom im Kehlkopfe den Stimmton erzeugt (wie bereits in der ersten Stunde angedeutet wurde) und dann frei und ungehindert durch die Mundhöhle hindurchgeht, dabei aber durch die verschiedenen Mund-, Zungen- und Lippenstellungen verschieden gefärbt wird, z. A. i—a—u. Diese Laute heifsen auch Selbstlaute, weil sie für sich allein eine Silbe bilden können, z. B. Mari—a.

b) Die einfachen Grundvokale und Mischlaute.

Sodann nehme man die einfachen Grundvokale und Mischlaute durch und zwar nach dem deutschen System, wie ich es im II. Teile gezeigt habe, aber natürlich noch viel einfacher und mit einer Zeichnung des deutschen Lautdreiecks an die Wandtafel. Als neuen vollberechtigten Vokal lernen die Schüler dabei nur den a̱-Laut kennen, den aber $^9/_{10}$ derselben schon in der Dialektsprache entweder gehört haben oder selbst sprechen.

c) Trübung, Länge und Kürze der Vokale.

Nachdem man auf die eben angegebene Weise die Klangfarben der Vokale bestimmt hat, kann man noch hinzufügen, dafs die Vokale so rein nur in Hauptsilben ge-

sprochen werden, daſs sie aber in den Nebensilben, d. h. Vor- und Nachsilben etwas an ihrer bestimmten Klangfarbe verlieren, daſs sie getrübt werden, vergleiche z. B. die drei e in 'bestechen'. Ein anderer Unterschied der Vokale beruht noch darin, daſs manche kurz, andere lang sind, vgl. z. B. die beiden u in 'Mut' und 'Mutter'.

Anmerkung 1. Die Probe auf die Tonhöhe der Vokale können wir in der Schule nicht machen; das würde zu zeitraubend und auch zu schwierig sein.

2. Dagegen giebt es ein anderes einfaches Experiment, das geeignet ist, das Interesse der Schüler im hohen Maſse anzuregen, und das man deshalb nie unterlassen wolle. Um nämlich den Kindern begreiflich zu machen, warum bei den hellen Vokalen der Mund so und bei den dunkeln anders gestellt wird, nehme man eine kleine Glasflasche, etwa eine 50-Grammflasche, fülle dieselbe mit Wasser bis oben an, und blase kräftig über den Hals derselben weg. Hierbei wird ein (heller) Ton hörbar werden. Dann gieſse man ein wenig Wasser aus, und blase wieder über die Flasche weg. Jetzt wird ein etwas dunklerer Ton entstehen. Dasselbe Experiment wiederhole man mehrmals, bis die Flasche ganz leer, und der Ton ganz dunkel geworden ist. Dann sage man den Kindern weiter: Seht, unsere Mundhöhle ist auch eine Art Flasche(nhöhle). Bei den hellen Lauten müssen wir sie deshalb möglichst klein machen und zwar dadurch, daſs wir die Zunge möglichst nach vorn schieben und die Mundwinkel möglichst zurückziehen, am meisten beim i. Bei den dunklen Lauten dagegen müssen wir die Mundhöhle möglichst groſs machen und zwar dadurch, daſs wir die Zunge möglichst zurückziehen und die Lippen möglichst vorschieben, am meisten beim u. Dieses einfache Experiment wird nie seine oben bezeichnete Wirkung verfehlen.

3. Die Diphthonge und Halbvokale läſst man hier am besten weg und behandelt sie bei den Lektionen, wo die betreffenden Vokalverbindungen im Französischen zum ersten Male auftreten, umso mehr, da die deutschen und französischen Diphthonge wesentlich von einander abweichen (man vergleiche deutsch au, ei, eu und französisch ia, oi, ui), und da das Deutsche keine Halbvokale kennt wie das Französische in ciel, Dieu u. s. w

4. Sollte noch etwas Zeit vorhanden sein, so fahre man im Lehrbuche weiter fort, oder beginne die Konsonantenlehre.

C. Dritte Stunde. Konsonanten und Vokalkonsonanten.

a) Wesen der Konsonanten. Ein Konsonant ist ein solcher Sprachlaut, der entsteht, wenn der aus der Lunge kommende Luftstrom im Ansatzrohre entweder einen Verschluſs (wie z. B. beim p) oder eine Enge (wie z. B. bei f) durchbrechen muſs. Sie heiſsen deswegen Konsonanten oder Mitlaute, weil sie nur in Gemeinschaft mit einem Selbstlaut eine Silbe bilden können.

b) Einteilung der Konsonanten nach ihrem Klange. Wie bereits angedeutet, werden die Konsonanten in Verschluſs- und Reibelaute eingeteilt. Verschluſslaute heiſsen diejenigen, bei deren Erzeugung der Luftstrom einen Verschluſs durchbrechen muſs, wie z. B. beim p. Die andern heiſsen Reibelaute, weil bei ihrer Erzeugung der Luftstrom sich an den Wänden der Enge reibt, wie z. B. beim f. Bei den Verschluſslauten wird die Luft mehr durch das Ansatzrohr gestoſsen, daher auch der Name Stoſslaute oder Explosivlaute, bei den Reibelauten wird er mehr gehaucht, daher auch der Name Hauchlaut oder Spirans. Sowohl die Verschluſs-, als auch die Reibelaute zerfallen dann wieder in harte und weiche. Der Unterschied von diesen beiden Arten von Lauten

besteht darin, 1) daſs bei den weichen der Stimmton mittönt, bei den harten nicht. Deshalb heiſsen die erstern auch stimmhafte oder tönende Konsonanten, die letztern stimmlose oder tonlose; 2) daſs bei den harten Konsonanten die Sprachwerkzeuge straffer angespannt werden und die Mundbewegungen schneller von statten gehen als bei den weichen; die ersteren heiſsen deswegen auch momentane Laute, die letzteren Dauerlaute.

c) Arten der Konsonanten nach ihrer Artikulationsstelle.

Für unsere Zwecke genügt es, wenn wir folgende Verschlüsse und Verengungen annehmen. Ein Verschluſs läſst sich bilden:

a) Mit den beiden Lippen: p (tonlos), b (tönend).

b) Mit der Zungenspitze und dem innern Damm der obern Schneidezähne oder gar dem vordern harten Gaumen: t (tonlos), d (tönend).

c) Mit dem Zungenrücken und dem hintern Gaumen: k (tonlos), g (tönend).

Eine Enge läſst sich bilden:

a) Mit der Unterlippe und den obern Schneidezähnen: f (tonlos), w (engl. + franz. v) tönend.

b) Mit der Zungenspitze und dem innern Damm der obern Schneidezähne, oder gar dem vordern harten Gaumen: ſs (tonlos), s (tönend).

Werden dabei die Lippen etwas vorgeschoben, die Zunge aber etwas zurück, so erhält man als tonlosen Laut den Zischlaut 'sch', als tönenden das französische j.

c) Mit dem Zungenrücken und dem hintern Gaumen: ch (tonlos), j (tönend).

d) Mit den Stimmbändern: h (tonlos).

Nach herkömmlicher Weise nennt man die Laute unter *a*) Lippenlaute oder Labiale, unter *b*) Zahnlaute oder Dentale, unter *c*) und *d*) Kehllaute oder Gutturale; vgl. Figur 5.

Konsonantentabelle. Figur 5.

a) Lippenlaute (Labiale).

	Verschluſslaute		Reibelaute	
	tonlos	tönend	tonlos	tönend
Gebildet mit den beiden Lippen	p	b	—	—
Mit der Unterlippe und den oberen Schneidezähnen	—	—	f	w (frz. u. engl. v)

b) Zahnlaute (Dentale).

	Verschluſslaute		Reibelaute	
	tonlos	tönend	tonlos	tönend
Gebildet mit der Zungenspitze und dem innern Damm der oberen Schneidezähne	t	d	deutsch ſs	s
Dieselbe Mundstellung, nur mit vorgeschobenen Lippen und zurückgezogener Zunge	—	—	deutsch sch	franz. j

c) Kehllaute (Gutturale).

	Verschlufslaute		Reibelaute	
	tonlos	tönend	tonlos	tönend
Gebildet mit dem Zungenrücken und dem hintern Gaumen oder Gaumenvorhang	k	g	ch	j (deutsch)

d) Der Hauchlaut h.

			Reibelaut	
			tonlos	tönend
Gebildet mit den Stimmbändern			h	—

D. Die Vokalkonsonanten.

Die Vokalkonsonanten tragen den Charakter der Vokale und Konsonanten zugleich an sich, indem sie zu ihrer Erzeugung einerseits, wie die Vokale, einen freien Abflufs der Luft und andrerseits wie die Konsonanten einen Verschlufs verlangen, auch silbenbildend und nichtsilbenbildend gebraucht werden können; man nennt sie deswegen wohl auch Mittellaute. Sie sind sämtlich tönend, es sind die sogenannten flüssigen Laute l m n r.

1. Der l-Laut verlangt die Mundstellung des d-Lautes; die Luft fliefst zu beiden Seiten der Zunge ab, also llll.
2. Das m hat den Verschlufs des b; das n den Verschlufs des d; die Luft strömt durch die Nase, daher sie auch Nasenlaute heifsen, also mmm, nnn.
3. Das r hat die Zungenstellung von d; entweder versetzt sich dabei die Zungenspitze, oder das Zäpfchen in schwirrende Bewegung; die Luft fliefst zu beiden Seiten der Zunge ab, also rrr, oder rrr.

Vokalkonsonanten. Figur 6.

Der Verschlufs wird gebildet:	Nasenlaute	l-Laut	r-Laut
1) mit den beiden Lippen	m	—	—
2) mit der Zungenspitze und dem innern Damm der oberen Schneidezähne	n	l	r
3) mit der Hinterzunge und dem Zäpfchen	ng — nk	—	r

Anmerkung 1. Wenn wie in dem preufsischen und sächsischen amtlichen Regelbuche für die neue Orthographie die Schüler bereits eine Konsonantentabelle in Händen haben, so kann man sich die Sache recht erleichtern, indem man die in jenem Buche gegebene Tabelle erläutert, die doch nur erst mit Hilfe der Lautphysiologie von den Kindern richtig und vollständig verstanden werden kann, wie ich bereits früher gesagt habe.

2. In Mittel- und Süddeutschland, wo man die Konsonanten b, d, g, wohl weich,

aber nicht tönend spricht, achte man besonders auf das letztere. Man gehe von m auf b über, von n auf d (und von ng auf g).

3. Die Lehre von den französischen Nasenvokalen und den deutschen Nasenkonsonanten läfst man hier lieber noch weg und behandelt sie erst bei der betreffenden Lektion des französischen Lehrbuches.

Nun noch einige allgemeine Bemerkungen.

1. Wenn später in Untertertia beziehentlich in Obersekunda das Englische anfängt, so spricht man diese hier gegebene Lautlehre noch einmal repetierend durch, wozu man sicherlich nicht mehr als eine Stunde gebrauchen wird. Sollten indessen viele neue Schüler in den Cötus eingetreten sein, so mufs man natürlich langsamer gehn, den Stoff aber doch in höchstens zwei Stunden absolvieren.

2. Vorausgesetzt bei dieser Methode mufs allerdings ein Lehrbuch werden, das die Ausspracheschwierigkeiten in angemessener Weise verteilt. Da anerkanntermafsen die Ausspracheschwierigkeiten im Französischen und Englischen ganz bedeutend sind, viel bedeutender wenigstens als die meisten Schwierigkeiten in der Formlehre, so ist es mir immer unbegreiflich gewesen, wie es jetzt noch, namentlich für das Englische, Lehrbücher giebt, welche die erstgenannten Schwierigkeiten einfach ignorieren. 'Vom Leichten zum Schweren' ist und bleibt nach meinem Dafürhalten einer von denjenigen Hauptgrundsätzen der Pädagogik, die man nicht ungestraft beiseite schiebt.

An dieser Stelle erlaube ich mir Ihnen eine Zuschrift des Hamburger Vereins für das Studium der neueren Sprachen mitzuteilen, dieselbe lautet:

Geehrter Herr Kollege!

Ich bin beauftragt, Ihnen im Namen des hiesigen 'Vereins für das Studium der neueren Sprachen' von der Annahme nachfolgender These in der letzten Vereinssitzung Mitteilung zu machen.

Sie haben über die Verw endung der Lautphysiologie beim neusprachlichen Unter richt einen Vortrag auf der Philologenversammlung angekündigt; darum glaubten wir durch die Mitteilung im Interesse der Sache zu handeln. Ich bemerke, dafs unser Verein, dessen Vorsitzender ich zu sein die Ehre habe, aus fast sämtlichen wissenschaftlich gebildeten Neuphilologen der hiesigen Staats- und Privatschulen besteht und die qu. Fragen wiederholt diskutiert hat.

Ich benutze diese Gelegenheit, Sie bestens zu grüfsen.

Ihr ergebenster

Hamburg, 9. September 1884.

Dr. G. Wendt.

These.

Die Aussprache ist nicht Nebensache. — Allgemeine Lautgesetze mit physiologischer Begründung statt der bisherigen Ausspracheregeln.

3. Wie Sie sehen, habe ich den Lehrstoff so verteilt, dafs in den ersten zwei bis drei Stunden das Allgemeine aus der Lautphysiologie durchgesprochen wird, um auf diese Weise eine Basis zu gewinnen, von der aus das Spezielle oder Eigentümliche einer jeden Sprache leicht erklärt und verstanden werden kann, was dann bei den nachfolgenden einzelnen Lektionen geschehen mufs.

Dieses Verfahren hat drei Vorzüge:

a) es bewahrt uns vor einer übertriebenen phonetischen Schulung, wie sie von einigen fanatischen Phonetikern gefordert wird, die aber nach meiner Ansicht nicht in die Schule, sondern in das neuphilologische Seminar der Universität gehört;

b) es überhäuft die Kinder mit nicht zu viel neuem Stoff auf einmal und legt demnach nicht ihr kaum erwachtes Interesse wieder lahm;

c) last not least, wir können die meisten der bisher gebräuchlichen Lehrbücher ruhig beibehalten, wofern sie nur die Ausspracheschwierigkeiten in gehöriger Weise verteilt haben.

Aus dem bisher Gesagten ergiebt sich unsere III. These: In den ersten zwei bis drei Stunden des neusprachlichen Anfangsunterrichtes ist das Notwendigste und Allgemeine aus der Lautphysiologie zu behandeln, um so eine Grundlage zu gewinnen, von welcher aus das Spezielle und Eigentümliche einer jeden Sprache leicht erklärt und verstanden werden kann, was dann am besten im Anschlusse an die einzelnen Lektionen des betreffenden Lehrbuches geschieht, welches die Ausspracheschwierigkeiten in angemessener Weise verteilt haben mufs.

Meine Herren, Körting sagt im II. Teile seiner soeben erschienenen Encyklopädie und Methodologie der romanischen Philologie, S. 23: 'Dafs der schulmäfsige (deutsche, französische, englische u. s. w.) Sprachunterricht, namentlich insoweit er Aussprachunterricht ist, auf lautphysiologischer Grundlage zu erteilen sei, ist eine wohlberechtigte Forderung; aber zur Zeit ist die pädagogische Form, in welcher dies zu thun sein wird, noch nicht gefunden'. Ich meinesteils gebe ihm vollständig recht. Trotzdem glaube ich aber, Ihnen doch eine solche Form gezeigt zu haben, die bei verhältnismäfsig geringen Opfern an Zeit und Mühe die im ersten Teile geschilderten Vorteile im Gefolge haben mufs, namentlich wenn wir unserer guten alten deutschen phonetischen Schule treu bleiben. Nun, meine Herren Kollegen, wer wollte da noch zögern, solche Vorteile für seinen Unterricht zu verwerten? Wohlan, betreten Sie mutig und unerschrocken das neue Gebiet der Lautphysiologie auch in der Schule, so weit es bis jetzt noch nicht geschehen ist, und ich gebe Ihnen die auf fremde und eigene Erfahrung gestützte Versicherung, dafs Sie es nie bereuen werden, den Versuch gemacht zu haben'.

These 1 des Vortragenden: 'Trotz mehrfacher Bedenken ist es empfehlenswert, in der Schule beim neusprachlichen Unterrichte von Anfang an die Resultate der Lautphysiologie zu verwerten' wird angenommen.

Über These 2 entspinnt sich eine längere Debatte.

Viëtor (Marburg) meint, dafs Vorzüge des englischen Systems in das deutsche hineingetragen werden können; a sei unten hinzustellen.

Klinghardt (Reichenbach i. Schl.) spricht für das englische System. — Viëtor stellt a unten, weil die Zunge tief ist. — Techmer (Leipzig) will die akustische und physiologische Methode vereinigt wissen und schlägt folgende Fassung der These vor: 'Dabei dürfen nicht einseitig die physiologischen Vorgänge (engl. Schule) berücksichtigt werden, sondern auch die akustischen (deutsche Schule)'. — Viëtor meint, in der Schule würde ein einheitliches System nicht gegeben werden können.

Darauf wird die These in der von Techmer gewünschten Fassung einstimmig angenommen.

Zu These 3 meint Techmer (Leipzig), die empfohlene Einleitung sei für den Anfang zu systematisch. Er sei für induktive Methode. Schon beim Unterrichte im Deutschen sei vorzubereiten, an der Muttersprache zu lehren; Anschauung nach Modellen, Zeichnungen. Er sei dafür, keine detaillierte These aufzustellen, ehe die Sache anderweitig genügend gefördert sei.

Hummel (Potsdam) ist der Ansicht, dafs das lebendige Modell (der Lehrer) das beste sei.

Der Vorsitzende ist der Ansicht, dafs These 1 und 3 zusammenfallen.

(Schlufs 10 Uhr.)

Vierte Sitzung

am 4. Oktober, morgens 8 Uhr.

Auf Vorschlag des Oberlehrers Dr. Deutschbein (Zwickau) wird für die nächste Philologenversammlung Professor Dr. Lambeck (Köthen) zum ersten, Professor Dr. Viëtor (Marburg) zum zweiten Vorsitzenden der Sektion gewählt, zu Schriftführern Oberlehrer Wetzel (Berlin) und Dr. Kühn (Wiesbaden).

Hierauf kommt Löwe (Bernburg) auf die früher von ihm gestellte These zurück, die er so abändert: 'Der französische Unterricht verträgt es sehr wohl, dafs der Schwerpunkt desselben von der Grammatik mehr nach der Lektüre hin verschoben wird'. — Techmer (Leipzig) möchte der These eine andere Fassung gegeben sehen, worauf Loewe vorschlägt: 'Im Französischen ist der Schwerpunkt von der Grammatik nach der Lektüre zu verlegen'. — Hummel (Potsdam) will zwischen dem Anfangsunterricht und dem in den oberen Klassen geschieden und die These in zwei Teile zerlegt wissen. — Techmer (Leipzig) ist der Ansicht, dafs man bei Besprechung dieser These nur den Anfangsunterricht ins Auge fasse. — Klinghardt (Reichenbach i. Schl.) meint, dafs bei induktiver Methode schon auf der Anfangsstufe Zusammenstellungen nicht zu vermeiden sind. — Kühn (Wiesbaden) glaubt, dafs die Grammatik in den oberen Klassen leicht ebenso induktiv zu behandeln sei, wie in den unteren, wie er dies selbst schon erprobt habe. Prinzipien für den Anfangsunterricht seien noch zu gewinnen; er sei gegen jedes Elementarbuch; die Grammatik solle zusammenfassen. — Mahrenholtz (Halle) meint, dafs Grammatik doch nötig sei. — Techmer (Leipzig) will die These so abgeändert wissen: 'Im französischen (wie im englischen) Anfangsunterricht ist der Lesestoff zum Ausgangs- und Mittelpunkt des Unterrichts zu machen und die Grammatik zunächst immer induktiv zu behandeln'. Nach seiner Meinung werde systematische Grammatik immer beibehalten werden müssen, wenn auch nicht im Anfangsunterricht.

Die These wird hierauf in der Techmerschen Fassung einstimmig angenommen.

Von dem Vortrage des Professors Dr. Mahn (Berlin): 'Über romanische Wörter, deren Etymologie noch nicht genügend festgestellt ist' mufste zum grofsen Bedauern der Sektionsmitglieder wegen der vorgerückten Zeit Abstand genommen werden.

Von seiten der Firma Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig war ein Verlagsbericht in vielen Exemplaren ausgelegt. Die Verlagsbuchhändler Dumont-Schauberg in Köln und Otto Schulze in Köthen hatten mehrere Exemplare ihrer Verlagsartikel der Sektion zum Geschenk gemacht, wofür denselben auch an dieser Stelle der Dank der Sektionsmitglieder ausgesprochen wird.

(Schlufs 10 Uhr.)

Rossbach, August, u. **Rudolf Westphal,** Theorie der musischen Künste der Hellenen. Als dritte Auflage der Roſsbach-Westphalschen Metrik. Erster Band. A. u. d. Titel: Griechische Rhythmik von Rudolph Westphal, Ehrendoktor der griechischen Sprache und Litteratur an der Universität Moskau, Prof. a. D. Als dritte Auflage der griechischen Rhythmik und der Fragmente und Lehrsätze der griechischen Rhythmiker. [XXIV u. 305 S.] gr. 8. geh. n. *M.* 7.50.

Theophanis chronographia. Recensuit Carolus de Boor. Volumen II. Theophanis vitas, Anastasii Bibliothecarii historiam tripertitam, dissertationem de codicibus operis Theophanei, indices continens. [788 S.] gr. 8. geh. n. *M.* 30.—

Weſener, Dr. **P.,** griechiſches Elementarbuch, zunächſt nach den Grammatiken von Curtius, Koch und Franke-Bamberg. Erſter Teil. Das Nomen und das regelmäßige Verbum auf ω nebſt ſyſtematiſch geordnetem Vokabular. Elfte Auflage. [IV u. 116 S.] gr. 8. geh. *M.* —.90.

Zarncke, Eduardi, Symbolae ad Iulii Pollucis tractatum de partibus corporis humani. [76 S.] gr. 8. geh. n. *M.* 1.60.

Zieliński, Dr. **Th.,** Docent an der Universität St. Petersburg, die Gliederung der altattischen Komödie. Mit einer lithographischen Tafel in Farbendruck. [VIII u. 399 S.] gr. 8. geh. n. *M.* 10.—

Lexikon, ausführliches, der griechischen und römischen Mythologie. Unter Mitredaktion von Th. Schreiber herausgegeben von W. H. Roscher. Mit zahlreichen Abbildungen. Sechste Lieferung. [S. 897—1056.] Lex.-8. geh. n. ℳ 2.—

Loewy, Emanuel, Inschriften griechischer Bildhauer. Mit Facsimiles herausgegeben. Gedruckt mit Unterstützung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien. [XL u. 410 S.] gr. 4. geh. n. ℳ 20.—

Menge, Rudolfus, et **Sigmundus Preuss,** Lexicon Caesarianum. Fasc. I. [128 Sp.] gr. Lex.-8. geh. n. ℳ 1.60.

Müller, Lucian, Metrik der Griechen und Römer. Für die obersten Klassen der Gymnasien und angehende Studenten der Philologie bearbeitet. Mit einem Anhang: Entwicklungsgang der antiken Metrik. Zweite Ausgabe. [XII u. 86 S.] gr. 8. In Leinwand geb. n. ℳ 1.50.

Ostermann, Dr. **Christian,** Professor, Gymnasial-Oberlehrer a. D., lateinisches Vokabularium, grammatikalisch geordnet, in Verbindung mit einem Übungsbuche. Mit Berücksichtigung der neuen deutschen Rechtschreibung. gr. 8. kart.

I. Abt. Für Sexta. 26. Doppel-Auflage. [34 S.] ℳ —.30.
II. Abt. Für Quinta. 18. Doppel-Auflage. [38 S.] ℳ —.30.

——— lateinisches Übungsbuch im Anschluß an ein grammatikalisch geordnetes Vokabularium. Mit Berücksichtigung der neuen deutschen Rechtschreibung. gr. 8. geh.

I. Abt. Für Sexta. 22. verbesserte Doppel-Auflage. [VIII u. 132 S.] ℳ —.75.
II. Abt. Für Quinta. 16. verbesserte Doppel-Auflage. [VI u. 154 S.] ℳ —.90.
IV. Abt. Für Tertia. 11. verbesserte Doppel-Auflage. [VIII u. 219 S.] ℳ 1.20.

Platonis opera omnia. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum. Vol. VI. Sect. II. Ed. II. Et. s. t.: Platonis Meno et Euthyphro. Incerti scriptoris Theages, Erastae, Hipparchus. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Ad. Richardus Fritzsche, Gymnasii regii Chemnitiensis collega. [VIII u. 347 S.] gr. 8. geh. ℳ 6.—

Psalterium, das tironische, der Wolfenbütteler Bibliothek. Herausgegeben vom königl. Stenographischen Institut zu Dresden. Mit einer Einleitung und Übertragung des tironischen Textes von Dr. Oskar Lehmann, Mitglied des königl. Stenographischen Instituts. [IV u. 208 S. Text u. 245 lithogr. S.] gr. 8. geh. n. ℳ 10.—

VERHANDLUNGEN

DER

ACHTUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

GIESSEN

VOM 30. SEPTEMBER BIS 3. OKTOBER 1885.

FOREIGN
BODLEIAN
PERIODICALS

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1886.

Neuer Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

1886. I.

Boeckh, August, Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. Herausgegeben von Ernst Bratuscheck. Zweite Auflage besorgt von Rudolf Klussmann. [X u. 884 S.] gr. 8. geh. n. *M.* 14.—

Faltin, Dr. **G., Horazstudien.** I. Über den Zusammenhang des Briefes an die Pisonen. Programmabhandlung. [23 S.] gr. 4. geh. *M.* —.60.

Nur fest.

Meißner, Dr. **Carl,** Professor am Herzogl. Karlsgymnasium in Bernburg, **kurzgefaßte lateinische Schulgrammatik.** [IV u. 277 S.] gr. 8. In Leinwand geb. n. *M.* 2.40.

Menge, Rudolfus, et **Siegmundus Preuss, Lexicon Caesarianum.** Fasciculus II. Capillus—copia. [S. 129—256.] Lex.-8. geh. n. *M.* 1.60.

Da fasc. I und II ungefähr den vierten Teil des Lexikons enthalten, so läßt sich darnach Umfang und Preis des Ganzen annähernd berechnen.

Naumann, Julius, Cand. rev. min., Dr. phil., Realgymnasialdirektor, **Grundriß der evangelisch-lutherischen Dogmatik** nach der induktiven und komparativen Methode. Ein Lernbuch für die Schüler der oberen Klassen der Gymnasien und Realgymnasien und ein Repetitorium für die Kandidaten des höheren Schulamtes. [VI u. 74 S.] 8. kart n. *M.* 1.—

Ostermann, Professor Dr. **Christian,** Gymnasial-Oberlehrer a. D., **lateinisches Vokabularium** grammatikalisch geordnet in Verbindung mit einem Übungsbuch. Erste Abteilung. Für Sexta. 28. Doppel-Auflage. [34 S.] gr. 8. kart. *M.* —.30.

Plauti, T. Macci, comoediae. Recensuit, instrumento critico et prolegomenis auxit Fridericus Ritschelius sociis operae adsumptis Gustavo Loewe, Georgio Goetz, Friderico Schoell. Tomi III fasciculus I. **Bacchides** continens. Et. s. t.: **T. Macci Plauti Bacchides,** recensuit Fridericus Ritschelius. Editio altera a Georgio Goetz recognita. [XII u. 144 S.] gr. 8. geh. n. *M.* 4.—

Rossbach, August, und **Rudolf Westphal, Theorie der musischen Künste der Hellenen.** Als dritte Auflage der Rossbach-Westphalschen Metrik. Zweiter Band. A. u. d. Titel: **Griechische Harmonik und Melopoeie** von Rudolf Westphal, Ehrendoktor der griechischen Sprache und Litteratur an der Universität Moskau, Prof. a. D. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. [LVI u. 240 S.] gr. 8. geh. n. *M.* 6.80.

Schäfer, Ernst, Nepos-Vokabular. Dritter Teil: Timoleon. De regibus. Hamilcar. Hannibal. Cato. Atticus. [38 S.] gr. 8. kart. n. *M.* —.40.

VERHANDLUNGEN

DER

ACHTUNDDREISSIGSTEN VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN

GIESSEN

FOREIGN
BODLEIAN
PERIODICALS

VOM 30. SEPTEMBER BIS 3. OKTOBER 1885.

LEIPZIG,
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.
1886.

Verzeichnis der Mitglieder.*)

Präsidium.

1. Schiller, Dr., Gymnasialdirektor und Professor. Gieſsen.
2. Oncken, Dr., Professor. Gieſsen.

Sekretariat.

3. Dettweiler, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.
4. Nover, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
5. Scheuermann, Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.

Vorsitzende der Sektionen.

6. Nodnagel, Realgymnasialdirektor. Gieſsen. (Pädagogische Sektion.)
7. Stade, Dr., Professor. Gieſsen. (Orientalische Sektion.)
8. Braune, Dr., Professor. Gieſsen.
9. Birch-Hirschfeld, Professor. Gieſsen. } (Deutsch-romanische Sektion.)
10. Müller, Iwan, Dr., Professor. Erlangen. (Archäologisch-philologische Sektion.)
11. Baltzer, Dr., Professor. Gieſsen. (Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.)
12. Vietor, Dr., Professor. Marburg. (Neusprachliche Sektion.)
13. Oncken, Dr., Professor. Gieſsen. (Historische Sektion.)

---

*) *Lokalkomité.* Vorsitzender: Gymnasialdirektor Dr. Schiller.

1. *Schatzmeister:* Bankier S. Heichelheim.
2. *Wohnungsausschuſs:* Rechtsanwalt Th. Baist (Vorsitzender), Fabrikant J. Hanstein (Stellvertreter d. V.), Dr. Molly (Schriftführer), Dr. Pitz (Stellvertreter d. Schr.), Reallehrer Albach, Direktor Bansa, Kaufmann F. Bapst, Goldarbeiter C. Brück, Professor Dr. Buchner, Rentner L. Bücking, Justizrat Dr. Dornseiff, Rentner F. Gail, Fabrikant L. Georgi, pr. Arzt Dr. v. Helmolt, Fabrikant M. Homberger, Schneidermeister H. Leib, Kommerzienrat Ad. Noll, Bäcker Aug. Noll I, Stadtverordneter L. Petri II, Kaufmann L. Plank, Kaufmann R. Scheel, Gymnasiallehrer Scherer, Rentner O. Schmidt, Schreinermeister Chr. Schopbach, Fabrikant Ed. Silbereisen, Reallehrer Spamer.
3. *Vergnügungsausschuſs:* Steuerrat Engisch (Vorsitzender), Amtsrichter Gebhardt (Stellvertreter d. V.), Gymnasiallehrer Dr. Noack (Schriftführer), Eisenbahndirektor Altvater, prakt. Arzt Dr. Baur, Regierungsrat v. Bechtold, Lehrer an der h. Mädchenschule Dr. E. Bekker, Kreisschulinspektor Büchner, Gymnasiallehrer Dr. Clemm, Rechtsanwalt Curtmann, Rechtsanwalt Dr. Dittmar, Musikdirektor Felchner, Polizeirat Fresenius, Kanzler Professor Dr. Gareis, Bankier Heichelheim, Zahlmeister Kronbauer, Zahnarzt Koch, Rechtsanwalt Dr. Metz, Rechtsanwalt Dr. Reatz, Postdirektor Ritsert, Eisenbahnbaumeister Roth, Landgerichtsrat Wiener, erster Staatsanwalt Zimmermann.
4. *Empfangsausschuſs:* Buchhändler Ricker (Vorsitzender), Gasdirektor Hess (Stellvertreter d. V.), Gymnasiallehrer Kutsch (Schriftführer), Realgymnasiallehrer Dr. Bindewald, Reallehrer Dieck-

Ehrenmitglieder.

14. Boekmann, Dr., Provinzialdirektor. Gieſsen.
15. Bramm, Bürgermeister. Gieſsen.
16. v. Collas, Oberst und Regimentskommandeur. Gieſsen.
17. Knorr, Landgerichtspräsident. Gieſsen.
18. Thaer, Dr., Professor, Rektor der Landesuniversität. Gieſsen.

Die übrigen Mitglieder.

19. Adam, Professor. Urach.
20. Albach, Reallehrer. Gieſsen.
21. Albracht, Dr., Oberlehrer. Pforta.
22. Albrecht, Dr., Oberschulrat. Straſsburg i. E.
23. Ascherson, F. Dr., Custos der Universitätsbibliothek. Berlin.
24. v. Bahder, Dr., Privatdozent. Heidelberg.
25. Baist, Th., Rechtsanwalt. Gieſsen.
26. Balser, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
27. Baltz, Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
28. Bardey, Dr., Nauen.
29. Baur, Dr., Reallehrer. Alzey.
30. v. Bechtold, Regierungsrat. Gieſsen.
31. Becker, Geh. Oberschulrat. Darmstadt.
32. Becker, Realschuldirektor. Michelstadt.
33. Behaghel, Professor Dr. Basel.
34. Beintker, Gymnasiallehrer. Anclam.
35. Bekker, Dr., Lehrer a. d. höh. Mädchenschule. Gieſsen.
36. Bindewald, Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
37. Blase, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
38. Böttcher, Dr., Gymnasiallehrer. Leipzig.
39. Bonin, cand. phil. Gieſsen.
40. Bormann, Dr. Prof. Wien.
41. Boysen, Dr., Unterbibliothekar. Marburg.
42. Buchhold, Dr., Lehrer a. d. h. Töchterschule. Gieſsen.
43. Buchhold, Dr., Gymnasiallehrer. Laubach.
44. Buchner, Professor Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
45. Budde, Dr. Prof., Bonn.
46. Bücking, Louis, Rentier. Gieſsen.
47. Cauer, Fr., Dr. Berlin.
48. Cauer, P. Dr., Gymnasialoberlehrer. Kiel.
49. Cäsar, Dr., Prof. Marburg.
50. Clemm, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.
51. Conzen, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
52. Cornill, Dr., Privatdocent. Marburg.
53. Cramer, Dr., Realgymnasial-Direktor. Mühlhausen a. Rh.
54. Curschmann, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
55. Curtman, Dr., Rechtsanwalt. Gieſsen.
56. Dänig, Gymnasiallehrer. Bensheim.
57. Darlington, stud. phil. Gieſsen.
58. Dehnicke, Lehrer am Johanneum Lüneburg.
59. Dietrich, Dr., Frankfurt a. M.
60. Dingeldein, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.
61. Dittmar, Dr., Rechtsanwalt. Gieſsen.
62. Dornseiff, Dr., Justizrat. Gieſsen.
63. Drescher, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
64. Dronke, Dr., Realgymnasialdirektor. Trier.
65. Dürr, F., Gymnasiallehrer. Solingen.
66. Dürr, Dr. Prof., Heilbronn.
67. Duncker, Dr., Landesbibliothekar. Kassel.
68. Endemann, Dr., Gymnasiallehrer. Hanau.
69. Engel, Walter, Gymnasiallehrer. Potsdam.
70. Fäth, Lehramtsaccessist. Mainz.
71. Felchner, Akad. Musikdirektor. Gieſsen.
72. Fell, Winand, Dr., Gymnasialoberlehrer. Köln.
73. v. Fischer-Benzon, Dr., Gymnasialoberlehrer. Kiel.
74. Freymond, Dr., Prof. Heidelberg.
75. Fricke, Dr., Bremen.
76. Friedrich, Gymnasiallehrer. Darmstadt.
77. Frommann, Dr., Gymnasiallehrer. Büdingen.
78. Funk, Dr., Gymnasiallehrer. Kiel.
79. Gail, Ferd., Rentier. Gieſsen.
80. Gareis, Dr., Prof., Kanzler d. Universität Gieſsen.

---

mann, Accessist Dr. Dieffenbach, Gymnasiallehrer Dr. Dingeldein, Lehrer Franz, Reallehrer Hedderich, Accessist Hüter, Lehrer Jacobi, Zahnarzt Koch, Realgymnasiallehrer Dr. Kost, Reallehrer Dr. Langstroff, Accessist Dr. Ledroit, Lehrer Levy, Accessist Dr. Lucius, Fabrikant Dr. Mettenheimer, Reallehrer Müller, Accessist Neeb, Professor Pichler, Gymnasiallehrer Dr. Schmidt, Reallehrer Schwarz, Gymnasiallehrer Stamm, Accessist Dr. Strack, Schuldirektor Vigelius, Gymnasiallehrer Dr. Weiffenbach.

81. Geist, Dr., Gymnasiallehrer. Büdingen.
82. Gildemeister, Dr., Prof. Bonn.
83. Glaser, Dr., Oberlehrer. Wetzlar.
84. Glaser, R. Dr., Reallehrer. Grofs-Umstadt.
85. Goecke, Dr., Staatsarchivar. Wetzlar.
86. Goeckel, Lehramtsaccessist. Mainz.
87. Götz, Lehramtsaccessist. Mainz.
88. Gottbrecht, Gymnasiallehrer. Hamm i. W.
89. Gotthardt, Landwirtschaftslehrer. Weilburg a. d. L.
90. Gottschick, Dr. Professor. Gieſsen.
91. Gropius, Gymnasialoberlehrer. Weilburg.
92. Grube, F. Dr., Oberlehrer. Schleswig.

93. Hänisch, Dr., Oberlehrer. Wetzlar.
94. Halfmann, Dr., Gieſsen.
95. Hampke, Dr., Gymnasialdirektor. Göttingen.
96. Hangen, Dr., Realgymnasiallehrer. Darmstadt.
97. Hanstein, Landtagsabgeordneter. Gieſsen.
98. Harnack, Dr. Professor. Gieſsen.
99. Hartwig, Dr., Professor, Gymnasialdirektor. Hanau.
100. Hasselbaum, E. Dr. Kassel.
101. Hedderich, Lehramtsaccessist. Gieſsen.
102. Heichelheim, S., Bankier. Gieſsen.
103. v. Helmholt, Dr., Arzt. Gieſsen.
104. Heſs, August, Gasfabrikant. Gieſsen.
105. Hetzel, Prof. Dillenburg.
106. Heydemann, Dr., Berlin.
107. Hinneschiedt, cand. hist. Gieſsen.
108. Hoffmann, Dr., Professor. Gent.
109. Hoffmann, Karl Dr., Gymnasiallehrer. Büdingen.
110. Holzapfel, Dr., Privatdozent. Leipzig.
111. Hüter, Lehramtsaccessist. Gieſsen.

112. Ihm, Dr., Gymnasiallehrer. Bensheim.
113. Ihne, Dr., Prof. Heidelberg.
114. Ihne, Egon Dr., Reallehrer. Friedberg.
115. Jacobi, Gymnasiallehrer. Gieſsen.

116. Kang, Reallehrer. Friedberg.
117. Kannengieſser, Dr., Lehrer am Johanneum Lüneburg.
118. Kattenbusch, Dr., Professor. Gieſsen.
119. Katz, A., Gieſsen.
120. Katzenstein, stud. phil. Gieſsen.
121. Kautzsch, Dr., Professor. Tübingen.
122. Kegel, Professor. Dillenburg.
123. Kehrbach, Dr. Berlin.
124. Keil, Mitprediger. Darmstadt.
125. Keller, Dr., Realgymnasiallehrer. Mainz.
126. Kemmer, Dr., Reallehrer. Bingen.
127. Kersten, Gymnasiallehrer. Genthin.
128. Kieffer, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
129. Kius, Dr., Gymnasiallehrer. Kassel.
130. Klingelhöffer, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
131. Kluge, F. Dr., Professor. Jena.
132. Knorr, Dr., Geh. Staatsrat. Darmstadt.
133. Kölbing, E. Dr., Professor. Breslau.
134. Körber, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
135. Kost, Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
136. Kramer, Dr., Professor. Halle.
137. Kübler, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
138. Kühn, K. Dr. Wiesbaden.
139. Kutsch, Gymnasiallehrer. Gieſsen.
140. Kutscher, Dr., Gymnasialoberlehrer. Arolsen.

141. Lahmeyer, Dr., Provinzialschulrat. Kassel.
142. Landmann, Dr. Prof., Realgymnasiallehrer. Darmstadt.
143. Landmann, Fr. Dr. Leipzig.
144. Langlotz, Dr., Gymnasiallehrer.
145. Langstroff, Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
146. Lautz, Realgymnasiallehrer. Wiesbaden.
147. Ledroit, Dr., Accessist a. Gymn. Gieſsen.
148. Lehmann, Dr., Lehrer am Realgymnasium. Wiesbaden.
149. Lenz, Gymnasiallehrer. Darmstadt.
150. Limpert, Louis. Gieſsen.
151. Lindenborn, Pfarrer. Odenhausen.
152. Lohr, Dr., Gymnasiallehrer. Wiesbaden.
153. Lucius, Dr., Lehramtsaccessist. Gieſsen.
154. Ludwig, Dr., Professor. Gieſsen.
155. Ludwig, E., Dr., Gymnasiallehrer. Bremen.

156. Mangold, Dr., Gymnasialoberlehrer. Berlin.
157. Matthaei, Dr. Gieſsen.
158. Matzat, H. Dr., Direktor der Landwirtschaftsschule. Weilburg.
159. Maurer, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
160. Medert, Pfarrer. Herbstein.
161. Menge, Gymnasialdirektor. Mainz.
162. Menge, Herm. Dr., Prof. Sangershausen.
163. Mensch, Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
164. Metz, Rechtsanwalt. Gieſsen.
165. Jürgen Bona Meyer, Dr. Prof. Bonn.
166. Michaelis, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
167. Michel, Dr., Gymnasiallehrer. Hagenau.
168. Mitzenius, Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
169. Mohl, Präceptor. Stuttgart.
170. Molly, Dr., Lehrer an d. h. Mädchenschule. Gieſsen.
171. Moore, George, Prof. Tübingen.
172. Much, Gymnasiallehrer Hamm.

173. Müller, A. Dr., Prof. Königsberg.
174. Müller, Alb., Dr., Gymnasialdirektor. Flensburg.
175. Müller, Reallehrer. Gieſsen.
176. Müller-Strübing, Dr., London.

177. Nehmeyer, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
178. Nick, Dr., Hofbibl.-Sekretär. Darmstadt.
179. Niemeyer, Max Dr., Potsdam.
180. Nieș, A. Dr., Realgymnasiallehrer. Mainz.
181. Nies, K. Dr., Darmstadt.
182. Niese, Dr. Professor. Marburg.
183. Noack, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.
184. Noll, Ad., Kommerzienrat. Gieſsen.
185. Nover, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.

186. Ohler, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
187. Ortmann, Dr., Prof., Gymnasialkonrektor. Schleusingen.
188. Oswald, Dr., Gymnasiallehrer. Büdingen.
189. Ottmann, Dr. Weilburg a. d. Lahn.
190. Ottmann, Lehramtsaccessist. Gieſsen.

191. Paehler, Dr., Gymnasialdirektor. Wiesbaden.
192. Pasch, Dr., Professor. Gieſsen.
193. Paul, H., Dr., Professor. Freiburg.
194. Pichler, Professor. Gieſsen.
195. Pitz, Dr., Lehramtsaccessist. Gieſsen.
196. Pöhlig, Dr., Oberlehrer. Seehausen in der Altm.
197. Praetorius, Gymnasialoberlehrer. Kassel.
198. Prien, C. Dr., Professor. Lübeck.
199. Proescholdt, B. Dr. Homburg v. d. H.

200. Redslob, Dr., Gymnasiallehrer. Weimar.
201. Regel, Max Dr., Gymnasiallehrer. Roſsleben.
202. Reinhardt, Dr., Gymnasialdirektor. Detmold.
203. Reiz, Reallehrer. Alsfeld.
204. Reusch, Dr., Professor. Bonn.
205. Reuſs, Dr., Gymnasiallehrer. Wetzlar.
206. Rhode, H. Dr. Hagen i. W.
207. Ricker, A., Buchhändler. Gieſsen.
208. Riese, Dr., Professor. Frankfurt a. M.
209. Ritsert, Postdirektor. Gieſsen.
210. Ritsert, Dr., Gymnasialdirektor. Laubach.
211. Römer, E., Dr. Frankfurt a. M.
212. Römheld, Dr., Gymnasiallehrer. Laubach.
213. Roscher, Dr., Gymnasiallehrer. Laubach.
214. Roesler, A., Gymnasiallehrer. Hannover.
215. v. d. Ropp, Frhr. Dr., Professor. Gieſsen.
216. Rosenberg, Dr., Prorektor. Hirschberg in Schlesien.
217. Rosenberg, Dr., Rechtsanwalt. Gieſsen.
218. Roth, O., Verlagsbuchhändler. Gieſsen.
219. Ruhle, F., Realgymnasiallehrer. Oberhausen.
220. Rumpf, Dr., Professor. Frankfurt a. M.

221. Sauer, Lehramtsaccessist. Mainz.
222 Schall, Dr., Professor, Gymnasiallehrer. Mainz.
223. Schaum, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
224. Scheibe, Professor, Rektor der Klosterschule Roſsleben.
225. Scherer, Gymnasiallehrer. Gieſsen.
226. Schierholz, cand. phil., Gieſsen.
227. Schilling, Kandidat. Grünberg.
228. Schimmelpfeng, Dr., Direktor. Ilfeld.
229. Schimmelpfeng, Dr., Gymnasiallehrer. Verden.
230. Schirmer, Georg, Fabrikant. Gieſsen.
231. Schlee, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
232. Schlenger, Prof., Gymnasiallehrer. Mainz.
233. Schmidt, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.
234. Schmitt, A., Dr. phil., Buchhändler (B. G. Teubner). Leipzig.
235. Schmitz, Wilh., Dr., Gymnasialdirektor. Köln.
236. Schnitker, Gymnasiallehrer. Verden.
237. Schürer, Dr., Professor. Gieſsen.
238. Schwabe, C. Dr., Oberlehrer. Crefeld.
239. Schwabe, Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
240. Schwan, Dr., Privatdozent. Berlin.
241. Siebeck, Dr., Professor. Gieſsen.
242. Smend, Dr., Professor. Basel.
243. Smith, L. T., London.
244. Socin, A., Dr., Professor. Tübingen.
245. v. Soden, Frhr., Professor. Reutlingen.
246. Soldan, Realgymnasialdirektor. Mainz.
247. Soldan, Dr., Professor. Basel.
248. Soltau, Dr., Gymnasialoberlehrer. Zabern in Elsaſs.
249. Spamer, Reallehrer. Gieſsen.
250. Spangenberg, Realgymnasialdirektor. Wiesbaden.
251. Speck, Gymnasiallehrer. Echternach.
252. Stade, Dr., Professor. Gieſsen.
253. Stahl, Dr. Witten a. R.
254. Stamm, Gymnasiallehrer. Gieſsen.
255. Stengel, Dr., Professor. Marburg.
256. Stenner, Lehramtsacsessist. Mainz.
257. Stigell, Dr., Prof., Gymnasiallehrer. Mainz.
258. Stoy, Heinrich, Dr., Privatdocent und Institutsvorsteher. Jena.
259. Strack, Dr., Professor. Karlsruhe.
260. Strack, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.

261. Taschè, Dr., Schulvorstand. Homberg a/O.
262. Theisen, Realgymnasiallehrer. Gieſsen.

263. Thomae, Dr., Universitätsbibliothekar. Tübingen.
264. Thrämer, E. Dr. Tübingen.
265. Trautmann, Dr., Professor. Bonn.
266. Trümpert, Gymnasiallehrer. Darmstadt.

267. Uhle, H. Dr., Professor. Dresden-Blasewitz.
268. Uhlig, Dr., Professor u. Gymnasialdirektor. Heidelberg.

269. Vetter, Dr. Frankfurt a. M.
270. Vieze, Dr. Halle.
271. Vigelius, Schuldirektor. Gieſsen.
272. Völker, Dr., Progymnasialdirektor. Schönebeck.
273. Vogt, Dr., Gymnasialdirektor. Kassel.
274. Vogt, Gymnasiallehrer. Mainz.
275. Volkmann, Dr., Rektor. Pforta.

276. Wagner, stud. phil. Gieſsen.
277. Walther, Reallehrer. Kassel.
278. Walter, cand. phil. Gieſsen.
279. Weicker, Dr., Gymnasialdirektor. Stettin.
280. Weiffenbach, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.
281. Weiffenbach, Dr., Frankfurt a. M.
282. Weihrich, Gymnasiallehrer. Mainz.
283. Weiſsgerber, stud. phil. Gieſsen.
284. Westphal, Dr., Gymnasiallehrer. Freienwalde.
285. Wetz, Dr., Privatdocent. Straſsburg.
286. Wetzel, Collaborator. Otterndorf.
287. Wiederhold, Dr., Realgymnasiallehrer. Darmstadt.
288. Wiegand, Realschuldirektor. Bockenheim.
289. Wiener, Landgerichtsrat. Gieſsen.
290. Wiesehahn, Reallehrer. Friedberg.
291. Willenbücher, Dr., Accessist. Mainz.
292. Windel, Dr., Oberlehrer. Hameln.
293. Windisch, E. Dr., Professor. Leipzig.
294. Wittich, Dr., Direktor. Kassel.
295. Wittmann, Dr., Gymnasialdirektor. Büdingen.
296. Wülcker, Dr., Professor. Leipzig.
297. Wutke, Dr., Gymnasiallehrer. Spandau.

298. Zelle, Dr. Berlin.
299. Ziemer, Dr. Colberg.
300. Zimmer, cand. math. Gieſsen.
301. Zimmermann, Dr., Archivar. Wolfenbüttel.

Verteilung der Mitglieder nach den Landschaften.

Gieſsen	90
Hessen auſser Gieſsen	62
Preuſsen	106
Württemberg	9
Sachsen	7
Baden	6
1) Reichslande	4
2) Freie Städte	3
3) Bayern, Braunschweig, Lippe, Waldeck, je 1	4
4) Sächsische Staaten	3
Schweiz	3
Belgien und Österreich je 1	2
England	2
Summe	**301**

Festschriften und Geschenke.

1) Festschrift des Groſsh. Gymnasiums zu Gieſsen.
2) Festschrift des Groſsh. Realgymnasiums zu Gieſsen.
3) Führer durch Gieſsen und Umgebung von Dr. Buchner.
4) Liederbuch für die Mitglieder der 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.
5) Eine Anzahl von Prospekten verschiedener buchhändlerischer Unternehmungen. (F. A. Perthes, C. Gerold & Sohn, Calvary & Co.)
6) Einige Schriften des deutschen Schulvereins.
7) Aus dem Verlage von S. Calvary & Co. in Berlin: Exemplare der Berliner philologischen Wochenschrift und des Jahresberichts von Bursian-Müller. 13. Jahrg. 1. Heft.
8) Vorrede zu dem Lese- u. Lehrbuch der franz. Sprache von Dr. W. Mangold und Dr. D. Coste.
9) Exemplare der Griechischen Schulgrammatik von Heinrich Uhle.
10) Philologus 44, 3. und Philologischer Anzeiger 15, 7. 8.
11) Exemplare von Wershofen, Hilfsbuch für den englischen Unterricht.
12) Exemplare von Frick u. Richter, Lehrproben u. Lehrgänge.

Ausstellungen.

1) Die Ausstellung physikalischer Apparate enthielt 1) physikalische Apparate neuerer Konstruktion ausgestellt von Lisser & Benecke in Berlin. 2) Optische Schulapparate zur Spektroskopie, Interferenz und Polarisation, ausgestellt von Dr. Steeg & Reuter in Homburg. 3) Akustische Apparate, ausgestellt von Professor Dr. Melde in Marburg.
2) Ausstellung geographischer Lehrmittel.
3) Ausstellung von Präparaten für den naturgeschichtlichen Unterricht.
4) Die Ausstellung eines patentierten Normaltintenfasses von Andenmatten, Studienlehrer in Amberg.

Erste allgemeine Sitzung

am Mittwoch den 30. September 1885.

Die Sitzung wird von dem ersten Präsidenten, Herrn Gymnasialdirektor und Professor Dr. Schiller um 9 Uhr vormittags mit folgender Rede eröffnet.

Hochansehnliche Versammlung!

Die 37. Versammlung zu Dessau hat Gieſsen zum Ort der nächsten Versammlung bestimmt, und meinem Collegen Oncken und mir den Auftrag erteilt, die dazu nötigen Schritte zu thun, indem es uns überlassen wurde, die Versammlung in diesem oder im nächsten Jahre zusammenzuberufen. Wenn wir uns für das Jahr 1885 entschieden haben, so geschah das einmal in der Überzeugung, damit den Absichten der letzten Versammlung zu entsprechen, welche einem Antrage, künftig die Versammlungen nur alle zwei Jahre abzuhalten, ihre Zustimmung versagt hatte, sodann aber in der Erwägung, daſs das Zusammentreffen mit dem Jubiläum der Heidelberger Universität jedenfalls für den Besuch der Philologenversammlung nicht förderlich sein dürfte.

Hochgeehrte Herren und verehrte Berufsgenossen! Wenn ich Sie herzlich willkommen heiſse in unserer Stadt, die Sie sich hier zusammengefunden haben aus Nord und Süd, aus Ost und West, um wissenschaftliche Thätigkeit und freundlichen Verkehr zu pflegen, so geschieht dies doch mit einer gewissen Beklommenheit über das Wenige, das wir Ihnen bieten können. Was Stadt und Hochschule an Sehens- und Wissenswürdigem in sich schlieſsen, wird mit gröſster Bereitwilligkeit zu Ihrer Verfügung gestellt, die Sammlungen werden geöffnet, die Institute, welche in die Gebiete dieser Versammlung gehören, Ihnen erschlossen sein, die in der näheren Umgebung teils wegen ihrer geschichtlichen Bedeutung, teils ihrer landschaftlichen Schönheit wegen besuchenswerten Ortlichkeiten werden Sie unter kundiger Führung kennen lernen, die historisch berühmten Stätten im benachbarten Wetzlar werden unter freundlichem Entgegenkommen unserer Nachbarstadt von Ihnen aufgesucht werden; aber wir besitzen nicht die reichen Hilfsquellen groſser Städte und fürstlicher Residenzen, keine groſse Vergangenheit, deren Bild Ihr Gemüt höher stimmen, keine Denkmäler der alten, keine Kunstschätze der neuen Zeit, keine Theater, deren heiterer Genuſs mit ernster Arbeit wechseln könnte. Was wir Ihnen bieten können, ist wenig, vor allem Reize der Natur; denn wenn auch die Stadt in den letzten zwei Jahrzehnten sich vorteilhaft verändert hat, ausgedehnte, dem heutigen Bedürfnisse entsprechende neue Stadtteile mit stattlichen, dem öffentlichen Nutzen dienenden Gebäuden zugewachsen sind, so sind Sie doch in einer nicht groſsen Stadt, und mancher von Ihnen wird versucht sein, das Horazische Wort auch auf sie anzuwenden: et adhuc vestigia ruris. Sie müssen recht oft den guten Willen als Ergänzung der mangelhaften Wirklichkeit gelten lassen.

Se. Königl. Hoheit der Grofsherzog widmet ganz im Geiste Seiner Ahnen dem Gedeihen des Unterrichtswesens ein warmes Interesse, und unsere Versammlung darf Seiner fürstlichen Huld und Seines lebhaften Interesses versichert sein. Die Staatsregierung, und mit ihr die Bevölkerung des Landes, erblickt in der Entwickelung des Unterrichts und in der Förderung der Wissenschaft eine ihrer wichtigsten Aufgaben, sie hat auch unsere, auf einen würdigen Empfang der Versammlung gerichteten Bestrebungen gerne und nach Kräften unterstützt; unsre Stadt im ganzen und viele angesehene Einwohner derselben im besonderen haben sich an den Vorbereitungen des Festes mit freundlichster Hingebung und liebenswürdigster Bereitwilligkeit beteiligt und Ihnen dadurch bekundet, dafs sie die Ehre zu würdigen wissen, die Sie uns durch die Wahl unsrer Stadt zu Ihrem Versammlungsorte erwiesen haben, und der Gruſs herzlichen Willkommens, den ich Ihnen biete, wird nicht leerer Schall bleiben, Sie werden überall freundlichen Gesichtern und offenen Herzen begegnen. Es ist mir schliefslich eine angenehme Pflicht, dankend erwähnen zu dürfen, dafs auch unsere Ludoviciana unsere Aufgaben allseitig unterstützt und gefördert hat.

Durch seine Hochschule ist Gieſsen für die Philologen, Schulmänner und Pädagogen ein nicht ganz uninteressanter Ort. Kann es sich in dieser Beziehung auch nicht mit anderen Hochschulen messen, mit denen es früher in den äufseren Verhältnissen auf gleicher Stufe stand, so haben doch, abgesehen von manch' bedeutendem Manne, der hier in Schule und Wissenschaft gewirkt — ich nenne von im letzten Jahrzehnt Verstorbenen nur Welcker den Archäologen, Lemcke den Romanisten, Weigand den Germanisten, Osann, Clemm, Lange die Philologen, Vullers den Orientalisten, Zöppritz den Geographen — zwei grofse reformatorische Bewegungen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung in diese schlichte Stadt ihre Wogen geworfen, die grofse Reformidee, welche sich an den Namen Ratichius knüpft und hier durch die Universitätslehrer Helwig und Junge vertreten wird, und die andere, welche manche Berührungspunkte damit hat, die philanthropinistische, die in Bahrdt einen Vertreter findet. Gestatten Sie mir die erstere etwas näher hier zu betrachten, soweit dieselbe zu unsrer Stadt und Hochschule in Beziehung steht.

Als Ratichius mit seinem in dem Frankfurter Memorial vom 7. Mai 1612 niedergelegten hochfliegenden Plane einer Umgestaltung des gesamten deutschen Unterrichtswesens hervortrat, da fehlte es unter den deutschen protestantischen Fürsten nicht an Teilnahme für den kühnen Neurer. Während ihm der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm das nötige Geld und die litterarischen Hülfsmittel zusagte, um sein Werk zu fördern, berief ihn die Herzogin Dorothea Maria nach Weimar, 'um seines newerfundenen Methodi ein Exercitium bei Hof anzustellen'. Auf der Reise nach Weimar hatte der Didaktiker 1612 die Professoren Mentzer, Helwig und Junge hier in Gieſsen kennen gelernt und mit ihnen in freundlichem Verkehr die Grundzüge der beabsichtigten Reform erörtert und auch Entwürfe zur praktischen Durchführung derselben mitgeteilt. Alle drei gaben dem Vorhaben ihre volle Billigung, und Helwig und Junge, zwei der bedeutendsten und angesehensten Gelehrten dieser Zeit, erklärten sich bereit, an der Ausarbeitung der nötigen Lehrbücher mitzuwirken, der erstere Philologe, hauptsächlich Gräcist und Orientalist, und Didaktiker, in Sprendlingen 1581 geboren und schon 1617, kaum 35 Jahre alt, infolge von Überanstrengung gestorben, der letztere Philosoph, aber mehr Mathematiker und Physiker, der deutsche Bacon, wie man ihn wohl genannt hat. Die drei Professoren empfahlen den Didaktiker der Herzogin von Weimar und ihrem eigenen Landgrafen Ludwig V. dem

Getreuen von Hessen-Darmstadt angelegentlich, und da auch der Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm bei dem Landgrafen dessen Sache vertrat, so liefs sich dieser bestimmen, Mentzer und Helwig nach Erfurt kommen zu lassen, wo dieselben so warm für die Reform eintraten, dafs der Fürst beide aufforderte, das Werk des Didaktikers zu fördern 'zur Ehre Gottes, Verteidigung der Wahrheit und Erbauung der Schulen'; ja am 30. Juli 1613 erliefs er an Helwig und Junge den Befehl, sich auf 14 Tage zu Ratichius nach Frankfurt zu begeben, um 'diesses Werks grundt in Acht zu nehmen, und zu erfahren', und dann zu berichten, 'wie dasselbige alsdann auch bei der Universität Giefsen anzustellen und zu prakticiren sei'. In Frankfurt wurde eifrig verhandelt und gearbeitet; handelte es sich doch zunächst darum, die für die neue Lehre nötigen Bücher herzustellen. Als die Arbeiten einigermafsen vorgeschritten waren, beschlossen Helwig und Junge einen gedruckten Bericht zu veröffentlichen, der weitere Kreise auf die Bedeutung der neuen Didaktik aufmerksam machen sollte; diesem ersten Bericht vom Herbste 1613 liefsen sie Weihnachten einen Nachbericht folgen, in welchem hinter dem Abdruck von Luthers 'Vermahnung an die Bürgermeister und Rathherren aller Städte deutschen Landes, dafs sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen', eine nochmalige Empfehlung der Lehrkunst des Ratichius gegeben war. Und in der That, sie verdiente diese, wenn sie auch nur einiges von dem erfüllte, was hier versprochen wurde. Danach sollte nach jener Methode 'eine fremde Sprache in einem halben, oder höchstens in einem Jahre in täglich zwei bis vier Stunden besser und leichter gelernt werden können als die Muttersprache, noch leichter Künste und Wissenschaften, weil diese von Natur an sich richtig seien, während in die Sprachen viele Unregelmäfsigkeiten und Unrichtigkeiten gekommen sind.' Bringen wir die Übertreibung in Abzug, welche der reformierenden Begeisterung zu allen Zeiten, wie es scheint, als untrennbare Kehrseite anhaftet, so ist das, was versprochen wird, so bedeutend, dafs man leicht geneigt ist, von vornherein es gänzlich zu verwerfen. Und doch wäre nichts unrichtiger und ungerechter: bedeutende pädagogische Gedanken sind in diesen Reformideen enthalten, welche zu allen Zeiten ihren Wert behalten werden, ganz besonders aber in der unsrigen, wo mutatis mutandis dieselben Fragen auf der Tagesordnung stehen.

Vor allem verlangte Helwig — denn ihn mufs man als die Seele der hier für die Reform eintretenden Bestrebungen ansehen — Lehrer; bis dahin hatte man geglaubt, es reiche aus, die Theologie studiert oder auch nur die Artistenfakultät besucht zu haben um Unterricht erteilen zu können. Helwig ist nicht dieser Ansicht, ja er geht sogar so weit, zu behaupten, es gäbe eine Lehrkunst, die man nicht mit auf die Welt bringe und auch nicht mit der Wissenschaft erlerne, sondern die ein bedeutend veranlagter Mensch gefunden habe, und die andere minder bedeutende von ihm erlernen könnten und müfsten. 'Es ist nicht genug', meint er, 'dafs einer von Natur eine bessere Gab zu lehren und unterscheiden hat, als ein anderer, denn die Natur thut zwar viel, aber wenn die Kunst dazu kommt, alsdann kann die Natur viel sicherer, gewisser und vollkommener ihre Wirkung thun'. Zu den minder bedeutenden will er mit liebenswürdiger Bescheidenheit sich selbst zählen: er will bei Ratichius die Didaktik erlernen. Dafs man den Giefsener Professoren den Vorwurf nicht machen kann, sie hätten von der Methode allein alles erwartet und den Wert der Persönlichkeit verkannt, beweist aufser den oben angeführten Worten die weitere Äufserung Helwigs, die Lehrart des Ratichius könne nicht aus der schriftlichen Darstellung beurteilt werden: 'quando quidem Ratichii methodus in viva praxi et

voce consistit et plene aut recte iudicari de ea non possit, nisi coram ab ipsomet commonstrata ac comprobata fuerit.' Sie vindicieren also auch der Individualität ihr Recht, nur dachten sie korrekt genug, um nicht Methode und Manier zu verwechseln. Diese Lehrer müssen aber vor allem Herren des Stoffes sein, den sie in dem Unterrichte zu behandeln haben, also wie dies nicht anders von Universitätslehrern zu erwarten war, sie halten eine tüchtige wissenschaftliche Grundlage für die unerläfsliche Vorbedingung einer erfolgreichen Lehrthätigkeit, und sie sind der Meinung, dafs von dem Lehrer irgend einer wissenschaftlichen Disciplin nicht nur gründliche und umfassende Kenntnis seiner Wissenschaft, sondern auch selbständiges Fortarbeiten in derselben zu verlangen sei. Und doch tragen sie kein Bedenken diesen, nach ihrer Voraussetzung, tüchtig wissenschaftlich geschulten Männern die strenge Befolgung einer Methode zuzumuten, welche 'aus der Natur des Verstandes, Gedächtnis, der Sinnen, ja des ganzen Menschen, als auch aus den Eigenschaften der Sprachen, Künste und Wissenschaften genommen ist.' Man meint die Begründung irgend einer modernen pädagogischen Theorie zu vernehmen, wenn man diese Worte hört. Denn was wird hier anders gefordert, als dafs der Unterrichtsstoff der Natur des zu bildenden Geistes entsprechen, mit Hilfe der empirischen Psychologie festgestellt und in Auswahl, Ausdehnung und Verwendung bestimmt werden müsse, um eine allseitige geistige Ausbildung dem jungen Menschen zu verschaffen, oder wie es jene Zeit ausdrückt, 'wie und wann die Übungen anzustellen, wie dem Verstand zu helfen, das Gedächtnis zu stärken, das Urteil zu schärfen, ohne Zwang, nach dem freien Laufe der Natur.' Und auf der andern Seite werden die den Unterrichtsobjekten inmanenten eigentümlichen Gesetze anerkannt, welche in ganz bestimmter Weise auf den zu bildenden Geist einwirken; aus der Kenntnis beider und aus der gleichmäfsigen Berücksichtigung beider erwächst die Methode, welche deshalb bis zu gewissem Grade allgemeine Giltigkeit beanspruchen darf, weil sie auf allgemeinen Gesetzen basiert. Bis zu gewissem Grade, denn die Eigenart des Lehrers und des Schülers werden mannigfach bestimmend und modificierend einwirken, ohne die Hauptsache zu alterieren. Auch hierauf hat die neue Didaktik Bedacht genommen, 'wie die Geister und Gaben zu unterscheiden, dafs die Fertigen nicht aufgehalten werden, hingegen die von Natur nicht so fertig sind, nicht dahinten bleiben.' Als Haupterrungenschaften der neuen Methode rühmt der Giefsener Bericht, 'dafs durch dieselbe das vielfache Memorieren eines noch nicht völlig verstandenen Lehrstoffes und das Übersetzen in eine fremde Sprache, bevor die gründliche Kenntnis der letzteren durch Übersetzen aus derselben in die Muttersprache erzielt sei, beseitigt, die grofse Zahl und Manchfaltigkeit der Lektionen, sowie die unrichtigen, unbequemen Lehrbücher verbannet, die Tyrannei des Lateinischen abgeschafft und alles stracks aus der Muttersprache erlernt werde.' Aber auch sonst dürfe die Muttersprache nicht dahinten bleiben, 'denn dieselbige hat nicht weniger als jede andere ihre besondere Eigenschaft, Richtigkeit, Vollkommenheit und Zierigkeit, welche wir Teutschen billig solten in Acht nehmen und die Schätze unsrer angebornen Muttersprache nicht so lang vergraben sein lassen. Aber wie die ausländischen Waaren gemeiniglich von uns gar hoch geschätzet, unsre eigene Einheimische aber verachtet werden, also machen wirs mit unsrer eignen Sprache auch. Und darf wohl vielen lächerlich vorkommen, dafs ein Teutscher die teutsche Sprach' recht und künstlich lernen müsse, da es doch nicht anders sein soll. So gebe es ja die Erfahrung, dafs es eben so nötig sei, eine rechtschaffene teutsche Rede zu halten, als eine lateinische...

zudem sei es auch die lautere Wahrheit, dafs alle Künste und Wissenschaften viel leichter, bequemer, richtiger, vollkömlicher und ausführlicher in teutscher Sprache können gelehrt und fortgepflanzet werden, als jemals in Griechischer, Lateinischer und Arabischer Sprache geschehen ist. Dadurch denn nicht allein die teutsche Sprach und Nation merklich gebessert und erhoben, sondern auch die Künste und Wissenschaften selbst mit neuen Erfindungen, Aufmerkungen, Berechnungen, Erörterungen unsäglich können gemehret, gegründet, befestigt und erkläret werden.' Welche Fülle der wichtigsten pädagogischen Grundsätze finden sich in dieser Arbeit allerdings mehr angedeutet, wie dies der Charakter derselben erforderte, als weiter ausgeführt und begründet! Wie vieles ist auf steinigen Boden gefallen, wie wenig selbst in unserer Zeit davon wirklich in allem Unterricht beherzigt und Thatsache geworden, andererseits auch wie wenig durch die nachfolgende Erfahrung als nicht probehaltig verworfen worden!

Das vielfache Memorieren eines noch nicht völlig verstandenen Lehrstoffes wird als schwerster Übelstand an die Spitze gestellt, das 'ehe wieder fordern, als mans recht gegeben, ehe auswendig behalten, als mans versteht, ehe üben, als mans gelernt hat.' Infolge des Mangels an Büchern und selbst Schreibmaterialien hatte sich in den mittelalterlichen Schulen die mechanische Einübung des Lehrstoffes mittels des Gedächtnisses durch Vorsprechen des Lehrers und Nachsprechen der Schüler, sowie später, als das Schreibmaterial leichter beschafft werden konnte, mittels reichlichen Diktierens bis zu einem gewissen Grade zur unvermeidlichen Notwendigkeit gemacht. Es war eine weitere Konsequenz dieser Art des Unterrichts, dafs eine grofse Zerreifsung des Lehrstoffes eintrat, Zeile für Zeile nach der sprachlichen Seite zergliedert und eingeprägt, auf den Inhalt dagegen eben so wenig Rücksicht genommen wurde, wie auf das Verständnis und auf das Können. Jener Grundmangel war zwar seit lange im wesentlichen beseitigt, aber die gedankenlose Gewöhnung blieb, und was die Lehrer in ihrer Jugend gesehen und gehört hatten, galt ihnen für den eigenen Gebrauch nur zu oft als geheiligt. 'Da die Knaben müssen auswendig lernen und zwar allein von sich selbst, ohne Hilfe des praeceptoris, was sie noch nicht verstanden,' klagt mit Recht der Gieſsener Bericht. Schon Melanchthon hatte festgestellt, 'dafs über dem planlosen Lesen, wobei es blofs auf Sentenzen, Wörter und Phrasen ankomme, viele in schimpflicher Unwissenheit und Dummheit verblieben', und etwa 200 Jahre später wirft Ernesti den Lateinschulen vor, durch die Jagd auf Wörter gehe den Knaben die Fähigkeit, Gedanken aufzufassen, gänzlich verloren. Der Grund lag in letzter Linie darin, dafs die Lehrer, ohne Kenntnis der Quellen, froh waren, die Lehre zum Auswendiglernen von Schriften, beziehungsweise Bruchstücken von solchen zu machen, die wenig mehr als eine Reihe von Worten enthielten, welche, durch Frage und Antwort mit einander verbunden, die Grammatik ersetzten. 'Der meiste Teil würgelt sich müde an der bitteren Wurzel, ehe denn er des geringsten Geschmackes der lieblichen Frucht genieſsen kann, das ist, mufs sich abmartern und plagen, ehe denn er den geringsten Nutzen davon sieht oder weifs', wie der Gieſsener Bericht sagt.

Es war eine pädagogische That von grofser Tragweite, dafs Ratichius und seine Freunde hier den Hebel ansetzten, vor allem das Verständnis und den Zusammenhang des Lehr- und Lernstoffes forderten, ehe die gedächtnismäfsige Fixierung begann. Aber ihre Zeit vermochten sie so wenig von diesem Übelstande zu befreien, dafs wir noch heute unter demselben leiden: wenn ich nicht irre, so wird auch an unsern Anstalten das

gedächtnismäfsige, ich will nicht sagen das unverstandene Lernen zu sehr auf Kosten der Erkenntnis des Gedankenzusammenhangs und des eignen Denkens betont. Die Schuld trifft nicht allein die Lehrer, sie trifft in höherem Mafse die Tradition und die Einrichtungen. Für den Massenunterricht ist diese Art des Unterrichts, wie man schon im Mittelalter wufste, die bequemste, scheinbar lohnendste und deshalb verlockendste, und da man bestimmte positive Kenntnisse vorführen kann, auch in der Regel diejenige, welche dem Laien am leichtesten und am meisten zu imponieren vermag, für die Erziehung und geistige Entwickelung der Jugend dagegen, namentlich für ihre Erziehung zum selbständigen Denken und zur Ausprägung der sittlichen Persönlichkeit bei weitem nicht in gleichem Mafse fruchtbar und nutzbringend. Und doch hatten schon die Schulmänner des Humanismus, wie der Pappa des Murmellius und die Wahl der Rectoren für die niederdeutschen Gymnasien bezeugt, durchaus an der Forderung festgehalten, dafs die Schule nicht nur unterrichten, sondern auch erziehen solle: das Wissen hat nur Wert, insofern es an der Charakterbildung, an der Bildung der Persönlichkeit mitwirkt. Dafs die Giefsner Professoren sich auch dieser Aufgabe bewufst waren, zeigt das Statut für das hiesige Gymnasium, das zwar erst 1629 erneuert wurde, aber in allem Wesentlichen schon vorher in Geltung war, und dessen 77er Tit. also lautet: 'In schola autem recte instituenda duo potissimum sunt attendenda, quibus niti eiusdem fundamenta debent: doctrina primum, quae animum informat, deinde disciplina, quae mores regit: ea quoque inter se ita sunt coniuncta, ut alterum sine altero esse nec possit nec debeat.'

Hand in Hand ging diese Unterrichtsweise im Sprachunterrichte, der so ziemlich der einzige Unterricht jener Zeit war, mit der verkehrten Gewöhnung, von vornherein aus der Muttersprache beliebige Stoffe in die fremde Sprache übersetzen zu lassen, ehe eine ausreichende Bekanntschaft mit der fremden Sprache und Vertrautheit mit dem Lehrstoffe erzielt war; dieser wurde in zusammenhangslose Zeilen zerrissen und daran die Grammatik an Beispielen gelehrt. Ist dieses Verfahren zu allen Zeiten bedenklich, so war es doppelt verwerflich in einer Zeit, die dem Lateinischen — und um diese Sprache handelte es sich allermeist, — noch die Stellung einer lebenden Sprache anwies, insofern sie für die Gelehrtenkreise die Schrift- und internationale Umgangssprache war. Die Kenntnis der fremden Sprache, das Einleben in dieselbe und das dadurch sich bildende Sprachgefühl können aber lediglich an der fremden Sprache gewonnen werden; sie mufs der Mittelpunkt des Unterrichts sein, um den sich jede andere Thätigkeit, die grammatische, vocabuläre, stilistische so gut wie die auf Erfassung des Inhalts und der Darstellungsgesetze gerichtete Bemühung concentriert. Wie lange ist diese einfache Wahrheit der Pädagogik bekannt! Und doch! zeugt die grofse Zahl der Übersetzungsbücher nicht noch jetzt dafür, dafs wir von der Ausführung dieser Erkenntnis noch weit entfernt sind?

Eine grofse Erschwerung concentrierter Thätigkeit bildete die grofse Zahl der wissenschaftlichen Unterrichtsstunden, meist sechs bis sieben täglich. Dieser Übelstand hatte sich nicht vermeiden lassen, da in einer Klasse aus Mangel an Mitteln meist mehrere Schülergenerationen vereinigt waren, von denen jeder doch etwas in der Stunde geboten werden mufste, das für ihren Standpunkt geeignet war. Wenn man sich auch einer Art Lancasterschen Systems, der Decurionen, welche aus den älteren Schülern der Klasse genommen waren, zur Unterstützung des Lehrers bediente, so nahm doch das Abfragen des repetierten und der Vortrag des neuen Lehrstoffes bei den mangelhaften

Hilfsmitteln und bei der mechanischen Unterrichtserteilung weit mehr Zeit in Anspruch, als dies heute nötig erscheint, und die Folge war, dafs man bei dem Andrängen neuer Lehrstoffe zunächst einfach die Stundenzahl erhöhte. Schon Luther klagte darüber, dafs die Knaben von dem vielen Sitzen in der Schule dumm würden, und Helwig meint 'deretwegen in gemeinen Schulen wird ein Knab' mit so vielen Stunden täglich ausgemergelt.' Dieser Vorwurf erklärt sich dadurch, dafs die verschiedenen Lektionen des lateinischen Sprachunterrichtes meist in gar keinem Zusammenhange standen, da die Syntaxis, die Lektüre der Dichter und Prosaiker, die Stilübungen, die Prosodie und Metrik nicht selten von verschiedenen Lehrern erteilt wurden und weder mit der Lektüre noch unter sich in Verbindung standen. 'Multitudine lectionum distrahitur intellectus discentium', erklären gleichzeitig mit dem Gieſsener Berichte die Jenenser Professoren, welche zur Prüfung der Ratichianischen Didaktik von der Herzogin von Weimar berufen waren. Man versteht das, wenn man bedenkt, dafs zu den von altersher betriebenen Lehrgegenständen der Logik und Rhetorik in ihrer breiten, den Geist in spanische Stiefel einschnürenden Lehrart allmählich Arithmetik, Sphärik, Physik, Teile der Theologie und Hebräisch getreten waren, die sämtlich wieder als Gedächtniswerk betrieben wurden; denn von Pflege der Anschauung war hier keine Rede; zugleich nahm die Kirche die Schüler stark in Anspruch. Man begreift aber auch, dafs dieses ewige gedächtnismäfsige Lernen die Knaben und Jünglinge allmählich müde und interesselos machte und so die ohnehin nicht sehr erfolgreiche Thätigkeit der Schule noch weitere Beeinträchtigung erfuhr. Hier liefs Ratichius zuerst den Ruf erschallen: 'Nihil nisi unum uno tempore idque crebro!' Es ist uns heute leicht zu sehen, wie auch hier der reformierende Eifer das Kind mit dem Bade ausschüttete, dafs die innere Verknüpfung der Unterrichtsgegenstände durch lediglich äufsere Concentration vollzogen werden sollte. Aber es war der erste Schritt zu einer Besserung, und wenn wir heute die Frage tiefer und inhaltreicher erfafst und gelöst sehen wollen, so wären wir dazu vielleicht nicht in der Lage, wenn damals der Notschrei nicht erhoben und die versuchte Lösung als unzureichend erwiesen worden wäre. Doch auch das soll hierbei unvergessen bleiben, dafs Ratichius und seine Freunde es waren, die wirklich zuerst damit Ernst machten, dafs den Lehrstunden die Erholung entsprach und die Schule dem Zöglinge die Zeit liefs, auch dem Körper sein Recht werden zu lassen.

Die Lehrbücherfrage war nicht dazu angethan, die herrschende Schulnot zu beseitigen. Eine bunte Zahl verschiedner und verschiedenartiger, oft veralteter und fehlerhafter Lehrbücher waren an derselben Schule, ja in derselben Klasse neben einander in Gebrauch; 'mit unbequemen, unrichtigen Büchern überschüttet und verwirrt' nennt der Gieſsener Bericht die Schulen. Sie waren nicht einheitlich angelegt, wenn auch ihre Divergenzen nicht so grofs waren, wie man häufig annimmt; aber da die Schüler und Lehrer in ganz anderer Weise von den Lehrbüchern abhingen, als das bei einem richtigen Unterrichte, der diesen Namen verdient, der Fall sein sollte, so entstand dadurch bei Lehrenden und Lernenden schwer zu beseitigende Verwirrung. Und man mufste es als einen entschiedenen Fortschritt bezeichnen, wenn der Didaktiker und seine Freunde die Herstellung tüchtiger Schulbücher als eine Hauptaufgabe betrachteten und einen Appell an alle Gelehrten erlieſsen, mit vereinten Kräften an die Lösung derselben zu gehen. Selbstverständlich sollte diese Arbeit nach einer einheitlichen Methode ausgeführt werden. Und wie gering man auch von dem Werte solcher Schriften denken mag, wenn man die Gewifs-

heit hat, daſs sie nur von pädagogisch tüchtigen Lehrern gebraucht werden, so lieſs doch damals diese Frage sich nicht anders beantworten, als in dem Gieſsner Berichte geschah; denn eben die Tüchtigkeit und das methodische Unterrichtsverfahren der Lehrer wurde ja bestritten und sollte erst durch die neue Methode verbreitet und allmählich erzielt werden. War es aber nicht ein sonderbarer Widerspruch, in einem Atem den Beistand des deutschen Volkes und seiner Gelehrten für das Reformwerk aufzurufen, in erster Linie die Reform des fremdsprachlichen Unterrichtes in die Hand zu nehmen und zugleich zu erklären, daſs mit der Tyrannei des Lateinischen gebrochen werden müsse? Hielten doch Ratichius und seine Freunde Latein dem Gelehrtenstand selbst für so notwendig, wie das tägliche Brot, und hielten sie doch durchaus fest an dem Gedanken, daſs das Lateinische die internationale Verkehrssprache bleiben müsse! Man hat wohl diese Absichten miſsverstanden und infolge dessen ein unrichtiges und ungerechtes Urteil über den Didaktiker und seine Freunde gefällt. Schon die starre lutherische Richtung derselben und der einfache Wiederabdruck von Luthers Aufforderung zur Gründung lateinischer Schulen lieſs nicht den Gedanken aufkommen, daſs sie etwas anderes anstrebten, als Luther und Melanchthon in der Kursächsischen Schulordnung von 1528; die lateinische Bildung hatte für sie also noch ihren vollen Wert. Aber daneben hatte sich doch ein neues Element durchgesetzt — eine deutsche Hochsprache, wesentlich und im besonderen in protestantischen Kreisen mit der Verbreitung der lutherischen Bibelübersetzung in Familie, Kirche und Schule. Luther hatte den Reichtum, die Kraft und die Bildungsfähigkeit der deutschen Sprache gezeigt; war es ein Wunder, daſs seine treuen Anhänger diese Errungenschaft nicht verloren gehen lassen, sondern den ganzen Segen, welcher dem christlichen Geiste des Volkes durch diese deutsche That zu teil geworden war, auch auf alle anderen Gebiete gelenkt sehen wollten? Es ist eine wahrhaft überraschende, fast prophetische Fernsicht, welche die Gieſsener Professoren beweisen, wenn sie ihrem Volke verkünden, daſs dadurch nicht allein die deutsche Sprache und Nation merklich erhoben, sondern auch die Künste und Wissenschaften selbst mit 'neuen Erfindungen, Aufmerkungen, Berechnungen, Erörterungen unsäglich können gemehret, gegründet, befestiget und erkläret werden.' Ging auch zunächst ihre Mahnung und Hoffnung nicht in Erfüllung — Balthasar Schuppius, Helwigs Schwiegersohn, sagt kurze Zeit nachher: Patrum nostrorum memoria auspicio illustrissimi Principis, Domini Ludovici fidelis Hassiae Landgravii conati equidem fuerunt viri literati transferre artes omnes et facultates in linguam vernaculam. Et successum non admodum felicem fuisse, nemo mirari debet; nam non subito excogitatur nova veritatis causa —, so war sie doch nicht verloren, und wenn erst 200 Jahre später Ernst gemacht wurde mit der vollständigen Durchführung ihres Gedankens, so ehrt sie diese Thatsache darum nicht weniger. Zunächst konnte der Didaktiker an diese hohe Aufgabe noch nicht gehen: sie sollte die Krönung, der Abschluſs des Gebäudes sein, und erst waren die Fundamente zu legen. Was wir überhaupt von seinen Arbeiten nach dieser Seite erfahren, faſst er zusammen in der Forderung: 'Omnia primum in Germanico'.

Lange hat man auch diese Forderung in ihrer vollen Bedeutung nicht erkannt und daraus im wesentlichen die Einrichtung eines deutschen Elementarunterrichtes hergeleitet, als ob ein solcher zu dieser Zeit ganz gefehlt hätte. Ratichius setzt denselben allerdings, wie das auch in der Natur der Sache lag, voraus: 'Die Knaben, so In der Lateinischen Sprache sollen Abgerichtet werden, müssen vor allen Dingen Ihre Mutter-Sprache,

welche bei Vns die Teutsche, nicht Allein fertig lesen und Orthographice schreiben können, sondern auch die Teutsche Sprachkunst recht und wol gelernet haben.' Hierher gehört auch, dafs zum Beispiel in den Lehrbüchern, welche nach des Didaktikers Plane entworfen wurden, die grammatischen Kunstausdrücke durch deutsche Namen ersetzt waren. Aber das ist nicht die Hauptsache, nicht das neue Princip, welches der Gieſsener Bericht betont. Man hätte, worauf es ankam, deutlicher gestalten und sagen können: die Muttersprache mufs überall bei der Erlernung einer fremden Sprache oder Kunst zu Hilfe genommen werden, wo es sich um das Verständnis handelt, und alles Verständnis mufs sich schliefslich vollkommen in der Muttersprache aussprechen. Ratichius hat uns in einer vor wenigen Jahren erst veröffentlichten und durch ein verehrtes Mitglied dieser Versammlung, Herrn Direktor Dr. Vogt in Kassel, weiteren Kreisen zugänglich gemachten Aufzeichnung über die Anknüpfung des lateinischen Anfangsunterrichts an Terenz genau auseinandergesetzt, wie er seine Forderung verstanden haben will. Der Inhalt des Schriftstellers wird zuerst in der Muttersprache den Schülern zu völligem Verständnis, ja Besitze gebracht, dann beginnt erst der fremdsprachliche, hier der lateinische Unterricht. Ist die Kenntnis aber weit genug an der Lektüre des Schriftstellers vorgeschritten, dann wird nur noch die fremde Sprache in dem Unterrichte geduldet, für die deutsche ist kein Raum mehr. Dafs dies nicht immer so bleiben sollte, dafür zeugt der Gieſsener Bericht, der es ebenso nötig erklärt, eine deutsche Rede halten zu können, als eine lateinische und es als selbstverständlich betrachtet, dafs ein Teutscher die teutsche Sprach' recht und künstlich lernen müsse. Dafür reichte aber die Anwendung der Muttersprache, wie wir sie thatsächlich bei Ratichius kennen lernen, selbstverständlich nicht aus. Der Gieſsener Bericht geht auch hier über den Didaktiker hinaus und will, dafs die eigne Produktion, das schliefsliche Resultat des Schulunterrichtes, in der Muttersprache erfolgen müsse. Wir werden heute keinen Grund haben, dieser Anschauung zu widersprechen. Aber der Gieſsener Bericht geht sogar noch viel weiter: er sieht die Abschaffung der lateinischen Sprache als der Vorstufe und des Schlüssels zu allen Sprach- und wissenschaftlichen Studien als unvermeidlich an: 'denn da die Tyrannei der lateinischen Sprache abgeschaffet, kann nach Gefallen und Notdurft einer diese, jener eine andere Sprach neben seiner Kunst lernen und treiben oder auch sich gänzlich auf eine gewisse Kunst oder Wissenschaft legen, dann selbige mit neuen Erfindungen vermehren, gleich wie die Griechen, Araber und andere gethan, welche nimmer soviel den Nachkommen zu Gutem ausgerichtet, wenn sie mit den Grammatiken so mannigs Jahr, wie unsere Jugend, hätten müssen aufhalten und abmartern lassen.' Dafs übrigens die durch den Gieſsener Bericht angeregte Bewegung auf dem Gebiete des höhern Schulwesens nicht ohne Erfolg blieb, lehrt, aufser manchen andern Anzeigen, die Schulordnung des Landgrafen Moritz von Kassel, welche alle hier geforderten Verbesserungen unter ihre Bestimmungen aufgenommen hat, ähnlich wie die Weimarsche von 1619. Die Gieſsener Professoren begnügten sich indessen nicht mit diesem Berichte, sondern mit Erlaubnis des Landgrafen begleiteten Helbig und Junge Ratichius beinahe zwei Jahre, um in der Ausarbeitung methodisch angelegter Lehrbücher denselben zu unterstützen. Hier in Gieſsen wurde auch nach dem Zerwürfnisse, welches in Augsburg zwischen dem Didaktiker und seinen Mitarbeitern, wohl durch gleiche Schuld auf beiden Seiten, eintrat, die neue Methode von Helwig namentlich für die hebräische Sprache an der Universität ein- und durchgeführt. Als dieser selbst kurze Zeit nachher starb, erachtete man

den Verlust gerade bezüglich der didaktischen Thätigkeit für sehr schwer, und Mentzer, sein gleichstrebender Freund und hochangesehener Kollege, schrieb über ihn:

Dicere plura dolor prohibet, quem funus acerbum
Helvici nobis adtulit egregii
Quem linguis instaurandis natura dicarat
Auctum mirificis dotibus ingenii
Iamque erat in manibus linguarum quattuor orbis
Quale opus haud aetas viderat ulla prior.

Ein anderer Zeitgenosse schreibt: Die Bedeutung des Helvicus habe man nicht blos aus den testimonia amicorum et collegarum ersehen, sondern auch ex fructu, quem Gissa illustris inde sensit atque accepit eximio, ut in utraque et graeca et hebraica lingua disputationes publicae ac privatae summa cum omnium admiratione instituerentur. Verschiedene seiner Lehrbücher waren im hiesigen Gymnasium und an der hiesigen Universität, sowie an anderen Orten eingeführt, z. B. seine familiaria colloquia, seine libri didactici grammaticae universalis, seine Grammatica latina, die in jener Zeit hochangesehene Giesser Grammatik, mit Finckius zuerst 1605 bearbeitet, und die Poetica latina Gissensis, mit Bachmann bearbeitet.

Zu Helwigs Nachfolger wurde sein Bruder Martin Helwig bestellt 'zu Continuirung in der didactica sonderlich in Hebräischer Sprach, die studirende Jugent darinnen zu instituiren'. Die Gründe für diese Ernennung giebt ein officielles Aktenstück jener Zeit so an: 'Demnach wir Rector etc. glaublich berichtet werden, Das der Wohlgelarte M. Martinus Helvicus diſser Zeitt bei der Universität Giessen Maior und Alumnus die neuere Kunst der didacticae von seinem Bruder seligen Weilandt Christophoro Helvico der heiligene Schrifft Doctore und Linguae sanctae in ehegenannter Universität gewessenem professore, ziemblich begriffen, auch selbige ein Zeittlang selbst etlichen Stipendiariis theologiae studiosis privatim tradirt hab Unnd so weit darin kommen sey, dass er Zuversichtiglich solche forter nicht ohne Nutzen der Lieben Jugent so zu solcher Kunst Lust und Zuneigung tregt, Vortragen und durch Embsige und fleissige Übung ie lenger ie besser excoliren werde, dass wir aus sonderbahrer Lieb und gewogenheit, So wir Zu erhaltung und fortpflanzung Vorangeregter didacticae tragen' etc. Wie hoch man an der Universität die neue Didactica schätzte, zeigt folgende Stelle desselben Aktenstücks 'Vms Andere soll er auf die ingenia solcher discentium privatorum discipulorum gute achtung geben und dahin sich bearbeitten, dass allweg ein oder zween auss unssere stipendiarijs, welche sich am besten hiezu qualificiren werden, mit angelegenem Fleiss in der Didactica exercirt und habilitiret werden mögenn, damit zu der Zeitt, wo er M. Martinus Helwig entweder anderswohin transferiret oder nach Gotteswillen mit Todt abgehen sollte, andere tüchtige qualificirte ingenia, dardurch dass arcanum literarium bey der Universität Giessen gleich als ein sanctum depositum conservirt propagirt unndt perpetuirt werden könnte, wider zu fördern sein möchten.'

Man hat die Geheimniskrämerei Ratkes, der niemanden das Geheimnis seiner Didactica anvertrauen wollte, auſser wer sich durch Revers zu völliger Geheimhaltung verpflichtete, oft getadelt und belächelt: hier wird von den Universitätsbehörden die neue Didaktica des Helwig genau in derselben Weise als ein sanctum depositum und arcanum literarium betrachtet und gehütet. Ja es werden zur Sicherung des wertvollen Besitzes

noch weiter gehende Maſsregeln getroffen. 'Ferner,' heiſst es in dem schon erwähnten Aktenstücke, 'soll Martinus Helwig auch schuldig sein, dieienige praecepta unndt progymnasmata, Welche vorgemeltter sein Bruder Seliger zu behuf der didacticae zusammengetragen unndt elaborirt hatt, succisivis horis iegen zimbliche recompens mit treuem fleiss correct abschreiben, selbige transsumpta darnach dem durchlauchtigen hochgebornen Fürsten unndt herrn, herrn Ludwigen Landgraven zu Hessen etc. Solche an Verwahrliche ortt haben zu deponiren, einantwortten unndt, Sr. F. Gn. Unwissent, niemand dieselbige Krafft geschwornen leiblichen eydts communiciren oder publiciren'.

So wertvoll erachtete man das arcanum der neuen Didactica, daſs man es der Nachwelt nur unter Einschränkung und Privileg mitteilen wollte, auch hierin nicht klüger als die Vor- und Nachfahren, welche den gleichen Fehler immer wiederholt und trotz aller übeln Erfahrung nicht gelassen haben. Es ist vom Wesen der Reform leider nicht zu trennen, daſs sie egoistisch und intolerant ist, um so intoleranter, je überzeugter sie von der Richtigkeit ihres Verfahrens ist. Unsere Zeit hat vielfach Toleranz zu üben gelernt, wo dies einst unmöglich schien. Die Notwendigkeit hat auch auf diesem Gebiete menschlicher Thätigkeit sich als eine Gunst erwiesen, die Notwendigkeit sich zu einander zu fügen und mit einander zu vertragen, da Bann und Privileg von dem Zeitgeist zurückgewiesen werden, vielleicht auch keine Richtung die dazu nötige Überzeugungsfähigkeit zu erreichen vermag bei dem groſsen Skepticismus, der überall mit längerer Erfahrung sich verbindet. Auch auf dem Gebiete des höheren Unterrichts hat sich manches ausgeglichen und der Streit um humanistische und realistische Bildung, der Kampf um Berechtigungen und die Meinungsverschiedenheiten über Steigerung der Unterrichtserfolge durch Verbesserung der Methode und durch Erhöhung der praktischen Bildung der Lehrer wurden mehr und mehr von persönlicher Er- und Verbitterung frei. Die Kampfweise ist im groſsen und ganzen sachlicher geworden, und unsere Versammlungen, welche ein neutrales Gebiet bilden und jeder Meinung die Aussprache gestatten, aber ihr die Prüfung nicht ersparen, haben daran einen wesentlichen Teil: war es doch von jeher ihre Bestimmung, die Wissenschaft aus dem Streite der Schule zu ziehen und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im wesentlichen Übereinstimmung sowie gegenseitige Achtung der Fachgenossen zu wahren; der persönliche und mündliche Verkehr, zu allen Zeiten eine der gröſsten Segnungen dieser Versammlungen, hat vieles ausgeglichen und sich näher gebracht, was sich anfangs widerstrebte. Noch sind groſse und wichtige Fragen zum Austrag zu bringen: die Überzeugung, daſs eine einheitliche Vorbildung der leitenden Stände notwendig, die beste Vorbildung aber des menschlichen Geistes die Erkenntnis der groſsen Geister des Altertums ist, sucht in Schulen und Universität nach neuen Wegen, um diese Quellen in ihrem vollen Wirken und Werte und doch in mannigfach anderer Form als früher der Jugendbildung auch ferner zuzuführen; die Zersplitterung und die immer mehr ins Detail gehende Ausbildung der Wissenschaften bedroht mehr und mehr die einheitliche Bildung, welche die erste Aufgabe der höheren Schule ist; der Zudrang zu den höheren Lehranstalten, der zur Bevölkerungszunahme und zum Wachstum des Wohlstandes nicht im richtigen Verhältnis steht, wird mehr und mehr eine soziale Frage ersten Ranges, die praktische Ausbildung der Lehrer und die Ordnung der Rechtsverhältnisse verlangen eine nachdrucksvollere Inangriffnahme, und last not least wird die Frage, ob die Anforderungen an die Thätigkeit der Jugend zu hoch gespannt

seien, ob sie, wenn dies nicht der Fall ist, nicht mit qualitativ besseren Erfolgen verbunden werden können, immer wieder geprüft werden müssen — also Aufgaben genug harren noch der Lösung. Aber auch darüber herrscht heute gröfsere Klarheit, wir können und dürfen, wenn wir diese Fragen in Angriff nehmen, die höhere Schule nicht von der Hochschule trennen; nur durch die vereinte Arbeit und durch Compromifs der Wissenschaft und der Praxis werden sie befriedigend gelöst werden; zieht sich einer von beiden Teilen, gleich viel aus welchen Gründen, spröde oder verstimmt, stolz oder gleichgiltig zurück, so ebnet er Gegnern und Gefahren die Bahn, welche man zu spät erkennen und zu spät zu hemmen versuchen wird. Dieses Bewufstsein, dafs das Band zwischen Wissenschaft und Schule nie gelöst werden darf, weil die Verbindung für beide gleich vorteilhaft war und ist, hat bis jetzt in diesen Versammlungen geherrscht und Früchte gebracht, auf welche sie und unser Volk stolz sein dürfen, und welche die Bewunderung der übrigen Kulturvölker gefunden haben.

Indem ich die 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner für eröffnet erkläre, kann ich ihr nichts Besseres wünschen, als dafs der Geist der Väter auch in ihr walten möge!

Nach einer schönen und geheiligten Sitte unsrer Versammlungen habe ich jetzt zunächst die Pflicht, derjenigen verdienten Fachgenossen zu gedenken, welche im Laufe dieses Jahres aus dem Leben geschieden sind.

Karl Hillebrand, ein Giefsener, K. V. Stoy in Jena, Oberstudienrats-Direktor von Binder in Stuttgart, Prov. Schulrat Dr. Vogt in Koblenz, Jul. Hanow, Karl Zöppritz, G. A. von Klöden, Prov. Schulrat Rumpel, Heinr. Chr. Schubart, Ludwig Noack, Robert v. Schlagintweit, Rud. Merkel, v. Dehn-Rotfelser, Franz Umpfenbach, Wildermuth, Ernst Laas, Georg Curtius und Ludwig Lange. Die meisten der Genannten haben dafür gesorgt, dafs ihre Namen im Gedächtnis der Nachwelt fortleben, aber auch so manche sind geschieden, deren bescheidenes Wirken der öffentlichen Kenntnis sich entzog und deren Bedeutung der Einzelne übersah; sie werden mehr im Geiste und im Andenken derjenigen fortleben, in deren Mitte sie nach dem Mafse ihrer Kraft mitgewirkt haben an der Förderung der Wissenschaft oder an dem Werke der Erziehung und Bildung der deutschen Jugend.

Meine Herren! Ich habe Ihnen nunmehr mitzuteilen, dafs Ihr Präsidium sich gestattet hat, zu Ehrenmitgliedern unserer Versammlung folgende in Giefsen ansässige Herren zu ernennen: Herrn Provinzialdirektor Dr. Boekmann, Herrn Bürgermeister Bramm, Herrn Landgerichtspräsident Knorr, den Rector Magnificus der Landes-Universität Herrn Professor Dr. Thaer, den Herrn Oberst Baron von Collas. Die Vertretung des durch Abwesenheit an der Beteiligung verhinderten Herrn Obersten Baron von Collas hat Herr Oberstleutnant Bertram freundlichst übernommen. Wir hoffen, ihre Zustimmung zu diesen Ernennungen zu erhalten. (Bravo!)

Es liegt uns noch ob, unser Bureau zu vervollständigen. Wir machen Ihnen den Vorschlag, zu Schriftführern zu ernennen die Herren Gymnasiallehrer Dr. Dettweiler, und Realgymnasiallehrer Dr. Scheuermann, beide von hier, und den Herrn Gymnasiallehrer Dr. Nover von Mainz.

Ich erlaube mir die Anfrage an die geehrte Versammlung zu richten, ob sie mit diesem Vorschlage einverstanden ist? (Ja wohl!)

Somit ersuche ich die genannten Herren ebenfalls hier Platz zu nehmen.

Meine Herren! Ich habe Ihnen zunächst ein Schreiben Sr. Excellenz des Grofsherzoglichen Staatsministers Herrn Dr. Finger mitzuteilen, der auf unsere Einladung, die Versammlung durch seine Gegenwart zu beehren, folgende Antwort uns zugehen liefs:

'Ew. Hochwohlgeboren haben im Verein mit Herrn Professor Oncken die Gewogenheit gehabt, mich zu der bevorstehenden 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Giefsen einzuladen.

So sehr es mich interessiert hätte, dieser höchst bedeutsamen Versammlung beizuwohnen, so mufs ich doch aus dienstlichen und persönlichen Gründen darauf verzichten, von Ihrer ehrenden Einladung Gebrauch zu machen.

Indem ich Ew. Hochwohlgeboren wie Herrn Professor Oncken für die mir gewordene Aufforderung verbindlichst danke, wünsche ich der Versammlung ein gedeihliches Zusammensein und Wirken und zeichne mit der Versicherung vorzüglichster Hochachtung Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Finger.'

Sodann hat Herr Geh. Oberschulrat Greim in Darmstadt das folgende Schreiben gesandt:

'Meine hochgeehrten Herren! Auf die freundliche Einladung vom 19. d. M. mufs ich zu meinem Bedauern erwidern, dafs mir meine Gesundheitsverhältnisse nicht gestatten, an der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner Anteil zu nehmen. Meine besten Wünsche werden indessen Ihre Thätigkeit begleiten. Mit dem Ausdrucke vorzüglicher Hochachtung etc.'

Ich ersuche nun den Vertreter der Grofsherzoglichen Staatsregierung, Herrn Geh. Staatsrat Dr. Knorr, das Wort zu nehmen.

Herr Geh. Staatsrat Dr. Knorr: Hochgeehrte Herren! Es liegt mir die ehrenvolle und angenehme Pflicht ob, die 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner im Auftrag und Namens der Grofsherzoglich Hessischen Staatsregierung freundlichst zu begrüfsen. Die Kunde, dafs nach längerer Pause wieder eine Stadt des Grofsherzogtums zum Ort der Versammlung ausersehen worden, hat die Grofsherzogliche Regierung mit grofser Freude vernommen. Die Grofsherzogliche Regierung würdigt in vollem Mafse den hohen Wert dieser Versammlung. Das Zusammentreten einer so grofsen Anzahl hochgebildeter Männer, die Anknüpfung und Erneuerung persönlicher Beziehungen die da stattfindet, der Austausch von Anschauungen und Ansichten über gar manche wichtige Fragen auf wissenschaftlichem Gebiete, auf dem Gebiete der Schule, die Anregungen, die gegenseitig gegeben und empfangen werden, alles das mufs notwendig in hohem Mafse fördernd und belebend einwirken auf die wissenschaftlichen Bestrebungen, mufs der Wissenschaft und der Schule selbst zu gute kommen. Und dieser belebende und fördernde Einflufs wird insbesondere an dem Orte zu Tage treten, wo die Versammlung tagt, wo der Austausch der Ansichten und Meinungen stattfindet. Durchdrungen vom Bewufstsein, dafs die Fürsorge für Wissenschaft und Schule eine der wichtigsten Pflichten einer wohlmeinenden Regierung ist, konnte die Grofsherzogliche Regierung — ich wiederhole es — es nur mit grofser Freude begrüfsen, dafs eine Stadt des Grofsherzogtums zum Ort der Versammlung ausersehen, dafs Giefsen gewählt worden ist, Giefsen, der Sitz der Landesuniversität, Giefsen, die Stätte, an der so viele unserer Philologen und Schulmänner ihre Ausbildung erhalten. Mit wahrer Freude unterziehe ich mich denn auch dem mir gewordnen Auftrage und heifse im Namen der Grofsherzoglich

Hessischen Staatsregierung Sie, geehrte Herren, die Teilnehmer der Versammlung, herzlichst willkommen im Hessenlande. Ich schliefse mit dem Wunsche und der Hoffnung, dafs die diesmalige Versammlung gleich ihren Vorgängerinnen der Wissenschaft und der Schule zu Nutz und Frommen gereichen möge, und dafs Ihnen, geehrte Herren, die Tage, die Sie hier verleben, demnächst eine freundliche und liebe Erinnerung sein werden. (Bravo!)

Erster Präsident: Meine Herren! Sie haben schon selbst zu erkennen gegeben, dafs ich nur in ihrem Sinne handle, wenn ich dem Herrn Geh. Staatsrat für die freundlichen Worte, die wir soeben gehört haben, den verbindlichsten Dank ausspreche. (Beifall).

Das Wort hat nunmehr Herr Bürgermeister Bramm.

Herr Bürgermeister Bramm: Hochgeehrte Anwesende! Im Namen der Stadt Gieſsen heifse ich die 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner auf das herzlichste willkommen. Wenn wir uns bei der Annahme der Wahl unserer Stadt zu Ihrem diesjährigen Versammlungsort der hohen Ehre wohl bewufst gewesen sind, welche diese Wahl bedeutet, so kann ich doch die Zweifel nicht verhehlen, welche in uns rege wurden, ob es uns gelingen werde, diesem Bewufstsein auch entsprechenden äufsern Ausdruck zu verleihen. Denn weder ist es uns möglich, Ihnen zur Besichtigung von Kunstschätzen Galerieen und Museen zu öffnen, wie Ihnen solche in gröfseren Städten zu Gebote stehen, noch auch sind wir in der Lage, Ihnen nach ernsten anstrengenden Verhandlungen abwechselnde zerstreuende Unterhaltungen zu bieten. Indes glaubten wir doch annehmen zu dürfen, dafs es Ihnen dank unserer schönen Umgebung — sofern allerdings der Himmel uns begünstigt — und dem Biedersinn ihrer Bewohner in unserer bescheidenen Stadt gefallen werde und dafs Sie einen angenehmen Eindruck von hier mit in ihre Heimat nehmen.

Indem ich Sie daher bitte, mit dem vorlieb zu nehmen, was wir Ihnen freudig bieten, rufe ich Ihnen nochmals ein herzliches 'Willkommen' zu. (Bravo!)

Erster Präsident: Meine Herren! Ihr lebhafter Beifall hat schon dem Herrn Bürgermeister gesagt, wie dankbar Sie mit mir für seine freundliche Begrüfsung sind. (Zustimmung.)

Ich erteile nunmehr das Wort Sr. Magnificenz dem Rektor der Landes-Universität Herrn Professor Dr. Thaer.

Se. Magnificenz der Rektor der Landes-Universität Herr Professor Dr. Thaer: Hochgeehrte Herren Philologen und Schulmänner! Gestatten Sie mir als zeitigem Rektor Ihnen Namens der Universität Gieſsen ein herzliches Wort der Begrüfsung zuzurufen. Stehen Sie doch in unmittelbarster Beziehung zur Universität, einerseits als Fachgelehrte durch die freie Forschung innerhalb Ihrer Gebiete der Wissenschaft, andrerseits dadurch, dafs Sie es sind, welche die studierende Jugend in erster Linie für die Hochschule vorbereiten und befähigen. So ist es denn auch die Universität, welche sowohl in Bezug auf die Förderung der betreffenden Lehrfächer, als rücksichtlich der Ausbildung ihrer lernenden Mitglieder aus Ihren Versammlungen Gewinn und Segen reichlich empfängt, aber auch Ihnen den vollbewufsten Dank dafür schuldet und zollt. Ich selbst stehe in Bezug auf mein Fach Ihren Arbeiten zwar fern und vermag nicht dem Ausbau der Einzelheiten zu folgen. Aber dennoch fühle ich mich Ihnen innerlich verbunden, insofern ich der Schule, — für mich dem berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster — eine stete und dankbare Erinnerung bewahre. Längst sind meine alten lieben Direktoren Ribbeck und Bellermann, unsere hochverehrten Lehrer Pape und Zelle heimgegangen: aber das

Grab zerstört nicht die pietas, welche ich gegen die Lebenden empfand und die ich den Ruhenden gehalten habe. Und das Gefühl der Dankbarkeit ist es — so will es mich wenigstens bedünken — welches den Mann im Kampf und in der Arbeit des Lebens begleiten und allezeit an seine Schule fesseln mufs. Der kategorische Imperativ der Zucht, des Gehorsams, der ernsten Pflichterfüllung, wie ist er in der Regel das Bestimmende geworden für die ganze Lebensrichtung! Wenn die Familie den Beruf hat, das Herz zu erwärmen: der Schule ist die härtere Aufgabe zugefallen, Charakter und Leistungsfähigkeit zu bilden. Unfreundlich greift sie oft in das bürgerliche Leben und erfährt Widerspruch und Anfeindung. Aber wenigen nur bin ich begegnet, die nicht im Alter dankend auf ihre Lehrer und die empfangene Disziplin für Stand und Charakter zurückgeblickt haben. Hochverehrte Herren! Sie haben sich für einige Tage frei gemacht von ihren Arbeiten daheim. Möchte es uns gelingen, dazu beizutragen, dafs Sie hier in der Mufse der Ferien das grofse Kulturwerk, zu dem Sie berufen sind, pflegen können durch Austausch der Meinungen, durch persönlichen Verkehr, durch Aufnahme neuer Gedanken, durch Mitteilung und Discussion der Resultate ernster und mühevoller Spezialforschung! Möchten die Tage, welche Sie hier verweilen, Ihnen bieten, was Sie erhofften! Möge auch der harmlose Verkehr Platz greifen, der zugleich Erholung bringt und Vertiefung, der im Genufs der Gegenwart das Bewufstsein hervortreten läfst, volle Zusammengehörigkeit im Ringen nach einem einheitlichen grofsen Ziele dem Aufbau des Geisteslebens für unser deutsches Volk und Vaterland! Nochmals ein herzliches Willkommen in Gieſsen seitens der Universität.

Erster Präsident: Meine Herren! Sie gestatten mir wohl, Sr. Magnificenz den verbindlichsten Dank der Versammlung auszusprechen für die freundlichen Worte (Beifall!)

Meine Herren! Ich habe nun zunächst eine Frage der Geschäftsordnung vorzulegen. Es ist der Antrag gestellt, eine geschichtliche Sektion zu gründen. Das Verfahren ist durch das Würzburger Statut genau vorgeschrieben. § 7 heifst es: 'die vorübergehenden Sektions-Versammlungen werden für besondere Gegenstände auf den Antrag von 20 Mitgliedern durch den Präsidenten gebildet.' Da dieser Bedingung entsprochen ist, haben wir für die Sektion ein Versammlungslokal und einen vorläufigen Vorsitzenden bestimmt.

Dagegen scheint es zweckmäfsig, dafs die archäologische und die philologische Sektion sich für die Dauer unserer Versammlung vereinigen, und ich möchte diesen beiden Sektionen diese Frage zur Erwägung in ihrer konstituierenden Sitzung ans Herz legen. Für die archäologische Sektion waren drei, für die philologische zwei Vorträge angemeldet; diese sind in den letzten Tagen auf je einen zusammengeschmolzen, ein Ersatz konnte nicht mehr beschafft werden.

Es liegt mir nun noch ob, Ihnen einige geschäftliche Mitteilungen zu machen.

Das Erste ist, die Kommission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes zu bilden. Dies schlage ich Ihnen schon heute vor, weil es morgen, wenn das Wetter gut ist, unmöglich sein wird, die Zeit zu einer Sitzung zu finden. Es ist üblich, dafs sämtliche frühere, in der Versammlung gegenwärtige, Präsidenten zusammentreten und das Weitere vorberaten. Da aus dieser Kategorie, so viel ich weifs, nur die Herren Direktoren Weicker, Pähler und Dronke anwesend sind, so schlage ich Ihnen vor, diese Kommission noch durch die Herren Professor Cäsar aus Marburg, den einzigen hier anwesenden Mit-

begründer der Versammlung und den Vertreter der orientalischen Sektion, Herrn Professor Gildemeister, zu verstärken; leider müssen wir ja auf die Mitwirkung des Herrn Geheimrat Eckstein in diesem Jahre zum erstenmale verzichten; wie er mir mitgeteilt hat, zwingt ihn zu seinem lebhaften Bedauern die Einsprache seiner Ärzte auf die Teilnahme an der Versammlung zu verzichten. Ich ersuche die genannten Herren sich heute nach dem Schlusse der Sektionssitzungen in der Aula des Gymnasiums zu einer Beratung einfinden zu wollen.

Was die Lokale der Sektionen betrifft, so sind dieselben im Tageblatte angegeben. Ich möchte mir nur erlauben, darauf hinzuweisen, dafs auf dem unteren Korridor im Gymnasium und Realgymnasium Orientierungsplakate sich befinden. Die Herren Sektionsvorstände ersuche ich nachher, die Güte zu haben, die Sektionen zu konstituieren.

Sodann ersuche ich die geehrten Herren in ihrem eigenen Interesse, für den Mittagstisch nach freier Vereinigung doch ja rechtzeitig die Anmeldungen vorzunehmen. Unsere Verhältnisse hier sind zu klein, um den Mafsstab grofser Städte zu gestatten.

Schliefslich möchte ich mir die Bitte erlauben, dafs die geehrten Herren es ja nicht unterlassen mögen, die Tecturen für ihre Retourbillets, bezw. die Abstempelung der letzteren, nach Mafsgabe der Bekanntmachung im Tageblatte, rechtzeitig vornehmen zu lassen. Das Auskunftsbureau besorgt dieselben.

Ich gebe nun meinem Kollegen, Herrn Professor Oncken das Wort zu seinem Vortrage:

Aus Julius Cäsars letzten Tagen.

Herr Professor Dr. Oncken:

Hochgeehrte Versammlung! Von Julius Cäsar dem Krieger und Feldherrn hat Sueton in seinen Quellen ein Bild vorgefunden, das ihn mit seiner plastischen Kraft derart ergriffen und bestrickt hat, dafs er, der trockenste aller Geschichtenkrämer und Zusammenträger, einen unwiderstehlichen Drang in sich verspürte, sich auch einmal als Schilderer und Charakterzeichner an einem grofsen Gegenstande zu versuchen. Und aus den Thatsachen, die er dabei verwertet, ergiebt sich: seinen Veteranen, die er bekanntlich Waffenbrüder (commilitones) nannte, ist Julius Cäsar erschienen als ein vir divinus, als ein Mensch von mehr als Lebensgröfse, als eine jener gewaltigen Naturen, denen der gewöhnliche Mensch blindlings gehorcht, weil er blindlings an sie glaubt, an die Überlegenheit ihrer Gaben, an ihren Zusammenhang mit den geheimnisvollen Mächten, die über den Erfolg entscheiden und den Sieg verleihen. Kein solches Bild hat er von dem Politiker, dem Staatsmanne Cäsar vorgefunden. Was er von dem erzählt, hängt sozusagen in Fetzen auseinander, entbehrt durchaus der Einheit, des Zusammenhangs und gerade an der entscheidenden Stelle klafft ein unausgleichbarer Widerspruch.

Im 75. Kapitel seines divus Julius bespricht er Cäsars Verhalten im Bürgerkriege und stellt fest, seine Art zu verzeihen, zu vergeben und zu vergessen sei bewunderungswürdig gewesen. Während Pompejus im voraus alle ächtete, die von seiner Partei nicht waren, habe er allen, die keiner Partei angehören wollten, angekündigt, dafs er sie als die Seinen betrachte, und die besiegten Pompejaner habe er hochherzig begnadigt. Gegen Verschwörungen, die er entdeckt, habe seine ganze Rache darin bestanden, dafs er sie öffentlich enthüllte und seitens der Schriftsteller habe er die schärfsten Angriffe und die bissigsten Lästerungen civili animo hingenommen. Ob ein Machthaber eine Tyrannennatur ist, erkennt man an seinem Verhalten gegen den besiegten Feind: Cäsar hat weder pro-

scribiert noch konfisciert, er hat die Pompejaner nicht blofs begnadigt, er hat sie geehrt, ausgezeichnet mit Beweisen seines Vertrauens, mit Ehren und Ämtern. Wer so gehandelt hat, kann keine Tyrannennatur gewesen sein; dieser Meinung ist auch Sueton in seinem 75. Kapitel, aber in seinem 76. Kapitel ist er dieser Meinung nicht mehr.

Mit den Worten: 'dennoch aber wiegen andre Thaten und Worte derart vor, dafs man sagen mufs, er war schuldig des Mifsbrauchs der Gewalt und ist deshalb mit Recht ermordet worden —' eröffnet Sueton eine Folge von vier Kapiteln in denen er eine Blumenlese von allerlei angeblichen Handlungen und Äufserungen Cäsars zusammenträgt, zum Beweise dafür, dafs er doch tyrannisch gesinnt gewesen sei, und aus dem allen erwächst die Anklage, dafs Cäsar schuldig gewesen sei eines Verbrechens, das ihm tödlichen Hafs zugezogen habe, des Verbrechens, das die Römer adfectatio regii nominis oder regni paratio nannten: 'Trachten nach dem Namen und Abzeichen eines Königs'. Von dieser Schuld Cäsars spricht Sueton im Ton tiefer Überzeugung, obgleich auch er mitteilt, Cäsar habe sich dagegen sehr entschieden verwahrt, er habe beim Luperkalienfeste das Diadem, das ihm Antonius dargereicht, zurückgewiesen und dem Volk, das ihn als König begrüfsen wollte, abwehrend gesagt: Caesarem se, non regem esse 'Cäsar bin ich, nicht König.'

Diese Äufserung, die uns auch von Appian und Cassius Dio gemeldet wird, hat Sueton einer näheren Überlegung nicht gewürdigt. Er hat sich die Frage nicht vorgelegt, ob Cäsar diesen Einwurf nicht ganz ernst und aufrichtig gemeint haben könne, ob er nicht möglicherweise damit habe sagen wollen: 'ich, der ich Cäsar bin, habe gar nicht nötig, einen rex um irgend Etwas zu beneiden, ich bin schon mehr als irgend Einer, den man König nennt'?

Wir Modernen können uns ja sehr leicht denken, dafs ein auf Zeit gewählter Beamter, wie der Präsident einer Republik, das heifse Verlangen trägt, Souverän zu werden um dadurch Eigenschaften zu erlangen, die er als republikanischer Beamter niemals haben kann: die Unverletzlichkeit seiner Person, die Unwiderruflichkeit seiner Gewalt und das Recht der Vererbung seiner Würde.

Aber von all dem kam ja für Julius Cäsar gar nichts mehr in Betracht. Denn die Unverletzlichkeit hatte er kraft seiner tribunicia potestas, die Unabsetzbarkeit hatte er als dictator perpetuus und auch das Recht der Vererbung hatte er, der einen Leibeserben nicht besafs, in der für ihn einzig möglichen Gestalt der Bezeichnung seines Nachfolgers und zwar im Imperatortitel und in seinen Priesterämtern kraft Senatsbeschlusses erhalten, und nur durch Senatsbeschlufs hätte er auch, wenn er wollte, eine Ausdehnung dieses Rechtes erlangen können. Als rex aber hätte er gerade die Erblichkeit in keiner Form gehabt, denn die alten Könige Roms waren ja keine Erbkönige, sondern Wahlkönige. So wäre denn im allerbesten Falle für Julius Cäsar das Diadem nur ein Flitter, der Titel König nur eine klingende Schelle gewesen und dafs er dem mit so heifsem Verlangen nachgejagt haben sollte, um so weniger denkbar, als ja von diesem Staatsmanne bekannt ist, dafs er, wie kein Anderer, das Wesen der Macht unterschieden hat von ihrem äufseren Schein und sich nie getäuscht hat über das, was er als Flitter zu betrachten hatte, was nicht. Auf die Frage also: Konnte Cäsar in Namen und Abzeichen eines Königs im allerbesten Falle eine Erhöhung seines Ranges, eine Erweiterung seiner Macht und seiner Rechte gewinnen? mufs mit Nein geantwortet werden. Es verdient aber bemerkt zu werden, dafs von Sueton an Jahrhunderte lang diese Frage nicht gestellt

worden ist; einer der ganz Wenigen, die sie sich gestellt haben, war Napoleon I.; als er auf St. Helena die Feldzüge Julius Cäsars studierte und beschrieb, da hat er auch eine besondere Ausführung über die Sinnlosigkeit des Märchens von Cäsars Streben nach dem Königstitel niedergeschrieben.

Weit wichtiger als diese Frage ist aber eine andere, nämlich die: Was verlor Julius Cäsar schon bei dem Streben nach dem regium nomen auf alle Fälle? Welche Gefahr beschwor er gegen sich herauf ohne alle Not und ohne sachlichen Entgelt?

Diese Frage hat sich unter unsern Gewährsmännern nur einer vorgelegt: dieser eine ist natürlich der Alexandriner Appian, der in dieser wie so mancher andern Urteilsfrage den gründlichen Kopf, den politisch denkenden Historiker verrät. Appian betrachtet bekanntlich die Geschichte der Bürgerkriege als die Geschichte der Selbstvernichtung der Republik, der Selbstzerfleischung der Republikaner, er entnimmt ihr den mit Blut geschriebenen Thatsachenbeweis für die Unheilbarkeit der Nobilität und die unabweisbare Notwendigkeit der Monarchie, die der Stadt, dem Staat, dem Reich, den Provinzen endlich Frieden, Rechtspflege und feste Regierung gab: er ist Monarchist aus Überzeugung und steht schon deshalb dem Gründer der Monarchie der Cäsaren anders gegenüber als so mancher Historiker der Kaiserzeit, der im tiefsten Innern doch ein Verehrer Catos blieb. Gleichwohl spricht er keineswegs die Meinung aus, dafs Julius Cäsar ohne Schuld gewesen an der Stimmung, die im Senat gegen ihn herrschte; eine Überlieferung, die Cäsar schwer belastet, giebt er wieder, ohne eine Wort der Verteidigung, aber von der Hauptanklage der adfectatio regni spricht er so, dafs man deutlich sieht, er hat nicht daran geglaubt; er hebt mit Nachdruck den sachlichen Grund hervor, aus dem Cäsar diese Absicht gar nicht haben konnte und sagt schliefslich selbst, das ganze Gerede komme ihm vor, wie eine Veranstaltung seiner Feinde, die diesen Vorwand brauchten, um ihm an's Leben zu können, denn die Macht, die er als Diktator hatte, sei doch nur durch den Namen von der eines Königs verschieden gewesen. Appian erzählt, den Vorschlag einiger Senatoren, ihm unter vielen andern Auszeichnungen auch den Titel 'König' beizulegen, habe Cäsar in grofser Erregung und drohendem Tone zurückgewiesen: das sei ein verfehmter Name, der Fluch der Vorfahren ruhe darauf. (ἀθέμιστον ὄνομα μετὰ τὴν τῶν προγόνων ἀράν).

Was meinte Cäsar mit diesen Worten und war das, was er meinte, richtig oder nicht?

Der Name rex war in der That verfehmt im republikanischen Rom, es ruhte darauf der Fluch der lex Valeria, welche mit Habe und Leben, Gut und Blut Jeden ächtete, Jeden für vogelfrei erklärte, der sich auf dem Wege zur königlichen Gewalt, d. h. zum Umsturz der Republik ertappen liefs. Dieses Gesetz, von dem uns Dionysios und Livius übereinstimmend berichten, war so alt, wie die Republik, war ihr Schirm und Schutz gegen Verschwörung und Hochverrat, kraft dieses Gesetzes gab es nicht blofs ein Recht, sondern eine Pflicht straflosen Tyrannenmords und dies Gesetz war nie aufgehoben oder eingeschränkt, wohl aber war es in der Hitze des Parteikampfes ganz regelmäfsig angerufen worden von Patriciat und Nobilität, gegen die Führer der Volksparteien und sehr oft mit tödlichem Erfolg — so gegen Sp. Cassius, Sp. Maelius, M. Manlius und die beiden Gracchen. Diese Thatsachen zeigen, dafs der Name rex im republikanischen Rom nicht ein Ehrenname, sondern ein Schimpfname war und zwar der ehrenrührigste und lebensgefährlichste, den es gab; er stempelte den, der ihn hatte oder haben wollte, zum Tyrannen,

zum Hochverräter, erklärte ihn für vogelfrei, gab ihn der Bürgerpflicht des Tyrannenmordes preis. Unter diesem Gesichtspunkte erklärt sich sehr leicht einmal die zähe Ausdauer, mit der die Feinde Cäsars immer von Neuem mit Königsbinde und Königstitel angerückt kamen, sodann die steigende Gereiztheit, mit der Cäsar sich dieser Zudringlichkeit erwehrte, erklärt sich insbesondere der viel mifsverstandene und mifsdeutete Vorgang bei dem Luperkalienfeste vom 15. Februar des Jahres 44.

Über diesen haben wir durch den Redner Marcus Cicero authentischen Bericht. In seiner zweiten Philippica c. 34 ruft er dem Antonius den Hergang in allen Einzelheiten ins Gedächtnis zurück. 'Dein Amtsgenosse — Cäsar nämlich — safs auf der Rednerbühne, im Purpurgewand, auf goldenem Sessel, den Kranz auf dem Haupt. Du steigst hinan (als Lupercus entkleidet), trittst vor den Sessel hin und zeigst das Diadem, es geht ein Seufzen (gemitus) über den Markt. Du versuchtest ihm das Diadem aufs Haupt zu setzen, da brach das Volk in laute Jammerrufe aus (cum plangore populi); er stiefs es zurück, und Beifallklatschen belohnte ihn (cum plausu reiiciebat). Läge nichts vor als dieser Auftritt in dieser Meldung, so würde er nicht allzuviel beweisen; er könnte ganz wohl ein Fühler gewesen sein, um die Volkstimmung zu erforschen, und die Ablehnung wäre dann nur ein vorläufiger Rückzug gewesen mit dem Hintergedanken, bei bessrer Gelegenheit doch zuzugreifen. Aber es liegt noch eine weitere Meldung vor, die unbedingte Beweiskraft hat, es ist der gleichfalls von Cicero bezeugte Eintrag, den Cäsar zu diesem Luperkalientage in die Fasten schreiben liefs des Inhalts: 'C. Caesari dictatori perpetuo M. Antonium consulem populi iussu regnum detulisse, Caesarem uti noluisse.' Dem C. Cäsar, dem Diktator auf Lebenszeit, hat der Consul M. Antonius auf Befehl des Volks die Königswürde angetragen, Cäsar aber hat sie nicht haben wollen.

Alle diejenigen, welche glauben, die Ablehnung des Diadems sei nicht ehrlich gewesen, übersehen diesen Eintrag in die Fasten. Ihn hätte Cäsar nimmermehr machen lassen, wenn er insgeheim beabsichtigt hätte, auf die Sache doch wieder zurückzukommen; denn dieser Eintrag stempelte die Zurückweisung zu einer unwiderruflichen, er machte eine Erneuerung des Antrags und eine nachträgliche Annahme desselben unmöglich. Das Motiv, das nur angedeutet war, blieb ja dasselbe: der Cäsar, welcher dictator perpetuus war, war mehr als irgend einer der alten Könige und bedankte sich für den Titel Tyrann.

Weshalb hat nun Cäsar den ganzen Vorgang zugelassen? Ohne Verständigung mit ihm konnte doch Antonius auch als Lupercus nicht wagen, was er gewagt hat? Ich erkläre mir die Sache so: Ein Ansinnen, das sich bisher in allerlei Verkleidungen heimtückisch an ihn herangeschlichen, wollte er totmachen dadurch, dafs er es ganz öffentlich, amtlich und feierlich an sich herankommen liefs, es dann ebenso öffentlich, amtlich und feierlich von sich wies und diese Zurückweisung in den Jahrbüchern der Stadt urkundlich niederlegte zu ewigem Gedenken. Ein Gespenst, das ihn ärgerte, wollte er anrufen und durch den Anruf verschwinden machen, aber das gelang ihm nicht; das Gespenst von dem rex Caesar kam nicht zur Ruhe; zuletzt hüllte es sich sogar in Priestertracht. Im zweiten Buch seiner — im Mai oder Juni 44 entstandenen — Schrift de divinatione § 110 erzählt Cicero: Jüngst sei das Gerücht gegangen, der Ausleger der Sibyllinischen Bücher werde im Senat beantragen, derjenige, der der That nach unser König sei, müsse auch den Namen König erhalten, wenn wir nicht Unglück haben sollten (eum quem revera regem

habebamus, adpellandum quoque regem esse, si salvi esse vellemus). Von dieser Sache weifs Sueton noch viel Genaueres zu melden. Er weifs den Namen desjenigen der Quindecimvirn, der für das ganze Kollegium der Aufbewahrer der Sibyllinischen Bücher das Wort ergreifen sollte, er nennt ihn L. Cotta. Er weifs auch, dafs der Antrag lauten sollte: Weil in den Schicksalsbüchern geschrieben stehe, nur von einem Könige könnten die Parther besiegt werden, deshalb müsse Cäsar 'König' genannt werden, und er weifs endlich, dafs gerade in der Sitzung des 15. März 44 der Antrag gestellt werden sollte, und dafs eben dies der Grund gewesen sei, weshalb die Verschworenen nicht länger warten konnten, sondern zur That schreiten mufsten.

In dieser Gestalt ist die Geschichte unzählige Mal nacherzählt und nachgeschrieben und dabei gar nicht beachtet worden, dafs Cicero selbst sagt, das Ganze sei gar nicht wahr, das Gerücht sei ein falsches gewesen (falsa fama putabatur): solch ein Antrag war nicht beabsichtigt und auch solche Weissagung war erlogen: 'ementita auspicia' ist mit Bezug hierauf sein Ausdruck in der zweiten Philippica § 88. Nehmen wir nun zusammen, was Cäsar nachweislich gesagt und gethan hat mit dem, was ihm der gesunde Menschenverstand zu sagen und zu thun gebot, so finden wir: Julius Cäsar hat nicht beabsichtigt und kann nicht beabsichtigt haben, sich zum Könige ernennen zu lassen; der Grund, den er solchen Zumutungen entgegenstellte, war ein ganz richtiger, für ihn wie für jeden Römer von gebieterischer Kraft.

Die Zurückweisung des Antrags des Antonius war ein unwiderruflicher Akt, das ganze Gerede, das zuletzt eine sibyllinische Weissagung und einen darauf zu gründenden Antrag erdichtete, war eine politische Tendenzlüge der Feinde Cäsars, aufgebracht und immer von neuem im Umlauf gesetzt, um entweder ihn schliefslich doch zu verlocken, und dann verfiel er geradezu der lex Valeria, oder wenigstens den Glauben aufrecht zu erhalten, dafs er dergleichen insgeheim doch im Schilde führe, und dann hatte man ein Schlagwort, um von Cäsars Anhängern so manchen zu gewinnen, dem auf andrem Wege gar nicht beizukommen war. Unter diesen war Einer, der einer ohne ihn entstandenen Verschwörung durch seinen Beitritt ein unschätzbares Gut verhiefs, nämlich einen weithin bekannten Namen mit dem Ruf eines ehrlichen Patrioten, und wenn das ganze Gerede weiter keinen Erfolg hatte als die Gewinnung dieses Einen, so war es allein dadurch überreich belohnt. Ich rede natürlich von Marcus Brutus. Für die Mordverschwörung gegen Cäsar ist er gewonnen worden durch das Zusammentreffen zweier Gedanken: erstens dafs Cäsar trotz seiner Milde, trotz seines verzeihenden menschenfreundlichen Temperaments ein Tyrann sei und deshalb das Schicksal eines Tyrannen verdient habe, und zweitens dafs er persönlich durch seine Abstammung von väterlicher und mütterlicher Seite her berufen sei, durch Tyrannenmord sein Vaterland zu retten.

Auffallend spät ist der erste der beiden Gedanken bei Brutus zum Durchbruch gekommen. Für einen Tyrannen kann Brutus den Sieger von Pharsalos nicht gehalten haben, sonst hätte er nicht Begnadigung, Freundschaft und Ämter von ihm angenommen und ausgeharrt in seinem Dienst während des letzten verzweifelten Ringens der Pompejaner. Er stand als Statthalter Cäsars in der wichtigsten aller Provinzen im diesseitigen Gallien, als die Entscheidung zu Thapsus fiel und Cato in Utica sich den Tod gab. Für einen Tyrannen konnte er ja auch schlechterdings den Machthaber nicht halten, der ihm seine Gunst nicht entzog, als er im Jahre 45 eine Lobschrift auf Cato schrieb und seine Gattin

Claudia, die nichts verbrochen, verstiefs, um die Porcia zu heiraten, die Tochter Catos und die Witwe des M. Bibulus, der gleichfalls zu Cäsars bittersten Feinden gehört hatte. Cäsar hatte es in jedem Sinne um Brutus verdient, dafs dieser für das Jahr 44 die Stelle des praetor urbanus annahm und sich auch die Verwaltung von Makedonien und die Wahl zum Konsul zusichern liefs. Um diesen Mann von Cäsar loszureifsen, ja ihn an die Spitze einer Mordverschwörung gegen ihn zu führen, mufsten Umstände und Bemühungen besonderer Art zusammentreffen. Unter denen, welche die letzteren übernahmen, stand der Redner M. Cicero obenan.

Im Jahre 46 hat Cicero seine Schrift Brutus s. de claris oratoribus verfafst und am Schlusse derselben folgenden Aufruf an Brutus gerichtet: 'Wenn ich dich anschaue, Brutus, so ergreift mich tiefer Seelenschmerz: in blühender Jugend fuhrst du mit dem Viergespann durch die Bahn des Ruhmes dahin, da stiefs das Mifsgeschick des Staates dir den Wagen um. Dir sind wir hold, deiner Mannheit wollen wir uns freuen: dir wünschen wir den Freistaat, der dir gestattet, den Ruhm zweier erlauchter Geschlechter zu erneuen und zu mehren. Welch ein Jammer! dir fehlt die Republik, und der Republik fehlst du. Wie sehr aber des Staates Elend auf deinem Genius lasten mag, nimm alle Kraft zusammen, dich heraus zu reifsen aus dem grofsen Haufen der Prozefsredner, die ich hier zusammengetragen habe'.

Den Ruhm zweier erlauchter Geschlechter sollte Brutus erneuen. Welche waren das? Von väterlicher Seite glaubte M. Brutus abzustammen von L. Brutus, der die Tarquinier vertrieben und die Republik begründet, und durch seine Mutter Servilia glaubte er abzustammen von jenem Servilius Ahala, der den Sp. Maelius wegen angeblichen Trachtens nach dem Königtum erschlagen hatte. Gegen die Echtheit dieser beiden Abstammungen liefs sich sehr viel sagen. Gegen die erste hat schon Cassius Dio daran erinnert, dafs der alte Brutus, da er seine beiden einzigen Söhne selber hingerichtet, eine Nachkommenschaft gar nicht hinterlassen habe. Man kann aufserdem einwenden, dafs die gens Junia, die in der Republik erscheint, plebejischen Ursprungs ist, während L. Brutus doch jedenfalls Patricier war. Aber Brutus hat an diese Abstammung geglaubt; das zeigen die Münzen, die er später hat schlagen lassen. Eine derselben zeigt auf der Vorderseite M. Brutus Imp. und auf der Rückseite L. Brutus Prim. Cos. abgebildet. Die beiden Köpfe zeigen denselben Schnitt des Gesichts, nur hat der ältere einen Bart, während der jüngere bartlos ist. Wir wissen auch, dafs Cicero und sein Freund, der gelehrte Genealoge Pomponius Atticus, den Abstammungswahn des M. Brutus geflissentlich genährt haben. Von dem letzteren sagt uns Cornelius Nepos, dafs er dem Brutus Juniam familiam a stirpe dargestellt habe, und von dem ersteren haben wir einen Brief, in welchem er voll Sorge, Brutus möchte den Cäsar schliefslich doch liebgewinnen, den Atticus ängstlich fragt: Was ist denn aus deinem Kunstwerk geworden, das ich bei Dir gesehen und das den Ahala und Brutus darstellt? (ad Att. 13, 40). Hier lag die Handhabe bereit, die L. Cassius benutzte, um seinen Schwager M. Brutus aus seinem träumenden Hinbrüten aufzuschrecken; von ihm rührten die geheimnisvollen Anschläge her, die man auf den Standbildern des älteren Brutus fand: 'O dafs du noch lebtest! Wie ist dein Geschlecht aus der Art geschlagen!' So wie die Zettel, die M. Brutus auf seinem Prätorstuhl las: 'Bist du bestochen? Bist du tot? Jener dort ist dein Ahnherr nicht.' Cassius war es denn auch ohne Zweifel, der noch das Gerücht aussprengte von der Weissagung der

Sibyllinischen Bücher und dem bevorstehenden Antrag der Quindecimvirn und dann mit Bezug hierauf zu Brutus sagte: 'Was wirst du thun, wenn der Antrag kommt? Willst du das Werk deines Ahnherrn (προγονικὸν ἔργον), die Freiheit, im Stiche lassen?'

Nun, der Fall, für den Brutus gelobte, 'er werde das Vaterland verteidigen bis in den Tod' ist gar nicht eingetreten; der Antrag, von dem jenes Gerücht redete, ist nicht gestellt worden: im Kreise der Verschworenen wufste man auch sehr gut, dafs er gar nicht gestellt werden sollte, dafs das Ganze erfunden und erlogen war. Wie konnte nun ein Fall, der nicht eingetreten ist, der, wenn auch vielleicht vor, doch jedenfalls nach dem 15. Februar auch nicht mehr erwartet werden konnte, für Brutus der Beweggrund sein, seinen Wohlthäter und väterlichen Freund totzuschlagen wie einen tollen Hund?

Die jungen Senatoren, die am 15. März 44 mitten im Senat den gröfsten Mann ihres Landes und ihrer Zeit meuchlings überfielen wie Banditen, ihn, den Wehrlosen, Unverteidigten zerfleischten wie eine Meute Rüden das Edelwild, sie begingen nicht blos einen Frevel, der ebenso ruchlos war in Entwurf als feige in der Ausführung — das mufs doch endlich einmal ausgesprochen werden — sie zertraten auch alle Gesetze, die sie selbst gemacht, und brachen einen feierlichen Eid, den sie freiwillig geschworen hatten. Als Cäsar die Leibwache, die er aus dem Kriege mitgebracht, entliefs, bot ihm der Senat eine freiwillige Leibwache aus Senatoren und Rittern an: Cäsar lehnte sie ab, weil er nichts Schrecklicheres kenne als solch eine Wache, die eine ewige Seelenangst erkennen lasse. Da schwur der ganze Senat, er wolle selber Cäsars Leibwache sein, ihn und sein Leben schützen mit aller Kraft, und verflucht solle jeder sein, der ihm nicht beispringe, wenn er ihn angegriffen sehe. An diesen Eid hat Antonius nachher vor der Leiche Cäsars erinnert: ihn hatten Brutus, Cassius und sämtliche mitverschworenen Senatoren geleistet: wie hat Brutus den Bruch dieses Eides vor sich selbst gerechtfertigt?

Die Rede, welche ihn Appian nach der That auf dem Kapitol halten läfst, betrachte ich nicht als erfunden, ich vermute, dafs sie, wenn nicht die Wiedergabe, so doch ein sinngetreuer Auszug der Rede ist, die er selbst gehalten und veröffentlicht hat. Dafs es in der Litteratur der Kaiserzeit eine Sammlung von Bruti contiones gab, wissen wir aus der Rede des Cremutius Cordus bei Tacitus: insbesondere seine contio Capitolina hat er selbst als Manifest erscheinen lassen. Cicero hat sie vor der Herausgabe in der Handschrift gelesen. In dieser Rede steht nun kein Wort von dem angeblichen Gelüste Cäsars, rex zu werden, kein Wort von jener angeblichen Weissagung der Sibyllinischen Bücher, kein Wort von dem ganzen Gerede, das während der letzten Lebenstage Cäsars Rom erfüllte. Brutus' ganze Entlastung besteht in einem einzigen Satz: die ihm zugeschworene Unverletzlichkeit habe Cäsar dadurch verwirkt, dafs er die Unverletzlichkeit der Tribunen Cäsetius und Marullus mit Füfsen getreten habe, und nun kommen wir auf die einzige Angabe, bei der es sich weder um blofse Gerüchte von argen ehrgeizigen Plänen, noch um boshafte Auslegung von an sich nicht verbotenen Dingen handelte, sondern um eine Thatsache, und zwar um eine solche von grofsem Ernste. Von den Tribunen Caesetius und Marullus wird übereinstimmend erzählt, dafs sie eines politischen Vergehens wegen aus dem Senate gestrichen und ihres Amtes entsetzt worden sind. Schon daraus ergiebt sich, wie verschieden ihr Schicksal von dem Cäsars war. Der unverletzliche Cäsar ist auf eine schreckliche Weise ermordet, die unverletzlichen Tribunen sind blofs abgesetzt und aus dem Senate entfernt worden: dies ist doch ein

ganz erheblicher Unterschied. Was sie begangen hatten oder begangen haben sollten, ob sie schuldig oder unschuldig waren, darüber spricht sich Brutus in der uns erhaltenen Rede nicht aus, und wenn wir daraus schliefsen dürften, dafs er das überhaupt nicht gethan, so würde das entschieden für die Schuld der Tribunen sprechen. Nach Sueton hätten sie den Unwillen Cäsars erregt durch ihr Einschreiten gegen Bürger, welche Cäsar als König huldigen wollten: das sagt auch Appian, aber er fügt hinzu: Cäsar habe sie im Senate angeklagt, sie verfolgten ihn planmäfsig mit der Verläumdung des Strebens nach der Tyrannis (μετὰ τέχνης ἐς τυραννίδος διαβολήν). Vielleicht ist das so zu verstehen, von ihnen selber seien jene Kundgebungen insgeheim angestiftet worden, die sie nacher mit erheuchelter Entrüstung bestraften, um der Sache Offentlichkeit zu geben. Nach Cassius Dio aber, der übrigens in der ganzen Sache gegen Cäsar Partei nimmt, hätte die Anklage Cäsars sich nicht auf diese Dinge, sondern auf eine Schrift gegründet, welche die beiden Tribunen veröffentlicht hatten, und in der behauptet war, es gebe kein Recht freier und sicherer Meinungsäufserung über öffentliche Dinge mehr; daraufhin habe er die Abstimmung des Senats über sie verlangt, einige Senatoren hätten für Todesstrafe gestimmt; er aber habe sich mit ihrer Ausstofsung aus dem Senate begnügt, nachdem sie vorher auf Antrag ihres Mittribunen Helvius Cinna aus dem Tribunenkollegium entfernt worden waren. Wie dem immer sein mag; einen Tribunen im Amtsjahr abzusetzen war nach der Verfassung unmöglich. Die Entsetzung der beiden Tribunen, mittelbar oder unmittelbar durch Cäsar veranlafst, war ein Verfassungsbruch so gewifs wie die Absetzung des Octavius auf Veranlassung des Tib. Gracchus, und es ist sehr glaublich, dafs eben dieses Ereignis bei Brutus den Ausschlag gegeben, ihm mit einem Schlage das ganze Verhältnis in einem neuen Lichte gezeigt, ihn zu dem Glauben veranlafst hat: Cäsar ist doch ein Tyrann, trotz aller Gnade und Milde, denn er beugt das Recht, Verfassung und Freiheit gilt doch nichts mehr, wenn der Wille eines Einzelnen höher steht als das Gesetz.

Gewifs ist, dafs Brutus als Haupt der Verschwörung verfährt in der Haltung eines Mannes, der mit dem reinsten Gewissen eine untadelhafte Sache vertritt: was er vorhat, erscheint ihm nicht als Mord, sondern wie eine Hinrichtung im Namen des Volks und nach dem Willen des Senats. Mitten in der Curie, vor Senatoren und durch Senatoren soll Cäsar fallen wie Romulus, als auch er sich auf die Abwege der Tyrannei verirrt. So wird, Brutus selber glauben wir zu hören, in der letzten Beratung vor der That entwickelt. Dieser Akt nationalen Strafrechts sollte im Heiligtume des Gesetzes selber vor sich gehen und nicht befleckt werden durch einen weiteren Mord, der blofs Mord sein würde; deshalb setzte Brutus durch, dafs Antonius geschont ward: nur Tyrannenmörder, Königsmörder wollten sie sein, nicht meuternde Pompejaner, und so geschah es denn auch in der Sitzung am 15. März. Und als der Mann, der unzähligen Todesgefahren unentwegt ins Auge geschaut, wehrlos überfallen, aus 23 Wunden blutend, entseelt an der Erde lag, da schauten die Tyrannenmörder sich um. Brutus wollte das Wort ergreifen, das grofse Ereignis zu verkünden, zu deuten, wie er es gemeint, aber er fand keine Hörer für seine Rede, nicht im Senat, denn dieser war auseinandergestoben unter dem Schreckensruf: 'Flieht! Mörder! Mörder!' — und auch nicht auf der Strafse, noch auf dem Markt; denn auch das Volk floh vor seinen Befreiern, welche, die blutigen Dolche in der Rechten, einherzogen mit dem Rufe: Der König, der Tyrann ist tot! wir haben ihn erschlagen!

Erschreckt von der Einsamkeit, in der sie sich befanden, flohen die Befreier des römischen Volkes und Senats auf das Kapitol, und dort sassen sie ratlos und thatlos beisammen, während der Consul Antonius das Erbe Cäsars an sich rifs und die Blutrache an seinen Mördern vorbereitete.

Über alle Beschreibung entsetzlich ist diese Blutrache später vollzogen worden: aber selbst, nachdem sie vollzogen worden war, nachdem in einem neuen, jahrelangen Bürgerkrieg ein ganzes Geschlecht von Senatoren und Rittern seinen Untergang gefunden hatte, war doch die Stimmung nicht vergessen, welche einst die Mordverschwörung der Senatoren gegen den älteren Cäsar gezeitigt hatte. Der jüngere Cäsar hatte auf der weiten Erde zu Wasser und zu Land keinen Feind mehr zu bekämpfen, keine Partei mehr zu fürchten, gestorben und verdorben war alles, was der Verwandlung der Republikaner in Untertanen widerstrebte, als er am 13. Januar des Jahres 27 v. Chr. seine Gewalten in die Hände des Senates zurückgab und erst auf dessen flehentliches Bitten einen Teil derselben wieder an sich nahm. Der allmächtige Cäsar teilte sich mit dem Senate in die Verwaltung der Provinzen und liefs ihm ungeteilt das Recht, als eine Reichsvertretung, die niemals feierte und niemals starb, den wechselnden Cäsaren die einzelnen Bestandteile ihrer Machtvollkommenheit stückweise zuzumessen, wie sie dem älteren Cäsar und ihm selber stückweise zugemessen worden waren. In der merkwürdigen Rolle, die seitdem der Senat insbesondere unter Tiberius spielte, der etwas darin suchte, nur der Erste seiner Senatoren zu sein, glaubt man überall die Nachwirkung der 'Iden des März' zu sehen.

Die Fragen, die ich hier besprochen, verdienen eingehendere Prüfung unter anderen als den bisher mafsgebenden Gesichtspunkten: das Ergebnis aber, glaube ich, wird immerhin eine Bestätigung der Auffassung sein, die Th. Mommsen, ohne auf die hier berührten Dinge Bezug zu nehmen, vor dreifsig Jahren in den Worten niedergelegt hat: 'Cäsar war Monarch, aber nie hat er den König gespielt, und nie hat der Tyrannenschwindel ihn erfafst'. (Beifall.)

Erster Präsident: Meine Herren! Ich eröffne die Diskussion über diesen Vortrag.

Herr Dr. Holzapfel aus Leipzig: Es scheint mir vollständig erwiesen, dafs Cäsar allerdings nach dem Regnum nicht getrachtet hat. Ich glaube, dafs durch das Benehmen, welches Cäsar an den Luperkalien zeigte, allerdings jeder Verdacht beseitigt war. Indessen dieser Verdacht mufs doch auch seine bestimmten Gründe gehabt haben, und Cäsar wird Anlafs zum Verdacht gegeben haben durch verschiedene Unvorsichtigkeiten, die er beging. Einmal dadurch, dafs er das Königskleid annahm und die Schuhe der albanischen Könige, und in früherer Zeit dadurch, dafs er seinen Stammbaum auf die albanischen Könige zurückführte. Und da wird er das Bedürfnis empfunden haben, den Verdacht, zu dem er selbst beigetragen, nachträglich zu entkräften, und wird Antonius allerdings bestimmt haben zu jener verabredeten Komödie. Ich glaube, dafs im Übrigen die Katastrophe Cäsars vollständig so zu erklären ist, wie es Herr Professor Oncken versucht hat.

Erster Präsident: Meine Herren! Ihr lebhafter Beifall hat schon dem Herrn Vortragenden gezeigt, wie sehr Ihnen seine Worte gefallen haben; ich weifs, dafs sie mit mir einverstanden sind, wenn ich demselben den herzlichen Dank der Versammlung für seinen interessanten und formell so vollendeten Vortrag ausspreche. (Beifall.)

Meine Herren! Ich habe Ihnen nun schliefslich noch die provisorische Tagesordnung zur Genehmigung vorzulegen, die Sie im Tageblatt verzeichnet finden. Dieselbe lautet:

1) Geschäftliche Mitteilungen.
2) Herr Landesbibliothekar Dr. Duncker aus Kassel: 'Über den gegenwärtigen Stand der Limesforschung'.
3) Herr Professor Dr. Jürgen Bona Meyer aus Bonn: 'Das Schulregiment Friedrichs des Grofsen'.
4) Herr Oberlehrer Dr. Cauer aus Kiel: 'Wissenschaft und Schule in der Homer-Grammatik.'

Wenn kein Widerspruch sich erhebt, betrachte ich dieselbe als genehmigt. (Zustimmung.)

Noch möchte ich mir erlauben, darauf hinzuweisen, dafs sowohl die allgemeinen als die Sektionsversammlungen pünktlich — also ohne Einhaltung des akademischen Viertels — beginnen werden, da wir sonst die Tagesordnung nicht erschöpfen können.

Die erste Sitzung ist geschlossen.

(Schlufs 12 Uhr).

Zweite allgemeine Sitzung

am Donnerstag den 1. Oktober 1885.

Der zweite Präsident eröffnet um $10^1/_2$ Uhr die Sitzung und erteilt das Wort zu geschäftlichen Mitteilungen dem ersten Präsidenten.

Der erste Präsident: Meine Herren! Ich habe Ihnen zuerst eine Depesche Sr. Durchlaucht des Fürsten Bismarck vorzulesen, die mir gestern Abend auf die gestern abgesandte Begrüfsung zugegangen ist:

Friedrichsruh 8^{50}. Herzlichen Dank für die freundliche Begrüfsung. v. Bismarck. (Bravo!)

Sodann möchte ich mir erlauben, Ihnen einen Brief des Herrn Geh. Rat Eckstein mitzuteilen:

'Die mühevollen Tage der Vorbereitung sind vorüber, die Philologenversammlung wird beginnen und Ihnen und Ihren Herren Kollegen den wohlverdienten Dank für die Sorgen und Mühe bringen. Ein treuer Freund unseres Vereins, wie ich es seit langen Jahren gewesen bin, empfindet es doppelt schmerzlich, dafs die Last des Alters ihm nicht mehr erlaubt, in der Mitte alter Freunde und Genossen zu erscheinen und den erfrischenden Einflufs des geselligen Verkehrs und die reiche Förderung des Wissens zu erfahren. Im Geiste werde ich in Giefsen sein und die Berichte mit regstem Interesse verfolgen. Grüfsen Sie, dies ist meine herzliche Bitte, alle, welche mir ein freundliches Andenken bewahren, und teilen Sie mir gefälligst die Festschriften mit. Für Zusendung des Tageblattes hat meine Tochter, meine gewissenhafte Begleiterin, schon Sorge getragen. Möge auch der Himmel die Festtage begünstigen: dies ist in Giefsens schöner Umgebung nach den rauhen Tagen recht nötig. Dem Jupiter Pluvius ein recht tiefes Pereat!'

Sind Sie mit mir einverstanden, dafs wir dem hochverehrten Manne, den wir so sehr in unserer Mitte vermissen, einen telegraphischen Grufs senden? (Laute Zustimmung.)

Wegen des morgen projektierten Ausflugs nach Wetzlar ist es notwendig, die Zahl der zu lösenden Billete zu kennen. Wir haben zu diesem Zwecke beim Sekretariate und am Eingange des Saales Listen aufgelegt, worin wir die Namen und die Zahl der Teilnehmer zu verzeichnen bitten.

Wegen des heute beabsichtigten Ausflugs auf den Schiffenberg müssen wir natürlich abwarten, wie die Witterung sich gestaltet. Hellt sich das Wetter auf, so können wir denselben unternehmen, da es sich blos um eine halbe Stunde Gehens auf guten Wegen handelt.

Der zweite Präsident Professor Dr. Oncken übernimmt den Vorsitz.

Der zweite Präsident: Meine Herren! Da durch ein Versehen die für den Vortrag des Herrn Dr. Duncker angefertigten Karten nicht zur Stelle sind, der Vortrag des genannten Herrn jedoch ohne solche eine wesentliche Einbufse erleiden würde, so mufs die Tagesordnung insofern eine Änderung erleiden, als wir den zweiten für heute bestimmten Vortrag an die erste Stelle setzen. Ich erteile somit das Wort dem Herrn Professor Dr. Jürgen Bona Meyer aus Bonn zu seinem Vortrage über:

Friedrich des Grofsen Schulregiment.

Herr Professor Dr. Bona Meyer:

Hochansehnliche Versammlung! Es ist ein schulpolitisches Thema, dessen Behandlung noch zu lösende Aufgaben der Gegenwart streifen mufs, für das ich suchen möchte, eine Weile Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Ich verhehle mir nicht, dafs die Behandlung eines solchen Themas vielleicht nicht einem jeden genehm sein wird, das Streifen der Schulpolitik auf Schulmeisterversammlungen wird bekanntlich in Kreisen nicht gern gesehen, welche das Interesse der Schulmeister auf die Erörterung schultechnischer Fragen eingeschränkt sehen möchten. Indessen das Präsidium dieser Versammlung, das mich zu einem Vortrag aufforderte, hat offenbar diese Bedenken nicht gehegt, als es einen Vortrag über Friedrich des Grofsen Schulregiment von mir annahm. Und ich selbst finde diese Bedenken so wenig gerechtfertigt, dafs ich vielmehr geradezu das Wachsen der Erkenntnis, dafs die wichtigeren schultechnischen Fragen notwendig in schulpolitische Probleme einmünden, und dafs eben deshalb oft Schulfragen in hervorragendem Mafse zu den wichtigsten sozialpolitischen Fragen gehören, für einen Fortschritt unserer Zeit halte. Auch glaube ich, dafs eine wissenschaftliche Erörterung derselben an der Hand oder auf dem Boden der Geschichte als der objektiv urteilenden Erfahrung der Zeiten in unserer von Parteiströmungen so vielfach zerrissenen Zeit besonders nützlich sein kann.

Das ist der Gesichtspunkt, der mir den ersten Anstofs zur Vertiefung in die Zeit des Schulregimentes Friedrichs des Grofsen gegeben hat, mich dann antrieb eine Übersetzung der pädagogischen Schriften und Äufserungen des grofsen Königs zu veranlassen und dieselben mit einer Sammlung der wichtigsten Schulreglements seiner Regierung und mit einer eingehenden Abhandlung über sein Schulregiment jetzt herauszugeben.[1]) Mir

---

1) In H. Beyers Bibliothek pädagogischer Klassiker unter dem Titel: 'Friedrichs des Grofsen Pädagogische Schriften und Äufserungen. Mit einer Abhandlung über Friedrichs des Grofsen Schulregiment nebst einer Sammlung der hauptsächlichsten Schulreglements, Reskripte und Erlasse übersetzt und herausgegeben von . . . Langensalza 1885.

lag also gerade an der Herausforderung zu einem Vergleich zwischen damals und jetzt in der Hoffnung, der Schulpolitik unserer Zeit damit zu dienen. Von diesem Standpunkte aus möchte ich nun auch eine Darlegung der wesentlichen Grundsätze des Friedericianischen Schulregimentes in Ihrem Kreise versuchen, die Kundigen unter Ihnen zum Teil wohl an Bekanntes erinnernd, zum andern Teil aber doch auch auf Grund des Studiums der neuerdings erfolgten Publikationen aus den königlichen Staatsarchiven einige neue Einblicke in die Friedericianische Schulverwaltung darbietend.

In gewissen Kreisen nennt man die Schule mit Vorliebe eine Tochter der Mutter Kirche und stellt das Verdienst dieser Mutter um die Tochter als unvergleichlich bedeutend, ja als allein maſsgebend für ihren Ursprung dar, gründet darauf auch jetzt noch das also historisch erworbene Recht der Kirche auf vorherrschende Beeinflussung und Beaufsichtigung des Schulwesens. Wer die Schulgeschichte kennt, weifs, daſs diese Behauptungen falsch oder doch nur halbwahr sind. Die Geschichte hat nur von dankbar anzuerkennenden Mitwirkungen der Kirche bei der Förderung des Schulwesens zu reden, kann aber den Ursprung weder der Hochschulen, noch der Volksschulen, noch der Bürgerschulen auf die Mutter Kirche zurückführen. Auf alle Fälle aber pflegen in der uns bekannten Weltordnung doch Kinder niemals Mütter allein zu besitzen, in der Regel gehören auch Väter dazu, die dann bei der Erziehung doch ein groſses, meist vorherrschendes Wort mitzureden haben. Will man nun die Kirche die Mutter der Schule nennen, so soll man doch zugleich den Staat als den einflufsreicheren Vater nicht vergessen. Es ist jedenfalls für den Kenner der Schulgeschichte eine unbestreitbare Thatsache, daſs im Laufe der Jahrhunderte steigend immer mehr die Staatsmacht durch einsichtige Fürsten und Staatsmänner die freiere und fördersame Entwickelung des Schulwesens bestimmt hat. Vor allem in Deutschland war dies der Fall; auf dem Wege, den schon Karl der Groſse ging, haben hier Staatslenker wie Herzog Ernst von Gotha, Kaiser Joseph II. und Friedrich der Groſse unstreitig das bedeutendste für die Förderung des Schulwesens im Lande gethan.

Der tiefere Grund dafür mag in einem Entwickelungsprozefs gerade unseres Landes liegen, den wir noch jetzt als ein zu heilendes Übel empfinden, in dem schweren Kampfe unserer Religionsspaltung nämlich. Mit Notwendigkeit muſste aber gerade dieser Kampf im Innern immer mehr zur Anlehnung der geistigen Interessen des Landes an die allein noch einheitlich wirkende Staatsmacht führen. Sollte noch das Schulwesen im Lande nach einheitlichen Gesichtspunkten gefördert, aus dem Theologengezänk der Kirchen einigermaſsen herausgehoben werden, so konnte dies nunmehr nur noch durch eine Staatsmacht geschehen, welche rein weltliche Volksaufklärung zum Ziele und Toleranz zum Wegweiser nahm. In Rücksicht auf diese Sachlage kann man sogar jetzt schon von einem Segen reden, den die Religionsspaltung unserem Volke gebracht hat, von dem Segen nämlich, daſs dieselbe naturgemäſs die Macht und den Einfluſs des Staates steigern muſste.

Klar wie wenige seiner Zeit hat Friedrich der Groſse diesen Segen erkannt, und mehr als alle Fürsten seiner Zeit hat er dazu beigetragen, diesen Segen durch Fürsorge für den Fortschritt der Volksbildung in jeder Richtung zu erhöhen.

In seinen dem Kronprinzen von Preuſsen gewidmeten 'Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg' hat Friedrich der Groſse diese seine Ansicht klar und deutlich ausgesprochen.

'Gäbe es — sagt er daselbst — nur eine Religion in der Welt, so wäre sie herrisch und rückhaltlos gebieterisch; die Geistlichen wären ebenso viel Tyrannen, welche, gegen das Volk die gröfste Strenge übend, nur für die eigenen Verbrechen Nachsicht bezeugen würden; Glaube, Ehrgeiz und Politik würden ihnen alles unterwerfen. Jetzt, da es mehrere giebt, kann keine Sekte, ohne es tief zu empfinden, die Schranken der Mäfsigung überschreiten. Die eigetretene Reformation zügelte den Papst, sich nicht mehr dem Ehrgeize zu überlassen, und er fürchtet mit Recht den Abfall seiner Glieder, sobald er seine Macht mifsbraucht; auch übt er Exkommunikation nur sparsam, seitdem ein solcher Schritt ihn um Heinrich VIII. und England gebracht hat. Sowohl die katholische als die protestantische Geistlichkeit, welche sich gegenseitig beobachten und beurteilen, müssen beiderseits wenigstens den äufseren Anstand wahren, und so ist doch eine Art Gleichgewicht hergestellt. Wünschenswert ist, dafs der Parteigeist, der Fanatismus und zu weit getriebene Verblendung sie nie wieder in Kriege verwickelte, in denen sie einander mit Wut anfallen, wie es Christen nicht ziemt!'

Und rühmend hebt er dann hervor, dafs der Brandenburgische Staat, der allen Glaubensrichtungen eine schützende Freistätte bot, falls ihre Anhänger nur diese notwendige Toleranz gegen einander üben und ihre Pflichten gegen den Staat erfüllen wollten, eben dadurch emporgekommen sei.

'Alle diese Sekten — so schliefst das Kapitel — leben hier in Frieden und tragen gemeinschaftlich zum Wohle des Staates bei. Es giebt keine Religion, welche in betreff der Sittenlehre von der anderen sehr abwiche, daher können sie der Regierung alle gleich sein, welche also einem Jeden die Freiheit läfst, auf welchem Wege es ihm beliebt, in den Himmel einzugehen. Nur soll ein jeder ein guter Bürger sein, mehr fordert man von ihm nicht.

Der falsche Eifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert, die Toleranz ist eine zärtliche Mutter, welche sie sorgfältig pflegt und in Blüthe hält.'

Auf dem Grunde solcher Gesinnung trat Friedrich der Grofse überall und jederzeit, wo und wann er in seinem vielbewegten Leben konnte, für Aufklärung und Bildung des Volkes ein und setzte damit kräftiger als alle anderen Fürsten Deutschlands Luthers Werk geistiger Befreiung der deutschen Volksbildung fort.

'Ich wünsche mir nichts mehr — schrieb Friedrich der Grofse als Kronprinz — als ein edles, frei denkendes Volk zu beherrschen, ein Volk, das Macht und Freiheit hat zu denken, zu handeln, zu schreiben und zu sprechen, zu siegen oder zu sterben. Aberglaube, geistlicher Despotismus und Unduldsamkeit hindert die Entwickelung der Talente, Freiheit zu denken, erhebt Geist und Gemüth.'

Mit solcher Gesinnung trat Friedrich der Grofse im Jahre 1740 seine Regierung an. Und für diese Gesinnung hatte der König nicht nur schöne Worte, auch die Thaten seiner Regierung bezeugen sie in seinem Schulregimente. Rückblickend konnte der König daher wohl am Abend seines Lebens in einem Briefe vom 9. Oktober 1772 an D'Alembert schreiben:

'Je älter man wird, desto mehr wird man inne, wie sehr die Vernachlässigung der Jugenderziehung der bürgerlichen Gesellschaft schade. Ich thue alles Mögliche, um diesem Uebel abzuhelfen. Ich reformiere die Gymnasien, die Universitäten und selbst die Dorfschulen. Aber dreifsig Jahre gehören dazu um Früchte zu sehen. Ich werde sie nicht

genieſsen, aber ich werde mich darüber trösten, indem ich meinem Lande diesen bisher mangelnden Vorzug verschaffe.'

Friedrich des Groſsen hervorragendes Verdienst auf dem Gebiete des Schulwesens müssen wir demgemäſs darin suchen, daſs seine Regierung ein kräftiges und sicheres staatliches Schulregiment in dem einheitlichen Geiste eines vorsichtig aufklärenden und toleranten Liberalismus geführt hat.

Daſs dabei das unmittelbar persönliche Leiten und Eingreifen des Königs überall ersichtlich wird, entsprach der damaligen Staatsverfassung und erhöht jedenfalls den persönlichen Wert dieses Verdienstes, wie dies in unseren Tagen bei der Heeresreform in Betreff unseres Kaisers ähnlich der Fall war. Dies unmittelbare persönliche Leiten und Eingreifen des Königs gab ebenso damals dér Schulreform Einheit und Konsequenz des Gedankens vom Anfang bis zum Ende der Regierung. Und für die Ausführung dieser stetigen Gedanken ruhig fortschreitender Volksaufklärung und Volksbildung verstand der groſse König auch immer die ihm zustimmenden passenden Männer zu finden; für das feste Ziel der Schulverwaltung und Schulreform war es gleichgiltig, ob dieselben von Schlaberndorff oder von Hoym, von Carmer oder von Domhardt, von Münchhausen oder von Zedlitz hieſsen. Sie alle wirkten stets in seinem stets gleich bleibenden Sinne, der eine in dieser, der andere in einer anderen Provinz, der dritte im ganzen Lande der eine mit etwas mehr Eifer auf diesem, der andere mehr auf einem anderen Gebiete, aber doch wesentlich alle stets in gleicher Richtung den vom Könige selbst gesteckten Zielen der Volksbildung zustrebend. Da ist kein Schwanken der Ideen im Schulregimente bemerkbar, es braucht nicht ein Minister abzubröckeln und einzureiſsen, was sein Vorgänger aufgebaut hat. Der groſse König, dem ein jeder Minister mit freudiger selbständiger Zustimmung dient, ändert seine durch Studium und Nachdenken erworbenen Gedanken nicht und wechselt nur in der jeweiligen Anpassung derselben an die gegebenen Verhältnisse.

Dabei aber übersah der König das Bedenkliche eines solchen vorwiegend persönlichen Regimentes gerade für Monarchien durchaus nicht. 'In Monarchien — schreibt er einmal — folgt ein träger Fürst einem ehrgeizigen, auf jenen kommt ein Frömmler, auf diesen ein kriegerischer, dann wieder ein gelehrter und nach diesem ein anderer, der sich der Wollust überläſst. In Monarchien müssen also alle die Einrichtungen, welche dem Wechsel der Jahrhunderte trotzen sollen, so tiefe Wurzel fassen, daſs man sie nicht ausreiſsen kann, ohne zugleich die Grundfesten des Thrones zu erschüttern.'

Daſs zu solchen Einrichtungen nach seiner Ansicht vor allem auch die Ordnung des Schulwesens gehören sollte, bewies sein unablässiges Bemühen, für diese Ordnung gesetzliche Normen durch Erlasse und Schulreglements zu geben.

Dem entsprach der Erlaſs der Landschulordnung für die Minden-Ravensberger Lande im Jahre 1754, das Generallandschulreglement von 1763, die sofortige Giltigkeitserklärung desselben auch für die Schulen der Reformierten in dem Herzogtum Kleve und der Grafschaft Mark und die Erweiterung desselben durch ein Schulreglement im Jahre 1782, der Erlaſs des katholischen Schulreglements von 1765, das für die höheren Schulen maſsgebende Kabinetsschreiben an den Minister von Zedlitz von 1779, eine — so viel ich weiſs — in der Schulgeschichte noch gar nicht beachtete Verordnung für die protestantischen Gymnasien und lateinischen Schulen im Herzogtum Kleve und in der Grafschaft

Mark vom Jahre 1782, das ebenfalls noch nicht gebührend beachtete Schulreglement für die Universität in Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogtum Schlesien und der Grafschaft Glatz vom Jahre 1774, desgleichen ein Reglement für die Universität zu Frankfurt a. d. Oder vom Jahre 1751, — daneben nicht zu gedenken einer ganzen Anzahl einzelner Verfügungen, deren durchgreifende allgemeine Bedeutung unverkennbar ist, wie z. B. der 1749 und 1751 wiederholten Edikte, dafs die Landeskinder, sofern sie nicht von allen öffentlichen Bedienungen im Lande ausgeschlossen sein wollten, nur auf einheimischen Universitäten, Gymnasien und Schulen studieren sollten.

Schon eine kurze Aufzählung dieser Erlasse und Reglements genügt, um zu zeigen, wie sehr sich diese gesetzgeberische Thätigkeit des Friedericianischen Schulregimentes allen Schularten, dem ganzen Schulwesen in seiner ganzen Regierungszeit zuwandte und wie unrichtig es daher sein mufs, wenn noch jetzt mitunter gesagt wird, entweder Friedrich des Grofsen Regierung habe sich nur vorwiegend um das Volksschulwesen gekümmert oder der König selbst habe nur Interesse für die Pflege der Wissenschaften an der gleich zu Anfang seiner Regierung durch ihn reorganisierten Akademie gehabt. Seine königliche Aufmerksamkeit wandte sich eben jederzeit allen Gebieten der Volksbildung zu und es liegt in der Natur der Gebiete begründet, wenn die gesetzgeberische Thätigkeit auf dem Gebiete des Volksschulwesens umfassender und durchgreifender war als auf den Gebieten des höheren Schulwesens, das jederzeit, je höher es ist, einen um so gröfseren Spielraum freierer Bewegung braucht, und sich gern mit der Bezeugung förderlicher Fürstengunst begnügt.

Man wird, um die Bedeutung des Friedericianischen Schulregimentes für die Entwickelung des Staatseinflusses auf das Schulwesen genau zu bezeichnen, hervorheben müssen, dafs dieselbe wesentlich in drei Momenten zu suchen ist, nämlich: in der staatlichen Anordnung einer strengeren Schulaufsicht, in der gesetzlichen Forderung einer staatlich zu fördernden Lehrerbildung und Lehrerprüfung und in der strengeren Durchführung der gesetzlichen Schulpflicht und eines begrenzten Schulzwanges zur Benutzung der öffentlichen Landesschulen. Das sind die ehernen Grundpfeiler des durch Friedrich den Grofsen wenn auch nicht begründeten, so doch mit besonderer Energie durchgeführten staatlichen Schulregimentes.

Für jedes Staatsschulwesen ist zunächst gewifs die staatliche Aufsicht über das ganze Schulwesen des Landes die Hauptsache.

Mit dieser Schulaufsicht stand es nun damals so in Preufsen, dafs dieselbe getrennt von den verschiedenen Kirchen-Konsistorien, katholischen Bischöfen, einigen Kirchendirektorien und einigen besonderen Departements für Wissenschaften, Künste und den Unterricht geführt wurde. Bei einer solchen zersplitterten, vielbehördlichen Organisation der Schulverwaltung mufste natürlich eine einheitliche, im Gesamtinteresse des Staates geführte Leitung ungemein schwierig sein. Es war daher weise, dafs von Zedlitz gleich nach Übernahme des Ministeriums 1771 auch an die Errichtung einer selbständigen obersten Schulbehörde mit entsprechenden Unterinstanzen dachte. Was sein Plan war, ersehen wir aus der bald nach dem Tode Friedrich des Grofsen schon am 22. Januar 1787 dem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., von ihm vorgelegten Denkschrift zur Empfehlung der Einsetzung des längst in Aussicht genommenen Oberschulkollegiums. 'Die Konsistorien — hiefs es in der Denkschrift — seien ungeeignet zur Wahrnehmung der Schul-

geschäfte, weil ihre Mitglieder durch die sie vollauf in Anspruch nehmenden geistlichen Angelegenheiten zu sehr von denen der Schulen abgezogen würden, wobei es denn nicht ausbleiben könne, dafs es ihnen an Sinn und Verständnis für die besonderen Verhältnisse und Bedürfnisse der letzteren mangele. Einem Minister für sich allein, der sich noch dazu bislang ohne Beihilfe von Räten dabei befunden, dürfe aber die Leitung des gesamten Unterrichtswesens auch nicht mehr verbleiben, denn daraus entstehe die Gefahr, dafs jedesmal mit dem Abgange des jeweiligen Inhabers der Stelle der von ihm angesammelte Schatz von Sachkenntnis und Geschäftskunde wieder verloren gehe und der Nachfolger dann stets wieder von vorn anfangen müsse. Wenn nun aber weder einer geistlichen Behörde, noch einem einzelnen Minister die Leitung des Unterrichtswesens anvertraut werden dürfe, so ergebe sich als das Folgerichtigste die Einsetzung einer kollegialisch geordneten Behörde, welche 'die Direktion des sämtlichen Schuldienstes zur alleinigen Pflicht' habe. Das Kollegium würde aus dem Ressortminister als seinem Chef, mehreren 'praktischen Schulmännern' und einem der Landesverwaltung kundigen höheren Beamten zu bestehen haben und als Immediatbehörde unmittelbar unter den König zu stellen sein. Seine Amtsgeschäfte hätten sich zu erstrecken auf die Beaufsichtigung der gesamten äufseren und inneren Verfassung aller Unterrichtsanstalten, von den Universitäten und Gymnasien bis zu der letzten Dorf- und Mittelschule hinab, auf die Lehrerprüfungen und endlich auf die zur Verbesserung des Schulwesens zu treffenden Einrichtungen. Den Kostenaufwand für die neue Behörde schlug der Minister auf 4050 Thaler an.'

Der König Friedrich Wilhelm II. antwortete schon am 24. Januar, dafs er die Vorschläge 'ganz gut befunden habe' und vollzog dann am 24. Februar die Gutheifsung der vorgelegten Instruktion für das Oberschulkollegium, dem leider nur eine kurze Zeit segensreicher Wirksamkeit vergönnt war. Der Verwaltung desselben wurden nur zu bald wieder einige Schulgebiete entzogen und die spätere Umgestaltung desselben zum Unterrichtsministerium ist bis auf unsere Zeit wesentlich dadurch beeinträchtigt worden, dafs der Unterrichtsminister zugleich Kultusminister sein mufs, also nicht, wie es Zedlitz' Denkschrift wollte 'die Direktion des sämtlichen Schuldienstes zur alleinigen Pflicht' hat.

Wenn nun auch offenbar die Idee einer solchen staatlichen Centralbehörde der Schulaufsicht noch dem Zeitalter Friedrichs des Grofsen angehört, dem Kopfe seines vorzüglichsten Unterrichtsministers entsprungen ist, auch zu dem Schulregimente des grofsen Königs als Krönung gewifs viel besser gepafst hätte als zu dem seines Nachfolgers, so ist dieselbe doch zur Zeit Friedrichs des Grofsen nicht ausgeführt, wie es scheint, aus Scheu vor den mit solcher Verordnung verbundenen Kosten. Unter seinem Schulregimente mufste also das Zurückgreifen auf die unmittelbare Einwirkung des königlichen Willens oft als das einzige Mittel erscheinen, um die Nachteile der Zersplitterung der Schulleitung und der Schulaufsicht einigermafsen auszugleichen. Schon in dem kraftvollen und konsequenten Einsatz dieses königlichen Willens aber offenbarte sich doch deutlich das Wachsen des staatlichen Einflusses auf die Beaufsichtigung und Leitung des Schulwesens. Und bei der Ausführung der Leitung und Beaufsichtigung des Schulwesens nahm der König überdies doch zu oberst seine Staats- oder Etatsminister, die Landesregierungen, Kriegs- und Domainen-Kammern in Anspruch.

Die verschiedenen Schulreglements des Königs lassen es zwar dabei, dafs die unmittelbare Schulaufsicht wesentlich den Geistlichen anvertraut bleibt, aber die Befehle,

wie dieselbe anzustellen sei, und die Strafandrohungen im Falle der Vernachlässigung derselben lassen darüber keinen Zweifel, dafs diese Schulaufsicht im Auftrage des Staates geführt werden soll. Auch erscheinen überall die Gerichts-Obrigkeiten und Landesregierungen, die Kriegs- und Domainen-Kammern als wesentlich mitbeteiligt und in mancher Hinsicht selbst als übergeordnet. Demgemäfs heifst es denn auch am Schlusse des General-Land-Schul-Reglements: 'Es ergehet an alle Landes-Regierungen, Consistorien, Patrone, Beamten und Gerichts-Obrigkeiten, sowohl als an alle übrigen welche nach dieser Unseren Verordnung mit den Schulen auf dem Lande sich in einem oder dem andern Stücke zu beschäftigen haben, Unser so allergnädigster als ernstlicher Befehl nach diesem General-Land-Schul-Reglement bei vorkommenden Streitigkeiten und entstehenden Prozessen oder angestellten Untersuchungen sententionando sich allergehorsamst zu achten und alles auf das schleunigste und beste in Gang zu bringen.' — Ganz ähnlich lautet der Schlufs des General-Land-Schulreglements für die römisch Katholischen vom Jahre 1765. Das General-Vicariat-Amt, und die Vicare und Decane auswärtiger Diözesen werden genau angewiesen aus den eingegangenen Berichten der Schul-Inspektoren jährlich zweimal an die Kgl. Kriegs- und Domänen-Kammern über den Zustand der Schulen Bericht zu erstatten und diesen Kammern andererseits wird befohlen, dafs sie den angezeigten Gebrechen durch dienliche Mittel und Verordnungen ungesäumt abhelfen. Wie diese Schulaufsicht anzustellen, schrieben eine Instruktion wegen der jährlichen Land-Kirchen- und Schulen-Visitation vom 1. März 1764 und Cirkulare über die Anfertigung der sogenannten Schulkataloge vom Jahre 1765 und 1771 genau vor.

Auch das Privatschulwesen ward dieser Aufsicht unterworfen. Winkelschulen ohne obrigkeitliche expresse Bewilligung zu halten ward in allen Schulreglements ausdrücklich verboten. Wohlhabenderen Eltern indessen soll es nach dem General-Land-Schulreglement wohl erlaubt bleiben, für Haus und Kinder Privatinformatoren zu halten, jedoch nur so, dafs nicht anderer Leute Kinder, die noch nicht in höhern Wissenschaften unterrichtet werden können, von der ordentlichen Schule zurückgehalten und in dergleichen Privatunterricht hineingezogen werden. Und das General-Land-Schulreglement für die römisch Katholischen schreibt ausdrücklich vor: 'selbst Haus-Praeceptores sollen von Niemanden angenommen werden, wenn sie nicht entweder durch ein Attest eines Seminarien-Directoris erwiesen, dafs sie in der Kunst die Jugend zu unterrichten sich geübet, oder vor dem Pfarrer und Schullehrer des Orts ihre Fähigkeit dargethan, und in letzterm Falle von dem Pfarrer eine Bescheinigung hierüber aufzuweisen haben.'

Das führt uns schon zu dem zweiten Hauptpunkt, in welchem der wachsende Staatseinflufs des Friedericianischen Schulregimentes sich äufsert, zur Bildung und Anstellung der Lehrer.

'Da es aber — lautet § 12 des General-Land-Schulreglements — bei einer guten Schulverfassung vornehmlich auf einen rechtschaffenen Schulmeister ankommt, so ist sonächst Unser sowohl allergnädigster als ernstlicher Wille, dafs von allen und jeden, welche Schulmeister und Küster zu bestellen haben, darauf mit allem Fleifs gesehen werde, dafs zu den Schulämtern auf dem Lande ins künftige recht tüchtige Leute gelangen mögen.' Es sollen demgemäfs nach § 14 überhaupt auf dem Lande keine Küster und Schulmeister ins Amt eingewiesen und angesetzet werden, ehe und bevor sie von den Inspektoribus examinirt, in Examen tüchtig befunden und ihnen ein Zeugnis der Tüchtig-

keit mitgegeben worden. Für die eigenen Landschulen bei den Amtsstädten und in den Amtsdörfern ward die schon früher in der Kurmark ergangene Verordnung wiederholt, dafs keine zu Schulmeister und Küster angenommen werden sollten, als welche in dem Chur-Märkischen Küster- und Schul-Seminario zu Berlin eine Zeit lang gewesen und von dem dasselbe leitenden als Schulmann trefflichen Ober-Consistorialrat Hecker mit einem Zeugnis der Tüchtigkeit der Chur-Märkischen Kriegs- und Domänenkammer für Erlangung ihrer ordentlichen Vokation präsentiert worden. — Ähnliches forderte das General-Land-Schulreglement für die römisch Katholischen und bestimmte genau die Schulen, welche als Seminarien der künftigen Schulleute dienen sollten. Der gröfste Einfluſs auf diese Lehrerbildung ward im katholischen Schlesien dem Abte Felbiger von Sagan als einem vortrefflichen Schulmann zugewiesen.

Dafs das Schulregiment Friedrichs des Grofsen diese Grundsätze staatlicher Förderung der Lehrerbildung und Lehrerprüfung nicht nur für die Volksschullehrer gelten lassen wollte, dafs er vielmehr ähnliche Forderungen auch für die Lehrer höherer Schulen verwirklicht zu sehen wünschte, beweisen schon die für das höhere Schulwesen Schlesiens aufgestellten Reformpläne und das Schulreglement für die Universität in Breslau und die katholischen Gymnasien in dem Herzogtum Schlesien und der Grafschaft Glatz vom Jahre 1774, und spricht besonders deutlich die — wie schon bemerkt — bisher unbeachtete Verordnung der Cleve-Märkischen Landesregierung für die protestantischen Gymnasien und lateinischen Schulen im Herzogtum Cleve und in der Grafschaft Mark gleich in ihrem ersten § aus. 'Es ist — lautet derselbe — dem gemeinsamen Wesen äufserst daran gelegen, dafs keine andere, als geschickte Männer zu Schulbedienungen gelangen; daher soll hinfort kein Schullehrer sein Amt antreten ohne vorher gehörig geprüft zu sein. Ein neu berufener Rektor und Konrektor soll daher alsbald nach geschehener Ernennung der hochlöblichen Landesregierung, oder der davon niedergesetzten Schuldirektion angezeigt werden, welche demnächst ihn entweder von der philosophischen Fakultät zu Duisburg, besonders dem Professore eloquentiae daselbst, oder durch andere dazu zu bestellende Commissarios examinieren lassen, auch im Fall, dafs er schon im Schulamt bei den oberen Klassen eine geraume Zeit gestanden, und unstreitige Beweise seiner Geschicklichkeit gegeben hat, von dem alsdann nicht erforderlichen Examine dispensieren wird.

Die Präceptoren der unteren Klasse sollen vom Rektor und Konrektor im Beisein der Visitatoren oder Scholarchen examiniert, und sodann, nebst der Bescheinigung, dafs sie im Examine wohl bestanden, gleichfalls höhern Orts angezeigt werden. Bei diesen Prüfungen mufs insonderheit auf die Lehrfähigkeit der Kandidaten gesehen werden.' — Und § 5 sagt: 'Wäre eine Schule vorzüglich dotiert, so wäre es nützlich, einen Candidaten des Schulamtes dabei als Collaborator, bis zu seiner künftigen Versorgung anzuordnen, welcher in diesen (Aushülfe) Fällen brauchbar sein, und sich selbst durch diese Vorübungen zu seinem Berufe geschickter machen würde.'

Es wird also die Pflege der Lehrervorbildung an den höheren Schulen in der Weise empfohlen, wie es später 1787 der Direktor Gedike von der Regierung gebilligt zuerst am Friedrich Werderschen, dann am Kölnischen Gymnasium zu Berlin mit gutem Erfolg anordnete. Friedrich der Grofse würde diese Anordnung gewifs vollauf gut geheifsen haben. Das von ihm einmal ausgesprochene Lob der Franckeschen Stiftungen zu Halle traf wohl auch mit das dort schon 1714 von Francke geplante und

versuchte seminarium elegantioris literaturae, das für diejenigen bestimmt sein sollte, welche ex professo Schulwissenschaften treiben und sich zu Ämtern in gelehrten Schulen vorbereiten wollten, und das ja bis gegen Ende des Direktorats des jüngeren Freylinghausen, der 1785 starb, sich erhalten zu haben scheint.

Die Vorbedingung zu einer kräftigeren Entwickelung dieser höheren Lehrerbildung war das gröfsere Selbständigwerden des Schullehrerstandes gegenüber den Theologen, die in demselben nur vorübergehend dienten. Wie der König darüber dachte, zeigt deutlich seine in dem an Zedlitz gerichteten Kabinettsschreiben von 1779 enthaltene Forderung, 'dafs die Philosophie von keinem Geistlichen gelehret werde, sondern von einem Weltlichen 'sonsten ist es ebenso, als wenn ein Jurist einem Offizier die Kriegskunst lehren soll.' — Es war gewifs in Friedrichs Sinne, was damals F. A. Wolf in Halle über die nötige Vorbildung der Lehrer schrieb: 'er glaube, man erhalte so lange fort nicht tüchtige Lehrer, als die Schulmänner professionsmäfsig Theologen seien, die ihren cursum theologicum auf der Universität durchlaufen hätten und die Schulen für einen Durchgang in ein ruhiges oder fettes geistliches Amt ansähen.' Zu dieser damals noch fehlenden Selbständigkeit fachmännischer Schullehrerbildung mufste erst durch Förderung der entsprechenden Studien auf der Universität der Grund gelegt werden. Es ist auch ein Verdienst des Friedericianischen Schulregimentes, dies durch Pflege der philologischen Studien auf der Universität Halle, besonders durch Berufung F. A. Wolfs dahin als Philologen und Pädagogen zugleich mit Nachdruck gethan zu haben.

Das dritte Moment, in welchem sich der wachsende Einfluſs staatlichen Schulregimentes geltend machte, war die Energie, mit welcher für die allgemeine Schulpflicht eingetreten ward.

Schon die Landschulordnung für das Fürstentum Minden und die Grafschaft Ravensberg vom Jahre 1754 forderte das strenge Halten auf die Schulpflicht für Knaben und Mädchen, wo nicht eher, so doch vom fünften oder sechsten Jahre an bis in das dreizehnte und vierzehnte Jahr, so lange, bis die Kinder das Nötige vom Christentum gefafst, fertig lesen könnten, auch nach Gelegenheit und Gutbefinden der Eltern und Vormünder das Schreiben und Rechnen gelernt, insonderheit aber aus dem in der Provinz approbierten Katechismus den wahren Grund der Hoffnung zum ewigen Leben gefafst hätten. Von den Eltern und Vormündern, den Patronen und Gutsherrn ward gefordert, dafs sie auf die Ausführung dieser Pflicht strenge hielten und wenn dieses nicht geschah, durch Exekution der Ortsgerichts-Obrigkeit dazu genötigt würden. — Ähnlich lauten die Vorschriften der beiden General-Landschulreglements.

Freilich sind diese Forderungen der allgemeinen Schulpflicht schon zuvor dagewesen. Die katholische Kirche hatte schon vor der Reformation ähnliches hier und da zur Geltung zu bringen gesucht, aber ihr Trieb dazu war im Laufe der Jahrhunderte schwächer und ihre Macht die Forderung durchzuführen geringer geworden. Auch Luther hatte bekanntlich für das Recht und die Nothwendigkeit dieser Forderung ein lebhaftes Wort gesprochen und protestantische Fürsten und Städte hatten sich bemüht derselben nachzukommen. Die Forderung war also keinesweges, wie dies ihre modernen Gegner mitunter darzustellen belieben, eine protestantische oder preufsische Erfindung. Richtig ist nur, dafs voran in Preufsen Friedrich der Grofse den Willen gezeigt und die Macht besessen hat, dieser für den modernen Staat notwendigen allgemeinen Bildungsforderung

immer gröfsere Geltung zu verschaffen und sie zum unerschütterlichen Grundpfeiler unserer Volksbildung und unseres Staates zu machen, sodafs jetzt ein jeder, der an diesem Pfeiler rüttelt, sich damit selbst zum Feind der Bildung und des Staates stempelt.

Dem Geiste nach im engsten Zusammenhange mit diesem Ernste standen die politisch nicht immer richtig gewürdigten Edikte von 1749 und 1751, welche forderten, dafs Landeskinder, die nicht von allen öffentlichen Bedienungen im Lande ausgeschlossen sein wollten, auf einheimischen Schulen und Universitäten studieren müfsten. Diejenigen, welche diesem Gebot zum Schein dadurch zu genügen suchten, dafs sie sich ohngefähr ein halbes Jahr oder auch wohl noch weniger Zeit auf einer einheimischen Universität aufhielten und unter solchem Behelf hiernächst ihnen anständige Civil- oder geistliche Bedienungen frei suchten, auch erhielten, wurden mit fiskalischer Ahndung und namhaften Strafen bedroht, die vom Adel überdies an ein Edikt von 16. Januar 1748 erinnert, das für Adelspersonen auf Reisen und Aufenthalt aufser Landes ohne königliche Erlaubnis Konfiskation des Vermögens verordnet hatte. — Gewifs ist letzere persönliche Freiheitsbeschränkung nicht mehr nach dem Geschmacke unserer Zeit, aber man darf darum doch nicht die allgemein richtige politische Seite jener Edikte übersehen. Das Edikt von 1749 zunächst war gegen Diejenigen gerichtet, welche in dem Herzogtum Schlesien und der Grafschaft Glatz sich den Studien widmeten; das ist bezeichnend für den schulpolitischen Sinn des Ediktes. Die neu erworbenen Schlesier zogen es vielfach noch vor, ihre Söhne in die Schulen Böhmens, Mährens und des weiteren Auslandes zu schicken, in welchen sie österreichisch oder doch antipreufsisch denken und fühlen lernten. Das konnte natürlich dem Könige von Preufsen so wenig passen, wie etwa unserem Kaiser ein ähnliches Verhalten seitens der Elsässer. Jenes Verbot sagt auch im Grunde nichts anderes, als wenn in Verfügungen unserer Regierung noch jetzt der Besuch mancher Hochschulen des Auslandes dem Besuche deutscher Hochschulen nicht gleichwertig für zukünftige Anstellungs- oder Berufsberechtigungen erachtet wird. Eine solche Beschränkung wird auch jederzeit im Staatsinteresse begründet sein und es wird nur im Interesse freierer internationaler Geistesbewegung darauf ankommen, dafs sie nicht zu engherzig bemessen wird. In den meisten Fällen wird gegenwärtig eine Beschränkung auf die Forderung teilweiser Verwendung der Studienzeit auf heimischen Schulen bei Anordnung ergänzender Staatsprüfungen im Notfall ausreichen. In dem von allen Seiten so oft mit Krieg bedrohtem Lande Friedrichs des Grofsen mufs wohl auch eine weiter gehende Beschränkung als politisch berechtigt erscheinen. Freilich war die Voraussetzung zu diesem Rechte die, dafs im Lande selbst für gleich gute oder bessere Schulen gesorgt war.

Zwischen staatlicher Schulpflicht, begrenztem Staatsschulzwang und sorgsamer Staatsschulpflege besteht naturgemäfs ein notwendiges Wechselverhältnis. Sind gesetzlich alle Kinder schulpflichtig, wird von allen, die Verwendung im öffentlichen Dienste suchen, auch die Benützung der dargebotenen öffentlichen Schulen gefordert, so hat die Staatsregierung auch doppelt die Pflicht für das Vorhandensein guter und für das Volk passender Schulen zu sorgen. Und andererseits — hat die Staatsregierung für solche Schulen gesorgt, dann mufs sie auch gewisse Bedingungen für ihre Benutzung stellen, dieselbe wenigstens von allen denen fordern, denen sie Rechte und Stellungen im öffentlichen Leben anvertrauen soll. Zu welchem Unheil es führt, wenn man nur die zweite Seite als Staatsrecht und Staatspflicht, dagegen die erste als gegen das Freiheitsrecht der Einzelnen,

besonders der Eltern verstofsend ansieht, das hat die Schulgeschichte des Belgischen Liberalismus in unserer Zeit leider deutlich genug gezeigt. Gerade das macht den Vorzug des deutschen Staatsschulwesens aus, dafs an den hervorragendsten Stellen stets beide Seiten zugleich gesehen und gepflegt sind.

Das Schulregiment Friedrichs des Grofsen aber ragt in dieser Beziehung auch in Deutschland ganz besonders hervor.

Um dieses Urteil vollauf zu begründen, wäre nun freilich zu zeigen, dafs und wie die Regierung des Königs nicht blos für das Aufstellen gesetzlicher Normen, sondern ebenso sehr auch für die Beschaffung guter Schulen im Lande mit Nachdruck gesorgt hat. Diesen Nachweis hier vollauf aus der preufsischen Schulverwaltung zu erbringen, erlaubt die Kürze der mir verstatteten Redezeit nicht mehr; es mufs mir erlaubt werden, dafür auf meine ausführliche Arbeit in dem genannten Buche hinzuweisen und hier nur einiges Wesentliche zur Beglaubigung meines Urteils herauszuheben.

Vor allem mufs mir daran gelegen sein, einige gangbare Mifsdeutungen der Friedericianischen Schulverwaltung zu beseitigen. Dieselben treffen besonders die Fürsorge für die Beschaffung tüchtiger Lehrer. Friedrich der Grofse — so sagt man oft — habe wohl anfangs gute Forderungen für die Lehrerbildung und Lehrerprüfung gestellt, aber später habe er selbst in der Schulpraxis von diesen Forderungen absehen wollen, indem er auf Verwendung seiner Invaliden im Schuldienste drang und in Schlesien die Jesuiten als Lehrer begünstigte. Damit habe seine Schulverwaltung dem Schulwesen an einem der empfindlichsten Punkte geschadet. Sein Minister von Zedlitz selbst schrieb über den ersten Punkt im Jahre 1781 mit schwerem Herzen an den Dohmherrn von Rochow: 'Fast mufs ich auf die Aufnahme der Landschulen ganz Verzicht thun; der König bleibt bei der Idee, dafs die Invaliden zu Schulmeistern genommen werden sollen. Er vermengt die Billigkeit, verdiente Leute zu belohnen, mit der Pflicht, brauchbare Menschen zu bilden.' Andere haben mit Bezug darauf sein Jahrhundert spöttisch das Jahrhundert der Invaliden nennen wollen. Und seine Begünstigung der Jesuiten als Lehrer hat ihm von seiten Voltaires, d'Alemberts und ähnlicher Freidenker ebenso viel Tadel wie Lob von ihren Gegnern zugezogen.

Genau betrachtet hat dieses Verhalten des königlichen Schulregimentes doch schulpolitisch seine nicht zu verkennende Berechtigung.

Bei allen Verhandlungen zur Verbesserung des Volksschulwesens trat immer als Haupthindernis der Lehrermangel hervor und das Bemühen der königlichen Regierung war unablässig darauf gerichtet diesem Mangel abzuhelfen. In einem Schreiben Schlabrendorffs an die Kriegs- und Domänenkammer zu Breslau vom 15. Mai 1764 ward bemerkt, dafs in dem Ratiborschen Kreise, wo 169 Dörfer existierten, nur 30 Schulmeister befindlich seien, welcher Umstand auch in allen anderen Kreisen vorkomme. Am 20. Juli 1765 erstattete die Kammer dem Minister einen für die Schulstatistik überhaupt interessanten Bericht; nach demselben fehlten in Schlesien noch überhaupt 263 brauchbare Schulmeister. Die Beschaffung der zum Lehren tüchtigen Subjekte — heifst es in dem Bericht — lasse sich durch Strafen nicht bewirken. 'Denn es werden die Dominia, der Strafe zu entgehen, Leute ansetzen, welche blos die Gestalt von Schulmeistern hätten, dazu aber nicht begabt wären. Die nöthigen geschulten Subjecte hiezu sind im Lande rar; und ehe man nicht brauchbare Subjecte hat, lassen sich auch nicht einmal die schlechteren removieren, weilen

sonst gar viele Dörfer ohne Schulmeister sein würden.' Bei der Besitzergreifung von polnisch Preufsen wurden später ganz eben solche Erfahrungen gemacht. Der König zeigte sich nun selbst persönlich ganz besonders bedacht diesem Mangel thunlichst abzuhelfen. Schon drei Tage vor Abschlufs des Hubertusburger Friedens schrieb der König am 12. Februar 1763 dem damaligen Kultusminister von Dankelmann, er habe acht Schulmeister aus Sachsen angenommen, vier für die Kurmark und vier für Hinterpommern. Und nach dem Erwerb von Westpreufsen schickte der König zur Abhülfe des dortigen Lehrermangels eine ganze Kompagnie von 187 Lehrern hin, welche der Theologe Semler in Halle ausgesucht und eingeübt hatte. Für die 10 000 Thlr. Zinsen, der von ihm für die Hebung des dortigen Schulwesens bestimmten 200 000 Thlr. befahl er 1776 sofort so viele Schulmeister, als davon salarieret werden könnten, welches etwa 170 sein würden, an den notwendigsten Orten anzusetzen. Auch hatte ja ein Reskript von 9. Juli 1758 ausgesprochen, 'dafs Schulmeister- und Küsterstellen nicht zu den mit Invaliden zu besetzenden kleinen Bedienungen gerechnet werden sollten.'

Aber woher sollte man schliefslich die Lehrer in nötiger Zahl nehmen? Auch der mächtigste König kann keine Lehrer aus dem Boden stampfen. Man mufste sich eben doch schliefslich hin und wieder mit elenden Subjekten behelfen. Noch im Jahre 1771 setzte der König unter einen Bericht, der Vorschläge zur Verbesserung der Lehrergehalte machte, den Randvermerk: 'Die schlechten Schulmeisters seindt Schneiders die meisten, und müfste man sehen, ob man sie nicht in kleinen Städten könnte schneidern lafsen, oder wie man sie sonsten unterbringet, damit die Schulen desto eher in guten Stand kommen können, was eine interessante Sache ist.'

Hatte der König bei solcher Notlage nun wohl so Unrecht, wenn er schliefslich einen alten Schnurrbart aus dem siebenjährigen Kriege mit seinem im Soldatendienst gewonnenen Pflichtbewufstsein und seiner vaterländischen Gesinnung für einen doch noch besseren Lehrer hielt als den im Handwerk herabgekommenen Schneider oder einen verbummelten Studenten? — Schon Schleiermacher und neuerdings auch der Oberpostrat Fischer in einem vortrefflichen 1877 gehaltenen Vortrag über Friedrich den Grofsen und die Volkserziehung haben darüber richtiger geurteilt, als sonst oft geschehen ist. Hinzufügen mufs ich zur Richtigstellung der Thatsache noch, dafs bei diesen verkehrten Urteilen überdies immer übersehen ist, dafs es in der betreffenden die Invaliden empfehlenden KO. vom 31. Juli 1779 nur heifst, S. Majestät habe 'zu resolviren geruht, dafs, wenn unter den Invaliden sich welche finden, die lesen, rechnen und schreiben können und sich zu Schulmeistern auf dem Lande und sonsten gut schicken, sie dazu, besonders an Orten, wo höchstdieselben die Schulmeister salariren, employiret werden sollen.' Überdies bezeichnete der General von Schulenburg in einem dem geistlichen Departement am 16. Sept. d. J. übergebenen Verzeichnis von 3443 unversorgten Invaliden nur 74 Invaliden, zu denen hernach noch 5 hinzukamen, als zu Schulmeistern tüchtige Leute.

In betreff der Begünstigung der Jesuiten im höheren Schuldienste des katholischen Schlesiens ist zum Teil die gleiche Rechtfertigung am Platze, zum andern Teil ist dieselbe noch in einer anderen Richtung, in Gründen höherer Schulpolitik zu suchen. Das höhere Schulwesen der Katholiken in Schlesien stand zum grofsen Teil unter dem Einflufs der Jesuiten als Lehrer, man wufste nicht, woher die nötigen Lehrer zu nehmen, wenn man sie nicht wollte, zumal der Orden selbst sie bezahlte. Nun waren aber die

Jesuiten, wenn auch nicht an sich die besten, so doch noch verhältnismäfsig die kenntnisreichsten Lehrer unter den katholischen Ordensleuten, besser unterrichtet als die anderen katholischen Geistlichen, deren bodenlose Unwissenheit die Berichte der Amtsregierungen in kräftigsten Farben schildern. Jedenfalls aber waren die Jesuiten kosmopolitischer gesinnt, als die übrigen katholischen Geistlichen, deren vorwiegend österreichische Sympathien der König im Kriege kennen zu lernen hinreichend Gelegenheit gehabt hatte. Beides zusammen nun bestimmte ihn den Jesuiten seine Gunst zuzuwenden, um Einfluſs auf sie und durch sie auf die an der Jesuitenuniversität Breslau gebildeten katholischen Geistlichen zu gewinnen. Überdies hatte er im Dresdener Frieden versprochen, in Betreff der Religion den status quo in Schlesien zu erhalten; er hatte Jesuiten in Kirche und Schule vorgefunden, also muſste er sie behalten, da ihm als Ketzer, wie er wiederholt bemerkte, nicht verstattet sei sich durch den Papst vom Worthalten dispensieren zu lassen. Seine Schulpolitik bestand nun darin aus dieser Sachlage für sein neuerworbenes Land den gröfsten Vorteil zu ziehen. Zu diesem Zweck wuſste er es bei dem Jesuitengeneral durchzusetzen, daſs ihm derselbe für die Breslauer Universität fünf französiche Jesuiten schickte, die nun unter den dreizehn Lehrern der Universität seine Kerntruppen waren. Dieselben waren wissenschaftlich besser gebildet als die deutschen Jesuiten, hatten auch, was sie dem schlesischen Adel empfahl, mehr Lebensart als diese, und waren, was sie in seinen Augen besonders wertvoll erscheinen lassen muſste, nicht österreichisch gesinnt, hatten vielmehr ihm dem Könige von Preuſsen für seine Gunst zu danken. Mit diesen Jesuiten und dem verdienten Abte Felbiger von Sagan beriet nun der König die Reform der Universität Breslau und der höheren Schulen Schlesiens und das 1774 zu stande gebrachte Schulreglement ist so sehr ihr gemeinsames Werk, daſs unter dem Einfluſs des Königs selbst dieses Jesuitenreglement Aufklärungsluft atmet. Gröfser war diese Abhängigkeit der Jesuiten vom Könige geworden, als derselbe nach Aufhebung des Ordens durch den Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 die Bekanntmachung dieser Bulle in seinem Lande verbot und die Jesuiten als Lehrer seines Landes in Schutz nahm. Unter diesem Schutze versammelte der dortige Provinzial der Jesuiten verschiedene Rektoren der Kollegen zu einer Kongregation in Neiſse, auf welcher beschlossen ward, sich mit den auſser Schlesien in preuſsischen Landen, auch mit den in England befindlichen Jesuiten zu vereinigen und so bald wie möglich, da ihr General nebst seinen Assistenten zu Rom arretiert sei, auf eigenes Vorgehen einen Generalvikar zu wählen und ihr Ordensleben auch gegen den Willen des Papstes fortzusetzen. Und trotz dieser offenen Auflehnung der Jesuiten gegen die Kurie setzte es die Kraft des Königs bei dem 1774 neu gewählten Papste durch, daſs im Jahre 1776 die Bestimmungen der Aufhebungsbulle, nach welcher 'sämtliche Glieder des Ordens aller ihrer Ämter, Verwaltungen der Kollegien, Schulen, Hospitäler für verlustig erklärt waren', für die im schlesischen Schuldienste verwendeten Jesuiten zurückgenommen wurden, obschon der Orden als solcher aufgehoben blieb. Der König war damit zufrieden und folgerte nun aus der Aufhebung des Ordens als selbstverständlich, daſs die Exjesuiten nicht ferner mehr die stiftungsmäſsige Verwaltung und Verwendung der Güter führen könnten; diese übernahm der Staat. Der Weihbischof von Strachwitz selbst unterstützte dies, und auf seinen Antrag bestimmte der König am 7. Februar 1776 die reichen Besitzungen der Jesuiten zu einem allgemeinen Schulfonds für alle katholischen Bewohner Schlesiens. Die Jesuiten muſsten

ihren Namen und ihre Ordenstracht ablegen und wurden durch eine Instruktion vom 26. August 1776 als Priester des königlichen Schuleninstitutes nach dem vom Könige vorgeschriebenen Plane einzig und allein auf den Unterricht der katholischen Jugend hingewiesen. Die Jesuiten fügten sich gern und waren dem Könige noch dankbar für den gewährten Schutz, und selbst der Weihbischof will aus Dankbarkeit für des Königs Handlungsweise mit allen katholischen Unterthanen ihm zu Füfsen fallen.

'So hatte denn der König — bemerkt der jetzige altkatholische Bischof Reinkens in einer Festschrift der Breslauer Universität — unter Zustimmung der kirchlichen Behörde die reichsten Mittel und 127 Jesuiten, die damals noch in Schlesien waren, zur Disposition, um die Erziehung der katholischen Jugend ganz nach seinen Plänen und nach seinem Herzen einzurichten und zu leiten.'

Diese Entwickelung des königlichen Schulregimentes in betreff des katholischen Hochschulwesens in Schlesien giebt sicherlich auch für die Schulpolitik unserer Tage manches zu denken. Vor allem beweist sie, wie viel die Staatsmacht bei klarem und festem Willen auch von der katholischen Kirchenmacht zu erreichen im Stande ist. Auch läfst sich nicht in Abrede stellen, dafs auf dem eingeschlagenen Wege für die Reform des katholischen Schulwesens, selbst der Universität, mehr erreicht wurde, als man im Banne eines Jesuitenlehrplanes für möglich gehalten hätte. Zugleich aber liefert doch auch diese Reformgeschichte den Beweis, dafs auf diesen Bahnen konfessioneller Hochschulgestaltung kein stetiger wissenschaftlicher Fortschritt zu gewinnen ist. Die Breslauer Universität hat erst seit der Vereinigung der Jesuitenschule mit der Frankfurter Hochschule im Jahre 1811 für die Wissenschaft eine Bedeutung gewonnen. Für die Schulpolitik des Königs aber hatten diese durch ihn reformierten Jesuitenschulen doch ihre grofse Bedeutung, sie hoben die Studien und erleichterten politisch die Verbindung Schlesiens mit Preufsen. In diesem Lichte gesehen, mufs die Jesuitengunst des Königs beurteilt werden und mufs dann sowohl pädagogisch als politisch gerechtfertigt erscheinen.

Müfste ich nun nach Erledigung der genannten beiden häufigeren Mifsdeutungen der Friedericianischen Schulverwaltung auch noch den eingehenden Beweis liefern, wie sehr dieselbe trotz der vielen Kriegsstörungen, die der König zu überwinden hatte, auf allen Gebieten für den Fortschritt des Schulwesens eintrat, so würde ich Ihre Geduld zu lange noch in Anspruch nehmen. Es mag hier in diesem Kreise genügen, dafs ich an Bekannteres erinnere und nur einige Grundzüge hervorhebe.

Was der König von den Edelleuten für die Pflege des Schulwesens auf dem Lande forderte, zeigt ein Reskript vom 29. Oktober 1741. Er befahl kurzweg, dafs auf ihren Betrieb in der Zeit von einem halben Jahre die nötigen Schulen in den adligen Dörfern gebaut sein sollten. Die Amtshauptleute wurden angewiesen, die Edelleute des Landes dazu anzuhalten und die entsprechenden Nachweise zu fordern. Diese Befehle wurden wiederholt in Erinnerung gebracht. Kam ein Edelmann, wie Eberhard von Rochow, solchem Wirken aus freien Stücken zuvor, so hatte er sich der besonderen Gunst des Königs und seiner Minister zu erfreuen. Unablässig spornte der König in gleicher Weise die Landes- und Amtsregierungen zur Förderung des Volksschulwesens an. Über das, was infolge dessen geschah, haben die neueren Publikationen aus den königlichen Archiven höchst lehrreiche Berichte der Kammern an den Minister und des Ministers an den König mitgeteilt. In einem solchen Bericht vom Jahre 1765 berichtet der Minister Schlabren-

dorff, dafs in Schlesien noch 251 neue Schulen angelegt worden seien, um den Kindern das Schulwesen bequemer zu machen. Ähnliches ward nach dem Erwerb von polnisch Preufsen alsbald von dort berichtet.

Es ist bekannt, welcher Gunst sich die 1747 zu Berlin gegründete erste Realschule seitens der königlichen Regierung zu erfreuen hatte. Und keineswegs verband sich mit dieser Förderung des Realschulwesens, wie mitunter gesagt worden ist, ein utilistischer Zug der königlichen Schulverwaltung. Wie sehr vielmehr der König selbst auf die Hebung der klassischen Studien an den Gymnasien halten wollte, spricht sein Kabinetsschreiben an den Minister von Zedlitz von 1779 bestimmt und deutlich aus. Auf das Erlernen des Lateinischen sollte allgemein Gewicht gelegt werden und die Vernachlässigung des Griechischen wurde bitter beklagt. Die guten Deutschen — schrieb der König mit Bezug darauf einmal — schienen jetzt ihr Nachbarvolk nachahmen zu wollen, das liebenswürdig sei, aber oberflächlich an Gelehrsamkeit. Selbst eine bessere Pflege des Deutschen forderte der angeblich so ausschliefslich für französische Sprache und Litteratur eingenommene König. Vor allem aber forderte er Anleitung zum Selbstdenken und Selbstarbeiten von den Gymnasien und Hochschulen und legte deshalb besonders Gewicht auf die Lehre der Mathematik, der Logik und der Philosophie überhaupt.

Und verständiger Weise wies er seine Regierung an, in diesem Sinne zunächst einige Gymnasien in Hauptstädten zu reformieren und liefs diese Reform in die Hände passend ausgesuchter Direktoren legen. Er wufste, dafs die rechten Männer am rechten Platze noch wichtiger waren, als richtige Reglements, dafs jedenfalls diese ohne jene wertlos sind. Und im grofsen Ganzen mufs man sagen, dafs an den höheren Schulen Preufsens selten so viele als Gelehrte und Pädagogen zugleich tüchtige Männer gewirkt haben wie damals. Es begreift sich daher wohl, dafs der Stand der Gymnasien sich bei solcher Schulverwaltung beträchtlich hob.

Auf den Universitäten sehen wir ein Gleiches. Wiederholte Reskripte des Königs, nach Frankfurt und Halle gerichtet, drangen energisch auf Abstellung von Unsitten des akademischen Lebens und forderten Beweise des Fleifses von Schülern und Lehrern. Manche Reskripte boten such an sich vernünftige Anregungen zu Fortschritten der Wissenschaft und der Lehrmethode, und wenngleich der König dabei mitunter vergafs, dafs für Marschrouten der Wissenschaft selbst königliche Befehle nicht ausreichen, so wollte er doch auch hier gewifs das Richtige. Und im grofsen und ganzen fand seine Regierung auch zur Erreichung dieser Ziele den für Hochschulen gewifs richtigen Weg in der Berufung und Beförderung der Männer, die geeignet waren, für diese Ziele zu wirken; es genügt an Namen, wie Wolff, Kant, Baumgarten, Semler, Niemeyer, Klotz, F. A. Wolf, Karsten, Eberhard, Sprengel, Forster, Kraus, Ludewig, zu erinnern, um für die Richtigkeit dieser Behauptung Glauben zu erwecken. Vor allem aber gewährte Friedrichs Schulregiment den Universitäten eine Freiheit des Denkens und Lehrens, wie man sie an anderen Universitäten nicht genofs. Eine seiner ersten Regierungshandlungen bekundete diesen Willen, die Rückberufung des früher wegen seiner philosophischen Lehrmeinung über die Willensfreiheit aus Halle vertriebenen Philosophen Wolff. Seine Regierung hielt darauf, dafs auch der theologischen Fakultät in Halle diese Freiheit nicht verkürzt würde. Diesen Vorzug Preufsens vor andern Ländern hat Aug. Hermann Niemeyer 1817 in seiner zur Säkularfeier Halles erschienenen Schrift 'Die Universtät Halle nach

ihrem Einfluſs auf gelehrte und praktische Theologie in ihrem ersten Jahrhundert' mit beherzigenswerten Worten hervorgehoben. 'Halle — sagte er — genoſs seit ihrer Stiftung das seltene ihr oft beneidete Glück der Lehrfreiheit, und hatte dies dem wahrhaft preiswürdigen Geiste der Regierung zu danken, welcher sie angehörte. Ihre ersten Theologen galten bei ihrer Gründung in aller Welt für heterodoxe Irrlehrer, gegen die man sich auf so vielen deutschen Universitäten, besonders da, wo die Cathedra-Lutheri standen, alle Heftigkeiten erlaubte. Brandenburg nahm sie in Schutz, achtete ihren frommen Sinn und lieſs sich auf Untersuchung ihrer Systeme nicht ein. Als sich späterhin die theologische Denkart veränderte, durfte sich auch jede freiere Forschung ungescheut hervorwagen. Es traten im 18. Jahrhundert überall gelehrte und hochverdiente Männer auf; und besonders in der zweiten Hälfte auch einige, die in einzelnen Wissenschaften wohl vor uns den Preis errangen. Was hatte die theologische Gelehrsamkeit nicht einem Pfaff, Bengel, Mosheim, Walch, Ernesti und seiner ganzen Schule zu danken! Gleichwohl waren sie durch ihre Abhängigkeit vom Staate beengt, und dadurch, sich selbst oft bewuſst, einseitig und furchtsam geworden. Die sächsischen Theologen beengte lang die Rücksicht auf einen katholischen Landesherrn und der Vertrag, nicht über die symbolischen Bücher hinauszugehen. — Der so erleuchtete Staatsminister von Münchhausen bewachte sehr streng die Orthodoxie seiner geliebten Georgia Augusta, damit sie das Vertrauen des Auslandes nicht verlieren möchte. Heilmann, Heumann, Michaelis selbst hatten oft einen schlimmen Stand, und Büsching verlor durch seine biblische Theologie die Aussicht auf Beförderung. Man sehe die Münchhausenschen Originalbriefe in Büschings Selbstbiographie. Teller, der ebenso freimütige als gelehrte Mann konnte sich nach Erscheinung seines Lehrbuches in Helmstädt nicht halten. Berlin nahm ihn auf. Wie viel mehr Beispiele lieſsen sich noch von anderen Universitäten anführen. Unter Preuſsens Regenten fand keine Bewachung, folglich auch keine Beschränkung der Lehrart statt, und wenn zuweilen doch beschränkt werden sollte, so ging es von den Lehrern selbst aus. Schwerlich wäre es in der früheren Zeit an irgend einem Orte einem Manne wie Semler möglich gewesen, so ungestört zu untersuchen und zu lehren. — Eine vom Staate so sehr begünstigte Lehrfreiheit ist unstreitig dem Miſsbrauch ausgesetzt; aber sie bleibt dennoch unentbehrlich, wenn die Bahn des Forschens nicht verzäunt werden, wenn die Wissenschaft gedeihen soll. Der Beruf des Gelehrten ist ein anderer als der des Jugend- und Volkslehrers. Sein Spielraum muſs freier sein, oder er hört auf zu sein, wozu er berufen ist.'

So der Theologe Niemeyer zu Anfang dieses Jahrhunderts. Wie vorteilhaft nimmt sich diese Weisheit aus gegenüber der Unweisheit derjenigen Theologen der Gegenwart, die aus Bangnis vor dem Miſsbrauch der Lehrfreiheit jetzt eine Beschränkung auf Grund des Bindens an die Bekenntnisschriften erstreben! Trotz der Erfahrung der Geschichte wollen sie nicht wissen, daſs sie damit das höchste Gut der Universitätslehre antasten, ihr die Seele nehmen und zugleich der Theologie als Wissenschaft den Todesstoſs versetzen, überdies der Religion nicht im mindesten nützen.

Das Schulregiment Friedrich des Groſsen wuſste, daſs es für die Universitätslehre kein höheres Gut giebt als die Wahrung der vollen Freiheit des Denkens, Forschens und Lehrens, und daſs man den Mut haben muſs zu glauben, daſs die Wahrheit dabei schlieſslich doch am besten fährt. Kant hat das dem groſsen König zum höchsten Ruhme angerechnet. Ich höre von allen Seiten rufen: räsonniert nicht — schrieb Kant.

Der Offizier sagt: räsonniert nicht, sondern exerciert! der Finanzrat: räsonniert nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: räsonniert nicht, sondern glaubt! Nur ein einziger Herr in der Welt sagt: räsonniert so viel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht!' — Dieser Herr war Friedrich der Grofse.

Wir hoffen, dafs das preufsische Schulregiment diese Tradition des Fridericianischen Schulregiments festhalten und auch im übrigen die sichere Festigkeit in der gleichen Richtung bald wieder gewinnen wird. Denn die Geschichte bezeugt es, dafs die Hochflut einer liberalen Schulpolitik stets zugleich die Hochflut des preufsischen Staatslebens gewesen ist. Und jetzt mehr noch als früher mufs an eine solche Hochflut sich die Hoffnung von ganz Deutschland knüpfen.

Der Vorsitzende: Meine Herren! Sie haben bereits durch Ihren Beifall dem Herrn Redner Ihre Dankbarkeit zu erkennen gegeben. Ich darf also Ihrer freundlichen Zustimmung gewifs sein, wenn ich demselben für seinen tiefdurchdachten, neue Forschungen erschliefsenden, in jeder Hinsicht vollendeten Vortrag nochmals herzlichst danke. Ich erteile nunmehr das Wort dem Herrn Oberbibliothekar Dr. Duncker aus Kassel zu seinem Vortrage:

Über den gegenwärtigen Stand der Limesforschung.

Herr Dr. Duncker:

Hochgeehrte Herren! Als ich auf Wunsch des verehrlichen Präsidiums es übernahm, hier, wo wir uns noch nicht zwei Stunden entfernt von der Stelle befinden, an welcher der Limes Romanus am weitesten in das Chattenland vorgeschoben war, über den gegenwärtigen Stand der Limesforschung vor der deutschen Philologenversammlung zu sprechen, habe ich mir die Schwierigkeit eines solchen Wagnisses nicht verhehlt. Deshalb mufs ich von vorneherein um Ihre gütige Nachsicht bitten, wenn Erwartungen, die sich vielleicht an diesen Vortrag knüpfen, nicht in Erfüllung gehen sollten.

Man darf wohl behaupten: In den beiden letzten Jahrzehnten sind die Untersuchungen über den Limes, nachdem sie längere Zeit geruht hatten, im erfreulichsten Fortschreiten begriffen. Eine beträchtliche Litteratur ist zu den älteren Arbeiten hinzugekommen und hat diese in vielen Punkten verbessert und ergänzt. Wir besitzen jetzt auch mehrere kürzere übersichtliche Darstellungen über den gesamten Stand der Forschung auf den einzelnen Strecken. Mit ihrer Hilfe kann sich auch derjenige Philologe und Historiker, der diesen Fragen seither ferner gestanden hat, rasch orientieren. Es ist das Verdienst Emil Hübners, 1878 in den Bonner Jahrbüchern mit einer solchen Publikation vorangegangen zu sein.[1]) Hübners Aufsatz wirkte in hohem Grade anregend. Denn er legte zum ersten Male im Zusammenhange klar, wie viel immer noch zu thun sei, um ein wissenschaftlichen Anforderungen entsprechendes Bild des grofsen militärischen Bauwerks zu gewinnen, das von Theodor Mommsen im neuesten Bande seiner 'Römischen Geschichte' als das 'älteste geschichtliche Gesamtdenkmal Deutschlands' bezeichnet wird.[2]) Hübner ist bei der vorher genannten Arbeit nicht stehen geblieben. Er hat 1879 durch eine lichtvolle populäre Darstellung, die den Titel 'Römisches in Deutschland' führt, in der 'Deutschen Rundschau'[3]) aufser den Altertumsfreunden auch weitere gebildete Kreise für diese Untersuchungen

1) Heft 63, S. 17 ff.
2) V, 134.
3) Bd. XX. Jahrg. V, 116 ff.

zu interessieren gewufst, liefs noch in demselben Jahre dem ersten Aufsatze in den Bonner Jahrbüchern einen Nachtrag folgen[1]) und wird, wie mir bekannt geworden ist, in aller Kürze eine weitere Zusammenstellung der seit 1879 gemachten Limesforschungen erscheinen lassen.[2])

Auch ein ausländischer Forscher, der Engländer Thomas Hodgkin, hat 1882 eine recht lesenswerte Abhandlung über den Pfahlgraben und den Stand seiner Erforschung veröffentlicht, die ursprünglich in den Schriften der Society of Antiquaries zu Newcastle am Tyne erschien, dann aber auch in Separatausgabe verbreitet worden ist.[3]) Ziemlich gleichzeitig brachte die unter Onckens Leitung stehende 'Allgemeine Geschichte' eine zusammenfassende Darstellung Felix Dahns im zweiten Bande seiner 'Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker', welche den Römern und ihren Spuren im späteren Deutschland, und darunter auch dem Limes, besondere Aufmerksamkeit widmete.[4])

Neben Hübners, Hodgkins und Dahns Arbeiten sind noch die beiden in diesem Jahre veröffentlichten, aus Vorträgen in Würzburg, Mannheim und Karlsruhe entstandenen Schriften Herman Haupts[5]) und Ferdinand Haugs[6]) zu nennen. Die Abhandlung Hermann Haupts nimmt vorzugsweise auf den in Bayern gelegenen Teil des Limes Rücksicht und enthält ebenfalls höchst schätzenswerte Litteraturnachweise, während der Vortrag Haugs sich namentlich durch eine gute Übersicht über die einzelnen Perioden in der Geschichte der Erforschung des Grenzwalls auszeichnet. Aufserdem liefs der königlich preufsische Ingenieur-Oberst z. D. und Konservator des Museums zu Wiesbaden, Herr von Cohausen, im vorigen Jahre ein umfangreiches Werk über den ganzen Lauf des Limes erscheinen, das eine militärische und technische Beschreibung desselben giebt und mit Karten, Plänen und Profilen reich ausgestattet ist.[7]) Schliefslich darf nicht unterlassen werden, darauf hinzuweisen, dafs die von Felix Hettner und Karl Lamprecht 1882 begründete 'Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst' nebst ihrem Korrespondenzblatte bereits eine Reihe von wichtigen Beiträgen zur Limesforschung gebracht hat und mehr und mehr fortfährt, sich für die Ergebnisse dieser Studien, die Besprechung neuer dahin einschlagender litterarischer Erscheinungen und für Mitteilungen von Einzelfunden zum Centralorgan zu gestalten.

Würde ich nun meine heutige Aufgabe so auffassen, dafs ich den gesamten Stand der Forschung auf der ganzen Ausdehnung des limes Raeticus und Transrhenanus berücksichtigte und ein resümierendes Referat darüber zu geben versuchte, so liefe meine Darstellung wohl mehr oder weniger auf eine jener Arbeiten hinaus, wie sie bereits von Hübner, Haupt und Haug geliefert, den meisten Philologen und Historikern bekannt nnd jedem leicht zugänglich sind. Und zu wiederholen, was in diesen Schriften schon vortrefflich gesagt ist, würde noch nicht die einzige Gefahr sein, der ich ausgesetzt wäre.

1) Heft 66, S. 13 ff.

2) Hübner hat, bevor diese 'Verhandlungen' zum Druck gelangten, inzwischen seine Abhandlung im Dezember 1885 unter dem Titel 'Neue Studien über den römischen Grenzwall in Deutschland' in den Bonner Jahrbüchern Heft 80, S. 23 ff. veröffentlicht. Auch diese Arbeit zeugt wiederum von der aufserordentlichen Sachkenntnis ihres Verfassers. [Nachträglicher Zusatz Dunckers.]

3) S. meine Besprechung des Buchs in v. Sybels hist. Zeitschr. N. F. XVIII, 356 ff.

4) Urgeschichte II, 421 ff.

5) Würzburg. 1885.

6) Mannheim. 1885.

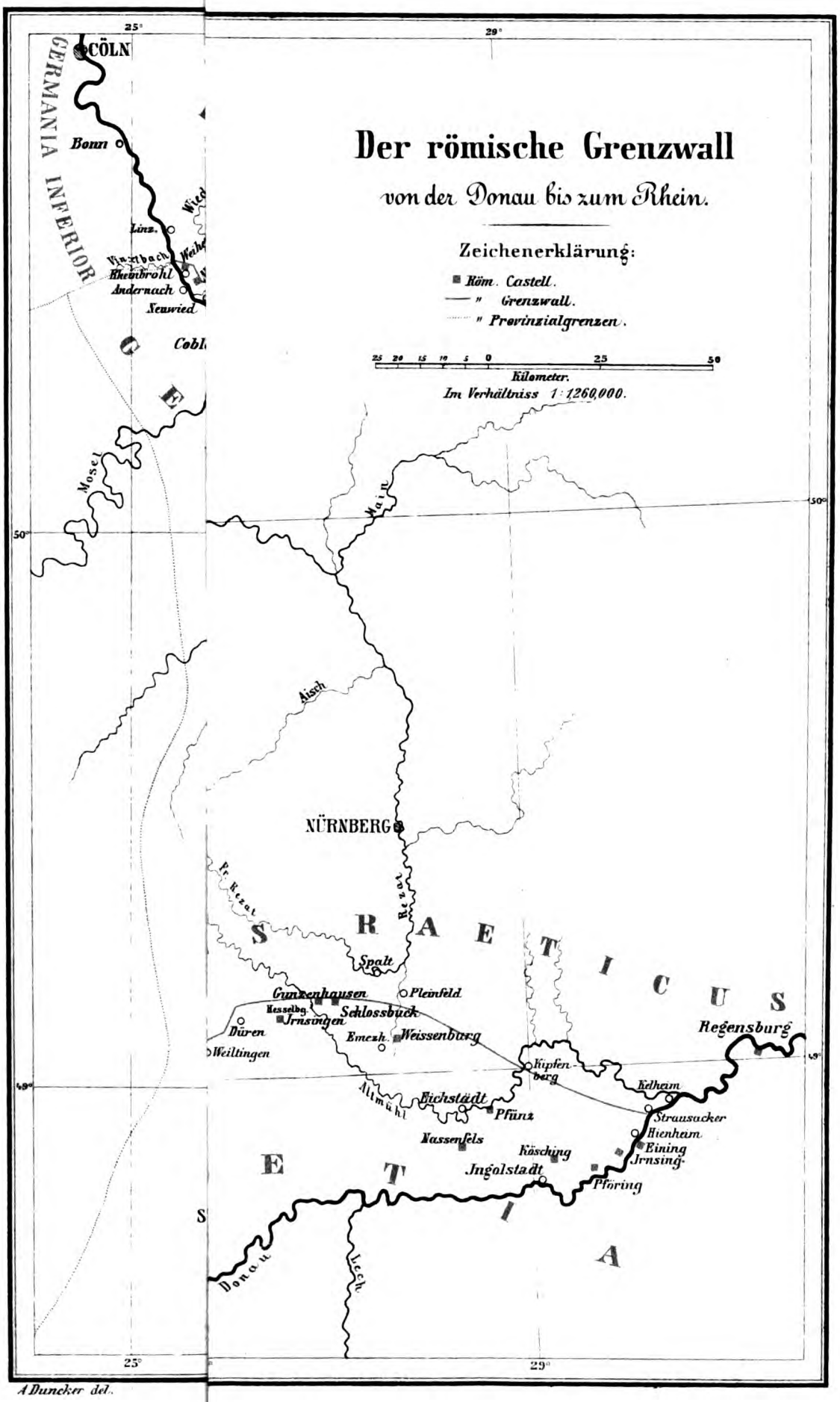
7) Wiesbaden. 1884.

Denn wollte ich, wie recht und billig, die verdienstlichen Leistungen der Specialforscher für die einzelnen Abschnitte nicht übergehen, so müfste sich das, was ich in der mir verstatteten kurzen Zeit unter gleichmäfsiger Berücksichtigung der verschiedenen Arbeiten zu bieten vermöchte, in der Hauptsache auf eine Zusammenstellung von Namen und Titeln, von Büchern und Abhandlungen beschränken. Eine solche Aufzählung könnte wahrlich nicht dazu beitragen, den an sich schon etwas trockenen Stoff lebensvoller zu gestalten. Ich glaube es deshalb vorziehen zu müssen, zuerst in ganz allgemeinen Zügen über die Resultate zu sprechen, zu denen man neuerdings bezüglich des Laufs und der Konstruktion der Hauptteile des Limes gelangt ist und mich dann der Behandlung einiger Fragen auf einer Strecke zuzuwenden, die innerhalb des deutschen Staates gelegen ist, der unsere Versammlung gastlich aufgenommen hat.

Bei den ungemein dürftigen Nachrichten, die uns die alten Schriftsteller über den Bau und das Vorhandensein des Limes in Deutschland gewähren, Nachrichten, die fast nur in gelegentlichen Erwähnungen des Walles in den Feldzügen eines oder des anderen Kaisers bestehen, kann es nicht befremden, wenn fast bis in die allerletzte Zeit sogar wesentliche Differenzen über die Gesamtausdehnung der Linie vorhanden waren. Der Anfang des Baus in Süddeutschland an der Donau oberhalb Kelheims und der Mündung der Altmühl stand zwar schon längst fest; ebenso glaubte man der Kenntnis der Art und Richtung des Walles und seiner Befestigungen im bayerischen und württembergischen Franken, an der Grenze der einstigen römischen Provinz Raetien, sicher zu sein. Dagegen bestanden abweichende Meinungen über seinen nordwestlichen Lauf durch Württemberg und Baden bis zum Main, ferner über die Stelle der Fortsetzung des Bauwerks auf dem rechten Mainufer und seinen Verlauf durch die Wetterau nach dem Taunus hin. Das im Taunus selbst zwischen Use und Lahn liegende Stück hatte sich zwar durch die Bemühungen der nassauischen Forscher schon einer weit genaueren Feststellung zu erfreuen. Jedoch war man über den Endpunkt des ganzen Walles am Rhein verschiedener Meinung und suchte denselben zum Teil südlich, zum Teil nördlich der Stelle bei Rheinbrohl, bei der ihn erst die neueste Untersuchung durch Cohausen evident nachgewiesen hat.

Gegenwärtig ist nun in diesen Grundfragen der Stand der Forschung ein wesentlich anderer geworden. Denn wir müssen jetzt sagen: Über die Befestigungsweise des Limes Raeticus, der Strecke von der Donau bis zum Remsthale in Württemberg, sind wir heute verhältnismäfsig am allerwenigsten genau unterrichtet. Es ist den Gelehrten und Technikern, die zuletzt auf dieser Strecke Beobachtungen angestellt haben, zweifelhaft geworden, ob wir in der steinernen Mauer ohne vorliegenden Graben die an einigen Stellen vom Volke die Teufelsmauer genannt wird, in der That den vorgeschobensten Teil der römischen Grenze in Raetien zu erblicken haben und ob nicht einzelne Befestigungen, die vor dieser Mauer lagen, in Verbindung mit natürlichen Hindernissen durch Flufsthäler und Höhenzüge dort das Ende des römischen Reichs markierten. Ich führe hier zwei Arbeiten der letzten Jahre an, deren Ausführungen beweisen, welche Unsicherheit noch in diesen Fragen herrscht. So hat der jüngere Paulus, der Landeskonservator Württembergs, dem man die 1877 und 1878 in Gemeinschaft mit Professor Ernst Herzog und Oberstlieutenant Finck veranstaltete und 1880 veröffentlichte[1]) Vermessung und Auf-

1) Württemb. Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Jahrg. III. S. 81 ff


Der römische Grenzwall
von der Donau bis zum Rhein.
Zeichenerklärung:
Röm. Castell.
" Grenzwall.
" Provinzialgrenzen.
25 20 15 10 5 0 25 50
Kilometer.
Im Verhältniss 1:1260000.
CÖLN
Bonn
Linz.
Andernach
Neuwied
GERMANIA INFERIOR
Mosel
Main
Aisch
NÜRNBERG
Rezat
Fr. Rezat
RAETICUS
Spalt
Pleinfeld
Gunzenhausen
Schlossbuck
Irnsingen
Emezh.
Weissenburg
Düren
Weiltingen
Regensburg
Kipfenberg
Kelheim
Allmühl
Eichstädt
Pfünz
Strausacker
Hienheim
Eining
Irnsing
Nassenfels
Kösching
Ingolstadt
Pföring
Donau
Lech
25°
29°
49°
50°
A Duncker del.

nahme der durch Württemberg ziehenden Limeslinie verdankt, im vorigen Jahrgange der württembergischen Vierteljahrshefte[1]) für Landesgeschichte die Behauptung aufgestellt, daſs jene Steinmauer gleichsam als der 'Rückenmarksstrang' des römischen Verteidigungsgebiets angesehen werden müsse und mitten durch den an der raetischen Grenze 4—6 Stunden breiten Verteidigungsgürtel der Römer gelaufen sei. Dieser Verteidigungsgürtel habe sich bis in die Gegend von Ellwangen und Abtsgemünd erstreckt. In der Entfernung einer römischen Meile lagen vor der Mauer nach der Ansicht von Paulus Türme oder auch sogenannte Burstel, d. h. Burgställe, von denen die Mehrzahl noch nachgewiesen werden könne. Auſserdem befanden sich in mäſsiger Entfernung hinter der Mauer und so ziemlich genau im Abstand von je vier römischen Meilen feste Lager oder feste Wohnplätze. Die Lage und Gröſse der römischen Vor- und Rückschanzen ist nach Paulus eine sehr verschiedene; sie erweisen sich fast immer auf mehreren Seiten durch künstliche oder natürliche Seen oder Sümpfe gedeckt. Doch muſs betont werden, daſs meines Wissens von allen diesen Bauwerken noch kein einziges systematisch untersucht und aufgenommen worden ist. So lange dies nicht geschehen ist, wird man sich wohl über die Stichhaltigkeit der Paulus'schen Hypothese noch kein Urteil bilden können.

Professor F. Ohlenschlager in München, der sich um die Topographie des römischen Bayern und um die Kenntnis der dort einst stationierten römischen Heeresabteilungen anerkannte Verdienste erworben hat, gesteht in einem 1883 erschienenen Aufsatze[2]) über das Römerlager bei Eining auf dem rechten Donauufer, worin er das Abusina der notitia imperii erblickt, ganz offen, 'daſs von sämtlichen Kastellen des rätischen Limes noch nicht eins aufgedeckt und wissenschaftlich untersucht worden ist.'[3]) Es werden da zwar eine Menge Orte genannt, bei denen sich unzweifelhafte Spuren römischer Ansiedelungen fanden, und von denen manche auch als Befestigungen angesehen werden können. Sie finden solche Orte, wie Nassenfels, Pfünz, Weissenburg, Irnsingen u. s. w. auf der in Ihren Händen befindlichen Kartenskizze[4]) einstweilen sämtlich als Kastelle bezeichnet. Aber die meisten dieser Orte liegen, wie Sie sehen, weit hinter der Teufelsmauer in sehr verschiedenem Abstande, der von $2\frac{1}{2}$ Kilometer bis zu 13 und mehr Kilometer Entfernung differiert. Dagegen beträgt auf der etwa bei Lorch beginnenden Strecke des Limes Transrhenanus bis zum Main hin die Entfernung des am weitesten hinter dem Wall liegenden Kastells, des von Öhringen, nur $2\frac{1}{2}$ Kilometer, während alle übrigen Befestigungen ihm näher liegen. Auf der Linie des Pfahlgrabens zwischen Main und Rhein schwankt dagegen der Abstand der Kastelle vom Wall meistens nur zwischen 50 und 400 Metern.

Ein nicht weniger ins Auge fallender Unterschied macht sich in der Entfernung der einzelnen gröſseren Kastelle voneinander geltend. Während auf der Strecke von Lorch bis zum Main die Entfernungen derselben zwischen 12 und 14 Kilometer differieren und sie zwischen Main und Rhein noch näher, 8—11 Kilometer voneinander, liegen, bemüht man sich am limes Raeticus noch vergeblich, ein System in der Lage der Kastelle,

1) a. a. O. Jahrg. VII. S. 42 ff.

2) Eine wiedergefundene Römerstätte. 'Ausland' Nr. 19.

3) S. 14 des mir von Ohlenschlager freundlichst übersandten Separatabdrucks des Aufsatzes im 'Ausland'.

4) S. die dem Vortrage beigegebene Karte.

die dort, wie Sie sehen, bald einander sehr nahe, bald sehr weit voneinander entfernt liegen, mit Bezugnahme auf die vor ihnen herlaufende Grenzmauer zu erkennen. Die Wachttürme stehen am ganzen limes Transrhenanus unmittelbar hinter dem Wall; am limes Raeticus stehen sie entweder auf der Mauer oder hinter derselben. Die Gründe für diesen Unterschied lassen sich nach den vorliegenden Beobachtungen noch nicht angeben. Im Juni d. J. hat nach Zeitungsberichten[1]) Paulus auf der württembergischen Strecke der Teufelsmauer zwischen Schwabsberg und Dalkingen unmittelbar hinter derselben die Fundamente eines starken viereckigen Turmes von 46 röm. Fufs Seitenlänge ausgegraben, der eine Mauerdicke von 4—8 Fufs besessen haben soll und dessen Fundamentmauern noch 7 Fufs Höhe betragen sollen. Es ist zu bedauern, dafs Cohausen von eigenen Untersuchungen am limes Raeticus nur über eine mit Conrady unternommene Begehung der kurzen Strecke von Gunzenhausen bis Pleinfeld berichten kann.[2]) Aufser den Resten mehrerer Türme haben dabei beide Herrn die Trümmer eines kleinen 19 Meter im Quadrat haltenden Kastells, Schlofsbuck genannt, 3000 Schritt östlich Gunzenhausens, konstatiert, das 30 Schritt hinter der Teufelsmauer liegt. Man mufs mit Cohausen übereinstimmen, wenn er von jener Strecke sagt:[3]) 'Für das Fehlen der Grenzcastelle sind bisher noch keine stichhaltigen Gründe aufgefunden worden. Es ist dies um so auffallender als der Hadrianswall in Northumberland, der wie der bayerische aus einer Mauer und zwar einer noch viel höheren Mauer besteht, so reichlich, fast alle 6000 Meter, mit Castellen besetzt ist'. Gewöhnlich wird diese abweichende Art der Grenzmarkierung in Raetien zu der freundschaftlichen Stellung in Beziehung gebracht, welche nach Tacitus am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. die Römer zu den germanischen Nachbarn an diesem Teil der Grenze, den Hermunduren, einnahmen. Dieser Meinung hat sich auch Mommsen kürzlich in seinem in der 'Westdeutschen Zeitschrift'[4]) erschienenen Aufsatze über den oberrheinischen Limes angeschlossen. Im 41. Kapitel der Germania berichtet Tacitus von den Hermunduren: 'Ihre Völkerschaft ist den Römern treu und darum wird diesen allein von den Germanen der Verkehr nicht blos am Ufer — das der Donau ist gemeint — sondern auch im Binnenlande und in der glänzenden Kolonie der raetischen Provinz gestattet. Sie kommen überall und ohne Wachen hinüber und während wir den übrigen Stämmen nur unsere Waffen und unsere festen Lager zeigen, haben wir diesen unsere Stadt- und Landhäuser geöffnet, ohne dafs sie darum bitten.'

Indessen blieb darum die Grenze Raetiens gewifs nicht ohne Schutz, selbst wenn wir annehmen, dafs am Ende des 1. Jahrhunderts noch gar keine Grenzmauer, sondern der Limes nur in einer Grenzstrafse bestand. Dafs diese Bedeutung des Wortes limes der einer Befestigung durch Wall, Mauer oder Graben vorangeht, hat kürzlich Th. Mommsen wiederholt betont.[5]) Es mag da die Verteidigungsweise innegehalten worden sein, wie wir sie auch im Taunus- und Maingebiet anfänglich treffen. Ich komme auf diesen Punkt später nochmals zurück.

Wie stark zur Zeit Trajans die gesamte Besatzung Raetiens war, belehrt uns ein 1867

1) Korrespondenzblatt der Westd. Ztschr. Juni 1885. Nr. 60.
2) Cohausen, Grenzwall. S. 18 ff.
3) a. a. O. S. 325.
4) Jahrg. IV. S. 51.
5) Röm. Gesch. V, 111, Anm. 1; Westd. Ztschr. IV, 43 ff.

zu Weifsenburg an der schwäbischen Rezat gefundenes Militärdiplom vom Jahre 107, das zuerst Wilhelm v. Christ in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie publiziert hat.[1]) Das Diplom zählt vier Alen und elf Cohorten auf, worunter sich zwei doppelte in der Stärke von 1000 Mann befinden, so dafs wir noch nicht auf die Zahl von 9000 Mann als Garnison der ausgedehnten Provinz gelangen.[2]) Aber was vielleicht für die friedlichen Verhältnisse an der raetischen Grenze zur Zeit des Tacitus, der seine 'Germania' im Jahre 98 schrieb, und für die nächsten Jahrzehnte richtig ist, braucht darum für die Zustände im zweiten Jahrhundert keine dauernde Gültigkeit zu besitzen. Julius Capitolinus erzählt im 8. Kapitel seiner Vita des Marc Aurel, dafs zur Zeit dieses Kaisers die Chatten in die Provinzen Germanien und Raetien einbrachen und dafs Gajus Aufidius Victorinus, einer der Lieblinge des Kaisers, zu ihrer Bekämpfung abgesandt wurde. Als das Jahr, in dem dies geschah, wird 162 n. Chr. angenommen.[3]) Die Erwähnung Raetiens setzt voraus, dafs die an dessen Grenze wohnenden Hermunduren von den Chatten entweder überwältigt worden waren, oder was noch wahrscheinlicher ist, mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht hatten. Über den Verlauf jenes Kriegs sind wir nicht unterrichtet. Wir wissen nur, dafs er noch keineswegs einen für die Römer siegreichen Ausgang genommen hatte, als 167 n. Chr. auch Marcomannen und Quaden über die Donau in Noricum und Pannonien einfielen. Seit Jahrhunderten hatte das römische Reich nicht in gleicher Gefahr geschwebt. Fast das ganze Grenzland zwischen Rhein und Alpen mufs damals von den Germanen überflutet gewesen sein. Schon drangen die Marcomannen über die julischen Alpen vor und bestürmten Aquileja, schon waren andere Germanenscharen, worunter sich nach Mommsens Meinung[4]) auch Chatten befanden, durch Raetien über den Brenner nach Oberitalien hinabgestiegen, als es dem tapferen Marc Aurel und seinen Feldherrn endlich gelang, der Feinde Herr zu werden. Pompejanus und der nachmalige Kaiser Pertinax werden als die Feldherrn genannt, die endlich, um 172 n. Chr., Raetien und Noricum von den Germanen säuberten. Es war naturgemäfs, dafs die Verteidigung der Reichsgrenze nach diesem Kriege eine wesentlich stärkere wurde. Besonders war dies, wie uns inschriftliche Funde belehren, am raetischen Limes der Fall. Wir wissen, dafs die Befestigung des Hauptlagers Regina castra, des heutigen Regensburg, im Jahre 179 erneuert und erweitert wurde,[5]) dafs die raetische Armee, die vorher höchstens 10 000 Mann betragen hatte, damals durch die Errichtung der legio III Italica bedeutend verstärkt und dem Befehlshaber dieses Heeres unter dem Titel eines legatus Augusti pro praetore die Gesamtleitung der Provinz übertragen wurde, während Raetien vorher unter einem Procurator gestanden hatte. Damals wird auch der limes Raeticus mehr dem System des Walles angepafst worden sein, wie er schon in Obergermanien nördlich des Mains gegen die Chatten bestand.[6]) Zugleich aber wurde die Grenze des Decumatenlandes im Neckargebiet weiter nach Osten vorgeschoben und im

---

1) Jahrg. 1868. Bd. II. S. 409 ff.

2) Nicht viel anders stellt sich die Truppenstärke in Raetien nach dem Regensburger Militärdiplom vom Jahre 166, das Ohlenschlager in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie von 1874 Bd. 1. S. 193 ff. publizierte.

3) Mommsen, R. G. V. 210.

4) R. G. V, 147 und 210, Anm. 2.

5) Ohlenschlager, die röm. Truppen im rechtsrhein. Bayern. München 1884. S. 11 ff.

6) Haupt, Röm. Grenzwall S. 41 ff.

Anschlufs an den limes Raeticus in gerader nach Nordwesten gerichteter Linie ein Wall bis zum Main gezogen. Hinter diesem Walle, dem südlicheren Teil des Limes Transrhenanus, erbaute man nebst den üblichen Zwischenkastellen und Wachttürmen die sieben grofsen Kastelle bei Welzheim, Murrhardt, Mainhardt, Öhringen, Jagsthausen, Osterburken und Walldürn. Nach früheren Annahmen, insbesondere nach den Untersuchungen des älteren Eduard Paulus, stiefs diese Linie an den Main bei Freudenberg, zwischen Miltenberg und Wertheim. In neuester Zeit ist jedoch durch W. Conrady nachgewiesen, dafs der Wall seine schnurgerade Richtung unweit Walldürns ohne bisher erkennbaren Grund plötzlich änderte und sich um das dortige Kastell Alteburg nach Westnordwest wendete, um den Main bei Miltenberg zu erreichen.

Im Gegensatze zu der Steinmauer des limes Raeticus besteht die würtembergisch-badische Strecke von der Rems zum Main nur aus einem Erdwall mit vorgelegtem Graben. Die Türme stehen niemals, wie teilweise beim limes Raeticus, auf dem Walle, sondern stets in verschiedenen Abständen hinter demselben. Die Kastelle sind meistens in Umfang und Einrichtung den Kastellen des Main-Rheinlimes ähnlich, der gleichfalls aus Erdwall mit Graben besteht. Die ganze Anlage der Lorch-Miltenberger Linie erinnert überhaupt an den Limes zwischen Main und Rhein; nur macht die gröfstenteils gerade Richtung der südmainischen Linie den Eindruck rascherer Errichtung. Dazu würde stimmen, dafs ihre Aufführung sofort nach einer siegreichen Abwehr anwohnender Germanenstämme ins Werk gesetzt wurde, in einem Augenblicke, wo man sich um frühere Gebietsgrenzen nicht zu kümmern hatte. Wir besitzen von dieser Linie datierte Inschriften aus der Zeit Marc Aurels, eine bei Ohringen gefundene aus dem Jahre 169,[1]) eine andere von Jagsthausen aus dem Jahre 179.[2]) Mommsen ist geneigt,[3]) den Namen Vicus Aurelii für die Niederlassung bei Ohringen von Marc Aurel herzuleiten, während Keller in seiner 1871 erschienenen Monographie über diese Ansiedelung den Namen mit Marcus Aurelius Antoninus Caracalla in Verbindung bringt, der nach dem Zeugnisse des Dio Cassius[4]) auf seinem 213 gegen die Alamannen unternommen Feldzuge Kastelle in jenen Gegenden anlegte und den Orten seinen Namen gab. Die Inschrift, auf der die vicani Aurelianenses genannt werden, stammt aus dem Jahre 232, ist also unter der Regierung des Severus Alexander, der übrigens auch Aurelius heifst, gesetzt und kann beim vorläufigen Mangel weiterer Zeugnisse die Frage nicht entscheiden. Der 174 Kilometer lange Limes Raeticus wird, wie schon wiederholt hervorgehoben, durch eine Mauer, die zum Teil gemörtelt, zum Teil mauerartige Anschüttung sein soll, gebildet, während die 321 Kilometer der trockenen Grenze des Transrhenanus kein Mauerwerk, sondern nur Erdwall mit Graben zeigen. Als Grund für diese Verschiedenheit der Konstruktion wird angegeben, auch neuerdings von Cohausen, dafs die geognostische Gestaltung des Landes, das die Teufelsmauer durchzieht, der schwäbische und fränkische Jura, einen solchen Steinbau bedingt und erleichtert habe. 'Die Flötze der Juraformation, sagt v. Cohausen,[5]) zeigen allenthalben plattenförmige Schichtungen und rechtwinkelige Absonderungen und sind daher ebenso leicht zu brechen,

1) Brambach, C. I. Rh. 1558.
2) Brambach, C. I. Rh. 1618.
3) R. G. V, 141. Anm. 4.
4) 77, 13.
5) Grenzwall, S. 11.

als sie wegen ihrer Lagerhaftigkeit und ihrer geraden Köpfe leicht zu trockenen Mauern aufgeschichtet werden können.' Sowohl der Muschelkalk und Sandstein in Württemberg als die Basalte der Wetterau sowie die Grauwacke, zumal die Quarzite des Taunus und des rheinischen Schiefergebirgs, widerstreben nach Cohausens Ansicht einer solchen Verwendung. Ob dies allein der maſsgebende Grund der Verschiedenheit ist, vermag ich nicht zu entscheiden.

Wir verlassen nun den raetischen Grenzwall und halten uns um so weniger bei der württembergisch-badischen Strecke des Transrhenanus auf, als eben schon bei ihrer Vergleichung mit dem Raeticus über ihre Bauart das Notwendigste gesagt ist. Nur darauf möge hier noch hingewiesen werden, daſs über den Punkt des Anschlusses des Limes Transrhenanus an den Raeticus noch verschiedene Ansichten existieren. Als beseitigt gilt zwar die Vermutung des älteren Paulus, daſs der Hohenstaufen als der südliche Ausgangspunkt des Transrhenanus anzusehen sei. Ob aber bei Lorch oder etwas nördlicher, bei Pfahlbronn und dem Haghof, die Verbindung der Limites stattgefunden habe, ist noch unentschieden.[1]) Nach Herzog zieht der Limes auf den Höhen südlich des Leinthals nach Pfahlbronn. Aber der jüngere Paulus und Cohausen haben sich wieder für den bei Lorch stattgehabten Anschluſs ausgesprochen und fassen das von Herzog als Limes betrachtete Stück vom Brackwanger Hof bis Pfahlbronn als eine vor dem Grenzwall herziehende römische Hochstraſse auf, deren dominierende Lage gegenüber dem Limes nach Cohausens Erfahrungen nichts Befremdliches hat. Eine andere, mir aber wenig wahrscheinlich dünkende Ansicht geht dahin, daſs beide Linien, der Transrhenanus und Raeticus, unabhängig voneinander gebaut und an der Grenze der Provinzen Ober-Germanien und Raetien erst nachträglich miteinander in Verbindung gebracht worden seien, wodurch sich die Doppellinie an jener Stelle erkläre.[2]) Der endgültige Austrag dieser Frage gehört zu den Aufgaben, welche für den nach Osten ziehenden Teil der württembergischen Strecke noch zu erledigen bleiben.

Aber der Limes von Miltenberg bis Pfahlbronn oder Lorch und weiter bis Kelheim an der Donau ist nicht die einzige Linie, welche südlich des Mains von den Römern systematisch als Grenze befestigt wurde. Es ist eine Reihe von Kastellen vorhanden, die sich weiter westlich vom Main her durch den Odenwald zum Neckar hinabzieht und die man vor noch nicht langer Zeit mit dem Namen der Mümling-Linie bezeichnete, da man annahm, daſs sie bei Obernburg, unweit der Mündung der Mümling in den Main, geendigt habe. Auf diese Kastellreihe machte zuerst Knapp in der 1812 erschienenen verdienstlichen Schrift 'Römische Denkmale des Odenwaldes' aufmerksam. Auf Grund von Lokaluntersuchungen wies er eine Anzahl der Kastelle, die von Lützelbach, Heunhaus, Eulbach, Würzberg, Hesselbach und Schlossau nach und sprach sich für die Fortsetzung dieses Wehrsystems nach Süden hin aus, wo er richtig Ober-Scheidenthal als den in Betracht kommenden Punkt erkannte. Dann aber irrte er nach Südosten ab, indem er von Ober-Scheidenthal aus eine Verbindung mit dem von uns heute als Linie Lorch-Miltenberg gekannten Grenzwalle annahm. Diesen kannte er nicht durch eigene Untersuchungen, sondern nach der Schilderung Hansselmanns, der das Stück

1) Auf der beigegebenen Karte habe ich beide vermutete Linien eingetragen.

2) Haupt, Röm. Grenzwall. S. 12.

von Mainhardt bis Osterburken untersucht und 1768 und 1773 ausführlich beschrieben hatte. Erst der allerneuesten Zeit blieb es vorbehalten, den Abschluſs der Odenwald-Linie, wie wir sie zunächst nennen wollen, nach Norden sicher festzustellen und für ihre Weiterführung nach dem Süden wichtige Resultate zu gewinnen. Die von Karl Christ aufgestellte Vermutung, daſs die Linie sich über Oberscheidenthal hinaus weiter nach Süden erstreckt habe, erwies sich bei der 1882 durch E. Wagner erfolgten Ausgrabung des dortigen Kastells als richtig. Man weiſs jetzt, daſs die Kastellkette über Neckarburken nach dem Neckar hinzog, den sie bei Gundelsheim erreichte. Dann scheint dieser Fluſs selbst, hinter dem Befestigungen bei Wimpfen, Böckingen und auch wohl an anderen Stellen lagen, eine ziemliche Strecke weit die Grenze gebildet zu haben, bis, vielleicht von Cannstatt aus, die Verbindung mit dem raetischen Limes über Lorch hin hergestellt wurde. Die nähere Feststellung dieses Anschlusses ist noch nicht erfolgt. Sie hat auch deshalb ihre besondere Schwierigkeit, weil hier nicht, wie bei den übrigen Linien, Reste eines Walls oder einer Mauer den Forscher leiten[1]), sondern nur eine jetzt vielfach beseitigte Straſse, an der in regelmäſsigen Entfernungen Wachttürme standen, die Kastelle verband. Bleibt aber der Südpunkt dieser Main-Neckar-Linie noch ungewiſs, so ist es doch dem Scharfsinne und Fleiſse W. Conradys gelungen, wenigstens ihren nördlichen Anfangspunkt in dem Kastell von Wörth am Main, das zwischen Obernburg und Miltenberg gelegen ist, nachzuweisen. In den Jahren 1882 und 1883 hat Conrady diese Kopfstation der Main-Neckar-Linie ausgegraben. Sowohl durch den Nachweis des geringen Abstands des Wörther Kastells von den nächsten Mainkastellen bei Trennfurt und Obernburg als besonders durch die Verschiedenheit seiner Bauart von denselben und seine Ähnlichkeit mit den Odenwaldkastellen glaubt er die Richtigkeit seiner Entdeckung dargethan zu haben.[2]) Über die Entstehungszeit dieser Linie herrscht noch ebensoviel Unsicherheit wie über die Errichtungszeit des gesamten Limes. Conrady neigt sich der Meinung zu, daſs die geradlinige Strecke Lorch-Miltenberg früher gebaut sei als die Kastellkette vom Main zum Neckar, die man in aller Muſse des Friedens vollendet habe, während der Bau der Strecke von Lorch bis Miltenberg den Eindruck mache, als habe es sich dabei darum gehandelt, ein okkupiertes Gebiet mit einem Schlage dem Reiche einzuverleiben. Für diese rasche Vollendung der fast geradlinigen Wallstrecke spricht gewiſs Vieles, wie ich auch schon vorher zugab. Nur möchte ich mich, wie ebenfalls bereits angedeutet, angesichts der seitherigen inschriftlichen Funde an beiden ziemlich parallelen Linien der Ansicht Mommsens zuneigen, daſs die Strecke Lorch-Miltenberg erst unter Marc Aurel und zwar in Verbindung mit der bedeutenden durch den Chatten- und Marcomannenkrieg veranlaſsten Verstärkung des Limes Raeticus gebaut sei. Zwei bei Böckingen am Neckar gefundene Inschriften aus dem Jahre 148 n. Chr., also aus der Regierungszeit des Antoninus Pius stammend,[3]) scheinen dafür zu sprechen, daſs die Main-Neckar-Kastellkette schon unter diesem Kaiser vorhanden war. Gewiſs ist der Bau ihrer Kastelle, die sich durch eine besonders sorgfältige Architektur auszeichnen, in einer Periode erfolgt, wo den Römern volle Muſse für die Arbeit zu Gebote stand. Das würde den friedlichen Zeiten im Anfange des zweiten Jahrhunderts,

1) Ich folge hierbei der Autorität Conradys nach schriftlichen Mitteilungen desselben.
2) Westd. Zeitschr. III, 270 ff.
3) C. J. Rh. 1583 und 1590.

in denen wir nichts von Kämpfen an der germanischen Grenze hören, ganz und gar entsprechen.

Bei der Betrachtung der Main-Neckarlinie drängt sich doch wieder der Gedanke auf, dafs die Form des Grenzschutzes durch einzelne Kastelle mit einer verbindenden Etappenstrafse ebenso wie nördlich des Mains, so auch in Süddeutschland die ursprüngliche war. In diesem Falle würden wir auch schon eine bessere Erklärung für die Lage der hinter dem Limes Raeticus jetzt angenommenen Kastelle besitzen, als wir sie bisher haben. Ein guter Teil der Römerstätten im raetischen Grenzgebiet, wie Pföring, Kösching, Pfünz, Weifsenburg, liegen an einer gegenüber der Römerstätte von Eining beginnenden Strafse, die sich zwar in ungleichmäfsigem Abstande von der Teufelsmauer, aber doch in einer im allgemeinen nach Nordwesten festgehaltenen Richtung hinzieht. Diese Römerstrafse ist meines Wissens über Weifsenburg hinaus noch nicht näher festgestellt worden, hat aber jedenfalls eine Fortsetzung nach Westen besessen. Eine solche grofse Reichsgrenzstrafse, die, durch Kastelle und Wachttürme gesichert, die Kommunikation der Grenzgarnisonen vermittelte, mögen wir also am Ende des ersten Jahrhunderts im Gebiete zwischen Donau und Main annehmen. Im Gebiete der Rems an der Grenze Raetiens lag der Verbindungspunkt der Main-Neckar- und der Neckar-Donaustrafse. Der spätere Limes Raeticus ebenso wie der südmainische Transrhenanus in Form von Mauer und Wall bedeuten eine allgemeine und wohl ziemlich gleichzeitig erfolgte Vorschiebung nnd stärkere Sicherung der Grenze, ohne dafs dadurch die Befestigungen der alten Reichsgrenzstrafse, die alten limites, überflüssig geworden wären, wenn man auch ihre Kastelle in friedlichen Zeiten wohl nur schwach besetzt hielt. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs die Ausführung dieser älteren, grofsen süddeutschen Reichsgrenzstrafse ohne Wall schon von Domitian in Angriff genommen wurde und der Bau dann unter Trajan und seinen Nachfolgern, wo in diesen Gegenden Ruhe herrschte, mit aller Mufse sorgsam durchgeführt wurde. Dagegen hatte man, wie nachher zu besprechen sein wird, schon am Ende des ersten Jahrhunderts nördlich des Mains gegen die kriegerischen und feindseligen Chatten eine stärkere Grenzwehr nötig.

Der Gedanke, in Hadrian den Erbauer des ganzen deutschen Walles zu sehen, der sich auf eine Stelle bei Spartian[1]) stützt, ist aufzugeben. Spartian redet von Verhauen, die gleich einer Mauer gegen die Barbaren errichtet wurden an vielen Stellen, wo diese nicht durch Flüsse, sondern durch Reichsgrenzstrafsen (non fluminibus sed limitibus) von den Römern geschieden waren. Damit ist gewifs nicht der transrhenaische Wall gemeint. Mit Recht sagt Mommsen:[2]) 'Mag dieser Wall Pallisaden getragen haben oder nicht, kein Bericht würde nur diese erwähnen und den Wallbau übergehen.'[3]) Hadrian, der die Grenzverteidigung revidierte und zwischen 121 und 123 n. Chr. als Kaiser Germanien bereiste,

1) H. A. Vit. Hadr. 12.

2) R. G. V. 141, Anm. 1.

3) Auch ich glaube mit Mommsen a. a. O., dafs die Benennung 'Pfahl' für das Werk keine römische ist. Die älteste Form, worin uns der Wall in der Karolingerzeit genannt wird, ist Pollum. Unter diesem Namen erscheint er zuerst 791 oder 792 in einer Schenkungsurkunde an das Kloster Lorsch. Die Form 'Phal' findet sich zuerst in einer Grenzbeschreibung des Klosters Bleidenstadt unter Erzbischof Richolf von Mainz im Jahre 812. Die Bezeichnung 'Phalgraben' (nachher auch Palgraben, Polgraben u. s. w.) tritt von 1408 an urkundlich auf, während in den früheren Bezeichnungen von einem Graben keine Rede ist. Vgl. W. F. v. Preuschen-Liebenstein im Korrespondenzblatt der deutschen

das er schon als Tribun der 22. Legion kennen gelernt hatte, wird sich wohl persönlich davon überzeugt haben, wie weit die von Trajan getroffenen Einrichtungen gediehen waren und gewifs auch manches zu ihrer Verbesserung angeordnet haben. Aber sowohl die südmainische Reichsgrenzstrafse vom Main zum Neckar und von da zur Donau als der nordmainische und Taunuslimes bestanden zu seiner Zeit schon im wesentlichen. Zu einer Vorschiebung der Grenze war damals kein Grund vorhanden. Eine solche Gebietserweiterung lag auch gar nicht in der durch anderweitige Beispiele genugsam bekannten Tendenz Hadrians, das Reich in seinen alten Grenzen zu halten und unsichere Vergröfserungen zu vermeiden oder aufzugeben.

Wir wenden uns nun zu dem nördlichsten Abschnitte des Limes Transrhenanus, dem Stücke zwischen Main und Rhein. Hier ist vor allen Dingen die Beseitigung eines Irrtums zu erwähnen, der Jahrzehnte lang auf die Limesforschung in dieser Gegend lähmend und verwirrend wirkte. Dieser Irrtum bestand in der Annahme eines Zugs des Walles durch Vogelsberg und Spessart nach dem Main hin. Die Geschichte dieser falschen Theorie soll hier nicht wiederholt werden. Es genüge, die Namen ihrer hauptsächlichsten Vertreter zu nennen. Auf den Mainzer Historiker Pater Fuchs folgte Wenck in seiner hessischen Landesgeschichte, auf diesen Steiner und schliefslich Karl Arnd. Ihren Ausführungen gemeinschaftlich war der Umstand, dafs sie etwa bei Hungen in Oberhessen den Anschlufs an den nach dem Main hinabziehenden und auf dieser Strecke allerdings vielfach zerstörten Grenzwall verloren und nach Osten und Südosten hin abirrten. Am detailliertesten bildete der Landbaumeister Arnd zu Hanau schliefslich den Irrtum aus. In den Jahren 1858—61 verfocht er in mehreren Schriften die Behauptung, dafs im dritten Jahrhundert Kaiser Probus, der bekanntlich siegreich bis zum Neckar und zur rauhen Alp vordrang, eine beträchtliche Erweiterung des Limes auch nördlich des Mains vorgenommen habe. Die Spuren dieses Neubaus des Probus durch Vogelsberg und Spessart bis zum Main in der Nähe Freudenbergs östlich Miltenbergs glaubte er im einzelnen noch nachweisen zu können. Auf diese Entdeckung verwendete Arnd mehr Mühe als auf die sorgfältige Erforschung der Spuren des Limes durch die Wetterau oder des inneren Limes, wie er ihn nannte, über den gerade damals Untersuchungen veröffentlicht wurden, welche die seinigen bei weitem in Schatten stellten. Dies waren die Arbeiten des preufsischen Oberstlieutenants F. W. Schmidt, der in den Jahren 1833—1845 den Limes Transrhenanus wiederholt bereist hatte. Schmidt war 1846 in Berlin gestorben. Die von ihm hinterlassenen wertvollen Aufzeichnungen wurden aber erst 1859 von seinem Bruder zunächst in den Nassauer Annalen[1]) publiziert. Schmidt hat, wie heute feststeht, schon an sehr

Geschichtsvereine 4. Jahrg. Nr. 13. S. 122 ff. [Vgl. jetzt auch hierzu W. Scherers sprachliche Erklärung des Wortes. Bonner Jahrbücher, H. 80, S. 76. Nachträglicher Zusatz Dunckers.]

Deutsch war auch die Bezeichnung der Kastelle als 'burgi', ein Name, der sich ja bis auf den heutigen Tag bei sehr vielen derselben erhalten hat. Mommsen R. G. V. 141. Anm. 2. erklärt die Wachttürme für die 'burgi', weil sich in einem solchen zwischen Hesselbach und Schlossau eine Weihinschrift 'ob burgum explic(itum)' gefunden hat. Ich möchte mit E. Wagner, Westd. Ztschr. Correspdzbl. 1. Juli 1884. Nr. 91 S. 85 'burgus' auf das gesamte Schlossauer Kastell mit den ihm zunächst gelegenen Türmen beziehen. Die Inschrift dankt dem Juppiter für die Vollendung dieses Abschnitts der Befestigungsanlagen. Vielleicht war der betreffende Wachtturm der zuletzt dort fertig gewordene zum Limes gehörige Bau und wurde sie deshalb bei diesem Turm gesetzt.

1) VI, S. 107 ff.

vielen Punkten das Richtige gesehen. Die Arbeiten Arnds, der seinen Scharfblick nicht zu würdigen wufste, bilden gegenüber den Schmidtschen geradezu einen Rückschritt in der Forschung. An den Irrtum Arnds knüpfte sich der Wilhelm Arnolds. Arnold glaubte sogar in den Formen von Ortsnamen in Spessart und Vogelsberg Stützen für die Ansicht Arnds gefunden zu haben, und trat ihr in seinen bekannten Werken 'Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme. Zumeist nach hessischen Ortsnamen' und 'Deutsche Urzeit' bei.

Nachdem es mir gelungen war, auf induktivem Wege diese Arnd-Arnoldsche Theorie zu erschüttern und den Nachweis zu erbringen, dafs die Behauptungen Arnds sowohl nach den Angaben der Quellen, als vom Standpunkte der Archäologie und Sprachwissenschaft aus haltlos seien[1]), mufs es als das Verdienst Conradys und Friedrich Koflers bezeichnet werden, dafs meinen Ausführungen durch Lokalforschungen die erforderliche sichere Grundlage gegeben wurde. Kofler hat für den Vogelsberg[2]), Conrady für den südlichen Spessart dargethan, dafs dort niemals ein römischer Wall bestand, und dafs alle Folgerungen, welche man an dort angeblich entdeckte römische Lager und römische Altertümer knüpfte, sich bei näherer Besichtigung als unbegründete Behauptungen herausstellten. Conrady wies die Richtigkeit meiner Behauptung nach, dafs der Main anstatt des Walles von Miltenberg bis Grofs-Krotzenburg südöstlich Hanaus die Grenze des Römerreichs gebildet habe und das linke Ufer des Flusses durch eine Reihe grofser Kastelle geschützt gewesen sei.[3]) Conrady und Ohlenschlager pflichteten ferner der von mir in der 'Westdeutschen Zeitschrift'[4]) ausgesprochenen Ansicht vollkommen bei, dafs die zu Aschaffenburg aufbewahrten Funde römischer Inschriftsteine, die im vorigen Jahrhundert aus der alten Stadtmauer herausgebrochen wurden, nicht aus Aschaffenburg herrühren, sondern aus einem der Kastelle am linken Mainufer mit anderen Bausteinen im Mittelalter dorthin verschleppt worden seien.[5]) Als den Zeitpunkt, zu dem dies geschah, nehmen wir die Erweiterung der Befestigung von Aschaffenburg durch den Mainzer Erzbischof Adalbert I. im Jahre 1122 an. Aschaffenburg ist als Römerstätte und als eine bei der Limesforschung in Betracht kommende Stelle zu streichen. Unermüdlich hat sich Conrady in den letzten Jahren der Feststellung des Umfangs der Kastelle am linken Mainufer gewidmet. Die Ergebnisse seiner Ausgrabungen sind von ihm meistens in der westdeutschen Zeitschrift publiziert. Aufser dem Kastell Altstadt bei Miltenberg und dem zu Wörth, dem Endpunkt der Main-Neckarlinie, hat er die Kastelle von Trennfurt, Obernburg, Niedernberg und Stockstadt genau durchforscht und vermessen. An der Mainstrecke ist jetzt nur noch die nähere Feststellung des Kastells Seligenstadt erforderlich und der Position bei Klein-Krotzenburg, welche den dortigen Mainübergang deckte.

Mit ebenso viel Fleifs und Umsicht als Glück sind auch die Forscher nördlich

---

1) Vgl. meine Beiträge zur Geschichte und Erforschung des Pfahlgrabens. Kassel 1879. S. 27 ff. und meine Anzeige der 'Urzeit' Arnolds in v. Sybels Hist. Ztschr. N. F. XII, 95 ff.

2) Archiv des histor. Vereins f. d. Grofsh. Hessen XV, 678 ff.

3) Die Litteratur s. bei Haupt, Röm. Grenzwall S. 14 ff.

4) Jahrg. I, 308 ff.

5) Ohlenschlager, Die röm. Truppen im rechtsrhein. Bayern. S. 81.

des Mains im vormaligen Kurhessen thätig gewesen. Besonders der Hanauer Geschichtsverein hat dort Tüchtiges geleistet. Georg Wolff und Reinhard Suchier wiesen in einer gründlichen Darstellung[1]) auf die Wichtigkeit des Kastells zu Grofs-Krotzenburg als südliche Endstation des nordmainischen Limes hin. Dann hat Wolff in diesem Jahre gemeinschaftlich mit Major Otto Dahm, dem Unterdirektor der königlich preufsischen Pulverfabrik bei Hanau, eine vorzügliche Abhandlung über den Abschnitt des Limes zwischen Grofskrotzenburg und Marköbel geliefert.[2]) Die Arbeit, welche zugleich als Hanauer Gymnasialprogramm erschien, bespricht die Ergebnisse der vor kurzem erfolgten Aufdeckung der beiden beträchtlichen Kastelle zu Rückingen und Marköbel mit solcher Klarheit und Ausführlichkeit, wie sie nur in wenigen Schriften über Einzelstellen des Limes vorhanden ist. Nun hat es auch noch das Glück gewollt, dafs durch die im Juli d. J. erfolgte Auffindung der mächtigen Pfeiler einer römischen Brücke zwischen Klein- und Grofs-Krotzenburg die grofse Wichtigkeit gerade dieser Stelle für die Verbindung der römischen Besitzungen südlich und nördlich des Mains so recht in die Augen getreten ist.

Die Forschung nach den Spuren des Limes im gesegneten Gelände der Wetterau war von jeher mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, weil seine Reste gröfstenteils dort schon frühe der Feldkultur gewichen sind. Cohausen hat geglaubt, unter Benutzung der älteren Vorarbeiten Schmidts, Ph. Dieffenbachs[3]) und der neueren Jacob Schneiders[4]) die definitive Feststellung des Zuges über Altenstadt hinaus bis Arnsburg bewirkt zu haben. Iedoch sind in neuester Zeit mehrere Korrekturen seiner Resultate auf dieser Strecke vorgenommen worden. Seit vorigem Jahre hat Friedr. Kofler im Auftrage des historischen Vereins für das Grofsherzogtum Hessen den Untersuchungen der Strecke zwischen der Nidda und Wetter besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Ihm ist unter anderem die richtige Feststellung und Ausgrabung des gröfseren Kastells von Jnheiden und des Zwischenkastells von Langsdorf zu verdanken. Das von Cohausen bei Unter-Widdersheim angenommene Kastell von ähnlichem Umfange ist nach Koflers Meinung weiter südlich in der Nähe Ober-Florstadts zu suchen. Das Giefsen am nächsten gelegene römische Bauwerk, das sogenannte Hainhaus bei Grüningen, war keine Befestigung. Doch wird das Gebäude nicht weit von einer solchen gelegen haben. Ein gröfseres Kastell bleibt dort nach der ganzen Anlage des Main-Rheinlimes zu vermuten, dessen Hauptkastelle 8—11 Kilometer von einander entfernt liegen. Cohausen und Kofler, für dessen briefliche Mitteilungen ich ihm zu warmem Danke verpflichtet bin, nehmen es auf dem Ziegenberge bei Grüningen an. Von dem starken Castrum Altenburg bei Arnsburg, das, wie Grofs-Krotzenburg, mit 28 Türmen bewehrt gewesen zu sein scheint, besitzen wir leider aufser dem 1862 vom Solms-Laubachischen Rentamtmann Fabricius aufgenommenen und im Archiv des Darmstädter historischen Vereins publizierten[5]) Plan so gut wie gar keine zuverlässigen Nachrichten. Die Reste des Kastells sollen nach Cohausens

1) Zeitschr. des Vereins f. hess. Gesch. und Landeskunde. N. F. VIII. Suppl. Kassel 1882.

2) Der röm. Grenzwall bei Hanau mit den Kastellen zu Rückingen und Marköbel. Hanau 1885. [Auch als Nr. 9. der 'Mitteilungen' des Hanauer Geschichtsvereins ausgegeben.]

3) Archiv des hist. Vereins f. d. Grofsh. Hessen IV, 133 ff.

4) Der Pfahlgraben von der Wetter bis zum Main. Düsseldorf. 1879.

5) III, Heft 2. Nr. VIII. S. dazu auch Heft 3. Nr. XV.

Mitteilungen jetzt so gut wie ganz verschwunden sein. Noch weniger Anhaltspunkte sind für die Dimensionen des Kastells Hunenburg westlich Butzbachs vorhanden.[1]) Dagegen sind die Spuren des Limes selbst von der Wetter bis Butzbach vor einigen Jahren durch Soldan näher festgestellt worden.[2]) Südlich des Kastells Capersburg, das der historische Verein für das Grofsherzogtum Hessen 1879 unter der Leitung Gustav Dieffenbachs ausgraben liefs, betritt der Grenzwall das Gebiet des vormaligen Herzogtums Nassau. In diesem Abschnitt haben namentlich Oberstlieutenant Schmidt, Landmesser Wagner in Kemel, Staatsarchivar Rossel[3]) und Oberst von Cohausen unsere Kenntnis des Baus so gefördert, dafs über seine Richtung im allgemeinen kein Zweifel mehr vorhanden ist. Durch Cohausen ist auch die Stelle bei Rheinbrohl, wo der Limes zum Rhein gelangte, genau festgestellt worden. Dabei hat sich die Thatsache ergeben, dafs das nördliche Ende des Limes gerade der Mündung des Vinxtbaches gegenüberliegt, der, wie schon Oberstlieutenant Schmidt vermutete, nun nach den neuesten Entzifferungen K. Zangemeisters[4]) sich als der Ὀβρίγκας des Ptolemäus[5]), die Grenze von Ober- und Nieder-Germanien, herausgestellt hat. Der Vinxtbach, dessen Name wohl mit Fines in Zusammenhang zu bringen ist, bildete diese Grenze schon zur Zeit des Kaisers Claudius. Bis zur napoleonischen Zeit diente er als Grenzpunkt der Erzdiöcesen Köln und Trier. Auf beiden Ufern des Baches sind im Jahre 1810 römische Altäre gefunden worden, von welchen der auf der nördlichen Seite, nach Köln zu, dem Fines, dem Genius loci und dem Juppiter von Soldaten der 30. in Niedergermanien stationierten Legion, Ulpia Victrix benannt, geweiht war, während der südlich des Baches, nach Mainz zu, gesetzte von einem Soldaten der 8. Legion mit dem Beinamen Augusta, die in Obergermanien stand, errichtet ist.

Es ist bekannt, dafs über den Zweck des gesamten Limes die Ansichten auseinandergehen. In neuester Zeit macht sich eine Richtung geltend, die von Hause aus auf Ausführungen Ferdinand Haugs beruht[6]) und jetzt namentlich in Cohausen ihren Vertreter hat. Danach soll der ganze Wall mehr zur Markierung der majestas populi Romani den Barbaren gegenüber, zur Abwehr kleinerer feindlicher Raubscharen und als Zollgrenze gedient haben, wie als Befestigung gegen einen nur einigermafsen zahlreichen Feind. Cohausen stützt sich bei seiner Ansicht auf die Anlage des Walls, der an manchen Punkten ohne alle Rücksicht auf militärische Ausnutzung des Terrains erbaut sei und sich oft so von dominierenden Stellen überhöht zeige, dafs an eine erfolgreiche Verteidigung nicht gedacht werden könne. Mommsen verkennt das Gewicht dieser Gründe nicht, legt aber den Schwerpunkt seiner Anschauung, die sich im Endergebnis der Cohausen'schen nähert, in den Umstand, dafs die in Raetien und Ober-Germanien seit Domitians Zeiten stationierte Truppenzahl viel zu gering gewesen sei, um ein so ausgedehntes, 542 Kilometer langes Werk mit allen seinen grofsen und kleinen Kastellen und Wachttürmen genügend zu

---

1) Archiv des hist. Vereins f. d. Grofsh. Hessen IV, 208 ff.

2) Jahresbericht des oberhess. Vereins f. Lokalgeschichte. Vereinsjahr 1882—83. Gieſsen 1883. S. 72 ff. Vgl. auch dazu den Aufsatz von Gareis, ebendaselbst S. 52 ff.

3) Die röm. Grenzwehr im Taunus, Wiesbaden 1876, Rossels letzte Schrift. Sie fafst die Resultate seiner meisten Limesforschungen zusammen.

4) Westd. Zeitschr. III, 308 ff.

5) II, 9, 14 u. 17.

6) Zeitschr. f. Wirtembergisch Franken IX, Heft 2, 262 ff.

besetzen. Zur Zeit Domitians, Nervas und Trajans standen in Ober-Germanien vier Legionen, die erste Adjutrix, die achte, elfte und vierzehnte, welche Mommsen einschliefslich 10,000 Mann Auxiliarsoldaten auf 30,000 Mann veranschlagt.[1]) Zur Zeit des Marcus Aurelius waren dort sogar nur zwei Legionen, die 8. und 22., vorhanden, also mit den Auxilien höchstens 20,000 Mann. Dazu kam dann, wie früher erwähnt, in Raetien und zwar erst seit dem Chatten- und Marcomannenkriege Marc Aurels, höchstens die gleiche Zahl, so dafs um 180 n. Chr. eine Gesamtstreitmacht von 40,000 Mann für die lange Strecke von der Donau bis zum Rhein zur Verfügung stand. Dafs diese Zahl, wenn Hauptcastra, wie Mainz und Regensburg und aufserdem nur die wichtigsten Punkte zwischen Limes und Rhein besetzt werden sollten, bei weitem nicht für einen Grenzschutz ausreichte, liegt auf der Hand. Aber es ist noch nicht festgestellt und bleibt künftiger Forschung vorbehalten, zu untersuchen, welches Kontingent die Provinzialen im Kriegsfalle zu dem stehenden Heere stellten. Mommsen meint, ihr Aufgebot könne nicht stark in Betracht gekommen sein.[2]) Das ist indessen wenig wahrscheinlich. Vielmehr werden wir uns zu denken haben, dafs die Bevölkerung im Grenzlande nach Eintritt ruhigerer Verhältnisse in jenen Gegenden wohl nicht mehr aus dem 'levissimus quisque Gallorum' bestand, wie Tacitus[3]) die ersten Ansiedler des von Domitian neugewonnenen obergermanischen Gebietes nennt, sondern sich wohl aus Leuten ergänzte, welche die Waffen zu führen verstanden und sich unter günstigen, ihnen vom Staate gewährten Bedingungen niedergelassen hatten, mit der Verpflichtung, sich bei Eintritt eines Kriegs an die bestehenden Cadres anzuschliefsen. Die für die einzelnen Teile des Walls und seine Kastelle bestimmte Mannschaft wird sich naturgemäfs aus den zunächstwohnenden Grenzern verstärkt haben, die nach abgewehrter Gefahr wieder zu ihrem Landbau und ihrer Viehzucht zurückkehrten. Dafs solche Ansiedler im Falle der Not brauchbare Soldaten waren, lehrt die Stelle bei Tac. Hist. I. 68, wo Caecina im Jahre 69 auf seinem Marsche nach Italien zur Unterstützung des Vitellius mit den Helvetiern in Kampf gerät und diese mit Hülfe der Raeter niederwirft. Dort werden ausdrücklich die 'auxilia Raetica' und wie sie an einer zweiten Stelle genannt werden, die 'alae cohortesque Raeticae', also die ständige Armee Raetiens, von der gleichfalls herbeigeeilten jungen Mannschaft der Raeter (Raetorum iuventus) unterschieden. Von diesem Aufgebot der Raeter heifst es: 'sueta armis et more militiae exercita'. Wie hoch die auf solche Weise für den Augenblick vermehrte Grenzarmee sich belief, entzieht sich noch der Schätzung. Wenngleich ich weit davon entfernt bin, eine Verteidigung der ganzen Walllinie am Limes selbst für möglich zu erklären, so mufs ich doch sagen, dafs mir der Glaube an dessen geringe Verteidigungsfähigkeit seit den neuesten lehrreichen Untersuchungen Wolffs, Dahms und Conradys sehr ins Wanken gekommen scheint.[4]) Major Dahm hat überzeugend nachgewiesen, mit welcher Sorgfalt die Strecke zwischen Main und Kinzig, zwischen den Kastellen zu Grofs-Krotzenburg und Rückingen, befestigt war. Die Dimensionen und Mauerstärken der am Main von Conrady ausgegrabenen Kastelle, von denen

1) R. G. V, 108. Anm. 2.; 142, Anm. 1 u. 145, Anm. 1.

2) Westd. Zeitschr. IV, S. 50.

3) Germania 29.

4) Schon vorher hatte Haupt, Röm. Grenzwall S. 46 ff. gegen die Ansicht Cohausens gewichtige Bedenken erhoben.

das zuletzt blosgelegte bei Stockstadt beinahe der Gröfse der Saalburg gleichkommt,[1]) deuten ferner auf die energischste Verteidigung hin. Major Dahm fafst seine Ansicht dahin zusammen,[2]) 'dafs für den grofsen Krieg die obergermanischen Grenzbefestigungen in ihrer Gesamtheit eine permanente fortifikatorisch gesicherte starke Vorpostenstellung bildeten, während die Hauptkastelle aufserdem die strategische Bedeutung von Grenzfestungen hatten.' Die Bedeutung des Walls als Demarcationslinie in friedlichen Zeiten und als Zollgrenze, deren Durchlässe leicht zu bewachen waren, braucht dabei nicht in Abrede gestellt zu werden. Nach den seitherigen Untersuchungen ist wohl zuzugeben, dafs die Befestigung der Grenze nicht überall eine gleich starke war. Ihre Stärke wird sich nach den Beziehungen gerichtet haben, in denen die Römer mit den vor der betreffenden Wallstrecke zunächst wohnenden Germanenstämmen standen. Sie wird an den Stellen vermehrt worden sein, wo erfahrungsgemäfs der Angriff zu erwarten war. Dies war gewifs am unteren Main und in der Wetterau der Fall, wo man sich den Chatten gegenüber befand. Diese Erwägung mag uns denn auch zur Frage nach der Entstehungszeit des nördlichsten Stücks des Pfahlgrabens, der Strecke zwischen Main und Rhein hinführen.

Wir wissen aus den Zeugnissen der Schriftsteller, dafs die Römer im Taunus- und Mainlande schon seit den Tagen des Drusus einzelne feste vorgeschobene Positionen besafsen. Als solche dürfen wir wohl Wiesbaden, Heddernheim, Hofheim und die Saalburg mit Sicherheit bezeichnen. Aber zur Zeit des letzten Flaviers Domitian erwies sich diese älteste Form des Grenzschutzes dort als unzureichend. Die Macht der Chatten hatte sich ungemein gehoben. Die führende Stellung der Cherusker, die durch innere Kämpfe geschwächt waren, war auf sie übergegangen, der Cheruskerkönig Chariomer wandte sich hülfeflehend gegen die Übermacht der Chatten an Rom. Domitian zog im Jahre 83 selbst gegen die Chatten zu Felde. Aber die offenbaren Erfolge dieses Krieges, über den nur eine äufserst dürftige Überlieferung vorhanden ist, werden von den der Senatspartei angehörenden Schriftstellern, wie Tacitus und dem jüngeren Plinius, übergangen. Nach einer Nachricht bei Dio Cassius kehrte Domitian heim, ohne den Feind auch nur gesehen zu haben, nach Frontin, Sueton und Zonaras kam es zu Zusammenstöfsen, darunter auch solchen, deren Erfolg nach dem Zeugnis des Sueton sehr ungleich war. Infolge dieses Krieges nahm Domitian 84 den Titel Germanicus an und hielt einen Triumph. Der Krieg mufs mit einem für die Römer vorteilhaften Vertrage geendet haben, der die römische Grenze nach Nordosten und Osten über die bisher schon festgehaltene Taunuskette und in das Mainland hinein erweiterte. Frontinus, der den Krieg mitgemacht hatte, berichtet[3]) von einer für den Verlauf desselben entscheidenden Vorschiebung der Limites um 120,000 Schritt, also etwa 174 Kilometer. Weil nun dieses Mafs annähernd der Länge der Teufelsmauer von Kelheim bis Lorch gleichkommt, so hat man schon oft Domitian als den Erbauer des limes Raeticus angesprochen. Aber die Errichtung jener Limites des Frontin nach oder in dem Chattenkriege deutet nicht auf die Grenze Raetiens, wohl aber auf die Ober-Germaniens hin. Welchen Lauf nun die von Domitian in Angriff genommene Linie vom Rhein nach dem Main hin nahm, läfst sich wohl nicht mehr bestimmen. Es ist nicht unwahrscheinlich, dafs sie noch vor ihrer Vollendung um

1) Westd. Zeitschr. IV, S. 176. Anm. 2.

2) Der röm. Grenzwall bei Hanau S. 44.

3) Strategem. I, 3. 10.

den vierten Teil, also auf 237 Kilometer, erweitert wurde und damit die Gestalt empfing, worin wir noch heute in ihren Trümmern die Grenze des Römerreichs zwischen Rheinbrohl und Grofs-Krotzenburg erblicken. Das wohldurchdachte System, nach welchem diese Anlage erfolgte, war das Werk des Trajan. Trajan kannte die germanischen Provinzen genau. Er hatte schon in jüngeren Jahren dort als Kriegstribun Dienste gethan und wurde 88 n. Chr. von seinem Legatenposten in Spanien durch Domitian von neuem an den Rhein gerufen. Vom Jahre 97 an treffen wir ihn dann zum dritten Male in Deutschland, und zwar zuerst als Statthalter von Obergermanien. Seit 97 war er Adoptivsohn des Nerva und Tronfolger mit den Titeln Caesar und Germanicus. Die Nachricht vom Tode seines Adoptivvaters traf ihn im Anfange des Jahres 98 in Köln. Der neue Kaiser kehrte jedoch keineswegs sogleich nach Rom zurück, sondern beschlofs erst die Verhältnisse in den nördlichen Grenzlanden zu ordnen. Er verweilte daher noch anderthalb Jahre an Rhein und Donau. Damals werden die entscheidenden Dispositionen für den Bau des Limes getroffen worden sein. Aber die Anlegung desselben bildete bekanntlich keineswegs die einzige Aufgabe, die sich Trajan in Germanien gestellt hatte. Die Gründung der Colonia Trajana, des heutigen Xanten am Niederrhein, der Bau einer Militärstrafse von Mainz über Lopodunum,[1]) das jetzige Ladenburg am Neckar, in der Richtung auf Baden-Baden nach Süden, die Aufführung einer starken, wie es scheint nicht in die Walllinie des Limes hineingezogenen Grenzfeste, die nach ihrem Erbauer genannt wurde[2]) und vielleicht in der Römerstadt bei Heddernheim zu suchen ist, und die Verbindung der Wetterau durch eine grofse Heerstrafse[3]) mit Mainz, alles das sind Arbeiten, die damals in Angriff genommen und eifrig gefördert wurden. Auch besitzt es hohe Wahrscheinlichkeit, dafs damals die erste feste steinerne Rheinbrücke zwischen Mainz und Castel vollendet wurde. Vielleicht trat sie an die Stelle der schon von Strabo[4]) erwähnten Brücke, die dort, wie Hammeran in der Westdeutschen Zeitschrift[5]) dargelegt hat, wenn nicht schon zur Zeit des Drusus, doch zu der des Germanicus bestanden haben mufs, und wohl zu Grunde ging, als während des Bataveraufstandes im Jahre 70 Scharen der Chatten, verbündet mit Usipiern und den von den Römern abgefallenen Mattiakern, inmitten der allgemeinen Verwirrung sogar eine Berennung von Mainz wagten. Diese älteste permanente Brücke mag ein Holzbau gewesen sein, den man nun durch einen Steinbau ersetzte, der auf mächtigen Pfahlrosten ruhte. Die Errichtung einer festen, vor der Gefahr des Verbrennens gesicherten Rheinbrücke bildete ein absolut notwendiges Glied in der Verteidigung des vom Limes umschlossenen Territoriums nördlich des Mains.

In dem Streite, der jetzt über die Entstehungszeit der Römerbrücke bei Mainz geführt wird, scheint mir bisher ein Zeugnis unbeachtet gelassen worden zu sein,[6]) welches darauf hinweist, dafs im Winter von 88 auf 89 n. Chr. keine feste Brücke dort bestand. In den letzten Teil des Jahres 88 fällt der Aufstand des Statthalters von Obergermanien Lucius Antonius Saturninus gegen Domitian. Der Aufstand brach zu Mainz aus,

1) S. Zangemeister in d. West. Zeitschr. III, 237 ff.

2) Amm. Marcell. XVII, 1, 11.

3) Heute 'Elisabethenstrafse' in ihren Resten genannt.

4) IV. p. 194. 5) III, 148 ff.

6) Inzwischen ist zu meiner Freude E. Hübner, Bonner Jahrb. 80, S. 104 f., ohne vom Inhalte dieses Vortrags Kenntnis zu haben, zu ganz ähnlichen Folgerungen über Sueton. Domit. 6 gelangt. [Nachträglicher Zusatz Dunckers.]

was aus der Bemerkung des Sueton[1]) hervorgeht, dafs Antonius bei seiner Empörung sich auch auf die im Winterlager zweier Legionen deponierten beträchtlichen Ersparnisse der Soldaten gestützt habe. Mainz aber war damals allein in Obergermanien ein Winterlager für zwei Legionen.[2]) Die Aufrührer riefen den Antonius zwar zum Kaiser aus, fühlten sich aber doch nicht stark genug zum weiteren Vorgehen ohne die Hilfe der 'jenseits des Rheins wohnenden Barbaren'. Unter diesen Barbaren können wir nach damaliger Lage der Verhältnisse nur das mächtige Kriegsvolk der Chatten verstehen. Domitian brach zur Unterdrückung der Empörung im Januar 89 selbst von Rom auf, hörte aber auf dem Marsche, dafs der Usurpator vernichtet sei und trat deshalb am 29. Januar, wie aus den Arvalakten bekannt ist, den Rückmarsch nach der Hauptstadt an. Der Besieger des Antonius war Lucius Appius Maximus Norbanus, der nach der Vermutung Mommsens damals Statthalter von Pannonien war, während andere Forscher, wie Renier,[3]) Schiller[4]) und Asbach[5]) ihn zum Legaten von Aquitanien oder von Gallia Lugdunensis machen. Norbanus eilte an den Oberrhein und nahm wohl zuerst an der vindelicisch-raetischen Grenze Aufstellung, um ein Weitergreifen des Aufstandes nach Süden zu verhindern und erforderlichen Falls dem über die Alpen heranrückenden Domitian die Hand zu reichen. Dann aber mufs er erkannt haben, dafs Antonius noch nicht über hinlängliche Streitkräfte verfüge, um zur Offensive überzugehen und dafs es vor allen Dingen darauf ankomme, die Empörung niederzuwerfen, ehe sie die erwartete Verstärkung durch die Chatten erhalten habe. So ging Norbanus auf den Sitz des Aufstandes los und lieferte dem Antonius eine Schlacht, in der dieser besiegt und getötet wurde. Die Schlacht mufs auf dem linken Rheinufer geschlagen worden sein.[6]) Der Sieg wurde, wie Sueton Dom. 6. erzählt, durch einen wunderbaren Glücksfall (felicitate mira) erfochten, 'cum ipsa dimicationis hora resolutus repente Rhenus transituras ad Antonium copias barbarorum inhibuisset.' Also waren die Chatten durch einen Eisgang an der Teilnahme am Kampfe verhindert und mufsten, ohne ihrem Verbündeten helfen zu können, zusehen, wie auf dem anderen Ufer das Heer des Antonius niedergehauen wurde. Als Mommsen irrtümlicher Weise noch Vindonissa als den Sitz des obergermanischen Statthalters am Ende des ersten Jahrhunderts ansah, nahm er den Schauplatz dieser Schlacht in der Ostschweiz, in der Gegend von Bregenz oder Chur an[7]) und auch Bergk[8]) und Schiller[9]) sind geneigt, sich dieser Ansicht anzuschliefsen. Sie glauben, der Kampf habe in raetischem Gebiet stattgefunden, weil Martialis in einem an den Sieger Norbanus gerichteten

---

1) Dom. 7.

2) S. darüber auch Th. Bergk, 'Mainz und Vindonissa' im 58. Bde. der Bonner Jahrbücher. Sep.-Abdr. in der von J. Asbach veranstalteten Sammlung Bergkscher Aufsätze 'Zur Geschichte und Topographie der Rheinlande in röm. Zeit.' Leipzig 1882. S. 84 ff. und ebdas. den Aufsatz 'Der Aufstand des Antonius' S. 61 ff.

3) Acad. des Inscr. 1872 p. 423 sqq.

4) Geschichte der röm. Kaiserzeit I, 2, 524.

5) Westd. Zeitschr. III, 9 u. 22. not. 33. Vgl. dazu Mommsen Hermes III, 119, XIX, 438 und R. G. V, 137.

6) Eine Inschrift C. J. L. VI, 1347 nennt den Norbanus 'confector belli Germanici.'

7) Hermes III, 119.

8) Zur Gesch. der Rheinlande S. 81 f.

9) Gesch. d. röm. Kaiserzeit. I, 2, 524 u. Anm. 6.

Epigramm (IX, 84), das sich unzweifelhaft auf die Niederlage des Antonius bezieht, von seiner Freundschaft für Norbanus und seinem Dichterruhm sagt:

Me tibi Vindelicis Raetus narrabat in oris
Nescia nec nostri nominis Arctos erat.

So wahrscheinlich es nun auch ist, dafs der citierte Hexameter auf einen Aufenthalt des Norbanus in Raetien und Vindelicien während jenes Feldzugs gedeutet werden mufs, der ja auch nicht geleugnet zu werden braucht, so bietet er doch noch keinen irgendwie genügenden Anhalt für die Bestimmung des Schlachtortes. Der Vers weist nur darauf hin, dafs der Zusammenstofs im nördlichen Gebiet des Reiches, an der raetisch-germanischen Grenze erfolgte. Es ist ferner höchst unwahrscheinlich, dafs die von Antonius zu Hilfe gerufenen Chatten — denn die Hermunduren lebten damals im dauernden Frieden mit den Römern — erst den langen Zug durch Süddeutschland und um den Bodensee bis zur Rheinstrecke zwischen Bregenz und Chur oder durch den Schwarzwald bis zur Linie Basel-Constanz unternommen haben sollten, um sich mit Antonius zu vereinigen. Die früheren Vermutungen Mommsens über die Ortlichkeit der Schlacht verlieren jetzt, wo er nach Bergks und Zangemeisters[1]) Darlegungen Vindonissa nicht mehr als Sitz des obergermanischen Statthalters ansieht, noch mehr an Haltbarkeit. Antonius verfügte über gar nicht so viel Truppen, um sich von dem Stützpunkt seiner Stellung, Mainz, und von den erwarteten Germanen sehr weit zu entfernen. Daher ist es nicht gut denkbar, dafs er dem Norbanus entgegenging. Recht wohl aber läfst es sich annehmen, dafs er bei Mainz auf die Hilfe der Chatten wartete und dort angegriffen wurde. Dies ist auch die Ansicht Asbachs.[2]) Auch Mommsen hält es jetzt nicht für unmöglich, dafs die Schlacht bei Mainz erfolgt sei. Er meint aber[3]), wenn dies der Fall gewesen sei, so hätte Antonius den Rheinübergang in der Gewalt gehabt und der Zuzug der Germanen hätte durch das Aufgehen des Rheins nicht verhindert werden können. Was diesen letzten Punkt angeht, so irrt der berühmte Historiker. Denn wer aus eigener Anschauung die Furchtbarkeit eines plötzlichen Aufgehens des zugefrorenen Rheins kennt, wie wir sie noch vor wenigen Jahren erlebt haben und wie sie die letzte Veranlassung zum Bau der jetzt vollendeten neuen Mainzer Brücke wurde, der weifs, dafs an solchen Tagen der Rhein nicht einmal für Einzelne, geschweige denn für ein Heer passierbar ist. Gewifs hat im Jahre 88 eine Brückenverbindung zwischen Mainz und Castel bestanden, aber die Andeutung des Sueton läfst den Schlufs zu, dafs es eine Schiffbrücke war, die vor der Gewalt des Eisgangs abgefahren werden mufste. Wäre damals eine Steinbrücke vorhanden gewesen, so hätte allerdings der Zuzug der Chatten zu Antonius nicht verhindert werden können. So kann man hier gewifs einen Anhaltspunkt finden, den Bau der ersten steinernen Rheinbrücke erst nach dem Beginne des Jahres 89 n. Chr., also in die letzten Zeiten Domitians, zu setzen und die Vollendung des Baus unter Nerva, wohl während Trajans Kommando in Ober-Germanien, anzunehmen. Dazu stimmt auch, dafs die 14. Legion an dem Bau beteiligt gewesen ist. Es deuten darauf hin nicht nur ein hölzerner Schlägel und ein Pfahl mit den Zahlzeichen der Legion, die bei der Beseitigung der römischen Brücken-

1) Westd. Zeitschr. III, 313 ff.
2) Westd. Zeitschr. III, 10.
3) R. G. V, 137. Anm. 1.

reste gefunden wurden[1]), sondern namentlich der im September 1884 im Rhein dort entdeckte Quader mit der Inschrift Leg(io) XIIII. G(emina) M(artia) V(ictrix) C(enturia) C. Velsi Secu(ndi), welche Jacob Keller im Korrespondenzblatte der westdeutschen Zeitschrift veröffentlichte.[2]) Der Beiname Martia Victrix, den die Legion für ihre ruhmvolle Beteiligung an den Kämpfen bei der Unterwerfung Britanniens zur Zeit des Nero erhielt, weist darauf hin, dafs der Stein der Zeit des zweiten Aufenthalts der Legion in Ober-Germanien angehört. Sie wurde, wie wir aus Tacitus[3]) wissen, wieder dorthin im Jahre 70 zur Bekämpfung des Bataveraufstandes gerufen und verblieb daselbst bis 96, also bis zur Thronbesteigung des Nerva und der Statthalterschaft Trajans am Oberrhein.

Dieser Vorgang beim Aufstand des Antonius mag die Römer gebieterisch zum Bau einer starken Rheinbrücke gemahnt haben. Denn ebenso gut, wie das Heer des Usurpators vor den Augen der Chatten vernichtet wurde, ohne dafs diese ihm Hilfe leisten konnten, war auch die Möglichkeit vorhanden, dafs römischen Truppenabteilungen, die sich auf dem rechten Ufer, zwischen Taunus, Rhein und Main befanden, von übermächtigen Germanenscharen bedrängt, bei plötzlich eintretendem Eisgang der Rückzug abgeschnitten war oder ihnen keine Verstärkung zugeführt werden konnte. Ähnlichen Erwägungen ist ja nach Angabe des Dio Cassius[4]) auch der Bau der wenige Jahre später errichteten Donaubrücke Trajans bei Turn-Severin in der Walachei mit zuzuschreiben. Nach dem Ergebnisse der Untersuchungen Julius Grimms[5]) war auch die Befestigung des Castellum Moguntiacense, des heutigen Castel, keineswegs so umfangreich, um eine gröfsere Streitmacht auf dem Rückzuge aufzunehmen. Und dies war doch erforderlich, wenn ein gleichzeitiger Angriff der Germanen auf die Limeskette zwischen Rhein, Taunus und Main erfolgte. Beim Vorhandensein einer steinernen Brücke aber blieb das starke Mainz, der Sitz des Statthalters, der gegebene Rückzugspunkt, von dem aus der Angriff dann durch das Vorgehen der Legionen zurückgewiesen werden mufste.

Aus den gleichen Gründen wird man wohl den Bau der im Juli d. J. bei dem Kastell Grofs-Krotzenburg entdeckten Brücke über den Main, die wenigstens 200 Meter lang war, wahrscheinlich auf sieben Pfeilern ruhte und von ähnlicher Konstruktion gewesen zu sein scheint, wie die Mainzer, in die Zeit des Trajan zu setzen haben. Von Grofs-Krotzenburg aus führte eine durch Major Dahm nachgewiesene Strafse[6]) unmittelbar hinter dem Limes her nach der Kinzig, die sie auf einer Pfahlbrücke vor dem Kastell Altenburg bei Rückingen überschritt. Die Fortsetzung dieser in erster Linie zu militärischen Zwecken angelegten Strafse in die Wetterau hinein ist noch nicht bekannt.

Betrachten wir alle diese Vorkehrungen, die zur dauernden Besitznahme des Römerlands jenseits des Rheins am Ende des ersten Jahrhunderts in Angriff genommen wurden, so erscheint es uns sehr erklärlich, warum Trajan nach dem Tode des Nerva trotz der Ungeduld des Volkes der Hauptstadt, das mit Sehnsucht den neuen Herrscher erwartete, nicht eher nach Rom zurückkehrte, als bis er seine Anordnungen und ähnliche nachher

---

1) J. Grimm, Der röm. Brückenkopf in Castel bei Mainz, S. 48.
2) Jahrgang III. Nr. 151. S. 136 f.
3) Hist. IV, 68 u. 76.
4) 68, 13.
5) a. a. O. S. 12 f.
6) Der röm. Grenzwall bei Hanau S. 21 ff.

für Pannonien getroffene so in Gang gebracht sah, dafs ihre Durchführung bewährten Händen überlassen bleiben konnte. Damals gerade schrieb Tacitus seine Germania, wie aus ihrem 37. Kapitel hervorgeht, wo als Zeitabschnitt das zweite Konsulat Trajans erwähnt wird, das ins Jahr 98 fällt. Neben anderen Zwecken verfolgte die ausgezeichnete Schrift auch den, die Römer auf die hohe Wichtigkeit geordneter Grenzverhältnisse gegenüber den Germanen aufmerksam zu machen. Am Schlufs des 37. Kapitels, das hinweist auf die langen Kämpfe zwischen Römern und Germanen und aufserdem auch Bezug nimmt auf die Einmischung der Chatten, Usipeter und Mattiaker in den Bataveraufstand, sagt Tacitus offen: 'Proximis temporibus triumphati magis quam victi sunt.' Darin hat man stets einen Hinweis auf den Chattentriumph Domitians erblicken wollen, wobei dieser Kaiser nach einer Stelle in Tacitus Agricola[1]) in Ermangelung von Gefangenen aufgekaufte germanische Sklaven, die als Chatten kostümiert waren, vor seinem Siegeswagen herschreiten liefs.

Es liegt auf der Hand, dafs durch einen solchen Vorgang bei der Bevölkerung Roms eigentümliche Vorstellungen über die Chatten und die Bedeutung eines Kampfes gegen sie aufgekommen sein mochten. Daher hielt es denn Tacitus für geboten, gerade über die kriegerische Tüchtigkeit und die Kampfweise dieses Volkes sich eingehender in seiner 'Germania' zu verbreiten, als er sonst wohl gethan haben würde. Ein Stamm, wie die Chatten, der zu den allergefährlichsten Feinden Roms gehörte, erforderte gewifs die vom Kaiser selbst geleiteten umfassenden Vorsichtsmafsregeln bei der Sicherung der obergermanischen Grenze, bei der Aufführung des Grenzwalls und dem Vorschieben der Grenzbesatzungen in das noch vor wenigen Jahren von den Chatten besessene Land. So haben wir denn dem letzten Verweilen Trajans am Rhein die bekannte, ausführliche, für die chattische Tapferkeit so ruhmvolle Schilderung im 30. und 31. Kapitel und an anderen Stellen der 'Germania' mitzuverdanken. Die Wichtigkeit der gegen die Chatten gerichteten Thätigkeit Trajans war auf diese Weise den Römern vollkommen dargelegt, ohne dem Kaiser Schmeicheleien zu machen, wie sie den zwei Jahre später gehaltenen Panegyrikus des jüngeren Plinius auf Trajan bis zum Ekel erfüllen.

Ich denke, dafs schon aus meiner Darstellung, die ja nur wenige Punkte näher berühren konnte, sich ergeben haben wird, wie unzureichend trotz aller Ausgrabungen und trotz mancher inschriftlichen Funde unsere Kenntnis von der Entstehung des gesamten Limes und seiner einzelnen Abschnitte immer noch ist. Auch über die Ereignisse, welche zur Preisgebung des Grenzwalls führten, sind wir äufserst dürftig unterrichtet. Aus dem von Mommsen herausgegebenen Veroneser Provinzialverzeichnis vom Jahre 297 n. Chr.[2]) geht hervor, dafs mindestens die Landstriche nördlich des Mains um 260, in der Zeit des Gallienus, den Römern dauernd verloren gegangen waren. Südlich des Mains hat sich die römische Herrschaft wohl noch etwas länger, aber nicht über das dritte Jahrhundert hinaus behauptet. Erfochten auch Postumus, Probus und die Kaiser der diocletianisch-constantinischen Zeit noch manche Siege über die Germanen auf dem rechten Rheinufer und drangen bis zu den Resten des vormaligen Limes und wohl auch noch darüber hinaus in Verfolgung der Feinde vor, blieben auch noch einzelne

1) c. 39.
2) Abhandlungen der Berliner Akademie 1862. S. 489 ff.

starke Positionen auf dem rechten Rheinufer von den Römern besetzt, so waren doch der Limes und das von ihm umschlossene Land im vierten Jahrhundert als römisches Gebiet aufgegeben, und es handelte sich nur um den Schutz der Rheingrenze durch eine offensive Defensive. Zu den sichersten Zeichen für das Aufhören römischer Herrschaft gehört das Fehlen der Inschriften, die mit der Zeit des Gallienus im rechtsrheinischen Germanien verstummen, abgesehen von denen zu Kastel, das als Brückenkopf von Mainz behauptet wurde. Auch die Münzfunde reden eine deutliche Sprache. Sie können für die Zeitbestimmung natürlich nur da sicheren Anhalt gewähren, wo sie innerhalb solcher Kastelle gemacht sind, die nach der Okkupation durch die Germanen in Trümmern liegen blieben und zu wüsten Stätten wurden.

Wenn nun auch die Untersuchungen in den neuerlich aufgedeckten Kastellen leider kein neues inschriftliches Material zur Geschichte des Limes zu Tage gefördert haben, so ist doch die Hoffnung keineswegs aufzugeben, dafs bei systematischer Durchforschung der vielen gröfseren Castra, von denen seither die Mehrzahl nur im allgemeinen festgestellt und noch nicht genau untersucht ist, sich auch nach dieser Seite noch Anhaltspunkte finden werden.

Soviel aber auch der zukünftigen Forschung vorbehalten bleibt, so kann doch gegen uns Deutsche jetzt nicht mehr der Vorwurf erhoben werden, dafs wir dem Teil der vaterländischen Geschichte, der die Berührungen unseres Volkes mit den Römern in der späteren Kaiserzeit betrifft — und dazu gehört auch die Geschichte des Limes — gleichgültig gegenüberständen. Freilich dürftig sind die Quellen und mühsam die Schritte, um auch hier der Wahrheit näher zu kommen. Aber es besitzt unwiderstehlichen Reiz sich zurückzuversetzen in die Zeit des Ringens unserer Nation mit der gröfsten Weltmacht des Altertums.

Wenn sie reden könnten die Reste der Wälle und Mauern, der Wachttürme und Kastelle, die einst die Römer an ihres Reiches Grenze in Germanien und Raetien errichteten, wie manche Scene friedlichen Verkehrs in Handel und Wandel zwischen römischen Ansiedlern und Unterthanen und den freien Germanen würden sie uns schildern, aber auch wie manches Bild furchtbarer Kämpfe müfsten sie uns entrollen, wie manches Beispiel hohen Heldenmutes in kühnem Angriff oder standhafter Verteidigung uns verkünden, wohl wert in den Annalen deutscher Geschichte aufbewahrt zu werden oder nicht unwürdig altrömischer Tapferkeit!

Allein es kam der Tag, wo selbst Rhein, Donau und Alpen die Germanen nicht mehr aufhalten konnten, wo ihre Scharen dicht wie die Asche vom Aetna — „ut Aetnaeae favillae", so drückt sich Ammianus Marcellinus aus[1]) — in das Römerreich einbrachen, auf seinem Boden festen Fufs fafsten und mit der Herrschaft des germanischen Elements in Europa eine neue Aera der Weltgeschichte begründeten.

Der zweite Präsident: Meine Herren! Das Interesse für den Gegenstand, den der Herr Redner für seinen Vortrag wählte, ist seit jeher ein reges gewesen und hat sich seit langer Zeit in den Arbeiten von Männern der verschiedensten Kreise bekundet. Aber erst der Wissenschaft blieb es vorbehalten, die mannigfachen Fragen, die mit diesem hochwichtigen Gegenstande verknüpft sind, zu sichten und zu lösen. Die sicheren Resul-

1) XXXI, 4, 9.

tate, die heute vorliegen, haben wir nicht zum wenigsten dem Herrn Redner zu verdanken. Ich darf daher wohl in Ihrer Aller Namen demselben für seinen lichtvollen Vortrag herzlich danken.

Da die Zeit schon zu weit vorgerückt ist, kann die heutige Tagesordnung nicht erschöpft werden. Ich schlage Ihnen deshalb vor, den für heute noch angesetzten Vortrag des Herrn Dr. Cauer als ersten auf die morgige Tagesordnung zu setzen; sodann folgende Reihenfolge, den Vortrag des Herrn Dr. Soltau, den des Herrn Dr. Kehrbach und endlich den des Herrn Prof. Dr. Ihne. Da sich kein Widerspruch erhebt, so darf ich meine Vorschläge als genehmigt ansehen und erkläre nunmehr die Sitzung für geschlossen.

(Schlufs $1\frac{1}{4}$ Uhr.)

Dritte allgemeine Sitzung

am Freitag den 2. Oktober 1885.

Der erste Präsident, Gymnasialdirektor Dr. Schiller eröffnet $10\frac{1}{4}$ Uhr die Sitzung mit folgenden geschäftlichen Mitteilungen:

Meine Herren! Ich habe Ihnen zunächst ein Telegramm des Herrn Professor Dr. Eckstein in Leipzig mitzuteilen, das folgendermafsen lautet:

> 'Herzlichen Dank den Amtsgenossen für freundliches Gedenken; der Veteran wird stets der Philologenversammlungen dankbar gedenken, auch wenn er auf die Teilnahme leider verzichten mufs.' (Bravo! Bravo!)

Sodann erlaube ich mir in Erinnerung zu bringen, dafs die Abfahrt nach Wetzlar heute Nachmittag $2\frac{1}{4}$ Uhr stattfindet. Diejenigen Herren, die noch nicht sich in die Liste der Teilnehmer an dieser Fahrt eingezeichnet haben, bitten wir, dies doch sofort zu thun, da mit der Eisenbahnverwaltung das Nötige verabredet werden mufs. Listen liegen am Eingange auf und werden nochmals in Cirkulation gesetzt. Die Wetzlarer Herrn werden die Güte haben uns zu den historischen Stätten Wetzlars zu geleiten; die Schätze des Archivs werden geöffnet sein und ein Spaziergang auf den Kalsmunt wird bei günstigem Wetter die Schönheiten der Landschaft erschliefsen. Alsdann geht es ins Kasino. Die Rückfahrt erfolgt 7^{35}.

Heute Abend $8\frac{1}{2}$ Uhr sind die Mitglieder der Versammlung von dem hiesigen Stadtrate zu dem in diesem Lokale abzuhaltenden Kommerse eingeladen.

Da das Ende der Versammlung nun schon näher rückt, so erlaube ich mir die Herren nochmals auf die Beklebung der Retourbillets mit Tekturen und auf die Abstempelung nach Mafsgabe der im Tageblatt No. 1 mitgeteilten Bestimmungen aufmerksam zu machen. Zu diesem Zwecke wird morgen früh das Empfangsbureau von 8—12 geöffnet sein. Ebenso erlaube ich mir den Hinweis auf die in allen Sektionslokalen und hier bei den Herren Schriftführern aufliegende Subskriptionsliste für die bei Teubner erscheinenden Verhandlungen.

Meine Herren! Die in der ersten allgemeinen Sitzung ernannte Kommission für die Wahl des nächsten Versammlungsortes schlägt Ihnen Zürich vor. Ich bitte diejenigen

Herren, welche dagegen sind, dafs die nächste Versammlung in Zürich sei, sich zu erheben. (Einstimmig angenommen.)

Als ersten Präsidenten schlagen wir Ihnen Herrn Prof. Dr. Arnold Hug und als zweiten Herrn Gymnasialrektor Dr. Hans Wirz in Zürich vor. Sind Sie einverstanden? (Ja! Ja!)

Die Züricher Herren haben gewünscht mit Rücksicht auf das Jubiläum der Heidelberger Universität, dafs die nächste Versammlung erst 1887 stattfinde. Nach den Dessauer Statuten ist die Berufung der Versammlung nach einem oder nach zwei Jahren dem Präsidium überlassen; es besteht also gegen diesen Wunsch kein legales Hindernis.

Jetzt erteile ich das Wort dem Herrn Dr. Cauer zu seinem Vortrage:

Wissenschaft und Schule in der Homer-Grammatik.

Herr Dr. Cauer:

Hochgeehrte Herren! Nicht ohne Bedenken habe ich es gewagt zum Vortrag in einer unserer allgemeinen Sitzungen ein Thema zu wählen, das innerhalb der klassischen Philologie einem eng begrenzten Gebiete und zwar gerade einem solchen angehört, für das, wenn ich mich nicht täusche, in den weiteren Kreisen der Gelehrten und Gebildeten weniger Wohlwollen vorhanden ist als für manches andere. Allerdings war mir bekannt, dafs vor 21 Jahren auf der Philologen-Versammlung zu Hannover ein Vortrag, mit dem sich mein heutiger dem Inhalte nach nahe berühren wird, allgemeinen Beifall gefunden hat. Leo Meyer sprach damals 'über den Einfluſs der neueren geschichtlichen Sprachforschung auf die Bearbeitung der homerischen Sprache.' Aber das waren Mitteilungen aus den eigenen Studien eines hervorragenden Forschers; und von der geistigen Arbeit eines solchen eine lebendige Anschauung zu erhalten ist immer, auch für den ferner Stehenden, erfreulich. Was ich heute Ihnen biete, ist doch von ganz anderer, ich mufs wohl sagen: geringerer Art. Ich will aus den Ergebnissen der neueren grammatischen Wissenschaft nur solche herausgreifen, welche meiner Ansicht nach geeignet sind, in die Praxis der Schule aufgenommen zu werden, und will im Anschlufs daran versuchen einen bestimmten Grundsatz zu gewinnen, nach dem die nämliche Unterscheidung auch sonst auf diesem Gebiete vorgenommen werden könnte. Sie sehen meine Herren: ein ganz nüchtern praktisches Vorhaben, bei dessen Durchführung ich darauf verzichten mufs, Sie durch neue Entdeckungen zu erfreuen. Aber eben die Beziehung auf die Schule läfst mich glauben, dafs wenigstens der Gegenstand meines Vortrages ein Recht hat, die Aufmerksamkeit auch von Nichtphilologen in Anspruch zu nehmen. Dem Betriebe des sprachlichen Unterrichtes und besonders dem grammatischen Teile desselben wird heutzutage auch aufserhalb der Mauern unserer Schulen ein ziemlich lebhaftes Interesse zugewendet; speziell den Einfluſs der Sprachwissenschaft auf die Methode des lateinischen und griechischen Unterrichtes macht man gern zum Thema allgemeiner Erörterungen. Wenn ich dieses von vielen Seiten bewiesene Interesse richtig verstehe, so liegt ihm die Besorgnis zu grunde, diejenigen unter uns jüngeren Philologen, die sich während ihrer Universitätszeit und noch später vorzugsweise mit grammatischen Studien beschäftigt haben, möchten in einer psychologisch erklärlichen, aber sachlich nicht gerechtfertigten Überschätzung dessen, was ihnen selbst interessant und wichtig ist, die Anforderungen unnatürlich erhöhen, welche sie an das Verständnis und die Aneignungskraft ihrer Schüler stellen. Wer diese Besorgnis

kennt oder selbst hegt, für den dürfte es der Mühe wert sein, einmal genauer Kenntnis davon zu nehmen, wie sich denn an einer einzelnen, aber gerade hervorragend wichtigen Stelle, in der Homer-Grammatik, das Verhältnis von Wissenschaft und Schule in Wirklichkeit gestaltet. Zu einer solchen Kenntnisnahme einzuladen ist meine Absicht bei dem, was ich Ihnen jetzt vortragen will.

Lassen Sie mich beginnen mit ein paar Bemerkungen über diejenige grammatische Disziplin, in welcher der Unterschied zwischen der alten und der neuen Zeit am schärfsten hervortritt. 'L'étymologie est une science, où les voyelles ne vont rien et les consonnes très peu de chose', so durfte ein geistreicher Spötter des 18. Jahrhunderts mit vollem Rechte sagen. Zwar fehlt es in der neuesten Zeit nicht an einzelnen schriftstellerischen Bestrebungen, welche darauf hinauslaufen, jene alte Definition wieder zu Ehren zu bringen: im ganzen ist sie doch überwunden. Zuerst in der griechischen Etymologie ist es gelungen, eine zuverlässige, wissenschaftliche Methode auszubilden und eine nicht unbeträchtliche Menge gesicherter Resultate zu sammeln. Daran, dafs dies gelungen ist, hat die Durchforschung der homerischen Gedichte einen wesentlichen Anteil. Es ist ja ganz natürlich, dafs, wer den ursprünglichen Sinn eines Wortes finden will, dasselbe in der Litteratur soweit als möglich rückwärts verfolgen mufs, um durch sorgfältige Beobachtung und Vergleichung der verschiedenen Bedeutungen, deren es schon in ältester Zeit fähig war, die Grundbedeutung zu erkennen. Für solche Forschungen boten und bieten noch jetzt Ilias und Odyssee eine, wie es scheint, unerschöpfliche Fundgrube. Seit Philipp Buttmann mit seinem trefflichen 'Lexilogus' im Jahre 1818 den richtigen Weg eingeschlagen hatte, sind denn auch auch alle, welche die griechische Wortforschung zu fördern unternahmen, auf Homer zurückgegangen, oder richtiger: von Homer ausgegangen. So kommt es, um ein ganz äufserliches Merkmal anzuführen, dafs bei manchen Schriften der Bibliothekar zweifelhaft sein mufs, ob er sie unter 'Homer' oder unter 'Etymologie' einstellen soll. Diese Unsicherheit thut keinem etwas zu leide; viel schlimmer ist es, dafs man sie ins Innerliche übertragen, dafs man sich gewöhnt hat in Büchern, die für die Schule bestimmt sind, Homer-Ausgaben und Wörterbüchern, eine Fülle von etymologischer Gelehrsamkeit auszukramen, blofs deshalb, weil in der gelehrten Litteratur homerische und etymologische Forschungen eng zusammenhängen. Ich erinnere mich lebhaft daran, wie wir als Studenten im philologischen Proseminar in Leipzig Homer lasen und nur gar zu geneigt waren unsere kleinen Vorträge mit den schnell zusammengerafften Federn der etymologischen Wissenschaft auszuputzen. Das war im Grunde menschlich und verzeihlich, aber darum nicht minder verdient die freundlich spottende Zurechtweisung, mit der mein unvergesslicher Lehrer Georg Curtius solchen jugendlichen Eifer zu dämpfen wufste: man werde ihm, hoffte er, kein persönliches Vorurteil gegen das Studium der Etymologie zur Last legen; aber zur Interpretation des Schriftstellers gehöre nur das, was für das Verständnis jeder einzelnen Stelle notwendig sei. Wenn diese Mahnung in den wissenschaftlichen Übungen von Studenten der Philologie durchaus am Platze war, so gilt sie gewifs doppelt und dreifach im Schulunterricht. Ist es nötig dem angehenden Leser der Odyssee die Lektüre dadurch zu versüfsen, dafs man ihm sagt, das Verbum ἵημι, das ihm schon in Tertia so viel Mühe gemacht hat und mit dem er nun recht gut Bescheid weifs, enthalte in seinem Inneren die Wurzel *jâ?* Oder wird er vom Wesen der griechischen Poesie eine deutlichere Vorstellung bekommen, wenn er erfährt, ὕμνος

'der Gesang', scheinbar eine ganz harmlose Vokabel, sei abgeleitet vom Stamme *siu* 'nähen' und mit dem lateinischen Verbum *suere* verwandt? Oder wenn er liest ἦμος δ' ἠριγένεια φάνη u. s. w., wird er das erste Wort in diesem Verse leichter verstehen, wenn er weifs, dafs es mit der Sanskrit-Form *jasmāt* identisch ist? Und doch sind diese Beispiele und Dutzende von ähnlicher Art nicht erfunden, sondern finden sich wirklich als überflüssige Zieraten in Schulbüchern und noch dazu in sonst guten Schulbüchern.

Vielleicht möchte jemand einwenden, die Auffassung und Festhaltung der Vokabeln werde doch dadurch erleichtert, dafs man sich ihren Zusammenhang klar mache. Aber dieser Einwand bestätigt nur, was ich gesagt habe; denn solche Erleichterung für den Schüler kann eben nur da stattfinden, wo die einfacheren Begriffe und Wortformen, auf die man ein neues Wort zurückführt, schon im voraus ihm geläufig sind. Etymologische Erklärungen, in denen dies der Fall ist, gehören ganz gewifs in die Schule. Wem einmal klar geworden ist, dafs δαίς 'die Mahlzeit' mit δαίω 'ich teile' zusammenhängt und eigentlich 'Portion' bedeutet, der wird nicht nur diesen Zusammenhang leicht behalten, sondern auch ganz von selber den Sinn der Thatsache verstehen, welche Aristarch so fein beobachtet hat, dafs Homer den Ausdruck δαίς fast niemals in Bezug auf das Fressen der Tiere gebraucht. Gleich im Anfang der Odyssee finden sich nahe bei einander νύμφη πότνια 'die hehre Nymphe' und πόσις 'der Gemahl.' Beide Vokabeln sind dem Sekundaner noch unbekannt; aber er vergifst sie nicht wieder, wenn ihm gezeigt wird, dafs πόσις den 'Herren' bezeichnet und dafs im Deutschen 'Herr' nichts anderes ist als der Komparativ des Eigenschaftswortes 'hehr'. Mit dem empfänglichen Sinn, der sich nirgends williger aufthut als in der Homer-Stunde, sind dann die Knaben gern bereit selber ein wenig vergleichende Etymologie zu treiben und mit schneller Beobachtung herauszufinden, dafs auch in anderen Sprachen viele Wörter, welche 'Herr' bedeuten: *magister*, *maître*, *master*, *seigneur*, *sir*, nach Form und Begriff einen Komparativ in sich enthalten. Solche Betrachtung bewegt sich ganz und gar in Anschauungen, welche dem Schüler geläufig sind; sie erinnert ihn an das, was er anderswoher weifs, und macht ihm Lust, noch mehr darauf zu achten, wenn sich zwischen Dingen, die scheinbar auseinander liegen, Beziehungen finden.

Ganz anders steht es meiner Ansicht nach bei einer grofsen Klasse von Wörtern, für welche auf den ersten Blick ein Zurückgreifen auf die etymologische Erklärung beinahe notwendig erscheint, ich meine die zahlreichen zusammengesetzten, malerischen, ausschmückenden Beiwörter. Für viele derselben giebt es drei, vier, fünf oder noch mehr verschiedene Erklärungen, unter denen nun die richtige durch sorgfältige Vergleichung herausgefunden werden soll. Zwar der Vorschlag, der neuerdings von sehr achtbarer Seite gemacht worden ist, zu solcher Arbeit die Schüler selbst anzuregen, indem man ihnen eine gedruckte Sammlung der verschiedenen Deutungen in die Hände giebt, dieser Vorschlag steht wohl vereinzelt da. Aber der Lehrer wird nicht umhin können, alles zu prüfen, um das beste zu behalten. Und je eifriger er sich mit dieser Aufgabe beschäftigt, desto mehr wird er Lust bekommen, das, was er findet, seinen Schülern zu gute kommen zu lassen. Gerade auf diesem Gebiete hat ja gegenüber vielen ganz verfehlten, unmethodischen Versuchen aus alter Zeit und manchen kuriosen Einfällen moderner Sonderlinge die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte recht viel Brauchbares zu tage gefördert. In einzelnen Fällen ist ein vollkommen sicheres Resultat gewonnen, das ohne weiteres für die Schule angenommen werden darf. Ἄρτεμις ἰοχέαιρα übersetzt man jetzt

nicht mehr 'die pfeilfrohe Artemis', sondern 'die Pfeile entsendende Artemis'. Wenn dem Schüler gesagt wird, dafs in -χέαιρα das Verbum χέω 'gieſsen, schütten' enthalten sei, so kann das nur dazu dienen, ihm die Festhaltung des Begriffes zu erleichtern. Aber in der Regel ist die Sache nicht so einfach. Ἀτρύγετος, das beliebte Beiwort des Meeres, übersetzte man früher 'unfruchtbar, öde'; statt dessen erklärte schon Herodian ἀτρύγετος gleich ἄτρυτος 'unaufreibbar', und diese Erklärung haben unter den neueren Clemm und G. Curtius gebilligt und lautlich zu rechtfertigen gesucht. Wenn ich hier den Schülern 'einen Einblick in die etymologische Erklärung gewähren' will, so mufs ich sie zunächst mit dem ihnen noch fremden Verbum τρύω 'aufreiben' bekannt machen; ich mufs ihnen dann sagen, dafs von diesem Verbum neben dem normalen ἄτρυτος auch die vollere Form ἀτρύετος gebildet wurde; darauf mufs ich ihnen erzählen, dafs der Vokal υ zuweilen die Neigung zeigt, ein F aus sich heraus zu entwickeln; ferner mufs ich ihnen versichern, dafs die Ansicht derjenigen Gelehrten, welche bestreiten, dafs der w-Laut im Griechischen in γ übergehen könne, eine irrige sei; endlich mufs ich ihnen noch klar zu machen suchen, dafs 'unaufreibbar' fast genau so viel ist wie 'ruhelos, immer bewegt.' Und das alles, um eine Übersetzung zu begründen, die vielleicht etwas mehr Wahrscheinlichkeit hat als andere, die aber für den harmlosen, nicht philologischen Leser des Homer um nichts wertvoller ist, als die alte, auch von dem braven Vofs angenommene 'unfruchtbar, öde'. Ja, ich mufs gestehen, dafs mir die letztere auch von seiten ihres wissenschaftlichen Wertes lieber ist als jene. Wer πόντος ἀτρύγετος erklärt als 'das öde Meer', der kann wenigstens sicher wissen, dafs seine Erklärung falsch ist und dafs er sie nur, in Ermangelung einer besseren, der Tradition zu liebe festhält: wer aber übersetzt: 'das unaufreibbare Meer', der bildet sich ein, seine Erklärung sei richtig; falsch aber ist sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch. Ich denke, die Wahl kann nicht zweifelhaft sein, weder in diesem Beispiele, noch in der grofsen Menge, die es von ähnlicher Art giebt. Wo es möglich ist, eine Etymologie mit Bestimmtheit als die richtige zu bezeichnen, da soll man sie annehmen; wo man aber nur sagen kann, dafs eine neue relativ mehr Wahrscheinlichkeit und eine bessere wissenschaftliche Begründung habe, als die früheren, da soll man nicht blofs diese Begründung, sondern auch die neue Übersetzung selber zu Hause lassen und in der Schule an derjenigen festhalten, die wenigstens den Vorzug der Tradition für sich hat.

Im Vergleich zur Etymologie erfreuen sich die neueren Forschungen über homerische Laut- und Flexionslehre einer weit geringeren — Popularität, wenn ich so sagen darf, bei den Philologen. Ich glaube: mit Unrecht. Ehe ich dies zu beweisen versuche, mufs ich mich, nicht blofs der Aufrichtigkeit wegen, zu einer Ansicht bekennen, von der ich fürchte, dafs viele unter Ihnen, meine Herren, sie nicht billigen werden. Ich meine nämlich, dafs die Erlernung der griechischen Formenlehre nicht nur dem Zwecke dient, eine einigermafsen glatte Lektüre der Schriftsteller zu ermöglichen, sondern dafs sie auch selber Zweck ist, insofern sie ein ganz eigentümliches Bildungsmittel für die Gedanken darbietet. Man kann darüber spotten, und man hat mit Vorliebe darüber gespottet, dafs es eine brotlose Kunst sei, griechische Verbalformen zu pauken. Und wirklich, wenn man nach dem unmittelbaren Gewinn fragt, der darin liegt, dafs einer zu übersetzen weifs: 'du würdest für dich in einen Zustand versetzen', oder 'sie beide möchten einmal zum Aufstehen gebracht werden', und was dergleichen kunstvolle Gebilde mehr sind, so ist dieser Gewinn

sehr gering. Aber Formen, wie die genannten, haben doch auch ihr Gutes. Wer sie mit Sicherheit bilden soll, mufs einmal den Begriff eines Wortes scharf auffassen, sodann die verschiedenen Arten gegenwärtig haben, in denen derselbe nach Tempus, Modus, Genus Verbi, Person, Numerus bestimmt werden kann. Das sind fünf oder sechs gesonderte Beziehungen. Mit diesen lernt der Schüler so arbeiten, dafs er bald eine, bald zwei oder mehr von ihnen verändert, während die übrigen festgehalten werden, bald alle auf einmal neu bestimmt. Diese gymnastische Übung erfordert und fördert dadurch eine kräftige Stetigkeit zugleich und Beweglichkeit im Denken, welche, einmal gewonnen, jeder anderen Thätigkeit des Verstandes zu gute kommt. Und kein anderer Stoff des Unterrichtes bietet zur Ausbildung dieser besonderen Art von geistiger Gewandtheit die gleiche, mannigfaltige Gelegenheit als eben die griechische Konjugation mit ihrem komplizierten und doch übersichtlichen Bau, dessen innere Gesetze so klar und fest sind, dafs eine vollkommene Herrschaft über sie an sich recht wohl erreichbar ist.

Wenden Sie das, was ich eben gesagt habe, auf Homer an, so ergiebt sich sofort der Schlufs, dafs die systematische Erlernung der homerischen Formenlehre eine Forderung ist, die durch nichts gerechtfertigt werden kann. Denn eben die Festigkeit und Klarheit des Systems, welche die sichere Aneignung der attischen Formenlehre zu einer ausführbaren und nützlichen Aufgabe macht, fehlt bei Homer ganz und gar. Gestatten Sie mir dies etwas genauer zu begründen.

Schon seit lange war erkannt worden, dafs in der homerischen Sprache verschiedene Mundarten mit einander gemischt seien; aber erst ziemlich spät ist man dazu gekommen zu fragen, was denn diesen seltsamen Zustand der Dialektmischung veranlafst habe. Auch heute noch giebt es Gelehrte, welche eine solche Frage nicht einmal für erlaubt halten. Erst vor wenigen Wochen ist ein voluminöses Pamphlet gegen die wissenschaftliche Behandlung der homerischen Sprache erschienen, in dem dieses Problem mit der Bemerkung abgethan wird, dafs alle griechischen Dichter 'international wirkten und diese Wirkung nicht zum wenigsten der idealen Erhebung ihrer Sprache über die lokalen Eigentümlichkeiten verdankten.' Das ist sehr schön gesagt, aber sehr eilig gedacht. Denn die Dialektmischung, welche in der gesamten poetischen Litteratur der Griechen wie etwas selbstverständliches festgehalten wird, ist eben aus dem Epos herübergenommen; in diesem mufs sie doch irgendwie historisch geworden sein, und es ist wohl der Mühe wert, zu untersuchen, ob sich von diesem historischen Werden noch etwas erkennen läfst. Diese Untersuchung ist mit Scharfsinn und Glück unternommen worden von Gustav Hinrichs, der vor 10 Jahren in seiner umfangreichen Doktor-Dissertation die äolischen Bestandteile der homerischen Sprache sorgfältig gesammelt und gesichtet hat. Das Ergebnis dieser Arbeit, das bis jetzt nicht erschüttert worden ist, fasse ich ganz kurz zusammen: Äolische Griechen waren die ersten, welche die epische Poesie pflegten und die Thaten der Helden vor Troja wie die Irrfahrten und Leiden des Odysseus in ihrer Mundart besangen. Die Kunst des Versbaus und der poetischen Darstellung war bereits in hohem Grade ausgebildet, als sie von den Ioniern übernommen wurde. So kam es, dafs diese nicht nur einzelne Worte, sondern auch gröfsere Wortgruppen, besonders formelhafte Wendungen aus der fremden Mundart mit herübernahmen. Die Erinnerung an diesen Ursprung ging natürlich nach und nach verloren; die ionischen Sänger, welche die Übung des Heldengesanges durch Jahrhunderte fortpflanzten, schalteten mit dem fremden Sprach-

gut wie mit ihrem eigenen. So ist es gekommen, dafs in Ilias und Odyssee, wie wir sie jetzt lesen, äolische und ionische Bestandteile ohne erkennbare Regel gemischt sind. Ja, es konnte nicht fehlen, dafs manche altertümliche Wortform später nicht mehr verstanden und dann falsch angewendet wurde oder zu falschen Nachbildungen den Anlafs gab. Schenken Sie mir nur für ein Beispiel dieser Art Ihre Aufmerksamkeit. Es gab einen altgriechischen Aorist ἀπέϝρα 'er nahm fort', gebildet wie attisch ἀπέδρα 'er lief davon,' und ein dazu gehöriges Participium ἀποϝράς. In beiden verwandelten die Äolier nach ihrer Gewohnheit den w-Laut in einen Vokal, also ἀπεύρα, ἀπουράς, oder vielmehr mit äolischer Betonnng ἀπούρας. Diese Formen behielten die ionischen Verfasser der homerischen Gesänge bei, aber sie verstanden sie nicht mehr: ἀπεύρα hielten sie für das Imperfectum eines Verbums auf άω und bildeten zu diesem die Form ἀπηύρων als 1. Sing. und 3. Plur., welche, so falsch sie ist, doch aus unserem Homertext nicht entfernt werden kann. — Das eine Beispiel beweist natürlich nichts; es soll auch nur deutlich machen, was ich meine. Ein sprachlicher Bestand, in dem dergleichen irrationale Bildungen geläufig sind, der aus so seltsam in einander geschobenen älteren und jüngeren Schichten sich zusammensetzt, der ist gewifs ein sehr interessanter Gegenstand der gelehrten Forschung; ich glaube, dafs diese auf dem von Hinrichs eingeschlagenen Wege noch ein gutes Stück weiter kommen kann, und dafs für die Frage nach der Entstehung der homerischen Gedichte aus einer durchgeführten Analyse ihrer Sprache ein erheblicher Gewinn zu erwarten ist. Aber was folgt daraus für die Schule? Offenbar spricht alles dagegen, homerische Formenlehre im Zusammenhange, etwa vor Beginn der Lektüre in Sekunda, auswendig lernen zu lassen. Denn es ist nicht wohl möglich, die zusammenhängende und übersichtliche Aneignung eines Stoffes zu verlangen, der seiner eigenen Natur nach weder in sich zusammenhängend noch übersichtlich ist. Man wird sagen: wir wollen uns damit begnügen, die wichtigsten Eigentümlichkeiten der homerischen Sprache zusammenzustellen und in Regeln auszudrücken, indem wir gleich hinzufügen, dafs diese Regeln nicht als strenge Gesetze gelten, sondern nur eine gewisse Vorliebe des Sprachgebrauches bezeichnen sollen. Aber diese Art von Regeln braucht nicht im voraus gelernt zu werden. Dafs bei Homer der lange a-Laut auch nach ρ und Vokalen meist als η erscheint, dafs unkontrahierte Formen häufiger sind als kontrahierte, dafs das Augment nach Belieben weggelassen wird, dafs im Konjunktiv des schwachen Aorists der Bindevokal oft ungedehnt bleibt: dies und vieles andere sind Thatsachen, die der Schüler beim Lesen fortwährend beobachtet. Wenn seine Lektüre während der ersten paar hundert Verse sorgfältig geleitet wird, so setzt sich allmählich in ihm eine ausreichende Kenntnis von den vorherrschenden Eigentümlichkeiten der homerischen Sprache ganz von selber fest. Ich würde das nicht so zuversichtlich sagen, wenn ich es nicht wiederholt und bei sehr verschiedenartigen Schülern probiert hätte. Vielleicht darf man soweit gehen, zu behaupten: sprachliche Erscheinungen, welche nicht so häufig vorkommen, dafs sie bei Gelegenheit der Lektüre von selber sich dem Gedächtnis einprägen, verdienen überhaupt nicht ihm eingeprägt zu werden.

Sollte die eben entwickelte Ansicht allgemeinere Zustimmung finden, so wäre das ein ganz schätzbarer Gewinn, der sich aus einer wissenschaftlichen Betrachtung der Sprache ergiebt. Allerdings ein Gewinn negativer Art; aber der positive fehlt nicht. Mit der Aufnahme von Änderungen des Textes, welche die Sprachforschung gefordert hat, in unsere Schulausgaben ist man bisher sehr vorsichtig gewesen: gewifs mit Recht. Aber

ich fürchte kaum, auf Widerspruch zu stoſsen, wenn ich sage: solche Anderungen, welche sowohl durch die Wissenschaft sicher begründet als auch an sich selbst geeignet sind, dem Schüler das Lesen und Verstehen des Textes zu erleichtern, diese aufzunehmen ist man nicht bloſs berechtigt, sondern verpflichtet. So einfach der ausgesprochene Grundsatz klingt, so schwierig ist es natürlich, ihn anzuwenden. Was heiſst 'wissenschaftlich sicher begründet'? Ein bestimmtes Merkmal dafür giebt es nicht. Ich möchte nur dagegen protestieren, daſs man verlangt, eine Neuerung müsse durch das einstimmige Urteil aller Sachverständigen gebilligt sein, ehe sie für die Schule reif erscheine. Wenn wir darauf warten wollen, meine Herren, dann wird schwerlich einer von uns irgend welchen nennenswerten Fortschritt in der grammatischen Kritik des Homertextes erleben. Im Jahre 1816 forderte Gottfried Hermann, den man nicht gewohnt ist zu den sprachvergleichenden Heiſsspornen zu rechnen, daſs für die Adverbien ἕως und τέως da, wo sie im Hexameter einen Trochäus bilden, auch trochäische Formen eingesetzt würden. Die Sache war ungemein einfach: statt ἕως ὃ ταῦθ' ὥρμαινε am Anfange des Verses sollte geschrieben werden εἶος ὃ ταῦθ' ὥρμαινε. Man meint, so etwas brauche nur ausgesprochen zu werden, um anerkannt zu sein. Aber erst in unserer Zeit ist jene Korrektur in die Ausgaben der homerischen Gedichte eingedrungen; ja, noch im Jahre 1879 hielt Kirchhoff sie nicht für sicher genug, um sie in den Text zu setzen. Angesichts solcher Thatsachen muſs man darauf verzichten, nach Einstimmigkeit oder auch nur nach Majorität der Gelehrten das Urteil zu bilden; ohnehin würde sich doch wohl kein Lehrer des Griechischen das Recht nehmen lassen, diejenige Gestalt des Textes, die er selbst nach reiflicher Überlegung für die angemessene hält, in den Exemplaren seiner Schüler im Laufe der Lektüre herstellen zu lassen. — Wie steht es nun aber mit dem zweiten Punkte, der Erleichterung des Verständnisses? Oft genug hört man von Freunden und Gönnern des philologischen Unterrichts die Warnung aussprechen, nicht jede wissenschaftliche Anschauung, die dem Gelehrten den Zusammenhang der Flexionsformen leicht und einfach erkläre und für ihn die Festhaltung der Einzelheiten unterstütze, sei deshalb auch deutlich und einleuchtend für den Anfänger; diesem sei meistens besser gedient mit einer bloſsen Aufzählung der Thatsachen, die man allenfalls nach irgend welchen mnemotechnischen Bauernregeln ordnen könne. Gegen die allgemeine Berechtigung dieser Gedanken läſst sich nichts einwenden; nur soll man nicht meinen, daſs damit alles gesagt sei. Es kann recht wohl vorkommen, daſs eine neugewonnene, wissenschaftliche Anschauung, in die wir älteren uns mit Mühe nachträglich hineindenken, dem Anfänger, der noch gar kein Griechicch kennt, dessen Geist noch nicht durch irrige Vorstellungen eingenommen ist, viel leichter eingeht als das, was wir selber vor 20 oder 30 oder 40 Jahren in der Schule gelernt haben. Also, mit Gemeinplätzen ist hier so wenig wie sonst der Sache gedient. Es kommt darauf an, jeden einzelnen Fall genau zu prüfen. Ich will versuchen, an ganz wenigen Beispielen die Grundsätze deutlich zu machen, nach denen solche Prüfung geschehen könnte.

Nichts beweist so sicher eine oberflächliche, der Wissenschaft fremde Denkweise, als die dumpfe Hochachtung, welche viele Leute für das Digamma hegen. Immanuel Bekker hat sich ein bleibendes Verdienst dadurch erworben, daſs er es (im Jahre 1858) unternahm, diesen Buchstaben in den Homertext einzuführen; denn die Art, in welcher sein Unternehmen gescheitert ist, hat wesentlich dazu beigetragen, eine richtigere Ansicht von dem Charakter der homerischen Sprache zu begründen. August Nauck, dessen Homer-

ausgabe von 1874 bis 1879 erschien, verzichtete deshalb von vorne herein auf das Zeichen F und begnügte sich damit, den Text möglichst überall so zu gestalten, daſs dem Digamma stillschweigend Rechnung getragen war, d. h. daſs es zu den gedruckten Buchstaben hinzugedacht werden konnte, ohne die Ordnung des Verses zu stören. Nach diesem Prinzip durfte z. B. das ν ἐφελκυστικὸν vor Wörtern, die das F haben, nicht stehen bleiben: es war zu schreiben ἴδε ἄστεα statt ἴδεν ἄστεα, ἐν χερσὶ ἐκηβόλου statt ἐν χερσὶν ἐκηβόλου u. s. w. Dergleichen auch in Schulausgaben einzuführen mag bedenklich erscheinen; denn wenn man sich erinnert, wie viel Mühe das Lesen der Verse den Anfängern so wie so schon macht, so wird man nicht gern die kleine Hilfe entbehren wollen, die in dem ν ἐφελκυστικὸν liegt. Überhaupt, meint man, sei es eine etwas starke Zumutung an den Schüler, daſs er lernen solle mit einem Buchstaben zu rechnen, den er weder sieht noch hört. Gehen wir nun aber dieser praktischen Schwierigkeit, die für den Schüler bestehen soll, ernstlich zu Leibe, so findet sich, daſs sie in nichts weiter ihren Grund hat, als in der theoretischen Verkehrtheit der Sache selber. Entweder ἄστεα fängt mit einem Konsonanten an, dann schreibe ich Fάστεα und davor natürlich kein ν; oder es fängt mit einem Vokal an, dann heiſst es ἄστεα und davor gehört die Form mit ν: ein drittes ist logischerweise nicht möglich. Denken wir doch auch an die Entstehung der homerischen Gedichte, wie sie allmählich geworden sind, eine Schicht über der anderen. Diejenigen Dichter, denen die jüngsten Gesänge in Ilias und Odyssee angehören, haben das Digamma nicht mehr gekannt; das ist erwiesen durch die Art, wie sie Vers und Sprache handhaben. In der Redaktion der beiden Epen, die uns vorliegt, sind aber ältere und jüngere Bestandteile in eins gearbeitet: wer also das Werk dieser Redaktion in fortlaufendem Texte drucken will, der muſs es so drucken, wie es im achten oder siebenten Jahrhundert von letzter Hand ausgegeben worden ist, d. h. ohne Digamma. — Aber es giebt Stellen, an denen der Anstoſs im Verse, der durch Weglassung des Digammas entstanden war, nicht durch das unbedeutende ν ἐφελκυστικόν, sondern durch Einschiebung einer Partikel, γε oder τε oder ῥα, oder durch Verwandlung von δέ in μέν oder durch ähnliche Hilfsmittel von alten Grammatikern oder Abschreibern fortgeschafft worden ist. Da liegt denn die Sache anders. Jene Partikeln machen oft genug Not für die Übersetzung; wenn einige von ihnen durch die Wissenschaft als falsch nachgewiesen und gestrichen werden, so kann das die Schule nur dankbar annehmen. κ 190 sagt Odysseus: ὦ φίλοι, οὐ γάρ τ' ἴδμεν, ὅπῃ ζόφος οὐδ' ὅπῃ ἠώς. Kein Mensch kann erklären, was τε hinter γάρ hier bedeuten soll. Das billigste ist ja zu sagen, es diene 'zur Verstärkung'; hat man dann gefällige Schüler, die nicht fragen, was denn eigentlich verstärkt werde und warum eine Verstärkung hier angebracht sei, so kommt man ganz glatt über die Stelle weg. Aber ist es nicht in solchem Falle vernünftiger das zu benutzen, was die gelehrte Kritik festgestellt hat? οὐ γὰρ Fίδμεν hieſs der ursprüngliche Text mit regelrechter Position; der Wegfall des F störte das Metrum, und um diesem aufzuhelfen, schob irgend ein antiker Ballhorn jenes τ' ein, mit dem sich nun unsere Schüler quälen. Als die Wellen den Odysseus von seinem Floſs heruntergeschleudert haben, taucht er erst spät wieder empor, weil die nassen Kleider ihn beschweren: εἵματα γὰρ ῥ' ἐβάρυνε, τά οἱ πόρε δῖα Καλυψώ, ε 321. Was soll hier ῥα hinter γάρ? Man kann ja die Schüler gewöhnen, über dergleichen Kleinigkeiten wegzulesen; aber das gereicht weder ihrer Kenntnis des Griechischen noch ihrem Charakter zur Förderung. Immanuel Bekker hat erkannt, daſs an der Stelle ein F verschwunden ist;

Fε lautete der alte Accusativ des Pronomens der dritten Person, der hier noch dazu als Objekt zu ἐβάρυνε ungern entbehrt wird, und so können wir auch im Texte der Schulausgabe bequem und verständlich schreiben: εἴματα γάρ ἑ βάρυνε.

Verzeihen Sie die Kleinheit dieser Beispiele. Für den Grammatiker giebt es nichts Geringfügiges; und ich meine, wenn wir in der geschilderten Weise nur an einem Dutzend Stellen ein Steinchen aus dem Wege räumen, über das ein Leser stolpern kann, so ist das eine ganz nützliche Arbeit. Aber nun will ich noch einen Fall besprechen, in dem eine ganze grofse Gruppe seltsamer Formen, mit deren notdürftiger Erklärung man viel Zeit und Kraft verbraucht, durch eine einzige kühne, aber, wie ich glaube, vollkommen sichere Operation ein für allemal aus der Welt geschafft wird. Über die sogenannte 'epische Zerdehnung' bei den Verbis auf -άω giebt es bereits eine ganze Litteratur. Formen wie ὁρόωσι, αἰτιόωνται, ἠβώοντες, μνάασθαι erklärte man früher so, dafs die kontrahierten Formen ὁρῶσι, αἰτιῶνται, ἠβῶντες, μνᾶσθαι um des Metrums willen zerdehnt worden seien. Dieser barbarischen Behandlungsweise trat zuerst Göttling in seiner griechischen Accentlehre (1835) entgegen, indem er zeigte, dafs die scheinbar zerdehnte Form (ὁρόωσι) in Wahrheit eine natürliche Zwischenstufe sei zwischen der unkontrahierten und der kontrahierten: die getrennten Vokale in ὁράουσι müfsten erst durch Assimilation sich einander genähert haben (ὁρόωσι), ehe die Zusammenziehung (ὁρῶσι) habe stattfinden können. Göttlings Theorie der Assimilation ist dann im einzelnen weiter ausgeführt worden von Leo Meyer, Georg Curtius und dessen Schüler Mangold. Sie schien einen glänzenden Triumph der Wissenschaft zu bezeichnen: an Stelle der mechanischen Operation war organische Entwickelung getreten. Trotzdem blieb auch bei der neuen Erklärung noch manches dunkel. Eine Hauptschwierigkeit bildete die Quantität der Vokale, von denen in auffallender Weise bald der erste, bald der zweite lang erschien, wo man ihn kurz erwartete. Um diese und andere Schwierigkeiten zu heben, ist viel Scharfsinn vergebens aufgewendet worden, bis im Jahre 1878 Jakob Wackernagel das 'erlösende Zauberwort' sprach. Der Beweisführung, welche er in einem Aufsatz in Bezzenbergers 'Beiträgen' (IV, S. 259—312) gegeben hat, ist bisher wenig Beifall zu teil geworden; und doch ist sie, wie ich überzeugt bin, nicht blos richtig, sondern zugleich mustergiltig für eine besonnene Behandlung der grammatischen Textkritik. Gestatten Sie mir, von Wackernagels Ansicht, die ich mit einer geringen Modifikation oder Ergänzung mir aneigne, wenigstens die Hauptgedanken Ihnen mitzuteilen.

In irgend einer Zeit müssen die homerischen Gedichte, nachdem sie bis dahin durch mündliche Tradition weiter gegeben worden waren, zum ersten Male aufgeschrieben worden sein. Es ist sehr wahrscheinlich, dafs dies in Athen geschehen ist. Die Erzählung von der Sammlung, welche Peisistratos veranstaltet habe, hat neuerdings mehrfach die Gelehrten beschäftigt. Zwei Forscher, die sonst in der Richtung ihrer Gedanken weit auseinandergehen, Wilamowitz und Arthur Ludwich, sind darin einig, diese Erzählung für eine Legende zu erklären. Ich glaube: mit Recht. Aber wenn die Hypothese von der Redaktion des Peisistratos fällt, so bleibt doch die Thatsache stehen, zu deren Erklärung jene Hypothese schon im Altertum gemacht worden ist. Diese Thatsache ist eine doppelte: einmal, dafs für die litterarische Verbreitung der homerischen Epen Athen den Ausgangspunkt gebildet hat; sodann, dafs die Sprache in diesen Epen deutliche Spuren vom Einflufs des attischen Dialektes zeigt. Dieselbe Thatsache hat noch zu einer anderen Hypo-

these Anlafs gegeben, zu der des Aristarch, dafs der Dichter Homer von Geburt ein Athener gewesen sei. Das ist eine Ansicht, welche heutzutage aufser Cobet kaum noch jemand teilen wird. Von den vielen Gründen, die ihr entgegenstehen, will ich nur einen anführen: die homerische Sprache ist nicht einfach der attischen ähnlich, sondern sie sieht ganz so aus, als sei sie ihr erst nachträglich ähnlich oder wenigstens ähnlicher gemacht worden. Dafs dies nicht absichtlich oder auch nur mit Bewufstsein, sondern unwillkürlich geschehen ist, wird bewiesen durch solche Änderungen, welche eingedrungen sind, obwohl sie das Metrum störten. Man schrieb ἰδεῖν für ἰδέμεν, Αἰόλου für Αἰόλοο, Ὡρίωνος für Ὠαρίωνος. Aber die Leute, die zuerst so schrieben, sprachen ihre Verse eben so richtig wie wir, wahrscheinlich ein gut Teil richtiger; nur nahmen sie keinen Anstofs daran, dafs Schrift und Aussprache nicht übereinstimmten. Das ist etwas, wovon wir in unserem orthographisch angeregten Zeitalter uns keine rechte Vorstellung machen können. Für uns ist der gedruckte Text die Hauptquelle der Bekanntschaft mit einem Werke der Litteratur; damals war der geschriebene in den Händen weniger, und auch diesen wenigen diente er wohl nur als gelegentliche Stütze des Gedächtnisses, das immer noch stark genug war, die Aufbewahrung und Fortpflanzung grofsenteils selber zu besorgen. So kam es, dafs man viel weniger, als wir das heute gewohnt sind, Anlafs hatte Aussprache und Schrift mit einander zu vergleichen und dafs man die Widersprüche zwischen beiden gar nicht bemerkte oder doch nicht als störend empfand. Man schrieb (keineswegs überall, aber doch an vielen einzelnen Stellen) attische Formen, während man fortfuhr die alten homerischen zu sprechen. Zu den Beispielen einer solchen freisinnigen Orthographie gehörten auch die Verba contracta; zusammengezogene Formen wurden aufgeschrieben auch da, wo der Vers die offenen verlangte. Erst als man im weiteren Verlauf der schriftlichen Überlieferung anfing auf diese selbst mehr zu achten, wurde der Widerspruch bemerkt. Nun suchten, wohl schon vor der alexandrinischen Zeit, gelehrte oder halbgelehrte Herausgeber eine Vermittelung zwischen Aussprache und Schrift herbeizuführen. Und dabei ging es ihnen, wie es oft den Vermittlern ergeht: sie brachten ein ganz unnatürliches Zwittergebilde zu Stande. Aus ὁρῶσι stellten sie nicht die alte unkontrahierte Form ὁράουσι wieder her, sondern sie machten daraus das Ungetüm ὁρόωσι; αἰτιῶνται verwandelten sie nicht zurück in αἰτιάονται, sondern sie verzerrten es in αἰτιόωνται. Und so überall. Eine 'Zerdehnung' hat also wirklich stattgefunden; nur ist sie nicht von den Dichtern verübt worden, sondern von den Herausgebern. Daher läfst sich denn auch überall, wo im Texte eine zerdehnte Form steht, die echte, unkontrahierte ohne Anstofs wieder herstellen; es bleibt nirgends ein Rest. Und nun frage ich: kann innerhalb der grammatischen Wissenschaft eine Entdeckung für die Schule willkommener sein als diese? Nicht nur an Zeit und Mühe bringt sie dem Anfänger eine bedeutende Ersparnis, sondern eine ganze Reihe von Irrtümern und Mifsverständnissen, zu denen die jetzige Schreibweise immer wieder auffordert, wird von vorne herein ausgeschlossen, sobald man sich entschliefst Wackernagels Beweisführung ohne Vorurteil und gründlich zu prüfen; denn dafs sie bei solcher Prüfung nicht gültig befunden werden sollte, davor ist mir nicht bange.

Ich mufs diesen Gegenstand verlassen, um mit ein paar ganz kurzen Andeutungen noch das letzte grofse Gebiet der Grammatik, das syntaktische, zu berühren. Die Forderung, der Gymnasiast solle in die Anfangsgründe der historischen, vergleichenden Syntax eingeführt werden, klingt gewifs, wenn man sie so ausspricht, recht unverständig. Wenn

jedoch in dieser historischen Syntax zufällig solche Gedanken enthalten sind, die dazu dienen, dem Schüler das Verständnis des Textes, den er vor sich hat, wesentlich zu erleichtern, so wird man sie doch nicht deshalb verschmähen wollen, weil sie von der modernen Wissenschaft gelehrt werden. Dergleichen Gedanken finden sich nun aber nicht blofs vereinzelt. Wer die homerische Syntax einfach als eine Abweichung von der attischen ansieht, für den bietet sie des Regellosen, Willkürlichen, Unerklärten die Menge; das ganze Bild wird ein anderes, sobald man die Sprache als eine werdende betrachtet und in Homers Wortfügung die Anfänge des späteren griechischen Satzbaus erkennt. Dafs alle Relativpronomina ursprünglich Demonstrativa, die Relativsätze also parenthetisch eingeschobene selbständige Sätze gewesen sind, ist doch an sich keine so gefährliche Lehre, dafs man sie nicht einem Sekundaner verraten dürfte. Schwierig zu fassen ist sie auch nicht; denn jeder, der sich einen Augenblick besinnt, findet sie durch den eigenen deutschen Sprachgebrauch bestätigt, wenn wir 'der, dessen, die, da' als Relativa verwenden. Hat aber der Schüler diese Zurückführung einmal begriffen, so ist ihm von vornherein klar und kann ihm niemals Anstofs erregen, dafs Homer so oft in Relativsätzen Konjunktionen anwendet, die dem Verhältnis der logischen Unterordnung nicht entsprechen. So namentlich das verbindende τε. Kalypso ist die Tochter des Atlas des 'gefährlich klugen', ὅς τε θαλάσσης πάσης βένθεα οἶδεν: 'und der kennt die Tiefen des ganzen Meeres.' Man braucht ja nicht so zu übersetzen, aber man soll so erklären; ich meine, das ist verständlicher, als wenn man sagt, die Partikel τε diene dazu, das Relativpronomen zu verstärken oder zu verallgemeinern, oder welchen geheimnisvollen Einfluſs man ihr sonst zuschreiben will. Wie die Relativsätze so sind auch die anderen Nebensätze ursprünglich Hauptsätze gewesen; das Verhältnis der grammatischen Unterordnung hat sich erst allmählich entwickelt, indem selbständige Sätze, die gewohnheitsmäfsig zum Ausdruck eines bestimmten logischen Verhältnisses neben einander gestellt wurden, nach und nach zusammenwuchsen. Bei Homer sieht man sie noch wachsen. Der Gebrauch der Konjunktion δέ im Nachsatze ist nicht eine Abweichung von der richtigen Konstruktion, sondern ein Rest des älteren Zustandes, in dem Vordersatz und Nachsatz noch gleichberechtigt neben einander standen. Dafs bei solcher Betrachtungsweise der Gebrauch der Negation nach den Verbis des Fürchtens, den der Schüler früher für das Lateinische künstlich und mühsam hat lernen müssen, eine ganz natürliche und mühelose Erklärung findet, ist ein Gewinn, den die Homerlektüre so nebenbei mit abwirft. Doch vielleicht für keine Satzart ist die historische Anschauung fruchtbarer zu machen als für die Bedingungssätze. Der Beobachtung, dafs dieselben ihrer eigentlichen Natur nach grofsenteils Wunschsätze sind, kann im Homer auch der Anfänger nicht leicht aus dem Wege gehen. 'Wenn doch, Vater Zeus und Athene und Apollon, Odysseus so stark, wie er einst in Lesbos beim Ringkampfe seinen Gegner niederwarf, dafs alle Achäer sich freuten, wenn er in solcher Kraft mit den Freiern zusammenträfe! Alle würden sie schnellen Tod und bittre Hochzeit finden'. Hier braucht nur das innere Verhältnis der beiden Hauptgedanken etwas schärfer aufgefafst zu werden, als es in der Behaglichkeit der epischen Sprache geschehen ist: dann ist die konditionale Periode fertig. Und solche Beispiele einer halbfertigen Konstruktion bietet Homer in grofser Zahl. Sind die Schüler darauf einmal aufmerksam geworden, so bedarf es nur eines geringen Anstofses, um sie daran zu erinnern, dafs ja auch im Lateinischen und im Deutschen deutliche Spuren derselben Entwickelung vor-

handen sind. Sie finden, daſs sehr oft die Setzung eines Falles durch die Form eines Wunsches oder einer Aufforderung ausgedrückt wird, mag nun das lateinische '*Divide et impera*' ihnen als Beispiel einfallen oder ein deutsches Wort wie Wallensteins 'Sei im Besitze, und du wohnst im Recht'. Damit stimmt es überein, daſs im Lateinischen wie im Deutschen dieselben Partikeln zur Einleitung eines Wunsches und einer Bedingung angewendet werden. Lateinisch *si* und deutsch 'wenn' sind nicht die einzigen dieser Art; gleich lateinisch *ut* schlieſst sich an mit dem bekannten: *ut desint vires* etc. Daſs ein Wort wie *ut* in konditionalem Sinne gebraucht werden kann, ist nun nicht mehr eine Kenntnis, die man gelernt hat, sondern eine Kraft, die man selber zu fühlen glaubt. Kehren die Gedanken von dieser Abschweifung zum Griechischen zurück, so zeigt sich gleich wieder der Nutzen, den die erweiterte Betrachtung mit sich bringt; warum die Negation in Bedingungssätzen nicht οὐ lautet sondern μή, wird mit einem Schlage klar. Aber auch für den unmittelbaren Zweck der Homerlektüre ergeben sich immer wieder neue Vorteile. Nur noch ein Beispiel davon möchte ich erwähnen. Die Formel εἰ δ' ἄγε erklärte man früher so, daſs vor ἄγε ein Verbum, etwa ἐθέλεις, ausgefallen sein sollte: εἰ δ' ἐθέλεις, ἄγε, 'wenn du willst, wohlan'; ein wohlfeiles Kunststück, das trotzdem noch heute seine Liebhaber hat. Das Richtige lehrte schon vor zwölf Jahren Ludwig Lange, dessen groſse Verdienste um die syntaktische Forschung nach seinem Tode allgemeinere und wärmere Anerkennung finden werden, als ihnen bisher gegönnt worden ist. Er erkannte, daſs εἰ hier in seiner ältesten Bedeutung zu verstehen sei, als Interjektion, welche den Ausdruck eines Wunsches oder einer Aufforderung begleitet, so daſs εἰ δ' ἄγε etwa zu übersetzen ist 'frisch, wohlan'! Eine Erklärung, die von neuem bestätigt, was ich an einer Reihe von Beispielen zu zeigen versucht habe, daſs viele der durch die moderne Wissenschaft gewonnenen Ansichten, wenn man sie in die Schule aufnähme, den Unterricht nicht belasten, sondern erleichtern würden.

Εἰ δ' ἄγε, πειρήσασθε, φίλοι, ἵνα εἴδετε πάντες. Mit dieser Aufforderung, zu der Vater Homer die Worte geliehen hat, darf ich wohl schlieſsen. Nicht Sie zu überreden, meine Herren, war die Absicht bei meinem Votrage, sondern Ihren freundlichen Willen zu gewinnen für eine Prüfung dessen, was ich gesagt habe. Daſs bei solcher Prüfung manche Einzelheit in ihrer wissenschaftlichen Begründung angefochten, manche berichtigt oder ganz ausgestrichen werden wird, weiſs ich selber; aber das glaube ich doch: den Grundgedanken werden Sie bestätigt finden. Und was mir zu diesem Glauben den Mut giebt, ist die merkwürdige Thatsache, daſs von all den Gelehrten, deren Forschungen ich für die Schule verwertet sehen möchte, keiner selbst an eine solche Verwertung gedacht hat. Ohne alle Rücksicht auf die praktische Darstellung haben sie eine tiefere Einsicht in das Wesen der griechischen und besonders der homerischen Sprache zu erlangen gesucht, und wenn vieles von dem, was sie dabei gefunden haben, geeignet ist auch für den Unterricht Nutzen zu bringen, so ist das — ja, meine Herren, wollen Sie es 'Zufall' nennen? Ich glaube, es ist mehr; es ist ein thatsächlicher Ausdruck der tröstlichen Gewiſsheit, daſs die Schule, wenn sie schon nicht berufen ist, den Umwegen der gelehrten Forschung Schritt für Schritt zu folgen, doch am Ende die gewonnene neue Erkenntnis sich aneignen darf; daſs es keinen bedeutenden Fortschritt in der Arbeit der Gelehrten giebt, der nicht zu seiner Zeit auch den Lernenden für ihre Arbeit zu gute käme; daſs unter den Arten, wie wir unseren Schülern die Aneignung eines schwierigen und mannig-

faltigen Stoffes durch Erklärung und Zusammenfassung zu erleichtern suchen, auf die Dauer keine zweckmäfsiger und wirksamer ist als die Hinweisung auf den natürlichen Zusammenhang der Dinge selbst, soweit diesen die Wissenschaft mit Sicherheit erkannt hat. (Lebhafter Beifall.)

Der Präsident: Wünscht jemand das Wort zu diesem Vortrage? (Pause). Es hat sich niemand gemeldet; ich setze bei dem lebhaften Beifalle, den Sie dem Vortrage gespendet haben, Ihre Zustimmung voraus, wenn ich dem Herrn Vortragenden für seinen fesselnden und schönen Vortrag unsern Dank ausspreche. (Bravo!)

Ich erteile nun dem Herrn Oberlehrer Dr. Soltau das Wort zu seinem Vortrage über:

Die Bedeutung Catos für die römische Chronologie.

Herr Oberlehrer Dr. Soltau:

Wenn ich in dieser festlichen Versammlung es wage, über ein chronologisches Thema zu reden, so bin ich mir des Mifslichen meines Unternehmens voll bewufst. Denn wie anziehend auch für manche das Versenken in einige der chronologischen Probleme am Arbeitstisch sein mag, so wenig gehört das Operieren mit Zahlen und das Nachrechnen von einigen noch fraglichen neuen Ansätzen zu den Dingen, welche man sich bei einem öffentlichen Vortrag auf die Dauer gefallen läfst.

Indem ich die Versicherung abgebe, dafs ich in dieser Richtung keinen Mifsbrauch mit Ihrer Langmut treiben werde, ist es mir weniger darum zu thun, eine captatio benevolentiae für den Redner, als vielmehr eine solche für den Gegenstand auszusprechen.

Wie die Pilze wachsen alljährlich neue Bearbeitungen der römischen Chronologie hervor. Neben Mommsens und Huschkes prinzipiell verschiedenen Werken, traten die gleichfalls bald nach der einen, bald nach der andern Richtung hin neue Bahnen einschlagenden Untersuchungen von Unger, Hartmann, Lange, endlich von Matzat, Seeck, Holzapfel.

Wer auch nur oberflächlich von dem Kampf der widerstreitenden Meinungen Notiz genommen hat, der wird sich der Ansicht nicht verschliefsen können, dafs auf diesem Gebiete prinzipielle Differenzen existieren, welche kaum allein durch die beteiligten Spezialfachkreise gelöst werden sollten.

Grade dort, wo die Gefahr nahe liegt, dafs durch Vorurteile und fragwürdige Prämissen einiger tonangebender Gelehrten eine Verständigung zwischen den verschiedenen Parteien und ein vorurteilsfreies Weiterforschen einzelner, nicht in verba magistri schwörender Gelehrte erschwert, wo nicht unmöglich gemacht wird, scheint es mir erwünscht zu sein, an das Forum dieser hohen Versammlung zu appellieren. Hier soll die communis opinio doctissimorum, wenn auch nicht zu einem direkten Entscheidungsspruch, so doch zu einer wirklichen Stellungnahme gedrängt werden.

Fassen wir an dieser Stelle eine der prinzipiell wichtigsten Differenzen etwas näher ins Auge, über welche eine Entscheidung getroffen werden mufs, wenn anders eine weitere Detailforschung fruchtbringend sein soll.

Es ist bekannt, dafs in den Zeiten vor den punischen Kriegen die Angaben neuer wie alter Chronologen nicht um Tage und Monate, sondern um Jahre auseinandergehen.

Ja auch die späteren Ansätze für ein und dasselbe Datum differieren bekanntlich nicht selten — je nach dem verschiedenen Ausgangspunkt der Rechnung des Schriftstellers — um mehrere Jahre. Statt weiterer Beispiele stehe hier nur eins, das keineswegs besonders irregulär ist.

Livius epit. 49 bemerkt, die Säkularspiele, welche auch nach ihm Anfang des dritten punischen Krieges V. 605[1]) gefeiert wurden, seien altero et sexcentesimo anno ab urbe condita begangen worden. Statt dieses Jahres, das schon von zwei Autoren drei Jahre von einander entfernt angegeben wird, setzen drei gleichzeitige Autoren[2]) V. 608 in säkulare Beziehung zu V. 505.[3])

Die innerhalb bestimmter Grenzen richtige Beobachtung, dafs nicht alle Autoren gleich datieren, haben nun neuere Chronologen (Unger wie Matzat, Seeck wie Holzapfel[4]) nicht selten dahin erweitert, dafs sie annahmen, die verschiedensten Annalisten und Schriftsteller hätten sogar in der Regel eine von einander abweichende Chronologie befolgt.

Allerdings ist es nur zu billigen, wenn bestehende Gegensätze als solche erkannt werden und es ist z. B. dankenswert, dafs Matzat als guter Rechner hier nichts vertuscht, sondern durch Zahlen die Widersprüche klar hingestellt hat.[5])

Aber diese Zahlen entsprechen doch meist weit weniger den faktischen Verhältnissen, als es auf den ersten Blick erscheint.

Wie wenige chronologische Fragmente besitzen wir von den meisten Annalisten? und wie geringe Gewähr haben wir dafür, dafs sie uns intakt überliefert sind?

Sollte es da gestattet sein, nach zwei bis drei Angaben aus zweiter oder dritter Hand schon definieren zu wollen, dafs dieser oder jener Schriftsteller einige Konsulate mehr oder weniger gezählt, sich ein ganz eigenes chronologisches System gebildet haben müsse? Wie oft haben wir es nicht mit reinen Kombinationen einer sekundären Quelle, mit blofsen fehlerhaften Berechnungen, nicht mit alter Tradition zu thun?[6])

---

1) Ein vorgesetztes V. bedeutet Varronisch. Varronisch 605 setzten Antias, Varro und Livius diese Säkularspiele (Censorinus de die nat. 17, 4).

2) Censorinus de die nat. 17, 11: at Piso Censorius et Cn. Gellius, sed et Cassius Hemina, qui illo tempore vivebat, post annum factos tertium adfirmant Gn. Cornelio Lentulo Lucio Mummio Achaico coss. id est anno DCVIII.

3) Liv. ep. 49 Diti patri ludi ad Terentum, ex praecepto librorum Sibyllinorum facti: qui ante annum centesimum, primo Punico bello, quingentesimo et altero anno ab urbe condita, facti erant.

4) Unger (rh. Mus. 35, 2) ist in dieser Beziehung bei weitem der konservativste. Er nimmt 'nur zwei' Abweichungen von allgemeinerer Bedeutung im Vergleich mit der altrömischen, flavischen Rechnung an: man habe bald vier-, bald fünfjährige Anarchie, bald zwei, bald drei Dezemviraljahre zählen dürfen. Sowie man aber einmal dieses im Prinzip zugesteht, ist nicht abzusehen, warum nicht auch noch eine dritte und vierte Variante existiert haben sollte und so wird man sehr bald auf die abschüssigen Bahnen einer 'Chronologie des Cincius' (Matzat röm. Chron. 1, 288) und einer 'Zeitrechnung des Fabius' (Holzapfel, röm. Chronol. 182) geraten.

5) Röm. Chronol. 1, 327. 328 u. s. w. Ich citiere in Zukunft sein Werk, sowie Holzapfel röm. Chronologie, Hartmann-Lange der römische Kalender ohne weiteren Zusatz, nur nach der Seitenzahl.

6) So sind von den Matzat 1, 328 verzeichneten acht Gründungsdaten nur drei richtig (Fabius Ol. 8, 1 Cincius Ol. 12, 4 Polybius Ol. 7, 2). Über Cato vgl. Fleckeisen, Jahrb. 1885, S. 552 f. Bei Gellius ist eine noch dazu fehlerhafte Angabe des Antiquars mit derjenigen des Annalisten verwechselt. Pisos Ansatz ist darauf zurückzuführen, dafs V. 596 wieder ein neuer Schaltcyklus von 96 Jahren (3. 96 seit dem Dezemvirat) zu Ende ging, zum viertenmal seitdem ein Cyclus von 100 Mondjahren begann. Die Säkularfeiern 605 und 608 stehen aber in keiner Beziehung zu einer Gründungsära.

Wenn Piso oder Livius Eponymen übergehen[1]), folgt daraus, dafs sie oder ihre Quellen dieselben nicht gekannt[2]) oder als falsch verworfen, oder sie auch nur absichtlich ausgelassen haben?

Davon, dafs nicht alle Schriftsteller konstant dieselbe Zählweise in betreff des terminus a quo befolgen[3]), dafs neben Rechnungen nach konsularischen Amtsjahren solche in Kriegsjahren vorkommen, dafs hier und da abgerundete Zahlen geboten werden, dafs grade bei Zahlen sowohl die Handschriften, wie die Historiker besonders leicht Irrtümern ausgesetzt waren, will ich hier nicht weiter reden.

Folgendes mufs aber vor allem betont werden:

1. Sobald von einem bestimmten epochemachenden Ereignis aus häufiger gerechnet wird, so liegt schon darin ein Beweis, dafs eine zu der Zeit vulgäre, ziemlich allgemein anerkannte Ansetzung dieses Ereignisses besteht. Diese kann falsch und später durch eine andere Datierung der Epoche verdrängt worden sein, jedenfalls kann sie nicht beliebig, bei dem einen oder andern Schriftsteller derselben Zeit, der gleichen Periode ohne weitere Motivierung durch eine andere ersetzt worden sein.[4]) Nachdem man z. B. in Rom post urbem a Gallis captam gerechnet hat[5]), ist es vorgekommen, dafs dieses Ereignis von Polybius mit einem drei Jahre späteren griechischen Synchronismus geglichen worden ist; ja ich werde zeigen, dafs dieser Ansatz auch offizielle Geltung erhalten hat; aber darum stand es noch nicht jedem Autor frei, bald von 390, bald von 387 v. Chr. ab zu rechnen.

Hierbei war jeder Autor, wenn er sich nicht lächerlich machen wollte, abhängig von dem wissenschaftlichen oder meinetwegen auch unwissenschaftlichen Urteil seiner Zeitgenossen, wenn man will von der Mode: aber erst späte Chronographen haben hier ihre pseudowissenschaftlichen Klügeleien über Synchronismen an die Stelle des herkömmlichen eingesetzt.

2. Die Fixierung eines vorgeschichtlichen Ereignisses und die Ansetzung einer Ära von einem solchen mythischen Vorgang ab sind zwei grundverschiedene Dinge und man begeht einen groben Schnitzer, wenn man aus der Angabe eines Autors über ein

---

1) Nach Liv. 9, 44 läfst Piso die Eponymen von V. 447 und V. 448 aus. Livius übergeht V. 264 und V. 265.

2) Livius zählte sogar sicherlich die ausgelassenen Konsulpaare mit vgl. Holzapfel, römische Chronologie 21 und der Gedanke, dafs Piso abweichend von allen andern uns bekannten Autoren in den schon historischen Zeiten des zweiten Samnitenkrieges zwei Eponymen in der Zählung ausgelassen habe, ist keiner Erwägung wert.

3) Holzapfel 200 f. 353 f.

4) Man beachte den Zusatz 'derselben Zeit'. Allerdings scheint der Behauptung zu widersprechen, dafs u. a. selbst Cicero in seiner Chronologie gewechselt hat (Matzat, röm. Chronologie 1, 147). Aber die Forschungen von Nepos Atticus Varro, der liber annalis des Atticus waren in der That von derartigem weitgreifenden Einflufs, dafs es für einen Zeitgenossen und Freund dieser Männer keiner besonderen Motivierung bedurfte, wenn er seit V. 706 der durch sie vertretenen Zählung der Jahre der Republik folgte.

5) Mehrfache derartige Angaben haben sich noch in zweiter oder dritter Quelle erhalten, so bei Gell. N. A. V, 4 Liv. 7, 1. Velleius 1, 14. Die alte pontifikale Zählung, der sich z. B. Flavius bediente, setzte dieses 90 (Amts-) Jahr vor V. 454. — Es ward Philol. Wochenschrift 1885 Nr. 40, S. 1275—1280 gezeigt, dafs Flavius varronisch gerechnet habe bezw. dafs die varronische Rechnung nichts anders sei als die restituierte altrömische Ära des Flavius.

Factum der Sagenzeit Schlufsfolgerungen ziehen will darüber, dafs derselbe die historische Zeit abweichend berechnet habe.

Cato z. B. setzte Roms Gründung bekanntlich 432 Jahre nach Trojas Zerstörung, er hütete sich aber wohl, diesen Ansatz als Ausgangspunkt einer Zeitrechnung zu verwenden: Κάτων μὲν οὐχ ὁρίζει Ἑλληνικὸν χρόνον. Sollten wir da dem Cato trotzdem eine Aera a. u. c. zuweisen dürfen? Dem alten Cato waren eben nicht wie so manchen modernen Chronologen die Regentenjahre der römischen oder gar der albanischen Könige eine bestimmt gegebene Gröfse, sondern er rechnete von den festen Epochen der republikanischen Geschichte aus rückwärts, und je weiter er in die Vorzeit vordrang, desto mehr begnügte er sich mit runden Zahlen oder rein hypothetischen Ansätzen, ohne jedoch jemals, auch da, wo sie bestimmt gegeben werden, historische Ereignisse danach zu datieren. Selten oder nie ist ein einzelner Schriftsteller im Stande gewesen, einem neuen Ansatz zur Geltung einer Ära zu verhelfen und es heifst in unwissenschaftlicher Weise die Schwierigkeiten vermehren, wenn man eine grofse Anzahl von Ären statuiert, wo in Wirklichkeit nur Differenzen über Ansätze einer vorhistorischen Zeit bestehen, deren Epoche — wenigstens zur Zeit ihrer Aufstellung — kein verständiger Mensch je als Ausgangspunkt zur Bestimmung historischer Ereignisse verwandt hat.

3) Das sich bei Vernachlässigung dieser Sätze ergebende Resultat, dafs jeder Schriftsteller sich sein eigenes chronologisches System, seine eigene Ära gebildet habe, und durch die dabei unvermeidlichen Mifsverständnisse die verschiedenen Divergenzen entstanden seien, bietet keine Lösung der Probleme der römischen Chronologie, sondern ist schon an sich selbst ein reines Problem.[1])

Erst dann kann hier von einer wissenschaftlichen Behandlung der Probleme der römischen Chronologie die Rede sein, wenn es gelingt, die bisher konstatierte Konfusion auf einige einfache Ursachen zurückzuführen. Den Weg zur Klarlegung solcher weniger einfachen Ursachen zu zeigen: das ist der Hauptzweck meines jetzigen Vortrags.

Drei Punkte sind es, auf die ich im Anschlufs an die eben gegebenen Vorbemerkungen Ihre Aufmerksamkeit hinlenken möchte.

I) Die Unsicherheit, welche über eine Reihe von chronologischen Ansätzen der Königszeit besteht, ist nicht auf die Chronologie der republikanischen Zeit zu übertragen.

II) Eine Differenz in den Namen der Konsuln, bezw. die vorübergehende Auslassung einzelner Eponymen ist nur zum geringeren Teile auf eine Differenz in der Zählung zurückzuführen.

III) Nachdem so eine Reihe von untergeordneten Varianten entfernt sind, wird es möglich sein, die unleugbar bestehenden Differenzen über die Zählung von Jahren der Republik darauf zurückzuführen, dafs neben die Rechnung nach Amtsjahren eine natürliche Rechnung, eine Zählung nach Kalenderjahren gesetzt ist.

Zu diesen drei Thesen, vor allem zu der wichtigen letzteren, mögen hier einige Erläuterungen folgen.

---

1) Vgl. meine Worte philol. Rundschau IV, 8 S. 300: 'Die Idee, dafs z. B. Cincius sich für die republikanische Geschichte eine von der landläufigen Zeitrechnung der annales maximi total abweichende Chronologie gebildet habe, deren Prinzip noch dazu seinen Ausschreibern meist dunkel geblieben sein müfste, ist geradezu absurd.'

I. Die Unsicherheit über die Chronologie der römischen Königszeit ist nicht auf die chronologischen Verhältnisse der Republik zu übertragen.

Es giebt manche konservative Gemüter, welche eine Zählung nach Jahren der Stadt und damit ein ungefähres Bekanntsein dieses Ansatzes eines durchaus vorhistorischen Vorgangs in eine recht frühe Zeit, schon in die ersten Jahrhunderte der Republik verlegen.[1]) Nach andern[2]) soll wenigstens Eratosthenes im dritten Jahrhundert v. Chr. die Gründungszeit Roms genau gewufst, jedenfalls besser als alle Römer der gleichen Zeit gekannt haben.

Dem gegenüber mufs aufs Entschiedenste festgehalten werden, dafs noch in den ersten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts vier hervorragende Männer in Rom, die sich kannten und in geistigem Verkehr standen, kaum über das Prinzip einig waren, wie jene mythische Königszeit annähernd zu berechnen sei.[3]) Der ältere Fabius Pictor (Gesandter nach Delphi 216 v. Chr.) setzte bekanntlich Roms Gründung 747 v. Chr., sein etwas jüngerer Zeitgenosse Cincius (Prätor 210 v. Chr.) 729 v. Chr., Cato nach vulgärer Annahme 751 v. Chr., wie sich neuerdings herausgestellt hat 744[4]) v. Chr. Am weitesten aber wich Ennius ab, der in seinem bekannten Verse 'Septingenti sunt paullo plus aut minus anni, augusto augurio postquam incluta condita Roma est' Roms Gründung um 884 (gleichzeitig mit Karthago) setzte. Ennius spiegelt uns aber wohl am getreuesten wieder, was in Scipionenkreisen geglaubt worden ist.

Die frühesten wirklichen Datierungen ab urbe condita gehören in die Zeit nach 150 v. Chr.[5]) und erst nach Herausgabe der annales maximi zwischen 130 bis 120 v. Chr. bürgert sich eine wirkliche Ära a. u. c. ein.[6])

Es geht daraus hervor, dafs Angaben in Jahren der Stadt, welche vor diese Zeit fallen oder auch selbst solche Angaben, die auf annalistische Ansätze vor 130 v. Chr. zurückgehen, wenn sie von den späteren in annalistischen oder varronischen Angaben auch selbst um Jahre abweichen, nicht als Beweismittel gebraucht werden dürfen dafür, dafs jene älteren und im Ganzen unverfälschten Quellen eine für die Zeit der Republik abweichende Rechnungsweise befolgt haben.

Früher war diese Methode auch anerkannt. Namentlich hat man nicht selten bei den Gründungsansätzen von Fabius Pictor und Cincius 729 und 747 angenommen, dafs beide die Jahre der Republik den vulgären Ansätzen folgend angesetzt, also z. B. Cincius bei 729 509 republikanische, 220 Königsjahre gerechnet habe. Und auch Fabius Pictors Ansatz 747 wird wohl am natürlichsten interpretiert als zusammengesetzt aus 509 Jahren

---

1) Ich erwähne neuerdings Seeck Kalendertafel der Pontifices 66 ff.

2) Holzapfel 112 u. s.

3) Im einzelnen vgl. hierüber meinen Aufsatz über 'das catonische Gründungsdatum Roms' in Fleckeisens Jahrb. 1885 S. 553 f.

4) Vgl. oben S. 79. Cato rechnete wie Varro bei Censorin 21, 1 'ungefähr 400' Jahre von der 1. Olympiade bis zur Zerstörung von Troja aufwärts, 32 Jahre von Ol. 1, 1 bis zur Gründung Roms, oder er zählte dieselben Eponymen wie Varro ohne die vier Diktatorenjahre, rechnete aber ein drittes Decemviratsjahr und kam so mit den 238 Königsjahren (vgl. Cicero de republica II, 17—52) auf (509 — 4 + 1 + 238) 744.

5) Fleckeisens Jahrb. a. O. 553.

6) Mommsen röm. Chronol.[2] 128.

der Republik, wie sie auch Flavius zählt[1]), und den 238 Königsjahren, welche Cicero de republica bietet.

Neuerdings ist aber häufig nicht zum Vorteil der Erforschung wissenschaftlicher Klarheit und Wahrheit angenommen worden, dafs vornehmlich in der Zählung der republikanischen Konsulliste Interpolationen der bedenklichsten Art stattgefunden haben.

Nach Unger soll der eine Autor 507, der andere 508, der dritte 509 Eponymenjahre vor Christus gerechnet haben,[2]) der eine willkürlich drei Decemviratsjahre statt zwei, drei oder vier Anarchiejahre statt der fünf gewöhnlichen Jahre gerechnet haben. Nach einigen sollen fünf, nach anderen gar zweimal fünf Kollegien fälschlich eingeschoben sein. Alles das sind Lösungen des Problems, die problematischer sind, als alle vorhandenen Rätsel und die jedenfalls dem methodisch richtigen Satze widersprechen, eine Unsicherheit in der Zählung zunächst auf die willkürlichen Ansätze einer mythischen Vorzeit zurückzuführen, nicht auf Fälschungen und Verdrehungen einer Eponymenliste, die zum gröfseren Teil zu dem sichersten gehört, was wir über die ältere römische Geschichte wissen.

Hier müfsten ganz andere greifbare Argumente beigebracht werden, ehe wir mit mehreren neueren Chronologen[3]) eine willkürliche Handhabung der Konsularfasten seitens jedes einzelnen Annalisten anzunehmen gezwungen wären.

Vor allem ist dabei auch der Inhalt unserer zweiten These zu beachten:

II. Verschiedenheiten in den Namen der Konsuln, Interpolationen von Konsulnamen oder Lücken der Eponymenliste sind, soweit nicht eine absichtliche und bewufste Auslassung nachweisbar ist, nicht als Varianten in der Zählung anzusehen.[4])

Wählen wir zunächst einige Beispiele.

Livius 9, 44 sagt zum Jahre 305 v. Chr.[5]): creati consules L. Postumius Ti. Minucius. Hos consules Piso Q. Fabio et P. Decio (das sind die Konsuln von 308 v. Chr.) suggerit, biennio exempto, quo Claudium Volumniumque et Cornelium cum Marcio consules fuere tradidimus. Memoriane fugerit in annalibus digerendis, an consulto binos consules falsos ratus transcenderit, incertum est.

Bei diesem Zusatz des Livius ist es wahrlich willkürlich genug, eine Unkenntnis jener beiden Konsulate seitens Piso anzunehmen. Dafs aber gar Piso in einer bereits durch gleichzeitige Aufzeichnungen wohlbekannten Zeit irgend einer Theorie zu Liebe nach Gutdünken zwei Konsulate gestrichen habe, das ist eine Vermutung, die beinahe ebenso unwahrscheinlich ist als die andere, dafs Annalisten nach Piso hier zwei Konsulate eingeschoben hätten.

---

1) In der Philologischen Wochenschrift 1885 Nr. 40 S. 1280 ward gezeigt, dafs der Flaviusinschrift zufolge Flavius die Jahre der Republik nicht anders als Varro gezählt habe. Vgl. S. 84.

2) Unger rhein. Museum 35, 2; überall sind der Kürze wegen auch bei Autoren, die Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte vor Christus gelebt und geschrieben haben, die Angaben derselben auf Jahre v. Chr. reduciert worden.

3) Vor allem natürlich sind Matzat und Seeck gemeint. Aber mehr oder weniger sind die meisten Forscher geneigt, hierin eine ziemliche Willkür der einzelnen Annalisten anzunehmen.

4) Das war auch von Mommsen Chron.[2] 132 anerkannt, der doch die Theorie der 'Fülljahre', wenn auch in besonnener Weise, vertritt. Um so mehr freue ich mich, an dieser entscheidenden Stelle mich auch auf sein gleichlautendes Urteil beziehen zu können (Anm. 249), dafs 'die Chronikenschreiber' trotz Vertauschungen der Namen und sonstigen Abweichungen 'an der überlieferten Zahl nicht zu rücken wagten.'

5) Vgl. Matzat 1, 315.

Die Erklärung liegt einfach darin: die älteren Annalisten faſsten sich in der Darstellung der republikanischen Geschichte bis Pyrrhus, ja abgesehen von den punischen Kriegen bis auf die Geschichte ihrer Zeit, insgesamt sehr kurz. Sie behandelten in der Hauptsache ähnlich wie Cato die wichtigeren epochemachenden Ereignisse ausführlich, übergingen aber die Jahre ohne bedeutendere Thaten. Bei Piso war nicht das bemerkenswert, daſs er überhaupt einmal zwei Konsulate übergangen hatte, sondern daſs er sie in jener historisch wichtigen Zeit ignoriert, daſs er zwei Jahre gegen Schluſs des berühmten zweiten Samniter-Krieges übergangen hatte.

Ebenso ist das Fehlen der Konsulate 507, 490 und 489 v. Chr.[1]), welche Livius übergeht, gewiſs nicht[2]) auf bedenkliche Abweichungen in der Konsulnliste oder auf Benutzung eines Annalisten mit einer um viele Jahre abweichenden Chronologie, sondern lediglich auf eine zufällige oder absichtliche Übergehung dieser Eponymen in älteren annalistischen Schilderungen zurückzuführen, welche bei Verknüpfung zweier Ereignisse in der kurzen Erzählung nicht immer so abgeschmackt waren, ein 'his consulibus nihil memoria dignum factum est' einzuschieben.

Auch die seit Matzats und Seecks Forschungen nicht mehr zu beanstandende Thatsache,[3]) daſs die Konsulliste des fünften Jahrhunderts v. Chr. mehrfach eine systematische allerdings höchst bedenkliche Interpolation von Eponymen-Namen erfahren hat, darf doch — wie Seeck richtig gezeigt hat[4]) — nicht dahin gedeutet werden, daſs eine ganze Reihe von Konsulatsjahren erst im zweiten und letzten Jahrhundert hier eingeschoben sei. Ja sie darf nicht einmal — wie das Seeck noch gemeint hat[5]) — so interpretiert werden, als hätten in älterer Zeit überhaupt Interpolationen mehrerer — geschweige denn von acht oder zehn — Jahren stattgefunden.

Es giebt nichts verkehrteres, als die Interpolation der Fasten durch einige Namen mit der Einschiebung ganzer Jahre zu verwechseln.

---

1) Holzapfel röm. Chronol. 21 gesteht zu 'diese beiden letzteren Kollegien sind bei der Jahrzählung augenscheinlich mitgerechnet.'

2) Holzapfel a. a. O. hat einen nicht gerade glücklichen Versuch gemacht, in Livius für die Zeit vor der Alliaschlacht eine eigentümliche Chronologie nachzuweisen. Es beruht seine Argumentation 1) auf der livianischen Ansetzung der ersten Decemvirn 302 (varr. 303); 2) auf des Livius varronischem Ansatz (310) für die ersten Militärtribunen 4, 7, 1. Nach annalistischer Zählung wäre dieses das 311. Jahr. Der zweite Grund wäre nur beweisend, wenn es sicher wäre, daſs Livius nie Quellen benutzt hätte, welche varronisch datierten. Dieser Nachweis ist natürlich nicht zu erbringen. Zu 1. ist zu bemerken, daſs die Annahme, es sei das Jahr der Wahl, nicht das des Amtsantritts zu verstehen, für Livius mit Recht beanstandet worden ist. Ob aber seine Quelle, der er doch sicherlich diese Zeitangabe entnahm, nicht zunächst an das Jahr der Wahl gedacht hat, das wissen wir nicht, dürfen aber bei dieser Unsicherheit auch nicht weitgehende Vermutungen aufstellen. Auch Cicero de republ. II, 57 meint das Jahr der Wahl, giebt wenigstens auf alle Fälle eine Einheit weniger an als Cornel. p. 75 Halm; ähnlich Fabius bei Gellius N. A. V, 4, 3. Die Einschiebung eines in keiner alten Quelle enthaltenen Konsulats nach V. 310 ist jedenfalls bedenklich.

3) Matzat r. Chron. 1, 197; Seeck Kalendertafel der Pontifices 76 f.

4) Seeck S. 81: 'Wir besitzen keinen Geschichtschreiber, keine Magistratstafel, die von dieser Fasteninterpolation rein geblieben wäre.'

5) Es ist ohnehin von Matzat wie Seeck dem Umstande keine Rechnung getragen, daſs nicht ganze Konsulate, sondern nur einzelne Namen von Kriegstribunen gefälscht, bez. suspekt sind. Die Tribunencollegien waren aber bekanntlich nicht an eine bestimmte Anzahl von Stellen gebunden.

Wenn es noch irgend etwas Sicheres auf diesem Gebiete giebt, so ist es die von keiner Seite in ihrer Echtheit angezweifelte Angabe des Censorenprotokolls bei Dionys von Halicarnass, dafs die Eroberung Roms im 121. Jahre nach Vertreibung der Könige geschehen sei. Dieses Jahr ist das 120. varronische Jahr post reges expulsos. Und sogar diese geringe Differenz ist eine rein formelle.[1]) Die Rechnungsjahre der Censoren liefen, wie die Kalenderjahre von März zu März,[2]) während V. 362 die Konsuln im Oktober, V. 364 im Juli antraten. Das Ende des 120. Konsulatsjahres fiel also — wenn im übrigen die kleineren Rückschiebungen des konsularischen Antrittstermins durch die sieben überschüssigen Monate des zweiten Decemvirats kompensiert waren[3]) — bereits in die erste Hälfte des 121. Kalenderjahres[4]) nach Vertreibung der Könige.

Mit der varronischen Zählung und der kapitolinischen Fastentafel stimmt aber auch die älteste Inschrift, die uns überliefert ist, die sogenannte Flaviusinschrift bei Plinius XXXIII 1, 17—20.[5])

Daselbst heifst es: anulos quoque depositos a nobilitate in annales relatum est, non a senatu universo. Hoc actum P. Sempronio L. Sulpicio cos. (V. 450). Flavius vovit aedem Concordiae, si populo reconciliasset ordines. Et cum ad id pecunia publice non decerneretur, ex multaticia faeneratoribus condemnatis aediculam aeream fecit in Graecostasi, quae tunc supra comitium erat inciditque in tabella aerea factam eam aedem CCIIII annis post Capitolinam dedicatam. ita CCCCXXXXVIIII a condita urbe gestum est et primum anulorum vestigium exstat.

Wer hier nicht etwa (mit Seeck) die Zahl willkürlich ändert[6]) und obenein die neue Theorie aufstellen will, das Ausgangsjahr eines am Schlufs desselben fallenden Ereignisses sei mitgezählt,[7]) oder Flavius' Ädilität (mit Matzat) um vier Jahre hinaufschieben will, der mufs zugeben, dafs die mit mehrfachen Kautelen versehene plinianische Angabe notwendig eine mit der varronischen übereinstimmende Zählung voraussetzt.

---

1) Näheres ist in meiner Abhandlung Philolog. Wochenschrift 1885, 50 S. 1596 f. nachzusehen.

2) Wahrscheinlich von Id. Mart. ab; vgl. dazu ebendas. 1597 und Mommsen röm. Staatsr. II, 1, 320 f. Unrichtig Matzat röm. Chronologie I, 26 A. 3.

3) Das war unsrer Überlieferung zufolge der Fall (vgl. Unger Stadtära 24 f. und Gött. Gel. Anzeigen 1885 S. 258). Die Überlieferung verdient hier in der Hauptsache durchaus Glauben.

4) Wenn diese Datierung irgend einem Pachtvertrage der Censoren entnommen war, so ist damit sogar gegeben, weshalb ein Datum aus der zweiten Hälfte des Amtsjahrs, nämlich Id. Mart. für die Jahrangabe bestimmend sein mufste.

5) Vgl. meinen Aufsatz 'Die Inschrift des Flavius', Philol. Wochenschrift 1885 Nr. 40, S. 1275 f.

6) Kalendertafel 8: 'Ich ziehe an dieser Stelle die Lesung der geringeren (!) Handschriften der des Bambergensis CCCCXXXXVIIII vor, was kritisch gar keine Bedenken hat, da selbst im besten Codex der Schreiber einmal ein Strichelchen zuviel gezogen haben kann (!), historisch aber durchaus geboten ist' (vgl. dagegen treffend Unger, Stadtära 68; Matzat 1, 270).

7) eb. 'bei derartigen Datierungen rechnet man immer Anfangs- und Endjahr mit'. Es geschieht dieses nie! vgl. auch Holzapfel 200. 353 f. und Matzat 1, 86 A. 2: 'die von Mommsen festgestellte Regel, dafs bei Jahreszählungen des Polybios das Ausgangsjahr mitzuverstehen ist, hat nur dann einen Sinn, wenn... die Ausgangsthatsache einen Zeitpunkt in der ersten Hälfte ihres Jahres... einnimmt; sie wird aber nicht gelten können, wenn die Ausgangsthatsache am Ende des Ausgangsjahres steht.' — Dafs die Tempelweihe Id. Sept. am Schlufs des Amtsjahrs war, wird doch wohl hoffentlich nicht bestritten werden.

Da Plinius, wie Matzat 1, 271 A. 1 an zahlreichen Beispielen treffend gezeigt hat, stets varronisch rechnet, so sind ihm die Konsuln, unter denen Flavius Tribun war, und die depositio anulorum stattgefunden hat, die des Jahres V. 450 ab urbe condita. Ausdrücklich setzt Plinius aber die Aedilität, welche in das Vorjahr fiel, in das Jahr 449 a condita urbe oder genauer ita quadringentis quadraginta novem (sc. annis) a condita urbe gestum est, volle 449 Jahre führen uns an einen Zeitpunkt zu Ende 449. Es ist eben eine Zeit gesetzt, die beim Antritt des Tribunats, am Ende des Aedilenjahrs war. Da damals die Konsuln wie die Tribunen im Dezember antraten, so ist es erklärlich, dafs die Ablegung der Ringe unter dem Jahr 450 'in annales relatum est,' Plinius die kurz vorhergehende Weihe der aedicula grade 449 Jahre ansetzt.

Nun glich die Inschrift diese 449 Jahre a condita urbe mit 204 Jahren post Capitolinam dedicatam, Plinius setzte also 245 Jahre vor die Weihe dieses Tempels, konform Varros 244 Jahren und dem ersten Jahre der Republik.

Wer hier nicht der ganz ungerechtfertigten Voraussetzung folgt, und, was leider oft genug geschehen ist, post reges expulsos und post aedem Capitolinam dedicatam konfundiert, wird nicht umhin können anzuerkennen, dafs Flavius und Plinius-Varro hier die gleiche Anzahl von republikanischen Eponymen zählen.[1])

Man hat sich also zu entscheiden: entweder ist die Kongruenz der Rechnung Varros, der kapitolinischen Fasten mit Flavius und bis zur Alliaschlacht mit dem Censorenprotokoll für nichts zu achten: dann mag man meinetwegen Flavius eine Fälschung von 6—7 Jahren[2]) und den Censoren noch ärgeres zumuten, dann aber ist alles Vermuten unsererseits ein lächerliches Spiel mit ganz unbestimmten Gröfsen.

Oder aber wir ordnen uns diesen Angaben ersten Ranges unter: dann mufs anerkannt werden, dafs alle Verderbnisse und Fälschungen, denen die Namen der Fasten bis V. 364 ausgesetzt gewesen sein mögen, und bis zu einem gewissen Grade auch ausgesetzt gewesen sind, nicht auf eine verschiedene Zählweise der Annalisten zu deuten seien.[3])

Und weiter: wer das Censorenprotokoll und die Flaviusinschrift gelten läfst, mufs anerkennen, dafs beide, d. h. ein gleichzeitiges und ein nahezu gleichzeitiges Zeugnis ebenso wie die varronisch-kapitolinische Zählung die Alliaschlacht unter das

---

1) Wenn Livius 9, 46, 1 die Aedilität des Flavius nur scheinbar widersprechend ins varronische Jahr 450 verlegt, so ist das aus der Inkongruenz der ädilicischen und konsularischen Amtsjahre, auf die Mommsen (r. Forsch. I, 101 f. A. 170) wie Matzat 1, 273 gut hingewiesen haben, zu erklären. Flavius war Aedil von März 449 bis März 450, das Konsulatsjahr begann, wie gesagt, im Dezember.

2) Matzat 1, 274.

3) Das ist jetzt in Bezug auf die Auslassungen Diodors, der in erster Linie Schwierigkeiten macht, im wesentlichen selbst von Seeck anerkannt.

Dafs gröfsere Interpolationen in den Fasten bald nach dem Decemvirat V. 330—335, gerade dort, wo Diodor 5 Eponymen wegläfst, stattgefunden hatten, hatte Matzat richtig erkannt.

Durch die weiteren ähnlichen Funde von Fasteninterpolationen zeigte aber Seeck, wie diese fünf Konsulate keineswegs ursprünglich den Fasten Diodors gefehlt haben können. Diese sind von D. willkürlich — d. h. zum Zweck der Durchführung einer besseren synchronistischen Zusammenstellung der Ereignisse gestrichen worden, während er andrerseits ganz offenbar als Kompensation hierfür nach der Alliaschlacht fünf Konsulnpaare einfach wiederholt. Und sowohl von Fränkel wie von Matzat, von Unger, wie Holzapfel, die noch zwischen einer 3, 4 oder 5jährigen Anarchiezeit schwanken, ist anerkannt, dafs die Auslassungen nach der einjährigen Anarchie Diodors ebenfalls nicht historischen Ursprungs sind.

120. Konsulat setzten. Ja, dafs damit sogar eine Gleichung zwischen Kalender- und Amtsjahren gewonnen ist, welche nur Leichtfertigkeit und Kritiklosigkeit unbeachtet lassen kann. Andrerseits aber ist es bekannt, dafs seit dem Jahre 300 keine Differenzen in der Zählung mehr existieren[1]), und drittens habe ich soeben gezeigt, dafs wenigstens in der Summe der Amtsjahre selbst für das vierte Jahrhundert von varronisch 390 bis 300 v. Chr. zwischen Flavius und der varronisch-kapitolinischen Zählung keine Differenz bestehe.

Damit ist der Herd der Unordnung auf einen geringen Zeitraum beschränkt.

Eine wirkliche Differenz besteht nur über die Frage, wie vielen Kalenderjahren entsprachen diese 90 varr. Jahre, welche Livius-Dionys auf 86, Polybius nach der einen Rechnung ebenfalls auf etwa 86, nach seiner Übersicht über die tumultus Gallici auf wenig über 80 Jahre berechnet, Diodor dieser letzteren Rechnung mehr entsprechend, auf 81—82 Jahre angesetzt hat. Vor allem kommen dabei die vier Diktatorenjahre[2]) in Betracht, welche von den meisten als mehr oder weniger gefälscht, von keinem einzigen — der späteren gangbaren Rechnung entsprechend — als volle Jahre angesehen werden.

Erwarten Sie nicht von mir, dafs ich Sie hier durch das Labyrinth von verschiedenen Hypothesen über diese crux jeder römischen Chronologie führen werde.

Aber es wird mir mit wenigen Worten einerseits möglich sein, eine Reihe von Lösungsversuchen prinzipiell a limine abzuweisen und sodann: ich kann die Controverse, um die es sich handelt, so präcisieren, dafs dadurch Bestrebungen klar gelegt werden, welche zu Catos Zeit, im wesentlichen durch Cato selbst vertreten, zu einer Modifikation der bis auf seine Zeit herrschenden römischen Chronologie geführt haben, welche zugleich eine Erklärung jener chronologischen Singularitäten anbahnt, wonicht giebt.

III. Zunächst: auch für diese Zeit mufs ich das oben entwickelte Prinzip festhalten: es ist keine Lösung irgend einer Schwierigkeit, wenn die Behauptung aufgestellt wird, es seien bald hier oder bald dort von diesem oder jenem Annalisten einige Jahre in eine Ära hineingeschoben oder weggelassen. So leicht, wie es sich unsere heutigen Chronologen oft machen, hier einige Jahre streichend, dort einige hineinsetzend, hat es sich im Altertum wohl hier und da ein später Chronograph,[3]) nicht dagegen irgend ein Annalist gemacht.

Sollte es sich herausstellen, dafs wirklich in dem einen chronologischen System einige Jahre eingeschoben, in dem anderen einige Jahre gestrichen wären, so kann dieses nur auf Grund von zur Zeit der Schreibenden allgemein anerkannten und recipierten Grundsätzen, nicht durch die Willkür oder Laune eines einzelnen geschehen sein.

---

1) Ungers Annahme (Stadtära 86) einer bedeutenden Rückschiebung des Antrittstermins V. 461 auf April ist von keinem gebilligt worden. Es steht nichts im Wege, schon damals denselben in den Juli zu verlegen.

2) Dafs fünf Anarchiejahre für alle Spezialansätze jener Zeit chronologisch notwendig sind, ist auch von Seeck (Kalendertafel 163 f.) zugestanden worden. Wie sie staatsrechtlich zu erklären sind (ob nicht z. B. durch Ausstofsung von 4 oder 5 unwürdigen oder nicht rechtmäfsig creierten Collegien?), das ist eine andere Frage, die bisher noch nicht eine allseitig befriedigende Lösung erfahren hat.

3) Nicht einmal Diodor, welcher in gewisser Beziehung bereits eine Ausnahme von der im übrigen feststehenden Regel bildet. Näheres s. im Nachtrag S. 94 und meine 'Prolegomena zu einer römischen Chronologie (Berlin 1886) Abschnitt 4 und 5.

Kein Mensch wird heutzutage für sich anfangen, das Jahr 1885 1889 post Christum zu nennen, selbst wenn es die Meinung vieler ist,[1]) dafs Christus schon vier Jahre vor Christi Geburt geboren sei.

Noch weniger ist aber als Lösung zu betrachten, dafs — wie Mommsen[2]) vorschlug — die Jahrtafel eine andere Zählung befolgt haben soll, als die Chroniken. Dieser Gegensatz besteht, wie Unger treffend[3]) gezeigt hat, nicht; wenn er aber wirklich bestände, so ständen wir damit erst recht vor einem Rätsel, das bedenklicher wäre, als alle übrigen.

Sodann aber läfst sich leicht zeigen, wie viele, um nicht zu sagen die meisten der bisherigen Versuche, diese Probleme zu lösen, gar nicht einmal versucht haben, das eigentlich Problematische gehörig zu präcisieren.

Drei Thatsachen sind vor allen hier zu kombinieren:

1) dafs Atticus, Varro, Nepos bei zweijähriger Decemviralzeit unter Mitrechnung der vier Diktatorenjahre und fünf Anarchiejahre 509 Eponymen auf die Republik rechnen,
2) dafs vorher, z. B. noch in der Schrift Ciceros de republica, oder in den Briefen vor V. 706, drei Decemviraljahre gezählt, die vier Diktatorenjahre aber ausgelassen werden. Andererseits zeigte
3) schon die oben besprochene Flaviusinschrift, nicht minder aber eine Reihe von andern Angaben, dafs man im fünften und sechsten Jahrhundert der Stadt ähnlich wie Varro gerechnet, die vier Diktatorenjahre mitgezählt habe. Hier verweise ich nur auf folgende Data:
   a) Es ist mehrfach angenommen worden, dafs sowohl die Gründungsära des Fabius 747 v. Chr., wie die des Cincius 729, auf einer Addition von 509 mit 238, bez. 220 beruhen. Diese Annahme ist zweifellos richtig. Denn die bei Cicero de republica enthaltenen ältesten Regierungsjahre der Könige ergeben für die sechs letzten 201 Jahre, also 6 Menschenalter neben dem 1 Jahr von Interregna nach Romulus' Tode. Die noch fehlenden 37 Jahre, welche durch Fabius und seitdem passim für Romulus übrig gelassen sind, sind nichts anderes als das Intervall zwischen Sonnenfinsternis und Sonnenfinsternis. Einer der ursprünglichsten Bestandteile der Romuluslegende ist der, dafs Romulus bei einer Sonnenfinsternis Rom gegründet, bei einer Sonnenfinsternis gen Himmel gefahren sei.[4]) Alle 18 Jahre 11 Tage, im sogenannten chaldäischen Cyclus kehren aber die Finsternisse in gleicher Dauer, Gröfse und Sichtbarkeitsgegend wieder, wie den Römern z. B. zur Zeit der Mondfinsternis vor der Schlacht bei Pydna bekannt war.[5]) Indem bald einer, bald zwei solcher Cyklen für die Regierung des Romulus gewonnen wurden, kam man auf ca. 220 oder 238 Jahre Königszeit. In beiden Fällen zählten die genannten Autoren 509 Jahre der Republik.

---

1) Ideler, Handbuch II, 388 f. 410.

2) röm. Chronologie[2] 110 f.

3) Stadtära 66. Die Versuche Matzats (r. Chron. 2, 138 A. 8. s. vgl. dazu S. 88 A. 1) und Fränkels (Studien 115) z. T. durch willkürliche Emendationen die von Unger beigebrachten Zeugnisse zu entkräften, sind wertlos.

4) Näheres siehe Fleckeisens Jahrb. 1885 S. 558.

5) Zu Plinius N. H. II, 12, 53 vgl. Matzat 1, 342 A. 2. Zur Abrundung 37 vgl. Seeck a. O. 122.

b) Die unzweifelhaft echten Säcularspiele von Varronisch 505 (249 v. Chr.) knüpfen an die Jahre 305, 406 an, in denen beiden Valerier Konsuln waren. desgleichen dürfte die säculare Bedeutung der dictaturae clavi figendi (V. 292) 391 und 491 von keinem verkannt werden.

c) Eine Reihe von Detailangaben erweisen die frühere Rechnung der Diktatorenjahre und damit die Ursprünglichkeit der von Varro restituierten Zählung von 509 Eponymen. So die Angabe der Dauer des zweiten Samnitenkrieges auf 22 Jahre 6 Monate[1]), so der 30jährige Friede mit den Galliern V. 425—455[2]), unter denen die Annalen tumultus Gallici erwähnen.

d) Vor allem aber ist der Umstand bemerkenswert, dafs noch Polybius in seiner Rechnung geschwankt hat.

Auf der einen Seite setzt er den ersten Vertrag mit Karthago volle 28 Jahre vor die διάβαcιc Ξέρξου,[3]) d. h. Sommer 508 v. Chr., die ersten Konsuln also wie Varro und Flavius 509/508;[4]) auf der andern aber fällt ihm die Alliaschlacht drei Jahre später als Varro, so dafs, wer beide Angaben kombinieren will, mit Matzat dem Polybius vor Ol. 98, 2 122 Eponymen geben mufs.[5]) Dabei ist aber noch übersehen, dafs Polybius, so weit er bei Cicero de republica II, 15 erhalten ist, schon selbst die Reduktion für das Jahr des 1. Konsulats vorgenommen hat, indem er dort den Beginn der Republik auf 506 v. Chr. angesetzt hat.[6])

Daselbst wird im 14. Kapitel des II. Buches ausdrücklich das Zeugnis des Polybius angerufen, sequamur enim potissimum Polybium nostrum, quo nemo fuit in exquirendis temporibus diligentior und die in den nächsten Sätzen folgenden Berechnungen in Olympiaden weisen ebenfalls auf ihn hin. Pythagoras soll demzufolge im vierten Jahre des Tarquinius nach Croton gekommen sein und wird dieses noch näher durch den Hinweis darauf begründet, dafs der Beginn der Regierung des Tarquinius und die Ankunft des Pythagoras in dieselbe Olympiade 62 falle. Olympias enim secunda et sexagesima eadem Superbi regni initium et Pythagorae declarat adventum.

---

1) Diodor XX, 101 sagt vom zweiten Samnitenkrieg πολεμήcαντεc ἔτη εἴκοcι δύο καὶ μῆναc ἕξ. Fränkel streicht δύο (Studien 115), Matzat 2, 138 schiebt den Anfang des Krieges etwas über ein Jahr zurück; dafs beides möglich war, ist ein trauriges Zeichen dafür, was auf diesem Gebiete dem Leser geboten werden darf.

2) Matzat 1, 100 verlegt den Ansturm und den Friedensschlufs V. 422, doch erwähnt Livius 8, 17 unter diesem Jahre nur eine fama Gallici belli die pro tumultu valuit und ferner exploratores missi attulerunt quieta omnia apud Gallos esse. Unter dem Jahre V. 425 ist der Bericht über eine tumultus Gallici fama (Livius 8, 20) unmittelbar mit den Angaben über den wechselnden Antrittstermin der Konsuln verknüpft, also, wenn irgend etwas aus dieser Zeit, authentisch.

3) Matzat 1, 282 Soltau philol. Wochenschrift 1885, 1276; Seeck Kalendertafel 110 ignoriert unrichtig den Gegensatz von Ordinal- und Kardinalzahlen und kommt dann um mindestens eine Einheit zu kurz. Wie Seeck will auch Holzapfel röm. Chronol. 183 A. 3 die διάβαcιc Ξέρξου mit dem Olympiadenjahre 480/79 gleichen. Aber Polybius dachte hier doch sicherlich nicht an einen längeren Zeitraum, oder gar an ein ganzes Jahr, sondern an einen bestimmten Zeitpunkt.

4) Das erste Jahr der Republik endigte bald nach der Tempelweihe (Id. Sept.), wohl Id. Oktbr. (508 v. Chr. vulgärer Rechnung.) — Die Vertreibung der Könige wird in eine frühere Jahreszeit des Vorjahres gesetzt, vgl. Lange-Hartmann, röm. Kalender 222 f. und 232.

5) 1, 321.

6) Fleckeisens Jahrb. 1885. S. 557.

Tarquinius' Regierungsantritt fiel also Ol. 62, 1, Pythagoras' Ankunft Ol. 62, 4. Nun wird von allen Autoren — abgesehen von Eusebius II 291 Sch. — des Tarquinius' Regierung auf 25 Jahre bemessen. Sie dauerte also dem polybianischen Ansatz zufolge — da wir bei den Regentenjahren nach ganzen Jahren rechnen müssen — von Anfang 531 bis Ende 507; 506 war danach das erste Jahr der Republik. Und hierzu fügt Cicero bekräftigend die Worte neque hoc inter eos, qui diligentissime persecuti sunt temporum annales, ulla est umquam in dubitatione versatum. — Es ergiebt sich daraus mit Sicherheit, dafs bereits Polybius, welcher bei der Datierung des ersten karthagischen Vertrags noch der gewöhnlichen Liste folgte, bei der Durchführung seines synchronistischen Systems später (im 6. Buche) die ersten Konsuln drei Jahre später Ol. 68, 2 angesetzt hat. — Wie Polybius, so hat man übrigens damals auch sonst, sogar in offiziellen und sacralen Angelegenheiten angefangen, eine Reduktion der früher üblichen Zählung vorzunehmen.

Die der eben erwähnten Säkularfeier 249 v. Chr., 505 d. St. entsprechende Feier soll zwar nach Antias, Varro, Livius 605 d. St. gefeiert sein, nach drei gleichzeitigen Zeugnissen ward sie aber sicherlich 608 celebriert. Einerlei nun, ob die erste von beiden Feiern gefälscht ist oder — was reichlich so wahrscheinlich ist — 608 eine zweite vorgenommen ist[1]): fraglich kann es nicht sein, dafs den Römern des zweiten Jahrhunderts v. Chr. 608 in säkularer Beziehung zu den Jahren 305, 406, 505 stand, oder (da seit 505 keine Verschiebungen zwischen Amtsjahr und Kalenderjahr stattgefunden haben, dafs 608 wenigstens in säkularer Beziehung zu dem Ausgangspunkt 305 der Stadt, zur zweiten secessio und den leges Valeriae Horatiae stehe.

Damit, denke ich, ist das Problem ganz anders präzisiert als bisher, und eben durch die ganz andere Fixierung des Problematischen sind eine Menge von vermeintlichen Lösungsversuchen unmöglich gemacht.

Es fragt sich jetzt, wie kam Polybius, wie kamen seine Zeitgenossen und sogar die Pontifices dazu mehrere Jahre, die früher in den Listen mitgezählt worden waren, als solche nicht anzuerkennen?

Wäre die Frage stets so gestellt worden, hätte man nicht statt dessen meist gefragt, wer dieses oder jenes Jahr interpoliert hätte, man würde sich den Weg zur Lösung des Problems nicht von vornherein verlegt, sondern einen sehr einfachen Ausweg gefunden haben.

Damit komme ich auf den letzten Teil meiner Ausführungen.

IIII. Als zu Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. eine römische Geschichtschreibung entstand und sich in ihrem griechischen Gewande mit einer gewissen Absichtlichkeit an die gebildeten nichtrömischen Kreise wandte; als die Gründung Roms, die Vertreibung der Könige und die wichtigsten Epochen der republikanischen Geschichte in Olympiaden wiedergegeben werden sollten, konnte man nicht umhin, sich die Frage vorzulegen, in welchem Verhältnisse die römischen Konsulatsjahre zu den attischen Archontenzu den Olympiadenjahren, kurz zu den natürlichen Jahren ständen.

Keinem Römer konnte es unbekannt sein, dafs der Antrittstermin in der ersten Zeit des Konsulats sich an die Tempelweihe Idibus Septembribus angeschlossen, dafs die

1) Man denke an die zahlreichen ludorum instaurationes.

ersten Konsuln nach dem Decemvirat fast gleichzeitig mit den Volkstribunen im Dezember, die Militärtribunen vor der Alliaschlacht unmittelbar vorher, Anfang Juli, ihr Amt angetreten hatten, und ältere Leute mufsten auch noch zur Zeit des zweiten punischen Krieges wissen, dafs der Antrittstag der Konsuln während des dritten Jahrhunderts allmählig vom Dezember auf Juli, Mai, März zurückgewichen sei.[1]) Sie mufsten wissen, dafs x Amtsjahre = x — y Kalenderjahren gewesen seien: ein Resultat was nach dem Vorgange Ungers jetzt auch von Lange, Fränkel, Holzapfel, ja sogar von Seeck zugestanden wird.[2])

Verweilen wir nicht bei der Frage, ob die Römer imstande waren, wahre Zeit an die Stelle der Amtsjahrzählung zu setzen. Konstatieren wir einfach, dafs dieses von mehreren in Rom schreibenden Griechen von Polybius, Diodor, Dionys versucht ist und zwar keineswegs in übereinstimmender Weise. Polybius und Diodor setzten die Alliaschlacht Ol. 98, 2, Dionys und viele andere Ol. 98, 1; Nepos, Atticus, Varro, doch auch in Synchronismen bewandert, entschieden sich für ein Datum zwei Jahr früher Ol. 97, 3, Diodor setzt die Ereignisse des Jahres nach der Alliaschlacht in das Jahr Ol. 99, 4.

Nun sind allerdings, wie oben ausgeführt ward, im Laufe des Jahrhunderts von Polybius bis Dionys, von Cato bis Varro gar manche wissenschaftliche oder unwissenschaftliche Versuche gemacht worden, diese Frage befriedigend zu lösen. Aber, wenn man hier nicht aufser Acht lassen will, dafs sehr bald schon eine geordnete Zählung ab urbe condita, welche den annales maximi folgend, Roms Gründung Ol. 7, 2 750 v. Chr. setzte, 244 Königsjahre annahm, von den 509 varronischen Konsulatsjahren die vier Diktatorenjahre ausliefs und dafür das dritte Decemviratsjahr besonders zählte — also (509 — 4 + 1 =) 506 Eponymen rechnete: — so ist auch die hierüber herrschende Kontroverse mehr in Gelehrten- und Fachkreisen bestritten gewesen.

Der Ursprung gerade dieser synchronistischen Zählweise liegt aber klar zu Tage.

Als Polybius zu schreiben begann und eine gesicherte chronologische Grundlage zu gewinnen suchte, stellte er (1, 5, 4) als ὁμολογουμένη καὶ γνωριζομένη ἀρχὴ παρ' ἅπασι die Einnahme Roms durch die Gallier in den Beginn von Ol. 98, 2 = Spätsommer 387 v. Chr. Mit diesem Ansatz — mag er nun richtig oder unrichtig sein[3]) — war aber, da der Antrittstermin seit dem Decemvirat vom Dezember auf den Juli zurückgewichen war, gegeben, dafs die Zahl der nach dem Decemvirat verlaufenen Kalenderjahre um vier geringer sei als die Zahl der konsularischen Amtsjahre, dafs also bei Hinzurechnung des dritten Decemviratsjahres vor dem Decemvirat wahre Zeit durch eine Reduktion von + 1 — 4 = — 3 Jahren herzustellen sei.

Gerade hiedurch unterscheidet sich ja bekanntlich die Zählung der auf den Annalisten des zweiten und ersten Jahrhunderts beruhenden Historiker eines Polybius, Livius, Dionys, Diodor von der varronischen und — wie ich nach dem vorhergehenden Nachweis wohl hinzufügen darf — von der vulgären altrömischen Datierungsweise, wie sie uns in der Inschrift des Flavius und in den Gründungszahlen des Fabius und Cincius vorliegen.

Die Konsequenzen dieser Darlegung sind kurz die:

---

1) Unger, Stadtära 84 f. Matzat 1, 190 stimmt hier im Wesentlichen bei.

2) Kalendertafel der Pontifices 141.

3) Unger, Holzapfel, Seeck verwerfen ihn, Matzat hält ihn mit Recht fest.

Die Diktatorenjahre sind nicht einfache Füll- oder gar willkürlich interpolierte Jahre. Sie sind für die Spezialgeschichte der Zeit nicht zu entbehren. Wer sie streicht, wird nicht nur vereinzelt, sondern durchweg in Konflikt mit den allerverschiedensten Angaben der annalistischen Tradition geraten.[1])

Die Diktatorenjahre, welche nicht minder bei Einzelberechnungen — bei der Flaviusinschrift[2]), bei den Censusintervallen[3]), bei dem Wechsel plebejischer und patrizischer Curulaedilenpaare[4]) und bei chronologischen Spezialangaben — stets mitgerechnet werden[5]), sind bei der hier vorgeschlagenen Lösung gleichfalls als reguläre Magistratsjahre anzuerkennen, welche dann um des chronologischen Ausgleichs willen, bei dem Versuch, eine natürliche Rechnung an Stelle der Amtsjahrzählung zu setzen, in der Liste gestrichen, in der historischen Darstellung mit dem Vorjahre kombiniert wurden.

Den Beweis dafür im Einzelnen, wie die pontifices bei Herausgabe der annales maximi diese Reduktion der Jahrestafel vorgenommen und von da ab dann unabänderlich bis auf Nepos, Atticus, Varro der Zählung ab urbe condita 750 zu offizieller Geltung verholfen haben, kann ich hier nicht geben. Sogar die ursprünglichen Konsulnamen der vier Diktatorenjahre, die Person des diese Reduktion durchführenden pontifex — Q. Fabius Maximus Servilianus cons. 142 — lassen sich nachweisen; ich mufs jedoch befürchten, dafs ich durch derartige Hinweise ohne Beweise meine heutige Position mehr schädige als fördere.

Ich breche daher hiervon ab, verweise auf meine 'Prolegomena zu einer römischen Chronologie' und meine im nächsten Jahr erscheinende 'römische Chronologie', und wende mich schliefslich noch dem bedeutenden Manne zu, durch den diese für die Zeitrechnung der Römer wichtigste Reduktion in Rom angebahnt ist, dem Cato.

Vielleicht hat es Anstofs erregt, dafs bisher von dem im Thema genannten Manne, 'von Catos Bedeutung für die römische Chronologie' kaum die Rede gewesen ist. In der That war dieses Schweigen nur scheinbar. Wenn Cato es wirklich war, welcher die erste Anregung zu dieser Reduktion der römischen Zeitrechnung gegeben hat, so habe ich Ihnen schon geraume Zeit von seiner Bedeutung und von seinem Einflufs auf die römische Chronologie geredet.

Es gilt jetzt den Beweis zu liefern.

Der Beweis beruht zum Teil auf den schon gegebenen Ausführungen, dafs die ältesten Annalisten uud vorher schon Flavius, wie später Varro einer unter einander völlig übereinstimmenden Zählung der Amtsjahre gefolgt sind, während schon Polybius, der noch B. III die ersten Konsuln konform dieser Zählung 509—508 v. Chr., 28 volle Jahre vor der

---

1) So Mommsen bei Verteilung der tumultus Gallici, wie Unger, Philologus 39, S. 85 f. gezeigt hat.

2) Vgl. Philol. Wochenschrift 1885, Nr. 40, S. 1275 f.

3) Vgl. meinen Vortrag über den Ursprung von Census und Censur gehalten auf der 36. allgemeinen Philologenversammlung in Karlsruhe, in Teubners Abdruck der Verhandlungen S. 149 A. 3.

4) V. 449 wäre infolge des allmählichen Zurückweichens des Antrittstermin vom Dezember auf Januar und bei der Echtheit des Diktatorenjahres V. 453 mit Dezember 305 bis Dezember 304 v. Chr. zu gleichen. Die Ädilität des Flavius fiele dann (vgl. Nachweis philol. Wochenschrift 1885, 40 S. 1278) März 304 bis März 303 v. Chr., gröfstenteils also in V. 449. — Ein Jahrhundert später waren immer in den varronisch geraden Jahren plebejische Ädilenkollegien. Da der Turnus inzwischen nicht unterbrochen worden sein kann, so mufs V. 453 ein volles Jahr gewesen sein.

5) Vgl. z. B. Holzapfel, röm. Chronol. 56 f., vgl. oben S. 88. A. 1.

διάβαcιc Ξέρξου ansetzte (vgl. S. 88), nichts destoweniger bei Cicero de republica 506 als das erste Jahr der Republik, das 120. Jahr vor seiner ἀρχὴ παρ' ἄπαcιν (Alliaschlacht = 387 v. Chr.) hinstellt. Jene Reduktion fällt also nach dem alten Fabius Pictor, vor Polybius.

Unterstützende Argumente dafür, dafs Cato es war, welcher diese Umrechnung, — wenn auch noch nicht die Einführung der Diktatorenjahre — vorgenommen hat, sind:

1. Dionys hebt 1, 74, als er das catonische Gründungsdatum giebt, Cato vor Fabius und Cincius besonders hervor als tüchtigen Chronologen, ἐπιμελὴc δὲ γενόμενοc, εἰ καί τιc ἄλλοc, περὶ τὴν cυναγωγὴν τῆc ἀρχαιολογουμένηc ἱcτορίαc, und auf ihn geht dann aller Wahrscheinlichkeit nach der in demselben Kapitel gegebene Nachweis zurück, dafs das dritte Decemviratsjahr mitzuzählen sei, was ja gerade ein Kriterium jener natürlichen Zählweise ist.

2. Seeck hat in seiner neuesten Schrift 'die Kalendertafel der pontifices', die sehr fruchtbare Vermutung ausgesprochen, dafs die Hauptquelle des Polybius in seinem so oft besprochenen Berichte über die Galliereinfälle seit der Alliaschlacht bis 225 v. Chr. Cato sei. Diese Vermutung ist mehr als eine solche, ja läfst sich durch einen Vergleich mit zahlreichen catonischen Fragmenten direkt erweisen. Der Quellenwechsel, welcher mit Recht von Unger in dem Bericht c. 22 oder 23 konstatiert worden ist, ist nicht durch die Benutzung von griechischen Quellen (u. a. Seilenos) neben Fabius, sondern lediglich durch den Übergang von Cato zu Fabius zu erklären.[1]) Die c. 14—22 werden in Zukunft als ein unschätzbares Fragment der alten origines angesehen werden dürfen.

Damit ist zugleich aber auch für die Chronologie Catos ein wichtiges Resultat gewonnen. Es ist bekannt, wie sehr die dort gebotene Chronologie der tumultus Gallici von der unserer Annalenwerke abweicht oder wenigstens abzuweichen scheint. — Das eine ist zweifellos: jener Bericht zählt eine Reihe von Jahren weniger, als unsere Fasten: Mehrfach ist eine natürliche Rechenweise befolgt. Die 30 Friedensjahre sind sicher natürliche Jahre. Das Intervall von der Schlacht bei Sentinum 459 bis zu dem nächsten Galliereinfall beträgt mindestens 11 Amtsjahre, nur $10^1/_2$ Kalenderjahre und kann also nur, falls eine natürliche Rechnung befolgt ist, wie es bei Polybius geschieht, auf zehn Jahre normiert werden.

3. Entscheidend ist aber das catonische Gründungsdatum: Roms Gründung 432 Jahre nach Trojas Zerstörung d. i. 32 Jahre nach Ol. 1, 1 = 744 v. Chr., d. i. 238 Königsjahre + (509 + 1 − 4 =) 506 Eponymenjahre der Republik.

Ich habe im Augustheft von Fleckeisens Jahrbüchern (1885) gezeigt, wie Cato gerechnet hat. Er zählte 32 Jahre bis zur ersten Olympiade aufwärts und von dort — bei den wechselnden trojanischen Epochen — ca. 400 Jahre bis zu Trojas Zerstörung.[2])

Meinem Vorsatze getreu, will ich nicht weiter in das Detail der chronologischen Beweisführung eingehen. Mein Zweck war, Sie anzuregen, mit Anteil zu nehmen an der Erforschung der Probleme, welche die bisherige chronologische Forschung mehr gestellt als gelöst hat.

Ich hoffe Ihnen gezeigt zu haben, welche Abwege zu vermeiden sind und soweit ich das gethan, erwarte ich keinen Widerspruch. Denn wenn irgend etwas jedem Philologen widerstreben sollte, so ist es die greuliche Konfusion, welche auf diesem Gebiete bisher geherrscht hat.

---

1) Vgl. Näheres Soltau Prolegomena zu einer römischen Chronologie (Berlin 1886). Abschnitt 5.

2) Er setzte also Roms Gründung, des Fabius Gründungsansatz 747 zu Grunde legend, drei Jahre später, am Ende der achten Olympiade 744, 70 Jahre nach Karthagos Gründung (814), wie er anderswo sagt. Von Ol. 1, 1 rechnete Cato rückwärts bis Trojas Fall, ebenso wie Varro bei Censorin 1, 17 ca. 400 Jahre.

Vielleicht ist es mir aber auch gelungen, eine gröfsere Zahl unter Ihnen zu überzeugen, dafs die Forschung an einer andern Stelle einzusetzen hat. Hoffentlich sind nicht wenige mit mir in dem Prinzip einig, dafs derartige Differenzen in der Zählung der Jahre einer schon historisch sichern Zeit ein trauriges Unicum sind, das eine baldige und einfache Lösung erheischt und dafs die einfachste Lösung auf dem Wege zu suchen sei, die einer der nüchternsten und klarsten Geister des alten Rom vorgeschlagen hat.

Wenn ich dabei auch eine arge Ketzerei über die Diktatorenjahre mit vorgebracht habe, für die ich übrigens bis ins einzelste hinein den strikten Beweis zu führen imstande bin, so bitte ich Sie nicht sofort zu verdammen, sondern ein wahrhaft wissenschaftliches, inquisitorisches Verfahren einzuleiten.

Keine der bisherigen Erklärungen der sogen. Diktatorenjahre ist auch nur annähernd als solche zu bezeichnen, bei der sich ein wissenschaftlich denkender Mann befriedigt fühlen könnte. Da gilt es, mit diesen unhaltbaren Vorurteilen von Fülljahren und Fälschungen zu brechen und einen andern Weg einzuschlagen.

Möchte es mir gelungen sein, auf diesem Wege einige Begleiter unter Ihnen zu gewinnen. Die gemeinsame Arbeit vieler ist eine bessere Bürgschaft dafür, dafs unser aller Ziel, die Wahrheit, erreicht wird, als die Thätigkeit des Einzelnen.

In diesem Sinne möchte ich das berühmte Wort des alten Cato[1]) über die Bedeutung der respublica Romana auf die Gelehrtenrepublik anwendend sagen:

'Deswegen hat unser Gelehrtenstaat und -Stand vor allen andern den Vorzug, dafs in ihm nicht der einzelne den Ausschlag giebt, sondern dafs derselbe seinen Bestand hat, durch den Geist und die Arbeit vieler, nicht nur während eines einzigen Menschenalters, sondern mancher Jahrhunderte'.

Wünscht jemand zu diesem Vortrage das Wort?

Herr Direktor Dr. Matzat: Er beschränke seine Opposition auf zwei Gegenbemerkungen: Es sei

1. Zu wenig berücksichtigt worden, dafs ja die Annalisten Fabius, Cincius, Piso u. s. w. so sehr verschiedenartige Gründungsdaten angäben und
2. sei der Vortragende der ganz abweichenden originellen Chronologie Diodors zu wenig gerecht geworden.

Herr Oberlehrer Dr. Soltau:

Zu 1) stimme er dem Opponenten darin bei, dafs eine gröfsere Anzahl von verschiedenen Gründungsdaten überliefert sei; er meine aber, dafs gerade dieser Umstand für die von ihm vorgeschlagene Methode spreche, aus den Verschiedenheiten in der Berechnung einer mythischen Zeit noch nicht auf eine abweichende Zählung der konsularischen Amtsjahre zu schliefsen.

Zu 2) verweise er darauf, dafs er bereits früher (Philol. Rundschau 1884, Nr. 8, Gött. gel. Anzeigen 1885, S. 251 f.) z. T. im Einverständnis mit Herrn Direktor Matzat gezeigt habe, welche Willkürlichkeiten die Chronologie Diodors darbiete; wie ein jeder zugestehen müsse, dafs Diodor fünf Eponymen aus synchronistischen

1) Ob hanc causam praestare nostrae civitatis statum ceteris civitatibus, quod in illis singuli fuissent fere, qui suam quisque rem publicam constituissent legibus atque institutis suis ... nostra autem res publica non unius ingenio, sed multorum, nec una hominis vita, sed aliquot constituta saeculis et aetatibus. de republica 2, 1, 2.

Rücksichten interpoliert und mindestens noch zwei bis drei ähnliche Willkürlichkeiten sich erlaubt habe, folglich auf die noch restierenden Varianten zwischen seiner und der offiziellen Zählung kein sicheres System aufgebaut werden dürfe; im übrigen aber sei er der Ansicht, dafs derartige Fragen nur durch Spezialuntersuchungen gelöst werden könnten.

Nachtrag. Um meinem Gegner auch nicht den geringsten Anlafs zur Einrede zu belassen, will ich hier in Kürze eine Lösung des 'Problems der diodorischen Chronologie' zu geben suchen.

1. Es ist unbestreitbar und, soweit ich sehe, auch nicht bestritten, dafs Diodor in der Chronologie teils von Polybius (Seeck Kalendertafel 114), teils von dessen Quellen (vgl. Matzat 1, 137) abhängig ist und dafs Diodor, um den Synchronismus beider zu V. 364 zu retten, die fünf Eponymen von V. 360—364 nach V. 364 wiederholt hat.
2. Nach den aus Seecks Kalendertafel S. 83 mitgeteilten und gebilligten Untersuchungen steht fest, dafs die V. 331—335 bei Diodor fehlenden Eponymen[1]) in allen Fasten, gewifs auch in denen Diodors gestanden haben müssen.

Daraus folgt, dafs Diodor — wenn auch aus ganz ehrenwerten Absichten — seine vielfach in Einzelheiten bessere römische Quelle aus Rücksicht auf die Synchronismen seiner griechischen Quellen höchst willkürlich zugestutzt hat, einmal fünf Jahre eingeschoben, das andre Mal ebensoviel gestrichen hat.

3. Jedenfalls ist weiter auch von niemand ein besondres Gewicht auf Diodors Umstellung von V. 406 nach V. 409 oder seine Einschiebung von Ol. 82, 1 (ohne ein entsprechendes Konsulat vgl. Matzat 1, 214) und ähnliche unwesentliche Divergenzen gelegt worden.

Es bleiben zu erklären die Umstellung eines Fabierkonsulats V. 272 nach 297 (Ol. 82, 3) und die Übergehung von V. 380—383. 387.

Ersteres möge, zumal es keine Differenz in der Zählung bedingt, für jetzt noch unerklärt bleiben.

Zu der entscheidenden Frage aber, ob Diodor mit Recht fünf Jahre zwischen Alliaschlacht und Sextius' Konsulat ausgelassen habe, kann hier schon Stellung genommen werden.

Da Diodor, wie aus 1—2 gefolgert werden darf, lediglich in synchronistischer Absicht V. 331—335 weggelassen, V. 360—364 eingeschoben hat, so müssen ihm auch bei dieser Korrektur die synchronistischen Angaben seiner Quellen Anlafs dazu gegeben haben.

Es fragt sich also, ob die Angaben derselben begründet oder irrig waren. Glücklicherweise läfst sich das letztere nicht nur wahrscheinlich machen, sondern auch strikt erweisen und zwar auf Grund folgender Erwägungen:

1. Diodor fand bei einer Summierung der Zahlen bei Polybius Bericht über die tumultus Gallici II, 18—23 fünf Jahre weniger, als er nach Polyb. I, 6 erwarten mufste. Wer letztere Angabe für richtig hält, mufs in ersterer einen Schreibfehler vermuten[2]).

---

1) Hiermit ist die Einschiebung von Ol. 90, 1 zu kombinieren. Vgl. Prolegomena Abschnitt 4.

2) Einen solchen nehmen Seeck und Matzat mit Recht an. Ich ändere ὀκτωκαίδεκα statt τριακαίδεκα (XIIX statt XIII stand in Polybius lateinischer Quelle, im Cato). Mit dieser Korrektur lassen sich die tumultus Gallici bei Polybius-Cato unschwer mit den annalistischen Angaben bei Livius in Einklang bringen (vgl. auch S. 92).

2. Diodors lateinische Quelle war jünger als der alte Fabius Pictor, älter als Piso (Ed. Meyer rh. Mus. 37, 612): es war der lateinische Fabius. Dieser rechnete statt der 23 Eponymen nach V. 364 bis gegen Ende von V. 387 nur 22 (Kalender-) Jahre. Statt duo et vicesimo anno (Fabius bei Gellius N. A. V, 4, 3) las oder verstand Diodor (wie der Grammaticus bei Gellius interpretierte): duo de vicesimo. Auch hier war die Differenz fünf Jahre.
3. Seine römische Quelle gab zwischen Veiis Eroberung und der Einnahme Liparas 137 Jahre an (XIV, 93), welche er bei Polybius 1, 39 erst unter 251/0 fand, während sie bereits 256 v. Chr. stattgefunden hat (vgl. dazu Unger Stadtära 50; die 140 Amtsjahre, welche das Intervall bilden, sind nach Polyb. 1, 5 berechnet = 137 Kalenderjahren). Veiis Fall nach Polyb. 1, 39 berechnet kam auf 388/7, die Alliaschlacht 382/1, fünf Jahre nach 98, 2.
4. Die oben gegebene Erklärung der Diktatorenjahre zeigt endlich den tieferen Ursprung des Fehlers. Der lateinische Fabius, der jüngere Zeitgenosse Catos wufste bereits, dafs wahre Zeit zu gewinnen sei durch Streichung von vier Amtsjahren nach dem Decemvirat und Einsetzung eines Jahres vor demselben (Ol. 82, 1). Die Durchführung dieser Theorie in den Diktatorenjahren kannte er noch nicht. — Diodor fand nun wohl eine diesbezügliche Notiz bei Fabius und malträtierte danach seine Fastentafel, die, wenn auch alt, doch schon die Diktatorenjahre gestrichen hatte. Damit ist im Wesentlichen die Chronologie Diodors gelöst.

Der erste Präsident: Meine Herren, da der Herr Vortragende selbst der Ansicht ist, dafs eine weitere Austragung der Streitpunkte in eine Spezialuntersuchung gehört, so haben wir keinen Grund zu widersprechen, ich danke daher im Namen der Versammlung dem Herrn Vortragenden für seinen interessanten und instruktiven Vortrag (Bravo!) und erteile dem Herrn Dr. Kehrbach das Wort zu seinem Vortrage über:

Die pädagogische Centralbibliothek (sc. Comeniusstiftung) in Leipzig, ihr Zweck, ihr gegenwärtiger Zustand und ihre notwendige Erweiterung.

Herr Dr. Kehrbach:

Hochansehnliche Versammlung! Mit Recht ist von Koldewey auf der Philologenversammlung in Gera (1878) darauf hingewiesen worden, dafs die vorhandenen Geschichtswerke der Erziehung und des Unterrichtes keinen, auch nur einigermafsen genauen Einblick in die Technik und Methodik des Unterrichtes und der Erziehung eines bestimmten Zeitraumes gestatteten. Es würden wohl in diesen Werken die Heroen der Erziehungskunst, wie ein Melanchthon, Sturm, Ratichius etc. geschildert, einen Einblick aber in das Werktagstreiben der Schule bekomme man nicht. Wir hörten zwar den Kommandoruf der Offiziere, wir vernähmen auch das Exerzierreglement; aber wie grofs die Schar Derer gewesen sei, die dem Rufe der einzelnen Führer gehorcht hätten; wie ferner die ausführende Truppe uniformiert gewesen wäre, wie sie exerziert hätte, ob die Haltung adrett, der Schritt gleichmäfsig und prompt gewesen — alles das bliebe uns so gut wie ganz unbekannt.

Um diese Nachteile auszugleichen, sei vor allem eine genaue Kenntnis der in einem bestimmten Zeitraum gebrauchten Schulbücher nötig. Und um das zu ermöglichen, müfsten zunächst Topographieen und Statistiken von Schulbüchern aufgestellt werden etc. Nur auf diesem Wege könne man 'mancher vagen und haltlosen Rederei ein Ziel' setzen

und 'an deren Stelle klare, faſsbare und sichere Resultate' treten lassen. Koldewey nahm kurze Zeit darauf noch einmal Gelegenheit in einem Aufsatze: 'Desiderien, die Abfassung der Spezialschulgeschichten, insbesondere die Begründung einer Topographie und Statistik der Schulbücher betr.' ausführlicher auf das Thema zurückzukommen.

In der genannten Versammlung war es Eckstein, der für die von Koldewey ausgegangene Anregung seinen Dank aussprach und die Bitte hinzufügte, daſs diejenigen Herren, die im Besitze von älteren Schulbüchern seien oder leicht zu solchen gelangen könnten, an Koldewey die nötigen Materialien zur Verwirklichung seines Planes, Topographieen etc. von Schulbüchern aufzustellen, gelangen lassen möchten. Eckstein verfehlte aber nicht, gleichzeitig darauf aufmerksam zu machen, daſs die rühmliche Absicht Koldeweys sich nur mit den gröſsten Schwierigkeiten werde verwirklichen lassen. Der Grund sei der: unsere Bibliotheken hätten nie darauf geachtet, Schulbücher zu sammeln, und nur dem Zufall sei es zu danken, wenn man Exemplare alter Schulbücher in älteren Bibliotheken fände.

Da bei der Diskussion der Schwerpunkt auf die vergangenen Jahrhunderte, besonders des 15. und 16. gelegt wurde, so konnte bei dem Zuhörer oder später bei dem Leser der 'Sektionsberichte' der Gedanke entstehen, daſs es hinsichtlich der Aufbewahrung der Schulbücher in den folgenden Jahrhunderten wesentlich besser geworden sei.

Dem ist aber nicht so.

Wer sich eingehender mit diesen Verhältnissen befaſst, muſs nach meiner Meinung die Wahrnehmung machen, daſs von den im 15. und 16. Jahrhundert beim Unterrichte benutzten und auf Unterricht und Erziehung bezüglichen Drucken auf den Bibliotheken verhältnismäſsig weit mehr erhalten ist als von den betr. Schriften aus späterer Zeit. Unter den Inkunabeln (zähle man sie nun bis 1499 oder 1530) und unter den Drucken späterer Dezennien des 16. Jahrhunderts, welche die Bibliotheken aufbewahren, befinden sich eine groſse Anzahl von Schulbüchern.

Viel ungünstiger sind die Verhältnisse in Bezug auf die Aufbewahrung der Schulbücher des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. Die im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts wachsende Produktion innerhalb der Schullitteratur steht im umgekehrten Verhältnisse zu deren Aufbewahrung in den öffentlichen Bibliotheken. Dies gilt namentlich von unserem Jahrhundert.

Von den Schulgrammatiken, Übungsbüchern, Lesefibeln etc., die in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet waren, findet man nur in seltenen Fällen auf den öffentlichen Bibliotheken Exemplare. Viele Proben haben mich übrigens auch gelehrt, daſs in den meisten Schulbibliotheken derselbe Zustand der herrschende ist. Erst in neuerer Zeit, in dem letzten Decennium hat man hier und da in öffentlichen und Schulbibliotheken angefangen hierin Wandel zu schaffen.

Daſs die Vorsteher von öffentlichen Bibliotheken sich nicht veranlaſst sahen, die auf Erziehung und Unterricht bezüglichen Bücher, also namentlich Schulbücher zu sammeln und aufzubewahren, kann nur als eine sehr laxe Auffassung ihrer Verpflichtung betrachtet werden.

Es ist bekannt, daſs in allen deutschen Ländern lange Zeit hindurch das sogen. 'Pflichtexemplarstatut' bestand, wonach von jedem in einem Lande, in einer Provinz oder Stadt (freien Reichsstadt) gedruckten oder verlegten Buche eine bestimmte Anzahl von Exemplaren an die betr. Landes-, Universitäts-, Stadt- etc. Bibliothek abgeliefert werden muſste.

In Preuſsen, Bayern, Württemberg, Mecklenburg, Anhalt, Groſsherzogtum Hessen, Waldeck, Schaumburg-Lippe ist dieser Zustand auch trotz des Versuches von Brockhaus

ihn bei der Beratung des Reichspreſsgesetzes im Jahre 1874 aus der Welt zu schaffen, dank der trefflichen Erörterungen der Professoren von Schulte und unseres jetzigen Vorsitzenden, des Professors Dr. Oncken, geblieben. Es wurde damals im Reichstage beschlossen, den status quo ante aufrecht zu erhalten, d. h. die Vorschriften der Landesgesetze über Abgabe von Freiexemplaren sollten unberührt bleiben.

Hätten also die Vorsteher von Bibliotheken ihre Pflicht erfüllt und die pflichtmäſsig eingelieferten Exemplare von Schulbüchern aufbewahrt oder die ausgebliebenen 'Pflichtexemplare' von den säumigen Verlegern bezw. Druckern eingefordert, so wären die Übelstände nicht vorhanden, die wir so sehr beklagen müssen. Wir würden dann wenigstens in jedem einzelnen Falle wissen, wohin wir uns zu wenden hätten, wenn wir irgend eines litterarischen Denkmals pädagogischer Art bedürftig wären. Suchten wir eine hebräische Grammatik und wir wüſsten, daſs sie in der Provinz Schlesien verlegt worden sei, nun so müſste sie sich ganz bestimmt auf der Universitätsbibliothek in Breslau und der königl. Bibliothek in Berlin befinden. Ist dieses Übungsbuch in Hessen verlegt, nun so muſs es sich auf der Universitätsbibliothek Gieſsen finden etc. etc. Ein dickes Buch könnte ich schreiben, wollte ich erzählen, wie oft die Mitarbeiter der Monumenta G. paedagogica und ich in dieser Richtung Enttäuschungen erlebt haben!

Diese Vernachlässigung des 'Pflichtexemplarstatuts' von seiten der Bibliotheken ist auch für andere Litteraturgattungen von Nachteil gewesen, so besonders für die schöne Litteratur. So kennt Goedecke viele Werke der schönen Litteratur, die er citieren muſs, und die er nicht auffinden konnte, nur aus den Biographieen.

Freilich mag das eine oder andere Buch noch auf dieser oder jener Bibliothek existieren, aber auf welcher? Bei der strikten Einhaltung des Pflichtexemplarstatuts hätte es keine groſse Mühe machen können, den Ort zu finden, wo das gesuchte Buch anzutreffen sein muſste.

England (auch Amerika und Frankreich) ist uns in dieser Rücksicht weit voran. Was auch der Engländer innerhalb der verschiedensten Litteraturzweige für Studien machen will, er darf hoffen das gröſste und kleinste litterarische Dokument, das in seinem Vaterlande gedruckt wird, vorzufinden. Er brauche ein groſsartiges Prachtwerk, er brauche die kleinste Wochenschrift des unbedeutendsten englischen Ortes; er brauche den Wahlaufruf einer politischen Partei; oder er schreibe Theatergeschichte und suche einen Theaterzettel, er schreibe Geschichte der Pädagogik und suche eine kleine schottische Lesefibel — er findet alles vor und zwar nicht nur in der einen Bibliothek des British Museum, nein, in den fünf Hauptbibliotheken seines Landes. Da ist keine wissenschaftliche, keine politische, keine sociale, keine merkantilische etc. Richtung in dem Geistesleben seines Volkes, der er nicht, sobald sie sich in irgend welcher Form durch die Typographie manifestiert hat, bis ins kleinste Detail folgen könnte. Und noch dazu sind die eingelieferten Pflichtexemplare auf gutem haltbaren Papiere gedruckt. Ja, hätten wir eine deutsche Reichsbibliothek, die unserer gesamten deutschen litterarischen Produktion gegenüber dieselbe hohe Stellung einnähme, wie die Bibliothek des British Museum, die Bibliothek in Washington gegenüber der litterarischen Produktion des englischen und amerikanischen Volksgeistes!

Es ist ein Nachteil in der Verwaltung vieler deutschen Bibliotheken, Landes-, Stadt- und Universitätsbibliotheken (welche letzteren zuweilen zugleich Provinzialbiblio-

theken sein sollen), dafs zwar in ihnen wissenschaftliche Spezialitäten gepflegt worden sind, dafs sie aber in keinem Falle in annähernd vollständiger Weise die Landes-, bezw. Provinzial- oder Stadtlitteratur angesammelt haben. Und doch müfste nach meiner Meinung eine derartige Bibliothek zunächst ein genaues Abbild aller Bestrebungen des Landes, der Provinz etc. sein, soweit sie durch den Buchdruck ihren Ausdruck gefunden haben. Aufser der Befolgung des Pflichtexemplarstatuts, die nicht mit nennenswerten Kosten verbunden gewesen wäre, hätte dazu nur noch die Anschaffung der auf das Land, auf die Provinz, auf die Stadt bezüglichen, aber aufserhalb gedruckten oder verlegten Litteratur kommen müssen.

Die meisten der bestehenden Bibliotheken sind solche Abbilder, die sie bei energischer Beitreibung und Aufbewahrung der Pflichtexemplare hätten sein können, nicht; sie sind vielmehr meistens Abbilder der litterarischen Bestrebungen der jeweiligen Bibliothekare. Da ist der Eine Homeride und sammelt zunächst jedes, auch das kleinste litterarische Denkmal, das sich auf Homer bezieht; dann kommt der Nachfolger, welcher Naturwissenschaftler ist. Was ist ihm Homer! Die kleinste Dissertation über Kryptogamen liegt ihm näher. Und so mutatis mutandis weiter. Da liegt denn im Laufe eines Jahrhunderts in einer solchen Bibliothek ein Torso neben dem andern. Nichts Organisches tritt uns entgegen. Und welch' seltsame Erscheinungen treten dann zu Tage: in einer Bibliothek Süddeutschlands waren, da einer der letzten Bibliothekare Botaniker war, die seltensten, nur für Fachgelehrte Interesse habenden, die minutiösesten Gegenstände behandelnden botanischen Fachschriften vorhanden, — aber es fehlte ein für den täglichen Handgebrauch notwendiges französisches Wörterbuch, von anderem wichtigen unentbehrlichen bibliothekarischen Materiale, das nicht vorhanden war, ganz zu geschweigen!

Dafs bei dieser Beschaffenheit unsere Landes-, Provinzial- und Stadtbibliotheken, nur eine sehr beschränkte Wirksamkeit ausüben können, liegt auf der Hand. Die Bezeichnung Bibliotaphen, Büchergräber, die Weber (Demokritos) statt Bibliotheken gesetzt haben will, ist wirklich für viele dieser Anstalten ganz zutreffend!

Was habe ich in den letzten Jahren für Klagelieder aus den verschiedensten Kreisen über die Bibliotheken gehört, aber nach meinen Erfahrungen haben in erster Linie die deutschen Schulmeister das nicht anzustreitende Anrecht, den Bibliotheken gegenüber die gröfsten Jeremiasse zu sein.

Aus diesem Jeremiaszustand sich herauszuarbeiten, halte ich für die Pflicht eines jeden deutschen Lehrers. Sorgen wir also dafür, dafs es in Zukunft besser werde. Hierzu ist schon ein bedeutsamer Schritt geschehen durch die Begründung eines Unternehmens, auf welches ich Ihre Aufmerksamkeit lenken und für welches ich Ihre Unterstützung erbitten will.

Ein Leipziger Lehrer, Julius Beeger, war es, der den Plan, welcher mehrfach schon ausgesprochen war, fafste, in Leipzig eine Bibliothek zu gründen, welche die Sammelstätte der bisher auf allen öffentlichen Bibliotheken vernachläfsigten reichen auf das so umfangreiche Gebiet der Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft bezüglichen Litteratur werden sollte.

Nachdem derselbe im Leipziger Lehrerverein am 15. November 1871, dem 200jährigen Geburtstage des Comenius einen Vortrag über die Notwendigkeit der Gründung einer pädagogischen Centralbibliothek gehalten hatte, wurde daselbst der Beschlufs gefafst, in energischer Weise dem Plane zur Verwirklichung zu helfen und dem zu gründenden Institute den Namen Comeniusstiftung zu verleihen.

Ein öffentlicher Aufruf setzte die weitesten Kreise in Kenntnis von dem Unternehmen, freiwillige Beiträge von Büchern und Geld wurden erbeten. In der gesamten deutschen Lehrerwelt wurde alsbald zur Gründung von Pflegschaften geschritten, die in den ihnen unterstellten Bezirken für die Interessen der zu gründenden Bibliothek thätig sein sollten. Es wurden ferner Gesuche um Unterstützung unter Darlegung des Zweckes an die deutschen Regierungen, an die Magistrate der deutschen Städte (ca. 1500), an Lehrervereine, an Buchhändler, an die deutschen Fürsten gerichtet. Die grofsen Anstrengungen hatten den Erfolg, dafs einzelne Regierungen das zu gründende Institut durch Geldbeiträge, Büchersendungen (besonders Programme) unterstützten, so schenkte die bayerische Regierung 175 Gulden. Einzelne Städte sandten kleine einmalige Geldbeträge, andere wiederholten diese Sendungen einige Jahre hindurch. So schickte Würzburg 30 Mark jährlich bis zum Jahre 1880. Die kleine Erzgebirgsstadt Schöneck sandte bis zum Jahre 1878 jährlich 5 Thaler. Zur Zeit hat sich nur die Stadt Leipzig noch verpflichtet, auch in Zukunft einen jährlichen Zuschufs von 300 Mark zu geben. Von den Lehrervereinen war es der sächsische Lehrerverein, der bayerische, der Berliner, Königsberger etc. in erster Linie aber der Leipziger Lehrerverein, welche das Unternehmen durch Geldbeiträge und Büchersendungen erfreuten. Einzelne Buchhändler machten wertvolle Geschenke durch Zuweisungen von Büchern, ebenso Direktoren und Lehrer verschiedener Schulanstalten. Die deutschen Fürsten liefsen die Gesuche entweder ganz und gar unbeantwortet oder antworteten ablehnend. Dagegen sandte die deutsche Kaiserin, an die man sich auch gewandt hatte, 150 Mark.

Auch auswärtige Regierungen, wie die amerikanische, die französische, die russische unterstützten in der erfreulichsten Weise durch Bücherzusendungen die Comeniusstiftung. Sehr verdient machte sich der österreichische Minister Stremayer, der sofort in je einem Exemplar die Werke des k. k. österreichischen Schulbücherverlages zugehen liefs.

Zunächst wurde für die Aufstellung der Bücher ein kleines einfenstriges Zimmer in der 5. Bürgerschule für die Aufstellung der Bücher zur Verfügung gestellt. Als dasselbe zu eng wurde, siedelte man die Bibliothek in den Parterreraum des Hinterhauses 51 der Sidonienstrafse, welches dem Begründer der Comeniusbibliothek gehörte, über. Hier blieb die Bibliothek bei allmählicher Vergröfserung bis zum Jahre 1884. Im vorigen Jahre wurde die Bibliothek in das neuerbaute Lehrervereinshaus (das einzige seiner Art in Deutschland) verlegt.

Ausführlichere Mitteilungen über die Entwickelung der Bibliothek findet man in dem 'Korrespondenzblatt der Comeniusstiftung', welches leider aus ökonomischen Gründen nur in drei Nummern 1872, 1874, 1875 erscheinen konnte. Für die spätere Zeit beschränkte man sich auf eine auf einem Blatte gedruckte auf mehrere Jahre bezügliche, übersichtliche Statistik (sc. Kassenbericht).

Die Bibliothek zählt jetzt ungefähr 37 000 Bände, wobei allerdings die ca. 12 000 Programme als selbständige Werke mitgezählt sind. Dem Bibliothekar Beeger, der kein Gehalt bezieht, aufserdem pekuniäre und Zeitopfer in grofser Anzahl der Bibliothek dargebracht hat, stehen drei Bibliothekare (Leipziger Lehrer) zur Seite. Dieselben bekommen jährlich eine kleine Entschädigung für ihre Arbeit.

Geöffnet ist die Bibliothek Mittwoch und Sonnabend von 2—4 Uhr. Die Benutzung hat stetig zugenommen. Während im ersten Jahre nach erfolgter Eröffnung 1875

85 Entleiher verzeichnet werden konnten, stieg im Jahre 1884 die Zahl der Benutzer auf 571, wobei noch zu beachten ist, dafs die Bibliothek wegen des zu bewirkenden Umzugs drei Monate lang geschlossen war.

Das System, nach welchem der Realkatalog eingerichtet ist und die Bücher aufgestellt worden sind, hatte Gymnasialdirektor Dr. G. Vogt in Cassel, wie bekannt selbst eifriger Sammler von Schulschriften und gründlicher Kenner der Geschichte des Unterrichtswesens, ausgearbeitet. Vorher hatten Dittes in Wien, Förstemann in Dresden, Karl Richter in Leipzig, Stoy in Jena, Thaulow in Kiel, Ziller in Leipzig in dieser Richtung ihre Ratschläge erteilt.

Inzwischen hat das Vogtsche System eine Erweiterung erfahren. Aus den 46 Abteilnngen desselben sind mit der Zeit 56 Abteilungen geworden.

Wer das System Vogts, das in einzelnen Druckvorlagen hier ausliegt, durchliest, gerät sicher in Staunen über die Weite des Gebietes, das der Bestand der Bibliothek umspannen soll.

Wie es nun aber bei allen Einrichtungen ist, die lediglich auf den guten Willen wohlwollender Menschen gestellt sind, die im ersten Anlaufe gebotene Unterstützung hält sich im weiteren Verlaufe nicht auf derselben Höhe. So auch hier. Die Geld- und Bücherspenden wurden von Jahr zu Jahr ärmlicher, trotz mehrfacher öffentlicher Aufrufe. Die Pflegschaften haben das nicht geleistet, was man von ihnen erwartete. Aber gesetzt auch, die werkthätige Teilnahme der ersten Zeit wäre geblieben, so mufs sich doch jeder beim Anblick des Vogtschen Systems sagen, dafs der jährliche Zuwachs ein viel bedeutenderer hätte sein müssen, um die einzelnen der vielen Fächer des Systems nur soweit auszufüllen, dafs dadurch eine Grundlage für irgend eine Spezialarbeit historisch-pädagogischer Art hätte geschaffen werden können.

Dieses Resultat hat sich mir bei der Prüfung der Bestände der einzelnen Unterabteilungen an der Hand des Vogtschen Planes als ganz sicher herausgestellt. Es würde, um einige Beispiele zu wählen, die uns nahe liegen, ganz unmöglich sein, die Entwickelung des grammatischen Unterrichts in der griechischen und hebräischen Sprache an der Hand des Bestandes der Bibliothek darzustellen.

Was den Bestand der Bibliothek an griechischen Grammatiken anbelangt, so ist zu bemerken, dafs aus den letzten Decennien vorhanden sind die betreffenden Arbeiten von Kühner (1843—1865), Mehlhorn (1845), Krüger (1848—1862), Berger (1857), Bucher (1861, Elementargrammatik), Curtius (1868 u. 1873), Halm (1868 u. 1869). Aus den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts ist vertreten: Buttmann (1819—1839), Binzer (1828), Schäfer (1835), Schmidt (1816), Thiersch (1819 u. 1826), Rost (1832 u. 1841).

Aus dem 18. und 17. Jahrhundert ist je ein Autor vertreten: Trendelenburg (1796), Posselius (1602, Wittenberger Ausgabe, Drucker Seuberlich).

Aus dem 16. und 15. Jahrhundert ist kein Exemplar vorhanden.

Schlimmer noch steht es mit der hebräischen Grammatik. Aus den letzten Jahrzehnten ist gar kein Exemplar einer hebräischen Grammatik vertreten. Aus früheren Jahren unseres Jahrhunderts sind die entsprechenden Werke von Gesenius (1824—42), Ewald (1827 u. 1842, die kritische Grammatik und das kleinere Werk), Thiersch (1842), Brückner (1842), Gläser (1842), Freitag (1835). Aus dem vorigen Jahrhundert sind Vater (Leipzig, 1797 u. 1798) und Lange, Joachim (1721, Halle) vorhanden. Aus dem 17., 16. und 15. Jahrhundert ist kein Autor einer hebräischen Grammatik vertreten.

Ebenso würde es unmöglich sein, auf Grund des Bestandes an deutschen und lateinischen Grammatiken eine zureichende historisch-pädagogische Abhandlung über den Schulbetrieb der deutschen und lateinischen Grammatik schreiben zu können, wenn auch der Büchervorrat ein gröfserer ist als bei den oben angegebenen Gebieten.

Ganz schwach vertreten ist das Fach der Gymnasialpädagogik. Diese Abteilung weist nur die Werke von Nägelsbach, Hirzel, Deinhardt auf.

Eine Anzahl von Fächern, die, wie bekannt, der Ausdehnung nach eine geradezu kolossale Litteratur aufzuweisen haben, sind nur spärlich vertreten: so die Fächer Schulgesetzgebung, Kindergärten, Blinden- und Taubstummenunterricht, Schreib-, Zeichnen-, Turn-, Musikunterricht. Die Abteilung Schwimmunterricht enthält nur drei Werke, nämlich die entsprechenden Werke von Guts Muths (1798), Purkert (1837), Safs (1835). Des letzteren Buch: 'Taschenbuch für gebildete Badegäste oder Anleitung zum zweckmäfsigen Gebrauche des Seebades' ist dabei wohl nur aus Versehen in diese Abteilung geraten.

In der Abteilung der Psychologie fehlen selbst Kardinalwerke wie die psychologischen Schriften Herbarts.

Speziellere Angaben über andere Fächer, die für die Besucher unserer Versammlung von Interesse sein könnten, will ich mir ersparen, um nicht über die Gebühr die Zeit für mich in Anspruch zu nehmen. Wenn aber vor einigen Tagen in Leipzig mir der Bibliothekar der Comeniusbibliothek, als ich die Abteilungen der höheren Geometrie, Trigonometrie und Stereometrie auf ihren Inhalt prüfte, um für meinen Vortrag Material zu gewinnen, sagte: 'Sie thun am besten, wenn Sie den Bestand dieser Abteilungen unter den Arm nehmen und in Gieſsen vorzeigen,' so ist das, denke ich, deutlich genug.

Nur ein Fach mufs ich mit einigen Worten noch erwähnen, weil seine Pflege durch eine sich als notwendig ausweisende Erweiterung des Zwecks der Bibliothek bedingt ist. Es ist dies das Fach der Bibliographie. Dieses besonders für bibliothekarische Tagesarbeiten äufserst wichtige Gebiet ist in der Comeniusbibliothek mehr als lückenhaft, und dies ist von den Bibliothekaren nur zu häufig schmerzlich empfunden worden, besonders, wenn Anfragen von aufsen kamen, die sich nicht sowohl auf den gegenwärtigen Bestand der Bibliothek als vielmehr auf Mitteilungen über überhaupt vorhandene Litteratur erstreckten. Oft ist es nämlich vorgekommen, dafs Lehrer, Geistliche und sonstige Benutzer dem Bibliothekar schrieben: ich mufs über diesen oder jenen Gegenstand eine Konferenzarbeit machen, einen Vortrag halten etc., was haben Sie für Litteratur über diesen Gegenstand in der Comeniusbibliothek, was können Sie, wenn Sie keine oder nur unzureichende Litteratur besitzen, mir zur Anschaffung empfehlen?

In solchen Fällen kann nur ein umfangreicher bibliographischer Apparat aushelfen.

Wäre dieser vorhanden, so könnte die Comeniusbibliothek das sein, was nach meiner Meinung jede Bibliothek gleich mit sein müfste, ein bibliographisches Nachweisungsbureau.

Jeder von Ihnen weifs, welche Wohlthat es ist, wenn man, mit irgend einer litterarischen Arbeit beschäftigt, Litteratur braucht und diese bei der zunächst stehenden Bibliothek in rascher Weise durch die Real- oder systematischen Kataloge finden kann. (Ich schalte hier ein, dafs bei verschiedenen Bibliotheken, selbst Universitäts- und gröfseren Landesbibliotheken, systematische Kataloge fehlen, was ungefähr soviel zu bedeuten hat,

als wenn ein Arzt kein Besteck, die Artillerie keine Kanonen hat). Nun kommt es sehr oft vor, dafs die betreffende Bibliothek (bei der ich übrigens einen Realkatalog voraussetze) nur wenig bezügliche Litteratur besitzt. Jetzt kommt es mir vielleicht nur darauf an zu wissen: welche Litteratur ist überhaupt vorhanden? Es kann mir auch darauf ankommen zu wissen, welchen Preis einige der betreffenden Litteraturdenkmäler haben, weil ich davon die etwaige Anschaffung von Büchern abhängig machen will. Dies alles werde ich erfahren können, wenn ein ausreichender bibliographischer Apparat vorhanden ist. Von dem Momente an, wo dieser Apparat vorhanden ist, bedarf es für den Benutzer der Bibliothek nur ganz kurzer Zeit, sich selbst über die Litteratur, deren er benötigt ist, zu orientieren. Nachfragen aus gelehrten Kreisen über auf ein bestimmtes Thema bezügliche Litteratur gelangen sehr oft an Bibliotheken und ich weifs, dafs man auf verschiedenen Bibliotheken gern den Wünschen der Petenten entgegenkommt, so weit es der Apparat und die Zeit erlaubt.

Ein eigentliches bibliographisches Nachweisungsbureau existiert meines Wissens nur in Wien und zwar bei dem wissenschaftlichen Klub seit dem Jahre 1877. Im Jahre 1879 habe ich, um mir einen Einblick in diese wirklich segensreiche Einrichtung zu verschaffen, die betreffenden Akten des Klubs mir zuschicken lassen und ein Jahr später im Oktober 1880 den Apparat an der Hand des trefflichen Bibliothekars Dr. Alois Karpf, der an dem Zustandekommen desselben das gröfste Verdienst hat, selbst eingesehen und geprüft. In einer kaum nennenswerten Zeit bekam ich durch die aufgestellten bibliographischen Hilfsmittel Antwort auf die heterogensten Fragen. Ich nahm an, dafs ich über Shakespeare arbeiten wollte, und sofort wurde ich über die Litteratur informiert, ebenso über die Katharsis-Litteratur, über die Karpathen, über Bandwürmer, über Wechselrecht, Möbeltischlerei, Fischzucht.

Welcher Vorteil dem wissenschaftlichen Studium durch die Pflege der Bibliographie an den Bibliotheken überhaupt und in Rücksicht auf das Studium der auf Unterricht und Erziehung bezüglichen Studien durch einen umfangreichen bibliographischen Apparat an der Comeniusbibliothek geboten würde, brauche ich Ihnen nicht ausführlicher auseinanderzusetzen.

Erst wenn der bibliographische Apparat gebührend gepflegt, erst dann ist ein bibliographisches Nachweisungsbureau, wie es mit der Comeniusbibliothek verbunden sein mufs, möglich.

Sie sehen also, dafs die Comeniusbibliothek viel des Unfertigen noch aufweist.

Diese Unvollständigkeit und die Notwendigkeit, sie auszugleichen, ist dem Begründer und gegenwärtigen Leiter auch klar bewufst. Um Abhilfe zu schaffen, um das Interesse für das grofse Unternehmen immer von neuem rege zu machen, hat derselbe von Jahr zu Jahr die Comeniusbibliothek mehrfach in Erinnerung gebracht.

Auf der diesjährigen deutschen Lehrerversammlung in Darmstadt wurde die deutsche Lehrerschaft von neuem gebeten, das Wachstum der Anstalt, die so grofse Vorteile für die Lehrerschaft bieten könnte, zu fördern. In den letzten Monaten ist in hunderten von pädagogischen Zeitschriften ein Aufruf erlassen worden, der um Zusendung von Schulzeitungen, überhaupt von pädagogischen Zeitschriften bittet. Zwar ist die Sammlung der in der Comeniusstiftung ausliegenden pädagogischen Zeitschriften, die stärkste in Deutschland, allein es fehlen trotzdem noch eine ganze Reihe von Zeitschriften. (Ich bemerke

hier, dafs manche dieser Zeitschriften nicht einmal im Hinrichs'schen Verzeichnisse angeführt sind). Vor allem fehlt es an Zeitschriften, die das höhere Schulamt betreffen. Die pädagogische Centralbibliothek aber soll nicht nur die Sammelstätte der Litteratur sein, die sich auf das Volksschulwesen erstreckt (wie manche anzunehmen scheinen), sie soll eben so gut dem akademisch gebildeten Lehrer, dem Philologen, dem Naturwissenschaftler, dem Mathematiker etc. das Werkzeug zu seiner weiteren didaktischen Fortbildung an die Hand geben, soll ihn in die Lage setzen, sich rasch und sicher über Fragen des Unterrichtes und der Erziehung Aufklärung zu verschaffen.

Dieses hohe Ziel kann die Bibliothek aber nur dann erreichen, wenn sie aus den Kreisen dieser Lehrerschaft die Unterstützung empfängt, die sie verdient und die sie in den Stand setzt, den allseitigsten Anforderungen zu genügen. Durch freiwillige Zuweisungen an Litteratur aus den Kreisen derjenigen Schulmänner, von denen eine grofse Zahl heute hier versammelt ist, könnte sicher schon vieles erreicht, manche in der Bibliothek vorhandene Lücke ausgefüllt werden.

Ich spreche daher hier die Bitte aus, die sicher vielen der Anwesenden auf den Lippen liegt, es möchten alle diejenigen aus den Kreisen der Philologen und Schulmänner Deutschlands, die irgend welche Publikationen bewirken, je ein Exemplar ihrer Arbeiten an die pädagogische Centralbibliothek in Leipzig (Kramerstrafse) einsenden. Innerhalb der erwähnten Kreise herrscht eine lebhafte schriftstellerische Thätigkeit. Lehrbücher, Textausgaben, Aufsätze erscheinen in Hülle und Fülle. Wollte jeder sich die Erfüllung meiner Bitte, die im Interesse unserer Wissenschaft liegt, angelegen sein lassen, so würde der Bibliothek ein reicher Schatz zugeführt werden können.

Programmarbeiten kommen jetzt durch Teubner. Abgesehen von den selbständigen Publikationen (Bücher, Broschüren), würden noch besonders erwünscht sein Separatabzüge von pädagogischen Aufsätzen, die in nichtpädagogischen Zeitschriften, etwa historischen, theologischen etc. erscheinen und vielfach dem pädagogischen Interessentenkreise gar nicht zur Kenntnis gelangen.

Da die Pflege der Comeniusbibliothek in unser aller Interesse liegt, die einmalige Erwähnung aber bald ihre Wirkung verliert, so stelle ich den Antrag: die Philologenversammlung wolle beschliefsen, in das Programm ihrer Versammlungen einen Bericht über die Comeniusbibliothek aufzunehmen, an welchen der jedesmalige Präsident die Bitte um Unterstützung anschliefst.

Aber nicht nur gedrucktes Material sollte die Bibliothek bergen, sie sollte auch zugleich eine Sammelstätte von bezüglichen Archivalien (Originalen oder Abschriften) sein. In Staats-, städtischen, Kirchen- und Schularchiven befindet sich eine ganze Menge von ungedrucktem Material, dessen Veröffentlichung aus irgend welchen Gründen jetzt noch nicht geboten, dessen sorgfältige Aufbewahrung aber im Interesse der pädagogischen Wissenschaft dringend erwünscht ist. Da giebt es Schulordnungen, Schulgesetze, Schulzeugnisse, Schulkataloge, Stundenpläne, Visitationsprotokolle, Bestallungsbriefe, Selbstbiographieen von Schulmännern herrührend, oder wenn von anderen Autoren, so doch von hervorragendem pädagogischen Werte, Schulkomödien, Schulreden, pädagogische Gutachten Tagebücher, Akten über Erziehung, Inschriften, Eidesformeln, Rechnungen, Quittungen, Matrikeln etc. Da können sogar kleine Notizen, die gelegentlich aus Urkunden und Chroniken gesammelt sind, von höchster Wichtigkeit sein.

Die beschränkten Mittel, welche der Comeniusbibliothek zur Zeit zur Verfügung stehen, lassen leider die eben erwähnte Erweiterung eben so wenig zu, wie eine andere, die eben so notwendig wäre.

Soll nämlich die Bibliothek ein plastisches Abbild aller auf Unterricht und Erziehung abzielenden Objekte sein, so ist es notwendig, dafs auch alle diejenigen Gegenstände mit aufbewahrt werden, durch welche die schulgeschichtlichen Zustände illustriert werden.

Es müfste also mit der Bibliothek ein Schulmuseum verbunden werden, in welchem die zur Zeit gebräuchlichen, die neu erfundenen, die früher benutzten oder früher erfundenen Lehrmittel enthalten sein müfsten, eben so wie charakteristische Produkte der Schülerwelt.

Derartige Schulmuseen existieren in Deutschland in gröfserer oder geringerer Ausdehnung in Berlin, Magdeburg, Augsburg, Königsberg, Donauwörth (Cassianeum), und sie sind immer mit einer Bibliothek verbunden, obwohl der Name Schulmuseum oder permanente Lehrmittelausstellung nicht gleich an die Verbindung mit einer Bibliothek denken läfst.

Das Ausland ist uns in dieser Beziehung übrigens weit voraus, wie die Berichte über analoge Anstalten beweisen, die sich in Frankreich, Italien, England, Belgien, Österreich, Ungarn, Holland, Spanien, in der Schweiz, Rufsland, Portugal, Amerika, Japan befinden.

Soll die Comeniusstiftung ein Museum werden, welches in seiner Gesamtheit den Zweck hat, alle Gegenstände, die auf Erziehung und Unterricht Bezug haben, seien es Druckschriften, Archivalien oder Lehrmittel zu finden, so leuchtet ein, dafs der gegenwärtige Zustand, so hoch zu schätzen er auch ist, gegenüber den geringen Mitteln, die zur Verfügung stehen, und ein so lobendes Zeugnis er dem Leiter und seinen Mitarbeitern auch ausstellt, nicht mehr gehalten werden kann.

Aus dem Gebiete der Zufälligkeit mufs das Institut hinübergeleitet werden in einen Zustand sicherster Grundlage.

Das Institut mufs, was es schon längst verdient hätte, was der Würde der deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft, sowie der Würde der Vertreter dieser Wissenschaften angemessener gewesen wäre, eine Anstalt des deutschen Reiches werden.

Die deutsche Reichsregierung würde, indem sie das Institut zum Reichsinstitut machte, nur einer Verpflichtung nachkommen, der andere Regierungen bereits genügt haben. So haben Rufsland, Italien, Belgien, Ungarn, Frankreich, Spanien staatliche Schulmuseen.

Indem ich mir weitere Worte der Begründung als völlig unnötig erspare, stelle ich bei der Philologenversammlung den zweiten Antrag: 'Die Versammlung wolle beschliefsen, dafs eine Kommission gewählt werde, welche an die deutsche Reichsregierung, bez. den Reichskanzler unter Darlegung der Gründe das Gesuch stelle, die Leipziger Comeniusstiftung zur Reichsanstalt zu erheben. Die Commission, deren Mitglieder in einer bestimmten Anzahl zunächst aus Besuchern unserer Versammlung gewählt werden müssen, hat die Verpflichtung, sich zu kooptieren und zwar so, dafs möglichst alle deutschen Staaten, sowie die in Betracht kommenden Wissenschaften in der Kommission vertreten sind.

Ich bin fest überzeugt, dafs der Reichskanzler, welcher neuerdings so grofse Beläge seiner Liebe zum Lehrerstand gegeben hat, unserer Bestrebung freundlich gesinnt sein und ihr die in seiner Macht liegende Teilnahme nicht versagen wird. Es wäre nicht zum ersten Male, dafs das deutsche Reich eine wissenschaftliche Aufgabe übernähme oder unterstützte. Ich erinnere an die archäologischen Institute in Rom und Athen, und an das Reichspostmuseum; ferner erwähne ich die Monumenta Germaniae und das zoologische Institut in Neapel.

Nicht Enthusiasmus, sondern lediglich sachliche Erwägung ist es, die mich zu der bestimmten Erklärung nötigt, dafs eine Anstalt, wie es die zur Reichsanstalt erhobene Comeniusstiftung sein würde, ihrem Zwecke, ihren Bestandteilen und ihrer Wirkung nach einen ungleich höheren Rang einnehmen müfste, als die erwähnten Anstalten.

Wir leben in einer Zeit seltsamster Kontraste. In aller Herren Länder wird in der Erde herumgewühlt, Knochen vorsintflutlicher Tiere, alte Mammuthe, Rhinozerosse etc. werden ausgegraben und gepriesen als Beläge einer längst untergegangenen Fauna. Wieder an anderen Orten stellt man Urnen, alten Töpfen aller Art mit einem Aufwand von Zeit und Geld nach, der zur Verwunderung reizt. In Griechenland, Italien etc. werden von Privatleuten und vom deutschen Reiche die gröfsten Anstrengungen gemacht, Denkmäler längst vergangener Kulturepochen ans Tageslicht zu fördern. Heller Jubel begrüfst jeden neuen Fund, dicke Bücher schildern seine Beschaffenheit, seine Wichtigkeit für die Erschliefsung der Kenntnis abgestorbener Zeiten. Die glücklichen Finder werden von Fürsten, Regierungen, Akademieen in jeder nur denkbaren Weise ausgezeichnet. Festessen geben Gelegenheit, in glänzenden Reden der Verdienste der bei den Ausgrabungen beteiligten Personen, der überaus wertvollen Bereicherung, die unser Wissen durch die ausgegrabenen Objekte erfährt, zu gedenken etc. etc. Und auf den Meeresboden steigt man hinieder, um die Entwickelung der Vertreter niederer Tierklassen kennen zu lernen.

Aber ich frage: Sind der Rumpf einer Juno, das Fragment eines Tempelfrieses, die im geräumigen kostspieligen Völkermuseum komfortabel untergebrachte Pfeilspitze, die im Postmuseum sicher verwahrte alte Postkutsche deutlichere Beläge einer Kulturepoche, als es die Bücher sind, welche den Bildungsgang von Hunderttausenden von Menschen geregelt und ihrer Denk- und Handlungsweise das Gepräge aufgedrückt haben? Und verdient die Entwickelung der auf dem Meeresboden lebenden Tiere eine gröfsere Aufmerksamkeit als die Entwickelung des Menschen?

Darum lassen Sie uns die Notwendigkeit der Sammelstätte für die Objekte des grofsen Gebietes der Erziehung und des Unterrichts immer von neuem betonen. Lassen Sie uns nicht zu denen gehören, für die die Monumente der Kultur erst Interesse gewinnen, wenn sie unter Schutt und Moder liegen und etwa der Überzug von Patina uns die Gewifsheit ihres Alters giebt. Ersparen wir unseren Nachkommen Zeit, Geld und Geistesaufwand, die sie alle drei besser den Aufgaben ihrer Gegenwart zuwenden mögen.

Im Berliner Zeughause hat man eine Abteilung (die mit Recht allgemein die Ruhmeshalle heifst) errichtet, welche die Trophäen und Erinnerungen an die glorreichen aber auch furchtbaren Zeiten der preufsischen und deutschen Waffenthaten enthält, lassen Sie uns Hand anlegen an den Aufbau einer Stätte, welche die plastischen Erinnerungen an eine menschliche Thätigkeit enthalten soll, die unangefochten als die höchste gilt, weil sie der edelsten Aufgabe, der Fortbildung des menschlichen Geschlechtes, gewidmet ist.

Wir schaffen in der unter der deutschen Reichsregierung stehenden notwendig zu erweiternden Comeniusstiftung eine Anstalt, auf die, wenngleich man ihre Vorteile dem Banausen nicht in Markmünze umsetzen könnte, mehr als auf die Göttingische Bibliothek die Worte Goethes passen würden:

'Man fühlt sich wie in der Gegenwart eines grofsen Kapitals, das geräuschlos unberechenbare Zinsen spendet.'

Der erste Präsident: Meine Herren! Der Herr Vortragende hat aus dem grofsen Beifall, den sein Vortrag gefunden hat, schon selbst den Schlufs ziehen können, dafs Sie seinen Anträgen geneigtes Ohr leihen werden. Ich bringe dieselben zur Abstimmung.

Der erste Antrag lautet: 'Die Philologenversammlung wolle beschliefsen, dafs in Zukunft in das Programm ihrer allgemeinen Sitzungen ein Bericht über die Comeniusbibliothek aufgenommen werde.'

Wünscht jemand zu diesem Antrage das Wort? (Pause). So bringe ich denselben zur Abstimmung. Ich bitte diejenigen Herren, welche gegen den Antrag sind, sich zu erheben. (Pause.) Somit ist der Antrag einstimmig angenommen.

Der zweite Antrag lautet: 'Die Philologenversammlung wolle beschliefsen, dafs eine Kommission gewählt werde, welche die Petition an den Reichskanzler zu verfassen hat, durch welche derselbe gebeten werden soll, der Comeniusstiftung eine ständige jährliche Unterstützung aus Reichsmitteln zuzuweisen.'

Wünscht jemand hiezu das Wort? (Pause.) So bringe ich denselben zur Abstimmung: Wer dagegen ist, wolle aufstehen. (Pause.) Derselbe ist ebenfalls einstimmig angenommen.

Der dritte Antrag lautet: 'Die Kommission, welche die Petition an den Reichskanzler beraten und im Namen der Philologenversammlung unterzeichnen wird, soll gewählt werden aus den Herren Professoren DD. Schiller, Oncken, Bona Meyer, Uhlig, Direktor Vogt in Kassel und Oberschulrat Dr. Albrecht in Strafsburg, welchen die Cooptation von weiteren Mitgliedern aus den verschiedenen deutschen Staaten und Interessenkreisen obliegt.'

Wünscht jemand das Wort hiezu?

Herr Prof. Dr. Jürgen Bona Meyer aus Bonn: Meine Herren! Ich bin bereit in die Kommission einzutreten, wenn dieselbe Vollmacht erhält, den geeignet erscheinenden Zeitpunkt zu bestimmen und den Antrag an den Reichskanzler nach ihrem Ermessen zu stellen, z. B. nicht so viel in Aussicht zu nehmen wie Herr Dr. Kehrbach, den wir übrigens selbstverständlich in die Kommission wählen müssen.

Dr. Kehrbach: Ich überlasse beides dem Ermessen der Kommission.

Erster Präsident: Meine Herren! Sind Sie damit einverstanden? (Ja! Ja!) Somit wird auch Herr Dr. Kehrbach der Kommission angehören.

Ich bringe nun den Antrag zur Abstimmung: Wer dafür ist, wolle sitzen bleiben. Also ist auch dieser Antrag einstimmig angenommen.

Nun frage ich die für die Kommission vorgeschlagenen Herren, ob sie die Wahl annehmen wollen. (Sehr gerne!): Somit gehören die Herren Oncken, Meyer, Vogt, Uhlig, Albrecht, Kehrbach und ich der Kommission an.

Ich erteile nun dem Herrn Professor Dr. Ihne das Wort zu seinem Vortrage über:

Das Studium der neueren Sprachen auf der Hochschule.

Herr Professor Ihne: Die Zeit ist schon vorgeschritten, so dafs ich lieber meinen Vortrag morgen halten möchte.

Erster Präsident: Die Tagesordnung ist für morgen auch umfangreich, ich möchte den Herrn Kollegen Ihne doch ersuchen seinen Vortrag heute zu halten. (Rufe: Ja, Ja!)

Herr Professor Dr. Ihne hat das Wort.

1. Bei der Organisation des Studiums der neueren Sprachen und besonders bei der Einrichtung der dazu bestimmten Seminare, sowie auch bei der Prüfungsordnung ist das Vorbild der klassischen Philologie mafsgebend gewesen.

2. Die Aufgabe der klassischen Philologie ist die Erkenntnis des gesamten Altertums der Griechen und Römer, ihres geistigen, politischen und privaten Lebens.

3. Das Hauptmittel dazu ist das Verständnis der Denkmäler der klassischen Litteratur und Kunst.

4. Dieses Verständnis ist bedingt durch die Kenntnis der griechischen und lateinischen Sprache.

5. Die erste und wichtigste Aufgabe der klassischen Philologie ist also das Studium der griechischen und lateinischen Grammatik und des Wortschatzes; dann die Benutzung dieser Kenntnisse zum Verständnis der klassischen Autoren.

6. Die Handhabung der klassischen Sprachen in Schrift und mündlicher Rede ist in neuerer Zeit mehr und mehr aufgegeben worden, weil das früher vorhandene Bedürfnis einer Gelehrtensprache nicht mehr empfunden wurde, und weil man immer mehr zu der Erkenntnis kam, dafs Vollkommenheit im Gebrauche der lateinischen Sprache unerreichbar ist.

7. Die germanistischen Studien folgen im ganzen dem gegebenen Vorbilde der klassischen Philologie. Man behandelt die Sprache auch hier als eine tote. Man studiert gothische, alt- und mitteldeutsche Grammatik, man interpretiert die Schriftstücke der früheren Sprachperioden, gerade wie es bei den griechischen und lateinischen Klassikern Sitte ist. Man ist eifrig bemüht, die Texteskritik ganz in ähnlicher Weise zu treiben, wie bei den alten Klassikern. Den mündlichen und schriftlichen Gebrauch der untergegangenen Sprachformen hat man nicht versucht einzuführen.

8. Dagegen wird die lebende deutsche Sprache in ihrem grammatischen Bau und in ihren litterarischen Schätzen verhältnismäfsig weniger beachtet.

9. Diese überwiegende Beachtung der abgestorbenen Sprachformen ist indessen bei den germanistischen Studien nicht nur eine Folge der Nachahmung der Methode der klassischen Philologie. Sie beruht auch auf dem Umstande, dafs die lebende Sprache den deutschen Studierenden von Haus aus vollständig geläufig ist und also weniger geeignet scheint, den Gegenstand methodischen Studiums und strenger Forschung abzugeben. Es gäbe, so glaubt man, für die Studenten kaum Stoff genug zum Arbeiten, wenn man nicht den Schwerpunkt auf die früheren Sprachformen legte.

10. Die litterarischen Denkmäler der deutschen Vergangenheit werden zwar nicht als ebenbürtig mit den klassischen anerkannt. Es ist viel darunter, was blos historisches Interesse hat und keinen künstlerischen Wert, aber in manchen Dichtungen, wenigstens des Mittelhochdeutschen, haben wir doch Kunstwerke, die, auch abgesehen von ihrer

Wichtigkeit für die Geschichte der Sprache und der deutschen Vorzeit, Beachtung und eingehende Kritik verdienen.

11. Der Gang der germanistischen Studien ist also nicht nur erklärlich, sondern auch natürlich und sachlich begründet trotz der verhältnismäfsigen Vernachlässigung der neueren Sprache, ihrer Grammatik und Litteratur.

12. Anders ist es mit dem Studium der modernen Fremdsprachen, des Französischen und des Englischen.

13. Diese Studien sind jetzt ganz nach dem Muster eingerichtet, welches bei den klassischen Sprachen vorlag.

14. Auch hier wird das Hauptgewicht gelegt auf die Formen der Sprachen, die den früheren Jahrhunderten angehören, und die thatsächlich ebenso tot sind, wie Griechisch und Lateinisch.

15. Man macht, (um blos vom Englischen zu reden) das Studium des Angelsächsischen und des Altenglischen zur Hauptsache.

Angelsächsische Grammatik, besonders die Formenlehre und Lautgesetze werden eifrig gelehrt. Angelsächsische und altenglische Chroniken, Homilien, Legenden und Dichter, zum gröfsten Teile ohne allen künstlerischen Wert, werden gelesen und die Texte sogenannten 'Textkritischen' Übungen zu Grunde gelegt.

16. Dagegen wird die lebende Sprache im Studium mit ganz ungenügender Zeit abgefunden und im Examen so gut wie ganz übergangen. Es wird sogar auf das sogenannte 'Parlieren' mit einer gewissen Verachtung geblickt, als sei die Fertigkeit im richtigen Gebrauche einer fremden Sprache eine Kleinigkeit, etwa für Kellner oder Kuriere rühmlich, aber vom wissenschaftlichen Standpunkte aus kaum der Beachtung wert.

17. Dieses System in der Behandlung der neueren Sprachen beruht auf dem Verkennen des grofsen Unterschiedes zwischen Wesen und Nutzen der altklassischen Studien und der modernen.

18. Während beim Griechischen und Lateinischen das Endziel nicht der praktische Gebrauch jener Sprachen ist, sondern die Kenntnis der antiken Litteratur und des antiken Lebens, kann das Endziel bei den modernen Sprachen doch nichts anderes sein als grade die Aneignung einer möglichst grofsen Fertigkeit in Rede und Schrift neben der Kenntnis der Nationallitteratur.

19. Diese Kenntnis und diese Fertigkeit ist, wie gesagt, bei den Germanisten deutscher Nation von Anfang an im wesentlichen gegeben. Sie können also sogleich an die historischen Sprachstudien gehen, ohne dafs sie Gefahr laufen, das nächste und wichtigste zu versäumen.

20. Anders aber ist es bei dem Studium der fremden Sprachen. Hier stehen die Schüler nicht auf dem Boden solider und ausgiebiger Kenntnisse der gegenwärtigen Sprachgestaltung, ehe sie sich mit den älteren Sprachperioden beschäftigen. Sie werden angehalten, Altfranzösisch und Altenglisch zu treiben, ohne die Anknüpfungspunkte zu kennen, die sich für die alten Sprachformen in den neueren finden. Statt vom Bekannten zu dem Unbekannten überzugehen, wie es in den Germanistischen Studien geschieht, müssen die Schüler die komplicierteren Formen der alten Sprachperioden sich einprägen, ohne die entsprechenden der neueren Sprache gründlich zu kennen.

21. Für die Erforschung der Sprachgeschichte sind die Denkmäler der früheren

Perioden der Sprache selbstverständlich von wesentlicher Bedeutung. Aber es ist ein Irrtum anzunehmen, dafs ein volles Verständnis einer lebenden Sprache und die Beherrschung derselben im schriftlichen und mündlichen Gebrauch bedingt sei durch die Kenntnis der abgestorbenen Sprachformen. Wäre dies der Fall, so müfsten wir die Meister des Stils bei unsern heutigen Germanisten suchen und nicht unter den Schriftstellern der Glanzperiode unsrer Litteratur. Auch die Musterschriftsteller des Altertums wufsten von historischer Sprachforschung nichts.

22. Es ist Thatsache, dafs keine lebende Sprache einem andern Gesetze gehorcht, als dem ihr inwohnenden Sprachgeist, der immerwährend schaffend in der Entwickelung fortschreitet, zwar im Anschlufs an das Vorausgehende, aber ohne Zurückgreifen auf das, was einmal abgestorben ist. Alle archaistischen Tendenzen sind entweder eitle Spielereien oder Zeichen erlahmender Kraft und also Spuren des Verfalls. Nicht künstlich, sondern auf natürlichem, organischem Wege schreitet die Sprache vorwärts. Sie ist ein lebendiger Organismus und hat ihre Gesetze in sich. Diese sind aus ihr selbst zu erkennen und das Forschen nach diesen Gesetzen macht die Wissenschaftlichkeit des Sprachstudiums aus. Die Wissenschaftlichkeit dem Sprachstudium abzusprechen, wofern es nicht auf die Geschichte der Sprache eingeht oder gar in der Geschichte der Sprache aufgeht, ist nichts als eine Selbstüberhebung der historischen Schule.

23. Bei vielen Vertretern dieser historischen Schule geht die Überschätzung der toten Sprachformen Hand in Hand mit einer mangelhaften Kenntnis der lebenden Fremdsprachen. Wenn sie mit Vornehmheit und Hochmut herabsehen auf das sogenannte Parlieren fremder Sprachen und dabei doch nicht imstande sind, selbst zu parlieren oder einen einzigen Satz richtig zu schreiben, so legen sie gegen ihren Willen Zeugnis dafür ab, dafs es leichter ist, die grammatischen Formen einer toten Sprache zu kennen als in den Geist einer lebenden Sprache einzudringen und sie zu beherrschen.

24. In dieser Beherrschung aber liegt gerade der Schwerpunkt des ganzen Sprachstudiums. Es ist verhältnismäfsig leicht, die Lautgesetze, die Flexion und auch die Regeln der Syntax sich einzuprägen, ja sie formell richtig anzuwenden. Schüler mit geringen Geistesgaben können das erreichen, wenn sie nur Fleifs und ein gutes Gedächtnis haben. Aber es ist eine ganz andre und unendlich schwierigere Aufgabe, für jeden Gedanken den entsprechenden Ausdruck zu finden, den Wortschatz einer Sprache in seiner unendlichen Fülle zur Verfügung zu haben und die feinen Schattierungen synonymer Worte zu erkennen und im Gebrauch zu beachten. Wenn dieses schon in der Muttersprache schwierig ist, so mufs es bei weitem schwieriger in einer fremden sein. Immer das genaue Äquivalent zu finden, wo Wort und Wort sich selten vollständig decken, wo bildliche Rede, idiomatische Wendungen, sprichwörtliche Redensarten, dichterische, volkstümliche oder irgend einer andern Stilart angehörige Wendungen der einen Sprache wiederzugeben sind in einer anderen, welche eine ganz verschiedene Ausdrucksweise für denselben Gedanken vorzieht, das sind Schwierigkeiten, welche nicht ohne die Aufwendung grofser geistiger Kraft bewältigt werden können, und die ein tiefes, ernstes Studium erfordern. Hier liegt ganz besonders das geistbildende Element des Sprachstudiums überhaupt, denn hier mufs gründliches Wissen, Geschmack und gesundes Urteil bei jedem Schritte zur Anwendung gebracht werden; hier waltet nicht der Buchstabe, sondern der Geist.

25. Für dieses Eindringen in den Geist einer Sprache bedarf es vor allem einer um-

fassenden Kenntnis der Litteratur. Besonders bei neueren Sprachen mufs die Lektüre eine massenhafte sein. Es genügt nicht, wie es bei den klassischen Philologen Sitte ist, einige wenige Musterschriftsteller zu traktieren und auch bei diesen nur einzelne Kapitel oder Bücher sorgfältig zu analysieren. Die Texteskritik, welche soviel Zeit in Anspruch nimmt, nicht immer zum Vorteil der gründlichen Kenntnis des Altertums, fällt in der neueren Litteratur fast vollständig weg, da die Texte meist rein vorliegen. Dazu kommt, dafs Stoff und Form die Werke der französischen und englischen Litteratur unsern Schülern viel näher bringen als die der klasischen Sprachen. Wir stehen im ganzen modernen Europa auf demselben Boden religiöser, politischer und sozialer Anschauungen und brauchen uns nicht erst mit grofser Mühe auf den Standpunkt einer untergegangenen Welt zu versetzen, wie die Lektüre der Alten es erfordert, bei denen die meisten Wörter, besonders die, welche sich auf das Geistesleben beziehen, einen anderen Begriff darstellen, als wir gewohnt sind, von Haus aus mit den geläufigen Übersetzungswörtern zu verbinden. Dazu kommt, dafs die modernen Litteraturen bei der grofsen Reichhaltigkeit ihres Stoffes und der Mannichfaltigkeit des Inhalts jedem Leser in Fülle bieten, was seinem Geschmacke am meisten entspricht und ihn zum Studium anspornen kann.

26. Alles dieses wirkt zusammen, die massenhafte Lektüre beim Studium der neueren Sprachen, die so fördernd und notwendig ist, auch zugleich genufsreich zu machen, und so bei den Studierenden jenen Eifer und jene Begeisterung hervorzubringen, die aus dem Lebensberuf eine Lebensfreude machen.

27. Um so betrübender ist für den Lehrer die Beobachtung, dafs die Studierenden nur sehr wenig lesen. Wie sollten sie aber auch! Die Anforderungen, welche von seiten der historischen Sprachforschung an sie gestellt werden, dann das mühselige Hindurcharbeiten durch geistlose, trockene oder unbeholfene Schriftwerke des Mittelalters benehmen ihnen Zeit und Lust.

28. Bei unsrer studierenden Jugend ist das Examen viel mehr, als das Ideal der Wissenschaft, das Ziel, welches die meisten im Auge haben. Die Examenordnung ist also für den Verlauf der Studien mafsgebend, denn der Student legt in der Regel wenig Gewicht auf das, was im Examen nicht verlangt wird.

Wie jetzt die Sachen liegen, kommt fast überall ein Examinand glänzend durch, der in den lebenden Sprachen auch nur dürftige Kenntnisse besitzt, vorausgesetzt, dafs er in der historischen Sprachforschung Bescheid weifs. Daher erklärt sich der laue Anteil, den viele Studenten an den Übungen in den Seminaren nehmen. Es kommt vor, dafs sie oft vor dem Examen mit angeblich wissenschaftlichen Spezialarbeiten beschäftigt, an den Übungen in den lebenden Sprachen nicht länger teilnehmen, um, wie sie sagen, später desto eifriger zu arbeiten. Es kommt eben im Examen mehr darauf an, wie viel sie von der Geschichte der Sprachen kennen, als was sie in denselben können.

29. Die angeführten Übelstände scheinen einer Abhülfe dringend zu bedürfen, und zwar erstlich in der Einrichtung der Seminare durch Beschränkung der sprachgeschichtlichen Studien, etwa auf die Zeit des dritten Studienjahres, dann durch Ausdehnung der Übungen im Gebrauch der lebenden Sprachen; endlich durch eine Änderung im Examen, indem durch Hinzuziehung von Examinatoren, welche der Sprache mächtig

sind, das gebührende Gewicht auf Fertigkeit und Korrektheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch gelegt wird.

30. Als fernere Besserung des fremdsprachlichen Unterrichts auf der Universität möchte sich empfehlen, die Zulassung von Abiturienten aus Realschulen zum Studium der neueren Philologie überall zu gestatten, wo sie jetzt noch nicht erlaubt ist; denn nur Schüler von Realschulen, wo auf neuere Sprachen die nötige Zeit und Sorgfalt verwendet wird, bringen auf die Universität genügende Vorkenntnisse mit, während die Schüler von Gymnasien, wenigstens so weit das Englische in Frage kommt, kaum mehr als die Anfangsgründe kennen.

31. Nur eine Umkehr von der verkehrten Richtung, welche das Studium der neueren Sprachen unter der einseitigen Herrschaft der historischen Schule eingeschlagen hat, wird es ermöglichen, auf den Universitäten tüchtige Lehrer für die Mittelschulen herauszubilden, Lehrer, welche die Sprache, in denen sie unterrichten sollen, wirklich verstehen und beherrschen, und sich nicht einbilden, dafs Wissenschaftlichkeit bestehen könne ohne Wissen. (Beifall).

Erster Präsident: Meine Herren! Ich möchte vorschlagen, da es schon 1 Uhr ist und der Zug nach Wetzlar 2^{15} abgeht, die Sitzung abzubrechen und die Discussion morgen früh zu beginnen. (Zustimmung.)

Professor Dr. Stengel-Marburg: Meine Herren: Ich möchte beantragen, die Diskussion nicht hier in der allgemeinen Sitzung, sondern in der neuphilologischen Sektion zu führen, wohin sie gehört. Über die wichtigen hier in Betracht kommenden Fachfragen kann hier nicht entschieden werden.

Erster Präsident: Ist der Herr Vortragende damit einverstanden?

Herr Professor Ihne: Ja.

Erster Präsident: So ersuche ich den Herrn Vorsitzenden der neuphilologischen Sektion, diese Diskussion an die erste Stelle seiner Sektionsverhandlungen zu setzen.

Wir haben noch die Tagesordnung für morgen definitiv festzusetzen.

Ich schlage Ihnen dafür folgende Punkte vor:

1) Geschäftliche Mitteilungen.
2) Vortrag des Herrn Professor Dr. Trautmann aus Bonn: 'Über Wesen und Entstehung der Sprachlaute'.
3) Vortrag des Herrn Privatdocent Dr. Schwan aus Berlin über: 'Die Geschichte des mehrstimmigen Gesanges und seiner Formen in der französischen Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts.'
4) Berichte sämtlicher Herren Sektionsvorstände über die in den Sektionen stattgehabten Verhandlungen.
5) Schlufswort des zweiten Präsidenten.

Sind Sie einverstanden? (Ja!)

(Schlufs der dritten Sitzung 1 Uhr.)

Vierte allgemeine Sitzung

am Sonnabend den 3. Oktober 1885.

Den Vorsitz führt der zweite Präsident Herr Professor Oncken. Er eröffnet die Sitzung um $10^1/_2$ Uhr mit den Worten:

Meine Herren! Die Sitzung ist eröffnet. Es ist ein Telegramm eingelaufen folgenden Inhalts:

'Zürich, 3. Oktbr. Nehmen ehrenvolle Wahl für Zürich und uns an. Gruſs an Versammlung. Hug. Wirz.'

Ich erlaube mir Sie darauf aufmerksam zu machen, daſs bei dem Vortrage des Herrn Professor Trautmann jedes Geräusch die Wirkung des Vortrags wesentlich abschwächen würde, da derselbe von sehr empfindlichen akustischen Experimenten begleitet sein wird. Ich ersuche die Herren daher, möglichst in den vordersten Sitzreihen Platz zu nehmen und das Kommen und Gehen thunlichst zu vermeiden. Das Buffet bleibt während des Vortrags aus demselben Grunde geschlossen.

Zunächst erteile ich zu einer geschäftlichen Mitteilung das Wort Sr. Magnificenz dem Herrn Kanzler unserer Landesuniversität Professor Dr. Gareis.

Herr Kanzler Dr. Gareis: Meine Herren! Ich spreche hier weder als Magnificenz noch als Professor vor Ihnen, sondern als zeitiger Vorsitzender des Gleiberg-Vereins.

Als solcher wollte ich mir erlauben, Sie auf heute Nachmittag zu einem Gang und einer Besichtigung der denkwürdigen Burgruine Gleiberg freundlichst einzuladen. Wir würden uns freuen, wenn möglichst viele dieser Einladung Folge leisteten. Ich würde die Herren bitten, sich um 3 Uhr auf der Lahnbrücke einzufinden, von wo ich Sie führen würde. Zugleich erlaube ich mir mitzuteilen, daſs ich Ihnen daselbst ein Blatt, das die Bedeutung des Gleibergs in historischer und architektonischer Hinsicht darzuthun versucht, überreichen werde. (Bravo!)

Der Vorsitzende: Meine Herren! Da die Bescheidenheit den Herrn Kanzler gehindert hat, Ihnen mehr über diese denkwürdige Stätte mitzuteilen, um deren heutigen Zustand er selbst die gröſsten Verdienste hat, so darf ich aus meiner Erfahrung noch hinzufügen, daſs der Besuch in jeder Beziehung wirklich sehr lohnend sein würde, und kann Sie nur ermutigen, sich recht zahlreich zu beteiligen. Ich erteile nunmehr das Wort dem Herrn Professor Trautmann aus Bonn zu seinem Vortrage:

Über Wesen und Entstehung der Sprachlaute.

Herr Professor Dr. Trautmann:

Meine herren! Ich sehe, daſs für das, was ich hier vorzubringen beabsichtigte, die mir zugemessene zeit nicht ausreichend ist. Gestatten Sie mir deshalb, ein stück aus meinem vortrage herauszugreifen, von dem ich annehme, daſs es eher als ein anderes Ihre aufmerksamkeit fesseln werde.

In jüngster zeit sind in lautgelehrten kreisen starke gegensätze auf einander geplatzt; namentlich ist der streit entbrannt über die frage nach dem brauchbarsten und wissenschaftlich richtigsten vokalsystem. Auf der einen seite stehen der Engländer Sweet, der Norwege J. Storm und eine anzahl anderer, die sich gerne 'the

English-Scandinavian school' nennen, und die ein vom Engländer A. M. Bell zuerst aufgestelltes vokalsystem als das beste ansehen und empfehlen. Leider und unbegreiflicher weise bekennt sich auch der Deutsche E. Sievers zu den lehren jener gruppe. Auf der anderen seite stehen einige meiner freunde und ich.

Es gibt nach Bell sechs hauptstellungen der zunge, drei wagerechte und drei senkrechte. Bei den drei wagerechten ist die zunge entweder nach hinten gezogen, oder vorgeschoben, oder sie nimmt eine dazwischen liegende stellung ein; bei den drei senkrechten ist die zunge gehoben und dem gaumen näher, oder gesenkt und entfernter vom gaumen, oder sie nimmt wieder eine mittlere stellung ein. Die drei wagerechten stellungen ergeben hintere (back), gemischte (mixed) und vordere (front) vokale. Als beispiele hinterer vocale werden gegeben a in **father** und oo in **fool,** als beispiele vorderer vokale ee in **see** und a in **man,** und als beispiele gemischter vocale e in **err** (irren) und e im deutschen **gabe.** — Die senkrechten stellungen der zunge ergeben hohe (high), mittle (mid) und niedere (low) vocale. So ist i in **bit,** wobei die zunge so hoch wie möglich gehoben wird, ein hoher vocal, während a in **man,** wobei sie so tief wie möglich gesenkt wird, ein niedriger, und e in **say** ein mittler ist. — Da sich die stellungen 'hoch', 'mittel' und 'niedrig' gleichmäßig auf hintere, gemischte und vordere vocale beziehen können, so gibt es neun grundstellungen und damit neun grundvocale:
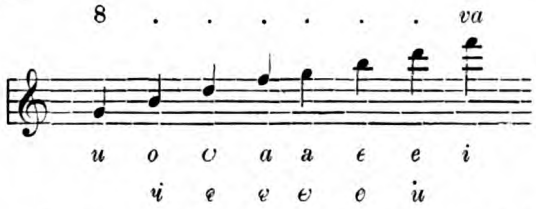
high-back	high-mixed	high-front
mid-back	mid-mixed	mid-front
low-back	low-mixed	low-front.

Sweet findet, dass diese neun grundvocale ziemlich genau mit den tatsächlich in der menschlichen sprache vorkommenden übereinstimmen. — Jeder der neun grundvokale kann enge (narrow) oder weit (wide) sein; d. h. er kann mit deutlich fühlbarer muskeltätigkeit oder mit deutlich fühlbarer schlaffheit der muskeln hervorgebracht werden. Dies ergibt 18 vokale: High-back-narrow, high-back-wide; mid-back-narrow, mid-back-wide; low-back-narrow, low-back-wide; high-mixed-narrow, high-mixed-wide u. s. w. — Ferner kann jeder der so gewonnenen 18 vocale mit 'rundung' der lippen gesprochen werden; dies gibt 18 neue, also im ganzen 36 vocale: high-back-narrow-round, high-back-wide-round, mid-back-narrow-round, mid-back-wide-round, low-back-narrow-round, low-back-wide-round u. s. w. — Endlich werden zwischen je zwei nachbarn zwischenstufen angenommen, wodurch die zahl der vokale auf einige siebzig steigt.

Das von mir vertretene vokalsystem gründet sich nicht, wie alle bisher aufgestellten, auf die lauten vokale, sondern auf die geflisterten. Wenn ich jetzt meinen vortrag in geflisterter rede fortsetze [was der vortragende ein paar sätze lang tut], so ist niemand von Ihnen in zweifel über das was ich spreche, und ob ich a oder e oder i sage. Die vokale sind schon als geflisterte vollkommen, und durch die stimme wird das wahre wesen der vocale verdunkelt. Ist es aber wissenschaftlich richtig, bei der betrachtung eines dinges von seiner einfachsten erscheinungsform auszugehen, so ist ein vocalsystem auf die geflisterten und nicht auf die lauten vocale zu gründen. Mein system — ich nenne es der kürze halber mein system; ich habe es nicht erfunden, sondern es ist im grunde das schon von Hellwag 1781 aufgestellte, das seit dem in Deutschland mit verschiedenen abänderungen gegolten hat; aber ich glaube dasselbe wesentlich verbessert und zuerst auf wissenschaftliche füße gestellt zu haben — also mein system setzt sich zusammen aus vier reihen, deren verhältniss zu einander durch die folgende anordnung ausgedrückt wird:

u̇
e̊
e̬
u o ɔ aa ɛ e i
ę
ę
i̬

Die reihe *u o ɔ a* bezeichnen wir als die erste oder *u*-reihe, die reihe *i e ɛ a* als die zweite oder *i*-reihe, die reihe *ü ö ɶ* als die dritte oder *ü*-reihe, und die reihe *ï ë ɷ* als die vierte oder *ï*-reihe. — Von den vocalen der ersten reihe bedeutet *u* den tiefsten den wir überhaupt sprechen, das gewöhnliche *u*, wie wir es z. b. im d. **hut** oder it. **lupo** hören; *o* ist das sogen. geschlossene o, wie es im d. **ofen,** it. **come** und fr. **beau** gehört wird; *ɔ* ist das sogenannte offene o des fr. **encore** und it. **cosa**; *a* ist ein tieferes a, ein a wie es z. b. im fr. **pas** gehört wird. Diese vier vocale (die geflisterten natürlich) bilden zusammen den septimenaccord $\mathbf{g}_2$, $\mathbf{h}_2$, $\mathbf{d}_3$, $\mathbf{f}_3$; d. h. *u* steht auf $\mathbf{g}_2$, *o* auf $\mathbf{h}_2$, *ɔ* auf $\mathbf{d}_3$, *a* auf $\mathbf{f}_3$. — Von den vocalen der zweiten reihe ist *a* ein höheres a, ein a wie im it. **cane**; *ɛ* bedeutet das sogen. offne e, wie es im d. **nehmen geben** (wenn nämlich diese wörter richtig gesprochen werden), sowie im fr. **père** und it. **scena** gehört wird; *e* ist das sog. geschlossene e des d. **schnee,** fr. **fée** und it. **meno**; *i* ist das gewöhnliche hohe i, das wir im d. **liebe,** fr. **pis** und it. **fido** hören. Auch diese vier vocale bilden einen septimenaccord, und zwar einen septimenaccord, der genau eine octave über dem ersten liegt, indem *a* auf $\mathbf{g}_3$, *ɛ* auf $\mathbf{h}_3$, *e* auf $\mathbf{d}_4$ und *i* auf $\mathbf{f}_4$ steht. — Von den vocalen der dritten reihe ist *ɷ* der vocallaut des fr. **leur,** *ö* des d. **schön** und fr. **eux,** *ü* des d. **güte** und des fr. **pu.** Der erste, *ɷ*, steht wie *a* auf $\mathbf{g}_3$, *ö* wie *ɛ* auf $\mathbf{h}_3$, *ü* wie *e* auf $\mathbf{d}_4$. — Von den vocalen der vierten reihe bedeutet *ë* einen laut, der nicht *a* und nicht *ɷ* ist, sondern fast wie aus beiden gemischt klingt und in Hannover häufig anstatt des langen *a* (**zahn vater** u. s. f.) gesprochen wird; *ɶ* und *ï*, zwei ziemlich dumpfe vocale, sind den bekannteren sprachen nicht geläufig. Wie *ü* dem *i* ähnlicher klingt als dem *u*, so *ï* dem *u* ähnlicher als dem *i*. Auch *ë ɶ ï* bilden einen accord, und zwar denselben wie *a ɔ o*. — Unser system gründet sich also auf 8 harmonische töne, die wir der besseren übersicht wegen noch einmal in noten hersetzen:



Wie die klänge selber so stehen auch die mundstellungen, mittels welcher diese 14 vocale hervorgebracht werden, in harmonischem verhältniss. — Erste reihe. Beim *u* haben unter- und oberkiefer nur geringen abstand, so dass man kaum den knopf einer stecknadel zwischen die oberen und unteren schneidezähne schieben kann. Die lippen sind etwas nach vorne geschoben, und die mundspalte zeigt bloß in der mitte eine kleine länglich runde öffnung. Die zunge ist in sich zusammengezogen, so dass sie an keiner stelle die zähne berührt und namentlich die spitze deutlich zurücktritt. Beim *o* ist der winkel, welchen die kiefer mit einander bilden, etwas größer als beim *u*. Die lippen sind weniger nach vorne geschoben, während die öffnung der mundspalte größer ist als beim *u*. Die zunge ist auch beim *o*, obwol weniger als beim *u* in sich zusammengezogen. Beim *ɔ* ist der kieferwinkel wieder etwas größer als beim *o*. Die lippen sind weniger nach vorne geschoben und die öffnung der mundspalte ist weiter als beim *o*. Die zunge ist noch weniger zusammengezogen als beim *o* und berührt mit der spitze leise den damm der unteren schneidezähne. Beim *a* ist der kieferwinkel wiederum größer, so dass er das höchste maß erreicht, welches beim sprechen überhaupt vorkommt. Die mundspalte ist ihrer ganzen länge nach geöffnet und die lippen sind, dem abstande der kiefer entsprechend, weit von einander entfernt. Die zunge hat sich noch mehr ausgedehnt als beim *ɔ* und berührt mit ihrer ganzen spitze außer dem damme der unteren schneidezähne auch diese selber. Auch auf die bewegungen des gaumensegels bei dieser reihe muss hingewiesen werden; bei *a* ist es ganz leicht gehoben und nach hinten gezogen, bei *ɔ o u* je eine kleinigkeit mehr. — Zweite reihe. Beim *a* hat der kieferwinkel die selbe größe wie beim *a*. Die mundwinkel sind sanft nach den seiten gezogen, und die mundspalte hat die größte öffnung welche beim sprechen überhaupt vorkommt. Die zunge liegt flach in der mundhöhle [fast ganz wie in der ruhelage]

und berührt mit ihren rändern rundum die untere zahnreihe. Beim *ɛ* ist der kieferwinkel kleiner als beim *a*, und zwar so groß wie beim *ɔ*. Verhalten der mundöffnung und lippen wie beim *a*, nur dass die spalte, entsprechend dem kleineren kieferwinkel, schmaler ist. Die zunge ist in ihrem mittleren teile sanft gegen den harten gaumen gehoben so dass sie mit ihren seitlichen rändern die oberen backenzähne berührt, und stößt mit ihrer spitze die unteren schneidezähne. Bei *e* ist der kieferwinkel wieder kleiner als bei *ɛ*, und zwar ist er so groß wie bei *o*. Lippen und mundwinkel verhalten sich wie bei *a* und *ɛ*, doch ist die mundspalte dem kleineren kieferwinkel entsprechend schmaler. Die mittelzunge ist etwas entschiedener gegen den harten gaumen gehoben und schließt rechts und links fester an die oberen backenzähne und deren dämme an, während ihre spitze wie bei *a* und *ɛ* an die unteren schneidezähne stößt. Bei *i* hat der kieferwinkel wieder sein kleinstes maß, so dass er dem des *u* gleicht. Die mundwinkel verhalten sich wie bei *a ɛ e*; die lippen sind einander noch mehr genähert als bei *e*, und die mundöffnung bildet eine lange schmale spalte. Die zunge, die auch bei *i* mit ihrer spitze die unteren schneidezähne berührt, ist noch entschiedener als bei *e* gegen den harten gaumen gehoben und legt sich mit ihren seitlichen rändern so fest an die oberen backenzähne und deren dämme, ja an den gaumen, dass nur in der mitte eine flache rinne bleibt. — Dritte reihe. Die mundstellungen dieser reihe haben die eigentümlichkeit dass sie sich aus denen der ersten und zweiten zusammensetzen, und zwar so, dass je zwei vocale von gleichem kieferwinkel in der weise vereinigt werden, dass von dem der ersten reihe die lippen-, von dem der zweiten die zungenstellung genommen wird: *ɐ* hat die lippenstellung von *ɔ* und die zungenstellung von *ɛ*, *ɐ̈* die lippenstellung von *o* und die zungenstellung von *e*, *u̇* die lippenstellung von *u* und die zungenstellung von *i*. — Vierte reihe. Auch bei den vocalen dieser reihe findet vereinigung je zweier gleichwinkliger vocale statt, eines aus der ersten und eines aus der zweiten reihe. Während aber bei der dritten reihe die erste die lippenstellungen und die zweite die zungenstellungen hergibt, ist es hier umgekehrt; *ɐ* hat die lippenstellung von *ɛ* und die zungenstellung von *ɔ*, *ɐ̈* die lippenstellung von *e* und die zungenstellung von *o*, *u̇* die lippenstellung von *i* und die zungenstellung von *u*. Das gaumensegel verhält sich bei *ɐ ɐ̈ u̇* wie bei *ɔ o u*. — Dass die gielstellungen unserer vierzehn vocale wirklich in einem ebenso harmonischen verhältnisse zu einander stehen wie die halle ist leicht zu sehen. In der reihe *u o ɔ a* gleichmäßiges wachsen des kieferwinkels, gleichmäßig vorschreitende erweiterung der lippenöffnung, gleichmäßiges zurückgehen der zunge und heben des gaumensegels. In der reihe *a ɛ e i* nimmt der kieferwinkel in genau den stufen wieder ab, in denen wir ihn in der *u*-reihe wachsen sahen, während die mundspalte, entsprechend der verkleinerung des kieferwinkels, schmaler wird und die mittelzunge sich in gleichen stufen gegen das gaumendach hebt. In den reihen (*a*) *ɐ o u̇* und (*a*) *ɐ ɐ̈ u̇* gleichmäßiges fallen des kieferwinkels, während die bewegungen der zunge und lippen, bezw. des gaumensegels, in so ebenmäßigen stufen vor sich gehen wie bei den ersten reihen. Ordnen wir die vier reihen mit rücksicht auf die bewegungen der lippen, der zunge und des gaumensegels, namentlich aber mit rücksicht auf die größe des kieferwinkels, so erhalten wir diese tafel:

a a

ɔ ɐ ɐ̈

o ɐ ɐ̈ e

u u̇ u̇ i

In jeder der vier wagerechten reihen stehen vier vocale von gleichem kieferwinkel: nur in der obersten stehen bloß zwei: *a* und *a*.

Werfen wir jetzt einen prüfenden und vergleichenden blick auf die beiden vocalsysteme, mit deren grundzügen ich Sie bekannt gemacht habe.

Das Bell'sche system empfiehlt sich auf den ersten blick durch große einfachheit: 3 × 3 ist 9, 2 × 9 ist 18, 2 × 18 ist 36, 2 × 36 ist 72; wer das einmaleins gelernt hat, kann denken, er versteht es. Freilich wenn man genauer hinsieht, entdeckt man auffallende unvollkommenkeiten, von denen ich einige bereits Anglia IV Anz. 59 und Sprachlaute § 164 ff.[1]) hervorgehoben habe. Zunächst ist mangelhaft, dass die größe des kieferwinkels nicht die gehörige berücksichtigung findet. Dies geht nicht nur daraus hervor, dass Bell nur drei hauptgrade, hoch mittel niedrig unterscheidet, während ein tieferes eindringen zu vieren hätte führen müssen, sondern auch aus verschiedenen ansätzen seiner tafel. So stehen in derselben reihe, als mittle, die vocale von fr. peu und fr. homme, die verschiedenen kieferwinkel haben; und ebenfalls in gleicher reihe stehen die vocale der wörter engl. but, fr. été, engl. father, drei vocale, die drei verschiedene kieferwinkel haben. Ein system das lediglich auf den mundstellungen beruht, hört auf diesen namen zu verdienen, wenn es in solcher weise die bedeutung des kieferwinkels verkennt; denn von den dingen welche die mundstellung für einen gewissen vocal ausmachen ist der kieferwinkel das messbarste und zuverlässigste. — Ganz unannehmbar ist sodann Bells scheidung der vocale in 'enge' und 'weite'. Das a in **man** wird als weit bezeichnet; wenn es aber einen vocal gibt, bei dem einem die tätigkeit und gespanntheit der muskeln zum bewusstsein kommt, so ist es dieser. Gleiches gilt von dem a in **father** und dem o in **not,** die ebenfalls als weit bezeichnet werden. Doch lassen wir die vertreter des systems selber gegen die scheidung in 'narrow' und 'wide' sprechen. Sweet sagt darüber Handb. of Phon. § 26: "The distinction being a delicate one is not to be acquired practically without considerable training. Beginners are apt to confuse widening with lowering of the tongue, especially when the wide vowel is unfamiliar". Bei Storm Engl. Phil. 57 heißt es: "Hier haben wir den schwierigsten punkt im Bell'schen system, die kategorie 'wide', bei deren aufstellung mehr subjective empfindung als unmittelbare wahrnehmung im spiele ist". Sievers Phon. 79 sagt: "Einige der angeführten criterien sind z. t. noch zweifelhafter und bedenklicher natur; z. b. die stricte unterscheidung der articulationen durch welche sich z. b. offnes i^2 und geschlossenes e^1 von dem geschlossenen i^1 unterscheiden sollen (das letztere durch 'widening', das zweite durch 'lowering'); auf jeden fall liegt hier die größte praktische schwierigkeit für die einübung des systems". — Unzutreffend und unfolgerichtig an Bells system sind noch eine reihe anderer sachen, auf die ich hier nicht eingehe; ich hebe nur noch hervor was gegen dasselbe als ganzes zu sagen ist: Es ist eine verirrung ein vokalsystem lediglich auf die mundstellungen zu bauen. Kein mensch ist fähig die etwa 70 verschiedenen anordnungen der mundteile mit leidlicher sicherheit auseinanderzuhalten, und wer behauptet, es doch zu können ist in einer seltsamen einbildung befangen. Der eine wird unter high-back-wide, low-back-wide-round usf. dies verstehen, der andere etwas anderes. Bells system ruht nicht, wie ein brauchbares system muss, auf regel und notwendigkeit, sondern auf gutdünken und willkür.

Das von mir vertretene system leidet an solchen mängeln nicht. Im gegenteil, alle seine glieder sind unbedingt feste werte, über die niemals ein zweifel entstehen kann. Das will ich jetzt beweisen.

1) Die Sprachlaute im allgemeinen, und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen. Von Moritz Trautmann. Leipzig (Fock) 1884.

Sie sehen, ich habe hier eine anzahl leerer gläser und fläschchen. Jeder in einen hohlraum eingeschlossene luftkörper hat eine bestimmte tonhöhe. Geben Sie acht! Wenn ich jetzt der reihe nach über die öffnungen dieser gläser und fläschchen blase, d. h. wenn ich den darin eingeschlossenen luftkörper durch blasen in tönende schwingungen versetze, so gibt jedes einen hall, das eine einen höheren, das andere einen tieferen; und jedes gibt, so oft ich es auch anblase, immer den nämlichen hall. Also: jeder in einen hohlraum, der an einer oder mehren stellen offen ist, eingeschlossene luftraum ist auf einen ton von einer gewissen höhe abgestimmt. Die töne, bezw. die halle der luftkörper hängen ab von der größe, gestalt und den öffnungen der hohlräume, von welchen sie eingeschlossen werden. So haben kugel- und flaschenförmige hohlräume verhältnissmäßig tiefe, dagegen trichter- oder kegelförmige verhältnissmäßig hohe halle, und die halle der walzenförmigen hohlräume halten sich mehr in der mitte. Hohlräume mit kleinen öffnungen haben tiefere halle als hohlräume mit großen, und die geringste verkleinerung oder vergrößerung einer öffnung ändert sogleich die tonhöhe eines hohlraumes. Verkleinert man durch eingießen von wasser oder auf irgend eine andere weise den rauminhalt eines hohlkörpers, so wird sein hall höher. Das umgekehrte findet statt, wenn man den rauminhalt eines hohlkörpers vergrößert.

Weiter: Es ist eine bekannte akustische tatsache, dass ein in einem hohlraum eingeschlossener luftkörper dadurch zum lauten tönen erregt werden kann, dass man eine angeschlagene stimmgabel, die mit dem luftkörper gleiche tonhöhe hat, über die öffnung des hohlraumes hält. Ich habe hier eine anzahl stimmgabeln, jede von einer anderen tonhöhe [der vortragende schlägt nach einander die gabeln $\mathbf{g}_2$, $\mathbf{h}_2$, $\mathbf{d}_3$, $\mathbf{f}_3$ an]. Jetzt nehme ich vier von diesen gläschen und stimme sie auf die vier töne, welche sie eben vernommen haben. Das erste hat jetzt diese tonhöhe [der vortragende bläst das gläschen an]; ich gieße etwas wasser hinein und blase es an. Hören Sie, es gibt schon einen höheren ton. Natürlich! denn durch das eingießen von wasser wird der eingeschlossene luftkörper kleiner, so dass, nach dem vorhin gesagten, seine tonhöhe steigen mufs. Ich gieße noch mehr wasser in das gläschen und sein hall ist wieder höher. Noch ein paar tropfen, jetzt hat es gleiche stimmung mit der $\mathbf{g}_2$-gabel. [In gleicher weise stimmt nun der vortragende die drei übrigen fläschchen auf $\mathbf{h}_2$, $\mathbf{d}_3$, $\mathbf{f}_3$]. Jetzt geben Sie acht! Ich schlage jetzt die $\mathbf{g}_2$-gabel an und halte sie über die öffnung des auf $\mathbf{g}_2$ gestimmten gläschens. Sie hören, das gibt einen ton, der diesen ganzen mächtigen saal bis in die äußerste ecke füllt. Der in dem hohlraum eingeschlossene luftkörper ist nach dem gesetze des mittönens in schwingungen versetzt worden, und er ist es den Sie tönen hören. Ich halte die selbe schwingende gabel nach einan der über die dreiübrigen gläschen, und Sie hören nichts. Kehre ich aber zum ersten zurück, so erklingt, wie Sie hören, wieder der vorhin vernommene laute ton. Sehen wir jetzt zu wie sich die zweite gabel einerseits zum zweiten, andererseits zu den drei übrigen gläschen verhält. Ich schlage die $\mathbf{h}_2$-gabel an und halte sie über das auf $\mathbf{h}_2$ gestimmte gläschen: wieder ein lauter ton, der den ganzen saal erfüllt. Halte ich sie über die drei übrigen gläschen, so hören Sie nichts oder fast nichts; aber kehr ich mit ihr zum $\mathbf{h}_2$-gläschen zurück, so erklingt wieder der eingeschlossene luftkörper weithin hörbar. [Der vortragende macht das gleiche experiment mit den zwei übrigen gabeln und gläschen].

Weiter: Es ist vorhin gesagt worden, dass, wenn wir ein *u* hervorbringen, die mundhöhle auf $\mathbf{g}_2$ abgestimmt ist; wenn wir ein *o* sprechen, auf $\mathbf{h}_2$; wenn wir ein *o*

sprechen, auf $\mathbf{d}_3$ usf. Ist diese behauptung richtig, so muss, wenn ich die $\mathbf{g}_2$-gabel vor den zum *u* eingerichteten mund halte, die eingeschlossene luft laut erklingen; wenn ich dem munde die *o*-stellung gebe, muss die davorgehaltene $\mathbf{h}_2$-gabel den eingeschlossenen luftkörper zum mittönen erregen; die $\mathbf{d}_3$-gabel muss den luftkörper, den die mundhöhle bei der *o*-stellung einschließt, zum klingen bringen, usf. Sie werden sogleich hören, dass dies in der tat geschieht. Hier ist die $\mathbf{g}_2$-gabel; ich richte meinen mund zur hervorbringung eines *u* ein, schlage die gabel an, halte sie dicht vor die mundöffnung ... und Sie hören, wie mir Ihre befriedigten gesichter sagen, ein deutliches bis auf die letzten bänke vernehmbares $\mathbf{g}_2$ erklingen. Allerdings ist dieses $\mathbf{g}_2$ um ein geringes schwächer, als das, welches Sie vorhin hörten, als ich die selbe gabel über das auf $\mathbf{g}_2$ gestimmte gläschen hielt. Und diese geringere lautheit hat ihren grund in folgendem: erstens ist der luftkörper des auf $\mathbf{g}_2$ gestimmten gläschens größer als der in meiner zum *u* eingerichteten mundhöhle, und größere luftkörper geben bei sonst gleichen verhältnissen lautere töne; zweitens kann die stimmgabel, vor die öffnung jenes gläschens gehalten, die eingeschlossene luft leichter und kräftiger erregen als den in der mundhöhle eingeschlossenen luftkörper, der wegen der vorstehenden zähne für die schwingungen der gabel weniger zugänglich ist und folglich nicht so stark erschüttert werden kann; drittens ist der luftkörper des gläschens ein einheitlicher, während der der mundhöhle aus verschiedenen buchten besteht und auch darum nicht so leicht und stark erregt werden kann. — Ich nehme jetzt die $\mathbf{h}_2$-gabel, schlage sie an und halte sie vor meinen zum *o* eingerichteten mund ... Sie hören, das gibt einen deutlichen, bis auf die letzten bänke vernehmbaren ton [stimmen von den letzten bänken: ja, vollkommen deutlich!]. Versuchen wir jetzt, ob die $\mathbf{d}_3$-gabel den *o*-hall eben so vernehmlich weckt. Hier ist sie; ich gebe dem munde die *o*-stellung und halte die schwingende gabel vor... Richtig! wieder ein lauter im ganzen saale vernehmbarer ton! Ich könnte jetzt alle übrigen vocale auf die gleiche weise durchnehmen und damit zeigen, dass meine vocale wirklich die tonhöhen haben, welche ich ihnen zuschreibe. Die kürze der zeit gestattet es nicht. Ich empfehle jedem, für den diese dinge anziehend genug sind, sich die erforderlichen stimmgabeln zu verschaffen und selber zu proben; er wird sich unfehlbar von der richtigkeit meiner angaben überzeugen. Aber noch ein paar andere versuche darf ich nicht unterlassen zu machen. Wir haben vorhin gesehen oder vielmehr gehört, dass eine gabel einen gleich gestimmten hohlraum zum lauten klingen bringt, auf einen nicht gleich gestimmten aber nicht oder nur ganz wenig wirkt. Wie wird sich nun z. b. die $\mathbf{g}_2$-gabel verhalten, wenn ich sie vor den zum *o* (das auf $\mathbf{h}_2$ steht) oder *ɛ* (das auf $\mathbf{h}_3$ steht) eingerichteten mund halte? wie z. b. die $\mathbf{f}_3$-gabel, wenn ich sie vor den zum *u* (das auf $\mathbf{g}_2$ steht) oder *i* (das auf $\mathbf{f}_4$ steht) eingerichteten mund bringe? Versuchen wir. Hier ist die $\mathbf{g}_2$-gabel; ich richte meinen mund zum *o* ein, schlage die gabel an und halte sie vor den mund... Sie hören nichts. Hier ist die $\mathbf{f}_3$-gabel, ich bringe sie schwingend vor den zum *u* eingerichteten mund... Sie hören ebenfalls nichts. Doch merken Sie auf, was jetzt geschieht. Hier ist die $\mathbf{g}_3$-gabel; ich werde jetzt meinen mund abwechselnd zum *a* (das auf $\mathbf{g}_3$ steht) und zum *i* (das auf $\mathbf{f}_4$ steht) einrichten und gleichzeitig die angeschlagene gabel vorhalten. Geben Sie acht!.... Sie hören, so oft mein mund zur *a*-stellung zurückkehrt, einen lauten ton, und hören nichts, so oft mein mund die *i*-stellung einnimmt. Oder: ich werde jetzt zwischen der *o*- und *ɛ*-stellung wechseln bei vorgehaltener $\mathbf{d}_3$-gabel. Hören Sie! ... Die mundhöhle fängt

jedes mal an laut zu ertönen, wenn ich die *o*-stellung gebe, wird aber still, sobald die *e*-stellung kommt.
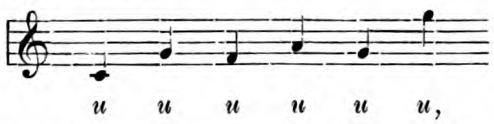
Diese experimente beweisen unwiderleglich, dass die vocale meines systems wirklich die angegebenen tonhöhen haben. Ist dies aber der fall, so beruht mein system nicht wie das Bell'sche auf willkür, gutdünken und zufälligkeit, sondern auf tatsachen und notwendigkeit. Die vocale meines systems sind **die** vocale; sie sind unverrückbar feste werte, an denen die vocale jeder beliebigen person oder sprache gemessen werden können. Denn tonhöhen lassen sich stets und überall mit unbedingter genauigkeit angeben. Ein weiterer vorzug meines systems ist, dass seine glieder harmonisch zu einander stehen, wodurch es bequem und handlich wird; denn hat man einen vocal, so hat man sie alle.

Nach diesen darlegungen führte der vortragende noch eine anzahl experimente vor zur veranschaulichung der entstehung der lauten vocale. Namentlich ist zu erwähnen, dass er hohlkörperchen verschiedener gestalt an eine stimmpfeife ansetzte und dann blies. Ein mit zwei gegenüberliegenden öffnungen versehener gummiball an die stimmpfeife gesetzt, ergab einen *u*-ähnlichen ton; ein hölzernes trichterchen an die stimmpfeife gebracht — dieselbe ward in die enge öffnung eingeführt — ergab einen *e*-artigen ton, usf.

Zu verhandlungen kam es nach diesem vortrage nicht, doch wurden eine anzahl fragen gestellt, die der vortragende beantwortete.

1. Realgymnasialdirector Nodnagel-Giessen fragte, ob das material der als ansätze gebrauchten hohlkörper nicht von einfluss auf den klang sei. — Prof. Trautmann: Ich will nicht bestreiten, dass es ohne allen und jeden einfluss sei, aber sicher ist der einfluss stets nur ein unwesentlicher. Die gestalt, größe und die öffnungen sind die hauptsache. Ich besitze zu hause teils ähnliche, teils nach gestalt, größe und öffnungen ganz gleiche hohlkörperchen wie die hier benutzten, die ich mir aus pappe hergestellt habe. Es ist mir niemals gelungen, einen unterschied der klangfarbe zu entdecken, wenn ich z. b. zuerst dieses holztrichterchen und nachher ein ganz gleich gestaltetes von pappe als ansatz an die stimmpfeife brachte. Also wenn das material einfluss übt, ist es sicher ein ganz unwesentlicher.

2. Geh. Oberschulrat Becker-Darmstadt fragte, wie es, wenn jedem vocal ein bestimmter ton entspreche, möglich sei, dass jeder vocal auf jeden ton gesungen werden könne. — Der vortragende: Es ist zu unterscheiden zwischen der tonhöhe des geflisterten vocals, die fest ist, und der tonhöhe des gesungenen vocals, die von der höhe des stimmtones abhängt. Wenn ich z. b. singe



so habe ich *u* in sechs verschiedenen stimmtonhöhen, aber bei jedem *u* ist die mundstellung die gleiche und die tonhöhe des halls die nämliche. Die gestellte frage läuft also auf diese hinaus: wie kommt die verbindung von stimmton und mundhall zu stande? Eine überzeugende antwort auf diese schwierige frage ist von einem anderen forscher bis jetzt nicht gegeben worden. Wie ich mir die sache denke, hab ich Sprachlaute § 105 gesagt, wo es heißt: Sprechen oder singen wir irgend einen vocal, so geht zweierlei vor

sich: erstens erzeugen die stimmbänder einen ton, der je nach ihrer spannung höher oder tiefer ist; zweitens erregen die schwingungen der stimmbänder den hall der mundhöhle zum mitschwingen, also auch mittönen, und zwar wird die zahl der schwingungen für den hall und die stimmbänder die gleiche sein. Singt oder spricht man z. b. auf den ton **c**, der 132 schwingungen in der sekunde macht, ein *u*, dessen hall auf $\mathbf{g}_2$ steht, so wird dieser hall 132 mal in der sekunde wiederholt; oder singt man ein *u* auf die töne $\mathbf{e}_1$ $\mathbf{a}_1$ $\mathbf{d}_2$ usf., die 330, 440, 504 usf. schwingungen in der sekunde machen, so wird der hall des *u* 330, 440, 594 usf. mal wiederholt. Immer ist der hall derselbe, daher immer der vocal *u* herauskommt; jedesmal aber ist die zahl der schwingungen eine verschiedene, und daher kommt es, dass das *u* in verschiedener tonhöhe erscheint. — Übrigens ist zu sagen, dass doch nicht jeder vocal auf jeden ton gesungen werden kann. Es ist bekannt, dass sopransängerinnen wenn sie über $\mathbf{g}_2$ hinaus singen, zunächst kein deutliches und weiterhin überhaupt kein *u* mehr hervorbringen können. Umgekehrt, die bassisten haben ihre not mit dem *i*.

3. Derselbe fragesteller bittet den vortragenden sich darüber zu äußern, wie sich seine vocallehre zu den Helmholtzischen theorien stelle. — Der vortragende: Meine auffassung lässt die von Helmholtz aufgestellte lehre von der zusammensetzung der töne aus grundton und obertönen, an deren richtigkeit bisher noch niemand gezweifelt hat, völlig unangetastet. Dagegen steht meine lehre von den tonhöhen der geflisterten vocale teilweise im widerspruche mit der Helmholtzischen. Helmholtz gibt z. b. als tonhöhe des *o*-halles $\mathbf{b}_1$ an, was ungefähr eine octave, und als tonhöhe des *u*-halles **f**, was ungefähr zwei octaven zu tief ist. Welche tonhöhen aber die geflisterten vocale in wirklichkeit haben, ist vorhin durch experimente gezeigt worden, experimente, welche Herr Geheimrat von Helmholtz, wenn er hier anwesend wäre, als der letzte als unbeweisend verwerfen würde.

4. Gymnasiallehrer Dr. Conzen-Darmstadt fragte, ob töne auch von der form der instrumente abhängig seien. — Der vortragende: Sicher. Eine flöte z. b. gibt die ihr eigentümlichen töne hauptsächlich, weil sie die ihr eigene und keine andere gestalt hat.

5. Prof. Dr. Ihne-Heidelberg fragte, ob die stimmgabeln, vor den mund jeder anderen person gehalten, eben so laut erklingen würden wie vor dem munde des vortragenden. — Prof. Trautmann: Ja und nein; wenn jemand genau die vocale des vorhin aufgestellten systems spricht, dann unzweifelhaft; wenn aber jemand vocale spricht, die etwas höher oder tiefer liegen, dann nicht. Von einer anzahl personen versteht die eine z. b. unter dem buchstaben a etwas ganz anderes als eine andere. Denken Sie, wir hätten hier etwa einen Braunschweiger und einen Leipziger unter uns, und ich schriebe an die tafel das wörtchen **ja** und forderte zuerst den Braunschweiger und dann den Leipziger auf es zu lesen. Aller wahrscheinlichkeit nach würde jener *jaᵉ*, dieser *jɔ* sprechen, während die meisten von uns vermutlich *a* sprechen. Hielte ich einem der a spricht die $\mathbf{f}_3$-gabel (*a* steht auf $\mathbf{f}_3$) vor den mund, so würden wir sicher einen deutlichen ton zu hören bekommen; wenn ich sie aber dem Braunschweiger mit seinem *aᵉ* oder dem Leipziger mit seinem *ɔ* vorhielte, so würde alles still bleiben; denn in wahrheit sprechen sie ja ganz andere vocale als *a*. Eine gabel erweckt nur den hall desjenigen vocals zu voller stärke, der mit ihr gleiche stimmung hat; umgekehrt, erklingt ein hall bei vorgehaltener gabel nicht mit voller stärke, so stimmt er nicht mit der höhe der gabel. Sie sehen auf

wie sicherer grundlage das aufgestellte system ruht, und wie man mit seiner hilfe die feinsten vokalabschattungen haarscharf bestimmen kann.

6. Director Dr. Dronke-Trier berichtet, er habe irgendwo gelesen, dass auch leute ohne zunge die vocale vollkommen deutlich sprechen können, und dass es bei der erzeugung der vocale weniger auf die stellungen der zunge als auf nerventätigkeit ankomme; er fragt den vortragenden, wie er über diese behauptungen denke. — Der vortragende: Um den letzten punkt zuerst zu nehmen, so bin ich außer stande zu sagen, welcher art die tätigkeit der nerven bei der vocalbildung ohne zunge sein soll. Über den zweiten punkt bin ich in der glücklichen lage bessere auskunft geben zu können. Im Bonner Johannishospitale lag im sommer 1883 ein mann aus der Moselgegend, dem wegen eines krebsleidens die zunge ausgeschnitten war. Aufmerksam gemacht auf diesen seltenen kranken hab ich ihn wiederholt besucht und gesprochen. Derselbe konnte in der tat recht gute *u* und *o* und ganz befriedigende *ʊ* und *a* sprechen; seine *ɛ* aber waren mangelhaft, und *e* und *i* gelangen ihm überhaupt nicht, sondern er setzte *ɐ*- und *ɨ*-ähnliche laute dafür ein. Also alle vocale können nach meinen beobachtungen an dem manne aus der Moselgegend von leuten ohne zunge nicht hervorgebracht werden, wol aber die tieferen, die mit einem geräumigeren hallraume gebildet werden. Diese tatsache sollen sich Bell und seine anhänger merken: Können leute ohne zunge gewisse vocale vollkommen deutlich und andere wenigstens befriedigend erzeugen, so ist dies ein weiterer schlagender beweis dafür dass das Bell'sche system, welches seine vocale lediglich nach den stellungen der zunge bestimmt, unbrauchbar und verwerflich ist. (Beifall.)

Der zweite Präsident: Meine Herren! Das grofse Interesse, das Sie für den Gegenstand an den Tag legten, den uns der Herr Redner in so anschaulicher Weise vorgeführt hat, bürgt mir dafür, dafs ich in Ihrer Aller Namen spreche, wenn ich demselben herzlichen Dank sage für das, was er uns geboten. Herr Prof. Trautmann wird sich selbst sagen, dafs wir Recht gehabt haben, als wir ihn baten, seinen Vortrag statt in den engen Räumen einer Sektion, vor Ihnen Allen zu halten. Ich erteile nun das Wort dem Herrn Privatdocenten Dr. Schwan aus Berlin über:

Die Geschichte des mehrstimmigen Gesangs und seiner Formen in der französischen Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts.

Herr Privatdocent Dr. Schwan:

An dem diesjährigen Zusammenkunftsort der Philologenversammlung dürfte es nicht unangemessen erscheinen, wenn auch die romanische Philologie aus dem engeren Kreis der Sektionssitzungen heraustritt und in den allgemeinen Versammlungen Zeugnis ablegt von ihrem Dasein, stand doch in dieser Stadt die Wiege von Friedrich Diez, die Wiege des Mannes, der sie aus dem Zustand dilettantischer Sprachmeisterei zur Wissenschaft umschuf, dem sie nicht nur ihre ganze Existenz, sondern auch die sichere, exakte Methode verdankt, welche sie berechtigt sich ebenbürtig der älteren Schwester zur Seite zu stellen. So darf ich wohl Ihres wohlwollenden Interesses sicher sein, wenn ich es unternehme der Pflicht der Pietät und der Dankbarkeit, welche die Romanistik dem heimgegangenen Meister schuldet, hier nachzukommen, insbesondere da auch der Gegenstand, über welchen ich die Ehre habe zu sprechen: Die Geschichte des mehrstimmigen Gesangs und seiner Formen in der französischen Poesie des 12. und

13. Jahrhunderts den speziellen Studien desselben nicht zu fern liegt. Gerade die erste in Wahrheit Epoche machende Arbeit des Meisters galt ja der mittelalterlichen Lyrik, im speziellen allerdings der provenzalischen, aber auch die Entwicklung und die Formen der nordfranzösischen Lyrik, welche mit dieser in der engsten Beziehung steht, fanden in dem Werk grundlegende Erörterung. Mein heutiger Vortrag wird gewissermafsen eine Ergänzung des dort Gegebenen bilden, insofern als bei den dort behandelten Formen der höfischen Poesie: der Canzone (dem Liebeslied), dem Sirventes (dem politischen und moralischen Gedicht), der Pastourelle (dem Hirtengedicht) das Bestimmende der Text war, dessen Inhalt die Melodie nur dem Hörer vermitteln half, während bei den Formen der französischen Poesie, welche ich besprechen will, die Musik das Ursprüngliche, das Frühere ist, welches die Form des Textes beeinflufste, während der Text ursprünglich nur der Melodie als Unterlage diente. In dem einen Fall war, um es prägnant auszudrücken, der Dichter auch Musiker, in dem andern Fall der Musiker auch Dichter. Bei den poetischen Gattungen der letzteren Art, zu denen insonderheit die von uns zu behandelnden Formen des mehrstimmigen Gesangs gehören, wird demnach von der Musik, als dem Früheren und Ursprünglichen auszugehen sein.

Die Harmonie ist dem Mittelalter, auch wenn man mit Coussemaker und andern ihr Vorhandensein bei den Griechen und Römern annehmen sollte, jedenfalls nicht von diesen überkommen, sie ist vielmehr, wie Ambros in seiner Geschichte der Musik wahrscheinlich macht, auf eine Eigentümlichkeit der Instrumente der nordischen Völker, insbesondere der bretonischen Rotte, aus welcher das Hauptinstrument unseres Orchesters die französischen Vielle, die deutsche Fiedel oder Geige hervorging, zurückzuführen. Als diese nemlich zum Bogeninstrument umgewandelt wurde, ergaben sich durch die besondere Form derselben eigentümliche Klangwirkungen, welche auch bei anderen Instrumenten der nordischen Völker, z. B. dem Dudelsack, der französischen Cornemuse, vorhanden waren. Da die Vielle nemlich keine seitlichen Einbuchtungen hatte, wie unsere moderne Geige, so mufsten alle Saiten zu gleicher Zeit durch den Bogen in Schwingungen versetzt werden, so dafs mit der Melodie, die auf der einen Saite gespielt wurde, zugleich der Grundton und die Quinte auf den andern Saiten ertönten. Diese eigentümliche Harmonie, wenn man das schon so nennen will, wurde, da das Ohr sich an diese Klangverstärkung gewöhnt hatte, auch auf das Organum (die Orgel) übertragen, welche zur Begleitung des Kirchengesangs diente. Da dieses Instrument jedoch noch nicht die Beweglichkeit der heutigen Orgel hatte — die Tasten (Claves) mufsten nemlich mit den Fäusten oder Ellbogen in Wahrheit angeschlagen werden — so konnten stets nur zwei Töne zu gleicher Zeit gespielt werden. Daher ging die Begleitung mit der Melodie in parallelen Quinten nebenher. Wir haben so die eigentümliche Erscheinung, dafs die Harmonie mit einer Akkordenfolge anfing, die nach den heutigen Gesetzen strengstens verpönt wäre.

Es lag nahe, besonders für die Kirchen, welche kein Organum besafsen, diese Harmonie auf den Gesang zu übertragen, und so entstand die älteste Form des mehrstimmigen Gesangs, welche nach dem Instrument, das die Veranlassung dafür gewesen war, Organum genannt wurde. Diese Form war schon im 9. Jahrhundert üblich, wie aus dem Traktat des Mönchs Hucbald von St. Amand hervorgeht, der am Ende dieses Jahrhunderts ein Handbuch der Musik (Musica Enchiriadis) verfafste, in welchem er die Kompositionsregeln für das Organum aufstellte. Dieses Organum bestand aus zwei Stimmen,

von welchen die Hauptstimme den ritualmäfsigen Gregorianischen Kirchengesang vortrug, während die Oberstimme ihn mit den gleichen liturgischen Textesworten in parallelen Quinten (oder auch Quarten) begleitete.

Neben diesem 'Parallelorganum', dessen Härte man schon früh empfunden haben mochte, erwähnt Hucbald noch eine andere Art, das schweifende Organum, in welchem gestattet war, als Durchgang zu den Consonanzen (der Quinte, Quarte und Octave) auch Dissonanzen zu gebrauchen, als welche die Sekunde und auch die grofse und kleine Terz galten. Diese Form des schweifenden Organums, welche durch die Zulassung von Dissonanzen im Durchgang schon einen bedeutenden Fortschritt gegenüber dem Parallelorganum darstellt, wurde im 11. Jahrhundert die übliche, bis sie von einer neuen, vollkommeneren abgelöst wurde, welche in Frankreich im 12. Jahrhundert sich daraus entwickelte, dem Discantus.

Der Discantus unterscheidet sich im wesentlichen von dem alten Organum dadurch, dafs zu einem Ton der Unterstimmen (des Tenors, wie man ihn nunmehr nannte, da er die ursprüngliche Melodie festhielt) zwei und mehr Töne der Oberstimme gesungen werden konnten. Diese Neuerung, so geringfügig sie auf den ersten Blick auch scheinen mag, hatte eine gewaltige Umwälzung zur Folge, aus der allmählich die moderne Musik hervorging. Die Melodie des Gregorianischen Kirchengesangs zerfiel nicht in Abschnitte von gleicher Dauer, in Takte, wie unsere modernen Melodien, sondern sie erhielt nur durch die Textesworte eine freie rythmische Gliederung, bei welcher die einzelnen Noten beliebig lang ausgehalten werden konnten. Auch bei dem Organum erregte diese Art der Melodie keinen Anstofs, da ja die beiden Stimmen stets gleichzeitig einen neuen Ton anstimmten. Bei dem Discantus dagegen, bei welchem zwei und mehr Töne der Oberstimme zu einem Ton des Tenors gesungen werden konnten, mufste die Dauer jeder Note genau bestimmt sein, und so entstand mit und durch den Discantus die Mensuralnotation. Eine zweite wichtige Errungenschaft, welche dem Discantus verdankt wurde, und die für die Entwickelung dieser Form von der gröfsten Wichtigkeit wurde, ist das Kunstmittel der Gegenbewegung der beiden Stimmen, welches die Theoretiker für den Discantus vorschrieben. Sie forderten, dafs die Oberstimme falle, wenn der Tenor steige, und steige, wenn der Tenor falle, also immer die entgegengesetzte Bewegung habe. In dem schweifenden Organum hatten wir schon eine Andeutung dieses Gesetzes, doch blieb dort die Oberstimme stets nur ein Spiegelbild des Cantus firmus, welches dessen Auf- und Niederwogen getreulich wiederspiegelte, während sie hier auch Gegenmelodie wurde, wodurch sich ihr Name Dis-cantus (franz. Deschant) erklärt, der dann neben der Bezeichnung der Oberstimme auch für diese Art von mehrstimmigen Kompositionen gebraucht wurde. Damit wurde die Oberstimme, welche im Organum nur dazu diente, den Gregorianischen Kirchengesang zu verzieren, von diesem unabhängig: der Discantus bildete sich zur Hauptstimme heraus, während der Tenor, der die alte Melodie des Cantus planus festhielt, zur Begleitungsstimme herabsank. Damit verliert auch die Harmonie ihre seitherige Bedeutung als Ausschmückung des Kirchengesangs, damit wird sie Selbstzweck und damit tritt sie aus der Kirche heraus und wird der Keim, aus welchem sich die weltliche Musik entwickelt. In diesem Stadium tritt nun zu dem Gregorianischen Kirchengesang, der auch bei dem Austritt aus der Kirche in die freie Welt mit hinübergenommen wird, ein neues Element hinzu, welches für die weitere Entwickelung des mehrstimmigen Gesangs

von der gröfsten Bedeutung sein sollte, und an dem sich später Musik und Poesie noch öfter erfrischt haben, das Volkslied.

Das französische Volkslied besitzt die charakteristische Eigentümlichkeit, welche sich schon bei den ältesten uns erhalteneu Liedern, den fälschlich so genannten Romanzen, zeigt, dafs jede Strophe einen oder mehrere regelmäfsig wiederkehrende, inhaltlich und musikalisch besonders charakteristische Verse enthält, welche wir gemeinhin mit dem Namen 'Refrains' bezeichnen, die aber in den höfischen Romanen und den Pastourellen, in welche sie sich sehr zahlreich eingestreut vorfinden, 'Motets' (Wörtchen) genannt werden.

Diese 'Motets', die ihrem vielfachen vereinzelten Vorkommen nach zu schliefsen, auch losgelöst von dem Lied gesungen wurden, bildeten das neue Element, welches zu dem weltlich gewordenen Discantus hinzutrat, und dessen musikalische und poetische Umbildung bewirkte. Die selbstständig gewordene Oberstimme nämlich sang solche leichte, graziöse 'Motets', während der Tenor die feierlich gemessenen Noten des Cantus firmus erklingen liefs, wonach auch diese den Namen Motetus erhielt, ein Name, welcher sich nachher, gleich wie der des Discantus, auf die ganze Form übertrug. Einige Motette dieser ursprünglichsten primitivsten Form sind uns in einer Handschrift der Nationalbibliothek zu Paris erhalten und deren Text von G. Raynaud in seinem Recueil de Motets français abgedruckt worden, so z. B. eines, in welchem die Oberstimme singt:

Mieuz vueil sentir les maus d'amer,
Que faillir a amie!
(Lieber fühl' ich der Liebe Leid
Als dafs ich Liebchen täusche!),

wozu der Tenor die Noten des Alleluja erklingen läfst.[1])

Interessant ist ein vierstimmiges Motett der berühmten Motettenhandschrift zu Montpellier, welches jedenfalls zu den ältesten gehört und vielleicht einen berühmten Discantator des XII. Jahrhunderts, Magister Perotinus, zum Verfasser hat, da es uns den Übergang vom kirchlichen zum weltlichen Discantus anschaulich macht. Die vier Stimmen nämlich intonieren gemeinschaftlich die feierliche Melodie des 'Viderunt omnes' aus dem graduale der dritten Weihnachtsmesse, wobei der Tenor die Melodie des Cantus planus singt und die andern Stimmen dazu diskantieren. Während aber der Tenor den Gesang zu Ende führt, singen die drei Oberstimmen nach dem 'Viderunt' drei ziemlich ähnlich klingende Motets mit leichten, lebhaften Melodien.[2])

Nachdem so einmal der Anfang der Loslösung der Oberstimme von dem Cantus firmus gemacht war, wurde sie immer selbständiger und umfangreicher gestaltet, und damit wird der Diskantator, der seither nur Musiker gewesen war, zum Dichter. Die Grundlage seines Gedichts aber bleibt zunächst, so mannigfach dieses sich auch gestaltet, das alte volksmäfsige 'Motet', welches den mehrstimmigen Gesang in die weltliche Kunst eingeführt, und von welchem dieser den Namen erhalten hatte.

Eine Reihe der verschiedenartigsten Formen sprofsten aus diesem Keim hervor; in allen erscheint das 'Motet' als die Pointe, auf die alles abzielt. Zunächst lehnt sich der Text, welcher das Motet einführt, an das Volkslied, dem dieses entnommen war, an,

---

1) Raynaud, Recueil de Motets français des XII^{e} et XIII^{e} siècles, Bd. II, p. 59.

2) Vgl. Coussemaker, L'Art harmonique au XII^{e} et XIII^{e} siècles, Monuments, p. LXXXIV u. p. 100.

und zwar an das erzählende Volkslied, die 'Romanze': man könnte daher diese Gruppe als Romanzenmotette bezeichnen. In einem solchen wird z. B. erzählt, wie Schön Isabel im Garten sitzt, und ihr Geliebter, Graf Gui, trüben Herzens vor sie hintritt und sie anfleht:

'Ma douce dame loiaus,
Merci!'
(Süfse Dame, die Ihr es ehrlich meint,
Erbarmen!)

Der Tenor singt dazu die Antiphone: Propter veritatem.[1]) Hierher gehört auch ein vierstimmiges Motett der Handschrift von Montpellier, deren drei Oberstimmen die ersten Zeilen eines Volkslieds singen:

Trois serors sor rive mer
Chantent cler.
(Drei Schwestern an dem Strand des Meers
Singen hehr.)[2])

An diese Romanzenmotette schliefsen sich die einer anderen Gattung des Volkslieds nachgebildeten Postourellmotette an, die den Stoff zur Einführung des Refrains dem Hirtenleben entnehmen: das stereotype Liebespaar derselben sind Robin und Marion, welche durch das Liederspiel Adams de la Halle so berühmt geworden sind. Hierher gehören auch die Texte, welche der höfischen Pastourelle nachgebildet sind, die selbst wieder aus der volkstümlichen hervorgegangen war, und in welchen der Dichter teils glücklich, teils unglücklich sich zwischen die Liebe dieser Naturkinder drängt.

Für andere dürfte die Benennung Liedmotette am bezeichnendsten sein, da sie mehr lyrische Volkslieder benutzt haben, wie z. B. ein Motett, welches das vielfach in Volksliedern behandelte Motiv entlehnt von dem Mädel, dem sein Schatz um einer reichen Alten willen untreu geworden ist, und die mit dieser zur Hochzeit geht. Der Refrain lautet:

Je vois as noces mon ami,
Plus dolente de moi n'i va.
(Ich geh zur Hochzeit meines Liebsten,
Trauriger als ich geht Niemand hin).[3])

Volkstümlich sind auch Stoffe, wie die Klage der jungen Nonne, die ihr Los betrauert,[4]) und der Jubel des Mädchens, welches sein Schatz wegführt, aber nicht, wie sie neckisch hinzufügt, ins Kloster.[5]) Bei einigen Motetten scheinen sogar ganze Verse aus Volksliedern herübergenommen worden zu sein.

Auch die Kunstpoesie hat die Gestaltung des Motetts beeinflufst.

Der Chanson sind eine Reihe von Motetten nachgebildet, welche die Liebe in ihren wechselnden Phasen in konventioneller, höfischer Manier besingen, ebenso sind von dem geistlichen und insbesondere dem Marienlied, und auch dem moralischen Sirventes oder Rügelied eine Reihe von Motetten beeinflufst worden, von welch letzteren

1) Raynaud, Bd. II, p. 85, Nr. LXXXIV.
2) Ibd., Bd. I, p. 16.
3) Raynaud, Bd. II, p. 53.
4) Ibd., I, p. 30.
5) Ibd., I, p. 206.

einzelne durch Energie und Schärfe des Ausdrucks hervorragen. In allen älteren Motetten dieser Gruppen erscheint noch der Refrain, der den Ausgangspunkt gebildet hatte, sei es am Schlufs oder zu Anfang, oder auch innerhalb des Gedichts, während er in den späteren Werken dieser Gruppen allerdings nicht mehr auftritt.

Die Formen, in welchen der Refrain am Schlufs erscheint, könnten als Glossen bezeichnet werden, da der Inhalt des Refrains oft in recht geschickter Weise, in der Einleitung glossiert, und derselbe somit in ähnlicher Weise, wie bei der Glosse, eingeführt wird. In anderer Weise wird der Refrain behandelt in einer Form, welche sich als Paraphrase bezeichnen läfst: hier steht der erste Vers des (zweizeiligen) Refrains zu Anfang, der letzte Vers am Schlufs und die verbindenden Verse paraphrasieren denselben.

Diese Gruppe bildet den Übergang zu dem Rondel, einer Form, welche sich zu gröfserer Selbständigkeit entwickelte und eine gröfsere Anzahl von Untergruppen abzweigte. Allen diesen gemeinsam ist die Stellung des Refrains zu Anfang und am Ende, und die Wiederkehr der ersten Hälfte desselben an einer bestimmten Stelle innerhalb des Gedichts, wie das folgende Rondel Adams de la Halle anschaulich machen möge:

Ich ring die Händ' und fleh',
Habt Mitleid, süfse Frau,
Bin froh, wenn ich Euch seh.
Ich ring die Händ' und fleh',
Habt Mitleid für mein Weh,
Ich bitt' Euch, liebe Frau:
Ich ring die Händ' und fleh',
Habt Mitleid, süfse Frau!

Was die musikalische Seite des Motetts betrifft, dessen wichtigste poetische Formen ich Ihnen vorgeführt habe, so mögen mir noch einige Bemerkungen hierüber gestattet sein.

Bei all diesen Formen ist der Tenor ursprünglich dem Cantus planus, dem Gregorianischen Gesang entnommen, auch bei dem Rondel, wie die Rondels der Handschrift der Nationalbibliothek 12615 beweisen. Von dem bedeutendsten Theoretiker des XIII. Jahrhunderts, Franco von Cöln wird dagegen schon unterschieden zwischen den Arten des Discantus, in welchen die Oberstimme und die Unterstimme verschiedene Texte singen, wie bei den Motetten, wo der Tenor einen andern Text habe, und zwischen denen, bei welchen Tenor und Discantus die gleichen Worte hören lassen, wie bei den Cantilenen, den Rondels und den kirchlichen Gesängen. In der Tat sind die Rondels Adams de la Halle in dessen Liederhandschrift ohne Tenor notiert. Im Laufe des XIII. Jahrhunderts aber wird nun der Gregorianische Gesang auch aus dem Tenor des Motetts verdrängt. Eine Reihe von Motetten der Handschrift von Montpellier und zwar die den späteren Partien dieser Handschrift angehörigen haben einen französischen Tenor, welcher durch die Anfangsworte bezeichnet ist und wahrscheinlich einem Volkslied oder sonst einem bekannten und vielgesungenen Lied entnommen ist, oder auch nur ein Refrain sein mag, wie von einem Triplum der Montpellierschen Handschrift[1]) sicher ist, das eine Anzahl zusammenhangslos aneinander gereihte 'Motets' als Tenor aufweist. Eine Art des

1) M. no CCXXXV, Raynaud, Bd. I, p. 245.

Discantus, welche von den Theoretikern des XIII. Jahrhunderts unterschieden wird, der Conductus (Conduit) bedarf überhaupt keines Tenors, auf dem er sich aufbaut: hier erfindet sich der Komponist den Tenor selbst, 'so schön, als er irgend kann', wie es in einem Traktat heifst, und setzt darüber die Oberstimme nach den Regeln, welche für den Discantus gelten.

Ich habe mich seither auf den zweistimmigen Gesang beschränkt, und nur gelegentlich, meine Beispiele auch mehr als zweistimmigen Motetten entlehnt. Alle diese Formen können aber auch von mehr als zwei Stimmen ausgeführt werden, und dies wird mit der weiteren Ausbildung der Harmonie im XIII. Jahrhundert das übliche. Die Kompositionsweise für das Triplum (Treble), Quadruplum (Quadruple), wie diese vielstimmige Motette, je nach der Zahl der Stimmen, heifsen, ist die gleiche, wie für den (zweistimmigen) Discantus. Man nimmt einen Tenor, setzt darüber den Discantus, nach den dafür geltenden Regeln, dann das Triplum, die dritte Stimme, wobei man darauf achten mufs, dafs es mit dem Discantus konsoniert, wenn es mit dem Tenor dissoniert, und mit dem einen steigt, wenn es mit dem andern fällt, und nach denselben Regeln eventuell das Quadruplum, die vierte Stimme.

Die meisten vielstimmigen Lieder gehören nach der angeführten Definition Francos von Cöln der Klasse der 'Motets' an, da die meisten verschiedene Texte den einzelnen Stimmen unterlegen. Nicht alle Motets scheinen aber auf die eben beschriebene Art vom Tenor ausgehend komponiert worden zu sein, bei einzelnen scheint man nach der Melodie des Discantus oder Motetus (der Oberstimme) den Tenor umgeformt zu haben, wie der Umstand beweist, dafs man ganze Strophen aus Volksliedern jedenfalls mit der Melodie aufnahm, und wie auch die Verschiedenheit des Tenors, welche der gleichen Antiphone entnommen sind, in verschiedenen Motetten aufser Zweifel setzt.

Die Komposition des Rondels baut sich auf der Melodie des Refrains auf, wie die Rondels Adams de la Halle zeigen. Bei der einfachsten Form derselben, welcher das in Übersetzung mitgeteilte Rondel angehörte, werden alle Verse des Gedichts, deren metrischer Bau danach eingerichtet ist, auf die Melodie des Refrains gesungen; bei den gröfseren und umfangreicheren Formen treten dann Sätze eigner Komposition dazu. Dieser steten Wiederkehr der Refrainmelodie verdankt ja die Form ihren Namen Rondel (Rundlied).

Die Rondels Adams de la Halle sind alles dreistimmige Lieder, deren einzelne Stimmen nach den Vorschriften, welche für das Triplum gelten, komponiert sind und die gleichen Textesworte singen.

Die Rondels und die früher genannten Conduits wurden auch ohne Texte komponiert, wie die Theoretiker angeben, und von den Spielleuten auf der Vielle (der Geige) vorgetragen, wie aus Beschreibungen der höfischen Romane hervorgeht. Diese mehrstimmigen, auf der Geige gespielten Rondels und Conduits bilden dann den Anfang der späteren Terzett-, Quartett-, Quintettmusik, in der sich die Form des Rondeaus noch bis heute erhalten hat.

So sahen wir, wie aus dem bescheidenen Anfang des auf der Rotte oder Vielle ertönenden Quintenaccords sich eine Fülle der verschiedenartigsten musikalischen und poetischen Formen entwickelte, in welchen die moderne Harmonie, der moderne Kontrapunkt wurzelt. Allerdings können die mehrstimmigen Kompositionen des XII. und XIII. Jahrhunderts noch nicht als kontrapunktische bezeichnet werden, da die Stimmen

noch nicht gleichzeitig neben einander im Geiste erfafst und gehört wurden, wie auch Egidius de Muris, der Verfasser eines Traktats über die Mensuralmusik aus dem XIV. Jahrhundert, mit einer gewissen Wehmut bekennt: 'Credo, quod non possint fieri plures cantus insimul'[1]) (Ich bin der Meinung, dafs es unmöglich sei, mehrere Stimmen zu gleicher Zeit zu komponieren).

Man lernte es trotzdem, und es waren die grofsen Niederländer Meister des XIV. Jahrhunderts, welche dies zuerst zu stande brachten, und aus deren Kompositionen die Theoretiker des folgenden Jahrhunderts die Regeln des Kontrapunktes gewannen, welche die italienische Musik des XVI. Jahrhunderts befruchteten und in den unvergänglichen Werken Palästrinas ihre höchste Verwirklichung fanden. (Beifall.)

Der zweite Präsident: Meine Herren! Auch diesem Redner gebührt unser Aller Dank für seinen auf eigenen Forschungen beruhenden schönen und interessanten Vortrag, den ich ihm hiermit gerne ausspreche.

Es bleiben uns noch die Berichterstattungen über die Thätigkeit der einzelnen Sektionen.

Ich erteile zunächst das Wort dem Vorsitzenden der orientalischen Sektion, Herrn Prof. Dr. Stade.

Herr Prof. Dr. Stade: Die orientalische Sektion trat zur ersten konstituierenden Sitzung Mittwoch den 1. Oktober um 1 Uhr in dem ihr angewiesenen Lokale unter dem Vorsitze des zu Dessau gewählten Vorsitzenden zusammen. Zum Vicepräsidenten wurde Prof. Dr. Gildemeister aus Bonn, zum Sekretär Lic. Dr. Cornill aus Marburg gewählt.

Der Vorsitzende begrüfste die Sektion, indem er ein Bild vom Gange der orientalischen Studien zu Giefsen entwarf und ein Lebensbild Joh. Heinrich May des Ältern zeichnete, welcher von 1688 bis 1719 als Orientalist und Theolog zu Giefsen gewirkt hat.

Der Rest der Sitzung war geschäftlichen Angelegenheiten des D. M. G. und der Feststellung der Tagesordnung für die zweite Sitzung gewidmet.

Die zweite Sitzung fand Donnerstag den 2. Oktober früh 9 Uhr statt. Ihr erster Teil diente gleichfalls geschäftlichen Angelegenheiten der D. M. G. Zum Schlusse hielt Prof. Müller aus Königsberg einen Vortrag über den Katalog der orientalischen Handschriften der vicekönigliehen Bibliothek zu Kairo in Hasawein.

Die dritte Sitzung fand Freitag den 3. Oktober um 11 Uhr statt. Die Beratung über die geschäftlichen Angelegenheiten der D. M. G. Gesellschaft wurde zu Ende geführt. Prof. Gildemeister, welcher zur Beratung über die Wahl des nächsten Versammlungsortes von der Sektion delegiert worden war, machte die Mitteilung, dafs Zürich in Aussicht genommen sei. Die Sitzung schlofs mit einem Vortrage des Prof. Dr. Kautzsch aus Tübingen über die im vorigen Jahre von D. P. V. unterstützten Arbeiten zur Herstellung einer Karte der Golan.

Der zweite Präsident: Ich erteile nun das Wort dem Vorsitzenden der vereinigten philologischen und archäologischen Sektion Herrn Prof. Dr. Iwan Müller.

Herr Prof. Müller: Auf Antrag des Herrn ersten Präsidenten, der die vorbereitenden Geschäfte für die philologische Sektion übernommen hatte, hat diese sich mit der archäologischen vereinigt und mich zum Vorsitzenden erwählt. Ihre Thätigkeit war folgende: Am 1. Oktober hielt Realgymnasiallehrer Dr. Keller-Mainz den angekündigten

1) Coussemaker, Hist. de l'harm, p. 29, Anm. 2.

Vortrag 'Über römische Inschriften und andere Funde in Mainz, mit Vorzeigung von Abdrücken und Originalfunden'. Der Vortrag konnte wegen Unpäfslichkeit des Herrn Redners an diesem Tage nicht zu Ende geführt werden. Dann sprach Herr Gymnasiallehrer Dr. Maurer-Mainz über δόcιc ὀλίγη τε φίλη τε.

Am Freitag beendete zunächst Dr. Keller seinen Vortrag und berührte namentlich einige interessante Waffenfunde. Sodann machte Direktor Müller-Flensburg einige Mitteilungen aus dem Gebiete des attischen Bühnenwesens. Herr Dr. Gropius-Weilburg legte einen Codex der Origines des Isidorus vor, der sich in der Bibliothek des Weilburger Gymnasiums befindet.

Am 3. Oktober sprach zunächst Prof. Dr. Rumpf über die Bedeutung der Inschrift des Philo und die sachliche und sprachliche Identität von μεcόδμη und μεcόμνη. Sodann erfolgten von Herrn Dr. Dingeldein in Gieſsen noch Anfragen über einige Homerstellen, die von den Anwesenden besprochen wurden. Dr. Thraemer stellte eine Anfrage über die Deutung von Διόνυcoc κεχηνώc.

Zweiter Präsident: Ich erteile das Wort dem Vorsitzenden der pädagogischen Sektion, Herrn Realgymnasialdirektor Nodnagel.

Herr Realgymnasialdirektor Nodnagel: Hochgeehrte Versammlung! Die pädagogische Sektion, in der ich auf den Wunsch der Versammlung in Gemeinschaft mit Herrn Gymnasialdirektor Dr. Weicker (Stettin) den Vorsitz zu führen die Ehre hatte, konstituierte sich am Mittwoch, den 30. September, und ernannte zu ihrem Schriftführer Herrn Gymnasiallehrer Dr. Weiffenbach (Gieſsen). Die erste Einzeichnung ergab eine Zahl von 57 Mitgliedern.

Weitaus den gröſsten Teil ihrer Zeit verwendete die Sektion auf die Verhandlungen über die Frage 'der praktischen Vorbildung für das höhere Lehramt', über die Herr Gymnasialdirektor Dr. Hampke (Göttingen) in ausführlichem und anregendem Vortrage zu referieren die Güte hatte. Nach lebhafter, sich über die drei Versammlungstage hinziehender Debatte wurden folgende Thesen des Herrn Berichterstatters angenommen:

1. Die pädagogische Sektion der 38. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner vermag nicht anzuerkennen, daſs das Probejahr in seiner gegenwärtigen Einrichtung die Gewähr biete, daſs den Berufsgenossen eine wohlgeordnete praktische Durchbildung und eine ausreichende pädagogische Unterweisung zu Teil werde.
2. Sie spricht ihre Überzeugung dahin aus, daſs eine solche Ausbildung am besten durch die Teilnahme an einer Art von seminaristischem Kursus erreicht werde.
3. Solche Kurse werden ihres Erachtens am angemessensten in jedem Verwaltungsbereiche in mehreren bestimmten von den Schulbehörden auszuwählenden höheren Lehranstalten eingerichtet werden, an welchen in der Regel die Direktoren unter der Beihilfe von Fachlehrern für längere Zeit mit der Leitung zu betrauen sind.
4. Die Teilnahme an einem solchen Kursus ist jedem Kandidaten sowohl zu eröffnen, als auch zur Pflicht zu machen.

An den am zweiten Sitzungstage von Herrn Direktor Dr. Matzat gehaltenen durch Zeichnung an der Wandtafel veranschaulichten Vortrag: 'Über das Zeichnen im geographischen Unterricht', schloſs sich ebenfalls eine kurze Debatte; Thesen wurden nicht gestellt.

Den letzten Gegenstand der Verhandlungen des dritten und letzten Sitzungstages bildeten die von Herrn Dr. Kehrbach in Berlin herauszugebenden monumenta Germaniae paedagogica, auf welche schon in der Dessauer Versammlung Herr Professor Dr. Eckstein die Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Herr Professor Dr. Schiller berichtete über Zweck und Umfang des Unternehmens, für welches bereits hervorragende Gelehrte der verschiedensten Wissenschaften und Konfessionen thätig sind, — selbst die katholischen Ordensverbindungen (Benediktiner, Cisterzienser, Dominikaner, Jesuiten etc.) beteiligen sich an der Arbeit — und stellte folgende zwei Anträge:

1. 'In das Programm der pädagogischen Sektion der deutschen Philologenversammlung wird ein kurzer Bericht über den Fortgang der Editionsarbeiten der monumenta aufgenommen.
2. Es wird eine Kommission gewählt, welche an die sämtlichen deutschen Regierungen das Gesuch richtet, das Unternehmen der monumenta zu unterstützen Es bleibt der Kommission anheimgestellt, die Art und Weise dieser Unterstützung festzustellen, sowie den Zeitpunkt zu bestimmen, an welchem die Petition erlassen wird.'

Das grofse Interesse, welches die Versammlung dem Gegenstande entgegenbrachte, dokumentierte sich darin, dafs die gestellten Anträge einstimmig und ohne Diskussion angenommen wurden.

Auch der nun folgende Antrag des Herrn Dr. Kehrbach:

'In die Kommission werden die Herrn Professor Dr. Schiller und Direktor Nodnagel mit dem Rechte der Kooptation gewählt' fand einstimmige Annahme.

Der von Herrn Professor Dr. Uhle (Dresden) angekündigte Vortrag: Über die quantitierende Aussprache des Lateinischen', mufste leider wegen Mangels an Zeit ausfallen und konnten nur noch die folgenden Thesen des Referenten zur Verlesung kommen:

'Bei der Aussprache des Lateinischen in der Schule ist die Einhaltung der richtigen Vokalquantitäten strenger als bisher meist üblich durchzuführen. Inbesondere ist nicht nur

a) in positionslosen Silben die richtige Quantitierung der Vokale am Ende wie im Innern der Wörter von Lehrern und Schülern von der untersten Klasse an zu verlangen und, soweit es ohne Zeitverlust möglich, zu üben, sondern auch

b) die richtige Aussprache langer Vokale in positionslangen Silben von allen Lateinlehrern in der Schule selbst anzuwenden und bei den Schülern durch Beispiele zu fördern.'

Zweiter Präsident: Das Wort hat nunmehr der Vorsitzende der deutschromanischen Sektion Herr Prof. Dr. Braune.

Herr Prof. Dr. Braune: Die erste Sitzung fand Mittwoch 30. September unter Vorsitz der in Dessau gewählten Präsidenten statt. In derselben schritt man zur Konstituierung der Sektion. Die Einzeichnungsliste zählte 27 Mitglieder. Es kam zur Verteilung das Gutachten der Kommission für die Probebibel.

Die zweite Sitzung fand statt Donnerstag $8^1/_4$ Uhr. Es wurde zunächst beschlossen aus der Kasse 30 Mk. für das Grimmdenkmal zu spenden. Eine weitere Sammlung unter den Mitgliedern ergab 24 Mk. 40 Pf., also in Summa 54 Mk. 40 Pf.

Den ersten Vortrag hielt Prof. Dr. Birch-Hirschfeld (Gieſsen) 'Über die provenzalischen Dichter in Dantes göttlicher Komödie'.

Dann gab Dr. Wenker (Marburg) einen 'Bericht über das Sprachatlasunternehmen'. unter Vorlegung von Karten.

Das Resultat der sich an den Vortrag knüpfenden Debatte waren die Beschlüsse:

1. Die Sektion erklärt es für wünschenswert, dafs das Werk in der von Dr. Wenker geplanten Vollständigkeit zur Ausführung gelange.

2. Die Sektion beschliefst in dieser Angelegenheit ein Gesuch um Unterstützung an den Reichskanzler zu richten und beauftragt das Präsidium mit der Ausführung.

Schlufs $10^1/_4$ Uhr.

Die dritte Sitzung begann Freitag $8^1/_4$ Uhr.

Für die nächste Versammlung Zürich wählte man als ersten Präsidenten: Prof. Dr. Tobler, als zweiten Präsidenten: Prof. Dr. Ulrich.

Sodann sprach Prof. Dr. Kluge (Jena), 'Über die Principien in der Entwickelung der Wortbildungselemente.'

Prof. Dr. Stengel (Marburg) machte 'Mitteilungen über den Briefwechsel von Karl Weigand.'

Endlich folgte Besprechung des Gutachtens der (in Dessau gewählten) Kommission für die Probebibel. Es lag vor a) Gedrucktes Gutachten b) Handschriftl. Thesen von Prof. Dr. Zacher in Halle eingesandt.

Nach $1^1/_2$stündiger Debatte, an der sich auch mehrere als Gäste erschienene Mitglieder der hiesigen theol. Fakultät beteiligten, wird beschlossen:

1. Die Sektion erklärt es für nicht wünschenswert, dafs bei einer Revision der Lutherbibel sprachliche Altertümlichkeiten, die in der jetzt verbreiteten Bibelausgabe schon beseitigt sind, wieder hergestellt werden.

2. Soll zur Erleichterung des Verständnisses überhaupt modernisiert werden, so genügen die in der Probebibel bis jetzt vorgenommenen Änderungen nicht.

3. Die Sektion nimmt die Gutachten der Kommission und die Thesen des Herrn Prof. Zacher mit Dank zur Kenntnis, hält aber die Sache für noch nicht spruchreif, um positive Vorschläge zu machen.

Schlufs 11 Uhr.

Zweiter Präsident. Ich erteile nun das Wort dem Vorsitzenden der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion Herrn Prof. Dr. Baltzer.

Herr Prof. Dr. Baltzer: Meine Herren! In der ersten Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Sektion führte Herr Benecke aus Berlin der Sektion die von ihm ausgestellten physikalischen Apparate vor. Die Sektion sprach der Firma Lisser & Benecke in Berlin ihre volle Anerkennung aus hinsichtlich der von ihr ausgestellten Sammlung physikalischer Schulapparate.

Herr Direktor Dronke aus Trier hielt der Sektion einen Vortrag über einheitliche Bezeichnungen von mathematischen Gröfsen namentlich aus dem Gebiete der Elementar-Mathematik. Seine Vorschläge gelangten in teilweise modificierter Fassung zur Annahme. Ich begnüge mich, den allgemeinen Teil hier zu erwähnen, wonach es die Sektion für dringend geboten erklärt, eine einheitliche Bezeichnung der geometrischen Begriffe und eine einheitliche Schreibweise in der Algebra herbeizuführen.

In der zweiten Sitzung hielt Herr Oberlehrer Dr. von Fischer-Benzon aus Kiel einen Vortrag über die Behandlung der geometrischen Konstruktionsaufgabe im Gymna-

sium. Die hierbei dargelegten allgemeinen Gesichtspunkte wurden als richtig anerkannt. Herr Prof. Dr. Melde aus Marburg hielt einen Vortrag mit Experimenten an den von ihm ausgestellten akustischen Apparaten. Herr Dr. Pitz aus Gieſsen zeigte eine neue Fadenkonstruktion der Hyperbel.

In der dritten Sitzung nahm die Sektion einen Antrag des Herrn Gymnasiallehrer Dr. Roesler aus Hannover an, wonach das bisher gebrauchte Rechenzeichen des Logarithmierens 'log' für unzweckmäſsig erklärt und die Anwendung eines durch Deformation eines l gebildeten Zeichens ℓ empfohlen wird. Herr Dr. Nies aus Mainz hielt einen Vortrag über das Zeichnen von Krystallformen. Am Schlusse macht der Vorsitzende noch einige Mitteilungen über an ihn gelangte Vorschläge zweier in der Versammlung nicht anwesender Gelehrten.

Zweiter Präsident: Ich erteile das Wort dem Vorsitzenden der neuphilologischen Sektion Herrn Prof. Vietor.

Herr Prof. Dr. Vietor: In Abwesenheit des ersten Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Lambeck aus Köthen übernahm der zweite Vorsitzende Professor Dr. Vietor aus Marburg den Vorsitz, während zum zweiten Vorsitzenden Herr Dr. Proescholdt aus Homburg gewählt wurde.

Die neusprachliche Sitzung konstituierte sich am 30. September mit 27 Mitgliedern, denen sich bis zum Schluſs der Sitzungen noch 13 anschlossen, so daſs die Gesamtzahl 40 betrug. In der ersten Sitzung wurde auf den Antrag des Herrn Prof. Stengel aus Marburg beschlossen, den Namen der Sektion in 'neuphilologische Sektion' umzuändern. In der zweiten Sitzung am 1. Oktober hielt Herr Dr. Kühn aus W. einen Vortrag über 'Ziel und Zweck des französischen Unterrichts'. Da in der für den Nachmittag angesetzten Fortsetzung der Sitzung eine Einigung über den Wortlaut der Thesen nicht erzielt wurde, so wurde eine Kommission beauftragt, eine geeignete Fassung zu finden. In der dritten Sitzung am 2. Oktober wurden die Thesen in der Fassung der Kommission mit einigen Modifikationen angenommen (s. Protokolle der neuphilologischen Sektion.) Es folgte eine Mitteilung von Herrn Prof. Stengel über die Bildung und Thätigkeit einer Association of modern philologists. Die Sektion beschlieſst, der Gesellschaft ihre Sympathien auszusprechen. Hierauf sprach Herr Dr. Rhode aus Hagen i. W. über die Schwierigkeiten bei Anbahnung einer Reform des neusprachlichen Unterrichts nach lautlichen Grundsätzen. Nach lebhafter Debatte gelangten die Thesen des Herrn Dr. Rhode in der Fassung zur Annahme, die in den Protokollen der neuphilologischen Sektion zu finden ist. Die Sitzung am 3. Oktober wurde ausgefüllt mit einer Debatte über den von Herrn Prof. Ihne aus Heidelberg in der allgemeinen Sitzung vom 2. gehaltenen Vortrag über den neusprachlichen Unterricht auf den Universitäten, deren Ergebnis die einstimmige Annahme der folgenden Resolution war.

'Um der praktischen Ausbildung der neuphilologischen Schulamtskandidaten auf der Universität ebensowohl Genüge zu leisten als ihrer historisch-wissenschaftlichen Schulung, ist es notwendig, daſs auf allen deutschen Hochschulen je zwei Professuren für Englisch und Französisch angestrebt werden, die das Gesamtgebiet der modernen Philologie theoretisch und praktisch umfassen. Wünschenswert ist zugleich, daſs jedem neuphilologischen Schulamtskandidaten vor seinem Eintritt in das Schulamt ein längerer Aufenthalt im Auslande behufs seiner weiteren Ausbildung ermöglicht werde.'

Von den ferner angekündigten Vorträgen von Herrn Rektor Dörr aus Solingen. 'Zur Methodik bes. des Anfangsunterrichts im Französischen und Englischen', und von Herrn Dr. Ottmann aus Weilburg über 'Friedrich den Grofsen als Schulautor' mufste aus Mangel an Zeit abgesehen werden. Die Vereinbarung über die Wahl des neuen Vorstands wurde der Verhandlung des gegenwärtigen Vorstands mit dem Präsidium der nächsten Versammlung in Zürich überlassen.

Der zweite Präsident: Meine Herren! Sie wollen jetzt noch den Bericht des Vorsitzenden der neugegründeten Historischen Sektion hören über die Thätigkeit, die diese entfaltet hat:

Die historische Sektion konstituierte sich Donnerstag den 1. Oktober. Die Zahl der eingezeichneten Mitglieder betrug 37. Als Präsident wurde Herr Prof. Dr. Oncken gewählt, zu seinem Stellvertreter Herr Prof. Dr. Ihne, als Schriftführer Herr Dr. E. Bekker. Vorträge wurden am Donnerstag drei gehalten, der erste von Herrn Prof. Dr. Oncken: 'Über Zweck und Aufgabe der historischen Sektion; der zweite von Herrn Staatsarchivar Dr. Goecke aus Wetzlar: 'Das ehemalige Reichskammergerichtsarchiv zu Wetzlar und seine Bedeutung für die historische Forschung'; der dritte von Herrn Prof. Dr. Oncken: 'Mitteilungen über das Public Record Office in London'.

In der zweiten Sitzung wurden zwei Vorträge gehalten, der erste von Herrn Dr. L. Holzapfel (Privatdocent aus Leipzig): 'Grundfragen der römischen Chronologie'. An der harauf folgenden Debatte beteiligten sich Herr Dr. Matzat aus Weilburg, Herr Dr. Soltau aus Zabern und Herr Dr. Reuss aus Wetzlar. Der zweite Vortrag: 'Das sechste Konsulat des Marius, oder das Jahr 100 der römischen Verfassungsgeschichte' wurde von Herrn Dr. Bardey aus Nauen gehalten. Darauf folgte eine Diskussion zwischen Herrn Professor Dr. Ihne, Herrn Dr. Bardey und Herrn Dr. L. Holzapfel.

In der dritten Sitzung wurden drei Vorträge gehalten. Der erste von Herrn Professor Dr. Oncken: 'Zur methodischen Behandlung der Maria-Stuart-Frage'. Die beiden folgenden Vorträge: 'Aufschlüsse von Cl. Nau über das Verhältnis Darleys zu Maria Stuart und dem schottischen Adel' und 'Über den französisch-schottischen Vertrag von Edinburg' hielt Herr Dr. E. Bekker aus Gieſsen.

Zweiter Präsident: Meine Herren! Ich habe nun, nachdem Sie die Berichte der einzelnen Sektionspräsidenten gehört, an Sie die Frage zu richten, ob noch Jemand in der Versammlung das Wort zu ergreifen wünscht. (Es meldet sich Niemand).

Meine Herren! Ich entledige mich der Pflicht des zweiten Präsidenten, Ihnen ein Wort des Abschieds zuzurufen, bevor diese 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner auseinandergeht. Dieses Wort des Abschieds ist ein Wort des Dankes, gerichtet an die Behörden dieser Stadt, deren freundliches Entgegenkommen gestern mit vollem Recht mit Begeisterung gefeiert worden ist, ein Wort des Dankes an alle die vielen freiwilligen Hilfstruppen, die seit Wochen, teilweise schon seit Monaten, mit grofser Bereitwilligkeit dem Dienst der Vorbereitung dieser Versammlung obgelegen haben. Ich meine die Herren Schriftführer, den Herrn Schatzmeister der Versammlung, ich meine die Herren Vorsitzenden, Schriftführer und Mitglieder des Wohnungs-, Vergnügungs- und Empfangsausschusses, ich meine alle die Herren, die eine hingebende Thätigkeit entfalten mufsten und entfaltet haben, um jene kaum übersehbare Fülle von tausend grofsen und kleinen Dingen in Ordnung zu bringen, von denen man nur dann in der Regel spricht, wenn sie

nicht ganz in Ordnung sind, und die in Ordnung sein müssen, wenn eine solche Versammlung sich wohl und behaglich fühlen soll. Alle diese Herren haben keinen weiteren Lohn beansprucht, als die Freude an der Herbeiführung eines für alle Teile befriedigenden Gesamtergebnisses; diesen Lohn haben sie sich aber auch redlich verdient.

Sodann richte ich ein Wort des Dankes seitens des Präsidiums an alle diejenigen Herren, welche die geistigen Arbeiten dieser Philologenversammlung gefördert haben, durch Reden, Anträge und Thesen in den Sitzungen. Dieses Wort des Dankes ist tiefempfunden seitens des Präsidiums; nie im Leben hätte ich geglaubt, dafs es so schwer sein würde, eine einigermafsen ausreichende Rednerliste für die allgemeinen Sitzungen herzustellen — von den Sektionen gar nicht zu reden — als sich das in Wahrheit erwiesen hat. Glauben Sie mir, die Herren, die, nachdem wir eine ganze Masse von Briefen in alle Teile der Welt geschrieben hatten, sich haben rühren lassen, uns einen Vortrag hier zu halten, sind uns als aufserordentlich liebenswürdige Menschen erschienen, diejenigen aber, die gar nicht auf Bitten gewartet, sondern sich freiwillig gemeldet haben, haben uns den Eindruck wahrer Wohlthäter hinterlassen. (Heiterkeit.)

Meine Herren! Im Körperbau der Wanderversammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist eine Neuerung eingetreten durch die Bildung einer historischen Sektion, von deren Arbeiten Sie die äufseren Umrisse vernommen haben. Es war beabsichtigt bei der Bildung dieser Sektion, den Fachlehrern der Geschichte an unseren Mittelschulen, die sich in immer wachsender Zahl an diesen Versammlungen beteiligen, einen Mittelpunkt zu geben, der jahrelang schmerzlich entbehrt worden ist, auch ihnen den unmittelbaren Austausch zwischen Wissenschaft und Schule zu eröffnen, der auf allen anderen Gebieten sich so fruchtbar erwiesen hat. Bei der Auswahl des Stoffes sollte kein Gebiet der Geschichte ausgeschlossen bleiben. Es ist in den einleitenden Worten des Vorsitzenden ausdrücklich erklärt worden, es werde nicht beabsichtigt, nur eine Sektion für alte Geschichte, vielmehr eine historische Sektion, bei der kein Gebiet der Gesamtgeschichte ausgeschlossen sein soll, die vielmehr den Zweck hat, das Bewufstsein von der Einheit der historischen Forschung zu stärken, zu zeigen, wie die historische Methode überall dieselbe ist, auf allen Gebieten, ohne Unterschied des Zeitraums.

Ich vernehme eben, dafs vor dem Schlufswort doch noch ein Mitglied der Versammlung das Wort ergreifen will; es ist Herr Direktor Weicker, ich gebe ihm das Wort:

Direktor Dr. Weicker: Meine Herren! Noch ein Wort des Abschieds, bevor die Versammlung auseinander geht, ein Wort des Dankes, dem nach den vereinzelten Kundgebungen dieser Art hier noch einmal Ausdruck gegeben werden mufs. Als Leiter einer früheren Versammlung und da ich im Augenblick meine älteren Kollegen in dieser Thätigkeit nicht anwesend sehe, wollen Sie mir daher den Ausdruck dieses Dankes gestatten. Meine Herren! Dank schulden wir vielfach, der Grofsherzoglichen Regierung, den Behörden und Bürgern der Stadt Gieſsen, die ja gestern schon gefeiert worden, den Ausschüssen, kurz all denen, die uns die schönen Tage hier haben bereiten helfen. Aber ganz besonderen Dank schulden wir den hochverehrten Herren Präsidenten der Versammlung. Sie haben von lange her die Fäden gesponnen, sie festgehalten und zu einem allseitig befriedigenden Gewebe gestaltet. Sie haben Mühe und Arbeit nicht gescheut, um uns mit einer kaum noch dagewesenen Reihe von ausgezeichneten Vorträgen zu erfreuen. Sie haben nicht nur diese erworben und gefunden, sondern auch selbst durch eigene Vor-

träge, hier wie in den Sektionen auch diese Seite der Versammlung in würdigster Weise gefördert. Sie haben auch für die Zukunft gesorgt und uns bereits im voraus eine Unterkunft in Zürich geschaffen. Meine Herren! Den beiden Herren Präsidenten in erster Linie verdanken wir eine Versammlung, Freude bringend für die Gegenwart, würdig der Vergangenheit und Hoffnung erweckend für die Zukunft. Zum Zeichen Ihres Dankes gegenüber all denen, die uns hier tief verpflichtet haben, namentlich gegenüber dem Präsidium dieser Versammlung bitte ich Sie sich von Ihren Sitzen zu erheben. (Alle erheben sich.)

Der zweite Präsident: Empfangen Sie den herzlichen Dank des Präsidiums und aller derer, die ihm bei der Verrichtung seiner in der That nicht leichten Arbeit zur Seite gestanden haben.

Ich sprach vorhin in wenigen Worten von der neubegründeten historischen Sektion. Ich knüpfe daran mein letztes Wort. Die Vielheit der Sektionen schadet nicht der geistigen Einheit dieser Versammlung. Was diese Einheit in sich zusammenhält, das ist die deutsche Mittelschule, für welche wir alle arbeiten, mittelbar oder unmittelbar; jene nationale Bildungsanstalt, die uns Deutschen ebenso eigentümlich ist, wie der deutsche Beamte uns eigentümlich ist, der dort seine Vorbildung erhält. Die Fragen, die die Einrichtung, die Unterrichtsweise, die geistige, wie die materielle Speisung dieser Anstalt berühren, sind lauter Lebensfragen unseres Volkes. Es lohnt sich, darum zu kämpfen und zu ringen. Dafür aber, dafs bei solchem Meinungskampfe, wie er sich alljährlich auf jeder Philologenversammlung erneuert, nichts verloren geht von dem, was einmal errungen ist, dafür ist gesorgt, seit die deutsche Schule überhaupt, die deutsche Mittelschule insbesondere, ruht auf dem felsenfesten Grunde des nationalen Staates, und, was mehr ist, seit der Idealismus unserer Schule nicht mehr im Widerspruch ist mit dem Realismus unseres öffentlichen Lebens. Die deutsche Mittelschule bindet sich nicht an die Grenzen des deutschen Reiches; das ist der Grund, weshalb wir auch auf schweizerischem und vielleicht auch wieder einmal auf österreichischem Boden eine Stätte für unsere Versammlungen finden werden. (Beifall.)

Sie aber, meine Herren, die Sie jetzt in die Heimat zurückkehren, entlasse ich mit den besten Wünschen für die deutsche Mittelschule, für alle, die an und in ihr arbeiten, und in der Hoffnung, dafs Sie den Tagen in Gieſsen eine dauernde und dankbare Erinnerung bewahren werden.

Die 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ist geschlossen.

Verhandlungen der Sektionen.

I. Pädagogische Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Nodnagel, Realgymnasialdirektor. Gieſsen. I. Vorsitzender.
2. Weicker, Dr., Gymnasialdirektor. Stettin. II. Vorsitzender.
3. Adam, Professor. Urach.
4. Balser, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
5. Baltz, Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
6. Becker, Geh. Oberschulrat. Darmstadt.
7. Beintker, Gymnasiallehrer. Anclam in Pommern.
8. Blase, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
9. Buchhold, Dr., Lehrer der höhern Töchterschule. Gieſsen.
10. Conzen, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
11. Dehnicke, Gymnasiallehrer. Lüneburg.
12. Denig, Gymnasiallehrer. Bensheim.
13. Dettweiler, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.
14. Friedrich, Gymnasiallehrer. Darmstadt.
15. Hampke, Dr., Gymnasialdirektor. Göttingen.
16. Hangen, Dr., Realgymnasiallehrer. Darmstadt.
17. Hartwig, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. Hanau.
18. Hoffmann, Dr., Professor. Gent.
19. Ihm, Dr., Gymnasiallehrer. Bensheim.
20. Ihne, Dr., Reallehrer. Friedberg in Hessen.
21. Kannengieſser, Dr., Gymnasiallehrer. Lüneburg.
22. Karg, Reallehrer. Friedberg in Hessen.
23. Kehrbach, Dr., Berlin.
24. Kieffer, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
25. Klingelhöffer, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
26. Körber, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
27. Kutsch, Gymnasiallehrer. Gieſsen.
28. Lahmeyer, Dr., Provinzial-Schulrat. Cassel.
29. Lautz, Realgymnasiallehrer. Wiesbaden.
30. Lenz, Gymnasiallehrer. Darmstadt.
31. Lohr, Dr., Gymnasiallehrer. Wiesbaden.
32. Ludwig, Dr., Gymnasiallehrer. Bremen.
33. Matzat, Dr., Direktor der Landwirtschaftsschule. Weilburg.
34. Meyer, Jürgen Bona, Dr., Professor. Bonn.
35. Müller, Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
36. Nehmeyer, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
37. Noack, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.
38. Nover, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
39. Ortmann, Prof. Dr., Konrektor. Schleusingen.
40. Ofswald, Dr., Gymnasiallehrer. Büdingen.
41. Pitz, Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
42. Redslob, Dr., Gymnasiallehrer. Weimar.
43. Reuſs, Dr., Gymnasiallehrer. Wetzlar.
44. Sauer, Lehramtsaccessist. Mainz.
45. Schall, Prof. Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
46. Schaum, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
47. Scheibe, Prof., Rektor der Klosterschule Roſsleben.
48. Scherer, Gymnasiallehrer. Gieſsen.
49. Scheuermann, Dr., Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
50. Schiller, Prof. Dr., Gymnasialdirektor und Universitätsprofessor. Gieſsen.
51. Schlenger, Prof., Gymnasiallehrer. Mainz.
52. Soldan, Realgymnasialdirektor. Mainz.
53. Spangenberg, Realgymnasialdirektor. Wiesbaden.
54. Speck, Gymnasiallehrer. Echternach.
55. Stamm, Gymnasiallehrer. Gieſsen.
56. Stoy, Dr., Privatdocent und Institutsvorsteher. Jena.

57. Trümpert, Gymnasiallehrer. Darmstadt.
58. Uhlig, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. Heidelberg.
59. Völcker, Dr., Progymnasialdirektor. Schönebeck.
60. Weiffenbach, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.
61. Westphal, Dr., Gymnasiallehrer. Freienwalde a/O.
62. Wiederhold, Dr., Realgymnasiallehrer. Darmstadt.
63. Wittich, Dr., Realgymnasialdirektor. Cassel.
64. Wutke, Dr., Gymnasiallehrer. Spandau.
65. Zelle, Dr., Gymnasialoberlehrer. Berlin.
66. Ziemer, Dr., Gymnasiallehrer. Colberg.

Erste (konstituierende) Sitzung
am 30. September 1885.

Nach Schluſs der ersten allgemeinen Sitzung konstituierte sich die Sektion in der Aula des Gymnasiums. Zum ersten Vorsitzenden wählten die Anwesenden Herrn Realgymnasialdirektor Nodnagel (Gieſsen), zum zweiten Vorsitzenden Herrn Gymnasialdirektor Dr. Weicker (Stettin). Zum Schriftführer wird Herr Gymnasiallehrer Dr. Weiffenbach (Gieſsen) bestellt. Als Tagesordnung für die nächste Sitzung wurde festgestellt: Vortrag des Herrn Gymnasialdirektor Dr. Hampke (Göttingen): 'Über die praktische Vorbildung für das höhere Schulamt.'

An Druckschriften waren ausgelegt:

1) Ein Exemplar des im Verlage von Julius Springer & Co. in Berlin erschienenen 'Lese- und Lehrbuchs der französischen Sprache' von Dr. W. Mangold und Dr. D. Coste.
2) Ein Exemplar der im Verlage von L. Wolfs Buchhandlung in Dresden erschienenen 'Griechischen Elementargrammatik' von Dr. H. Uhle. 3. Auflage.
3) Heft 5 der im Verlage des Waisenhauses in Halle erscheinenden 'Lehrproben und Lehrgänge' von Frick und Richter.

Zweite Sitzung
am 1. Oktober 1885, morgens 8 Uhr.

Vorsitzender: Herr Realgymnasialdirektor Nodnagel (Gieſsen).
Vortrag des Herrn Direktor Dr. Hampke (Göttingen):

Über die praktische Vorbildung für das höhere Lehramt.[1])

Meine verehrten Herren! Nicht frei von Befangenheit trete ich vor Ihnen auf: denn über keinen Gegenstand ist so häufig und so vielseitig verhandelt wie über den vorliegenden, und etwas neues wird sich nicht leicht beibringen lassen. Dennoch glaubte ich, die Aufforderung Ihres Präsidiums nicht ablehnen zu sollen. Denn befriedigend sind die gegenwärtigen Verhältnisse hinsichtlich der praktischen Vorbereitung des höheren Lehrer-

1) In Ermangelung eines stenographischen Berichts über den frei gehaltenen Vortrag ist derselbe auf Grund einer durchgearbeiteten Disposition von mir nachträglich so ausgearbeitet worden: ὡς ἂν ἐδόκουν τὰ δέοντα μάλιστ' εἰπεῖν, ἐχομένῳ ὅτι ἐγγύτατα τῆς ξυμπάσης γνώμης τῶν ἀληθῶς λεχθέντων. Hampke.

standes noch nicht. Ein Versuch, welchen bei uns in Preufsen das Unterrichtsministerium zu einer gesetzlichen Regelung unternommen, hat zu keinem sichtbaren Resultate geführt; dringender ist auch in Lehrerkreisen der Wunsch nach einer mehr geregelten und eingehenden Unterweisung, allgemeiner und tiefer die Überzeugung geworden, dafs mit dem Zeugnisse pro facultate docendi von dem Kandidaten nicht die wirkliche facultas docendi, dafs mit dem Wissen noch nicht die Befähigung zum Lehren erworben sei. Und die jungen Lehrer haben gegenwärtig Zeit zu gründlicher Vorbereitung; ein Lehrermangel ist nicht mehr vorhanden.

Ich werde vorzugsweise darlegen: Was ist die Summe desjenigen, welches dem Kandidaten in der Zeit seiner praktischen Vorbildung geboten werden mufs, damit er später seine Berufspflichten in Segen erfüllen könne? Aus dieser Darlegung wird die Beantwortung der zweiten Frage: Welche Art und Weise der Vorbereitung ist die angemessene? und der dritten: Wie verhalten sich dazu die gegenwärtig bestehenden Einrichtungen? sich ergeben.

Zunächst aber: Was bringt der Kandidat von Schule und Universität für seine beginnende Lehrerthätigkeit mit? In der Regel tüchtige fachwissenschaftliche Kenntnisse; dafür sorgen hinlänglich unsere wissenschaftlichen Prüfungskommissionen, wenn auch manches Zeugnis dritten Grades nicht die Gewähr hinreichender wissenschaftlicher Ausbildung des Kandidaten bietet; dazu manche Schulerinnerungen, von denen diejenigen an tüchtige Lehrer sich oft recht wirksam erweisen, nicht selten noch Kenntnisse aus der Geschichte der Pädagogik, welche ihm Vorbilder aufstellt in einzelnen tüchtigen Lehrern und ihm eine Kritik bietet seiner eigenen pädagogischen Ansichten und Bestrebungen, zuletzt oder zuerst ein Mehr oder Minder an Begabung. Und diese besteht zunächst in der Neigung und Befähigung zu wissenschaftlicher Thätigkeit, in der Freude an den Gegenständen des höheren Schulunterrichts; und diejenigen sind die edelsten Mitglieder unseres Standes geworden, welche auf der Schule von so grofser Begeisterung für einen Lehrgegenstand erfafst wurden, dafs sie nach der Schulzeit sich nicht loszureifsen vermochten, sondern das Leben ihm zu weihen sich entschlossen; das werden die ächten deutschen Oberlehrer, die nimmer lassen von wissenschaftlicher Arbeit. Aber einseitig wissenschaftliche Befähigung und Neigung weist mehr auf den akademischen Beruf hin; der Lehrerberuf mit seiner leitenden, erziehenden und unterrichtenden Thätigkeit erfordert auch praktisches Geschick und Begabung; und zwar die leitende Thätigkeit eine tüchtige Persönlichkeit, welche Massen zu regieren und in Zucht und Ordnung zu halten versteht — und wir können uns freuen, dafs unser Stand in neuerer Zeit einer grofsen, wohl überwiegenden Zahl solcher Persönlichkeiten sich rühmen kann — die Erziehung herzliche Liebe zur Jugend, ein offenes Auge und warmes Herz für jugendliches Empfinden und einen sittlich-edlen Charakter, der Unterricht die Gabe klarer und anregender Darstellung und Anempfindung für das Denken des werdenden Menschen. Reichbegabter und edler Naturen fürwahr bedarf es für unsern Beruf, wenn wir frei und stolz und erfolgreich unseres hohen Amtes warten sollen, und darum begrüfsen wir mit freudigem Danke jeden Schritt, welcher geeignet ist, unserm Amte auch denjenigen Grad äufserer Würde zu erteilen, dafs hochstrebende Naturen sich davon nicht ausgeschlossen fühlen, wie neuerdings die Aussicht, dafs in Preufsen der Herr Unterrichtsminister von Gofsler auch dem ordentlichen Lehrer das Wohnungsgeld des Amtsrichters zubilligen werde; und wenn viele unter

uns zuerst schmerzlich berührt wurden durch die Kunde, dafs der Bismarck-Fonds zu Stipendien für den höheren Lehrerstand verwendet werden solle, und meinten, unser Stand werde damit den Proletariern unter den Studierten beigezählt, so ist die richtigere Überzeugung geltend geworden, dafs uns vielmehr eine nationale Anerkennung von höchster Seite zu teil geworden sei.

Aber nun zur Ausbildung und zwar zuerst in der Kunst des Leitens, des Beherrschens der Klassen, der Handhabung der Disziplin. Hier ist der Kandidat darauf hinzuweisen und daran zu gewöhnen, dafs er zunächst die eigene Persönlichkeit zu einer tüchtigen, leitenden ausbilde; dafs er sich losmache von allerlei Schwächen und Fehlern, wie Blödigkeit, Verlegenheit, Unbeholfenheit, und stets völlig frei und geschlossen vor den Schülern erscheine. Auch von leidenschaftlichen Erregungen mufs er lernen sich frei zu machen und völlige Selbstbeherrschung über sich gewinnen; denn die Schüler empfinden den innern Widerspruch, welcher in den Ansprüchen desjenigen Lehrers liegt, der von ihnen unbedingten Gehorsam verlangt, während er sich selbst, nämlich der Vernunft in ihm nicht gehorcht. Vermöge einer solchen Selbstbeherrschung mufs er in den Stand gesetzt werden, zu gebotener Zeit alle geistige und sittliche Kraft zusammenzufassen und sei es einen Einzelnen, sei es eine Klasse sich völlig zu unterwerfen. Für gewöhnlich aber sich nicht gehen zu lassen, sondern gespannte Wachsamkeit stets über sich selbst wie über die Klasse zu üben, so dafs er in jedem Augenblick sowohl die gesamte Klasse übersieht, als auch jeden einzelnen Schüler fest im Auge behält, mit Weisheit unter den Mafsregeln, welche nötig sind, um einen Einzelnen oder eine Anzahl zur Ordnung zurückzuführen, die fördersamsten auszusuchen, und mit Geistesgegenwart sie im richtigen Moment zur Ausführung bringen, mit einem Worte, die königliche Kunst der Herrschaft mufs der Kandidat hier lernen. Und dazu noch manche Einzelheiten! Er mufs darauf achten, welcher Platz in den verschiedenen Klassen der angemessene für ihn sei, in den unteren und mittleren Klassen nicht das Katheder, welche Haltung die Schüler zu beobachten, wie sie nicht allein gerade, sondern auch geordnet zu sitzen haben, wie sie, wenn sie zu ermatten beginnen, durch eine kurze körperliche Übung (z. B. Aufstehen und Niedersitzen) wieder frisch zu machen sind, wie auf den Tischen nur dasjenige zu dulden ist, was die Schüler gerade nötig haben, wie die gewöhnlichen Thätigkeiten durch kurze Kommandos, wie 'Bücher auf den Tisch! Bücher vom Tisch!' u. s. w. zu regeln, wie verschiedene Ämter zu schaffen sind, damit in jeder Beziehung Ordnung walte in der Klasse. Vor allem aber ist der junge Lehrer darauf hinzuweisen, stets das Interesse aller Schüler rege zu erhalten, weil dadurch am besten sie vor Zerstreuung und Ungehörigkeiten bewahrt werden, und zu dem Zwecke es sich auch angelegen sein zu lassen, in jeder Stunde jeden Schüler mehrmals heranzuziehen.

Schon durch die leitende, die Ordnung erhaltende Thätigkeit, wiewohl sie zunächst darauf bedacht ist, gegen störende Einwirkungen die unterrichtende und die erziehende zu schützen, auch eine erziehende zu bezwecken, wird der junge Lehrer hingewiesen werden müssen, nämlich die Erziehung des Einzelnen zu Ordnung, Zucht und Gehorsam, zur Unterwerfung unter das Ganze eines geordneten Klassenlebens. Ebenso darf er keine Mafsregel der Leitung und der Zucht verhängen im Widerstreite zu dem höheren Ziele der Erziehung, sondern seine gesamte Thätigkeit in den Dienst der letzteren zu stellen, kann der Jünger der Wissenschaft nicht nachdrücklich genug hingewiesen werden. Darum

darf man ihn weder sich gewöhnen lassen an die bis ins Herz hinan kühle Art rein wissenschaftlichen Lehrbetriebs, noch an den bei energischen jungen Lehrern beliebten Unteroffizierston, sondern es ist ihm immer wieder und wieder beim Beginne seiner Thätigkeit auf das Wärmste und Entschiedenste vorzuhalten, dafs er seinen Beruf nur dann mit Segen verwalten kann, wenn er sein Herz erfüllt mit derjenigen Liebe zu seinen Schülern, die sich nie erbittern läfst, und wenn sein gesamtes Thun von einer solchen Liebe so durchdrungen ist, dafs sich die letztere unverkennbar und unverwischlich den Schülerherzen aufdrängt. Nur durch die Liebe, welche im Tone der Freundlichkeit sich kund giebt, werden die Herzen der Schüler dem Lehrer geöffnet, dafs er die schlummernden sittlichen Kräfte zu wecken und die herankeimenden zu pflegen vermag; Unfreundlichkeit des Lehrers verschliefst die Schülerherzen gegen sittliche Einwirkung wie gegen den Unterricht; amo ist die erste, doceo und moneo erst die zweite Konjugation; Ironie verbittert, Ungerechtigkeit empört, Unwahrheit pflanzt dort Verachtung, wo Ehrfurcht gedeihen sollte. Darum ist der junge Lehrer zu warnen, seine Unsicherheit jemals durch Phrasen zu verhüllen; offenes Geständnis ehrt ihn in den Augen jedes edel denkenden Schülers. Lohn und Strafe zu verteilen nicht nach unumstöfslicher Norm, sondern mit Rücksicht auf den Eindruck auf die Schüler-Individualität, und dabei doch Rechnung zu tragen dem Klassenbewufstsein, welches zumeist die gleiche Strafe für das gleiche Vergehen verlangt, wird dem Anfänger nicht leicht werden. Vor allem aber mufs der Entschlufs in ihm geweckt werden, diejenige Liebe im eigenen Herzen heranzubilden, welche mit der Gesamtheit der Klasse auch jeden einzelnen Schüler auf dem Herzen trägt, welche sich sorgsam bemüht, jede Einzeln-Natur kennen zu lernen, um jeder einzelnen auf die rechte Weise helfen zu können, und welche sich doch nicht herabstimmen läfst zu weichlicher Nachgiebigkeit. Die Gewöhnung an eine solche Liebe hat unsern jungen Lehrern vielfach gefehlt, ja oft der bloſse Hinweis darauf, und viele jungen Lehrer nehmen es übel auf, wenn man von einem richtigen Verhältnis zwischen ihnen und der Jugend spricht. Und doch ist ein solches Verhältnis überaus wichtig; denn wo sich der treuen Liebe des Lehrers die Herzen der Schüler hingebend erschlossen haben, da sind sittliche Kräfte angeregt worden in den letzteren, durch welche die gesamte Schülerthätigkeit belebt und das ganze Werk der Schule energisch gefördert wird; und auch der Unterricht gedeiht am besten, wo das Wort gilt: laeti discipuli, laeti magistri. Also einen liebevollen, freundlichen Lehrer heranzubilden, aber nicht einen weichen, sondern lieber etwas derben, denn Derbheit des Lehrers mit Freundlichkeit gemischt bekommt der jugendlichen Natur gut wie uns allen der Wechsel des Wetters und der Jahreszeiten — ist eine der wichtigsten Aufgaben der Ausbildungszeit.

Und nun zur nächstliegenden Aufgabe des Lehrers, zum Unterricht! Das wesentlichste Mittel des Unterrichts ist die Rede, und darum zu klarer Darstellung und präcisem Ausdrucke zu gelangen, sollte der Kandidat in der Ausbildungszeit vor allem sich gewöhnen, da dem vollbeschäftigten Lehrer weder Zeit noch Neigung zu solcher Arbeit an sich mehr zur Verfügung steht. Er mufs sich Gewandtheit und Leichtigkeit in der Darbietung des Lehrstoffes erwerben, er mufs lernen, mit Sicherheit eine bestimmte Vorstellung im Schüler zu erregen. Und zwar auf dem kürzesten Wege. Denn ein jedes überflüssiges Wort verhüllt den Begriff oder Gedanken, und ein jegliches gewöhnt den Schüler, weniger auf die Worte seines Lehrers zu achten. Wer nicht die

Gabe des klaren und treffenden Ausdruckes von Natur besitzt oder durch Gewöhnung im Familiengespräch sich angeeignet, der suche sie zu erwerben durch Ausarbeitung von Lektionen, wie gewissenhafte Geistliche durch sorgsame Ausarbeitung der Predigten Klarheit und Fülle des Ausdrucks neben dem Reichtum der Gedanken sich zu gewinnen oder zu bewahren bemüht sind. Dafs der junge Lehrer sich des Dialektischen, soweit es, stärker ausgeprägt, auffällt oder gar zum Lachen reizt, wie es bei dem Vorlesen eines tief empfundenen lyrischen Gedichtes leicht vorkommt, entwöhne, dafs er Undeutlichkeiten und Unebenheiten der Aussprache, kreischende Töne oder gar Verzerrung des Gesichts, wenn er mit solchen Schwächen dem Lehrberuf sich gewidmet, jetzt wenigstens abthun müsse, bedarf keines Worts. Hingegen, dafs der Ton des Unterrichts angepafst werden müsse dem Gegenstande und dem Ziele der Belehrung, dafs, wo etwas deutlich zu machen ist, anschaulich und ruhig, wo eine sittliche Einwirkung erreicht werden soll, ernst und nachdrucksvoll zu sprechen, dafs alles Geschraubte völlig zu meiden, vielmehr die Sprache gewöhnt werden müsse, in ihrem Klange unmittelbar der Stimmung der Seele sich anzuschmiegen, darüber wird der junge Lehrer während des wechselnden Ganges seines Unterrichts wiederholt zu belehren sein. Dazu über das wichtige Gesetz, dafs nichts dem Schüler vereinzelt darzubieten sei, sondern alles in festgegliederter Ordnung. Denn nur dasjenige prägt sich nachhaltig dem Gedächtnis ein, was in wohlgeordnetem Zusammenhang von uns aufgenommen ward; hier taucht mit einem Gliede die ganze festgeschlossene Kette wieder im Bewufstsein empor; das Vereinzelte hingegen verflüchtigt sich bald und entschwindet. Darum jedes Einzelne in möglichst vielfach geordneten Zusammenhang zu setzen, damit es durch möglichst viele Kombinationen möglichst oft wieder emporgezogen werde, mufs der junge Lehrer zu einem der wichtigsten Grundsätze des Unterrichts sich zu machen lernen. Und, wenn er etwas Neues den Schülern darbieten will, hat er die darüber schon vorhandenen Vorstellungen in dem Bewufstsein wieder wachzurufen, damit daran das Mitzuteilende sich anhake anstatt in der Luft zu schweben, und, wenn er eine Belehrung schliefst, dann einen realen Abschlufs zu bieten, weil das nicht Abgeschlossene sich leicht verflüchtigt; überhaupt, nicht allein das Einzelne, sondern auch gröfsere Ganze klar zu gliedern und scharf von einander zu unterscheiden und in jedem Unterrichtsgegenstande sorgfältig zu beobachten, wann die Zeit gekommen ist, ein durchgenommenes Ganzes rückblickend in seinen Haupt- und Nebenteilen noch einmal darzubieten. Denn allein was die Seele einteilend überschaut, wird ihr zu gesichertem Besitze, alles Ungeordnet-Massenhafte belästigt sie, bis es sich aufgelöst hat. Und der Rückblick darf nicht jedesmal von der gleichen Seite genommen werden — sonst stellt sich stets das gleiche einseitige Bild der Seele dar, sie ermüdend — sondern ist immer von einer neuen Seite zu geben, bis sich die verschiedenseitigen Bilder zu einem Gesamtbilde leicht zusammenschliefsen.

Ebenso wichtig ist für den jungen Lehrer die Unterweisung zu angemessener und geschickter Verwendung der verschiedenen Formen des Unterrichts, namentlich auf der unteren und mittleren Stufe. Auf der oberen kommt er eher aus, wenn er nur Geist mitbringt und, selbst angeregt, den Geist anzuregen vermag und den Geist höher, weit höher stellt, als den Buchstaben. Unten aber wills damit allein nicht gehen, hier ist der Unterschied zwischen der Auffassung des Schülers und derjenigen des Lehrers zu bedeutend, hier mufs das Unterrichtsmaterial nicht minder angepafst werden

der Fassung des Schülers als es in sich sorglich zu ordnen ist; und die Vorwürfe, welche dem höheren Unterrichte von den vorgesetzten Behörden wie aus den Kreisen des beteiligten Publikums vielfach gemacht worden sind, treffen vorzugsweise diese Seite und diese Stufe. Den Lehrer treffen sie teilweise mit Unrecht, denn in der Regel ist ihm die Anleitung zu einer solchen Ausübung der Lehrthätigkeit vorenthalten geblieben. So mögen nicht viele Lehranstalten sein, an welchen das Chorsprechen geübt wird, und doch ist keine andere Übung so erfolgreich, das Ganze einer Klasse an den Rhythmus fremdartiger Verse zu gewöhnen und die Einzelnen durch die Wucht der Masse mit fortzureifsen, ferner alles, was dem Ohre der Schüler widerstrebt, durch die Kraft der Gesamtheit fest einzuprägen, keine Übung macht den Kleinen, indem sie sich als im Ganzen mitwirkend freudig empfinden, so grofse Freude als das Chorsprechen; und auch die Prima hat ihre Freude daran, wenn es ihr gelingt, einen sophokleischen Chor machtvoll anschwellend und wohl gemäfsigt zum Vortrag zu bringen. Andererseits vermag selbst der Primaner nicht, einem längere Zeit fortgesetzten Vortrage des Lehrers gespannt zu folgen; infolge der fortgesetzten Receptivität wird die Seele matt und schlaff, wie sie dem Kinde erschlafft bei anhaltender Geistesthätigkeit ohne Körperbewegung; und wie es hier sich empfiehlt, durch eine kurze körperliche Übung auch die Seele zu erfrischen, so mufs auch auf der höhern Unterrichtsstufe, die Receptivität immer wieder unterbrochen werden durch Selbstthätigkeit im Aussprechen geordneter Gedanken. Demnach den regsten Gebrauch zu machen von der dialogischen Form des Unterrichts, vorzugsweise unten, aber auch oben, ist der junge Lehrer zu gewöhnen und die angemessene Anwendung der Frage tüchtig zu üben. Nicht an den Einzelnen, sondern an die gesamte Klasse die Frage zu richten, damit die ganze Klasse zur Teilnahme angeregt werde, die Frageform kurz und klar zu bilden und mit Nachdruck vorzutragen, keine Ratefragen aufzustellen, denen gegenüber der Schüler zwischen den Antworten ja und nein hin- und herschwankt, sondern die Frage so zu formulieren, dafs sie sich anpafst der Klarheitsstufe der Gefragten und dafs die Reihe der zur Antwort notwendigen Vorstellungen durch die Frageform selbst im Bewufstsein der Schüler geordnet erregt wird, das Alles mufs vielfach geübt werden mit dem Kandidaten, darin darf man ihm in der Zeit seiner Vorbildung nichts nachsehen, sondern er mufs lernen, die Frage zu behandeln als eins der wichtigsten Werkzeuge, einmal um die Masse in geistige Bewegung zu setzen, zweitens aber auch als Sonde zu dienen, die ihm deutlich zeigt, wie es in der Seele der Schüler aussieht. Aber er mufs auch lernen, den Kindern wieder einmal durch Mitteilung von Material eine Erholung zu bereiten, nachdem er sie durch eine Reihe an- und aufregender Fragen in angespannte Thätigkeit versetzt hat. — Überaus wichtig ist die Übung des jungen Lehrers in der angemessenen Handhabung der Frage für den heuristischen Unterricht, und andererseits ist auf der unteren Stufe gerade dieser Unterricht ausnehmend wichtig, insofern die aus dem Bewufstsein geschwundenen Vorstellungen dadurch wieder zurückgerufen, die undeutlich gewordenen gefestigt und ergänzt werden und verhütet wird, dafs Mitgeteiltes unverstanden bleibe. Die Grammatik der Muttersprache wird man nur auf heuristischem Wege lehren können und nicht minder die Heimatskunde; noch mehr, auf der unteren Stufe wird jeder Unterricht insofern zu einer Art von Heimatskunde zu gestalten sein, als er anknüpfen mufs an die dem Knaben geläufigen, heimisch gewordenen Vorstellungen und sich hüten mufs, unvermittelt Fremdartiges zu bieten. Aber der wissenschaftliche

junge Lehrer ist durch seine wissenschaftliche Thätigkeit auf der Universität einer solchen Lehrthätigkeit meist völlig entfremdet; auch vorher ist sie ihm zumeist unbekannt geblieben und es bedarf einer regelmäfsigen und intensiven Anweisung und Übung, um ihn daran zu gewöhnen. Nicht anders steht es mit dem Anschauungsunterricht. Das Einzelne klar, scharf und lebendig vor die Anschauung der Schüler zu stellen, es von allen Seiten anschauen und auffassen zu lassen, die Hindernisse mit Verständnis und Geschick wegzuräumen, welche sich einer klaren Anschauung entgegenstellen, sodann aus dem Einzelnen das Allgemeine gewinnen zu lassen und die Regel erst den Schülern mitzuteilen, nachdem sie aus einer genügenden Fülle des sorgfältig ausgewählten Einzelnen gewonnen ist und daraus Leben und die Kraft geschöpft hat, nunmehr das Einzelne sich zu unterwerfen, einen solchen Unterricht verlangt dringend die kindliche Natur, aber nur selten ward er ihr geboten, Regel und Paradigma wurden mit Gewalt eingearbeitet, und wenn die weniger starken Naturen matt wurden, glaubten wir jene Regeln noch nachdrücklicher einarbeiten zu müssen, und die Knaben lernten sie auf das schönste auswendig, nur versagten sie in der Anwendung, und wir wurden unmutig, wenn nicht wenige Schüler uns zerstreut oder stumpf wurden. Durch Schmidt in Wittenberg und Schrader ist allerdings viel auf dem Gebiete des fremdsprachlichen Unterrichts in dieser Beziehung gebessert, alles aber noch nicht. In andern Unterrichtsgegenständen ist umgekehrt der Anschauungsunterricht zu weit gegangen und während ich in der Naturgeschichte die Naturgegenstände wohl nie anzuschauen bekam, lernen jetzt unsere Kinder die Pflanzen nicht allein mit den Augen, sondern auch mit der Loupe sorgfältig betrachten und sie mit Messer und Pinzette zu zergliedern, sie üben Hand und Auge; aber will der naturwissenschaftliche Unterricht weiter nichts? Will er nicht Wohlgefallen und Liebe zur Natur erwecken, und mufs er nicht, um dies zu erreichen, über die Betrachtung und Zergliederung des Einzelnen hinausgehen und der Jugend die Naturgegenstände auch in Naturbildern, aufserdem in ihren Lebensbeziehungen zu einander und zu uns vor das Auge stellen? Im sprachlichen Unterricht aber mufs der junge Lehrer auf das Nachdrücklichste auch darauf hingewiesen werden, stets darauf bedacht zu sein, den Inhalt des Gelesenen so lebendig und eindringlich als möglich seinen Schülern vor die Augen zu stellen. Es ist unverantwortlich, dafs wir unsere Schüler geradezu an Gedankenlosigkeit gewöhnen, indem wir auf der untersten Stufe in der Lektüre ihren Blick fast ausschliefslich auf die fremdsprachlichen Formen richten und den Inhalt bei Seite liegen lassen, welcher ja allerdings in vielen Übungsbüchern so unbedeutend ist, dafs er ein Eindringen nicht verdient. Und doch sollte alle Lektüre dazu angethan sein, unsern Schülern eine ebenso reiche Fülle von Kenntnissen und sittlichen Anregungen zu bieten, wie das Leben, und eine unserer würdigsten Aufgaben ist es an eine solche Lektüre die Knaben zu gewöhnen, indem wir ihre Teilnahme zu gewinnen und zu erwärmen suchen für alles, was des Menschen Brust bewegt, indem wir ferner, was sie an Kenntnissen in diesem oder jenem Lehrgegenstande abgegrenzt empfangen haben, durch die Lektüre in Verbindung und in Beziehungen setzen, so dafs die einzelnen Lehrgegenstände nicht allein vereinzelt, sondern auch in ihren Beziehungen zu einander wiederholt vor dem Bewufstsein erscheinen. Noch wissen nicht alle Lehrer, dafs sie einen bedeutenden Satz oder ein anregendes Lesestück in der fremdsprachlichen Form wie in der Übersetzung wenigstens mit angemessenem Ausdrucke ihren Schülern vorzutragen haben, damit die letzteren davon

einen Eindruck gewinnen; ein Lesestück so zu behandeln, dafs die bedeutendsten Personen und Gegenstände klar und nachhaltig vor die Anschauung treten und dafs auch die Bewegung und der Fortschritt der Gedanken den Zuhörern aufgeht, daran zu denken und darin sich zu üben sind wohl recht wenige Lehrer aufmerksam gemacht worden. Und ebenso wenig darauf, die stille Arbeit des Schülers, aus der Erkenntnis des Einzelnen zu schöpfen den allgemeinen Gewinn für Erkenntnis und Urteil, für Wollen und Handeln verständnisvoll zu erleichtern und zu fördern. Es ist ja ein gewaltiges, umfangreiches und heterogenes Lehrmaterial, welches unsern Gymnasien überkommen ist durch das Bestreben, zugleich in die Welt des klassischen Altertums und deutschen Lebens, sowie in die wichtigsten Errungenschaften der modernen Wissenschaft unsere Schüler einzuführen; und die Realgymnasien drückt infolge der Verbindung des lateinischen, englisch-französischen, geographisch-geschichtlichen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts eine gleich grofse Last, wie sehr auch in Preufsen die Unterrichtsverwaltung bemüht gewesen ist, im Einzelnen Erleichterungen zu schaffen. Noch immer ist das Material ein so massenhaftes, die Receptivität der Schüler in dem Mafse in Anspruch nehmendes, dafs verhältnismäfsig zahlreichen Schülern die völlige Durchdringung nicht gelingt. Wir vermögen nicht eben viele Schüler zugleich so tief und nachhaltig in die Welt des Altertums einzuführen, dafs ein Bild antiken Lebens und Strebens nicht allein klar und in der angemessenen Beleuchtung und unvergänglich vor ihrer Anschauung steht, sondern auch wirkungsreiche Kraft gewinnt für ihr Wollen und Handeln, und dieselben zugleich die verschiedenen Gebiete der elementaren Mathematik so überschauen zu lassen, dafs sie einen jeden Satz auf seine Gründe zurückführen und aus der Kombination verschiedener neue Folgerungen ziehen könnten, und dazu die wichtigsten Thatsachen der Geschichte ihnen so zu eigen zu machen, dafs sie auch ein Urteil zu gewinnen vermöchten rücksichtlich desjenigen, was 'nach dem Laufe der menschlichen Dinge wieder einmal auf gleiche oder ähnliche Weise geschehen wird.' Da gilt es, den jungen Lehrern als eine ihrer edelsten Aufgaben einzuprägen — geistvolle Lehrer thun es unbewufst — den Schülern zu Hilfe zu kommen, dafs diesen durch die Masse des anzueignenden Materials nicht die Ideen verschüttet werden, sondern ihnen vielmehr in wirkungsvoller Klarheit aufgehen; nicht minder als die Thatsachen auch das Wie und Warum zu behandeln und zur Übung der vergleichenden Thätigkeit die Schüler heranzubilden, möge diese sich auf die Übereinstimmung oder auf die Unterschiede erstrecken. Und damit diesen allgemeinen Gewinn zu schöpfen den Schülern Ruhe und Zeit gewährt werde, wird der junge Lehrer lernen müssen, anstatt jeglichen Abschnitt des Lehrmaterials mit der gleichen Ausführlichkeit zu behandeln, diejenigen vornehmlich mit liebevoller Hingabe an das Detail und erschöpfend darzustellen, welche vorzugsweise geeignet sind, das Denken und Wollen anzuregen, in der Geschichte wie in der Lektüre solche Abschnitte, in welchen grofsartige Ereignisse oder Persönlichkeiten zur Darstellung gelangen, auf andern Gebieten entweder das Fundamentale oder das dem jugendlichen Empfinden am nächsten Liegende, die andern Partien hingegen nur zu skizzieren. Auf solche Weise wird zugleich für eine wechselvolle Gliederung des Lehrmaterials gesorgt, welche schon um der Wiedererinnerung willen, wie oben gezeigt, anzustreben ist. Die richtige Auswahl jedoch zu treffen, wird der Lehrer nur dann imstande sein, wenn er hinsichtlich der Lehrgegenstände, in welchen er unterrichten soll, zuvor selbst darüber gründlich unterrichtet worden ist, was für die Bildung der

Jugend mit ihrem Betrieb bezweckt werden soll. Ich wüfste nicht, dafs die angehenden Lehrer eine solche Belehrung in der Regel erhielten; und doch, wer bei seiner Thätigkeit keinen Zweck im Auge hat, kann dessen Arbeit derjenigen des Künstlers irgendwie gleichgestellt werden? Und wie wichtig ist nicht das Bewufstsein von Zwecken auch für die Art des praktischen Betriebs! Der Lateinlehrer auf der untersten Stufe wird, wenn er allein den nächsten Zweck vor Augen hat und die lateinischen Formen nebst den Elementarlehren der Syntax zum sichern Besitz der Schüler zu machen sich bemüht, leicht übersehen, dafs die letzteren sich hinsichtlich der Stellung und Auswahl der Worte Gewöhnungen aneignen, welche abzugewöhnen der Lehrer der Stilistik auf der oberen Stufe grofse Mühe vergeblich verwendet. Nun gar die Übung des jugendlichen Geistes, das Einzelne in reicher Fülle in sich aufzunehmen und durch Gesetz und Regel zu ordnen und zu beherrschen, auch das Gedächtnis zu kräftigen dadurch, dafs alles Einzelne untereinander in Verbindung gesetzt wird, verliert der Lehrer der lateinischen Elemente leicht ganz aus den Augen; und oben und unten wird gesündigt gegen die Pflicht, die vollendetsten und dem jugendlichen Empfinden nahe liegenden Werke im Einzelnen und im Ganzen so anschaulich und so lebendig vor das Bewufstsein der Jugend zu stellen, dafs sie auf Denken, Empfinden und Handeln die nachhaltigste Einwirkung ausüben. Wie diese höchste Aufgabe erfüllt werden könne, ohne die andere minder wichtige, die behandelten prosaischen Werke als Fundgruben und Muster der Übungen zu verwenden, zu vernachlässigen, wie andererseits bei der poetischen Lektüre das Grammatische auf das Notwendigste zu beschränken sei, derartige Belehrungen sollten dem jungen Lehrer über keinen der ihm einst anzuvertrauenden Unterrichtsgegenstände vorenthalten bleiben. Er findet sie allerdings in manchen Büchern über Gymnasialpädagogik, namentlich in Schraders trefflichem Werke; aber so wichtige Belehrungen über seinen Lebensberuf sind nicht seinem Ermessen zu überlassen, es ist Vorsorge zu treffen, dafs er sie sicher und zur rechten Zeit und bei der rechten Gelegenheit empfange. Und auch darauf kann er nicht eindringlich genug hingewiesen werden, da einmal die Not dazu zwingt, den kleinen Sextaner wie den Primaner mit Massen heterogenen Lehrstoffes zu überhäufen, welche wir wahrlich nicht zusammenhäufen würden, wenn wir aus unserer Kulturgeschichte heraustretend den angemessenen Lehrstoff aussuchen könnten — wir würden nicht auf den neunjährigen Knaben das bunte Gemisch von Religion, Deutsch, Latein, Geschichte, Geographie, Rechnen, Naturbeschreibung in jeder Woche so und so oft eindringen lassen — also auch auf die Aufgabe, das heterogene Lehrmaterial in sich in Beziehung zu setzen, wo sich Beziehungen vorfinden, ist er hinzuweisen. Dafs die Fähigkeit, diese Beziehungen aufzufinden und durchzuführen, oft dem Primaner in so auffallender Weise mangelt, dafs ihm bei der Anfertigung des lateinischen Abiturientenaufsatzes diejenigen Kenntnisse in der alten Geschichte versagen, über welche er in der Geschichtsprüfung ohne Mühe verfügt, ist mehr als einmal beobachtet werden. Nicht wenige wackere Schüler besitzen ihre Kenntnisse so, als wären sie ihnen nach den einzelnen Unterrichtsfächern in einzelnen Schubfächern gesondert verschlossen, und jedes Schubfach mufs besonders geöffnet werden, damit die dort niedergelegten Kenntnisse zum Vorschein kommen. Die Fertigkeit, zu jeglicher Zeit über das gesamte Wissen zu gebieten, eine Herrschermacht auf dem Gebiete des Wissens, seinen Schülern mitzuteilen, indem er sie übt, ihre Kenntnisse in den verschiedenen Lehrgebieten zusammenzustellen, zu vergleichen, entgegenzustellen und zu über-

schauen, sowohl diese Aufgabe dem jungen Lehrer vor Augen zu stellen gehört zu den hohen Zielen der Lehrerbildung, sowie nicht minder ihm zu zeigen, wann und wie er diese Aufgabe am angemessensten erfüllen wird, nicht allein in der Lektüre, worauf oben hingewiesen, sondern auch bei anderen Gelegenheiten zu Kombinationen; und es mufs ihm so zur Überzeugung gebracht werden, dafs er seinen Lehrerberuf in dieser Beziehung völlig nur dann erfüllen kann, wenn er sich des gesamten Schulwissens in seinen wesentlichen Bestandteilen bemächtigt. Eine drückende Forderung für den jungen Lehrer, der eben noch auf der Universität sich freudig in wissenschaftliche Detailforschung versenkt hatte! Aber eine notwendige. Denn die Seele erscheint uns allerdings als ein Gebilde von gewaltiger Elastizität, aber dennoch ist eine Zerzerrung nicht zu vermeiden, wenn auf einen schwächeren Geist hintereinander heterogene Lehrmassen in heterogener Art eindringen. Noch hat die auf den Gymnasien gebildete Jugend in grofsen Zeiten ihre Idealität bewiesen; aber es kann nicht geleugnet werden, dafs auch Zerfahrenheit, Mattheit, Nervosität da anzufinden sind, wo wir frische Unmittelbarkeit und feurigen Jugenddrang wünschten, dafs wir ein starkes Willenscentrum und eine einheitliche Willensbewegung bei nicht wenigen unserer gereiften Schüler vermissen, und dafs, wie bei vielen die Kenntnisse, durch mühsame Wiederholungen für die Reifeprüfung ins Gedächtnis zurückgerufen, nach der Prüfung bald wieder sich auflösen, weil sie durch kein inneres Band vereinigt waren, so auch die Begehrungen und Bestrebungen der Seele hin- und herschwanken, weil diese in der Schule nicht beständig einem Ziele, sondern vielen zugeführt wurde. Die Gefahr, Halbbildung und halbe Charaktere zu zeitigen, ist unsern höheren Schulen wegen der Fülle des antiken und modernen Bildungsmaterials nicht völlig fern geblieben. Hier Abhülfe zu schaffen, ist allerdings Aufgabe des Lehrplans und Stundenplans, ist aber nicht minder Aufgabe des Lehrers, welcher die Gesamtheit der Studien seiner Schüler in der Richtung auf das einheitliche Ziel der Ausbildung der Kräfte der Seele hin zusammenzufassen und im Auge zu behalten während seiner Vorbereitungszeit lernen und es als seine höchste Aufgabe auffassen mufs, alle drei Richtungen seiner Thätigkeit, Zucht, Erziehung und Unterricht stets jenem Ziele zuzuwenden und dabei doch stets sich in allen drei Thätigkeiten auch den Individualitäten seiner Zöglinge anzupassen, um ihre innere Teilnahme zu fesseln. Dem Zögling selbst bleibt immer noch genug und übergenug in sich zu verarbeiten übrig, namentlich, in welcher Mischung er sich sein Bildungsideal aus Altertum, Deutschtum, Christentum und moderner Wissenschaft gestalte. Von dem Lehrer aber, welcher in seiner Wirksamkeit alles, was mitgeteilt, ins Auge fassen soll, sagt ein Genosse zutreffend: 'Der Wegearbeiter kann seine Hacke einmal ruhen lassen, um einem alten Bekannten, der vorübergeht, die Hand zu drücken. Der Maurer auf dem Gerüst dreht den Kopf zur Gasse und blickt einem Mädchen lange freundlich nach. Der Schlosser, während er den Blasebalg zieht, träumt von seiner Heimat. . . . . Aber wir müssen unsern Kopf bewahren, wie die Schildwache ihren Posten, wir müssen jeden Traum und jeden Wunsch unerbittlich abweisen, wir müssen sehen und sprechen zugleich, diese bändigen, jene anspornen, hier die Ordnung wahren, dort den Fleifs anregen, kurz die Arbeit thun von dreien zugleich.'

Und nun noch das Technische, wie die Übungen am besten zu gestalten sind, damit das Wissen am sichersten in ein Können sich umwende, wie sie anzuschliefsen sind an die Behandlung des eigentlichen Lehrstoffes, welches Mafs auf den verschiedenen Unterrichtsstufen zu beobachten, wie zwischen mündlichen und schriftlichen Übungen und

innerhalb der letzteren zwischen den häuslichen und den Klassenarbeiten die Auswahl zu treffen sei, wie die letzteren vorzubereiten und wie zwischen allen Übungen ein geordneter Wechsel vorzunehmen sei, damit das Material allseitig behandelt und der Geist nicht an mechanisches Thun gewöhnt werde, wann die Zeit gekommen sei, zu einer schwierigeren Gattung von Übungen fortzuschreiten, sodann, wie die Korrektur zu gestalten sei, damit sie ihren Zweck an der Gesamtheit wie an den Einzelnen erfülle, damit sie Belehrung und Entwöhnung vereinige, wie durch die Verschiedenartigkeit der Gattungen der schriftlichen Aufgaben auch eine verschiedene Art der Behandlung bei der Rückgabe bedingt sei, alles dies bedarf einer gründlichen und vielseitigen Besprechung. — Dazu mufs der junge Lehrer während der Zeit seiner praktischen Vorbildung doch auch die tüchtigsten Hülfsmittel für seinen Beruf kennen lernen, sowohl an solchen Schriften, bei denen er sich Rat holen kann, als auch an Lehrmitteln; er mufs ferner sich unterrichten sowohl über die gegenwärtige Organisation der Art von Anstalten, an welcher er wirken will, und die grundlegenden Verordnungen, wie über den Entwicklungsgang, welchen dieselben durchgemacht haben, damit er später an der ihm zugewiesenen Anstalt im Hinblick auf die gegenwärtige Gestaltung dieser Gattung wie auf ihre Geschichte seine Thätigkeit ausüben könne. — Die Darstellung desjenigen, was der angehende Lehrer nicht mitbringt in seine Schulthätigkeit, sondern sich hier erst erwerben mufs, hat schon die Wege gewiesen, auf welchen dieser Erwerb zu suchen ist, nämlich fortgesetzte Belehrung, Anleitung, Übung, Zurechtweisung durch einen tüchtigen Meister und fortgesetztes Anschauen und Einleben in normale mustergiltige Verhältnisse. Auf allen Gebieten der beginnenden Lehrerthätigkeit trat ein Dreifaches als Bedürfnis hervor, einmal, dafs der Anfänger eine umfassende und klare Kenntnis gewinne sowohl von der gesamten Reihe der Zwecke und Ziele, als von den Wegen, welche hinführen zu diesen Zielen, zweitens, dafs er sich eine solche Übung und Fertigkeit erwerbe in seiner Vorbereitungszeit, dafs er fortan ohne Schaden, vielmehr in Segen selbständig weiter zu wirken vermöge, endlich, dafs in ihm eine Gesinnung begründet werde hinsichtlich seines Berufes, dafs er an den Pflichten und der Würde desselben festhalte in seinem Wollen und Vollbringen. Fürwahr eine nicht leichte Aufgabe, den begeisterten Jünger seiner Fachwissenschaft zu hingebender Liebe für Unterricht und Erziehung umzustimmen, ihm zugleich die hohen Ziele zu weisen wie die kleinen Mittel darzubieten, und zwar in der Weise, dafs auch bei ihm die Erkenntnis in das Können sich umwandle, gleichwie er selbst es später an seinen Schülern üben soll. Nur ein tüchtiger Meister, der die Aufgaben des Lehrberufs und die Mittel der Lösung in ihrem vollen Umfange kennt und dabei von der lebendigsten Liebe zu demselben durchdrungen ist, der seine Liebe und seine Gedanken freudig und leicht den Jüngern seines Berufes mitteilt und der zugleich selbst auf allen Gebieten der Lehrerthätigkeit, in Zucht, Erziehung und Lehre, oben und unten, hervorragend und vorbildlich wirkt, wird mit befriedigendem Erfolge diese Art der Lehrerbildung durchführen; und nur an einer Anstalt, an welcher die mafsgebenden Verhältnisse normal geordnet sind, an welcher tüchtige Lehrer in Eintracht wirken und an der erfolgreichen Ausbildung treuer, nicht unbegabter Schüler, sowie an eigenem Fortschreiten in Wissenschaft und Lehrthätigkeit ihre Befriedigung finden, wo ausreichende Fonds die Ausstattung mit den zweckmäfsigsten Lehrmitteln und die Kenntnisnahme alles Bedeutenden gestatten. In der Regel wird es von den Mitgliedern des Lehrerkollegiums

der Direktor sein, welcher allen Anforderungen am ehesten zu entsprechen vermag; durch seine Thätigkeit jedoch wird die Heranziehung tüchtiger Fachlehrer zu dem Zwecke, in die Ziele, Methodik und Technik ihres Lehrgegenstandes einzuführen, nicht ausgeschlossen. Unter sonst gleichen Verhältnissen verdient unter den Anstalten das Alumnat den Vorzug, sowohl weil dadurch eine engere Lebensgemeinschaft zwischen den Ausbildenden und Auszubildenden herbeigeführt werden kann, wie sie für die Ineinsbildung von Gesinnung, Kenntnis und Übung äufserst wünschenswert erscheint, als auch weil der junge Lehrer durch das Zusammenleben mit seinen Zöglingen auf seine erziehliche Aufgabe mehr hingewiesen wird. Wegen der letzteren Rücksicht verdient die kleine Stadt vor der grofsen den Vorzug; denn in dieser bleiben ihm seine Schüler meistenteils fremd, dort treten sie ihm öfter auch aufserhalb der Schule unter die Augen; er tritt in Berührung mit ihren Angehörigen, er lernt den Charakter seiner Zöglinge kennen, er tritt diesen selbst näher, er vermag zu beobachten, welche Einwirkung er auf dieselben ausübt. Gewifs wird es dem jungen Lehrer nicht schaden, wenn er seine Lehrthätigkeit, wie es von berufener Seite gewünscht wird, an der Elementarschule beginnt; das Lehrmaterial ist hier einfacher, die Kinderseele frischer, die Wirkungen der Lehrerthätigkeit sind leichter erkennbar und der Erfolg ist befriedigender. Dann aber müfste diesem ersten Kursus die Einführung und das Einleben des Kandidaten in den Organismus der höheren Schule als zweiter folgen. Notwendig jedoch erscheint der Weg durch die Elementarschule nicht; auch die höhere Schule gewährt Unterrichtspensen, wie den Anfangsunterricht in den fremden Sprachen und in der Geschichte, welche eine elementare Behandlung bedingen; und die vielfach mit jenen verbundenen Vorschulen gestatten, andere elementare Unterrichtsgegenstände, wie Heimatskunde und Rechnen, hinzuzunehmen.

Wenn aber der Kandidat in seiner Lehrthätigkeit unter sorgfältiger Aufsicht steht, so braucht er nicht erst Wochen lang bei einem Lehrer zu hospitieren, sondern er mag seinen Unterricht am Anfang des Semesters beginnen; — dadurch, dafs man ihm von vorneherein den Unterricht übergiebt, schärft man in ihm das Gefühl der Verantwortung und der Würde seiner Aufgabe — das Notwendigste über Disciplin, Erziehung und Unterricht wird ihm zu Anfang mitgeteilt, und sein Meister ist, wenn auch nicht in der ersten Stunde, so doch in der ersten Zeit wiederholt bei seiner Thätigkeit zugegen und macht ihn darauf aufmerksam, was er zu bessern hat. Und weil ein gutes Vorbild in der Regel tiefer wirkt, als die Zurechtweisung, so giebt er selbst einmal eine Stunde und zeigt ihm, wie die Sache anzugreifen ist, oder führt ihn in eine andere Klasse, wo ein tüchtiger Lehrer das gleiche oder ein ähnliches Pensum angemessen behandelt. Solches Vorlehren — oder brauchen wir unbesorgt den Ausdruck: 'Musterlektionen' — mufs die gesamte Vorbereitungszeit hindurch ihm vor die Augen gestellt werden; sonst ermüdet er leicht, das Bessere anzustreben. Eine Beaufsichtigung der Lehrerthätigkeit sollte in der ersten Zeit, etwa in den ersten acht Wochen, jede Woche mehrmals, eine Besprechung mindestens einmal stattfinden; es liegt die Gefahr sonst sehr nahe, dafs, der Individualität oder den früheren Schulerfahrungen des jungen Lehrers entsprechend ihm Manier und Gewohnheit entsteht oder er überhaupt sich gehen läfst. Die Besprechung aber darf sich nicht beschränken auf die im Unterrichte gemachten Beobachtungen, sondern sie mufs ausgedehnt werden auf die gesamte Fülle der Belehrungen, welche für Zucht, Erziehung und Unterricht wichtig sind. Und auch das genügt nicht; sondern es mufs

hinzukommen die theoretische Begründung, gestützt auf die Erkenntnis der Natur der Seele, namentlich auch das Wesen der kindlichen Seele und gerichtet auf die Ziele der Menschenbildung. Denn ohne diese theoretische Begründung haben jene Belehrungen nur die Bedeutung von Ratschlägen und Grundsätzen, welche ihre Macht begründen auf die Autorität des Überliefernden und beobachtet werden so lange, als sie sich in der Erfahrung bewähren; die Erfahrungen aber sind wechselnd und werden von den jedesmaligen Verhältnissen bedingt; eine erschöpfende Erfahrung kann auf dem Gebiete der Lehrthätigkeit niemand machen. Erst, wenn die theoretische Begründung aus Psychologie und Ethik dazu kommt, gewinnen die consilia scholastica allgemeine Bedeutung und überzeugende Kraft in dem Geiste des jungen Lehrers, und während sie dargeboten, als er ihrer bedurfte, und damals willig und verständnisvoll aufgenommen, ihm bei dem Wechsel der Bedürfnisse leicht gleichgültig werden und verloren gehen würden, werden sie ihm zu einem wertvollen, bewufsten und wirksamen Besitz, wenn er erst ihre Berechtigung aus philosophischer Betrachtung erkannt hat. Der junge Lehrer hat in der Regel in einer Fachwissenschaft sich an wissenschaftliche Thätigkeit gewöhnt; und wenn auch seine philosophische Bildung vielfach keine umfassende oder tiefe ist, so ist man es ihm seinem Bildungsgange nach schuldig, auch seine pädagogische Ausbildung auf wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Aber ihren Ausgang wird dieselbe nehmen müssen von der Erfahrung. Denn diese allein ist es, welche ihm den Blick öffnet so für sein Bedürfnis wie für das Verständnis; wer nicht zugleich als Lehrer thätig ist, hört von Pädagogik ähnlich wie der Blinde von der Farbe. Darum haben diejenigen pädagogischen Belehrungen, welche dem Studierenden auf der Universität geboten werden, nur dann nachwirkende Kraft, wenn sie angeknüpft werden an eine pädagogische Thätigkeit der Lernenden. Gegen eine solche aber hat man vielfach eingewandt, dafs die Universitätszeit ausschliefslich gewidmet bleiben solle der wissenschaftlichen Ausbildung, damit der zukünftige Lehrer einer höheren Schulanstalt zunächst in seine Wissenschaft tief eindringe, wissenschaftliche Thätigkeit ausüben lerne und innige und nachhaltige Liebe zur Wissenschaft gewinne. Und fürwahr, wir würden dem deutschen Oberlehrer seinen wertvollsten, weil idealsten Besitz entreifsen, würden wir ihm in der That die Liebe zu seiner Wissenschaft dadurch verkümmern, dafs wir ihn auf der Universität in die pädagogische Praxis einführten. Andererseits aber wird eine unbefangene Betrachtung es kaum als das Natürliche und Angemessene ansehen können, dafs der zukünftige Lehrer auf der Universität gerade für die Ausübung seines Lehrerberufs das Wenigste lerne und thue und beinahe ausschliefslich der fachwissenschaftlichen Thätigkeit sich widme, und, indem man diese Verschiebung zurückführt auf den Enthusiasmus für das Hellenentum, welcher am Ende des vorigen Jahrhunderts in Deutschland die Bestrebungen für Unterricht und Erziehung allzuweit zurückdrängte, wird man wenigstens eine gründliche Kenntnis der Geschichte der Pädagogik und derjenigen philosophischen Disziplinen, auf welche die Pädagogik begründet wird, der Psychologie und der Ethik, jenem auferlegen. Ob man noch weiter gehen und pädagogische Belehrungen, welche mit pädagogischen Übungen zu verbinden wären, hinzufügen dürfe, ohne auf dem Gebiete der fachwissenschaftlichen Studien die Lust zu kühlen und die Thätigkeit einzuengen, darüber adhuc sub iudice lis est. Wünschenswert wäre es ja freilich, wenn schon während der Studienjahre gepflegt werden könnte die Neigung zum pädagogischen Beruf und begründet werden könnte auch ein pädagogisches Bewustsein, während

jetzt vielfach die wissenschaftlich tüchtigsten Kandidaten am schwersten umzuwenden sind zu erfolgreicher Berufsthätigkeit; und die Unmöglichkeit einer besonnenen Verbindung fachwissenschaftlicher und pädagogischer Vorbereitung ist meines Erachtens weder durch Beweisführung noch durch die Erfahrung bisher dargethan worden. Aber in jedem Falle wird das schwerste Stück der pädagogischen Vorbereitung reserviert bleiben müssen der Kandidatenzeit, und wird trotz pädagogischer Beschäftigung auf der Universität das Einleben in den Organismus der höheren Schule erst nach der wissenschaftlichen Prüfung vor sich gehen können, und die pädagogische Vorbereitung wird, falls sie erst nach der wissenschaftlichen Prüfung beginnt, wie es auch Schrader dargethan, auf zwei Jahre ausgedehnt werden müssen, wenn dem Kandidaten die notwendige Unterweisung und Übung, wie sie oben dargestellt ist, nicht auf einem einzigen, sondern auf verschiedenen Gebieten des Unterrichts in ihren verschiedenen Stufen erteilt werden soll; und es wird auch nicht schaden, wenn das Resultat dieser Unterweisung, wie es Schrader gleichfalls vorgeschlagen, auch durch eine Prüfung sanktioniert wird, welche nicht in Probelektionen, an fremden Anstalten mit fremden Schülern abzuhalten, sich verlieren darf, sondern feststellen mufs, ob der Kandidat auf dem Gebiete der Schulgesetzgebung, der Lehrmittelkunde, der Ziele und Zwecke und Mittel auf den verschiedenen Gebieten seiner Thätigkeit, der Organisation des Unterrichts sich Einsicht und Urteil erworben hat. Und wenn über seine praktische Thätigkeit das Urteil seines Meisters oder seiner Meister nicht genügt, so mag dasselbe bewahrheitet werden durch Probelektionen, die er mit seinen früheren Schülern abzuhalten hat, um teils das Mafs dessen, was er geleistet hat, teils die Art und Weise seines Wirkens unter gewohnten Verhältnissen vor dem berufensten Vertreter des höheren Unterrichts in der Provinz, dem technischen Mitgliede des Provinzial-Schul-Kollegiums, zur Anschauung und Anerkennung zu bringen. Durch diese Ausdehnung des Vorbereitungsdienstes und durch die Schranken der zweiten Prüfung mag unser Beruf auch etwas vornehmer werden; das schadet gar nichts; und dabei könnten die Bismarck-Stipendien eintreten, um begabten jungen Lehrern zu einer ausgedehnteren Vorbereitungszeit, welche sie zur Kenntnisnahme bedeutender Anstalten und Veranstaltungen, auch des Auslandes, benutzen könnten, die Mittel zu gewähren. Vorher aber beschränke man den Kandidaten die Übungszeit nicht auf 6—8 Stunden — man schliefst dadurch den lateinischen Unterricht in der Sexta, der für die Ausbildung in Erziehung, Zucht und Unterricht vorzüglich geeignet ist und womöglich mit dem deutschen Unterricht vereinigt werden soll, aus; auch wird der junge Lehrer in 6 Stunden die Woche hindurch kaum warm an der Anstalt — sondern gestatte die Ausdehnung im ersten Jahre auf 12, im zweiten, in welchem die geübtere und der Anstalt zu gröfserem Nutzen gereichende Thätigkeit auf Remuneration Anspruch hat, auch auf eine gröfsere Zahl von Stunden, aber nicht auf das Maximum, damit auch im zweiten für pädagogische und wissenschaftliche Studien Zeit und Arbeit übrig bleibe; denn, nachdem der Kandidat im ersten Jahre ein Unterrichtspensum in den unteren Klassen absolviert hat, und während er im zweiten in den Unterricht der oberen Klassen eingeführt wird, ist für ihn die rechte Zeit gekommen, die gesamte Organisation derjenigen Lehrgegenstände gründlich kennen zu lernen, welchen er sich vorzugsweise widmen will, durch stufenweises Hospitieren und Durcharbeitung des Lehrplans, sowie seine fachwissenschaftlichen Studien — zum Teil im Anschlufs an den Unterricht in den oberen Klassen — energischer fortzusetzen. Auf der anderen Seite

kann von dem Direktor und den mitherangezogenen Lehrern die Ausbildung des Kandidaten, wenn sie sich in den oben gezeichneten Bahnen bewegen soll, nicht nebenbei übernommen werden; sondern, wenn der Staat sich scheut, auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens ausdrücklich zu diesem Zwecke bestimmte Anstalten einzurichten, welche, wie es auf dem Gebiete der Volksschullehrerbildung die Seminarien geübt, sowohl unmittelbar durch die Lehrerbildung als auch als Musterschulen auf die Entwicklung des höheren Unterrichtswesen einzuwirken vermögen, so wird er sich zum wenigsten entschliefsen müssen, mit bestimmten, geeigneten Anstalten dauernde und geordnete derartige Einrichtungen zu verbinden und diesen Anstalten eine reichere Ausstattung an Lehrkräften und Lehrmitteln zu gewähren. Denn dafs der Kandidat ein Jahr hindurchlaufe durch eine Anstalt, teils von seinem Direktor, teils von seinen Fachlehrern in dem sogenannten Probejahr einige Hilfe und Anweisung erhaltend, dafs eine solche Institution ungenügend und nicht ein Ersatz, sondern nach Paulsen ein Surrogat der notwendigen pädagogischen Ausbildung sei, das hoffe ich in der Darstellung der Summe desjenigen, was dem jungen Lehrer not thut, dargethan zu haben. Und zwar denke ich hier nicht minder an die Unzulänglichkeit der Lehrenden — und ich schliefse meine Thätigkeit auf diesem Gebiete zu der Zeit, als ich noch vereinzelte Kandidaten ausbildete, mit ein — an die Unzulänglichkeit der sporadisch gebotenen Anleitungen, Zurechtweisungen, Besprechungen und alles desjenigen, was zur Ausbildung meist geschieht, als an die Unzulänglichkeit des Kandidaten, alles dieses sporadisch zu erraffen. Es kommt ferner in Betracht, dafs ein Kandidat, welcher an einer Anstalt durchläuft, nicht minder grofse Störungen für dieselbe herbeiführen kann, als eine ganze Reihe von Kandidaten, welche in sorgfältig geordneter Weise in ihre Thätigkeit eingeführt werden; nach meinen Wahrnehmungen bietet im letzteren Falle die jugendliche Frische und die Freudigkeit im Verkehr mit der Jugend reichen Ersatz für den Mangel an praktischer Übung, zumal solchen Lehrern gegenüber, welche ihren Beruf nicht von höheren Gesichtspunkten aufzufassen gewohnt sind. Der Besorgnis aber, dafs eine schablonenhafte Methodenreiterei einreifsen werde auf dem Gebiete des höheren Schulunterrichts durch die vorgeschlagene Art sorgfältigerer Ausbildung, möge man sich in Deutschland ebenso entschlagen wie derjenigen des Centralismus und der Uniformität auf politischem Gebiete; bei uns ist die Individualität überall eine gröfsere Macht wie der Hang zur Uniformität. Und wenn die pädagogische Belehrung im wesentlichen während der praktischen Ausbildungszeit geboten und an die individuellen Bedürfnisse der Einzelnen angeknüpft wird, so wird ja schon durch die letzteren Mafs und Auswahl des An- und Aufgenommenen gar verschieden. Dazu treten nach der Ausbildungszeit unter den Kollegen und zu jeglicher Zeit in der grofsen Halle bedeutender Pädagogen, welche die Geschichte der Pädagogik aufthut, so verschiedenartige Persönlichkeiten mit so verschiedenen Bestrebungen vor die Anschauung der jungen Lehrer, dafs einem jeden reichliche Gelegenheit geboten wird, seiner eigenartigen Natur entsprechend die empfangene grundlegende Unterweisung auszugestalten. Und so sind denn in der That diejenigen Institute für Lehrerbildung, welche wir in verschiedenen preufsischen Provinzen besitzen, die pädagogischen Seminare, vor jenem Abwege meines Wissens bewahrt geblieben. Ihr Leiter ist meist das technische Mitglied des Provinzial-Schulkollegiums, gewifs der berufenste Vertreter des höheren Unterrichtswesens, dazu der Mann, welcher die verschiedenen Gattungen der höheren Schulen, ihre Verfassung und ihre Ordnungen am

besten kennt, welcher durch die reiche Fülle an Erfahrungen, die er in seinem ausgedehnten Wirkungskreise sammelt, die verschiedenen pädagogischen Bestrebungen am leichtesten auf ihren Wert zu prüfen vermag, und zumeist auch eine hervorragende Persönlichkeit, wohl geeignet, auf den jungen Lehrer bestimmend einzuwirken. Und so haben denn auch die pädagogischen Seminare unbestritten eine bedeutende Wirkung ausgeübt, wiewohl bei dem Abwägen derselben auch die sorgfältige Auswahl der Mitglieder ins Gewicht fällt. — Insofern jedoch erscheint die Organisation nicht als die glücklichste, als die Ausbildung der jungen Lehrer zwischen dem Provinzialschulrat und dem Direktor der betreffenden Anstalt geteilt und dadurch die Ineinsbildung der pädagogischen Belehrung und der Übung — und bei manchen Kandidaten besteht zwischen Wissen und Wirken eine grofse Kluft — gefährdet wird. Der Schulrat kann kaum wissen, welcher Belehrungen, Zurechtweisungen u. s. w. der junge Lehrer zu jeglicher Zeit bedarf, welche Musterlektionen ihm heilsam sind, er vermag also nicht, die individuellen Bedürfnisse jenes zu befriedigen. Dazu kommt, dafs der Schulrat, insofern er selbst nicht mehr lehrend wirkt, aufhört, unmittelbare Erfahrungen in der eigenen Praxis zu machen; und doch sind es gerade die täglich neuen eigenen Erfahrungen, die den lebendigsten Reiz bieten, Belehrungen für den jungen Lehrer daran zu knüpfen. Meines Erachtens sollte derjenige mitten im Leben einer Anstalt darin stehen, welcher andere in dies Leben einführen soll. Hinsichtlich der wissenschaftlichen Thätigkeit der Kandidaten aber werden die Seminarien sich auf die Anregung zu beschränken haben, die Pflege ausschliefsen. Wo man beides, wissenschaftliche Beschäftigung und pädagogische Ausbildung, vereinigen wollte, ist in der Regel, der Individualität des Leitenden entsprechend, eines zu kurz gekommen, zumeist wohl, wie im ersten dieser Seminare unter Fr. A. Wolf, die pädagogische Ausbildung. — Aber sei es durch den Schulrat, sei es durch den Direktor, es mufs jedem Kandidaten Gelegenheit geboten wie zur Pflicht gemacht werden, sich eine umfassendere Belehrung und eine tüchtigere Übung zu erwerben, als es durch das Probejahr gewährleistet wird. Die Verhältnisse liegen gegenwärtig günstig; die Kräfte der Kandidaten werden nicht mehr sofort nach der wissenschaftlichen Prüfung für die Bedürfnisse der Anstalten in Anspruch genommen, und eine der grofsartigsten Stiftungen ist bereit, im ganzen deutschen Vaterlande eine Reihe befähigter junger Lehrer während einer mehrjährigen Ausbildungszeit reichlich zu unterstützen. Früher ist eine nicht kleine Zahl gerade der edelsten Charaktere und begeistertsten Gelehrten verloren gegangen für den Lehrerberuf oder weniger brauchbar geworden, weil ihnen die praktische Ausbildung in demjenigen Umfange, wie sie derselben bei ihrer mehr der Wissenschaft und dem Idealen zugewandten Lebensrichtung bedurften, vorenthalten blieb; und viele andere haben erst spät — nicht zum Heile der früheren Schülergenerationen — Erfahrungen gesammelt, welche sie durch geeignete Unterweisung viel früher hätten sich aneignen können. Die Behörden verlangen sorgfältigste Schonung der jugendlichen Kräfte, die Unterrichtspensen sind wenig verringert — da bleibt nichts anderes übrig, als dafs die Lehrer durch sorgfältigere Darbietung die Aneignung erleichtern; vornehmlich aber müssen sie sich umwenden, ihr Erziehungswerk an der Jugend mit ganzem Herzen zu umfassen — und doch sollen sie — zur Ehre unseres Standes — nicht aufhören, Gelehrte zu bleiben. —

Vorsitzender Realgymnasialdirektor Nodnagel spricht dem Redner für seinen

Vortrag den Dank der Versammlung aus und eröffnet die Diskussion. Zugrunde gelegt wird folgende von dem Vortragenden aufgestellte These:

Die pädagogische Sektion der 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, von dem Wunsche beseelt, dafs ihren Berufsgenossen nicht allein auf dem Gebiete ihrer Fachwissenschaft, sondern auch auf dem der Pädagogik eine gründliche Ausbildung zu teil werde und nicht vermögend anzuerkennen, dafs das Probejahr in seiner gegenwärtigen Einrichtung die Gewähr einer solchen Ausbildung biete, bezeichnet es als dringendes Bedürfnis, dafs Einrichtungen, welche dem Kandidaten des höhern Schulamts sowohl eine wohlgeordnete praktische Durchbildung wie eine gründliche Unterweisung in der Pädagogik bieten, — wozu es in der Regel einer zweijährigen Ausbildungszeit bedürfen wird, — in ausreichender Zahl hergestellt werden, dafs jedem Kandidaten die Teilnahme an solcher Ausbildung zur Pflicht gemacht werden kann. Sie bezeichnet die Gegenwart, in welcher kein Lehrermangel herrscht, als vorzugsweise geeignet solche Einrichtungen zu begründen.

Dr. Zelle-Berlin: Nach dem Vortrage, den wir gehört haben, schien es, als ob ein rechtes Auskunftsmittel für die Ausbildung der jüngeren Angehörigen unseres Standes noch nicht recht sich darbiete. In der These ist nur von Auskunftsmitteln gesprochen, aber nicht dargelegt, welcher Art dieselben sein sollen. Doch hat der Herr Vortragende dieselben in seiner Rede wenigstens angedeutet.

Legen wir uns doch einmal die Frage vor: 'Wie lernt heute einer von uns unterrichten?' so wird die Antwort lauten: 'Auf dreierlei Weise.'

1) Ist es notwendig, dafs er einen Unterrichtszweig betreibt, in dem er selbst guten Unterricht gehabt hat und es ebenso macht;
2) indem er Talent zum Unterrichten mitbringt;
3) wenn er selbst Knaben hat und sieht, wie die unterrichtet werden, und dabei sieht, wie es nicht gemacht werden mufs.

Mit dem Probejahr bewegen wir uns in einem circulus vitiosus; wenn die älteren Kollegen selbst nichts ordentliches gelernt haben, was können da die jüngeren von ihnen lernen?

Wir haben jedoch eine bestehende Einrichtung, auf die ich hinweisen möchte, und die grofsartige Erfolge aufzuweisen hat. Ist es denn nicht etwas grofsartiges in unserem Schulwesen, wenn einfache Taglöhnerjungen in einem Zeitraum von drei Jahren dazu gebracht werden, dafs sie in ihrem Fach aufserordentlich geschickte Leute werden? Da haben wir doch Erscheinungen, die vorliegen. Ich meine unsere Elementarschullehrerseminarien, und ebenso wie man es dem Theologen zumutet, dafs er das Seminar besucht, um, wie man beim Militär sagt, den 'kleinen Dienst' kennen zu lernen, so meine ich, dafs man versuchen sollte, auch die Kollegen unseres Standes in einem solchen Seminar lernen zu lassen. Ich wünschte nur, dafs der Herr Vortragende seine These dahin zugespitzt hätte. So viel ich weifs, sind von solchen Kollegen, die so vorgebildet waren, die besten Erfolge erzielt worden.

Prof. Dr. Jürgen Bona Meyer-Bonn: Diesem letzten Punkte kann ich durchaus nicht zustimmen; es geht nicht an, die Einrichtung von Seminarien für Elementarlehrer mit Seminarien für das höhere Schulfach zu vergleichen. Der Unterschied zwischen den Stoffen beider ist doch zu grofs. Herr Hampke ging von der Ansicht aus, dafs das

Probejahr in der jetzigen Einrichtung nicht ganz zweckmäfsig sei, und dafs in der Regel eine zweijährige Vorbereitung stattfinden müfste an bestimmten Gymnasien oder Realschulen, hat also das Hauptgewicht darauf gelegt, dafs die Einweisung der Lehrer in die Praxis in normalen Verhältnissen stattfinde. Diese normalen Verhältnisse scheinen mir eben die vorhandenen Schulen zu sein. Da tritt der Lehrer in einen regelrechten Organismus ein. Wenn wir uns nun dächten, es sollten statt dessen besondere Seminarschulen eingerichtet und ganz besonders deren Leitung den Universitätslehrern übertragen werden, dann sind das für den höhern Lehrerstand gewifs nicht die normalen Verhältnisse. Die angehenden Lehrer müfsten dann unterrichten lernen an Schülern, wie sie sie später gar nicht haben sollen. Denn die Eltern höherer Stände geben ihre Knaben nicht gern in ein solches Gymnasium, in welchem an ihnen experimentiert werden mufs von verschiedenen Lehrern. Man würde daher genötigt sein, den Bestand solcher Übungsschüler aus unentgeltlich zu unterrichtenden Elementarschülern zu nehmen. Es würde sich gegen solche Seminarschulen noch manches anführen lassen. Nur auf eines noch will ich hinweisen. Bei den Elementarschulen kommt es wesentlicher auf die richtige Anwendung einiger methodologischer Grundsätze des Unterrichts an, bei den höheren Schulen dagegen mehr auf die Anpassung verschiedener Wissensgebiete und Wissensstoffe auf die Schulziele und auf die verschiedenen Klassenziele mit ihren einzelnen Pensen. Das Verständnis dafür lernt sich recht nur im Wirken an einem bestimmten Schulorganismus. Aus diesen und anderen Gründen halte ich es für verkehrt, wenn man für die Bildung der Lehrer höherer Schulen in ähnlicher Weise abgeschlossene Seminarien einrichten will wie für Elementarlehrer; noch verkehrter aber, wenn man solche Seminarschulung in Verbindung mit der Universität bringen, die Leitung solcher Schulen den Universitätslehrern übergeben und von den Studierenden verlangen wollte, dafs sie an denselben unterrichten lernen sollen.

Ich finde also das in der These des Herrn Hampke Vorgeschlagene in der Hauptsache ganz richtig. Aber wie das zu machen ist, darüber hätte ich gern von Herrn Hampke noch etwas gehört, ich meine, wie die Kandidaten verteilt werden sollen an die einzelnen Schulen, wie viel Stunden diesen Kandidaten zugemutet werden dürfen, wie es mit der Teilnahme derselben an den pädagogischen Konferenzen gehalten werden soll, und vor allen Dingen, ob man dann nicht bei einem zweijährigen Kursus den Kandidaten durch eine materielle Unterstützung das Leben etwas erleichtern könnte. Dafs die unlängst im preufsischen Abgeordnetenhause eingebrachte Vorlage zur Anordung einer zweiten praktischen Prüfung der Lehramtskandidaten im Abgeordnetenhause abgelehnt worden ist, hat mich gefreut. Einer solchen Vermehrung der Prüfungen bedurften wir in Preufsen nicht. Wer als Probekandidat in einer Schule zwei Jahre lang unterrichtet hat, von dem weifs man, wie er unterrichten kann; es bedarf das keiner besonderen Prüfung mehr. Aber die gleichzeitig mit vorgeschlagene Remuneration der Probekandidaten im zweiten Jahre hätte man festhalten sollen, sie konnte Nutzen stiften. Doch über diese Fragen der Vorbildung der Lehrer werden die in der Schulpraxis stehenden Lehrer füglich besser zu urteilen imstande sein als ich.

Die Frage der passenden Lehrervorbildung hat aber noch eine andere Seite, die mich als Universitätslehrer näher angeht. Es ist von Herrn Hampke in liebenswürdiger Weise vorausgesetzt worden, dafs von den betreffenden Lehrern auf der Universität das

Nötige geschieht, und auch Kollege Schiller geht über diesen Punkt in seiner 'über die pädagogische Vorbildung zum höheren Lehramt' handelnden Schrift vom Jahre 1877 etwas zart hinweg. Daher möchte ich mir die Freiheit nehmen, gerade als Universitätslehrer, doch zu sagen, dafs nach meiner Überzeugung und Erfahrung das von dieser Seite Nötige und Wünschenswerte nicht vollauf geschieht. Eine Äufserung darüber ist freilich ohne Kritik des von der Universität Dargebotenen nicht möglich und es versteht sich wohl von selbst, dafs ich mir bei dieser Kritik eine gewisse Zurückhaltung auferlegen mufs. Ich bin selbst an mehreren Universitäten thätig gewesen, und weifs auch von anderen Universitäten, wie es steht, es braucht also das Gesagte nicht auf die eine oder die andere Universität bezogen zu werden, es soll allgemein gesagt sein. Ich darf wohl hoffen, dafs ein offenes Wort darüber mir nicht verübelt werden wird, wenn es dem Besten der Sache dienen kann.

Nach meiner Ansicht geschieht in Bezug auf die wissenschaftliche Ausbildung der zukünftigen Lehrer nicht das Nötige, weil wir Universitätslehrer zu häufig vergessen, dafs wir nur zu einem Teil die Aufgabe haben. die Wissenschaft zu fördern, zum andern Teil zukünftige Lehrer für das Schulfach zu bilden. Man verlangt aber vom deutschen Professor diese doppelte Arbeit der Einführung der Schüler in die wissenschaftliche Forschung und der Vorbereitung derselben zum praktischen Beruf. Nun liegt es in der Natur der Sache, dafs wir als Gelehrte für die erstere Seite oft gröfseres Interesse haben als für die zweite. Für die zukünftigen Männer des praktischen Schulfaches ist aber die andere Seite von gröfserer Wichtigkeit. Worin nun in dieser Beziehung auf der Universität fehlgegriffen wird und was zu lassen wäre, ist etwa folgendes. Der gelehrte Forscher macht immer Entdeckungsreisen in unbekannte Länder, diese sind bekanntlich nicht immer gleich die reichsten für die Kultur. Wenn nun auch die Thätigkeit der Schüler auf diese Gebiete hingelenkt wird, so beschäftigen sich dieselben mit etwas, was ihnen für ihren künftigen Beruf sehr wenig abwirft. Besonders auf dem Gebiete der klassischen Philologie glaube ich die Wahrnehmung gemacht zu haben, dafs solche Entdeckungsreisen in unbekannte Länder mit den Studierenden etwas zu stark unternommen werden und dafs bei den jungen Leuten darüber die Beschäftigung mit Hauptsachen des klassischen Altertums oft etwas zu kurz kommt. Es ist mir vorgekommen, dafs während ihrer ganzen Studienzeit klassische Philologen nicht dazu gekommen sind, einen platonischen Dialog gelesen zu haben, geschweige denn Schriften des Aristoteles, ja dafs sie sogar mitunter dieselben auch nicht einmal dem Namen nach kannten. Dies ist ein Übelstand, der sich hernach in der Schulpraxis rächen mufs. Es mufs solchen jungen Männern hernach an der vollen Anschauung aus dem klassischen Altertum fehlen, um ihren Unterricht fruchtbar zu machen. Diese Bemerkung trifft inhaltlich auch das Studium der neueren Philologie, in ähnlicher Weise das Studium der Mathematik und Physik. Es scheint mir richtig, dafs in dieser Beziehung die Universitätslehrer etwas mehr thun könnten für die praktische Ausbildung der zukünftigen Schulmänner. Dabei ist nun allerdings die Zeitfrage sehr wesentlich. Der Studierende vertieft sich infolge der von den Lehrern gegebenen Anregung leicht so sehr in sein Fach, dafs ihm zu allgemeineren Studien die Zeit nicht mehr bleibt. Dies ist aber für das praktische Schulamt ein Nachteil, der Lehrer bedarf einer über das enge Fach hinausgehenden Vorbildung. Es fragt sich, was von seiten der Universität dafür geschehen kann. Auf der einen Seite müfsten wir Lehrer der generellen

Bildungsdisziplinen, ich meine besonders die Lehrer für Geschichte und Philosophie, bedenken, dafs die Fachstudien an Inhalt beträchtlich zugenommen haben, und müfsten unsere allgemeinen Anregungen den Studierenden entsprechend in kürzester Zeit bieten. Die grofse Kunst des Lehrers besteht doch immer darin, das Wesentliche so zu koncentrieren, dafs es sich in kürzester Zeit bieten läfst. Die zweite Seite besteht darin, dafs man auf das Selbstarbeiten der Studierenden in den Seminarien nicht allzuviel Gewicht legt. Die Anleitung zu seminaristischer Arbeit ist gewifs gut, aber man darf sie nicht übertreiben. Nun ist aber gegenwärtig an der Universität oft die Sachlage die, dafs vor mannigfacher seminaristischer Thätigkeit die Studierenden die Zeit nicht mehr finden, über ihr Spezialfach herausgehende allgemeinere Vorlesungen, wie früher geschah, zu hören. Jeder Professor drängt darnach ein Seminar zu leiten und nimmt dann die Thätigkeit seiner Zuhörer dafür stark in Anspruch. Das ist bereits zu einem Hemmnis für die vielseitigere allgemeine Ausbildung geworden. Praktisch wäre es, wenn man sich zur Vermeidung dieses Übelstandes verabredete, dafs nicht in jedem Semester jeder Docent sein Seminar hielte, sondern dafs die einzelnen Seminare in gewissem Semesterwechsel gehalten würden oder doch wenigstens bestimmte Stunden zum Besuche der allgemein bildenden Vorlesungen frei liefsen.

Die besondere Aufgabe zur Anregung solcher pädagogischen Verständigung und Anordnung würde dem Professor der Pädagogik zufallen. Aber an eine solche Einrichtung ist vor der Hand an den meisten Universitäten gewifs gar nicht zu denken, zumal in Preufsen nicht, dessen Universitäten eine regelrechte Professur der Pädagogik überhaupt noch gar nicht kennen. Wo diesem Mangel abgeholfen ist, glaube ich, dafs auch durch theoretische Vorlesungen über Pädagogik zur besseren Vorbereitung der Studierenden auf ihr zukünftiges Lehramt etwas geleistet werden kann. Wesentlich endlich wird es auch sein, dafs die Berührung zwischen Universitätslehrern und den Lehrern der höheren Schulen lebendig bleibe. Demgemäfs sind fest geordnete Beziehungen zwischen uns ungemein wichtig, damit von den Bedürfnissen und Ansprüchen beider Kreise stets eine lebendige wechselseitige Kunde da ist. In Preufsen war die einzige geordnete Beziehung früher die, dafs die Abiturientenarbeiten den Universitätsprofessoren, als Mitgliedern der Prüfungskommissionen, zur Begutachtung vorgelegt wurden. Das war zwar eine sehr elende Beziehung, aber es war doch immerhin eine. Es ist nicht gut, dafs dies Verhältnis unlängst aufgehoben ist, ohne eine andere Beziehung an die Stelle zu setzen. Als die Direktorenkonferenzen in der Rheinprovinz vor einigen Jahren eingerichtet wurden, bestimmte die Regierung, dafs dieselben in Bonn unter Teilnahme der Universitätsprofessoren, die Mitglieder der Prüfungskommission waren, stattfinden sollten. Das war gewifs eine sehr verständige Mafsregel; man hat sie aber nur einmal auszuführen für gut befunden und hat schon bei der zweiten Direktorenkonferenz die Einladung unterlassen. So ist denn die wünschenswerte Gemeinschaft jetzt nur durch freie Vereinigung in Versammlungen wie die hier tagende zu fördern.

Vorsitzender: Ich schlage vor, zur Erleichterung der Behandlung die These in fünf Sätze zu zerlegen. Der erste Satz würde heifsen: 'Die pädagogische Sektion der Philologen und Schulmänner ist von dem Wunsche beseelt, dafs — zu teil werde.'

Ein Vorschlag zur Geschäftsordnung, die Besprechung im einzelnen erst morgen vorzunehmen, wird angenommen.

Gymnasialdirektor Dr. Weicker-Stettin: Ich möchte vor einer irrtümlichen Anschauung bezüglich der Seminarien bewahren. Es handelt sich um seminaristische Kurse an vollbestehenden Gymnasien; solche bestehen schon einige, aber sie sind nicht genügend ausgestattet.

Gymnasiallehrer Friedrich-Darmstadt: Ich freue mich, dafs Herr Hampke die intimen Beziehungen zwischen Lehrern und Schülern vorangestellt hat. Bei dem Zuge, der eben durch die Pädagogik geht, müssen wir uns davor hüten, dafs uns nicht dieser Gesichtspunkt aus den Augen kommt, dafs wir die Liebe zu dem Schüler nicht verlieren über aller detaillierten Methodik. Hüten wir uns vor jenem Unteroffizierston! (Zwischenruf: Einverstanden!)

Mit der Fassung der These bin ich im allgemeinen einverstanden. Ich glaube, es wird nicht schwer halten, die verschiedenen Kandidaten an die einzelnen Anstalten zu verteilen. Jedenfalls müssen wir uns hüten vor einer These, die mehr ins Detail gehen würde, schon deshalb, weil die Frage dieser Lehrerbildung nicht so abgeschlossen ist, dafs wir eine ganz bestimmte seminaristische Einrichtung hier empfehlen können.

Provinzialschulrat Dr. Lahmeyer-Kassel: Da ich zu meinem Bedauern morgen nicht mehr in der Lage sein werde, den Verhandlungen beizuwohnen, so gestatte ich mir trotz der späten Stunde noch jetzt einige Bemerkungen.

Herr Gymnasialdirektor Hampke hat in seinem reiche Anregung bietenden Vortrage gesagt, dafs an unseren höheren Schulen das Verfahren, die Schüler in geordneter Weise auch im Chor sprechen zu lassen, allzusehr vernachlässigt werde. Ich glaube, dafs Herr Direktor Hampke mit dieser Äufserung doch zu weit gegangen ist. Ich selber gehörte als Lehrer und Direktor früher derjenigen Provinz an, in der Herr Hampke jetzt thätig ist. Dann bin ich berufen, in zwei anderen Provinzen nacheinander an der Leitung des höheren Schulwesens teilzunehmen. Es sind also im ganzen drei Provinzen, aus denen ich meine Erfahrungen habe; das sagt doch etwas.

Auch eine andere Äufserung des Herrn Vortragenden hätte ich gern nicht gehört. Denn wenn ich recht verstanden habe, so sprach er von Sextanern, welche durch den Lehrplan der Schule nervös würden. Nervöse Sextaner solcher Art kenne ich nicht und erkenne ich nicht an. Wohl giebt es kränkliche Schüler in unseren Anstalten; dafs das aber von unseren Schuleinrichtungen komme, darf nicht ohne weiteres behauptet werden. Ich habe wohl nervöse Schüler gesehen vor der Reifeprüfung, ebenso auch nervöse Kandidaten vor der Lehramtsprüfung; da liegen aber andere Umstände zu grunde. Beim Besuche der Schulen habe ich nicht selten meine Freude gehabt an den kräftigen Gestalten und frischen Naturen, die mir in unserer Schuljugend entgegentraten. Wir Lehrer wollen uns allerdings gewissenhaft bestreben, für die Gesundheit unserer Schüler nach besten Kräften zu sorgen; aber wenn uns, wie das heutzutage nicht selten geschieht, in dieser Beziehung unberechtigte Vorwürfe gemacht werden, so wollen wir dazu nicht schweigen.

Doch zur Hauptsache! Das wichtigste Erfordernis für jeden Lehrer ist sicherlich ein ehrenwerter Charakter, herzliche Liebe zur Jugend und tüchtige wissenschaftliche Durchbildung. Aber dafs hierzu noch etwas weiteres kommen mufs, dafs auch die methodische Schulung von sehr grofsem Wert ist, wollen wir darüber nicht vergessen. Warum wollen wir unseren jungen Schulmännern nicht behilflich sein, von vornherein gute Lehrer

zu werden? warum sollen sie es erst nach manchem verfehlten Versuche schliefslich werden? Dafs hierzu Seminare, wie sie für Volksschullehrer bestehen, nicht geeignet sind, hat bereits Herr Bona Meyer hervorgehoben. Aber durch Seminare, wie sie für die besonderen Bedürfnisse der Lehrer an höheren Schulen in neuerer Zeit an manchen Orten errichtet sind, kann jene methodische Ausbildung gewährt werden. Wenn der Herr Vortragende diejenigen Seminarien, welche unter Leitung eines Provinzialschulrats stehen, hierzu weniger empfohlen hat, so gestatte ich mir, unter Hinweis darauf, dafs auch in Kassel seit einem halben Jahre ein solches Seminar errichtet ist, in dieser Beziehung einige Bemerkungen. Wohl kommt in Betracht, dafs der betreffende Provinzialschulrat nicht selbst innerhalb der Schule steht; aber er gewinnt andererseits fortwährend Einblick in die verschiedenen Schulen seines Amtsbereichs, hat immer neue Gelegenheit, die Schwächen und die Vorzüge von jüngeren und älteren Lehrern zu beobachten, daraus einerseits selbst zu lernen und sich der eigenen Mängel bewufst zu werden, andererseits den Kandidaten Rat und Warnung zu erteilen. Die Einrichtung von Seminarien an Gymnasien unter Leitung der betreffenden Direktoren wird, von anderen Umständen abgesehen, dadurch wesentlich erschwert, dafs dann sechs oder acht Kandidaten einer und derselben Anstalt zugewiesen werden müssen. Das kann eine Last für die Schule werden. Ganz anders ist es bei den Seminarien unter Leitung eines Provinzialschulrats. Da werden die jungen Lehrer auf die verschiedenen Anstalten am Sitze des Provinzialschulkollegiums verteilt.

Wenn nun aber schwerlich für sämtliche Kandidaten des höheren Schulamts geeignete Seminareinrichtungen getroffen werden können, so ist meines Erachtens die neue Einrichtung der pädagogischen Probezeit, wie sie vor einigen Jahren in Preufsen vorgeschlagen wurde, nicht so ganz von der Hand zu weisen, und zwar einschliefslich der zugleich in Aussicht genommenen Schlufsprüfung. Wenn irgend jemand Ursache hat, eine Vermehrung der Zahl der bereits bestehenden Prüfungen zu scheuen, so sind es wir Schulräte. Trotzdem kann ich mich nicht gegen die gedachte Schulprüfung aussprechen. Zu beachten ist die bei der Beurteilung der Probanden hervortretende Verschiedenheit des von den Direktoren beobachteten Verfahrens, infolge deren sich schon jetzt mitunter in der Fassung der Berichte über das Probejahr ein nicht unerheblicher Unterschied zeigt. Während der eine Kandidat von einem Direktor, der über die bei Anfängern im Lehrfach meistens vorkommenden Fehler mehr hinwegsieht, ein vortreffliches Zeugnis erhält, kann ein anderer, der vielleicht ebenso gut ist, von einem Direktor, der die Sache strenger ins Auge fafst, ein im allgemeinen nur leidliches Zeugnis bekommen. Sollte, wie damals beabsichtigt wurde, dem Zeugnisse über die Probezeit eine noch umfassendere Bedeutung gegeben werden, so war eine von allen Kandidaten unter gleichen Bedingungen abzulegende Schlufsprüfung zu wünschen; bei einer solchen würde wenigstens ein gleicher Mafsstab angelegt werden.

Schlufs der Diskussion.

Aufstellung der Tagesordnung für die nächste Sitzung.

Schlufs der zweiten Sitzung.

Dritte Sitzung

am Freitag den 2. Oktober 1885.

Der Vorsitzende eröffnet die Sitzung nach 8 Uhr und erteilt das Wort zur Geschäftsordnung

Gymnasialdirektor Prof. Dr. Uhlig-Heidelberg: Ich schlage vor, dafs jeder Redner, der das Wort nimmt, nur 10 Minuten beanspruchen darf, und glaube um so mehr berechtigt zu einem solchen Antrage zu sein, als sich auch mein Name und zwar unter den ersten auf der Rednerliste befindet.

Vorsitzender: Da kein Widerspruch erfolgt, so erkläre ich den Antrag für angenommen.

Der Herr Referent hat sich entschlossen, zur bequemeren Behandlung der Sache die These in fünf Punkte zu gliedern.

Da der zuerst angemeldete Redner Direktor Reinhardt-Detmold noch nicht anwesend ist, erhält zunächst das Wort

Gymnasialdirektor Dr. Uhlig: Ich erlaube mir, meine Herren, Ihnen kurz mitzuteilen, in welcher Weise pädagogische Übungen an der Heidelberger Universität getrieben werden, wo mir dieselben samt Vorlesungen über Pädagogik seit neun Jahren übertragen sind. — Vor meiner Wenigkeit hatte (um dies vorauszuschicken) ebenda Hermann Köchly bis zu seinem Tode Übungen von Studierenden in schulmäfsiger Interpretation klassischer Autoren zum Zweck der Einführung in die Unterrichtspraxis geleitet. Dank seiner wunderbaren Anregungskraft und seiner Erfahrung hat derselbe auch auf diesem Gebiete, wie zahlreiche dankbare Schüler bezeugen, ungemein viel Gutes gewirkt. — Die von mir geleiteten Übungen finden vor Gymnasialklassen statt. Zugelassen werden Studenten, welche mindestens zwei Jahre wissenschaftlicher Vorbereitung auf den Lehrerberuf hinter sich haben. Auf die letzten Studiensemester, soweit jemand dieselben an unserer Universität zubringen will, verteile ich dann diejenigen Lektionen, welche mir am geeignetsten erscheinen, um in den Betrieb des Unterrichts einzuführen, indem ich mit Stunden in den mittleren Klassen beginne (da diese Kurse in didaktischer Beziehung die wenigst schwierigen sind), hernach zu Sexta und Quinta herabsteige und mit Prima schliefse. Für den klassischen Philologen beispielsweise sind die Lektionen folgende: Cäsar oder Ovid in Obertertia; Xenophon in Untersekunda; griechische Grammatik in Untertertia; alte Geschichte in Quarta; Erklärung eines deutschen Gedichts in Quarta oder Quinta; Latein in Quinta oder Sexta; Herodot, Homer, Livius oder Virgil, eine Stunde alte Geschichte in Sekunda; Sophokles, Platon, Demosthenes oder Thukydides, Horaz, Tacitus oder Cicero in Prima. Nach Entwurf des Planes fordere ich zunächst auf, einer Lektion in dem Unterrichtsgegenstand, mit dem es die erste Übung zu thun haben soll, beizuwohnen. Ich bin da gewöhnlich auch selbst zugegen und mache auf dies und jenes aufmerksam, fordere insonderheit auf, sich zu merken, was den Schülern für die nächste Stunde aufgegeben wird. Die nächste Lektion in demselben Gegenstand erteilt der Student. Zu ihr wird er, nachdem er sich in der voraufgehenden Stunde orientiert hat, durch mich noch bis ins Einzelne vorbereitet. Ist es z. B. eine Lektion in alter Geschichte, so erläutere ich ihm zuerst die zwei Arten, in welchen das Aufgegebene abgefragt werden soll

(Fragen nach einzelnen Namen und Daten; Forderung zusammenhängender Erzählung); bespreche ferner die alten Quellen und die modernen Darstellungen, aus denen das Material für die weiteren Mitteilungen zu schöpfen ist; die Auswahl, welche aus diesem Material getroffen werden mufs; die Weise des Vortrags; auch, wie viel Zeit in der Stunde auf Repetition, wie viel auf Durchnahme neuen Stoffes zu verwenden sei. Die Lektion wird sodann in meiner und des gewöhnlichen Lehrers Gegenwart gegeben. Nach derselben habe ich wieder ein Gespräch mit dem, der sie gegeben, unter vier Augen, worin ich ihm auseinandersetze, welche Fehler er in formeller und sachlicher Beziehung gemacht, was ihm andrerseits gelungen. Die formellen Fehltritte pflege ich bei der Vorbereitung für die folgende Lektion noch einmal ins Gedächtnis zurückzurufen, damit dieselben sich nicht wiederholen oder doch weniger häufig auftreten. — Über die Erfolge, welche mit diesem Verfahren für die spätere Unterrichtspraxis erzielt werden, darf und kann ich natürlich kein Urteil fällen; doch wird es erlaubt sein, folgendes beizufügen. Die Teilnahme an den Übungen ist, obgleich zu denselben niemand verpflichtet ist, eine ziemlich rege. In manchen Semestern stieg sie über ein Dutzend. Die Teilnehmer gehörten zum gröfseren Teil dem Kreis der klassischen Philologen an, aber auch solche, welche neuere Sprachen, Geschichte, exakte Wissenschaften studierten, fehlten nicht. Die Übungen kosten mich im ganzen recht viel Zeit, aber nicht so die Studenten (wie ich das im Interesse ihrer Fachstudien dringend wünschen mufs). Von einer Ausbildung der Studierenden zu Lehrern kann selbstverständlich nicht die Rede sein, nur von einer Anleitung. Dafs diese aber nicht wirkungslos ist, glaube ich aus den Fortschritten schliefsen zu dürfen, welche mir häufig von Übung zu Übung entgegengetreten sind.

Allerdings ist zu bedenken, dafs ich sagen mufs: Die Pädagogik ist eine Kunst und keine Wissenschaft.

Zum Schlusse möchte ich noch meine Bedenken äufsern gegen These 5 und 6, die mir zu speziell gefafst zu sein scheinen.

Direktor Weicker: Ich will auch der Versammlung folgende praktische Mitteilungen machen. In Stettin besteht in Verbindung mit dem Marienstiftsgymnasium ein Seminar. Es werden vier Mitglieder aufgenommen, welche Examen gemacht haben. Dieselben sind verpflichtet für je zehn Stunden und zählen als Hilfslehrer. Sie erhalten ein Stipendium von 150 Thalern, aufserdem eine möblierte Wohnung und Vergütung für das Brennmaterial. Verpflichtet sind sie aufser den Lehrstunden zu Konferenzen unter meiner Leitung, die monatlich ein- oder zweimal stattfinden, dann zu einer gröfseren Jahresarbeit, die rezensiert an den Minister eingereicht wird. Unter den Kandidaten ist immer ein Mathematiker, in der Regel auch ein Neusprachler, klassische Philologen in der Regel zwei.

Die Arbeiten, die im Seminar vorgehen, sind teils Anleitungen, teils Probelektionen. Die Herren werden ersucht, sich, nicht vornherein, aber sehr bald, nach etwa 14 Tagen, einen Plan zu machen, wie sie mit dem Pensum fertig werden wollen. Ferner: sie bekommen Litteratur angegeben über den Unterricht, theoretische, methodische, einfach praktische Bücher, wie es sich trifft, zu einem Vortrage. In den Konferenzen wird dieses besprochen und nach Gelegenheit weitere Litteratur vorgenommen.

Die Probelektionen geben bei uns die Kandidaten unvermeidlich im Zusammenhang mit ihrem übrigen Unterricht. Dieselben besuche ich mit den übrigen Mitgliedern. Der Kandidat mufs mir und den anderen Herrn vorher mitteilen, was er nehmen will.

Wenn die Kritik beginnt, so sind die Kandidaten in der Regel die strengsten Kritiker, natürlich nicht von vornherein, aber wenn sie in der Übung sind, lassen sie sich gegenseitig nicht viel durch und sagen es sich viel ungenierter, als ich es sagen würde. Diese Probelektionen, von dem Provinzialschulrat Dr. Wehrmann eingeführt, haben sich für uns bewährt; vollkommen sind sie nicht, aber für die formelle Ausbildung des Kandidaten im Unterrichten doch zu empfehlen.

Andere Aufgaben, die wesentlich die Geschichte und Methodik des Unterrichts mit sich bringt, kann ich jetzt nicht berühren.

Das Seminar in Stettin hat den Vorzug, dafs es mit einer Anstalt verbunden ist und den Mitgliedern eine Unterstützung gewährt. Es hat andererseits aber auch den Nachteil, dafs die Kandidaten zur Deckung des Unterrichts mit bestimmt sind. Dadurch wird es unmöglich, dafs andere Lehrer den Kandidaten genügend nachgehen. Der zweite Nachteil ist der, dafs auch ich zuviel zu thun habe. Ich habe gegenwärtig 20 Klassen mit der Vorschule und zwischen 600 und 700 Schüler. Der Direktor eines solchen Seminarkursus mufs von Stunden entlastet werden oder überhaupt an einer kleinen Anstalt sein. Ein fernerer Nachteil ist der, dafs die Kandidaten aus zu viel Fakultäten gemischt sind. Ich kann unmöglich auch noch den Neusprachler und Mathematiker so verfolgen, dafs ich ihm in allen Beziehungen wertvolle Winke geben kann. Ein weiterer Nachteil ist, dafs die Herren nach Bestimmung der von dem Herrn Kultusminister bestätigten Statuten auch noch wissenschaftliche Arbeiten aus ihrem Fache machen. Diese kann ich nicht alle genügend beurteilen, besonders wenn die Einlieferungen sich auf den Schlufstermin zusammendrängen. Es wäre daher zu wünschen, dafs dieser Brauch fällt.

Noch eins: Ich kann nicht eine Art Kursus herstellen, weil die Herren kommen und gehen so, wie die Plätze frei werden. Ich kann auch gewisse Dinge, die jeder hören mufs, nicht unterlassen doppelt durchzunehmen. Also zu wünschen sind seminaristische Kurse gewifs, aber womöglich mindestens drei in einer Provinz, zwei für die klassischen Philologen und Germanisten und ein dritter für Mathematiker und Neusprachler; letzterer kann mit einer Realschule verbunden sein.

Dieser Kursus ist zu berechnen womöglich auf zwei Jahre, aber ein Jahr ist das wenigste, und darin soll gegeben werden eine Art systematischer Belehrung, keine Theorie der Pädagogik; aber jedenfalls eine geordnete Belehrung über den Zuschnitt des Schulwesens und über die Didaktik der einzelnen Unterrichtsfächer.

Daher schlage ich vor, von den Thesen nur 2, 3, 4 anzunehmen.

Gymnasialdirektor Prof. Dr. Schiller-Giefsen. Meine Herren! Ich bin aufgefordert worden, auch von meinem Seminar zu reden; sonst hätte ich nicht das Wort genommen, aus nahe liegenden Gründen. Ich bin aufserdem in der glücklichen Lage, mich sehr kurz fassen zu können, da ich im 10. Hefte der 'Zeitschrift für das Gymnasialwesen' XXXVII. Jahrgang Seite 577—604 meine Erfahrungen im hiesigen Seminar so gründlich erörtert habe, dafs ich mir weiteres Reden hier ersparen kann. Ich habe auch dort eine Anzahl von Thesen über die Organisation eines Seminars aufgestellt und diese Thesen werde ich mir erlauben, hier vorzulesen und ganz kurz zu erläutern; ich glaube damit auch der Forderung des Herrn Kollegen Meyer zu entsprechen, der Mitteilungen über die Einrichtung der Seminarien bei dem Kollegen Hampke vermifst hat.

1. Die Leitung der seminaristischen Ausbildung, die mit bestehenden Anstalten zu verbinden ist, mufs dem betreffenden Schuldirektor übertragen werden.

Da über diese Frage hinreichend von den Vorrednern gesprochen worden ist, so gehe ich gleich über zur zweiten These:

2. Die Zahl der Lehrer, welche an der seminaristischen Ausbildung der jungen Lehrer beteiligt werden, mufs zu der Zahl der Kandidaten in annäherndem Verhältnis stehen. Am besten ist es, wenn ein Lehrer auch nur einen Kandidaten zu spezieller Einführung erhält.

Ich glaube, es ist bisher zu wenig betont worden, dafs die Lehrer einer Anstalt gar nicht für die Seminarthätigkeit zu entbehren sind. Ich will durchaus nicht sagen, dafs die Seminarien immer an eine und dieselbe Anstalt gebannt sein müssen, aber da es unentbehrlich ist, dafs sich feste Einrichtungen im Seminare entwickeln, feste Traditionen sich bilden, die Lehrer in ihren Unterricht nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch sich ganz anders einarbeiten, als dies in der Regel ohne solche Veranlassung geschieht, wird es doch wohl Regel werden, dafs dieselbe Anstalt längere Zeit Seminaranstalt bleibt. Auch wird dieses ungefährlich sein, wenn nur die Unterrichtsbehörde immer für die richtigen Leiter und Lehrer sorgt.

3. Hand in Hand mit der praktischen Ausbildung geht die theoretische Unterweisung, welche durch den Direktor in folgenden Disziplinen erteilt wird: 1) Allgemeine Erziehungs- und Unterrichtslehre, mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Psychologie; 2) Methodik und Didaktik der einzelnen Unterrichtsfächer; 3) Schulgesetzgebung; 4) Schulhygiene.

Diese Punkte theoretisch zu erörtern können wir uns gar nicht ersparen. Ich habe die Leitung des Seminars jetzt beinahe 10 Jahre und habe gesehen, dafs man von der Universität von diesen Dingen ungemein wenig mitbringt. Gerade gegen die beiden letzten Punkte aber herrscht unter den jungen Lehrern ungemeine, für sie und für die Schule gleich nachteilige Gleichgiltigkeit.

4. Jedes Mitglied mufs durch eine pädagogische Arbeit nachweisen, dafs es nicht nur die Theorie kennt, sondern vor allem auch dieselbe selbständig auf die Praxis anzuwenden versteht.

Im vorausgehenden Teil des Aufsatzes habe ich (S. 580) eine Mitteilung der Themata gegeben, die im Laufe der Zeit hier bearbeitet worden sind. Es sind dies Arbeiten, welche der betreffende Kandidat fertigte, nachdem er in dem betreffenden Fache unterrichtet hatte.

Ich stimme Herrn Kollegen Weicker bei, dafs die fachwissenschaftliche Arbeit von uns gar nicht mehr in dem Seminar aufrecht erhalten werden kann. Wir haben diese Bestimmung nach dem Vorgang der preufsischen Seminarien aufgenommen und haben sie deshalb für leichter durchführbar gehalten, weil hier die Universität ist und wir die Unterstützung der Herren Universitätslehrer finden zu können glaubten; diese Erwartung hat sich jedoch aus mannichfachen Gründen nicht realisieren lassen. Ganz abgesehen davon habe ich aber auch meine grofsen Bedenken, dafs junge Herrn, welche von der Universität kommen, die Zeit finden, auch noch neben einer gröfseren pädagogischen Arbeit eine wissenschaftliche Arbeit zu machen. Die Zeit der Seminarmitglieder ist sehr in Anspruch genommen; ich bin nämlich hier auch gezwungen, dieselben für eine Lehrerstelle zu

verwenden, wenn sich letztere auch manchmal auf drei, vier verteilt. Aufserdem besteht der theoretische Unterricht bei mir hauptsächlich darin, dafs ich die Herrn in die pädagogische Litteratur einführe; es bekommt jeder ein Referat über eine gröfsere Schrift, deren Studium viel Zeit erfordert; hinterher erörtere ich in erotematischer Weise die wesentlichen Punkte und suche das Ergebnis zu fixieren. Die Probelektionen sind sozusagen die Probe aufs Exempel. Aber ohne Unterstützung der betreffenden Lehrer können wir auch das nicht machen. Dafs man aber hierzu nur Lehrer verwenden kann, welche nicht blofs praktisch gut geschult sind, sondern auch die gesamte Litteratur ihres Faches beherrschen, bedarf kaum weiteren Beweises, ebenso wenig die Versicherung, dafs solche Lehrer nicht allzuhäufig sind.

5. Der Besuch eines pädagogischen Seminars ist als obligatorischer Teil der Lehrerbildung gesetzlich vorzuschreiben, aber, wo dies notwendig erscheint, durch staatliche Unterstützungen zu erleichtern; die Erlaubnis zur Erwerbung einer als Ersatz geltenden Ausbildung erteilt die Unterrichtsverwaltung vorbehaltlich des Nachweises derselben.

Wir sind hier für die Dotierung der Seminarkandidaten in sehr günstiger Lage gewesen. Die Mitglieder erhielten früher 1800, seit 1878 im ersten Semester 1000, im zweiten 1200 Mark, gegenwärtig 6—800 Mark. Es wird ihnen dadurch möglich, sich in ausgedehntem Mafse den Seminarforderungen zu widmen. Doch will ich nicht verschweigen, dafs sich allmählich die Notwendigkeit noch stärkerer Anstrengung herausgestellt hat, wenn in einem Jahre ein einigermafsen befriedigendes Resultat erzielt werden sollte.

6. Die Dauer der praktischen Anleitung soll wenigstens ein Jahr umfassen, an welches sich ein weiteres provisorischer Verwendung anschliefst.

Weniger als ein Jahr kann man nicht fordern, wenn überhaupt eine ersprieſsliche Einführung erzielt werden soll. Wir müssen sogar den Unterricht halbjährlich wechseln lassen, wenn wir die Kandidaten allseitig den Unterricht kennen lehren wollen, und wenn wir eine gröfsere Anzahl von Kandidaten nehmen, so müssen wir uns sogar auf Tertiale beschränken. Die Nachteile kann man paralysieren dadurch, dafs ein tüchtiger Lehrer den jungen Leuten zur Seite steht. Dann aber haben wir uns dadurch geholfen, dafs wir die beiden jungen Leute von vornherein bestimmten, welche sich in demselben Unterrichte ablösen sollten. Der eine mufste dem Unterrichte des anderen, in den letzten 5—6 Wochen wenigstens, beständig beiwohnen. Ich glaube, Nachteile hat diese Einrichtung nicht gehabt; sie ist allerdings für uns sehr unbequem, und wenn im Lande gesagt wird, es sei eine Auszeichnung für uns, das Seminar zu haben, so erkenne ich das ja in gewissem Sinne an, aber ich mufs doch auch betonen, es ist auch eine grofse Last für uns alle, Lehrer und Schüler; um sie zu tragen, mufs man ein gewisses ideales und über die Gegenwart hinausgehendes Interesse haben.

7. Die Mitglieder des Seminars haben überall, wo sie als Lehrer auftreten, die Befugnisse von solchen.

Ich habe es verschiedentlich begründet, dafs man nicht blos den Lehrer spielen soll, auch nicht in den Konferenzen. Wenn die Herren selbst mit dem Bewufstsein ihrer Verantwortlichkeit an dem Unterrichte und an einem Beschlusse mitwirken, dann haben sie ein ganz anderes Interesse daran, als wenn sie sich nur zuhörend verhalten sollen.

Dr. Hampke: Auch ich will aus dem Betriebe meines Seminars einige Mit-

teilungen hier machen. Es hat eine eigentümliche Organisation. Es schliefst sich nämlich an als zweite, praktische Abteilung an die erste theoretische Abteilung, und diese wieder an ein philologisches Seminar. Die jungen Philologen werden aufgenommen in das philologische Seminar, welches unter Leitung der Proff. Sauppe und Dilthey steht. Von dort gehen sie nach zwei Jahren in die erste Abteilung des pädagogischen Seminars über, welche unter Sauppe steht, der als früherer Gymnasialdirektor dazu besonders qualifiziert ist. An diesen Übungen nehmen sie mindestens zwei Semester teil, dann machen sie ihr Examen pro facultate docendi, und werden auf den Vorschlag des Direktors der ersten Abteilung in die zweite unter meiner Leitung stehende aufgenommen und ein oder zwei Jahr hindurch theoretisch und praktisch an der höhern Lehranstalt in Göttingen ausgebildet. Diese ist eine Doppelanstalt, Gymnasium und Realschule mit ca. 600 Schülern und 20 Klassen. Es sollen gegenwärtig zwei ordentliche Mitglieder sein, früher waren es vier. Sie müssen 10—12 Stunden halten, und jeder bekommt 250 Thaler. Bei Verteilung der Stunden wird auf ihre Teilnahme gerechnet. Es treten in der Regel noch andere Kandidaten dazu, so dafs es meist fünf oder sechs oder sieben sind. Jede Woche findet eine oder zwei Probelektionen statt. Diese bringen zunächst Repetitionen; der junge Lehrer mufs allen Anwesenden zeigen, was er durchgenommen, wie und mit welchem Erfolge er es durchgenommen hat. Am liebsten teilen wir die Pensen so: in der ersten Hälfte Repetition, in der zweiten Hälfte eine neue Lektion. In der vorhergehenden Konferenz werden für die letztere Andeutungen gegeben. Diese Probelektionen finden am Vormittag statt. Denselben Abend ist Konferenz, in welcher die Probelektionen kritisiert werden. Nachdem wir unsere Beobachtungen durchgesprochen, suchen wir diese Belehrungen zu verallgemeinern. Namentlich benutze ich dazu gern die Protokolle der Direktorenkonferenzen. Aber dabei beruhigen wir uns nicht, sondern zuletzt suchen wir die Belehrung auch auf die pädagogische Theorie durchzuführen, in der letzten Zeit mit Vorliebe auf die Herbartsche Psychologie. Auch an Lotze wird öfter angeknüpft, dessen Lehre hier am meisten bekannt ist. Vorzügliche Rücksicht wird bei diesen Besprechungen auch der leitenden oder erziehenden Thätigkeit des Lehrers zugewandt.

Kanzler der Universität Professor Dr. Gareis-Giefsen: Ich mufs um Entschuldigung bitten, weil ich hier das Wort ergreife, da ich weder Philologe noch Schulmann bin. Allein die Frage der pädagogischen Seminarien ist nicht blofs eine streng fachmännische Frage, sie ist auch in unserer nächsten Nähe zu einer Zeitungsfrage geworden, und ich glaube, es giebt wenig Gebildete in unserem Grofsherzogtum, die sich nicht ein gewisses Urteil in dieser Frage gebildet haben. So möge es auch mir gestattet sein, im Anschlufs an die vorausgehenden Reden meine bescheidene Meinung hier anzuführen.

Als Vorsitzender der Prüfungskommission für das höhere Lehramt habe ich mich nicht selten veranlafst gesehen, mir ein Urteil über die Kandidaten zu bilden, bei welchem mir stets der in der vorhin erwähnten Pressfrage häufig ausgesprochene Satz von dem Experimentieren in corpore vili ins Gedächtnis kam. Wenn in den Zeitungen die Rede war: 'den pädagogischen Seminarien ist der Vorwurf zu machen, dafs die Schüler der Gymnasien zum Experimentieren verwendet werden, dafs man die jungen Leute verwendet, um mit denselben zu experimentieren', so habe ich mich angesichts der Kandidaten, welche vor mir im Examen safsen, gefragt: in welcher Weise wird das Experimentieren möglichst erträglich für die Eltern und die Kandidaten? Das Experimentieren kann nicht umgangen

werden; denn selbstverständlich mufs der junge Schulmann die Kunst einmal üben, in der er wirken soll. Es fragt sich nur, ob dieses Experimentieren erträglicher wird unter der geordneten Aufsicht eines Seminars, innerhalb des festen Rahmens eines Seminars, oder ohne dieses. Ich gebe zu, dafs es einem talentvollen Manne sozusagen auch autodidaktisch gelingt, ein Lehrer zu werden. Ich gebe ferner zu, dafs es erfahrenen Gymnasialdirektoren gelingt, die Accessisten auch ohne Seminar in das schwierige Amt zu weisen, das sie zu verwalten haben. Allein die wohlgeordnete Einrichtung eines Seminars hat den bestimmten Erfahrungen gegenüber, auf welche ich mich beziehen kann, den Vorzug.

Wenn ich als Vorsitzender der Prüfungskommission mir den einen oder anderen Kandidaten so ansehe, da denke ich mir nicht selten: wie wird sich dieser oder jener junge Mann in der Schule benehmen? Da ich nun nicht blos in der mündlichen Prüfung die jungen Leute kennen lerne, sondern auch durch die zahlreichen Besuche, die sie mir zu machen gezwungen sind, kennen lernen mufs, so ist dieses Urteil wohl begründet. Nun aber bin ich nicht blos von dieser Seite, sondern auch von einer anderen Seite mit dem Lehrfach und den Resultaten des Unterrichts vertraut. Ich habe wiederholt die Beobachtung gemacht, dafs der scheuste und noch gar nicht geübte Kandidat unter Leitung des pädagogischen Seminars ein vorzüglicher Lehrer wird. Ich möchte daher 2, 3 und 4 der Thesen ganz besonders empfehlen.

Herr Friedrich aus Darmstadt hat darauf aufmerksam gemacht, dafs der Schüler nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Herzen arbeiten mufs. Mir ist die Erscheinung die erfreulichste gewesen, dafs es den Seminaristen, die an der hiesigen Anstalt gebildet worden sind, in sehr kurzer Zeit gelungen ist, das Herz ihrer Schüler sich zu gewinnen. Und wenn also dies ein Mafsstab sein soll auch für die pädagogische Befähigung und für das pädagogische Resultat, so spricht dies ganz entschieden für die von mir erwähnte Einrichtung.

Direktor Schiller: Ich habe mich vor dem Schlusse der Sitzung nur noch eines Auftrages zu entledigen. Herr Kollege Frick in Halle hat mir einen Brief geschrieben und bedauert darin, dafs er wegen eines schweren Verlustes in seiner Familie an der Versammlung nicht teilnehmen könne. Ebenso ist Kollege Richter aus Jena aus Gesundheitsrücksichten nicht imstande, hier zu erscheinen. Wir sind ja, soweit ich meine Herren Kollegen kenne, nicht ganz und überall auf dem Standpunkte dieser Herren, und deshalb wäre es uns doppelt angenehm gewesen, wenn dieselben in unsrer Mitte wären. Dann hätte sich rasch herausgestellt, dafs die Differenzen sich nur um untergeordnete Fragen bewegen, wir aber in allen Hauptsachen einig sind. Da wir die Anwesenheit beider Herren leider entbehren müssen, so glaube ich Ihnen die litterarischen Erzeugnisse der Frickschen Thätigkeit, insbesondere die 'Lehrproben' dringend ans Herz legen zu sollen; sie tragen viel zur Verständigung bei und ich möchte namentlich den Aufsatz Fricks über den tarentinischen Krieg, die beste Leistung auf diesem Gebiete der Methodik, als Beispiel dafür anführen, dafs, trotzdem man uns Methodikern den Vorwurf macht, wir hätten den Geist vertrieben, Methode und Geist sich auch heute noch vereinigen lassen.

Direktor Dr. Wittich-Kassel. Ich möchte für die Einrichtung sprechen, welche gestern Herr Schulrat Lahmeyer empfohlen hat. Die Einrichtung in Kassel besteht darin, dafs das Seminar geleitet wird von dem Provinzialschulrat, und dafs die Kandidaten an den vorhandenen Schulen des Ortes ihre Beschäftigung finden. Wenn das der Fall ist,

wird einmal erreicht, dafs der Direktor nicht diese kolossale Arbeit hat, wie sie von den Herren Weicker, Hampke, Uhlig hervorgehoben worden ist. Ferner wird erreicht, dafs die Kandidaten an verschiedenartigen Anstalten beschäftigt werden können, was für ihre Zukunft von grofser Wichtigkeit ist. Dafs nun nur am Sitze des Provinzialschulkollegiums ein solches Seminar sein müfste, halte ich nicht für notwendig. Aber für notwendig halte ich, dafs am Orte des Sitzes mehrere Anstalten sich befinden. Und wenn es aufserdem geschieht, dafs an den Universitäten schon eine gewisse Vorarbeit geleistet wird, so wird damit am besten dem Zwecke gedient, den wir erreichen wollen. In diesem Sinne möchte ich die praktische These gefafst sehen, die sich hierüber ergeben wird. Ein einjähriger Kursus würde wohl genügen.

Professor Dr. Kramer-Halle: Da Herr Direktor Frick hier leider nicht anwesend sein kann, um Ihnen über sein Seminar die näheren Nachrichten zu geben, so möchte ich mir gestatten, nach den Berichten, die wir über verschiedene Seminareinrichtungen gehört haben, Ihnen auch über den Betrieb im Seminar zu Halle einige thatsächliche Mitteilungen zu machen. Wir sind in der glücklichen Lage, eine grofse Anzahl junger Leute beschäftigen zu können, ohne dafs sie dabei in materielle Schwierigkeiten geraten. Der grofse Reichtum von Schulen am Halleschen Waisenhause giebt nämlich durch die Pensionate die Möglichkeit, den jungen Lehrern eine Erzieherstelle zu gewähren; aufserdem werden durch die Fonds für Hilfslehrer Summen frei, die den jungen Herren zu gute kommen können. Dadurch ist es möglich, dafs immer 10, 12, auch 16 junge Leute beschäftigt sind. Die Organisation unseres Seminars ist nun folgende: Die jungen Lehrer sind den einzelnen Anstalten zugewiesen, und die spezielle Unterweisung in den einzelnen Fächern, in der Mathematik, Geschichte, Geographie und den philologischen Wissenschaften ist gerade, wie es die Herren hier wünschen, einzelnen Mitgliedern des Lehrerkollegiums, resp. den Leitern der Anstalten übertragen. Die Unterweisung in didaktischen Grundsätzen hat sich Herr Direktor Frick vorbehalten und hat damit das Centrum der ganzen Ausbildung in der Hand. Alles, was in den einzelnen Spezialunterweisungen vorgetragen wird, bekommt seine Spitze und seine eigentliche wissenschaftliche Durchbildung in diesen wöchentlich abgehaltenen Konferenzen des Herrn Direktor Frick. Dies die allgemeine Organisation.

Aufserdem hat das Seminar noch eine praktische Organisation. Dieselbe halte ich für wesentlicher. Sie besteht einesteils in Probelektionen, andernteils in sogenannten Musterlektionen. Ich möchte sagen, diese Musterlektion ist eigentlich eine Vorlektion, die Herren Kandidaten halten dann eine Nachlektion. Ich mufs dies aussprechen, damit nicht an das Wort sich falsche Vorstellungen anknüpfen. Allerdings bin ich auch der Meinung, dafs den Herrn Kandidaten durch erfahrene Lehrer solche Vorlektionen gehalten werden. Es ist hierzu in jeder Woche ein bestimmter Tag, eine ganz bestimmte Stunde festgesetzt, zu einer Zeit, wo keine Schulstunden in den übrigen Klassen sind. Am Anfang des halben Jahres werden einzelne Herren bereits beauftragt, die Vorlektionen zu halten. Die sind wesentlich darauf zugeschnitten, um dem Herrn Kandidaten ein Beispiel zu geben, wie ein neuer Stoff an die Klasse herangebracht wird. Da kommen die Grundsätze zur Geltung, welche in dem Wort Formalstufen zusammengefafst sind. Diese Lektionen werden dann besprochen vor dem Kandidaten und werden auch zur Besprechung kommen können in dem Hauptseminar von Herrn Frick. Ist nun eine solche Vorlektion und Be-

sprechung gehalten, so tritt ein Kandidat an die Stelle und hält ebenfalls eine Lektion. Diese Lektionen sind durch schriftliche Vorbereitung des Kandidaten vorbereitet, und diese schriftliche Vorbereitung wird dem betreffenden Herrn, der die Klasse leitet, mitgeteilt und vorher besprochen, so dafs die Art und Weise, wie die Lektion gehandhabt wird, vollständig bekannt ist. Dann wird nachher Kritik geübt, und bei diesen Lektionen sind sämtliche Lehrer des Seminars und sämtliche Kandidaten gegenwärtig.

Zur Geschäftsordnung erhält das Wort Direktor Weicker:

'Ich beantrage Schlufs der Generaldiskussion und schlage vor jedem Redner nur noch fünf Minuten zu gewähren.'

Direktor Schiller stellt den Gegenantrag, in Ansehung der vorgerückten Zeit die Debatte für jetzt zu vertagen und morgen in die Spezialdiskussion einzutreten, damit jetzt noch Zeit bleibe, den Vortrag von Direktor Matzat, welcher morgen nicht mehr hier anwesend sein kann, anzuhören.

Nachdem dieser Antrag von der Versammlung angenommen ist, erhält das Wort:

Direktor der Landwirtschaftsschule Dr. H. Matzat-Weilburg zu einem Vortrage:

Über das Zeichnen im geographischen Unterrichte.

Der Vortragende erklärte, bei der vorgerückten Zeit sich aller theoretischen Erörterungen über sein Thema enthalten und sich auf eine praktische Demonstration beschränken zu wollen. Denn einerseits sei ungründliche Theorie schlimmer als gar keine; andererseits seien auch nur praktische Einwürfe gegen dies Zeichnen im geographischen Unterricht gemacht worden, nämlich dafs es zu zeitraubend und dafs es zu schwierig sei. Um diese Einwürfe zu prüfen, wählte der Vortragende das für das Zeichnen schwierigste Objekt der ganzen Länderkunde, Griechenland, als Beispiel. Vorausgesetzt wurde eine Unter- oder Mittelklasse, also etwa eine Quarta der preufsischen Gymnasien, welche eben die griechische Geschichte begonnen habe und dadurch auf das Bedürfnis geführt sei, nun auch das Land kennen zu lernen; ferner angenommen, dafs die erforderliche Vorbesprechung desselben ('Analyse' im Sinne Zillers) stattgefunden habe, und dafs auch die Beschreibung des Landes nach der Karte, natürlich nicht durch den Lehrer, sondern durch die Schüler selbst ('Synthese' im Sinne Zillers) beendigt sei. Nunmehr komme es darauf an, die wesentlichen Grundzüge des Angeschauten herauszustellen und zu fixieren, also die Karte durch eine Zeichnung zu excerpieren.

Zu diesem Zwecke verfährt der Vortragende folgendermafsen. Er giebt den Schülern zunächst einen Punkt an, von welchem bei der Zeichnung ausgegangen werden soll, in diesem Falle Korinth. Um diesen Punkt werden, vom Lehrer an der Tafel, von den Schülern in ihren Heften, konzentrische Kreise geschlagen, deren Radien 100, 200, 300 km vorstellen. Dann nehmen die Schüler auf ihrer Karte 100 km in den Zirkel (fehlt der Karte ein Kilometermafsstab, so nehmen sie dafür $^9/_{10}$ eines Breitengrades), setzen den einen Schenkel in den gegebenen Centralpunkt (Korinth), beschreiben mit dem anderen einen Kreis (entweder die Kreislinie ausziehend oder nur über die Karte hinfahrend) und geben Punkte an, welche von der Kreislinie berührt werden oder nicht weit von ihr liegen (auf einige Kilometer mehr oder weniger kommt es hierbei natürlich nicht an), dazu die Richtung vom Centralpunkt aus. Ebenso wird mit einem Kreise von 200, 300 und 400 km Radius verfahren; jeder gefundene Punkt

wird sogleich in die Zeichnung eingetragen. So werden nach und nach folgende Stützpunkte gewonnen:

Es liegen von Korinth
50 km O Salamis.
100 km SSW Sparta;
„ WNW die Meerenge von Lepanto;
„ NNW Thermopylä;
„ N die Westspitze von Euböa;
„ ONO die Ostecke von Attika;
„ OSO Kap Sunium.
150 km O das Südostende von Euböa;
„ S (SSO) Kap Malea;
„ SW Pylos;
„ W die Westspitze der Peloponnes;
„ WNW die Mündung des Achelous.
300 km N Saloniki;
„ S (SSO) das Westende von Kreta.
400 km NW die Meerenge von Otranto;
„ SO das Ostende von Kreta.

Auf Grund dieser Stützpunkte werden nun zunächst die Küsten gezeichnet, wie folgt.

Die Küste des ionischen Meeres zieht NNW/SSO von der Meerenge von Otranto bis zur Mündung des Achelous. Einen Einschnitt bildet der ambrakische Meerbusen, mit engem Eingange, an dessen Südseite das Kap Actium.

Der korinthische Meerbusen besteht aus einem äufseren und einem inneren Teil, welche durch die Meerenge von Lepanto zusammenhängen. Die Nordküste des äufseren Teils zieht von der Mündung des Achelous nach O, die Südküste von der Westecke der Peloponnes nach NO bis zur Meerenge von Lepanto; der innere Teil von da nach OSO bis zum Isthmus, welcher sich von Korinth nach ONO erstreckt.

Von der Westecke der Peloponnes zieht die Westküste mit einer Einbiegung weiter nach SSO. Im S läuft die Peloponnes in drei nach SSO gerichtete Halbinseln aus, die messenische, die westlakonische und die ostlakonische Halbinsel (deren Südspitze Kap Malea); dazwischen der messenische und der lakonische Meerbusen.

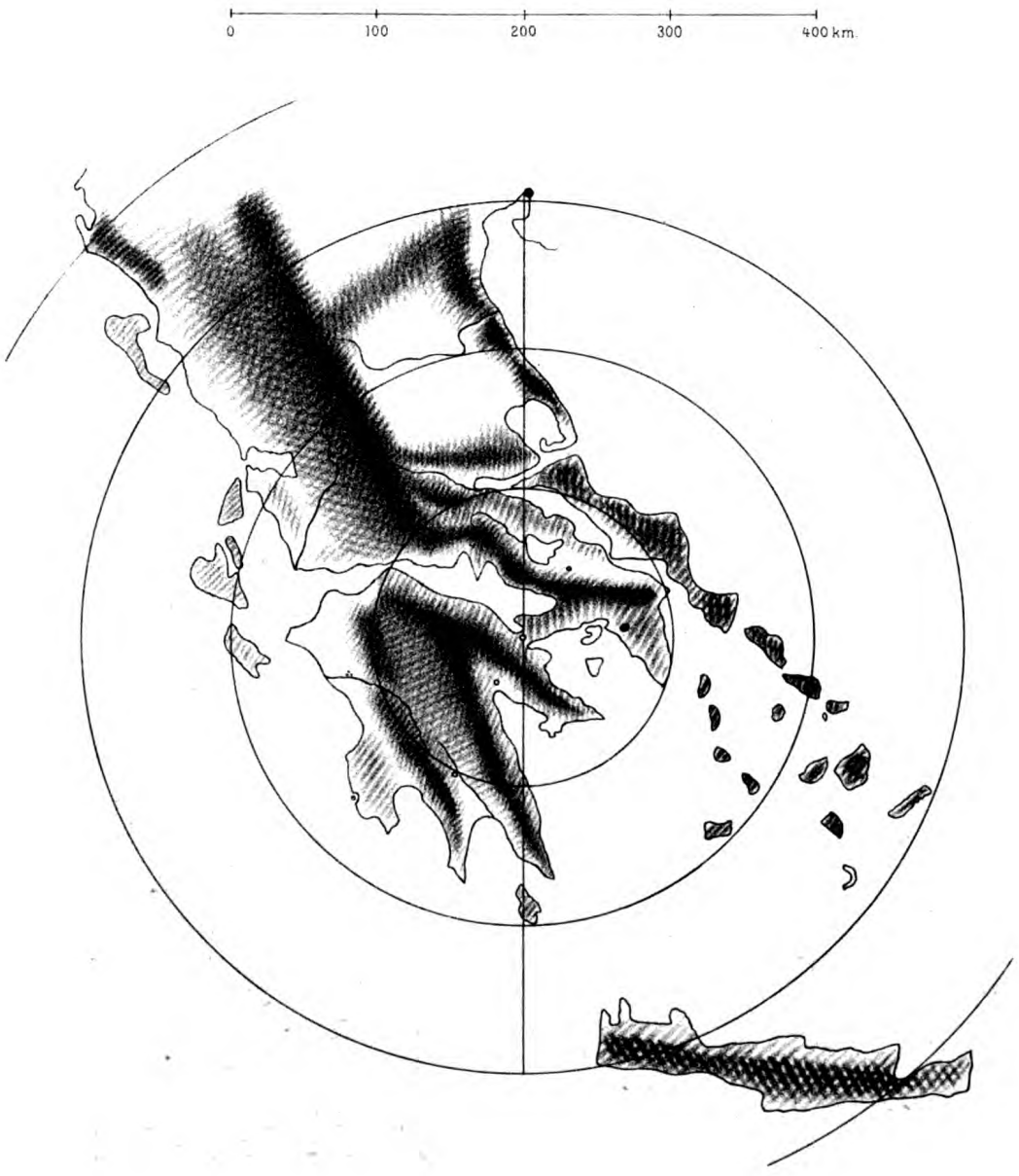
Vor der Küste des ionischen Meeres die Reihe der ionischen Inseln, darunter Corcyra an der Küste von Epirus, Ithaka an der Küste von Akarnanien.

Küste des ägäischen Meeres. Vom Busen von Saloniki zieht die Küste von Thessalien nach SO und bildet dann zwei Meerbusen, den pagasäischen und den malischen. Von hier zieht die Küste von Mittelgriechenland nach OSO bis zur Ostecke von Attika, dann nach S bis Kap Sunium (Südspitze von Attika). Davor die Insel Euböa, welche mit ihrer Nordecke (Kap Artemisium) dem pagasäischen, mit ihrer Westspitze dem malischen Meerbusen vorliegt; ihre breite Mitte ist nur durch eine schmale Meerenge, den Euripus, vom Festlande getrennt.

Von Kap Sunium bis Kap Malea bildet das ägäische Meer noch zwei Meerbusen, den saronischen und den argolischen, zwischen welchen die argolische Halbinsel nach SO vorspringt. Der saronische Busen ist eine Fortsetzung des korinthischen und von

Griechenland.

1: 5000 000.



Lith. Eschebach & Schaefer Leipzig.

diesem durch den Isthmus getrennt; in seiner Nordecke die Insel Salamis, in der Mitte die Insel Ägina. Vom argolischen Busen zieht die Ostküste der Peloponnes nach SSO bis Kap Malea.

Im S wird das ägäische Meer durch eine bogenförmige Inselreihe vom Mittelmeer getrennt. Dazu gehören: Cythera S von Malea; Kreta, die gröfste, lang gestreckt von W nach O. — N davon die Inselgruppe der Cykladen, in mehreren Reihen NW/SO, welche die Fortsetzungen von Euböa und Attika bilden: darunter Naxos, Paros und Delos.

Darauf folgt die Zeichnung der Bodenerhebungen (vermittelst einer Schraffierung nach dem Prinzip: je höher, desto stärker).

I) Nach SSO und SO ziehen:

1. Der Pindus, ungefähr in der Mitte zwischen den Küsten von Epirus und Thessalien bis zum inneren korinthischen Meerbusen. Seine Fortsetzungen auf der Peloponnes bilden die ostarkadischen Gebirge und der Parnon an der Ostküste, dessen Ausläufer im Kap Malea enden.

2. W vom Pindus die Gebirge von Epirus, Akarnanien und Ätolien, von der Meerenge von Otranto bis zum äufseren korinthischen Meerbusen. Auf der Peloponnes setzen sie sich als westarkadische Gebirge fort und enden mit dem Taygeton in der westlakonischen Halbinsel. Zwischen den west- und ostarkadischen Gebirgen das Hochland Arkadien. Auch die messenische Halbinsel ist gebirgig.

3. An der Ostküste von Thessalien die Bergreihe des Olympus, Ossa und Pelion. Ihre Fortsetzung bilden die Gebirge Euböas und der östlichen Cykladen.

II) Quer zu diesen Hauptreihen sind kürzere Gebirgsreihen gerichtet:

1. Die kambunischen Berge, SW/NO vom nördlichen Pindus bis zum Busen von Saloniki (N vom Olymp), die Grenze zwischen Makedonien und Thessalien.

2. Der Othrys, W—O vom Pindus bis in die Halbinsel zwischen dem pagasäischen und dem malischen Meerbusen.

3. Der Öta (2200 m), W—O vom Pindus bis zur Südküste des malischen Meerbusens. Hier zwischen Gebirg und Meer der Engpafs Thermopylä, der Eingang von Thessalien nach Mittelgriechenland. Niedrigere Fortsetzungen gehen längs der Küste weiter bis zum Euripus.

4. Der Parnassus und der Helikon vom Südende des Pindus nach OSO an der Nordküste des korinthischen Meerbusens. Dann der Kithäron und der Parnes W—O vom Ostende des korinthischen Meerbusens bis zur Ostecke von Attika.

5. Auf der Peloponnes ziehen die nordarkadischen Gebirge von der Meerenge von Lepanto nach OSO und setzen sich in den Gebirgen der argolischen Halbinsel fort.

Auch die Insel gebirgig.

Die Pinduslinie teilt also Griechenland in zwei sehr verschiedene Hälften:

I) Die Westhälfte, nach dem ionischen Meere, ist horizontal weniger entwickelt und gröfstenteils gebirgig. Nur wenige kleine Tieflandschaften, darunter das Tiefland von Elis (an der Westecke der Peloponnes) und das Tiefland von Messenien (am messenischen Meerbusen). Flüsse:

Der Achelous, vom nördlichen Pindus nach S.

Der Alpheus, aus dem südlichen Arkadien nach NW, dann durch die westarkadischen Gebirge nach W.

Der Eurotas, aus dem südlichen Arkadien (in einer geraden Linie mit dem oberen Alpheus) nach SO in den lakonischen Meerbusen.

II) Die Ostseite, nach dem ägäischen Meere, ist horizontal reicher entwickelt, weniger gebirgig und enthält mehrere gröfsere Tiefbecken.

1. Das breite Becken von Nordthessalien, zwischen den kambunischen Bergen und dem Othrys. Hauptflufs der Peneus, vom Pindus (wo die kambunischen Berge an denselben stofsen) in einem Bogen nach O, zwischen dem Olymp und Ossa durchbrechend (Thal Tempe) in den Busen von Saloniki.

2. Das schmalere Becken von Südthessalien, zwischen dem Othrys und Öta. Hauptflufs der Sperchius, vom Pindus nach OSO in den malischen Meerbusen.

3. Das Becken von Phokis und Böotien, zwischen dem Öta und seinen Fortsetzungen im N, dem Parnafs, Helikon und Kithäron im S. Hauptflufs der Kephisus, vom Parnafs nach OSO in den Sumpfsee Kopaïs.

Endlich die Landschaften mit den wichtigsten Städten, die Lage der Landschaften nur durch ihre Anfangsbuchstaben angedeutet, nicht durch Zeichnung der Grenzen.

Nachdem so die Zeichnung beendet war (s. die Tafel), wurde konstatiert, dafs ihre Herstellung 10 Minuten gedauert hatte. Nimmt man an, dafs ein besonders ungeschickter Schüler die zehnfache Zeit braucht, so hat er, da man auf die Behandlung von Griechenland mindestens fünf Schulstunden verwenden mufs, mit der wünschenswerten Reinzeichnung für jede Schulstunde höchstens 20 Minuten Hausarbeit.

Was die behauptete Schwierigkeit des geographischen Zeichnens betrifft, so wies der Vortragende darauf hin, dafs dieselbe in erster Linie dadurch zu heben sei, dafs man nicht ganze Erdteile oder sonstige grofse Ländermassen zum Objekt einer Zeichnung nehmen müsse, sondern kleinere Länder oder Landschaften, sodann aber durch die Neuerungen in dem eben gezeigten Verfahren. Bei der Darstellung der horizontalen Dimensionen habe man bisher meistens das Gradnetz zugrunde gelegt. Das sei aber weder wissenschaftlich begründet, denn die allermeisten Ortsbestimmungen unserer Karten beruhten nicht auf Beobachtung der geographischen Länge und Breite, sondern auf Entfernungs- und Richtungsangaben; noch auch praktisch, denn kein Mensch, nach der Lage eines Ortes gefragt, gebe dessen geographische Länge und Breite an, sondern sage stets, der Ort liege so und so weit in der und der Richtung von dem und dem bekannten Ort, und wohl die wenigsten Anwesenden würden wissen, welches die geographische Länge und Breite von Gieſsen sei, wohl aber, wie viel Kilometer (oder Eisenbahnstunden), und in welcher Richtung es von ihrem Wohnort liege. Für die Darstellung der vertikalen Dimensionen seien die viel gebrauchten Seydlitzschen Striche und Kirchhoffschen Bogenreihen an sich unzulänglich, hätten keine wissenschaftliche Geltung und wirkten detaillierend; dagegen vermöge das vorgeführte Schraffierungsverfahren nicht nur die Länge und Breite, sondern auch die Höhe der Bodenerhebungen auszudrücken, beruhe auf dem wissenschaftlichen Prinzip der Höhenschichtenkarten und wirke generalisierend, wie es für das schulmäfsige Kartenzeichnen erforderlich sei.

Der Vorsitzende eröffnet die Diskussion über diesen Vortrag und erteilt das Wort

Direktor Weicker: Ich glaube im Sinne der Versammlung zu handeln, wenn ich dem Herrn Vortragenden für seinen anregenden Vortrag unsere Anerkennung und unseren Dank ausspreche. Aber er hat doch einige Bedenken in mir geweckt, teils be-

züglich der Zeit, teils wegen Beschäftigung der Schüler. Die Zeit schätzen Sie auf 100 Minuten, ich würde hoffen, dafs es weniger wäre. Das zweite ist die Beschäftigung und Beherrschung der Klasse nach verschiedenen Seiten hin. Wenn selbst ein Virtuose der Sache längere Zeit den Schülern abgewendet bleibt, wie sehr wird das den anderen Lehrern, die nicht so gut zeichnen können, passieren! Die Schüler sollen mitzeichnen; ja, aber sie zeichnen nicht alle gleich schnell und werden zu verschiedenen Zeiten fertig sein. Dann, wie sollen sie zeichnen? Nach Ihrem Kommando sollen sie den Zirkel in die Hand nehmen und das Heft. Aber wie sollen sie die Übung bekommen, diese Kreise und Entfernungen so schnell aufzufassen? Das zweite Bedenken richtet sich gegen die Unsicherheit des Mafsstabs. Ihre Umrisse waren sehr schön aufzufassen, seit die Gebirge hinzugekommen, ist es sehr schwer geworden. Also wenn Sie das, der Meister, in Ihrer Eile doch schon etwas verwischt haben, wie wird es den anderen Herren gehen? Wie grofs aber müssen die Schultafeln sein, oder wie klein die Objekte, wenn sie bei alledem klar sich darstellen sollen?

Dr. Matzat: Es ist meine Meinung nicht, dafs ganz Griechenland in einer Stunde so behandelt werden soll, sondern ich taxiere den Zeitaufwand auf fünf Stunden. Dadurch zerstreuen sich auch die disziplinarischen Bedenken. Es mufs nicht gedacht werden, dafs der Lehrer den Schülern 10 Minuten lang den Rücken zukehrt. Also wenn die Schüler die Kreise gezeichnet haben, die sie ja auch zu Hause schon vorzeichnen können, so frage ich: „Wer kann mir Punkte nennen, die 100 km von Korinth liegen?“ Da drängen sich immer eine ganze Anzahl herzu. Sobald diese Stützpunkte festgesetzt sind, geht es weiter an die Umrisse. Nur während ich den Strich mache, drehe ich den Rücken der Klasse zu.

Dann möchte ich bemerken: wenn jemand folgern will, dafs die Tafel zu klein ist, so kann er an Korinth sich anlehnen und zunächst Nordgriechenland behandeln. Die meisten gröfseren Länder habe ich auch vorgeschlagen, in Landschaften zu zerlegen.

Dr. Gotthard-Weilburg: Von dem zweiten Vorredner ist erwähnt worden, der Lehrer würde bei diesem Verfahren mit der Aufmerksamkeit zu kämpfen haben. Ich gebe Unterricht an einem Töchter-Institut, und bei den Töchtern ist jedenfalls grofse Zerstreutheit, wenn an der Tafel etwas vorgezeichnet wird. Ich habe aber niemals mit Unaufmerksamkeit zu kämpfen gehabt, indem ich keinen Strich zeichne, der mir nicht von den Schülerinnen angegeben wird. Auf diese Weise entsteht ein reger Verkehr zwischen Lehrer und Schüler. Dann ist hervorgehoben worden, es gebe ein unsauberes Bild, wenn man gerade in dieser Weise operiert. Wenn die Herren erlauben, so bin ich erbötig, ein Bild zu zeichnen, welches ich in der letzten Stunde in der Schule vorgenommen habe, nämlich Böhmen. Ich gehe dabei von Prag aus. Ich zeichne zunächst den gröfsten Kreis, einen 200 km-Kreis. Ich brauche 50 und 100 km; also mufs ich den Kreis in vier Teile teilen. Dann lasse ich mir die Punkte angeben, die auf den Kreisen liegen; zuerst auf dem 50, dann auf dem 100 km-Kreise.

(Redner wird ersucht, um bei der vorgerückten Zeit die Diskussion nicht zu lange zu unterbrechen, seine Zeichnung einstweilen an der Tafel zu vollenden, während die Debatte weitergeht:)

Prof. Kramer: Das eine Bedenken gegen diese Methode ist das gegen die Kreishilfslinien. Die Meridiane sind ja auch Hilfslinien beim Zeichnen, aber etwas, was doch

im Kartenbild etwas bleibendes ist. Es wird eine Gruppe von Hilfslinien, die nicht naturgemäfs ist, und eine Richtung, die sich nicht mit dem Kartenbild zu decken braucht, eingeführt, und so ist Gefahr, dafs etwas falsches hineinkommt. Und da stehen wir auf dem theoretischen Standpunkte. Der Zweck des Zeichnens ist doch, ein getreues Bild der Landschaften zu erzeugen, und das wird wohl auf diese Weise nicht erzeugt werden.

Dr. Matzat: Dieser Einwurf würde richtig sein, wenn es sich darum handelte Skizzen zu zeichnen von ganz grofsen Ländern, wie Asien, Nordamerika. Es ist also notwendig, die grofsen Länder zu zerlegen. Da man es nun nur mit kleinen Stücken zu thun hat, so ist die Abweichung von der Richtung eine sehr geringe.

Noch etwas habe ich nachzuholen, dafs der Lehrer kein zu grofser Virtuose zu sein braucht. Der Lehrer arbeitet mit den Schülern zusammen das Bild aus der Landkarte heraus.

Gymnasiallehrer Scherer-Gieſsen. Vortrag und Debatte haben sich auf die Ausführung des Zeichnens beschränkt. Mir scheint wichtiger die Frage: welche Stellung nimmt das Zeichnen im geographischen Unterrichte ein? Ich bin der Ansicht, dafs die Karte die Grundlage des geographischen Unterrichts sein soll (abgesehen von der Heimatkunde). Wenn dies der Fall ist, so ist das Zeichnen als Repetitionsmittel sehr gut. Wenn man aber die Karte in den Hintergrund stellt oder sie ganz beiseite läfst, so ist für das Zeichnen eine längere Zeit notwendig, und man gerät auf die Abwege, wie wir sie bei den Zeichnungen von Dronke finden; dann ist die Unterrichtsstunde keine Geographiestunde mehr, sondern eine Zeichenstunde. Ob die Manier des Herrn Matzat in allen Fällen anzuwenden ist, darüber habe ich kein Urteil. Ich glaube, dafs auch die Vorlagen von Umlauft sehr wohl zu verwerten sind. Mit dem Werkchen von Lehmann und Kirchhoff habe ich gerade keine guten Erfahrungen gemacht. Ich glaube also, dafs die Frage, welche Stellung das Zeichnen im geographischen Unterricht einnimmt, die wichtigere ist, und dafs man dies zuerst festzustellen hat.

Realgymnasialdirektor Dr. Dronke-Trier: Die Stellung des Zeichnens mufs zunächst festgestellt werden. Das Zeichnen ist nicht Selbstzweck, es geschieht nur, damit der Junge an der Karte lesen lernt. Das Lesenlernen, das Verstehenlernen der Karte soll durch die Zeichnung erfolgen. Wenn Herr Weicker Furcht hat, dafs dadurch die Disziplin gelockert werden könnte, so kann ich dem nicht zustimmen. Es ist mir nicht ein einziger Fall bekannt. Ich möchte mich aber noch gegen Eins wenden. Herr Kramer sagt, die Meridiane sollen als Grundlage dienen. Können Sie einem Sextaner zumuten, dafs er die Polarkoordinaten erfafst, was einem Primaner schwerfällt? (Einwurf: Globus!) Ich bin sehr zufrieden, wenn der Obertertianer so eine kleine Ahnung davon bekommt. Dazu kommt noch: wenn wir nach den Meridianen rechnen wollen, so wird einem Schüler nie klar werden, warum ist von 10 zu 10 Grad in Skandinavien der Abstand kürzer als in Italien? Das wird ihm nicht sehr leicht auf der unteren Stufe. Namentlich aber, welchen Meridian soll man denn anwenden? Wir haben gar nicht einen einheitlichen Atlas, einen einheitlichen Atlas können wir zwangsweise nicht einführen. Selbst sehr gute Schulatlanten haben das eine Land nach Greenwich gezeichnet, das andere nach Ferro. Wenn der Herr Kollege Scherer eine Methode hat, durch die er leichter anregen kann, als ich, so lerne ich gern.

Scherer: Ich will nur bemerken, dafs bei der Zeichnung die einfachsten Hilfs-

mittel angewendet werden müssen. Wenn Sie sich die Zeichnungen von Herrn Dronke ansehen, so werden Sie sehen, dafs dort sehr komplizierte Hilfslinien angewendet sind. Ich gehe von der Karte aus und will das Lesen auch hauptsächlich an der Karte gelernt haben. Ich glaube nicht, dafs man das Lesen der Karte nur aus dem Zeichnen lernt, wohl aber kann dieses ein Hilfsmittel dazu sein. Ich unterscheide ein Zeichnen auf der unteren und oberen Stufe. Auf der unteren Stufe dient das Zeichnen dem Verständnis der Karte, auf der oberen dient es der Einprägung des Lehrstoffs.

Schlufs der Sitzung und Aufstellung der Tagesordnung für morgen.

Vierte Sitzung

am Samstag den 3. Oktober 1885.

Der Vorsitzende eröffnet um $8^1/_4$ Uhr die Sitzung und stellt die neuen, von Hampke verfafsten Thesen zur Diskussion. Dieselben haben folgenden Wortlaut:

1. Die pädagogische Sektion der 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner vermag nicht anzuerkennen, dafs das Probejahr in seiner gegenwärtigen Einrichtung die Gewähr biete, dafs den Berufsgenossen eine wohlgeordnete praktische Durchbildung und eine ausreichende pädagogische Unterweisung zu teil werde.
2. Sie spricht ihre Überzeugung dahin aus, dafs eine solche Ausbildung am besten durch die Teilnahme an einer Art von seminaristischem Kursus erreicht werde
3. Solche Kurse werden ihres Erachtens am angemessensten an bestimmten von den Schulbehörden auszuwählenden höheren Lehranstalten eingerichtet werden, an welchen in der Regel die Direktoren unter der Beihilfe von Fachlehrern für längere Zeit mit der Leitung zu betrauen sind.
4. Die Teilnahme an einem solchen Kursus ist jedem Kandidaten sowohl zu eröffnen, als auch zur Pflicht zu machen.
5. Weil in der Gegenwart kein Lehrermangel herrscht, so ist dieselbe vorzugsweise geeignet, derartige Einrichtungen zu begründen.

Ferner teilt der Vorsitzende mit, dafs auch Direktor Wittich eine Anzahl Thesen aufgestellt habe, in folgender Fassung:

1. Der Lehrer höherer Schulen bedarf nicht nur in seiner Fachwissenschaft, sondern auch auf dem Gebiete der Pädagogik einer gründlichen Ausbildung.
2. Das Probejahr in seiner gegenwärtigen Einrichtung genügt hierzu nicht.
3. Schon auf der Universität kann dem älteren Studenten durch einen praktisch erfahrenen Pädagogen praktische Anleitung gegeben werden.
4. Notwendig ist die systematische praktische Anleitung für den jungen Lehrer, womöglich durch ein Seminar.
5. Die Seminarien sind in Städten zu errichten, welche mehrere höhere Lehranstalten haben, so dafs möglichst viele Kandidaten ohne Überbürdung der Direktoren und Lehrer herangebildet werden können.
6. Der Leiter des Seminars giebt die theoretische Unterweisung, sowohl zur Vorbereitung wie zur Nutzbarmachung der praktischen Thätigkeit.

7. Die Seminaristen stehen zu einer Anstalt im Verhältnis der bisherigen Probekandidaten; sie erhalten, ohne eine Lehrerstelle zu versehen, eine Vergütung, die ihnen ermöglicht, ohne Überbürdung mit Privatstunden sich möglichst ihrer weiteren Ausbildung zu widmen.

Beide Thesen werden unter die Versammlung verteilt.

Der Vorsitzende: 'Ich glaube, dafs eine getrennte Behandlung der beiden Thesen nicht notwendig ist, sondern dafs wir die Hampkeschen und Wittichschen Thesen recht gut neben einander vornehmen können.

Die These 1 des Herrn Hampke hat denselben Inhalt wie These 1 und 2 des Herrn Wittich. Da sich zu dieser These niemand zum Worte gemeldet hat, so schreiten wir zur Abstimmung darüber.'

These 1 (Hampke) wird einstimmig angenommen.

Vorsitzender: 'Wir gehen über zu These 2. Dieselbe steht gegenüber der These 3 des Herrn Wittich. Ich erteile das Wort dem Herrn

Direktor Wittich: Ich nehme das Wort, um zu Nr. 3 und 4 meiner These zu reden. Vorher will ich bemerken, dafs ich nicht zur Aufstellung besonderer Sätze Veranlassung genommen haben würde, wenn Herr Direktor Hampke gestern auf meinen Vorschlag eingegangen wäre, mit mir eine gemeinsame Fassung zu vereinbaren. An der Form, in welcher jetzt die Hampkeschen Thesen vorliegen, würde ich nicht viel auszusetzen finden, wenn nicht die bisherigen Besprechungen bewiesen hätten, dafs dieselben zu sehr die Konzentration der seminaristischen Thätigkeit auf einzelne Anstalten, und die fast ausschliefsliche Anknüpfung an die Person eines Direktors ins Auge fassen. Gestern ist von den Herren Hampke und Uhlig uns in den Berichten über ihre praktischen Erfahrungen mitgeteilt worden, dafs sie Universitätsstudenten in das Amt vorbereitend einführen durch die seminaristische Thätigkeit, welche sie an Universitätsorten üben. Dafs damit dem künftigen Lehrer genützt wird, wenn er in den letzten Semestern seiner Studienzeit praktisch auf den künftigen Beruf hingewiesen wird, ist mir unzweifelhaft, und, meine ich, hätte auch der Versammlung eingeleuchtet. Es ist dabei allerdings eine wesentliche Bedingung, dafs die Einführenden selber praktische Pädagogen sind. Deshalb habe ich die These 3 so gefafst: 'Schon auf der Universität kann dem älteren Studenten durch einen praktisch erfahrenen Pädagogen praktische Anleitung gegeben werden.' Ist also die geeignete Persönlichkeit da (wie sie z. B. in Heidelberg in Köchly vorhanden war und in Uhlig vorhanden ist), um dem älteren Studenten und demnächstigen jungen Lehrer die praktische Unterweisung zu geben, so ist es gut, wenn sie ihre vorbildende Thätigkeit übt; ist sie aber nicht da, so ist es besser, man experimentiert nicht. Deshalb habe ich gesagt: kann.

Die These 4 lautet: 'Notwendig ist die systematische praktische Anleitung für den jungen Lehrer, womöglich durch ein Seminar.' Darin scheint mir der Unterschied überhaupt zu liegen zwischen der seminaristischen Behandlung und der bisherigen Probejahrbeschäftigung, dafs von den Leitern der Seminare mehr Zeit auf die einzelnen Kandidaten verwendet werden kann, als es einem Direktor einer Schule unter gewöhnlichen Verhältnissen, d. h. ohne dafs ihm für seine besondere Thätigkeit eine besondere Vergütung zu teil wird, möglich ist. Deswegen hatte ich die These 2 gegeben.

Dr. Hampke: Die Ausbildung, von der ich bis jetzt geredet habe, befafst nicht

die Ausbildung von Studenten, sondern von jungen Leuten, welche bereits ihr Examen pro facultate docendi abgelegt haben. Herr Professor Uhlig hat ja bereits Studenten ihre praktische Ausbildung gegeben. Ich meine aber, dafs das, was wir als das Regelmäfsige bezeichnen wollen, nicht darin besteht, Studenten, sondern geprüften Kandidaten ihre praktische Ausbildung zu geben. Wir wollen nicht vergessen, dafs die Studenten auf der Universität hauptsächlich ihre wissenschaftliche Ausbildung bekommen sollen, dafs der deutsche Schulmann den Ruhm behalten soll, ein wissenschaftlicher Mann zu sein; und diese Begeisterung für die Wissenschaft wird einigermafsen beeinträchtigt dadurch, dafs er auf der Universität schon in die Praxis eintritt. Der letztere Fall soll also nicht die Regel bilden, wobei ich ihn aber — inwiefern geeignete Gelegenheit sich bietet — auch nicht ausschliefsen will; jedoch solche Zufälligkeiten, die sich bieten können, wollen wir nicht in unsere Thesen aufnehmen.

Direktor Spangenberg-Wiesbaden: Die These 3 von Herrn Wittich scheint mir in der Ferne mit dem Ausdruck 'kann' in der Luft zu stehen. Wenn man diese Anleitung für zweckmäfsig hält, müfste die These lauten: 'mufs' oder 'soll'. Dann mufs der Staat eben dafür sorgen, dafs an der Universität solche Leute da sind. Ich würde daher die These umändern in 'soll' oder sie ganz streichen.

Direktor Schiller: Ich habe noch ein anderes Bedenken. Ich möchte davor warnen, die Erfahrungen in Heidelberg ohne weiteres zu generalisieren. Die Einrichtung hängt teilweise mit der dortigen Prüfungsordnung zusammen. Was ich in 9 Jahren erfahren habe, allerdings an unserer Universität, spricht nicht dafür. Unsere Studierenden der höheren Semester werden zu sehr durch ihre wissenschaftlichen Arbeiten in Anspruch genommen, um für die Unterrichtsthätigkeit herangezogen zu werden, wenn man, was doch unvermeidlich ist, dabei verlangt, dafs sie sich mit der Methodik und der Einrichtung unserer Schulen einigermafsen bekannt machen sollen. Ich glaube, dafs die ganze Sache steht und fällt mit der Prüfungsordnung, die haben wir aber nicht in der Hand; wir würden aus diesem Grunde gut thun, diese These ganz fallen zu lassen. Denn die Frage über die Einrichtung der Prüfungen ist nicht so reif, dafs man etwas Bestimmtes darüber zur Zeit sagen kann.

Vorsitzender: Wir schreiten zur Abstimmung über die These 2 von Hampke.

Dieselbe ist mit Majorität angenommen.

Ich richte an die Versammlung die Anfrage, ob eine oder die andere der Wittichschen Thesen nicht auch noch angenommen werden soll.

Dies wird von der Versammlung abgelehnt.

Zu These 3 von Hampke erhält das Wort

Wittich: Die These von Herrn Hampke setzt voraus, dafs eine gröfsere Anzahl von Seminaristen in einem Seminar enthalten sei, die dann ganz unter der Leitung des Einen stehen sollen. Der Gegensatz bei mir ist der, dafs ich an eine Reihe von Anstalten an demselben Orte denke, an denen die Seminaristen beschäftigt werden, jedesmal vom Direktor der betreffenden Anstalt praktisch geleitet, noch mehr unter der Leitung der Herren stehend, welche den betreffenden Unterricht eigentlich geben. Es scheint mir erstens eine zu schwierige Aufgabe für den Leiter eines solchen Seminars zu sein, wenn er eine gröfsere Anzahl von jungen Lehrern sämtlich in die verschiedenen Unterrichtsfächer einführen soll. Zweitens aber ist es bedenklich für die Schule, immer mit den

jungen Lehrern wechseln zu müssen, da die Schüler dann gar nicht zur Ruhe kommen können. Das wird verhütet, wenn das Seminar die Möglichkeit hat, seine Mitglieder an verschiedene Anstalten zu verteilen, so dafs nicht mehr als 2—3 Probekandidaten auf die betreffende Schule kommen. Aufserdem ist es sehr wesentlich, dafs der junge Lehrer nicht nur von Einem hingeleitet wird auf seinen Beruf, es ist wünschenswert, dafs er die Möglichkeit hat zu prüfen, verschiedene Persönlichkeiten und ihre Methode kennen zu lernen und danach sich selbst ein Urteil zu bilden. Ich habe nicht gesprochen von der Persönlichkeit, die die Oberleitung haben soll. Wo, wie in Preufsen, in den Provinzialhauptstädten ein Provinzialschulrat vorhanden ist, halte ich diesen für die geeignete Persönlichkeit, die Leitung zu führen; wo aber keiner ist, da ist unter den Direktoren der betreffenden Stadt wohl einer derselben die dazu geeignete Person. Aber ich glaube, es ist eine Überbürdung für den Direktor, wenn derselbe ein gröfseres Seminar nur an einer Anstalt zu leiten hat. Es ist ein solcher Zustand ferner nicht gut für die jungen Lehrer und nicht gut für die Schüler.

Dr. Hampke: Also zwei Punkte sind es, die uns von einander trennen. Einmal: ist es besser, dafs an derselben Anstalt eine Anzahl von Kandidaten unterrichtet wird, wo sich je nach der Gröfse der Anstalt die Anzahl der Kandidaten bemifst, oder ist besser die andere Eventualität, dafs die Kandidaten an verschiedenen Anstalten desselben Orts verteilt werden? In dem letzteren Falle aber wird meines Erachtens eine regelmäfsig geordnete Unterweisung, die Ineinsbildung von Belehrung und Übung gefährdet. Es ist zuzugestehen, dafs unter Umständen die Überzahl der Kandidaten ein Schaden für die Anstalt sein kann. Unsere Erfahrung, die wir gemacht haben, geht dahin, dafs, wenn die Sache ordentlich organisiert wird, wie es nur der Fall sein kann, wo regelmäfsig eine gröfsere Anzahl von Kandidaten ausgebildet wird, dafs da der Schaden nicht gröfser ist, als wenn einmal ein Kandidat durchgeht und dann wieder verschwindet. Wir ziehen also eine bestimmte Organisation, die aber nur bei einer regelmäfsigen, nicht ganz kleinen Zahl von Kandidaten dem Aufwand von Zeit und Arbeit und die Belästigung der Anstalt lohnt, der Zufälligkeit des Durchgehens der Kandidaten im Probejahr vor.

Zweitens ist es vorteilhafter, dafs diese Ausbildung in einer Hand liegt, oder zwischen Schulrat und Direktor geteilt werde? Ich meine, das erste sei vorzuziehen. Es ist eine grofse Kluft dazwischen, die Theorie der Pädagogik verstanden zu haben, und zu vermögen, diese Theorie in der Praxis durchzuführen, und diese Kluft kann nur ausgefüllt werden bei einheitlicher Unterweisung durch den Direktor. Das ist allerdings richtig, dafs eine Einseitigkeit der Ausbildung auf unserem Wege entstehen kann. Dies wird jedoch vermieden dadurch, dafs nicht der Direktor allein die Anleitung giebt, sondern eine Anzahl von Fachmännern an der Anstalt, dadurch ferner, dafs fleifsig hospitiert wird. Und in der regelmäfsigen Ausbildung mufs doch der ganze Kursus ein einheitlicher sein. Nachdem ferner der junge Lehrer einheitlich ausgebildet ist, wird er später seine Erfahrungen gewifs erweitern; aber die erste Ausbildung mufs hier wie überall eine einheitliche sein, sonst kann eine Durchbildung nicht erzielt werden.

Und dann halte ich durchaus aufrecht, was ich neulich Herrn Lahmeyer gesagt habe, dafs der Schulrat nicht die geeignetste Persönlichkeit ist. Der Schulrat ist Verwaltungsperson geworden, er steht nicht mehr im Leben der betreffenden Anstalten drin, wird nicht immer wieder durch persönliche Erfahrungen von neuem angeregt.

Die geeignete Person ist ein tüchtiger Lehrer, vorzugsweise der Direktor.

Direktor Schiller: Ich bin der gleichen Ansicht wie Herr Hampke. Was Herr Wittich sagt, hat nicht die Erfahrung für sich; wir können immerhin von einiger Erfahrung reden, denn wir haben so und so viele Kandidaten gehabt. Wenn wahr wäre, was er behauptet, dafs dann Unruhe in die Schüler käme, dann müfsten unsere Schüler reines Quecksilber geworden sein. Es ist das einer jener Sätze, an denen die Gymnasialpädagogik sehr reich ist, und die man unbesehen für richtig hält, bis man sie einmal an der Erfahrung prüft und etwas ganz anderes findet, als man erwartete. Was die Leitung betrifft, von der Herr Wittich gesprochen, so ruft er durch dieselbe eine grofse Gefahr hervor. Er sagt: 'wenn mehrere Anstalten an demselben Orte sind, so sind die Kandidaten auf diese zu verteilen.' Die Einrichtung an einer Anstalt ist aber vorzuziehen. Die Seminarien sind gegründet von Gedike, der am grauen Kloster eine solche Anstalt einrichtete. Nachher hat man in Berlin die Einrichtung getroffen, die Kandidaten an verschiedene Lehranstalten zu verteilen, und ein Mann wie Mützell hat im Jahre 1853 ein geradezu vernichtendes Urteil gefällt über die Resultate dieser Teilung. Sein Bericht beruht auf Erfahrung, er war ein parteiloser, objektiver Mann. In neuerer Zeit sind die Stimmen von Pädagogen, welche Erfahrungen in dieser Frage gemacht haben — ich nenne nur Stoy und Frick — darüber einig, dafs die Leitung des Seminars eine einheitliche sein mufs, wenn man dabei auch der Mitwirkung einer gröfseren oder kleineren Anzahl von Lehrern nicht entraten kann. Weiter scheint mir, es heifst unseren jungen Lehrern doch ein Armutszeugnis ausstellen, wenn man sagt, es sei gefährlich, sie der Einwirkung eines Mannes auszusetzen. Wir haben doch mit selbstständig denkenden Menschen zu thun. Können diese Herren nicht auswählen, wenn sie an einer anderen Schule Besseres kennen lernen, und das, was sie von dem früher Gesehenen und Gehörten nicht probehaltig befunden, verwerfen? Sollten sie nachher nicht selbst eine eigene Meinung haben können, wenn sie auch ein Jahr lang von einer bestimmten Meinung beeinflufst worden sind? Und sind die zu ihrer Ausbildung mitwirkenden Lehrer nicht auch selbständige Männer? Was müfste man, wenn diese Vermutung zuträfe, erst für Mafsregeln gegen die ganz anders wirksame Beeinflussung durch die Universitätslehrer auf wissenschaftlichem Gebiete anwenden!

Direktor Wittich: Ich gebe allerdings zu, dafs ich in den wenigen Jahren, seit ich Direktor bin, nicht sehr grofse Erfahrung in der Unterweisung junger Lehrer gemacht haben kann. Aber Erfahrungen macht man doch nicht erst als Direktor und nicht blos unmittelbar; zudem täuscht man sich in Bezug auf seine eigenen Erfahrungen bezüglich der Ansichten der Eltern oft gar sehr, indem die Stimmung des Publikums und seiner Organe manchmal eine ganz andere ist, als man annimmt. Es ist ferner davon die Rede gewesen, dafs für die Direktoren, welchen keine Probekandidaten zugewiesen würden, gegenüber denjenigen, welche Leiter eines Seminars würden, eine Zurücksetzung in diesem Verfahren liege. Diese Zurücksetzung ist doch noch viel gröfser, da sie einer viel gröfseren Zahl widerfährt, wenn einem einzigen in der ganzen Provinz die Einweisung der jungen Lehrer in ihren Beruf zufällt. Einheitlich soll die Sache sein; aber dafs noch andere Persönlichkeiten als die eine Person des Seminarleiters herangezogen werden müssen, hat Herr Schiller gestern selbst gesagt und Herr Hampke ebenfalls. Wird nun aber die Sache besonders schwierig dadurch, dafs noch eine dritte Person da ist, die das Theo-

retische ganz speziell in die Hand nimmt? Ich glaube nicht, dafs, wenn eine wirklich tüchtige Persönlichkeit an der Spitze steht, durch diese Teilung die Ausbildung irgendwie geschädigt wird. Wenn die Selbständigkeit der jungen Leute dadurch angezweifelt werden soll, dafs ich verlange, sie sollen nicht blos die Art und das Verfahren eines einzigen Namens, sondern das Mehrerer prüfen können, so ist das kein richtiger Schlufs, wenigstens nach meiner Meinung. Es ist unter allen Umständen wünschenswert, dafs man, um nicht der Gefahr zu leicht ausgesetzt zu sein, in verba magistri zu schwören, nicht nur einen Mann während des Probejahres kennen lernt, sondern dafs man auch selber vergleichen und prüfen kann.

Direktor Weicker: Ich mufs die Bitte aussprechen, doch nicht persönliches in die Debatte zu mischen. Wir Seminardirektoren sind durchaus nicht wegen unserer Stellung eifersüchtig, ich selbst sehne mich schon lange danach, mein Seminar in andere Hände abzugeben.

Herr Wittich empfiehlt Verteilung der Kandidaten an verschiedene Anstalten. Dies widerrate ich, weil dadurch die gegenseitige Beobachtung der Kandidaten erschwert wird. In Halle mag das anders sein, da sind die Anstalten einander räumlich nahe. Also nicht an verschiedenen Anstalten, damit sich die Kandidaten sehen können. An einer Anstalt aber auch darum, damit die Leitung nicht eine verschiedene ist. Die Schulräte haben gewifs die beste Übersicht; aber wenigstens die preufsischen Provinzialschulräte sind für eine ständige Leitung der Seminarien im Schuljahr zu viel auf Reisen. Der Direktor, der sich verständig benimmt, ist für seine jungen Kollegen doch immer eine Autorität; wenn die Gefahr aber vorhanden ist, dafs die Herren in verba magistri schwören, so ist die Gefahr beim Schulrat viel gröfser, als beim Direktor (Sehr richtig!), dem sie ja in einem Jahre den Rücken kehren. Wollen Sie aber da etwas abwenden, so unterstützen Sie den Antrag, dafs viel mehr solcher Seminarien, in jeder Provinz vielleicht drei, vier, eingerichtet werden. Durch den dann entstehenden Wetteifer kann nur vorteilhaftes erreicht werden. Am wenigsten aber geeignet zur Leitung sind auch bei den besten persönlichen Eigenschaften die Herren Schulräte.

Prof. Kramer: Wenn ich die These 6 von Herrn Wittich ansehe, so finde ich, dafs sie doch schon die innere Organisation der Seminarien betrifft, und dazu ist meines Erachtens noch nicht die Zeit. Die dritte These von Herrn Hampke dürfte sich doch im wesentlichen mit der fünften von Herrn Wittich decken. Eine gröfsere Anzahl der Kandidaten macht eine gröfsere Anzahl der betreffenden Anstalten in einer Provinz notwendig. Die Hampkesche These ist allgemein gefafst, und also besser, dafs man sich ihr anschliefst. Deshalb wollte ich, ohne auf Spezialitäten wieder zurückzukommen, die jetzt sich wieder in die Debatte herein gefunden haben, dafs wir uns mit These 3 des Herrn Hampke genügen lassen mögen.

Dr. Matzat: Ich glaube die Sache zu vereinfachen, wenn ich folgendes Amendement zur vierten Hampkeschen These stelle. Ich beantrage nämlich nach 'zur Pflicht zu machen' den Zusatz: 'die Wahl derselben ihnen zu überlassen'.

Direktor Wittich: Ich habe die Schulräte absichtlich nicht in meine These aufgenommen, weil ich nicht habe sagen wollen, die Schulräte sollen an der Spitze stehen. — Die gegenseitige Beobachtung ist doch bei der von mir vertretenen Einrichtung auch ganz gut möglich. In Kassel sind jetzt neun Kandidaten, drei an jeder Anstalt; die

letzteren können sich jedesmal ganz gut gegenseitig beobachten; auch ein Hospitieren an einer fremden Anstalt ist möglich. Meine These hat den Wunsch ausgesprochen, dafs mehrere Seminarien in einer Provinz errichtet werden sollen. Wenn die These des Kollegen Hampke so verstanden wird, wie sie verstanden werden kann, habe ich nichts gegen dieselbe einzuwenden. Wenn sie wirklich so allgemein verstanden werden soll, so passen meine Thesen ja auch hinein. Von der inneren Organisation eines Seminars überhaupt zu reden, halte ich doch für notwendig und für kein Vorgreifen in die organisatorische Thätigkeit der Behörden. Wenn wir den Wunsch nach Seminarien aussprechen, müssen wir doch sagen können, wie wir sie uns denken. Darum habe ich These 6 gegeben.

Dr. Hampke: Meine These hat keine andere Bedeutung, als was der Wortlaut besagt. Ich bin durchaus der Ansicht, dafs, wenn es eine kleinere Stadt giebt mit einer kleineren Anstalt, mit sechs Klassen, mit einem tüchtigen Direktor und mit Lehrern, die mit dem Direktor in schönem kollegialischen Verhältnisse stehen, dafs eine solche Anstalt so recht geeignet ist, um einen solchen Kursus zu geben.

Friedrich-Darmstadt: Der Wortlaut der These 3 von Hampke ist an und für sich nicht der Art, dafs er sich mit der These des Herrn Wittich nicht vertrüge. Ich würde unbedenklich dem Wortlaute nach dieselbe annehmen, aber nach den Begründungen, die von zwei Herren erfolgt ist, mufs ich mir eine kleine Aufklärung erbitten. Ich stimme darin mit Herrn Wittich überein, dafs es entschieden nicht gut sein kann für das Gymnasium, welches das Operationsfeld ist. Es fragt sich nur darum, ob das Übel, welches an den Schülern angerichtet wird, ausgeglichen wird durch den Vorteil auf der anderen Seite, durch die Ausbildung der betreffenden Lehrer. Ich stimme mit Herrn Wittich überein, wenn er sagt: es ist eine Überbürdung der betreffenden Direktoren, wenn ein Direktor in der ganzen Provinz, speziell im Grofsherzogtum Hessen, mit der Ausbildung sämtlicher Lehrer betraut werden soll. Mit der Annahme von These 4 haben wir aber diese Monopolisierung. Ich kann nicht verstehen, wie man z. B. bei uns mit etwa 30 Kandidaten die Zahl herausbringen will, wie sie Herr Hampke verlangt, der nicht mehr als fünf Mitglieder wünscht. Es ist eine Dezentralisierung also besser, einmal im Interesse des Direktors. Aber es ist ebenso ganz gewifs nicht im Interesse der betreffenden Anstalt, wenn an ihr Jahr aus Jahr ein derartiger provisorischer Unterricht gegeben wird. Es scheint mir darauf hinauszulaufen, dafs bei uns z. B. in Hessen alle betreffenden Kandidaten einen Kursus in einem Seminarium besuchen müssen. So habe ich diese These nicht verstanden, ich lege gerade den gröfsten Wert darauf, dafs die Kandidaten an verschiedenen Anstalten unter einer Oberleitung vorbereitet werden. Die Einheit kann doch hergestellt werden, insofern es bestimmte Grundsätze giebt, die zu Grunde gelegt werden. Ich würde also, wenn in der These eben mehrere Lehranstalten verstanden sind, für dieselbe stimmen, sonst nicht.

Direktor Schiller: Ich mufs gestehen, dafs ich aus dem eben gesagten manches gelernt habe. Wir haben gesehen, dafs zur Zeit die Seminareinrichtung an verschiedenen Orten besteht. Nun setzt der Herr Vorredner voraus, dafs wir in Giefsen, oder in Stettin, oder in Göttingen darauf aus seien, die bestehenden Einrichtungen zu monopolisieren. Nun, meine Herren, ich habe schon im Jahre 1877 für Preufsen 45 Seminarien als erforderlich berechnet und in dem gestern erwähnten Aufsatze in der Gymnasialzeitschrift

habe ich diese Frage doch gründlich genug erörtert, um bei dem, der solche Sachen überhaupt liest — und das mufs man doch, wenn man darüber reden will — nicht in den Verdacht des Monopols zu gelangen. Warum sollte man auch hier in Gieſsen ein Monopol wünschen? Ja, wenn wir noch einen Vorteil davon hätten, — gestatten Sie mir auch einmal durch die Fenster zu reden — aber weder ich noch die Hauptbeteiligten meiner Kollegen beziehen auch nur eine Remuneration, wie die anderen Herren Seminarleiter, geschweige denn die grofsen Einkünfte, um derentwillen ich nach einer im Lande verbreiteten Meinung die Monopolisierung des Gieſsener Seminars erstreben soll. Also was haben wir für ein Interesse daran, das Seminar allein zu haben? Wenn hier in Hessen so und so viele Seminarien errichtet würden, wer könnte froher sein als wir in Gieſsen, speziell ich? Ich würde dadurch entlastet und bliebe mir konsequent, denn ich habe bereits im Jahre 1877 in meiner Antrittsrede 'Über die pädagogische Vorbildung für das höhere Lehramt' entsprechend der in den Jahren 1872—76 geprüften Kandidatenzahl, die im Durchschnitt 10 pro Jahr betrug, — wie Herr Friedrich heute 30 herausrechnet, weifs ich nicht — neben dem hiesigen Seminar die Errichtung eines zweiten an einer Realanstalt des Landes empfohlen. Durch Beschlufs der Direktorenkonferenz vom 23. und 24. Juni 1884 'wurde es aber allseitig für zweckmäfsig erachtet, dafs das am Sitze der Landesuniversität bereits bestehende Seminar in der Weise erweitert werde, dafs thunlichst sämtliche die Landesuniversität verlassenden Lehramtsaccessisten einen einjährigen Kursus an demselben durchmachten'. Ich halte bei einigen Änderungen in der Organisation das jetzt für wohl möglich. Aber meine Herren glauben Sie denn wirklich, es genüge, dafs Sie beschlieſsen, es sollen so und so viele Seminarien errichtet werden? Vor zehn Jahren, als ich die Schwierigkeiten noch so wenig kannte, wie einige der Herren Vorredner heute, da habe ich auch so leichthin berechnet, dafs man so und so viele Seminarien einrichten müsse. Heute, wo ich weifs, welche Schwierigkeiten es bietet, die hierfür ausgebildeten und qualifizierten Lehrer zu finden, bin ich zufrieden, wenn man nach langjähriger Arbeit erst ein Seminar in jeder Provinz in guter Ordnung hat. Dafs die Kandidaten eine Annehmlichkeit für uns und ein Glück für eine Anstalt seien, hat niemand behauptet, aber das 'Experimentieren' d. h. die praktische Übung im Unterrichte ist nun einmal leider nicht zu vermeiden, und da es so ist, so wird es am wenigsten gefährlich sein, wo dasselbe mit den gröfsten Kautelen umgeben ist. Der Herr Vorredner kennt vielleicht einen Weg, wie er künftig das Experimentieren vermeiden kann, und ich glaube, nicht blos wir wären sehr dankbar, wenn er denselben angeben wollte; reden von Experimentieren und die Eltern damit bedenklich machen kann jeder, aber wo ist ein anderer Weg? Und wird es besser, wenn künftig wie jetzt, an allen möglichen Anstalten experimentiert wird, nur ohne Mafsregeln zur Verhütung des Schadens? Was die vom Herrn Vorredner behandelte methodische Anleitung betrifft, so scheint mir diese nicht so einfach, wie ihm, vielleicht weil ich öfter die Schwierigkeiten erfuhr. Ich habe seit zehn Jahren Veranlassung, jedes Jahr eine Anzahl Kandidaten auszubilden und mufs seiner sicheren Kenntnis gegenüber mit einiger Beschämung gestehen, dafs ich die Frage, welches die von ihm erwähnten feststehenden Grundsätze der Pädagogik sind, leider nicht beantworten kann. Ich will noch das weitere Geständnis hinzufügen, dafs ich manches von dem, was ich vor Jahren als richtig ansah, heute nicht mehr so betrachte, und dafs ich in den neun Jahren meiner Seminarleitung gerade durch diese sehr viel gelernt habe, was ich früher nicht wufste;

ich glaube, meine Herren Kollegen bekennen mit mir, daſs wir Seminardirektoren und Seminarlehrer der Belehrung gern zugänglich und auch vorzugsweise bedürftig sind. Aber mehr als auf die Grundsätze kommt es auf die praktische Gestaltung derselben an. Für unfehlbar halten wir uns aber auch in dieser Richtung nicht, obwohl wir mehr auf das Nachdenken darüber hingewiesen sind, als da, wo keine Seminarien bestehen. Ich lasse den Lehrern am hiesigen Gymnasium in dubiis möglichste Freiheit, aber in necessariis muſs Einheit herrschen. Die Gefahr, die man in der letzteren finden will, ist wirklich nicht groſs, wenn diese Einheit uns etwas besseres schafft; mag der Unverstand auch von Tyrannei sprechen. Illustrierende Fälle sind in unserer Wissenschaft mehr wert als graue Theorie, und ich kann einen Fall anführen, den ich in besonders lehrreicher Weise mit einem Lehrer erlebt habe bezüglich des lateinischen Unterrichtes; er kann Ihnen auch zeigen, mit welchen Schwierigkeiten die Herbeiführung einheitlichen Unterrichtsverfahrens zu kämpfen hat. Derselbe gab aus Gewissenhaftigkeit und Miſstrauen in seine Kraft der alten Methode — Übungsbuch und Zerreiſsung des Unterrichts — den Vorzug und unterrichtete einige Jahre nach derselben; dann machte er einen Versuch mit der von mir vertretenen Methode — Einheit des Unterrichts — und nach einiger Zeit kam er zu mir und sagte, daſs er seine Ansicht geändert habe und nun nur noch nach dieser Methode Unterricht erteilen werde. Der betreffende sehr tüchtige Lehrer hat nachher die anerkannt beste Schrift über die Ineinsarbeitung des lateinischen Unterrichts für die oberste Stufe der Gymnasien gearbeitet: (Rufe: Namen): meine Herren, er heiſst Schulteſs.

Direktor Weicker: Man kann nur auf solche Kandidaten für die Seminarien rechnen, welche im ersten oder zweiten Jahre stehen. Die Zahl der Kandidaten kann nicht absolut genommen werden. Die Hauptsache ist, daſs mehr Seminarien eingerichtet werden, so daſs nicht mehr als höchstens fünf Kandidaten auf eine Anstalt kommen. Die Seminarien sind zwar nicht unfehlbar, aber sie schaffen gewiſs weniger Schaden, als wenn ein junger Lehrer ohne alle Anleitung bleibt. Also das wesentliche ist: wir brauchen eine gröſsere Anzahl von Seminarien. Und in diesem Sinne ist es wünschenswert, unsere Meinung möglichst einheitlich zum Ausdruck zu bringen, damit sie an ihrem Teile bestimmend werde für diejenigen, auf welche es ankommt, nämlich für die Staatsbehörden und die Landesvertretungen, welche die Kosten zu bewilligen haben. Im einzelnen ist manche Einrichtung dankbar, aber nicht jede gleich gut. Soll eine Verteilung der Kandidaten auf verschiedene Anstalten an einem Orte stattfinden, so kann der Vorgesetzte nur der Schulrat sein, und der paſst nicht dazu; es muſs ein Direktor sein. Also muſs das Seminar nur an eine Anstalt gelegt werden. Dann, muſs ich auch bemerken, thun es nicht sowohl die tradierbar formulierten pädagogischen Grundsätze; nicht die Formulierung der Grundsätze, sondern die Anwendung der Grundsätze vor den Augen der Lehrer kann allein das Verständnis sichern.

Die freie Wahl des Ortes hat Herr Matzat wahren wollen, aber grundsätzlich wird es sich nicht machen lassen.

Friedrich: Ich muſs mich gegen die Insinuation verwahren, die mir vorhin gemacht wurde, als sei ich an der Verbreitung der Ansicht beteiligt, daſs man in Gieſsen ein Monopol aus pekuniärem Interesse zu schaffen suche. Ich habe auch durchaus nicht durch die Fenster gesprochen.

Es giebt doch in der Pädagogik eine, wenn auch geringe Anzahl anerkannter

Grundsätze, die allerdings in ihrer Anwendung noch Spielraum gestatten; aber gerade deswegen möchte ich die Einrichtung verschiedener Anstalten.

Professor Kramer: Ich möchte die Versammlung bitten, doch ja nicht an eine Monopolisierung der Seminarien zu denken. Solche Kurse werden an mehrere dazu bestimmte Anstalten gelegt. Andererseits möchte ich nicht so viel gesprochen wissen von der Last, die den Direktoren aufgebürdet wird, in einer Versammlung von Pädagogen.

Dr. Hampke: Wenn an einem Orte, wie in Heidelberg, sich eine Einrichtung anderer Art bewährt hat, so meine ich, solle man die natürlich bestehen lassen; deswegen habe ich in der These gesagt: 'in der Regel.' Der Pluralis 'an bestimmten Lehranstalten' ist absichtlich gewählt worden, um die Monopolisierung von einer bestimmten Anstalt auszunehmen. Ich befürworte noch besonders die These 4: 'Die Teilnahme ist jedem Kandidaten zur Pflicht zu machen'. Dann aber möchte ich Sie mit Berufung auf Ihre uns im Übrigen so freundlich bewiesene Gastlichkeit bitten, nicht Ihre speziellen Interessen und Differenzen in die Diskussion herein zu bringen und sich bewufst zu bleiben, dafs wir eine Versammlung deutscher Schulmänner bilden.

Direktor Wittich: Ich schlage ein Amendement vor zu der Hampke'schen These 3. Ich möchte vor 'an bestimmten' einschieben: 'in jedem Verwaltungsbereich an mehreren', so dafs es lautet: 'am angemessensten in jedem Verwaltungsbereich an mehreren bestimmten, von den Schulbehörden auszuwählenden höheren Lehranstalten.'

Bei der Abstimmung wird These 3 von Hampke nahezu einstimmig angenommen. Der Vorsitzende erklärt These 5 und 6 von Wittich damit für erledigt und eröffnet die Diskussion über die Hampkesche These 4.

Dr. Matzat: Ich wiederhole mein Amendement zu These 4: 'Die Teilnahme an solchen Kursen ist jedem Kandidaten zur Pflicht zu machen, die Wahl des Ortes ihnen zu überlassen.' Das wichtigste scheint mir die freie Wahl. Junge Leute von 18—20 Jahren werden doch vor die freie Wahl der Universität gestellt, umsomehr gehört jungen Leuten von 25 Jahren die Wahl für den Ort ihrer pädagogischen Ausbildung.

Gymnasiallehrer Prof. Schlenger-Mainz: Ich möchte nicht über das Amendement Matzat sprechen, sondern über die These. Ich halte die These 4 für die wichtigste. Ich glaube kein Geheimnis zu verraten, wenn ich sage, dafs eine gewisse Mifsstimmung da ist gegen die Einrichtung des Seminars. Nicht der Neid und nicht die Mifsgunst ist es, warum ein gewisses Mifsvergnügen seitens unserer Kollegen an den Mittelschulen da ist, auch nicht der Zweifel an den guten Erfolgen dieser Anstalt, die mein Herr Direktor, wenn er anwesend wäre, sicherlich sehr anerkennen würde, sondern wo anders liegt das. Herr Hampke hat gesagt, es seien aus den pädagogischen Seminarien fast nur Direktoren oder Oberlehrer hervorgegangen. Es fühlen sich dabei diejenigen, welche nicht das Glück gehabt haben, ein Seminar durchzumachen, zurückgesetzt, wenn sie gewissermafsen in die Stellung der Unteroffiziere gewiesen werden. Das wird abgeschafft, wenn es jedem Kandidaten zur Pflicht gemacht wird, das pädagogische Seminar zu besuchen. Nur das beseitigt das Mifsvergnügen.

Friedrich: Ich stimme dem Herrn Vorredner im ganzen bei. Ich halte die These 4 auch deshalb für wichtig, weil da ein Einwand beseitigt werden kann, der uns gemacht wird, der sagt: Ihr kommt früher in die Praxis herein, und deshalb werdet Ihr früher anstellungsfähig als z. B. die Juristen. Die Anstellungsfrage ist auch von Herrn

Hampke gestreift worden. Es soll keine Lehrer 1., 2., 3. Ranges geben. Nur dann ist die Gleichstellung mit den Juristen möglich. Deshalb empfehle ich Ihnen die These 4 zur Annahme, aber nicht mit dem Zusatz des Matzat'schen Amendements.

Direktor Weicker: Ich mufs mich nochmals gegen die Freiheit der Wahl aussprechen. Dieselbe ist auch verwaltungsmäfsig absolut unmöglich. Ich möchte Herrn Matzat bitten, das Amendement zurückzuziehen; andernfalls ersuche ich Sie, lehnen Sie es ab.

Gymnasialdirektor Prof. Dr. Hartwig-Hanau: Ich glaube, dafs über die Notwendigkeit der Einrichtung der Seminarien alle einig sind, und ich möchte gleich dem Vorredner Herrn Matzat um Zurückziehung seines Amendements bitten. Ist es nicht möglich diese Begründung auf das allgemeine zu beziehen und von lokalen Einrichtungen abzusehen?

Dr. Matzat: Meine These kennt den hessischen häuslichen Streit nicht. Ich hege aber andere Bedenken. So fürchte ich z. B. kirchliche Einflüsse. Denken sie an manche Schulräte in Preufsen!

Die Abstimmung über die Hampke'sche These 4 und das Amendement Matzat ergiebt Annahme der These und einstimmige Ablehnung des Amendements.

Direktor Wittich: Ich ziehe meine These 7 zurück.

These 5 von Hampke kommt zur Diskussion.

Friedrich: Ich bitte Herrn Hampke diese These zurückzuziehen, weil sie nicht wesentlich ist.

Dr. Hampke: Nun gut, wenn die Herren der Ansicht sind, dafs diese These unwesentlich ist, so ziehe ich dieselbe gern zurück. Ich hatte gemeint, ein Appell, die günstige Zeit zu benutzen, könne nicht schaden.

Sodann erhält Herr Gymnasialdirektor Schiller aus Gieſsen das Wort zu folgender Mitteilung:

Meine Herren! Wer sich mit Geschichte der Pädagogik beschäftigt, der weifs, dafs wir bezüglich vieler recht wichtiger Fragen uns in völliger Unkenntnis befinden. Dazu gehört vor allem das innere Unterrichtswesen, soweit dasselbe in Schulordnungen, Schulbüchern, theoretischen pädagogischen Abhandlungen, Dokumenten pädagogischer Art zu Tage getreten ist. Die hier in Betracht kommenden Schriften sind schwer zu beschaffen, häufiger gar nicht zu erreichen.

Um diesem Übelstand abzuhelfen, hat Herr Dr. Kehrbach in Berlin den Plan gefafst, dieses Quellenmaterial zugänglich zu machen teils durch Edition, teils durch Beschreibung, und zwar von dem frühen Mittelalter an durch die folgenden Jahrhunderte. Dieses Werk hat er Monumenta Germaniae paedagogica genannt.

Als Mitarbeiter hat er eine grofse Anzahl bekannter Namen gewonnen und selbst die katholischen Orden, die sich bis jetzt ziemlich ablehnend verhielten gegen derartige Veröffentlichungen, haben ihre Unterstützung und Mitwirkung zugesagt.

Die Wichtigkeit des Unternehmens bedarf keines Hinweises: soll doch die ganze Entwickelung des deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens in ihren wesentlichen Manifestationen hier vorgeführt werden. Es wird nun vor allem Sache des deutschen Lehrerstandes sein, teils durch Mitarbeiterschaft, teils durch andere Unterstützung dem grofsartigen und so unbeschreiblich verdienstlichen Unternehmen die Existenz zu ermöglichen, und aus diesem Grunde spreche ich die Bitte aus:

'Die hier versammelten Mitglieder wollen in ihren Kreisen für die Anschaffung des Werkes in die Anstaltsbibliotheken wirken', und stelle den Antrag:

'die pädagogische Sektion wolle eine Kommission einsetzen, welche an die deutschen Regierungen ein Gesuch richten soll, das Werk den Schulbibliotheken zur Anschaffung zu empfehlen und das Unternehmen durch Staatsbeiträge zu fördern.'

Herr Dr. Kehrbach schlägt vor: 'den 1. Präsidenten der Versammlung, Direktor Schiller, und den Präsidenten der pädagogischen Sektion Direktor Nodnagel zu Mitgliedern dieser Kommission mit dem Rechte der Kooptation aus Angehörigen der deutschen Bundesstaaten zu ernennen und ihnen weitere Schritte zu überlassen.'.

Beide Anträge werden einstimmig angenommen, und die Direktoren Uhlig und Weicker als weitere Mitglieder vorgeschlagen.

Ebenso wird ein Antrag des Gymnasialdirektor Schiller und des Dr. Kehrbach einstimmig angenommen 'dafs bei allen künftigen Versammlungen ein Bericht über die Fortschritte des Unternehmens in der pädagogischen Sektion erstattet werden solle.'

Der Vorsitzende schliefst um 10 Uhr mit Worten des Dankes die Sitzungen und giebt dem Bedauern Ausdruck, dafs ein Vortrag des Herrn Professor Dr. Uhle aus Dresden, 'Über die quantitierende Aussprache des Lateinischen', wegen Mangels an Zeit nicht mehr zur Behandlung gelangen konnte.

II. Orientalische Sektion.

Der Bericht über die Verhandlungen erscheint in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

III. Deutsch-romanische Sektion.

Erster Vorsitzender Professor Dr. Braune
Zweiter Vorsitzender Professor Dr. Birch-Hirschfeld } Gieſsen.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Dr. v. Bahder, Privatdozent. Leipzig.
2. Dr. Behaghel, Professor. Basel.
3. E. Beintker. Anclam.
4. Dr. Bindewald, Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
5. Dr. Birch-Hirschfeld, Professor. Gieſsen.
6. Bonin, cand. phil. Gieſsen.
7. Dr. Braune, Professor. Gieſsen.
8. Dr. Freymond, Professor. Heidelberg.
9. Dr. Kluge, Professor. Jena.
10. Dr. Kölbing, Professor. Breslau.
11. Dr. Landmann, Professor am Realgymnasium. Darmstadt.
12. Dr. F. Landmann. Leipzig.
13. Lindenborn, Pfarrer. Odenhausen.
14. Dr. W. Mangold, Oberlehrer. Berlin.
15. Dr. Paul, Professor. Freiburg.
16. Pichler, Professor. Gieſsen.
17. Dr. Proescholdt. Homburg.
18. Schilling, cand. phil. rec. Gieſsen.
19. Dr. Schwan, Privatdozent. Berlin.
20. Dr. Soldan, Professor. Basel.
21. Spamer, Reallehrer. Gieſsen.
22. Dr. Stengel, Professor. Marburg.
23. Dr. Strack. Gieſsen.
24. Theissen, Reallehrer. Gieſsen.
25. Dr. Wenker, Kustos. Marburg.
26. Dr. Wetz, Privatdozent. Straſsburg.
27. Dr. Zimmermann, Archivar. Wolfenbüttel.

Erste (konstituierende) Sitzung

Mittwoch den 30. September mittags 12 Uhr.

Der auf der vorigen Philologenversammlung zu Dessau erwählte erste Vorsitzende Professor Dr. W. Braune-Gieſsen eröffnete mit Begrüſsung der anwesenden Mitglieder die Sitzung. Als zweiter Vorsitzender fungierte der gleichfalls zu Dessau gewählte Professor Dr. Birch-Hirschfeld-Gieſsen. Zu Schriftführern wurden ernannt die Herren Privatdozent Dr. E. Schwan-Berlin und Dr. A. Strack-Gieſsen. In das Album der Sektion zeichneten sich 27 Mitglieder ein. Der erste Vorsitzende teilte die Titel der

angemeldeten Vorträge mit, welche nur für zwei Sitzungen ausreichten; die Tagesordnung derselben wird festgesetzt und von der Versammlung genehmigt.

An die Mitglieder der Sektion gelangte zur Verteilung das Gutachten der zu Dessau gewählten Kommission über die von der Halleschen Revisionskommission herausgegebenen Probebibel.

Schlufs der Sitzung 1 Uhr.

Zweite Sitzung

Donnerstag den 1. Oktober morgens 8 Uhr.

Auf Antrag des Vorsitzenden wird beschlossen 30 Mark aus der Kasse der Sektion dem Fonds für das Grimmdenkmal zu Hanau zuzuweisen und eine Sammlung unter den Mitgliedern zu gleichem Zwecke zu veranstalten, die 24 Mark 40 Pf. ergiebt.

Es folgt der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Birch-Hirschfeld-Giefsen

Über die Bedeutung der Troubadours in Dante's Göttlicher Komödie.

Persönliche Begegnungen mit den hervorragendsten Vertretern des provenzalischen Minnegesangs hat Dante nicht gehabt. Aber er stellt in seiner Dichtung die geistigen Einwirkungen, welche die Troubadourpoesie auf ihn ausgeübt hat, in der dichterischen Fiktion persönlicher Begegnungen dar. Die 'Klassiker' der Blütezeit provenzalischer Dichtung werden von Dante ausgezeichnet, nicht die Epigonen, die noch Dantes Zeitgenossen waren. Vier Troubadours will Dante auf seiner Reise durch die drei visionären Reiche begegnet sein: Bertran de Born (Inf. XVIII) Sordel, dem Mantuaner (Purg. VI) Arnaut Daniel (Purg. XVI) Folquet von Marseille (Parad. IX). Welche Bedeutung haben diese Provenzalen für den Dichter der Göttlichen Komödie gehabt? Sie müssen eine besondere Bedeutung gehabt haben, denn die Gestalten, die Dante aus der Menge der Schatten hervortreten läfst, sind von ihm mit Bedacht ausgewählt. Es ist ein Stück der Bildungsgeschichte Dantes, das zum poetischen Ausdruck kommt in den vier Troubadourepisoden. Er bezeugt hierdurch, was er der Dichtung und Sprache der Provenzalen schuldet. Dante erkannte in den Provenzalen seine Lehrer, Lehrer, die den Schüler zum selbständigen Gebrauch seiner Gaben und Kräfte erziehen. Dankbar eingedenk erhaltener Lehre und Anregung führte Dante die genannten Dichter als die hervorragenden Repräsentanten provenzalischer Poesie in die Göttliche Komödie ein. So wies er in seiner Schrift über die Volkssprache auf das Vorbild der sprachverwandten Nation hin und wiederholte er es noch im Convivio, dafs man gerade von den Provenzalen lernen müsse, die eigene Sprache hochzuhalten. Dante lernte von diesen Dichtern die patriotische Schätzung der Muttersprache.

Auch der die provenzalische Poesie beherrschende Geist und ihr Inhalt hat Dantes ästhetisches Urteil und seine dichterische Richtung mit bestimmt.

Venus, Virtus, Salus bezeichnet Dante als die würdigen Aufgaben der Dichtkunst (De vulg. El. II, 2), circa quae, heifst es weiter, si bene recolimus, illustres viros in-

venimus vulgariter poetasse; scilicet Bertranum de Bornio, Arma; Arnaldum Danielem, Amorem; Gerardum de Bornello Rectitudinem. Diese Worte beantworten die Frage, weshalb Dante gerade Bertran de Born und Arnaut Daniel in der Göttlichen Komödie so hervorragend ausgezeichnet hat. Sie sind ihm Repräsentanten zweier Hauptaufgaben der Dichtkunst. An Stelle Girauts de Borneil als Vertreters der Rectitudo setzte Dante in der Göttlichen Komödie mit gutem Grunde Sordel, einmal weil Sordel Heimatsgenosse Virgils war, dann aber weil Sordel einst in dem Planh auf Blacatz die 'unbeherzten' Fürsten seiner Zeit gegeifselt hatte, und Dante nach der Einführung Sordels sein Strafgericht über Florenz und die Könige und Fürsten der eigenen Zeit ergehen läfst. (Purg. VI, VII), und zwar in Gegenwart des Troubadours aus Mantua. Folquet von Marseille, den Dante ebenso wie der provenzalische Lebensbericht mit dem Bischof von Marseille, dem grausamen Verfolger albigensischer Ketzerei, identifizierte, wird passend die Klage über die Entartung der Kirche in den Mund gelegt, Klagen, wie sie einst in ähnlicher Weise Guillem Figueira ausgesprochen hatte. So hat sich auch etwas von dem in der Göttlichen Komödie überall aufflammenden Feuer kirchlicher und politischer Polemik an Funken entzündet, die die Kampf- und Rügelieder der Provenzalen in des Dichters Brust geworfen haben. Aber auch der die Liebeslyrik der Provenzalen beherrschende Geist ist bedeutungsvoll für Dante geworden. Die von den Provenzalen ausgebildete Minnepoesie hat Dantes dichterische Persönlichkeit beeinflufst und mitgewirkt an der eigenen poetischen Ausgestaltung jener Herzensgeschichte Dantes, die zu einem der Wesenselemente der Göttlichen Komödie geworden ist. Die Donna dello schermo in der Vita nuova, das Unberücksichtigtlassen von Beatricens Vermählung, die Unterdrückung des Namens, alles Dinge, die aus dem von den Troubadours in ihrer Liebeslyrik ausgebildeten Konventionalismus stammen. Selbst Dantes Schwärmerei, seine Vergötterung der Geliebten findet ihre Vorbilder bei den Troubadours. Man braucht nur Namen wie Peire Vidal, Ponz de Capdueil und Jaufre Rudel zu nennen.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Darauf folgt ein Vortrag des Herrn Kustos Dr. Wenker-Marburg, über das Sprachatlasunternehmen, mit Vorzeigung von Karten.

Meine Herren! Ich mufs um Ihre Nachsicht bitten, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit für ein Werk in Anspruch nehme, welches, nachdem vor nunmehr vier Jahren ein bescheidener Anfang buchhändlerisch veröffentlicht wurde, scheinbar gänzlich ins Stocken und in der wissenschaftlichen Welt in Vergessenheit geraten ist. Ich hoffe indessen, es werde mir gelingen Ihnen nachzuweisen, dafs die verflossenen Jahre für den Sprachatlas nicht nutzlos geblieben sind. Diesen Nachweis glaube ich am besten führen zu können, indem ich Ihnen zunächst über die äufseren Schicksale des Sprachatlas-Unternehmens kurz berichte, dann seinen inneren Entwickelungsprozefs, wenn ich so sagen soll, Ihnen darlege und daran anknüpfend die aus der Neuheit und Eigenart der Sache notwendig entspringenden Schwierigkeiten entwickele, die ein rechtes Gedeihen des Werkes bis heute nicht haben aufkommen lassen.

Im Frühjahr 1876 machte ich von meiner Vaterstadt Düsseldorf aus den ersten Versuch, mir durch Übersetzungen bestimmter vorgeschriebener hochdeutscher Sätzchen in die Mundart zahlreicher Orte Material zu verschaffen, aus welchem ich die genaue geographische Abgrenzung vieler einzelner Dialekteigentümlichkeiten entnehmen und

kartographisch zur Darstellung bringen könnte. Ich wandte mich zu dem Ende auf eigne Hand an die Volksschullehrer zunächst im Regierungsbezirk Düsseldorf. Der über Erwarten günstige Erfolg meiner Sammlung veranlafste mich, noch im selben Jahre die Sache auf die ganze Rheinprovinz nordwärts der Mosel und im folgenden Jahre auch auf die Provinz Westfalen, hier schon mit Hilfe der Provinzialregierung, auszudehnen. Bis Ende 1878 verarbeitete ich einen grofsen Teil dieses schon recht umfangreichen Stoffes, der sich auf circa 1500 Ortschaften bezog, und stellte die sehr interessanten Ergebnisse in einem handschriftlich angefertigten 'Sprach-Atlas der Rheinprovinz nördlich der Mosel mit Einschlufs des Kreises Siegen' zusammen. Diesen legte ich der philosophischen Fakultät zu Marburg, wohin ich inzwischen übergesiedelt war, zur Begutachtung vor, mit der Bitte, ihn samt meinem ausführlich dargelegten Plan, das Unternehmen in gleicher Weise auf ganz Norddeutschland auszudehnen, dem kgl. Preufsischen Kultusministerium einzureichen. Das genannte Ministerium erteilte Herbst 1879 auf Grund des Fakultäts-Gutachtens und eines sehr günstigen Urteils der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin seine Zustimmung zu meinem Vorhaben, verschaffte mir die thätige Mitwirkung aller preufsischen Schulbehörden, veranlafste die Regierungen der übrigen nord- und mitteldeutschen Staaten zu gleichen Schritten und gewährte mir eine ausreichende Unterstützung zur Durchführung der Sache. Herbst 1879 begann ich meine umfassende Sammelarbeit. Es wurden circa 40 000 gedruckte Formulare versandt, von denen Ende 1880 etwa 30 000 also drei Viertel, mit der mundartlichen Übersetzung versehen, in meinen Händen waren. Nun begann die, wie Sie Sich vorstellen können, nicht eben geringfügige Arbeit des Kontrollierens, Ordnens und Einteilens dieses aufeinandergelegt über drei Meter hohen Stofses von Formularen und nach Beendigung dieses langwierigen Geschäftes die eigentliche Verarbeitung, als deren erstes Resultat ich Herbst 1881 die ersten sechs Kartenblätter in Buchhandel bringen konnte. Diese Blätter, die ich mir nachher erlauben werde Ihnen vorzulegen, behandeln eine Reihe von mundartlichen Eigentümlichkeiten der nördlichen Rheinprovinz, des Regierungs-Bezirks Wiesbaden und des Grofsherzogtums Hessen, also eines nur kleinen Teiles des in meiner Sammlung vertretenen Gesamtgebiets. Ich hatte nämlich dieses ganze Gebiet eingeteilt in 13 handliche Sektionen und hoffte die Mundarten jeder Sektion auf ca. 36 Blättern erschöpfend darstellen zu können. Das ganze Werk hätte demnach ca. 470 verschiedene Blätter umfafst. Der Preis war auf 50 Mark für jede der 13 Sektions-Abteilungen, also auf 650 Mark für das ganze Werk festgesetzt — eine stattliche Anzahl Karten und ein nicht minder stattlicher Preis!

Inzwischen war ich mir während der Verarbeitung darüber vollkommen klar geworden, dafs die Vollendung eines solchen Werkes über die Kräfte eines Einzelnen gehen mufste, zumal da ich durch meine Beschäftigung an der Universitäts-Bibliothek zu Marburg einen erheblichen Teil meiner Arbeitszeit einbüfste. Ich wandte mich daher an das kgl. Kultusministerium um Bewilligung eines Hilfsarbeiters, indem ich die Erstlingsfrüchte meiner Thätigkeit vorlegte. Wie bei meinem ersten Antrage holte das Ministerium auch diesmal das Gutachten der Akademie der Wissenschaften ein, und ich mufs es als ein grofses Glück für das ganze Unternehmen betrachten, dafs die Prüfung meines Arbeitsplanes und meiner Darstellungsmethode so bald nach Beginn der Veröffentlichung eingetreten ist. Es war das Verdienst des damals noch lebenden Professor Müllenhoff, die

Art der kartographischen Wiedergabe, die Zerteilung des Gebiets in so viele Sektionen und die dadurch gegebene Zerstückelung der Resultate in zahlreiche Einzelblätter einer scharfen Kritik zu unterziehen und mafsgebende Gesichtspunkte zu einer neuen wesentlich verbesserten Methode der Wiedergabe aufzustellen. Nach diesen Gesichtspunkten wurden während des Jahres 1882 und noch bis in das Jahr 1883 hinein Überlegungen und Versuche betreffs einer neuen Art der Kartenanlage angestellt, die in längerer persönlicher Rücksprache mit Müllenhoff im März 1883 ihren Abschlufs fanden. Der Rest des Jahres 1883, und ein grofser Teil des folgenden verging über dem vollständig neuen Umordnen des ganzen Materials und über dem Entwerfen und Zeichnen der neuen Grundkarten. Da mir nun endlich auch eine Summe zur Anstellung eines Hilfsarbeiters bewilligt worden war und ich im Sommer 1884 eine geeignete Persönlichkeit zu einem solchen in Herrn Dr. Nörrenberg gefunden hatte, so konnte dann Herbst vorigen Jahres mit neuen Kräften nach dem neuen Plane die Verarbeitung wieder aufgenommen werden. Nicht mehr wie anfänglich in 13 Sektionen, sondern nur in 2 Hälften, die eine westlich die andere östlich vom 30. Längengrade, also von Leipzig, war nunmehr das Gesamtgebiet abgeteilt, und die sprachlichen Erscheinungen sollten nicht mehr systematisch, d. h. nach Konsonanten, Vokalen, Flexionen zusammengruppiert dargestellt werden, wodurch eine ganz verwirrende Überladung der Karten entstanden war, sondern es sollte nun jedes einzelne Wort getrennt auf einem Blatte erscheinen, sodafs man mit einem Blicke alle seine Gestaltungen übersehen konnte.

Etwa 25 Wörter sind inzwischen für die westliche Hälfte aus dem Material von ca. 16 600 Orten fertig ausgezogen worden. Sechs davon sind von mir in farbiger Handzeichnung in die neue viel klarer und übersichtlicher angelegte Grundkarte eingetragen. Ob ein Fortschritt gegen die erste Publikationsart erzielt worden ist, darüber möchte ich Sie bitten, Sich durch Autopsie nachher ein Urteil zu bilden.

Ich breche hier meinen Bericht über die äufseren Schicksale des Sprachatlas ab und wende mich zu der inneren Geschichte unseres Unternehmens. Ich habe versucht, Ihnen in Kürze ein Bild zu geben von dem Werden und Anwachsen dieser in ihrer Art neuen Arbeit, die mit neuer Methode neue Ziele erstrebt und naturgemäfs zu ungewohnten Schwierigkeiten im Arbeitsgang und in der Ausführung, zu neuen Erfahrungen in dem Technischen der Publikation führen mufste. Allein dies alles ist es nicht, worauf ich vornehmlich Ihre Aufmerksamkeit lenken wollte, weit wichtiger und folgenschwerer ist für das ganze Unternehmen der Umstand geworden, dafs während der Verarbeitung des kolossalen Materials sich eine fortschreitende Neugestaltung der wissenschaftlichen Ansichten vom Wesen unserer Dialektverhältnisse und von dem Werte ihrer Detailforschung bei mir wie bei jedem, der der Sache nahe gestanden, vollzog.

Als ich vor neun Jahren die Mundarten meiner Heimatprovinz in Untersuchung zog, that ich es hauptsächlich, um eine Anzahl wichtiger und in allgemeinem Ansehen stehender Eigentümlichkeiten der dortigen Dialekte schärfer als bisher abzugrenzen und festzustellen. Ich lebte noch in der schönen und beruhigenden Überzeugung, diese Charakteristika müfsten ganz oder nahezu ganz einträchtiglich zusammengehn und so eine klare Dialektgrenze ergeben, der zufolge jeder Ort entweder dem einen oder dem andern Dialektgebiete zugewiesen werden könnte. Jene Voraussetzung erwies sich bald genug als eine durchaus irrige, die Grenzen der vermeintlichen Charakteristika liefen eigensinnig

ihre eigenen Wege und kreuzten sich oft genug. Welchem von ihnen gebührte nun der Vorrang? Welches Charakteristikum war denn eigentlich charakteristisch? Sollte man den Konsonanten folgen oder den Vokalen, oder sollte man auf Flexionsunterschiede das Hauptgewicht legen? Und je weiter die Arbeit im Rheinlande vorrückte, um so bunter ward die Verwirrung, um so verwickelter zeigte sich der Lauf der Linien in ihrer Gesamtheit. Und dennoch, bei alledem blieb eine Art Methode in dem tollen Durcheinander, die die Hoffnung auf ein klares Verständnis und auf eine befriedigende Lösung der aufgetauchten zahlreichen Rätsel und Fragen nicht untergehen liefs. Da vollzog sich die erste durchgreifende Umwandlung der alten naiven Vorstellung von Dialektgrenzen. Sie mufste aufgegeben werden gegen eine neue, und diese neue mufste gesucht werden, nicht auf dem beschränkten Raume einer einzelnen Provinz mit ihren speziellen sprachlichen Verhältnissen, sondern auf einem weiten Gebiete mit mannichfach wechselnden Dialektgestaltungen. Diese methodische Forderung ward der Antrieb zur Ausdehnung meines Unternehmens über ganz Norddeutschland.

Wie nun nach Bewältigung der langwierigen Vorarbeiten das überreiche Material langsam Schritt vor Schritt zur eigentlichen Verarbeitung gelangte, wie sich dann bei jedem neuen Worte, neue, überraschende, oft geradezu verblüffende Erscheinungen ergaben, da begann eine weitere gänzliche Umgestaltung meiner Ansichten von dem eigentlichen Zweck und Wert des ganzen Unternehmens sich durchzusetzen. War es früher der Wunsch, Grenzen, vor allem Dialektgrenzen aufzufinden und festzustellen, gewesen, der den leitenden Gesichtspunkt abgegeben hatte, so brach sich jetzt mehr und mehr die Überzeugung Bahn, dafs in dieser Suche nach Dialektgrenzen eine — wenn auch praktisch wohl begründete und verständliche — Einseitigkeit sich ausprägt, dafs dagegen eine methodisch umfassende Betrachtung sprachlicher Erscheinungen jede, auch die scheinbar planlos nur auftauchende, sporadisch sich entwickelnde Umwandlung im Vokalismus, im Konsonantismus, in der Formenbildung zu verfolgen, zu würdigen und zu verstehen suchen müsse. Nicht mehr nur die grofsen, durchgreifenden, wenn ich so sagen soll groben Unterschiede festzustellen, ist meiner Überzeugung nach die eigentliche Aufgabe der Dialektforschung, dies ist vielmehr nur ein Dienst, den sie der Untersuchung unserer Stammesgeschichte, der Vermischung und gegenseitigen Beeinflussung der zahlreichen alten Stämme, also einer im wesentlichen historischen Betrachtung leistet. Rein sprachlich dagegen genommen soll unsere Dialektforschung darauf ausgehen, alle Abstufungen der einzelnen Laute oder Formen, gleichviel ob sie nur innerhalb eines Stammesgebietes oder an der Grenze zweier Stämme oder über mehrere Stammgebiete hin verbreitet sind, in ihrem sprachlichen Werden und Wachsen, in ihrer gegenseitigen Bedingtheit darzulegen und wenn möglich zu verstehen und zu erklären. Und gerade dieser rein sprachlichen Forschung eine sichere und wenn ich so sagen darf mikroskopisch genaue Grundlage zu geben, scheint mir die Hauptaufgabe des Sprachatlas zu sein. Jedes Wort — und es sind deren ca. 330 verschiedene in den Mustersätzen enthalten — hat er von Ort Ort zu genau wiederzugeben, nichts darf er übergehen, selbst wenn es sich nur in zehn, nur in drei Orten finden sollte, selbst wenn es nur bei diesem Einen Worte auftritt, bei allen anderen verwandten Charakters, oder ähnlicher Bildung dagegen fehlt. Diese Vollständigkeit in der Wiedergabe — soweit es natürlich bei dem mir ja nur schriftlich überlieferten Material möglich ist — ist eine nicht mehr zu umgehende methodische Forderung.

Somit hat die geographische Behandlung dialektischer Erscheinungen einmal den Zweck, die historisch-geographische Erforschung unserer alten Stammesverhältnisse wesentlich zu fördern, und ich habe die feste Überzeugung, dafs sie diesen Zweck in Verbindung mit der Ortsnamenforschung, mit dem Studium der im Hausbau, in der Ackerwirtschaft, in Sitten und Gebräuchen ausgeprägten kulturhistorischen Verhältnisse sehr wohl erreichen wird. Sie hat aber vor allem die viel umfassendere Aufgabe, der rein linguistischen, sprachgeschichtlichen Forschung neues, zuverlässiges, methodisch festgestelltes und darum auch methodisch verwendbares Material zu bieten. Sie werden fragen, wie kann ein rein geographisch, also räumlich angeordneter Stoff einer rein geschichtlichen, also zeitlichen Betrachtungsweise dienlich werden? Die Antwort lautet: in sehr verschiedener Weise. Ich will Sie zur Erläuterung nur auf Eine Art hinweisen. Uns allen ist die Vorstellung ganz geläufig, dafs die heutigen streng oberdeutschen Mundarten, wie das ihnen zu grunde liegende Althochdeutsche, vor Zeiten einmal einen Konsonantenstand gehabt haben, welcher dem des heutigen Englisch sehr ähnlich ist. Wir können auch ganz wohl sagen, dafs in einer weniger zurückliegenden Zeit jener Konsonantismus der heutigen niederdeutschen und weiter der heutigen mitteldeutschen Entwicklungsstufe geglichen habe. Hier haben Sie ein klares Beispiel, wie wir ein geographisches Nebeneinander gleichzeitiger Erscheinungen in ein historisches Nacheinander gleichörtlicher Entwicklungen umsetzen, und wie wir, bei nötiger Umsicht und Vorsicht, die in einem Dialekte längst entschwundenen Vorstufen einer sprachlichen Entwicklungsreihe uns lebendig vor Augen führen können, indem wir andere in der Entwicklung weiter zurückgebliebene Dialekte zur Vergleichung ziehen. Dieses Verfahren nun, zu dem uns die Thatsache berechtigt, dafs sprachliche Umwandlungen sich nicht auf allen Teilen ihres Gebietes gleich energisch, gleich schnell durchsetzen, dieses Verfahren wird auf die im Sprachatlas niedergelegten Thatsachen ausgedehnte Anwendung finden. Überall sehen wir Zwischenstufen, Übergänge — oft in ganz geringfügiger Ausdehnung — zwischen weiter auseinanderliegenden Erscheinungen eingeschoben. So wird die sehr auffallende Umwandlung des kurzen i in a in der Trierer Gegend, z. B. tranke für trinken, Kand für Kind, du bast für du bist, as für er ist u. s. w., stufenweise vermittelt durch fast konzentrisch gelagerte Zonen, in denen der Reihe nach i, e, ö, o, a sich in jenen Wörtern findet. So sind wir ferner berechtigt, wenn wir inlautendes d in Mitteldeutschland auf weite Strecken hin in r übergehen sehen und innerhalb dieses Gebietes nun kleinere Komplexe mit l finden, für dieses l das ringsum herrschende r als Vorstufe anzunehmen und die Entwickelungsreihe z. B. zeide, zeire, zeile für hochdeutsch Zeiten aufzustellen.

Sie sehen an diesen kurzen Andeutungen, wie sich auf dem Material des Sprachatlas eine vergleichende deutsche Dialektforschung aufbauen läfst, die als ein Teil der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung mit dieser die Grundlage und die Methode gemeinsam hat, vor ihr aber den grofsen Vorteil voraus hat, dafs sie mit lebendem, auf dem Boden unseres Vaterlandes gleichsam handlich vorliegendem, jeder detaillierteren, phonetisch oder syntaktisch eingehenderen Fragestellung zugänglichem Material arbeitet. Die Gesetze sprachlichen Werdens und Wandels, die leisen Anfänge zu neuen Bildungen lassen sich hier wie nirgendwo sonst an der Quelle studieren, und ihr Studium wird reichen Gewinn für jede Sprachvergleichung bringen, denn vieles wird bei richtiger Wahl sich verallgemeinern und für andere Sprachgebiete und Sprachepochen nutzbar machen lassen.

Und wahrlich, wohl keine von allen Tochtersprachen unseres gemeinsamen indogermanischen Stammes dürfte sich zu einer solchen detaillierten Dialektvergleichung besser eignen als gerade die germanische. Von Ulfilas Zeiten an bis heute liegt sie durch anderthalb Jahrtausende hindurch in einer Reihe lebensvoller, reich entwickelter Bildungen vor uns da, aus allen Teilen ihres weiten Gebietes sind uns ergiebige Quellen älterer Stufen überliefert, und bis zur Stunde dauert ihr Leben im Munde des Volkes fort und tritt uns entgegen in der bunten Mannigfaltigkeit der deutschen und der germanischen Dialekte von Island bis zu den Alpen. Wo wäre ein ähnliches Beispiel, das so wie unsere Sprache zu einer umfassenden einheitlichen Erforschung herausforderte? — Ist dem aber so, wie steht es dann mit der bisherigen Einschränkung unseres Unternehmens auf die Nordhälfte unseres Vaterlandes? Nun, meine Herren, Sie werden nach dem Gesagten darin wohl alle mit mir übereinstimmen, dafs eine vergleichende deutsche Dialektforschung auf blofs norddeutschem Boden mehr als eine Halbheit, dafs sie, methodisch betrachtet, ein Unding ist. Soll daher der Sprachatlas seinen Hauptzweck, eine einheitliche Grundlage zu jener Forschung zu geben, erfüllen, so ist es eine unabweisbare Forderung, dafs er auch über Süddeutschland ausgedehnt werde. Und diese Forderung tritt um so dringender an uns heran, wenn wir bedenken, dafs unsere Mundarten unaufhaltsam dem Verfalle, der Zersetzung durch das Schriftdeutsche, entgegen gehen.

Ich hob es vorhin als einen Vorzug der Dialektforschung hervor, dafs sie mit lebendem Sprachmaterial arbeiten könne. Sie kann es heute noch, in einem Menschenalter wird sie es nicht mehr können. Nicht als ob ich glaubte, unsere Mundarten würden bis dahin ausgestorben sein, keineswegs, sie mögen wohl noch ein Jahrhundert lang ihr Leben fristen. Das aber glaube ich allerdings, das schon die nächste Generation nicht mehr das Gefühl einer festen, in sich einheitlich entwickelten Mundart besitzen wird, das heute noch, bei unserer Landbevölkerung wenigstens, zu finden ist. Wer nach 30 Jahren sich erkundigen wird, wie sagt man mundartlich für diesen oder jenen Satz? dem wird man antworten, wie es jetzt schon in allen gröfseren Städten vorkommt: 'man sagt so, man kann aber auch so sagen, ich habe auch schon so sagen hören'. Damit ist die innere Sicherheit aus dem mundartlichen Leben entschwunden, und eine wissenschaftliche Erforschung der Dialekte bewegt sich dann auf schwankendem Boden und arbeitet mit zweifelhaften Thatsachen.

Noch ein Moment darf ich nicht unerwähnt lassen, das uns zeigt, wie verhängnisvoll jedes weitere Hinausschieben für die Sache werden mufs. Ich betrachte nämlich den Sprachatlas keineswegs als eine abschliefsende Arbeit. Dies kann er gar nicht sein, schon aus dem Grunde, weil das in ihm verarbeitete Material nur auf schriftlichen Aufzeichnungen beruht. Ich hoffe vielmehr, dafs er anregen wird zu fruchtbaren systematischen Lokalforschungen, die eine notwendige Ergänzung zu ihm bilden werden. Alle diese an ihn sich anlehnenden, erweiternden oder vertiefenden Arbeiten aber verlangen, wenn sie mit Erfolg betrieben werden sollen, gleichfalls noch den festen Bestand unserer Mundarten als Grundlage.

Solche und ähnliche Erwägungen hatten mich in diesem Frühjahre, wo mir wiederum eine Gelegenheit geboten war, bestimmt, die ganze Sache der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorzulegen und ihr meinen festen Plan zu entwickeln, dafs man nunmehr Süddeutschland gleichfalls zur Verarbeitung ziehen oder wenigstens die

Vollendung des norddeutschen Teiles energisch beschleunigen möge, damit man in absehbarer Zeit an Süddeutschland herantreten könne. Leider hat sich die königl. Akademie finanziell aufser stande erklärt, diesem Plane beizutreten. Und eine Einschränkung und Verkürzung, wie sie die Akademie als Bedingung für eine weitere Unterstützung der Sache seitens des Kultusministeriums hingestellt hat, an der bereits begonnenen norddeutschen Arbeit vorzunehmen, dazu werde ich mich nicht verstehen können, denn ich würde damit den organischen Zusammenhang zerstören, der die zahlreichen, in meinem Material niedergelegten sprachlichen Erscheinungen nach der planmäfsigen Anlage der Sammlung zu einem festen systematischen Gefüge verbindet, und es wäre damit die wissenschaftliche Verwendbarkeit der Resultate in empfindlichster Weise geschmälert.

Sie sehen, meine Herren, damit ist nicht nur meine Hoffnung auf einen ganz Deutschland umfassenden Sprachatlas gescheitert, damit ist auch die Weiterführung des norddeutschen Sprachatlas zunächst in Frage gestellt.

Wer aber, wie ich, seit zehn Jahren mit dieser Arbeit verwachsen ist, Freuden und Leiden an ihr durchgemacht und in den mancherlei Sorgen und Mühen, die sie brachte, gelernt hat, sich aufzurichten und seinen Halt zu finden an dem unzweifelhaften und von keiner Seite angetasteten wissenschaftlichen Werte des Unternehmens, der kann nicht mit leichtem Sinn sich lossagen von wohlbegründeten, jahrelang gehegten Plänen, der mufs nach wie vor auf seiner Forderung bestehen, dafs das Begonnene nicht auf halbem Wege stehen gelassen oder gar verkümmert werde. Die hohe Wertschätzung dieses Unternehmens, die sich mir in der langen Beschäftigung mit ihm und mit seinen Ergebnissen aufgedrungen hat, kann ich Ihnen nicht besser veranschaulichen als durch die Frage: Was würden wir darum geben, wenn wir eine solche sprachliche Sammlung von Ort zu Ort aus der Zeit Karls des Grofsen besässen? Hunderte von Rätseln, Fragen und Zweifeln wären durch sie mit einem Schlage gelöst!

Und was würden Sie sagen von einem Manne, der vor tausend Jahren eine solche Sammlung besessen hätte und hätte es unterlassen, sie nutzbar zu machen und ihren Reichtum sicher zu bergen, soweit seine Einsicht es ihm lehrte? So erwächst mir aus der klaren Einsicht, dafs die genaue Feststellung unserer heutigen Mundarten, vor ihrem gänzlichen Verfall, für die kommenden Jahrhunderte von unersetzlichem Werte sein mufs, die Pflicht, wieder und wieder mit meiner Forderung hervorzutreten. Und ob auch die Wege, auf denen dieser Forderung genügt wird, mir dunkel sind, ich halte fest an der Hoffnung, die meine durch jahrelange Arbeit, durch jahrelanges Sorgen errungene Überzeugung ist, dafs dennoch die deutsche Wissenschaft Mittel und Wege finden wird, den begonnenen Sprachatlas auf ganz Deutschland auszudehnen und ihn unverkürzt zur Vollendung zu bringen — auch er ein Denkmal der Einheit unseres Volkes und unseres Vaterlandes.

Nach Anhörung des Vortrages ergriff der Vorsitzende das Wort, um zu betonen, wie wünschenswert es sei, dafs das Werk in der geplanten Vollständigkeit, und zwar mit Zuziehung von Süddeutschland zur Ausführung komme; es sei deshalb das Beste, die Reichsregierung für dasselbe zu interessieren. Hieran schliefst sich eine kurze Debatte, an der sich die Herren Prof. Dr. Behaghel, Prof. Dr. Birch-Hirchfeld, Dr. Wenker und Prof. Dr. Paul beteiligen.

Es wird auf Antrag des Vorsitzenden einstimmig beschlossen:

1) Dafs es wünschenswert sei, dafs das Werk in der von Dr. Wenker geplanten Vollständigkeit zur Ausführung komme.
2) Ein Gesuch an das Reichskanzleramt zu richten mit der Bitte, das Unternehmen zu unterstützen. Das Präsidium wird mit der Ausführung beauftragt.

Dritte Sitzung

Freitag den 2. Okt. morgens 8 Uhr.

Der Vorsitzende teilt mit, dafs Zürich zum nächsten Versammlungsort bestimmt sei. Die Sektion wählt auf seinen Vorschlag zu künftigen Vorsitzenden die Herren Professor Dr. Tobler (I. Vors.) und Professor Dr. Ulrich (II. Vors.), beide in Zürich.

Es folgt der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Kluge-Jena:

Über die Prinzipien in der Entwickelung der Wortbildungselemente.

Der vortrag, der sich auf wortbildung mittelst suffixe beschränkte, ging aus von Pauls prinzipien der sprachgeschichte. Die darin niedergelegten allgemeinen grundsätze sind bisher fast nur auf laut- und formenlehre angewendet. Die im letzten decennium überhaupt vernachlässigte und mit unrecht aus der grammatik verbannte wortbildungslere liefert meist gewifs zuverlässigeres material für das leben und wachsen der sprache als die germanischen flexionsendungen. Innerhalb der entwickelungsgeschichte von suffixen läfst sich klar der procefs verfolgen, wie ein ursprünglich functionsloses element eine function übernimmt und productives suffix wird. Productivität eines suffixes ist nur möglich, sofern ihm eine bestimmte function zukommt, und jedes wortbildungselement von ausgesprochener function ist productiv.

Der notwendige zusammenhang dieser beiden momente läfst sich bequem beobachten, wenn man ein bestimmtes suffix für denselben begriff auf verschiedenen sprachgebieten findet; vgl. nhd. *imker* = angls. *beócere;* gr. ἀριστερός, lat. *sinister*, ahd. *winistar* haben bei gleicher bedeutung ganz parallele bildung, die wahrscheinlich ursprünglich nur einem von ihnen oder einem gemeinschaftlichen prototyp zukam und durch übertragung sich fortpflanzte; sie wurde im griech. und lat. noch auf den parallelbegriff *dexter :* δεξιτερός übertragen. Die parallelbegriffe ahd. *mihhil-luzzil* haben dem andd. *luttik* zufolge ursprünglich wol nicht die gleiche bildung gehabt, und die ganz conforme bildung der germ. benennungen der himmelsgegenden darf auf grund des namens der *Visigoten* kein hohes alter beanspruchen. Parallelbegriffe wie angls. *áfen:morgen*, engl. *evening-morning* haben nachweislich nicht von jeher gleiche endung gehabt.

Aber in gruppen von so geringem umfang zeigt die sprache nur ansätze zur productivität; dieselben sind wertvoll als äufserungen des allgemeinen gesetzes, wonach die wortbedeutung der eigentliche ausgangspunkt für die ausbreitung von suffixen ist. Sind die wortgruppen, welche wir von begrifflichen gesichtspunkten ausgehend zu bilden im stande sind, grofs und umfassend, so kann eine sich innerhalb derselben übertragende suffixform leicht eine für die grammatik wertvolle productivität entfalten. Und es gibt wol kaum eine nach begrifflichen gesichtspunkten gebildete gruppe, welche nicht auf dem

einen oder dem andern sprachgebiete durch ein bestimmtes suffix charakterisiert würde. An lehnssuffixen läfst sich dies leicht beobachten; z. b. haben wir im mhd. ein suffix *(en)ier* das benennungen für stück der kleidung und besonders der rüstung bildet ausgehend von körperteilbenennungen wie *huffenier, brustenier, hersenier, lendenier, lankenier, schinelier, mûsenier;* grundtypen waren die entlenten *visier, testier, barbier, spalier;* das griechische hat ein eigenes suffix ινδα, um adverbia für spiele zu bilden; und so lassen sich im agerm. feste suffixe für benennungen von *krankheiten, münzen, bäumen, körben* usw. constatieren.

Dieser gesichtspunkt ist in den bisherigen germanischen und sprachvergleichenden suffixleren nirgends klar zur darstellung gekommen; es ist in ihnen stets der feler begangen, wesentlich von der lautgestalt der suffixe auszugehen, wärend vilmer die function in der entwicklung der wortbildungselemente die hauptrolle spielt.

Ein anderes moment, das in der entwicklungsgeschichte der suffixe hervortritt, steht im zusammenhang mit der frage des suffixwechsels und der suffixsubstitution. Nirgends kann von beliebigem suffixwechsel die rede sein; wo solcher vorzuliegen scheint, ist zunächst durch materialsammlung zu untersuchen, ob nicht lautregeln zu störungen anlafs gegeben haben. Derartige störungen treten allerdings in isolierten, nicht zu gröfseren gruppen mit festem wortbildungselement gehörigen worten gelegentlich ein, z. b. wenn *himin* zu *himil, peregrinus* zu *piligrîm* wird. Hier sind wir in der That im stande die sogenannte suffixsubstitution auf eine lautregel zurückzuführen; aber es handelt sich hier auch um unproduktive, leblose wortbildungselemente.

Der vortragende schlofs mit einem hinweis auf die mehrfach beobachtete erscheinung, dafs der wortkörper zuweilen in kleinen gruppen die gleiche gestalt annimmt wie in den vorhin klargelegten Fällen das wortende. Bekannt ist roman. *grevis-levis* für lat. *gravis-levis.* Im angls. ist die verbindung *hider and þider* nachweislich aus *hider and þæder* entstanden; angls. *leóde* statt *lýde* 'leute' mag auf *peóde* 'völker' beruhen; vgl. andd. *heban-geban;* ahd. *hâcko-krâcko* usw.

Professor Dr. Behaghel knüpft daran eine kurze Bemerkung.

Hierauf macht Herr Professor Dr. Stengel-Marburg:

Mitteilungen über den Briefwechsel von K. Weigand.

Über K. Weigands Briefwechsel an dieser Stätte seiner Wirksamkeit zu sprechen, bedarf keiner Rechtfertigung. Weigands Tochter, die Frau Oberlehrer Dr. Flach in Wiesbaden, hatte die Güte, mir den litterarischen Nachlass ihres Vaters anzuvertrauen, soweit derselbe sich noch in ihren Händen befand. Aus O. Bindewalds Schrift: 'Zur Erinnerung an K. Weigand' Giefsen 1879 ergiebt sich, dafs die Sammlungen zum wetterauischen Idioticon an Prof. Crecelius in Elberfeld, die zur Ausgabe von Lamprechts Tochter Sion an Prof. Weinhold übergeben sind (1880 veröffentlicht). Aufserdem hat Dr. Milchsach in Wolfenbüttel das auf das Friedberger Passionsspiel gesammelte Material erhalten und ein Vortrag über Ickelsamer ist von Fechner in seiner Publikation: 'Vier seltne Schriften des sechzehnten Jahrhunderts, Berlin 1882' abgedruckt. Der vorhandene Nachlafs besteht zum grofsen Teil aus sorgfältig ausgearbeiteten Kollegienheften, aus Entwürfen von bereits veröffentlichten Arbeiten, aus Vorträgen, welche Weigand in der hiesigen Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst während der letzten 25 Jahre seines Lebens gehalten hat, aus

verschiedenen nicht sehr umfangreichen Kollektaneen, aus einer Anzahl altdeutscher Pergamentblätter; endlich und vor allem aus einer sehr sorgfältig aufbewahrten Sammlung von an Weigand gerichteten Briefen einer grofsen Anzahl Gelehrter (meistens natürlich Germanisten). Die Vorträge beziehen sich auf die verschiedensten Gegenstände der deutschen Philologie. Je einer handelt von Jacob Grimm, Wilhelm Grimm, Schmeller (gehalten 1863, 1870, 1869). Alle drei spiegeln die aufrichtige Verehrung Weigands für diese drei seinem Herzen so nahe stehenden Männer wieder. Die anderen Vorträge handeln: 'Über die deutsche Lexicographie' (26. 1. 55), 'Über die Forschung in den deutschen Mundarten' (nach 1862), 'Über deutsche Etymologie' (2. 8. 67), 'Über den Buchstaben R im Deutschen' (29. 11. 61), 'Über die Beziehungen der einzelnen Landestheile des Grofsherzogtums Hessen zur deutschen Litteratur' (6. 3. 57), 'Über Bürgers Lenore' (2. 2. 72), 'Über Bürgers Ballade: Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain' (24. 11. 76), 'Über Max und Thekla in Schillers Wallenstein' (19. 2. 75) und 'Über den Göttinger Dichterbund oder den Hainbund' (4. 7. 73).

Was nun die sehr umfangreiche Briefsammlung Weigands selbst anbetrifft, so befinden sich in derselben zunächst eine grofse Anzahl Briefe noch lebender Gelehrter, und kann über diese selbstverständlich hier keine Mitteilung gemacht werden, wenn auch sie recht wertvolles Material für einen künftigen Geschichtschreiber der deutschen Philologie während der letzten 40 Jahre bieten und deshalb sorgfältige Aufbewahrung verdienen.

Unter den verstorbenen Korrespondenten Weigands sind vor allen die Brüder Grimm durch eine gröfsere Zahl von Briefen (44) vertreten. Auch sie lassen die treue Freundschaft, die Weigand mit den Brüdern verknüpfte, recht deutlich erkennen. Nicht nur die Briefe übrigens, nein, auch die Couverte dieser Briefe hob Weigand auf. Ein dem Briefwechsel gleichfalls beiliegender Sedezzettel trägt auf der Vorderseite die Adresse: 'An Frau Professorin Dorothea Grimm Bad Heringsdorf bei Swinemünde. Fr. Jacob Grimm Abg[eordneter] zur N[ational] V[ersammlung]; und den Poststempel: Frankfurt d. 9(?) Aug. 48; auf der Rückseite von Dortchens Hand: 'Herrn Professor Wilhelm Grimm Berlin 20 Ⓐ' und den Poststempel: Swinemünde 11. (?) 8. Diese Briefe sind in meiner demnächst erscheinenden Sammlung von Grimmbriefen an hessische Freunde (Bd. I von: 'Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen' Marburg 1886 2 Bde.) vollständig zum Abdruck gebracht, zugleich mit Auszügen aus der übrigen Korrespondenz Weigands, soweit dieselbe auf die Brüder Grimm Bezug nimmt. Schon früher hatte ich 6 Briefe von Fr. Diez veröffentlicht (Erinnerungsworte an Fr. Diez Marb. 1883). Aufserdem liegen vor von Th. Creizenach in Frankfurt (1 Br. v. 8. 10. 64), L. Diefenbach (ca. 80 Br. von 1837—72), Ph. Dieffenbach in Friedberg (28 Br. von 1841—58), Dietrich in Marburg (4 Br. von 1855—61), Gervinus (7 Br. von 1847—53), Grieshaber (4 Br. von 1846—50), v. d. Hagen (1 Br. von 26. 4. 42), M. Haupt (4 Br. von 1841—48), Heinrich Hoffmann v. Fallersleben (dicker Pack Briefe von 1851—72), Osk. Jänicke (6 Br. von 71—73), Karajan (1 Br. von 2. 6. 50), Kehrein (4 Br. von 1846—72), Ad. v. Keller (8 Br. von 1846—72), K. Müllenhoff (35 Br. von 1850—76), Franz Pfeiffer (22 Br. von 1843—68), Rud. v. Raumer (5 Br. von 1870—74), Franz Roth (52 Br. von 1844—67), Heinr. Rückert (1 Br. vom 16. 1. 51), D. Schiller (2 Br. vom 23. 10. 63 und 31. 5. 65), A. Schleicher (1 Br. 13. 7. 60), J. A. Schmeller (9 Br. von 1841—52), Vilmar (21 Br. von 1843—67,

darunter einer von 1867 mit dem Bildnis des letzten Kurfürsten und auf weifsem rot geränderten Papier), W. Wackernagel (5 Br. von 1846—62), J. W. Wolf (11 Br. von 1850—53). Es ist selbstverständlich weder thunlich noch rätlich, diese Briefe vollständig abzudrucken, wohl aber wird dem einen oder anderen Germanisten der Einblick in einige derselben wünschenswert erscheinen. Manche Stelle der Briefe wird auch das wissenschaftliche Interesse weiterer Kreise beanspruchen dürfen. Der Zweck dieser Mitteilung wird erfüllt sein, wenn einmal diese Nächstinteressierten auf die Existenz dieser wichtigen Briefsammlung hingewiesen worden sind und wenn zum andern das Augenmerk der Kollegen auf ähnliche Briefsammlungen gelenkt wird, die, wenn die Nachkommen nicht rechtzeitig belehrt werden, meist fast unrettbar der Zerstörung anheimfallen, die aber, wenn sie sorgfältig geordnet und sicher aufbewahrt werden, für die Geschichte der betreffenden Wissenschaft eine im Laufe der Jahre immer wachsende Bedeutung erlangen.

Herr Realgymnasiallehrer Dr. Bindewald-Giefsen weist mit einigen Worten auf die Wichtigkeit des Briefwechsels sowol für die Lebensgeschichte Weigands, als auch für die Geschichte der germanischen Philologie hin. Herr Professor Dr. Stengel stellt ihm und allen, die sich dafür interessieren, den Briefwechsel zur Verfügung mit der Bedingung diskreter Benutzung.

Den Schlufs der Sitzung bildete eine lebhafte Debatte über das Gutachten der Bibelkommission ('Gutachten über die von der Halleschen Revisionskommission herausgegebene Probebibel' Halle, Niemeyer 1885).

Der Vorsitzende referiert zunächst über die einzelnen Gutachten. Die von Herrn Professor Dr. J. Zacher-Halle hierzu gesandten Thesen gelangen zur Verlesung.

Thesen.

1. In Luthers deutscher bibel vereinigen sich zwei meisterleistungen ersten ranges, aber verschiedenen characters, und deshalb verschieden zu beurteilen
   a) die übersetzung als solche, d. h. die möglichst getreue und richtige widergabe eines originalwerkes in einer fremden sprache. Für ihre zeit und die damaligen hilfsmittel ein meisterwerk, heute vielfacher berichtigung und verbesserung fähig. Für diesen theil seiner arbeit hat Luther den rat und die hilfe sachkundiger stets gern gesucht, angenommen, verwerthet.
   b) Die form, durch welche die bibel gleichsam deutsches originalwerk geworden ist, was kein geringerer als Goethe sehr richtig erkannt und gepriesen hat. Für diesen theil seiner arbeit hat sich Luther fremde einwirkung stets ausdrücklich verbeten.
2. Soll Luthers bibel revidiert werden, so ergiebt sich die erste grundfrage: soll sie Luthers bibel bleiben oder nicht? Wenn nicht, so mache man eine ganz neue übersetzung, nach inhalt und form. Wenn ja, so ändere man in Luthers eigenem sinne und geiste. Daraus folgt:
3. in der übersetzung darf man nur das höchst sparsam und vorsichtig berichtigen, was Luther selbst unbedingt als richtiger und als notwendig anerkannt haben würde, nämlich a) gröblich sinnstörende fehler; b) wesentliche dogmatisch wichtige fehler. Alles andere ist für den blofsen bibelleser ἀδιάφορα, mufs also, und kann auch ohne allen schaden stehen bleiben.
4. die sprachliche form ist Luthers eigene originale schöpfung, so unantastbar

wie Vossens Odyssee-, Schlegels Shakespeareübersetzung. Richtiger mag man sich ausdrücken können, besser nun und nimmer mehr. An diesem unvergleichlichen nationalen schatze sich mäkelnd zu vergreifen, ist eine sünde wider den heiligen geist des deutschen volkes. Den griechen ist es nie eingefallen, ihr nationalwerk, den Homer, zu modernisieren. Wollen wir nach 2000 Jahren weniger weisheit, kunstsinn und geschmack und poetisches verständnis beweisen als die alten griechen? Die bibel ein schulbuch zu nennen, ist geradezu albern; sie ist ein weltbuch, und Luthers deutsche überdies ein nationalschatz. Daher mufs alles stehen bleiben, was irgend noch haltbar erscheint. Schwierigeres mag unter dem texte, oder im glossar, aufs kürzeste und treffendste erklärt werden. Die schule mag und soll mit nutzen und segen diejenigen parthien lesen, die für sie geeignet sind. Der lehrer soll lernen, was dazu nötig ist; mag man ihm geeignete hilfsmittel dazu an die hand geben.

5. Unter allen umständen, und ganz unbedingt notwendig, ist die germanistenversammlung dem Dr. Fromman eine einstimmige ehrenerklärung schuldig, und eine abwehr gegen seine eben so unwissenden als anmafsenden tadler. Dahin lautend:
   a) Fromman ist ein trefflicher kenner der deutschen sprache und ihrer mundarten, von alter zeit bis auf die Gegenwart; hat es durch gedruckte leistungen glänzend bewiesen.
   b) Er ist der beste kenner der sprache Luthers, in specie in dessen bibel. War aufs beste dazu gerüstet, und am besten, vielleicht wohl allein, dazu geeignet.
   c) Er ist im principe richtig, im einzelnen höchst gewissenhaft, mit geschick, tact, geschmack verfahren. Wollte man etwas principiell aussetzen, so könte es höchstens sein, dafs er sich unberechtigten Forderungen gegenüber zu nachsichtig erwiesen hat. — Sind über manche einzelheiten manche etwa anderer meinung, so wird sich das ausgleichen lassen; in der hauptsache und im principe wird dadurch nichts geändert.
   d) Nur wirkliche kenner sind berufen und befähigt über Luthers sprache und deren behandlung in der probebibel zu urteilen. Vorlaute, absprechende nichtkenner mögen sich getrösten mit dem sprüchlein des Apelles an den vorlauten absprechenden schuster.
   e) Fromman verdient für seine langjährige, unermüdliche, treue, kundige, weise arbeit die volle freudige anerkennung aller germanisten, aller freunde der vaterländischen sprache und litteratur und den dank des gesamten deutschen volkes.

Zu der Verhandlung hatten sich einige Theologen, zumeist Professoren der Universität Giefsen, als Gäste eingefunden, welche von dem Vorsitzenden begrüfst werden. — Auf die Anfrage des Herrn Professor Dr. Paul beschliefst die Versammlung einstimmig ein Urteil in Sachen der Bibelrevision abzugeben.

Das Wort erhält Herr Professor Dr. Stade-Giefsen (Theolog). Derselbe erklärt, er habe in den Gutachten mit grofser Freude übereinstimmend gefunden, dafs die Probebibel inkonsequent sei. Mit besonderer Genugthuung habe er gelesen das Gutachten von Paul, der mit Recht hervorgehoben habe, dafs der gangbare Luthertext gar nicht mehr der alte Luthertext sei. Mit der Arbeit der Revisionskommission ist der Redner in keiner

Beziehung einverstanden. Die Art der Zusammensetzung der Revisionskommission, sowie die Geschäftsordnung derselben scheine ihm gänzlich verfehlt, weshalb auch die Revision durchaus mifslungen sei. Die sprachliche Gestalt der Probebibel sei der Art, dafs die Kirche und die Theologie sie ablehnen müsse. Ob eine durchgreifende Revision möglich sei, wage er nicht zu entscheiden; es sei kein Unglück, wenn dieselbe vorerst unterbleibe.

Herr Pfarrer Lindenborn-Odenhausen (Wetzlar) giebt zur Erwägung, dafs, wenn für das Volk gearbeitet werde, man auf den jetzigen Zustand der Sprache mehr Rücksicht nehmen müsse, als dies in der Probebibel geschehen sei.

Herr Professor Dr. Harnack-Gieſsen betont, dafs es sich um drei Punkte handle

1. Den Urtext in gutem Deutsch wiederzugeben.
2. Luthers Text möglichst zu erhalten.
3. Einen verständlichen Text zu liefern.

Er fragt Herrn Professor Paul, ob er eine Vereinigung dieser drei Aufgaben nicht für möglich halte.

Herr Professor Paul spricht seine Meinung dahin aus, dafs die mit dem Luthertext vorzunehmenden Änderungen so grofs sein würden, dafs man den neuen Text nicht mehr als lutherisch bezeichnen könne.

Herr Professor Dr. Behaghel hält eine Revision der historischen Bücher für möglich, der Briefe für unmöglich.

Herr Professor Dr. Gottschick-Gieſsen (Theolog) verlangt drei Bibeln:

1. eine historische Lutherbibel
2. eine in modernem Deutsch gehaltene dem Sinn entsprechende Übersetzung
3. eine Bibel für den kirchlichen Gebrauch, deren Grundlage der Luthersche Text zu bilden habe.

Herr Pfarrer Lindenborn betont aufs neue, es handle sich um eine Bibel für das Volk und nicht für Gelehrte: in eine solche dürfe man unmöglich ältere Formen, die einmal ausgemerzt seien, wieder hineinbringen.

Herr Professor Paul verlangt, man solle den Lutherischen Text immerhin zu Grunde legen, wenn auch mehr modernisiert werden müsse, als geschehen sei. Eine ganz moderne Übersetzung soll nicht unter das Volk verbreitet werden.

Auf Antrag des Vorsitzenden wird nun beschlossen, die Zacherschen Thesen nicht zur Abstimmung zu bringen.

Herr Professor Paul bringt hierauf die von ihm ausgearbeiteten Thesen zur Verlesung.

Die sprachlichen Abweichungen der Probebibel von dem Kansteinschen und den übrigen jetzt verbreiteten Texten der Lutherbibel bestehen

1) darin, dafs die bisher durchgedrungene Modernisierung der Lutherischen Sprache, die hauptsächlich die Sprachformen trifft, zum Teil durch Zurückgreifen auf den alten Text wieder beseitigt ist;
2) darin, dafs anderseits in beschränktem Mafse eine weitergehende Modernisierung vorgenommen ist, indem namentlich einige unverständlich gewordene Wörter durch andere ersetzt sind.

Die Sektion erklärt nun

1) in bezug auf dem ersten Punkt: Die Wiederherstellung bereits beseitigter Archaismen ist zu mifsbilligen und der Text, wie er sich jetzt festgestellt hat, nur insoweit an der Hand der Lutherischen Originalausgaben zu korrigieren, als sich bei der Modernisierung Fehler eingeschlichen haben.
2) in bezug auf den zweiten Punkt: Eine Modernisierung, die sich in den Grenzen der Probebibel hält, reicht bei weitem nicht aus, um den Text allgemein verständlich zu machen und hat daher keinen rechten Zweck. Die Forderung durchgängiger Verständlichkeit läfst sich überhaupt ebensowenig wie die durchgängiger Richtigkeit der Übersetzung mit der Pietät gegen den Lutherischen Text vereinigen.

Unter diesen Umständen bleibt nichts anderes übrig als folgendes.

1) Der Lutherische Text bleibt im wesentlichen in der Gestalt, wie er sich jetzt festgesetzt hat, unangetastet und wird nach wie vor durch die Bibelgesellschaften verbreitet als ein hochbedeutsames Werk unserer Litteratur und als ein Erbauungsbuch, welches man der grofsen Menge der evangelischen Christen, die sich an dasselbe gewöhnt haben, nicht entziehen darf.
2) Daneben tritt eine berichtigte Übersetzung, für welche Luthers Text nur in soweit mafsgebend sein darf, als dadurch der Verständlichkeit ebensowenig wie der Richtigkeit der Übersetzung Abbruch geschieht. Diese mufs ebenso zugänglich gemacht werden wie jener.

Die Debatte über dieselben wird eröffnet; an derselben beteiligen sich die Herrn: Professor Gottschick, Professor Paul, Professor Behaghel, Dr. Wetz-Strafsburg, Professor Birch-Hirschfeld, Professor Kölbing, Pfarrer Lindenborn.

Der Vorsitzende hält es nach den Ergebnissen der Debatte nicht für zweckmäfsig, über die gesamten Paulschen Thesen abzustimmen. Er legt deshalb der Versammlung im Anschlufs an die erste These folgende Frage zur Beschlufsfassung vor: 'Ist es wünschenswert, dafs bei einer Revision sprachliche Altertümlichkeiten, welche in den verbreiteten Ausgaben beseitigt sind, wieder hergestellt werden?'

Die Frage wird nach kurzer Debatte von der Versammlung verneint mit allen Stimmen gegen die des Herrn Dr. Strack-Giefsen, welcher sich der Abstimmung enthält.

Der Vorsitzende stellt hierauf einen zweiten Antrag:

'Die Versammlung nimmt die Gutachten der Kommission und die Thesen des Herrn Professor Zacher mit Dank zur Kenntnis, hält aber die Sache für noch nicht spruchreif, um positive Vorschläge zu machen.'

In der darauffolgenden kurzen Debatte sprechen sich die Herrn Dr. Wetz, Professor Paul, Dr. v. Bahder dafür aus, eine bestimmte Erklärung in der Frage der Modernisierung abzugeben, während Professor Birch-Hirschfeld den Antrag Braune befürwortet. Der Antrag wird darauf mit allen gegen fünf Stimmen abgelehnt.

Es gelangt nun die These 2 des Herrn Professor Paul zur Abstimmung in der folgenden Form, welche ihr mit Zustimmung Pauls von Herrn Professor Behaghel gegeben worden war:

'Soll zur Erleichterung des Verständnisses überhaupt modernisiert werden, so genügen die in der Probebibel bis jetzt vorgenommenen Änderungen nicht.'

Der Abstimmung enthalten sich die Herren Bindewald, Birch-Hirschfeld, Freymond,

Strack, Wetz. Der Antrag wird darauf von den übrigen 10 anwesenden Mitgliedern der Sektion angenommen.

Der früher abgelehnte zweite Antrag Professor Braunes wird nun einstimmig angenommen; — damit sind auch die übrigen Thesen Pauls erledigt.

Herr Professor Soldan spricht zum Schlusse den beiden Vorsitzenden und den Schriftführern den Dank der Sektion aus, was dieselbe durch Erheben von den Sitzen bestätigt.

Hierauf schliefst der Vorsitzende die Sitzungen der Sektion, indem er zugleich den Mitgliedern für ihre Beteiligung an denselben dankt.

IV. Vereinigte philologische und archäologische Sektion.

Vorsitzender: Professor Dr. Iwan Müller-Erlangen.
Schriftführer: Dr. Clemm, Gymnasiallehrer
Dr. Dingeldein, Gymnasiallehrer } Gieſsen.
Hüter, Lehramtsaccessist

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Albracht, Dr., Oberlehrer. Pforta.
2. Ascherson, Dr., Custos der Universitätsbibliothek. Berlin.
3. Cauer, Paul, Dr., Oberlehrer. Kiel.
4. Cauer, Fr., Dr. Berlin.
5. Clemm, G., Dr. Gieſsen.
6. Conzen, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
7. Curschmann, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
8. Dingeldein, Dr., Gymnasiallehrer. Gieſsen.
9. Duncker, Dr., Landesbibliothekar. Kassel.
10. Engel, W., Gymnasiallehrer. Potsdam.
11. Friedrich, Gymnasiallehrer. Darmstadt.
12. Funk, Dr., Gymnasiallehrer. Kiel.
13. Gropius, Dr., Oberlehrer. Weilburg.
14. Hetzel, Professor. Dillenburg.
15. Heydemann, Dr. Berlin.
16. Hoffmann, Dr., Professor. Gent.
17. Hoffmann, Dr., Gymnasiallehrer. Büdingen.
18. Holzapfel, L., Dr., Privatdozent. Leipzig.
19. Hüter. Gieſsen.
20. Kegel, Oberlehrer. Dillenburg.
21. Keller, Dr., Realgymnasiallehrer. Mainz.
22. Kersten, Gymnasiallehrer. Genthin.
23. Kius, Dr., Gymnasiallehrer. Kassel.
24. Kübler, B., Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
25. Maurer, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
26. Menge, H., Prof. Dr., Oberlehrer Sangerhausen.
27. Michaelis, C. Th., Dr., Oberlehrer. Berlin.
28. Müller, Iwan, Prof. Dr. Erlangen.
29. Nick, Dr., Sekretär der Hofbibliothek. Darmstadt.
30. Niemeyer, Max, Dr. Potsdam.
31. Pöhlig, Dr., Oberlehrer. Seehausen i/Altm.
32. Prien, C., Prof. emeritus, Dr. Lübeck.
33. Reinhardt, Dr., Gymnasialdirektor. Detmold.
34. Reuſs, Dr., Gymnasiallehrer. Wetzlar.
35. Riese, Prof. Dr., Gymnasiallehrer. Frankfurt a/M.
36. Ritsert, Dr., Gymnasialdirektor. Laubach.
37. Römer, Dr., Gymnasiallehrer. Frankfurt a/M.
38. Römheld, Dr., Gymnasiallehrer. Laubach.
39. Röschen, Dr., Gymnasiallehrer. Laubach.
40. Rumpf, Prof. emeritus, Dr. Frankfurt a/M.
41. Sauer, Lehramtsaccessist. Mainz.
42. Schlee, Dr., Gymnasiallehrer. Berlin.
43. Schmitz, W, Dr., Gymnasialdirektor. Köln.
44. Spiefs, Gymnasialdirektor. Dillenburg.
45. Uhlig, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. Heidelberg.
46. Vierze, Dr. Halle.
47. Volkmann, Dr., Rektor. Pforta.
48. Wiesehahn, Reallehrer. Friedberg.
49. Willenbücher, Dr., Accesist. Mainz.
50. Windel, Dr., Oberlehrer. Hameln.
51. Wuttke, Dr., Gymnasiallehrer. Spandau.

Bericht

über die Verhandlungen der vereinigten philologischen und archäologischen Sektion.

Da sowohl für die philologische als für die archäologische Sektion nur je ein Vortrag zu erwarten stand — die weiter angekündigten Vorträge waren zurückgezogen worden — so fand der Vorschlag lebhafte Zustimmung, für die Dauer der 38. Philologenversammlung beide Sektionen zu vereinigen. Es konstituierte sich sonach in der ersten Sitzung die vereinigte philologische und archäologische Sektion unter dem Vorsitze des auf Vorschlag des Herrn Professor Dr. Schiller zum Leiter der Verhandlungen erwählten Herrn Professor Dr. Iwan Müller aus Erlangen. Nachdem letzterer die Herren Dr. Clemm, Dr. Dingeldein und Hüter aus Gießen zu Schriftführern ernannt hat, stellt er einen Antrag Uhlig-Heidelberg zur Beratung, dahin gehend, für den einen oder anderen Tag die Sitzungen der philologischen und archäologischen Sektion auszusetzen, um deren Mitgliedern die Möglichkeit zu gewähren, an den Verhandlungen der gleichzeitig tagenden pädagogischen Sektion, speziell an der Beratung über das von Herrn Direktor Dr. Hampke-Göttingen angekündigte Thema 'Die praktische Vorbildung der Lehrer an den höheren Schulen' teilzunehmen. Dieser Vorschlag findet nicht die Zustimmung der Anwesenden. Es wird hierauf als Tagesordnung für die zweite Sitzung festgestellt:

1. Vortrag des Herrn Dr. Keller: 'Römische Inschriften und andere Funde in Mainz, mit Vorzeigung von Abdrücken und Originalfunden';
2. Vortrag des Herrn Dr. Maurer: 'Über δόσις ὀλίγη τε φίλη τε, Odyss. ζ 208 und ξ 58'.

Hiermit schließt der Vorsitzende die erste Sitzung.

Zweite Sitzung

Donnerstag, den 1. Oktober.

Der Vorsitzende eröffnet dieselbe mit verschiedenen Mitteilungen, besonders über die von der Verlagsbuchhandlung Löscher in Rom zur Ansicht ausgelegten Ausgaben griechischer und lateinischer Klassiker, die deutlich erkennen ließen, wie die junge italienische Schule sich mehr und mehr an die deutsche Forschungsmethode anzuschließen suche und vielfach auf deutschen Arbeiten fuße. Hierauf erhält das Wort Herr Dr. J. Keller aus Mainz. Anmerkung des Referenten: Herr Dr. Keller brach nach etwa anderthalbstündigem Vortrage ab infolge Ermüdung seiner Stimme und stellte den Antrag, ihm zu gestatten, den Rest in der nächsten Sitzung vortragen zu dürfen. Diese Bitte wurde natürlich bereitwilligst gewährt. Der Übersichtlichkeit halber folgt aber der Vortrag in seiner ganzen Ausdehnung.

Meine Herren! Ich lege Ihnen hiermit einige der wichtigeren Funde vor, die in den beiden letzten Jahren in das Museum des 'Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Altertümer' in Mainz gelangt und teils von mir, teils von andern veröffentlicht worden sind.

Zunächst sehen Sie hier den Gipsabguſs der Schrifttafel eines Legionsbausteins der leg. XIV Gemina Martia Victrix (vgl. Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst III, 151). Viele Gebäude öffentlicher Natur wurden von den Soldaten aufgeführt, zumal die Mauern, Thore, Prätorien u. s. w. der Kastelle; ferner Brücken, Thermen. Diesen wurden an den Stellen, die von jeder Centurie erbaut waren, Denksteine eingefügt, die sogenannten Legionsbausteine. Auf ihnen wird die Legion genannt, ferner die Centurie, durch den Namen des Centurio bezeichnet. Es sind rechteckige Schriftflächen, von einfachen Profilleisten umrahmt, an den Seiten tragen sie die bekannten dreieckigen Ohren; manche haben plastischen Schmuck, z. B. den Capricorn und den Stier.

Die hier vorliegende Bauinschrift wurde im vorigen Herbste in Mainz etwas unterhalb der neuen Straſsenbrücke bei Baggerarbeiten aus dem Rheine herausgefördert. Die Axe der neuen Brücke liegt ziemlich genau in der der alten Mainzer Rheinbrücke, deren Pfeilerreste in den letzten Jahren ausgebrochen worden sind. An dem römischen Ursprunge dieser alten Brückenpfeiler zweifelt jetzt niemand mehr. Das Material unseres Fundes ist weiſser Sandstein; der Stein trägt hinten eine Falz und auſserdem ein Zapfenloch zum Einlassen in das Mauerwerk. Die Schrifttafel zeigt im Rechteck ein kräftiges Rahmenprofil und zwei Seitenohren. In den Zwickeln zwischen den Ohren und den Rahmenecken sind Ornamente gemeiſselt, auf die ich nachher zurückkommen werde. Der Text lautet:

Leg(io) . XIIII.
G(emina) . M(artia) . V(ictrix).
C(enturia) . C(ai) . Velsi . Secu(ndi).

Diese Legion ist für die Geschichte von Mainz höchst wichtig. Sie ist die erste, die in dem römischen Mainz gestanden hat. Der Name Gemina wird gewöhnlich übersetzt: 'doppelt' oder 'gedoppelt'. Diese Übersetzung aber ist unverständlich. Der Name ist daraus zu erklären, daſs die 14. Legion mit den Resten einer aufgelösten verschmolzen ward. Die erste Anwesenheit der 14. Legion in Mainz mit dem Beinamen gemina erstreckt sich bis 43 n. Chr. Als Claudius die Offensive in Britannien ergriff, wurde das britannische Heer durch drei Rheinlegionen (die 14. gemina, die 2. Augusta und die 20. aus Germanien) und eine Donaulegion (die 9. Hispana aus Pannonien) verstärkt. Den Ersatz beim germanischen Meere bildeten zwei neuformierte Legionen. In Britannien hatte die 14. Legion Gelegenheit, sich mit Ruhm zu bedecken. Im Aufstand der Boudica rettete sie, als die 9. Legion unter Q. Petillius Cerealis aufgerieben war und die 2. Legion den Gehorsam verweigerte, die römische Waffenehre und die römische Herrschaft in Britannien. Sie blieb in Britannien bis zum Jahre 70 n. Chr., wo sie mit Cerialis zur Bekämpfung des Bataveraufstandes wieder an den Rhein kam, für ihre Thaten in Britannien mit dem Beinamen Martia Victrix geschmückt. Vom Jahre 70 an stand die 14. Legion bis zum Schlusse des Jahrhunderts in Mainz, um sodann nach Pannonien verlegt zu werden. Inschriftsteine in Mainz also, die die leg. XIV gemina mit den Beinamen Martia Victrix enthalten, gehören den letzten drei Dezennien des ersten christlichen Jahrhunderts an. Aus der vorliegenden Inschrift läſst sich, vorausgesetzt, daſs die andern Argumente zustimmen, vielleicht ein Schluſs auf die noch umstrittene Bauzeit der Mainzer Römerbrücke ableiten. Ich behaupte nämlich, daſs unser Stein als Legionsbaustein an einem der Pfeiler der Brücke befestigt war, und zwar aus folgenden Gründen.

1. Der Stein wurde nicht bei der Abräumung der Pfeiler in einem derselben

gefunden, sondern bei Baggerarbeiten unterhalb der Brückenaxe, wohin er bei der Zerstörung der Brücke durch den Fall von der Höhe und durch Strömung und Fortrollen geführt ward.

2) Er kann nicht im Pfeiler gesteckt haben; denn er zeigt keine Mörtelspuren, keine Beschädigung, sondern nur die charakterischen Zeichen der Verwaschung durch Strömung und Sand.

3) ist das Ornament in den Rahmenecken höchst merkwürdig. Anfangs hielt man diese Ornamente für Lanzenklingen; aber da, wo der Schaftstumpf in den Stein einlaufen müfste, sind deutlich abgesetzte Knöpfe gemeifselt. Wenn ich nun vergleiche, welche römischen Funde etwa den auf unserm Steine auftretenden Ornamenten gleichen, so finde ich, dafs diese den geschmiedeten römischen Senkeleisen aufs Haar gleichen (es werden einige Bronze- und Eisenlote aus den Museen von Mainz und Speyer vorgezeigt). Und gerade bei einem Brückenbau ist das Lot ein unentbehrliches, gewissermafsen typisches Hilfsmittel.

Darum nehme ich an, dafs unsere Inschrift als Baudenkstein an der Römerbrücke in Mainz befestigt war und die Thätigkeit der leg. XIV Gemina Martia Victrix bekunden sollte. Darnach ist die genannte Legion zwischen 70 und 100 p. C. an dem Brückenbau thätig gewesen und, da auch Momente rein historischer Natur sich beibringen lassen, wird die Vermutung nicht allzugewagt erscheinen, dafs der Bau der Brücke zu Mainz dem Trajan zuzuschreiben ist.

Sodann lege ich Ihnen die zweite Tafel eines römischen Militärdiploms vor, die im Frühjahr vorigen Jahres samt der ersten Tafel bei Mainz aus dem Rheine bei Gelegenheit von Baggerarbeiten erhoben wurde. Die erste Tafel gelangte in das Paulusmuseum zu Worms, die zweite wurde vom Mainzer Museum erworben. Beide Tafeln sind vorzüglich erhalten; die Schrift ist sorgfältig und in schönen Zügen geschnitten. Auf die Gefahr hin, Bekanntes zu wiederholen, will ich einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken. Der römische Soldat genofs nach abgelaufener Dienstzeit mannigfache Vorteile, die praemia militiae. Die Dienstzeit dauerte bei den prätorischen Kohorten 16, bei den Legionen 20, bei den Auxiliaren und auf den Flotten 25 Jahre. Ein sehr wichtiges Privileg bildet die Verleihung der Civität und des Conubiums mit Frauen peregrinen Standes an Nichtbürger. Demnach können sich solche Verleihungen nur auf Auxilien und Classes beziehen. Eine Ausnahme machen die leg. I adjutrix und leg. II adjutrix, die im Dreikaiserjahr aus Flottenmannschaften formiert wurden. Das Privileg wurde an die dazu berechtigten Mannschaften aller Truppenteile eines Exercitus insgesamt verliehen. Die Urkunde ward auf einer Bronzetafel an einem öffentlichen Orte in Rom angeschlagen, seit Domitian in muro post templum Divi Augusti ad Minervam. Dieser Tempel lag in der Ebene zwischen dem Palatin und der Basilica Julia; er war von Livia und Tiberius gebaut und von Gajus dediziert; in der Nähe lag der von Domitian gebaute Minervatempel. Vor dem Bekanntwerden unseres Diploms wufste man, dafs der genannte Ort zwischen 86 und 93 p. C. das offizielle Archiv der Militärprivilegien wurde; unser Diplom ist vom 27. Oktober 90 datiert. Also ist der Termin jetzt etwas genauer umschrieben.

Jedem der Beteiligten wurde eine Kopie der Originalurkunde eingehändigt. Diese Kopien sind die sogenannten Militärdiplome. Es sind zwei rechteckige Bronzetafeln; die Gröfse wechselt; unseres ist eines der gröfsten und stimmt in den Dimensionen, im Cha-

rakter der Schrift und der Randverzierung genau mit dem von Arneth (Zwölf römische Militärdiplome, Wien 1843) unter Nr. III, S. 33—39, Tafel VII (fälschlich bezeichnet VIII), VIII, IX, X veröffentlichten Kloster-Neuburger Diplom des Titus an den Sojo vom 13. Juni 80 p. C. überein und scheint von demselben Bronzegraveur zu stammen. Die Tafeln haben in den Ecken der einen Langseite je eine runde Durchbohrung; durch diese liefen Ringe aus Bronzedraht. So entstand ein Diptychon, das man wie ein Buch, auf- und zuklappen konnte. Auf den Innenseiten der beiden Erztafeln stand in Zeilen, die zu den Langseiten parallel laufen, die Urkunde. Sie enthält

1) den Namen und die Würden des verleihenden Kaisers;
2) die Aufzählung der Truppenteile;
3) die Provinz;
4) den Legaten;
5) die Urkundenformel;
6) Datum und Konsulat;
7) Truppenteil des Beschenkten und den Kommandeur;
8) Charge, Namen und Herkunft des Empfängers;
9) Ort der Originalurkunde.

Die Kopie mufste von Zeugen beglaubigt werden. Der römische Rechtsbrauch verlangt deren mindestens sieben, und soviele enthalten die Militärdiplome bis auf eines, das neun Zeugen aufweist. Die Namen der Zeugen stehen auf der Aufsenseite der 2. Tafel, gleichfalls den Langseiten parallel. Die einzelnen Namen jedes Zeugen sind durch einen Zwischenraum getrennt:

Praenomen, Gentile — freier Raum — Cognomen.

Das hat folgende Ursache. Nämlich aufser den Durchbohrungen in den Ecken zum Verbinden der Tafeln hat jede Tafel noch zwei sich entsprechende Löcher auf der Mittellinie, den Schmalseiten parallel. War das Diptychon zugeklappt, so wurde durch die zuletzt erwähnten vier Löcher eine Metallschnur gezogen und auf der vierten Seite geknüpft. Diese Schnur mit dem Knoten lief über den Zwischenraum zwischen den einzelnen Namen. Auf die verknüpfte Schnur wurden die Siegel der Zeugen aufgelegt, so dafs jedes Siegel zwischen die getrennten Nomina jedes Zeugen kam. Darum stehen die Namen der Zeugen im Genetiv. Um die Siegel zu schützen, wurden, wie die Lötstreifen auf unserm Diplom noch zeigen, zwei senkrecht stehende schmale Streifen aus Bronzeblech aufgelötet, zwischen die wahrscheinlich ein schieberartiges Blech eingeschoben wurde. Nun hätte eigentlich der Soldat, wenn er seine Urkunde lesen wollte, die Siegel abreifsen und die Schnur aufknüpfen müssen. Um dies zu verhüten, war der gesamte Inhalt der beiden Innenseiten auf der Aufsenseite der ersten Tafel in querstehenden Zeilen wiederholt, so dafs man, ohne die Siegel zu verletzen, die Urkunde lesen konnte. Die Schrift der Aufsenseiten ist meist, auch in unserm Falle, viel sorgfältiger und schöner als die der Innenseiten. Auch ist der Text auf der Aufsenseite ausführlicher. So ist als der Ort, wo die Originalurkunde in Rom aufbewahrt wurde, auf der Aufsenseite angegeben: Romae in muro post templum Divi Augusti ad Minervam; innen blofs: Romae. Auch andere Abweichungen finden sich. So ist der Beschenkte auf der Innenseite als Iptacentis filius, aufsen als Eptacentis filius angeführt. Letzterem Namen müssen wir den Vorzug geben, da die Aufsenseite sorgfältiger geschrieben ist, als die Innenseite, aufserdem ist

diese Namensform auch sonst noch inschriftlich bezeugt. Wir kommen jetzt zum Wortlaute der Urkunde. Die erste Tafel wurde veröffentlicht von Mommsen in der Eph. epigr. V, S. 652ff.; ferner von Weckerling, die röm. Abteilung des Paulus-Museums der Stadt Worms, Worms 1885, S. 67ff.; vgl. Korrespondblatt d. Westdeutschen Zeitschrift III, 135; die zweite von mir Korresp. d. W. D. Z. III, 84, von Mommsen Eph. epigr. V, 615ff. und S. 652ff., von Weckerling a. a. O. Der Text lautet:

Imp(erator) Caesar, divi Vespasiani f(ilius), Domitianus Augustus, Germanicus, pontifex maximus, tribunic(ia)
potestat(e) X, imp(erator) XXI, censor perpetuus,
co(n)s(ul) XV, pater patriae,
equitibus, qui militant in alis quattuor: I
Flavia Gemina, I Cannenefatium, I Singularium, Scubulorum, et peditibus et equitibus, qui in cohortibus
decem et quattuor: I Flavia Damascenorum milliaria, I Biturigum, I Thracum, I Aquitanorum veterana,
I Asturum, II Aquitanorum, II Cyrenaica, II Raetorum,
III Delmatarum, III et IIII Aquitanorum, IIII Vindelicorum,
V Delmatarum, VII Raetorum, quae
sunt in Germania superiore sub I. (I = L) Javoleno
Prisco, item dimissis honesta missione, quinis et vicenis pluribusve stipendiis emeritis,
quorum nomina subscripta sunt, ipsis, liberis posterisque eorum civitatem dedit et conubium cum uxoribus, quas tunc habuissent,
cum est civitas iis data, aut si qui caelibes essent, cum iis, quas postea duxissent, dumtaxat singuli singulas. A(nte) d(iem) VI. K(alendas) Novembr(es)
Albio Pullajeno Pollione
Cn(ejo) Pompejo Longino co(n)s(ulibus).
Cohort(is) I Aquitanorum veteranae, cui praest
M(arcus) Arrecinus Gemellus,
equiti
Mucapori, Eptacentis f(ilio), Thrac(i).
Descriptum et recognitum ex tabula aenea,
quae fixa est Romae in muro post templum
Divi Aug(usti) ad Minervam.

Die 7 Zeugen heifsen:

Q. Mucius Augustalis.
L. Pullius Verecundus.
C. Lucretius Modestus.
C. Pompejus Eutrapelus.
C. Julius Clemens.
Q. Vettius Octavus.
L. Pullius Januarius.

Auf den älteren Diplomen ist auch die Heimat der Zeugen angegeben. Meist sind es Landsleute der betreffenden Soldaten. Auch kehren die Namen der einzelnen Zeugen nicht wieder. Von Domitian an wird die Heimat nicht mehr genannt; die Zeugen stammen aus Rom; auch kehren die Namen auf den verschiedenen Diplomen öfters wieder. Borghesi vermutet daher, es habe seit dieser Zeit eine Zunft von Bronzegraveuren bestanden, ein collegium aerariorum; diese habe auch die Zeugen gestellt.

Unser Diplom ist das 79. bis jetzt bekannte. Im ganzen sind 80 bekannt. Alle sind zusammengestellt von Mommsen und zwar

Nr. 1—58 C. I. L. III, S. 843—919 u. 1058.
Nr. 59—62 Eph. epigr. II, S. 452—466.
Nr. 63—67 „ „ IV, S. 181—187.
Nr. 68—73 „ „ IV, S. 495—515.
Nr. 74—77 „ „ V, S. 92—104.

Im Februar 1884 wurde das Fragment eines Militärdiploms bei Heddernheim gefunden; es kam in das Frankfurter Museum und ward von Hammeran im Korrbl. d. Westd. Zeitschr. III, 74 veröffentlicht. Ein weiteres ist das 1881 in Koptos in Ägypten gefundene, jetzt im Museum zu Bulak (Domitian dem C. Julius Saturnin). Letzteres hat Mommsen unter Nr. 78 Ephem. epigr. V, S. 611ff.; das Mainz-Wormser a. a. O. S. 615, 616 und 652ff. unter Nr. 79; das Heddernheim-Frankfurter Fragment a. a. O., S. 617 unter Nr. 80 aufgenommen.

Da die erste Tafel unseres Diploms nach Worms kam und von derselben in Mainz zunächst nichts bekannt war, ergaben sich bei der Veröffentlichung der zweiten Tafel manche Schwierigkeiten. Der Name und Titel des Kaisers, woraus das Schenkungsjahr zu ersehen ist, steht bekanntlich auf der ersten Tafel. Die zweite enthält allerdings die Datierung nach Tag und Konsulatsjahr. Aber die Konsuln Albius Pullajenus Pollio und Cn. Pompejus Longinus waren nirgends zu finden. Die Zeit mufste darum durch Vergleichung mit andern Diplomen aus den Namen der Zeugen auf dem Wege der Wahrscheinlichkeitsrechnung gefunden werden. Aufserdem war Cn. Pompejus Longinus für das Jahr 86 als prätorischer Legat von Judäa bekannt (Diplom Nr. XIV). So ergab sich wenigstens in Umrissen die Zeitstellung zwischen 86 und 93. Als darauf die erste Tafel veröffentlicht wurde, ergab sich das Jahr 90.

Unser Diplom enthält die Auxilia des Exercitus Germaniae superioris aus dem Jahre 90. Das Heer derselben Provinz wird auf drei andern Diplomen aus den Jahren 74, 82, 116 aufgeführt. Auf diesen kehren die meisten Alen und Kohorten wieder, die auf unserm Diplom sich finden; aber nicht alle. Demnach läfst sich daraus über die Dislokation einiger Truppenteile in jener Zeit Aufschlufs gewinnen. Auffallen könnte es, dafs in einer aquitanischen Kohorte (Veterana ist ein Ehrenname) ein Thraker dient und noch dazu als eques. Ein paar Worte über die Organisation der Auxilia mögen als Erklärung dienen. In der Kaiserzeit umfafst der Name Auxilia alles, was nicht im Legionsverbande steht, auch die Kohorten römischer Bürger, die, seitdem in Italien nicht mehr für die Legionen rekrutiert wurde, in eignen Kohorten dienten. Die Kohorten und Alen werden mit dem Namen der Völkerschaft bezeichnet, wo sie zuerst ausgehoben worden waren; später aber nahm man Leute der verschiedensten Abstammung in sie auf; so unsern Thraker in eine Kohorte, die ursprünglich aus Aquitaniern bestanden hatte.

Während die Alen ausschliefslich aus Kavalleristen bestanden, waren seit Vespasian in vielen Kohorten, um diesen den Charakter selbständig verwendbarer Truppenkörper zu geben, Infanterie und Kavallerie vereinigt. Es gab cohortes peditatae und equitatae. Daher unser eques in einer cohors.

Sowohl bei den Alen wie bei den Kohorten gab es zwei Formationen: quingenariae, zu 500 Mann in 6 Centurien, und milliariae, zu 1000 Mann in 10 Centurien. Der Name quingenaria bleibt meistens weg. Unser Diplom führt eine cohors I Flavia Damascenorum milliaria auf.

Die oben genannte ala singularium war ursprünglich eine Elitetruppe; später war die Bezeichnung ein blofser Name.

Aber noch einiges Andere ist aus unserm Diplome erwähnenswert. L. Javolenus Priscus, der hier als Legatus von Obergermanien genannt wird, war bereits vorher als solcher, aufserdem noch in andern Würden und als Jurist bekannt. Eine Inschrift aus Dacien nennt seinen Vornamen Gajus. Jetzt wissen wir Genaueres über seine Lebenszeit: nämlich, dafs seine Amtsthätigkeit in Germanien in das Jahr 90 fällt und er demgemäfs vor 90 Konsul gewesen sein mufs.

Noch müssen einige Eigentümlichkeiten im Wortlaute unserer Lex hervorgehoben werden. Erstens wird durch sie sowohl solchen Mannschaften Civität und Conubium verliehen, die noch weiter dienen (qui militant), ferner solchen, die bereits durch die missio honesta entlassen sind. Daraus ersieht man, dafs man die Militärdiplome mit Unrecht Tabulae honestae missionis genannt hat (und teilweise noch hier und da nennt). Die Formel aber: item dimissis honesta missione quinis et vicenis pluribusve stipendiis emeritis ist selten und wegen der Unklarheit, worauf die Worte quinis — emeritis zu beziehen sein mögen, nicht ganz deutlich.

Eine zweite sehr merkwürdige Metallinschrift hat das Mainzer Museum im Frühjahr 1884 erworben. Zwischen Ebersheim und Kleinwinternheim in Rheinhessen traf man beim Roden eines Weinberges auf gutes römisches Mauerwerk; dabei wurden Fibeln gefunden, die Ihnen hier vorliegende Metalltafel von 0,184 m Länge und 0,1 m Höhe, diese ganz ungemein merkwürdigen Waffen und andere weniger bedeutsame, römische Funde. Über die Beschaffenheit des Metalls dieser Tafel haben sich eine Anzahl von Fachmännern, denen sie vorgelegt ward, verschieden ausgesprochen. Der Kern ist Bronze, die aber mit einem weifslichen Metall auf beiden Seiten plattiert ist. Ob dies Nickel oder Zinn ist, konnte bis jetzt nicht festgestellt werden. In der Mitte der Schmalseiten sind Ohren von 0,028 m Länge und 0,047 m Höhe angebracht, die aus zwei gegeneinander laufenden Voluten mit einer Spitze dazwischen gebildet sind. Das eine Ohr trägt noch eine Silberlamelle, die darum geschlagen ist und sich in die Vertiefung der Volute fest eindrückt. Darnach, so scheint es, war die ganze Tafel mit Silberblatt überzogen, das in die Schriftzüge eingetieft war. Die Schrift ist mit dem Meifsel sorgfältig geschnitten; T und I sind oft gleich; dreimal steht über ā der Apex; über den Zahlzeichen steht der Querstrich. Die erste Publikation dieser Inschrift, bei der mich Herr Professor Zangemeister in Heidelberg auf das freundlichste und dankenswerteste mit Rat und That unterstützt hat, ist im Korrespondenzbl. d. Westd. Zeitschr. III, 92 erfolgt. Der Text lautet:

A(ulus) Didius Gallus
[F]abricius Vejento, co(n)s(ul)

III, XV vir sacris faciend(is),
Sodalis Augustal(is), sod(alis) Flavial(is),
Sod(alis) Titialis, et Attica ejus
Nemeton(ae) v(otum) s(olverunt) l(ubentes) m(erito).

Es ist dies eine höchst interessante Inschrift. Vor allem gilt es, die Person des Dedikanten festzustellen. Das ist nicht schwer. Denn wir haben es hier mit einer der vornehmsten Gestalten des römischen Kaiserhofes zu thun, die von den Autoren, Dichtern, wie Prosaikern, häufig erwähnt wird. Als A. Fabricius erwähnt ihn Cassius Dio (LXI, 6); er erzählt von ihm, dafs er 55 p. C unter Nero Praetor war; als Fabricius Vejento finden wir ihn bei Tac. Ann. XIV, 50, wo erwähnt wird, dafs er 62 als Denuntiant aus Italien verbannt worden sei. Der jüngere Plinius nennt ihn Ep. IX, 13 bei Gelegenheit des Berichtes über jene denkwürdige Senatssitzung nach dem Tode des Domitian. In dieser Sitzung tritt unser Dedikant nicht, wie man früher annahm, als consul designatus für 97, sondern, wie Borghesi nachweist, als Consular auf. Derselbe Plinius führt ihn Ep. IV, 22 als vertrauten Freund und Tischgenossen des Kaisers Nerva an. In den Excerpten des Victor wird mitgeteilt, dafs er unter Domitian Konsul war. Mehrmals erwähnt ihn Iuvenal. In der Pariser Ausgabe des Iuvenal von 1602 bemerkt Ioannes Britannicus von unserm Vejento: vixit sub Domitiano et Nerone. Mit A. Didius Gallus, der unter Claudius Legat in Moesien, dann curator aquarum war, von 52—57 in Britannien kommandierte, kann A. Fabricius Vejento nicht identisch sein. Eher läfst sich an eine Adoption denken.

Jedenfalls haben wir es hier mit einem Mitgliede der höchsten Aristokratie Roms zu thun. Dies erhellt aus den auf der Inschrift genannten Priesterwürden, die über die Zeit der Dedikation wenigstens die termini a quo und ad quem geben.

A. Fabricius nennt sich zunächst: XV vir sacris faciendis. Bekanntlich haben die sibyllinischen Bücher in dem Religionswesen des römischen Staates eine Art reformatorischen Einflusses geübt. Fremde, und zwar griechische Kulte wurden eingeführt. Die Organisation dieser neuen Sacra nahm der Staat in die Hand, und während die Aufsicht über den Dienst der Di patrii in den Händen des Pontifikalkollegs lag, ward die Leitung des Dienstes der Di peregrini einem neuen Kollegium übertragen. Diese Orakelbewahrer sollen schon von Tarquinius Superbus eingesetzt worden sein als duumviri sacris faciendis, später decemviri (5 patrizische und 5 plebeische). Zuletzt, wahrscheinlich durch Sulla, wurden sie quindecimviri. Sie hatten die sibyllinischen Bücher zu hüten, zu befragen und die Sprüche zu erklären, ferner die neuen Kulte zu überwachen und zu leiten. In das Kollegium kamen viri consulares und praetorii (Marquardt, röm. Staatsverw. III, 2. Aufl. S. 379ff.).

Unser Dedikant ist ferner Sodalis mehrerer Genossenschaften zum Kulte der kaiserlichen Familie.

Caesar war nach seiner Ermordung durch Senatsbeschlufs als Divus Iulius unter die Götter versetzt worden. Oktavian weihte ihm einen Kult. Von da an wurde es Sitte, die gestorbenen Kaiser zu konsekrieren. Aber nicht wurde ein Kaiser nach seinem Tode ohne weiteres konsekriert, sondern dazu gehörte ein Senatsbeschlufs. Tiberius, Caligula und Domitian erlangten diese Würde nach ihrem Tode nicht. Für den Kult des Divus Augustus setzte der Senat am 17. September 14 ein Priesterkollegium ein und beschlofs

den Bau eines Tempels. Livia und Tiberius begannen ihn; Gajus vollzog die Dedikation. Es ist dies derselbe Tempel, wo seit Domitian die privilegia militum angeschlagen wurden. In das Kollegium der Sodales Augustales wurden die Vornehmsten des Volkes gewählt; Mitglieder des Kaiserhauses gehörten ihm an. Der nächste Kaiser, der konsekriert ward, ist Claudius. Für ihn ward keine besondere Sodalität eingerichtet; vielmehr übernahmen die Augustalen den Kult. Darum heifsen diese auch jetzt sodales Augustales Claudiales, gewöhnlich aber werden sie einfach sodales Augustales genannt.

Mit der Konsekration des Vespasian ward ein Gentilkult für die gens Flavia nötig: die sodales Flaviales. 81 ward Titus konsekriert, sein Kult mit dem der Flaviales vereinigt; daher die sodales Flaviales Titiales. Auf unserer Inschrift ist der sodalis Flavialis von dem sodalis Titialis getrennt. Ob man darum ein eignes Kollegium von Titialen annehmen darf, wage ich nicht zu entscheiden.

Domitian wurde nicht konsekriert. Nero und Trajan wurden zwar unter die Götter versetzt, erhielten aber keinen Kult. Dies geschah erst wieder bei Hadrian im Jahre 138 (Sodales Hadrianales). Vgl. Dessau, Eph. epigr. III, 205ff.

Wäre unsere Inschrift nach 138 gesetzt, so könnte der Sitte gemäfs der Zusatz: sodalis Hadrianalis nicht fehlen. Also fällt sie zwischen die Jahre 81 und 138.

Aufser seinen Priesterwürden führt Vejento, jedenfalls mit Übergehung vieler sonstiger Ämter, seine Konsulate an. Er nennt sich consul tertium.

Über die genauere Zeitstellung der Inschrift hatte Mommsen die grofse Güte, mir einen Brief zu schreiben, der im Korrespbl. d. Westd. Zeitschr. III, 117 mitgeteilt worden ist, den ich aber auch hier vollständig mitteilen will:

> Die Mainzer Inschrift des Vejento ist insofern von allgemeinerem Interesse, als sie den Beweis liefert, wie weit eine Persönlichkeit wie diese es trotz oder vielmehr durch ihre Nichtswürdigkeit hat bringen können. Dreimalige Bekleidung des Consulats ist in der flavischen Epoche fast unerhört; ich weifs kein anderes Beispiel als das des Kaisermachers Mucianus, cos. III im J. 72. Auch unter Hadrian ist sie selten und kommt nach dem J. 134 überhaupt nicht wieder vor. Dagegen gehört es zum Charakter Trajans, dafs er, ebenso glorios wie gutmütig, mit dieser leeren, aber hohen Rangauszeichnung verhältnismäfsig freigebig war — „des quam plurimis tertios consulatus!“ ruft sein Lobredner ihm zu (Plin. paneg. 61) — und diese Aufforderung war selbst eine Schmeichelei. Schon darum ist kaum zu bezweifeln, dafs Vejento das dritte Consulat erst von Trajan erhalten hat. Was die Sacerdotien anlangt, so ist die Cumulation einer Stelle in einem der vier grofsen Collegien mit einem Platz in einer der für den Kult der konsekrierten Kaiser eingerichteten Sodalitäten ziemlich häufig (Dessau, ephem. epigr. III p. 209); aber ich kenne keinen zweiten Beleg dafür, dafs in dieser Epoche, wo es solcher Sodalitäten nur zwei gab, die Augustales Claudiales und die Flaviales Titiales, jemand beiden zugleich angehört. Es pafst dies gut zu der Vertrauensstellung, die nach den Erzählungen des Plinius und denen Iuvenals Vejento am Hofe des Domitian wie des Nerva eingenommen hat, zu seinem Platz unmittelbar neben dem letzteren an dessen Tafel. Dafs unsere Inschrift mit Übergehung der niederen Ämter nur die höchsten politischen und sacralen Stellungen angiebt, ist in der Ordnung, da sie einer von ihm und seiner Gattin dargebrachten Tempelgabe angehört. Die auffallende Erscheinung, dafs das

Ehepaar in einem provinzialen Heiligtum eine Dedikation vollzieht, legt die Frage nahe, in welcher Stellung Vejento das Anathem geweiht haben mag. Eine statthalterliche oder überhaupt amtliche kann ihm, von anderem abgesehen, schon darum nicht beigelegt werden, weil diese sonst in der Inschrift ausgedrückt worden wäre; sómit bleibt kaum etwas anderes übrig als die Vermutung, dafs er im Gefolge des Kaisers oder in einer Sendung an diesen nach Mainz gekommen ist. Man könnte also an den Chattenkrieg Domitians denken; aber im J. 84 kann Vejento schwerlich schon cos. III gewesen sein, da er noch im J. 97 gelebt und im vollen Besitz seines Ansehens gestanden hat; sicherlich ist die ungewöhnliche Verleihung des dritten Consulats erst in die Jahre seines Greisenalters gefallen. Viel wahrscheinlicher ist es, dafs Vejento zu der Senatsgesandtschaft gehört hat, welche im J. 97 an den Statthalter von Obergermanien geschickt ward, um ihn von seiner Adoption durch den Kaiser und seiner Ernennung zum Mitregenten in Kenntnis zu setzen. Dafs Vejento damals mindestens ein Siebziger war, steht nicht im Wege; im Gegenteil ist es üblich, in solchen Fällen die ältesten und angesehensten Senatoren zu verwenden. Die Auszeichnung der Verleihung des dritten Consulats kann füglich auch mit dieser Mission gleichzeitig erfolgt sein.

Durch diese Vermutung Mommsens, deren geistreicher Aufbau uns ebenso sehr hinreifst, wie ihre innere Wahrscheinlichkeit uns überzeugt, gewinnt unsere Inschrift bedeutend an Interesse. Denn wir verdanken sie einer Gesandtschaft, die einen hochwichtigen Wendepunkt in der Entwickelung des römischen Reiches und der ganzen alten Kultur bedeutet. Denn es ist ja allgemein bekannt, von welcher grundlegenden Bedeutung das Imperium des Trajan für den Bestand der römischen Monarchie, zumal in den Provinzen, und somit für die Erfüllung der weltgeschichtlichen Mission der alten Kultur gewesen ist.

Nun ist aber mit dem, was ich bis jetzt dargelegt, die Bedeutung unserer Inschrift noch nicht erschöpft.

Sie ist der Nemetona gewidmet. Diese Göttin kommt, soviel mir bekannt, bis jetzt einmal vor und zwar auf einer Inschrift aus der Römerstätte Altripp am Neckar, die dem Mars und der Nemetona geweiht ist. Demnach ist die Nemetona als eine germanische (keltische?) Göttin des Krieges zu fassen, die am Rheine heimisch war. Nun ergiebt sich zwischen dem von uns auf Grund der Altripper Inschrift angenommenen Charakter der Nemetona als einer einheimischen Kriegsgöttin und den Fundumständen, unter denen unsere Metallinschrift erhoben wurde, ein ganz merkwürdiger Zusammenhang. Es wurden nämlich aus derselben Stelle des Ackers, aus dem die Inschrift zutage kam, die Ihnen hier vorliegenden ganz singulären Waffenstücke ans Licht gefördert. (Die Waffen werden vorgezeigt). Es sind Lanzenklingen unverkennbar römischer Form, aber von einer solchen Gröfse, dafs der Kenner der römischen Bewaffnung geradezu verblüfft vor ihnen steht. Wie sind nun diese kolossalen Waffen zu erklären? Man dachte anfangs an Artilleriegeschosse, an tela, die mit Maschinen geworfen wurden; aber wer nur etwas von römischen Waffen oder von Waffen überhaupt versteht, der mufs zugeben, dafs diese Waffen kriegsmäfsig gar nicht zu brauchen waren. Sehen Sie nur das kolossal breite Blatt und die enge, dünne Tülle, die nur einen ganz dünnen, leichten Schaft aufnehmen kann. Eine solche Verteilung des Gewichtes macht einen Gebrauch unmöglich;

ein solches Geschofs kann keine wirksame Flugbahn haben. Dazu kommt, dafs die Schneide dieser Klingen keinen Schliff hat. Also mit kriegsmäfsig gebrauchten Waffen haben diese Klingen nichts zu thun.

Lindenschmit hält sie für Aushängeschilder eines Schwertfegers. Aber dagegen kann man einwenden, dafs es dazu deren zu viele sind, und dafs sich in dieser einsamen Gegend im Binnenlande der Provinz das Bestehen einer gröfseren Waffenfabrik nicht annehmen läfst.

Ich komme zu einer andern Erklärung dieser Waffenstücke und zwar im Zusammenhang mit der Inschrift, die der Nemetona geweiht ist. So wie nämlich die Inschrift eine Votivinschrift ist, halte ich auch die Waffen für Votivwaffen, die in einer Aedicula der Nemetona aufgestellt waren. Dazu kommt noch ein äufserliches Moment. Die Tafel hat zwei Durchbohrungen auf der Mittellinie. Das beweist, dafs sie an einem schmalen, dünnen Gegenstand befestigt war. Die Rückseite ist völlig glatt und zeigt keine Spur davon, dafs sie mit ihrer ganzen Fläche aufgeheftet war; aufserdem müfsten sich alsdann die Löcher in den Ecken befinden. Ohne Zweifel war die Tafel mittelst zweier Nägel, die durch die beiden Löcher geschlagen waren, an einem dünnen Schafte befestigt, und dieser war offenbar der Schaft einer der kolossalen Lanzenklingen, die nur als Votivwaffen sich erklären lassen, zumal die Tafel der Nemetona dediziert ist, die auf einer anderen Inschrift mit dem Mars zusammengestellt wird.

Anschliefsend an diesen Vortrag wurden einige römische Waffen aus dem Mainzer Museum vorgezeigt und erklärt, teils Originalfunde, teils Metallnachbildungen, darunter die Kopieen des sogenannten Tiberiusschwertes und eines Dolches, ferner im Original eine zweite tauschierte Dolchscheide und vor allem der Mainzer neue Gladius mit der prachtvollen Scheideverzierung in durchbrochener Arbeit (s. Bonn. Jahrb. 75 S. 152 ff. und Mainzer Zeitschr. III, 2. u. 3. H. S. 145 ff.).

Der Dank, welchen der Vorsitzende Herrn Dr. Keller für seine interessanten Ausführungen aussprach, fand die lebhafteste Zustimmung der Anwesenden. — Eine kurze Diskussion knüpft sich an die Vermutung Kellers, dafs die Figuren in den Ecken der kürzlich im Rheine an der Stelle der alten Römerbrücke gefundenen Inschrift als Senkbleie aufzufassen seien. Herr Direktor Dr. Müller-Flensburg bemerkte, dafs dieselben vielleicht auch als Waffenspitzen betrachtet werden könnten. Diesen Einwand sucht Keller zu entkräften, indem er verschiedene, anderwärts gefundene altrömische Senkbleie vorzeigt und auf die allerdings grofse Ähnlichkeit derselben mit jenen Figuren auf der Inschrift hinweist.

Es folgt nunmehr der Vortrag des Herrn Dr. Maurer aus Mainz.

Geehrte Anwesende! 'Der Philologe wird und darf sich die Überzeugung nicht nehmen lassen, dafs, wie das A und Ω seiner ganzen Thätigkeit die Exegese ist, so auch alle Exegese beschlossen liegt im sprachlichen Verständnis.' — Wie weit dieses Wort Useners, das ich als Motto möchte gewählt haben, zutrifft, in welcher Richtung es etwa einer Einschränkung bezw. Ergänzung bedarf, wollen die verehrlichen Hörer auf Grund der nachfolgenden exegetischen Studie sich selbst beantworten. — Die Worte unseres Themas begegnen in der Odyssee zweimal: ζ 208, in der Begegnungsscene zwischen Odysseus und Nausikaa bei den Waschgruben, und ξ 58, beim Empfang des Odysseus durch Eumäus. An beiden Stellen gehen die Worte voraus: πρὸς γὰρ Διός εἰσιν ἅπαντες ξεῖνοί τε

πτωχοί τε; an der ersteren schliefsen sie den Gedanken ab, an der zweiten heifst es vollständig δόcιc δ' ὀλίγη τε φίλη τε γίγνεται ἡμετέρη.

Dafs der Sinn etwa Zweifel lasse, scheint nach dem Ameis'schen Kommentar ausgeschlossen. Derselbe verweist bei der zweiten Stelle einfach auf die erste zurück, zu der selbst nur die Anmerkung gemacht wird: 'δόcιc δ' ὀλίγη τε φίλη τε sprüchwörtlich die Gabe so klein, so lieb ist sie, kopulative Verbindung bei adversativen Begriffen!' — Aber wir möchten den Lehrer, geschweige Schüler, wissen, dem aus dieser orakelhaften Bemerkung ein Verständnis unserer Worte an der ersten, wie an der zweiten Stelle aufginge, und dies doppelt, wenn er dem angefügten Verweis auf Il. A 167 nachging. — Mochte er nämlich etwa nach der beigefügten Übersetzung in δόcιc δ' ὀλίγη τε φίλη τε den Wortlaut des bezüglichen Sprichwortes entdecken, so findet er dort die Worte ἐγὼ δ' ὀλίγον τε φίλον τε ἔρχομ' ἔχων ἐπὶ νῆας; der entscheidende Begriff δόcιc also fehlt ganz, und könnte das 'Sprichwörtliche' sonach etwa nur in der 'kopulativen Verbindung der adversativen Begriffe' ὀλίγος und φίλος gesucht werden sollen. — Ob der Kommentator mit dieser Leistung dem scharfen Urteil Bentleys entgangen wäre: 'Sed solenne est iis hominibus quod non probent aut non intelligant, dissimulare ac supprimere', sowie dem anderen: 'qui si hypallagen, hyperbaton, synchysin nominaverint, egregie loca quaeque contaminatissima se putant expedire'?

Wie wenig selbstverständlich der Sinn unserer Worte an beiden Stellen ist, ja wie wenig derselbe bis jetzt noch festgestellt, wird ein Vergleich der bezüglichen Übersetzungen von Vofs und W. Jordan ergeben. — Ersterer übersetzt beidemale: 'die Gab ist, klein auch, erfreulich'; Jordan an ersterer Stelle: 'auch die kleinste der Gaben erfreut ihn', wozu er die erläuternde Anmerkung fügt: 'nämlich den Zeus. Fremdlinge und Almosenbedürftige stehen in der Hut des Zeus und Ihm ist wohlgefällig, wer einem solchen auch nur weniges reicht.' — An der zweiten Stelle wieder übersetzt Jordan davon völlig verschieden: 'nur gering ist, doch gerne gegeben unsere Gabe.' — Darnach liefse der Wortlaut mindestens drei verschiedene Deutungen zu; ja es dürfte vielleicht jemand noch deren mehr entdecken. — Eines wollen wir hier gleich vorausschicken: diejenige wird gewifs den Vorzug verdienen, die, soweit der Wortlaut der gleiche, an allen Stellen, sowohl den beiden der Odyssee, wie der der Ilias, den gleichen, für die Stelle zutreffenden Sinn bietet; ein Satz, der von vornherein schwer ins Gewicht fällt gegen W. Jordan.

Die Vieldeutigkeit unserer Worte liegt zunächst in der schwankenden Bedeutung von φίλος; kann es doch an sich ebenso gut auf die Empfindung des Gebers, wie des Empfängers gezogen werden, und hat ja Jordan das einemal das eine, das andremal das andre beliebt. Weiter lehrt bei der zweiten Annahme, nämlich dafs damit die Empfindung des Empfängers bezeichnet werde, der Vergleich zwischen der Übersetzung von Vofs an beiden Stellen mit der von Jordan an der ersten, dafs auch noch bezüglich des Empfängers ein Zweifel bleibt: einmal wäre der direkte gemeint, die 'ξεῖνοί τε πτωχοί τε', beziehungsweise 'Odysseus', das andremal der indirekte, 'Zeus', von dem es heifst: 'πρὸc γὰρ Διός εἰcιν ἅπαντες ξεῖνοί τε πτωχοί τε'.

Zum Glück kommt hier der Entscheidung zu Hülfe jene dritte Parallelstelle Il. A 167, die gerade bezüglich des Wortes φίλος aufser allem Zweifel steht: hier kann nur die Empfindung des direkten Empfängers gemeint sein. Achill vergleicht dort sein Loos mit dem Agamemnons. Arbeit hat er während des Krieges mehr als jener; kommt

es aber zur Teilung der Beute, dann heifst es: 'coì τὸ γέρας πολὺ μεῖζον, ἐγὼ δ' ὀλίγον τε φίλον τε ἔρχομ' ἔχων ἐπὶ νῆας', d. h. bei dem, was ich empfangen, paart sich das φίλον und das ὀλίγον, am entsprechendsten deutsch: 'ich kehre zu den Schiffen mit wenigem fürlieb nehmend', wie auch Jordan, dessen Iliasübersetzung ich erst nachträglich in die Hand bekam, hier φίλος wiedergibt. — Sehen wir zu, wie weit die festgestellte Bedeutung von φίλος sich als Schlüssel zum Verständnis unserer Odysseestellen verwerten läfst!

Gehen wir zunächst aus von der ersten, der Begegnung des Odysseus mit Nausikaa angehörigen Stelle, weil dieselbe für die Konstruktion keinerlei Zweifel läfst: wir haben hier den einfachen geschlossenen Satz δόςις δ' ὀλίγη τε φίλη τε. — Auch hier besagt 'die kopulative Verbindung der adversativen Begriffe', dafs von dem Subjekt δόςις die beiden relativ gegensätzlichen Eigenschaften ὀλίγη und φίλη als gleicherweise gültig prädiciert werden, dafs sich bezüglich desselben 'die Kleinheit mit dem Erfreulichen' paart. — Die Frage ist nur: ist δόςις hier im generelisten Sinne, als Begriff im allgemeinen, gefafst oder nur in seiner Anwendung auf einen vorliegenden Fall. — Ersterenfalls hätten wir es mit einer Sentenz zu thun, möglicherweise mit einem Sprichwort, eine Annahme, die Ameis scheint vorgeschwebt zu haben. Dann träte δόςις als Begriff 'Geschenk' in stillschweigenden Gegensatz etwa zum Begriffe 'Lohn', und liefe der Sinn des 'δόςις δ' ὀλίγη τε φίλη τε' ungefähr hinaus auf unser bekanntes derbes Wort vom 'geschenkten Gaul': 'Auch eine kleine Gabe bleibt erfreulich'. Zumal an unserer zweiten Stelle würde sich diese Annahme mit dem Zusammenhang gut vertragen. Mit reichem Dankeswort hat dort der unerkannte Herr dem wackeren Sauhirten den gastlichen Empfang vergolten. Bescheiden lehnt jener ab: er übt nur die Pflicht des Gastrechts; im Gegenteil drängt es ihn, ein Wort der Entschuldigung zu sagen für die bescheidene Bewirtung. Er, als Diener übermütiger junger Herren, darf nicht, wie er gerne möchte, und mufs sich darum des Wortes von der 'kleinen und werten Gabe' getrösten, das bei ihm Anwendung leidet: δόςις ὀλίγη τε φίλη τε γίγνεται ἡμετέρη. Nicht unmöglich, dafs so auch Vofs die Sache gefafst hat, wenn er hier übersetzt: 'doch die Gab ist, klein auch, erfreulich' heifst es billig bei uns.

Die Frage wäre, ob sich mit diesem Sinne die Konstruktion unseres Satzes verträgt. Wir glauben, ja, trotz der Freiheit und Kühnheit derselben. Statt der strengen Fassung 'τὸ δὲ δόςις ὀλίγη τε φίλη τε γίγνετει ἡμέτερον' hätte δόςις selbst als Subjekt des ganzen Satzes das Genus des prädikativen ἡμέτερον attrahiert, ähnlich wie wir sagen: 'die Kraniche des Ibykus sind von Schiller', statt 'das Gedicht 'die Kraniche des Ibykus' ist von Schiller.' So sagt auch Xenophon in der Anabasis l. V, 6, 4 statt 'hier scheint mir das Wort 'heilig ist der Rat' am Platze zu sein' τοῦτο γὰρ τὸ ἱερὸν ἡ cυμβουλὴ λεγόμενον δοκεῖ μοι παρεῖναι: αὕτη γὰρ ἡ ἱερὰ cυμβουλὴ λεγομένη εἶναι δοκεῖ μοι παρεῖναι.'

Trotz ihrer Zulässigkeit an dieser unserer zweiten Stelle würden wir, wie oben gesagt, nichtsdestoweniger auf diese Deutung verzichten zu Gunsten einer anderen, die etwa besser als sie auch für unsere erste Stelle pafste. — Wie steht es also mit der letzteren? Hier läfst die Konstruktion, wie gesagt, keine Mehrdeutigkeit zu: δόςις ist Subjekt, ὀλίγη τε φίλη τε Prädikat. Um so schwankender erscheint die Beziehung des Begriffes δόςις. Es könnte, wie schon oben im allgemeinen betont worden, und wie wir versuchsweise eben bei unserer zweiten Stelle zulässig fanden, im weitesten, generellen Sinne stehen: 'Jede kleinste Gabe ist erfreulich'. Es könnte auch, mit Bezug auf das an beiden Stellen vorausgehende 'πρὸς γὰρ Διός εἰcιν ἅπαντες ξεῖνοί τε πτωχοί τε', die Ein-

schränkung erfahren haben: 'Jede kleinste Gabe, die man Fremdlingen und Bettlern reicht, ist erfreulich'. Es könnte endlich auf den vorliegenden Fall der Beschenkung des hülfeflehenden Odysseus sich einschränken, übergreifend auf das vorausgehende: 'ihn gilt es jetzt zu pflegen': τὸν νῦν χρὴ κομέειν, und würde der Sinn sein: 'die Gabe, die wir ihm, dem Hülfeflehenden, reichen, so klein sie sei, erscheint sie ihm doch erfreulich.' — Nach dem Seitherigen dürfen wir ja wohl die W. Jordansche Deutung unserer Stelle, die das φίλη auf 'Zeus' beziehen will, abgesehen von dem Gesuchten derselben, als bereits abgethan betrachten. Bezüglich der Voſs'schen Übersetzung 'und die Gab ist, klein auch, erfreulich' dürfte einstweilen nach dem Wortlaut nur das klar sein, daſs δόςις von ihm hier nicht möchte in dem ersten von uns aufgezeigten Sinne, als 'Gabe' überhaupt, verstanden sein; zweifelhaft bleibt, ob im zweiten oder dritten: 'die Gabe, die man Fremdlingen und Bettlern giebt', oder 'die Gabe, die wir ihm geben.' — Die Entscheidung muſs aus einer Würdigung der Situation genommen werden. — Wichtig ist hier der Unterschied derselben von der an unserer zweiten Stelle, dem Zwiegespräch zwischen Odysseus und Eumäus angehörigen. — Im Sinne der Entschuldigung kann der Diener Eumäus auf den vorliegenden Fall hinweisen und sagen: 'die Gabe, die wir reichen', in den Mund der Tochter des reichen Königs will die Motivierung ihrer Gutthat speziell mit deren Kleinheit weniger passen. — Aber auch von unserer Deutung im ersten Sinne 'jede Gabe als solche ist erfreulich' hätte hier Voſs mit Grund Umgang genommen. Zumal nach dem unmittelbar vorausgehenden Satze von den ξεῖνοί τε πτωχοί τε liegt kein Grund vor, das Wort in einem, an sich zulässigen, weiteren Sinne zu nehmen, als dem durch die Situation zunächst an die Hand gegebenen: 'eine Gabe aber, die man Fremdlingen und Bettlern reicht, erscheint, so klein sie sei, erfreulich.'

Sonach haben wir an unserer ersten Stelle die Worte im Munde Nausikaas im Sinne einer aus zwei Gliedern bestehenden Sentenz zu fassen, auf die sich die Sprecherin bei Aufforderung ihrer Dienerinnen, sich des Hülfeflehenden anzunehmen, beruft. — Es begründet sich darnach die Pflicht der Gastlichkeit durch ein doppeltes, bei der Wiederholung im Munde des Eumäus, von dem Dichter wohl als landläufig gedachtes Argument: einmal sie ist ein Gebot der Ehrfurcht gegen Zeus, zum andern empfiehlt sie sich, weil man auch mit kleiner Gabe Freude macht. — Wir übersetzen also: 'Diesen gilt es jetzt zu pflegen; denn in Zeus Hut stehen alle, Fremdlinge und Bettler, und auch mit kleiner Gabe nehmen sie fürlieb.' An ein bestimmt formuliertes Sprichwort hat, eben wegen der Zweigliedrigkeit unserer Sentenz, der Dichter kaum gedacht.

Die Übereinstimmung, welche sich hier mit der zuerst von uns betrachteten Iliasstelle, lautend 'ich kehre zu den Schiffen mit wenigem fürlieb nehmend' zeigt, erscheint verheiſsungsvoll auch für die glückliche Erledigung unserer zweiten Odysseestelle, der der Unterredung des Odysseus und Eumäus angehörigen, zu der wir zurückkehren. — Wir haben erkannt, daſs nicht die Worte 'δόςις δ' ὀλίγη τε φίλη τε' für sich allein als Sentenz oder gar sprichwörtlich zu fassen sind, sondern in ihrer Paarung mit dem vorausgehenden πρὸς γὰρ Διός εἰςιν ἅπαντες ξεῖνοί τε πτωχοί τε. Um so lieber werden wir nun der oben versuchsweise angenommenen Deutung unserer Stelle den Abschied geben, als sich zugleich die Aussicht öffnet, zu der so wünschenswerten Übereinstimmung mit unseren erledigten beiden Parallelstellen zu gelangen. — Verbinden wir γίγνεται nicht wie vorhin als Copula mit dem prädikativen ἠετέρη, sondern mit ὀλίγη τε φίλη τε, denken

wir dagegen ἡμετέρη zwar mit gutem Bedacht getrennt und hervorhebend an den Schluſs des Satzes gestellt, aber doch attributiv auf δόςις bezogen: 'δόςις δ' ὀλίγη τε φίλη τε γίγνεται ἡμετέρη.' — Dann mag auch Eumäus dieselbe landläufige Sentenz im Sinne haben, wie dort Nausikaa; aber für den vorliegenden Fall hat sie nach den Umständen eine Modifikation erfahren. — Während von Haus beide Glieder derselben zur Begründung der Pflicht der Gastlichkeit dienen, so genügt Eumäus in dieser Richtung das erste 'πρὸς γὰρ Διός εἰςιν ἅπαντες ξεῖνοί τε πτωχοί τε und zwar in dem Sinne, um damit den Dank des Empfängers für eine selbstverständliche, weil eben pflichtmäſsige Wohlthat abzulehnen; das zweite Glied 'δόςις δ' ὀλίγη τε φίλη τε ἡμετέρη' dagegen erscheint nicht mehr im Sinne der Begründung, vielmehr nur als leidige Thatsache, für die der eifrige Wirt um Nachsicht bittet, mit Berufung auf seine Lage: ἡ γὰρ δμώων δίκη ἐςτίν | αἰεὶ δειδιότων ὅτ' ἐπικρατέωςιν ἄνακτες | οἱ νέοι.' — Das 'δόςις δ' ὀλίγη τε φίλη τε γίγνεται ἡμετέρη' schlieſst sich in seinem Sinne darum ganz genau an jenes Wort des Achill Il. A 167 an, der dort völlig ebenso gut, wie er sagt: 'ich kehre zu den Schiffen mit wenigem fürlieb nehmend': 'ὀλίγον τε φίλον τε | ἔρχομ' ἔχων ἐπὶ νῆας', sich hätte ausdrücken können nach dem Muster unserer Odysseestelle: 'γέρας δ' ὀλίγον τε φίλον τε γίγνεται ἐμόν': 'Das Ehrengeschenk, das ich bekomme (γέρας — ἐμόν) fällt so aus, daſs es paart das Kleine mit dem Angenehmen: γίγνεται ὀλίγον τε φίλον τε, d. h. fällt so aus, daſs ich mit Kleinem fürlieb nehmen muſs'. Spricht so dort der Empfänger, so in unserer Stelle der Geber: 'δόςις δ' ὀλίγη τε φίλη τε γίγνεται ἡμετέρη': 'die Gabe, die von uns kommt (δόςις — ἡμετέρη), fällt so aus, daſs der Empfänger mit Kleinem fürlieb nehmen muſs', freier deutsch: 'bei unserer Gabe heiſst es mit wenig fürlieb nehmen'.

Stellen wir zur Übersicht das gewonnene Resultat unserer Studie bezüglich unserer drei Stellen in Form der jeweiligen 'wissenschaftlichen Übersetzung' im Sinne Nägelsbachs, noch einmal zusammen! Mit kritisch-eklektischer Zugrundelegung von Voſs, bezw. Jordan, übersetzen wir:

1) Il. A. 163—168.

Achill: 'Hab' ich doch nie ein Geschenk, wie das deinige, wann die Achaier
Eine bevölkerte Stadt des troischen Volkes verwüstet;
Sondern die schwerste Last des tobenden Schlachtengetümmels
Trag' ich mit meinem Arm: doch kommt zur Teilung es endlich,
Dein ist das gröſsre Geschenk; fürlieb mit wenigem nehmend
Kehr' ich heim zu den Schiffen.'

2) Od. ζ, 207—208.

Nausikaa:
'Pflege schulden wir dem: denn Zeus gehören sie alle,
Fremdling und Bettler, bereit fürlieb mit wenig zu nehmen.'

3) Od. ξ, 51—61.

'Odysseus
Freute sich solches Empfangs, hub an zu reden und sagte:
'Lasse dir Zeus, o Freund, und die anderen Götter den liebsten
Wunsch in Erfüllung gehn, daſs so herzlich du mich empfangen.'
Und du erwidertest drauf und sagtest Sauhirt Eumäus:
'Sünde mir wär's, dem Gast, und käm' ein schlechterer denn du,

Ihm zu versagen die Ehr: denn Zeus gehören sie alle,
Fremdling und Bettler; freilich 'fürlieb mit wenig genommen!'
Heifst es bei uns. So mufs man es halten als Knecht, der beständig
Ursach' hat sich zu fürchten, wo als[1]) Herrn gebieten die Jungen.'

Es sollte mich, zum Schlusse gesagt, nicht wundern, wenn der oder jener der geehrten Hörer dächte, auch er habe die Sache nie anders gefafst als der Vortragende; ja mehr, er könnte sich anschicken wollen, die Übersetzung unseres Vofs völlig in diesem Sinne zu interpretieren. — Damit wäre eben der Sinn meiner Arbeit nicht verstanden; nicht eine neue Wahrheit zu lehren galt es mir, vielmehr auf dem Wege einer gründlichen, methodischen Untersuchung den Sinn der betreffenden Stellen über allen Zweifel zu sichern. Wie sehr seither der sensus dieser Handreichung abseiten des iudicium noch bedurfte, hat der Vortragende an seinen eigenen Zweifeln erfahren, und dient das Beispiel W. Jordans zur gewichtigsten Bestätigung.

So möge auch dieser exegetischen Studie bei Ihnen, geehrte Herrn Kollegen, das Wort unserer Untersuchung zu gute kommen:

'Δόcιc δ' ὀλίγη τε φίλη τε!'

Der Vorsitzende dankt dem Redner für seine δόcιc φίλη. — Auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung wird gesetzt:

1. Schlufs des Vortrags von Herrn Dr. Keller;
2. Mitteilungen über das attische Bühnenwesen von Herrn Direktor Dr. Müller-Flensburg.
3. Bemerkungen über μεcόδμη und μεcόμνη im Anschlufs an die Inschrift des Philon von Herrn Prof. Dr. H. Rumpf-Frankfurt a/M.

---

1) Mit Bewufstsein möchten wir hier für den 'deutschen' Hexameter eine Freiheit wieder in Anspruch nehmen, auf die Goethe seiner Zeit in Nachwirkung einer auf Mifsverständnis beruhenden Einsprache Vofs' unnötiger Weise verzichtet hat. Letzterer wollte bekanntlich den Vers 186 des zweiten Gesanges von 'Hermann und Dorothea' als 'siebenfüfsig' in Anspruch nehmen, ein Schicksal, dem vor ihm auch unser obiger Vers nicht entgehen würde. — Die Sache liegt vielmehr so, dafs hier ein Paeon primus den Daktylus vertritt, was für unser 'germanisches Ohr' im dritten Fufs bei weiblicher Cäsur durchaus unanstöfsig erscheint, und so wäre Goethe völlig im Recht gewesen, seinen beanstandeten 'Hexameter' aufrecht zu halten, lautend: 'Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen'. Die nachträgliche Streichung des 'und' genügt wohl der 'Schulmetrik', thut aber der Natürlichkeit der Diktion wesentlichen Eintrag. — Es ist dies ein Beleg zu dem Urteil eines Verskünstlers wie Paul Heyse, der von Goethes Hexameter dichtet:

'Sah ich doch achselzuckend herab selbst auf den Gewalt'gen,
Den schon früh mit der Glut des freiauflodernden Herzens
Ich vor allen verehrt, und zum Hexameter wähnt' ich,
Hab ihm ein feindlich Geschick den gültigen Stempel geweigert,
Dafs er falsch ihn geprägt und sein gediegenes Gold nun
Leider in solcher Gestalt nicht Vollwert habe dem Kenner.
O ich pfuschender Knabe! Zu spät erst fielen die Schuppen
Mir vom Aug'; ich erkannte, wie blind an ihm ich gefrevelt,
Wie sein Genius ihn auch hier weit sichrer geleitet
Mit nur tastendem Schritt, als unsern prosodischen Grafen
Seine Gelehrsamkeit und alexandrinischer Kunsttrieb.'

Dritte Sitzung

Freitag den 29. Oktober.

Zunächst führt Herr Dr. Keller seinen Vortrag zu Ende. Seine Darstellung wird ergänzt durch Mitteilungen über Darstellungen auf den Triumphalmonumenten Roms von Herrn Direktor Dr. Müller; letzterer hält speziell das cingulum für das charakteristische Soldatenabzeichen; denn cingi bedeute 'Soldat werden'.

Hierauf machte Direktor Dr. A. Müller aus Flensburg folgende kurze Mitteilung aus dem Gebiete des griechischen Bühnenwesens. Lange Zeit hindurch habe man auf Grund einer Notiz des Pollux und des Vitruv es als vollkommen feststehend angesehen, dafs bei Aufführung eines Drama in klassischer Zeit die Schauspieler auf der Bühne, die Choreuten dagegen in der Orchestra und zwar auf einem im Vergleich zu der Bühne niedrigeren Gerüste, welches von den einen ὀρχήστρα im engeren Sinne, von den anderen θυμέλη genannt werde, ihren Platz gehabt hätten. Diese mit den Theaterruinen im Einklang stehende Annahme sei so natürlich erschienen, dafs man sich nie die Mühe gegeben habe, sie zu beweisen. Neuerdings sei jedoch dazu die Veranlassung gegeben, da ein junger Gelehrter, Dr. Julius Höpken, in seiner 1884 zu Bonn erschienenen Dissertation De theatro Attico saeculi a. Chr. quinti ein neues, von den erhaltenen ältesten Ruinen durchaus abweichendes, Theater konstruiert und im Gegensatze zu den bisherigen Anschauungen die Behauptung aufgestellt habe, die Schauspieler hätten ebenso wie die Choreuten in der Orchestra agiert und zwar auf einem Gerüste, welches dicht vor dem Logeion erbaut sei und gleiche Höhe mit diesem gehabt habe: nur in denjenigen Fällen hätten die Schauspieler auf der Bühne gespielt, in denen sie sich in unmittelbarer Nähe des dort aufgestellten scenischen Apparates hätten aufhalten müssen. Zu diesem mit grofsem Staunen aufgenommenen Resultate sei Höpken dadurch gelangt, dafs er seine Argumentation fast ausschliefslich auf Stellen der Scholiasten und Lexikographen, welche bekanntlich in der Wahl der Bezeichnung für die Bühne sehr schwankten, gestützt und verkannt habe, dafs in Fragen der scenischen Altertümer von den Dramen und den ältesten Ruinen auszugehen und von diesen aus Licht über die oft dunkeln Angaben der Scholiasten zu verbreiten sei. Um nun einer weiteren Verbreitung der offenbar als irrtümlich zu bezeichnenden Höpkenschen Hypothese entgegenzutreten, habe man jetzt den Beweis für die Richtigkeit der bisherigen Anschauung zu führen, und es sei dazu von Niejahr im Programm des Gymnasiums zu Greifswald von Ostern 1885 mit Umsicht und grofser Sachkenntnis der Anfang gemacht worden. Am meisten empfehle sich die Methode, Höpken's Theorie zunächst zuzugeben, dann aber nach Stellen der Dramen zu suchen, welche nach derselben in keiner Weise zur Aufführung gebracht werden könnten, namentlich nach solchen, aus denen mit Sicherheit hervorgehe, dafs die Schauspieler auf einem höheren Niveau standen, als die Choreuten; würden solche gefunden, so sei damit im Hinblick auf die aus den Ruinen gewonnenen Anhaltspunkte die neue Ansicht widerlegt. Solcher Stellen hätte Redner mehrere in den erhaltenen Tragödien und Komödien gefunden, sei jedoch der Kürze der Zeit wegen nicht imstande dieselben sämtlich mitzuteilen, beschränke sich daher auf Anführung einer besonders treffenden, welche sich am Ende der aristophanischen

Wespen finde. Dort steige der betrunkene Philokleon, nach dem Auftreten der drei Karkiniten, wie die Worte (v. 1514) ἀτὰρ καταβατέον γ' ἐπ' αὐτούς μοι bewiesen, zum Wettanze mit diesen auf ein niederes Niveau — vom λογεῖον auf die ὀρχήστρα — herab. Da dieses nun im Höpkenschen Theater in keiner Weise ausgeführt werden könne, so widerlege schon diese Stelle die Theorie desselben. Schliefslich forderte Redner die Anwesenden auf, bei der Lektüre der Dramatiker auf derartige Beweisstellen zu achten und solche zur etwaigen Ergänzung seiner Sammlung ihm mitzuteilen.

Die Versammelten folgten mit Interesse den Ausführungen des Redners; Herr Professor Dr. Rumpf aus Frankfurt a/M. erklärt insbesondere seine Übereinstimmung mit den entwickelten Ansichten. — Es erhält hierauf das Wort Herr Oberlehrer Dr. Gropius aus Weilburg.

Derselbe legte eine Handschrift der dortigen Gymnasialbibliothek vor, der er näher getreten war, als er in seiner Eigenschaft als Bibliothekar der genannten Anstalt die Abhandlung zum letzten Osterprogramm ['Die älteren Handschriften der Gymnasialbibliothek zu Weilburg'] übernommen hatte, in welcher sie unter Nr. 3 von Seite 9—11 besprochen ist. Wie er sagte, wollte er damit der Sektion weniger etwas neues bieten, als vielmehr ihre Hilfe in Anspruch nehmen, da er, in der Paläographie nur wenig bewandert, sein Urteil über das Alter der Handschrift, die er in die Zeit der Karolinger zu setzen geneigt sei, durch ein Gutachten von Sachverständigen bestätigt oder berichtigt zu sehen wünschte, ehe er an die weitere Ausbeutung des Schatzes ginge. Indem er dann einige Mitteilungen über die von ihm beobachteten Eigentümlichkeiten der Handschrift machte, über Material [Pergament], Inhalt [Buch XI—XX der Etymologiae des Isidor. Hispal.], Zeit des Einbandes [bei dem eine Urkunde von 1415 verwertet ist], Zahl der Schreiber [deren sicher mehrere waren] und deren Schreibeigentümlichkeiten [hier und da das geschwänzte ę, das ältere N für *n*, Spuren des offenen *a* [*ɑ*], das merowingische C [= *c*], an einigen Stellen eigentümliche Zahlzeichen, so besonders eins für 6], cirkulierte die Handschrift unter den Anwesenden (von denen sich mehrere in Betreff des Alters im wesentlichen zustimmend äufserten).'

Der Herr Vorsitzende und Herr Landesbibliothekar Dr. Duncker-Kassel erklären sich im Allgemeinen mit der Datierung des Codex einverstanden, dessen Schrift Ähnlichkeit zeige mit der des Hildebrandtliedes. — Wegen der schon vorgerückten Zeit werden die von Herrn Professor Dr. Rumpf angekündigten Ausführungen über μεσόμνη und μεσόδμη, ferner die von Herrn Dr. Dingeldein-Giefsen in Aussicht gestellten Bemerkungen über einzelne besonders schwierige Homerstellen auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gesetzt.

Vierte Sitzung

Sonnabend den 3. Oktober.

Professor Dr. Rumpf: Ist die in der Philonischen Inschrift über die σκευοθήκη (Schiffsgerätehaus) mehrfach vorkommende μεσόμνη in der That sachlich und sprachlich identisch mit der Homerischen μεσόδμη?

Verehrte Herren und liebe Kollegen! Wenn ich mir die Erlaubnis erbeten habe,

in dieser Sektion ein paar Worte über Homerische Realien zu den Festgenossen zu reden, so hatte ich weder die Absicht, den Untersuchungen, die ich vor mehr als 40 Jahren als Lehrer des hiesigen Gymnasiums über das Homerische Haus begonnen, durch weitläufige Wiederholung meiner Gründe Beifall zu gewinnen, noch die vielen verschiedenen Ansichten, die seitdem von Doederlein, Gerlach, Protodikos, Rhangabé und andern über den gleichen Gegenstand veröffentlicht worden sind, gründlich zu widerlegen. Ich beschränke mich vielmehr auf einen einzelnen Teil des Hauses, der durch die Untersuchungen von Fabricius aus Strafsburg im Hermes Bd. XVII, 1882 und die sich daran anschliefsenden Bemerkungen von Albert Gemoll in den Jahnschen Jahrbüchern 1883, Heft 10, S. 767 in ein neues Licht gesetzt worden zu sein scheint. In einer im April 1882 bei dem Hafen Zea gefundenen Inschrift, die die Anlage der σκευοθήκη (Schiffsgerätehaus) des Philon genau beschreibt und von Fabricius a. a. O. trefflich erläutert und durch beigegebenen Plan veranschaulicht ist, kommt zum öftern und in verschiedener Bedeutung das Wort μεσόμνη vor, das Fabricius und Gemoll sprachlich für eine attische Form der Homerischen μεσόδμη und für sachlich gleichbedeutend mit dieser halten. Beide Interpreten unterscheiden bei μεσόμνη die Bedeutung 1) Querbalken, welcher auf den die zwei Seitenschiffe von dem Hauptgang trennenden Säulen ruht und die Grundlage des eigentlichen Dachstuhles bildet und 2) Bühnen oder Schäfte, die in den zwei Seitenschiffen der σκευοθήκη zwischen den erwähnten Säulen und der Hauswand und zwar mehrere übereinander, nicht ebener Erde, sondern in den höheren Räumen zur Aufbewahrung von Tauen und anderem Schiffsgeräte angebracht sind und gleichsam in der Luft schweben. Bei Vergleichung der Homerischen μεσόδμαι macht Gemoll auf die Ähnlichkeit aufmerksam, die diese zweite Art der μεσόμναι mit der früher von mir für die Homerischen μεσόδμαι vorgeschlagenen Vorstellung von einem Korridor, einer Gallerie zwischen den Säulen und der Wand, einer κρεμάθρα, oder modern ausgedrückt einer soupente zu haben scheine. Schliefslich aber nimmt er doch, sowie Fabricius, für μεσόδμη die obengenannte erste Bedeutung der μεσόμνη an d. h. die eines Querbalkens auf der Höhe der Säulen, resp. der Hausmauern, der zugleich die Grundlage des Dachstuhls bilde. Nehme man diese Vorstellung zusammen mit der von Galen Bd. XVIII, 1, S. 738 ed. Kühn gegebenen Definition 'μεσόδμη' das grofse Holz (der grofse Balken), das von der einen Wand zur andern reicht in den grofsen Häusern der Karavanserais, in denen das Vieh steht (Gastställe) und auf dem Lande in den ländlichen Häusern (Scheunen, Ställe), so sei die Frage über die Homerischen μεσόδμαι ein für allemal erledigt. Ob dies wirklich so sei, habe ich mir vorgenommen zu prüfen. Ich habe der leichteren Veranschaulichung wegen versucht auf der Tafel sowohl den Aufrifs der vorderen Schmalseite der σκευοθήκη, als den Querschnitt eines der Seitenschiffe nach der von Fabricius am angeführten Orte beigegebenen Tafel zu kopieren, Fabricius hat aber seine Zeichnung, wie er in der Abhandlung selbst darlegt, genau nach dem Bauprogramm für die Werkmeister konstruiert, wie es Philo mit meisterhafter Präzision in der Inschrift niedergelegt hatte. Sie sehen leicht, das ganze Gebäude bildete ein längliches Viereck mit je zwei durch eine schmale Mauer getrennten Thüren an der Vorder- und an der Rückseite, die zu resp. aus dem Innern führten. Dieser innere Raum selber war durch zwei Säulenreihen parallel den Langseiten in einen mittleren Gang, eine Strafse δίοδος τῷ δήμῳ, und in zwei Seitenschiffe eingeteilt. Ebenso werden Sie, insbesondere aus dem Querschnitt des einen Seitenschiffs der σκευοθήκη, leicht erkennen,

welche verschiedene, räumlich ganz getrennte Teile des Gebäudes den oben erwähnten zweierlei μεσόμναι entsprechen. Doch will ich, um jeden Zweifel an der Richtigkeit meines Referates zu beseitigen, namentlich auch um das Verhältnis der μεσόμναι zu dem Homerischen μεσόδμαι nach Gemolls Auffassung klar zu stellen, des letzteren Definitionen nochmals mit seinen eignen Worten a. a. O. wiederholen. Als erste Bedeutung von μεσόδμη oder μεσόμνη, der bisher entbehrten attischen Form für das Homerische oder besser ionische μεσόδμη, giebt er an: 'Der Querbalken, der über das Mittelschiff (der σκευοθήκη) hinweg Säule mit Säule verbindet, so dafs also die μεσόμναι die Bindeglieder des ganzen Dachstuhls bilden. Bei einem Bau ohne Säulen würden die μεσόμναι unmittelbar auf den Wänden des Hauses parallel dem Giebel zu liegen kommen, wie es Galen in seinem Kommentar zu Hippocr. (s. oben) deutlich genug angiebt.' Als zweite Bedeutung für μεσόμνη giebt er aus der Philonischen Inschrift Z. 74, 78, 85 an, 'ein Gerüst, das man in einer gewissen Höhe anbrachte, um Gegenstände (hier ὑποζώματα καὶ τἆλλα σκεύη) darauf zu placieren. Dergleichen Gerüste liefen in dem Philonischen Zeughaus im zweiten Stock sogar zwei übereinander an den Wänden entlang in einer Breite von vier Fufs. Man sieht leicht, dafs diese μεσόμναι grofse Ähnlichkeit haben mit denen, welche Rumpf (S. 39 ff.) für das Haus des Odysseus ansetzte.' Dafs Gemoll und vor ihm Fabricius die erste Bedeutung des Wortes als die für Homer giltige annehmen, ist oben schon bemerkt. — — Die Frage ob μεσόδμη und μεσόμνη formell identisch seien, will ich mir auf das Ende dieser Ausführung ersparen. Jetzt erlaube ich mir nur die sachliche Übereinstimmung beider Ausdrücke zu prüfen, indem ich die von Fabricius (resp. von Gemoll) für die μεσόμναι der σκευοθήκη gewonnenen Resultate voll anerkenne und denselben meine Vorstellung von der Homerischen μεσόδμη nebst den dafür sprechenden Gründen möglichst kurz gegenüber stelle. Als Grundbedeutung von μεσόδμη habe auch ich (de aedd. Homer. II, 2, a. 1858 S. 29 ff.), gestützt auf die oben angeführte Stelle des Galen und die Worte des Hippocr. περὶ ἄρθρων (Tom. IV, p. 288 und 290 ed. Littré Paris 1844), die Bedeutung eines Querbalkens im Hause angenommen, aber dabei nicht die Vorstellung von dessen Lage auf der obersten Höhe der Hausmauern ausgesprochen, wovon in der Definition nichts steht; es heifst blos: 'der grofse Balken, der von einer Wand zur andren reicht, ἀπὸ τοῦ ἑτέρου τοίχου πρὸς τὸν ἕτερον διῆκον. Ferner fügt Galen hinzu ἔν τε τοῖς τῶν πανδοχείων οἴκοις τοῖς μεγάλοις, ἐν οἷς ἱστᾶσι τὰ κτήνη, καὶ κατ' ἀγρὸν ὁμοίως ἐν τοῖς γεωργικοῖς οἴκοις.

Den letzten Zusatz haben Fabricius und Gemoll nicht weiter beachtet; sonst hätten sie sicher das Bild eines ländlichen Hauses wie es Galen selber, doch wohl der beste Interpret seiner eignen Worte, (περὶ ἀντιδότων βιβλίον ά ed. Kühn med. Graecorum vol. XIV, Galen tom. XIV, p. 17 (ed. Chart. XIII, 870, Basil. II, 426), entwirft, nicht mitzuteilen vergessen. Ich habe die genannte Stelle (de aedd. S. 65) ausgeschrieben, ebenso wie neuerdings Nissen in seinen Pompeianischen Studien p. 610, und kann mir nicht versagen, sie wegen ihrer Wichtigkeit hier nochmals in möglichst wörtlicher Übersetzung vorzuführen: 'Auf dem Land insgemein baut man bei uns (d. h. in der Gegend von Pergamum) grofse Häuser, die den Herd, auf welchem man das Feuer anzündet, in ihrer Mitte haben; nicht weit von demselben aber sind die Ställe für das Vieh, entweder auf beiden Seiten, der rechten und der linken, oder jedenfalls auf der einen Seite. Es sind aber Backöfen (eigentlich Äsche oder Backtöpfe) mit den Herden an der Vorderseite der letzteren ver-

bunden, welche nach der Thür des ganzen Hauses hinsieht. So werden also alle Häuser auf dem Lande gebaut, auch wenn sie einfach sind. Diejenigen aber von ihnen, die sorgfältiger hergerichtet sind, haben an der inneren, der Thür gegenüberliegenden Wand eine Exedra (Staatszimmer) vgl. de aedd. Hom. p. 76, 77, 78 A. 20, 22, auf beiden Seiten derselben aber ein Schlafzimmer, an dem oben d. i. über welchem sich obere Gemächer befinden, so wie auch in vielen der Karawanserais ringsum an den drei Wänden des grofsen Hauses, oft auch an den vier (Wänden). Von diesen Gemächern nun ist das von beiden Seiten am meisten geschützte das, welches auf der Exedra ruht, worin mein Vater seinen Wein niederlegte, nachdem derselbe in den Fässern gegohren. — — Am besten ist aber von den Häusern ein solches, das dem Süden zugekehrt und von Norden abgewendet ist, — — man legt nun die Fässer in dieses Kraut (in die κολυμβάς oder στοιβή, die Galen in den hier übergangenen Worten als eine βοτάνη θαμνώδης, πάνυ θερμὴ καὶ δριμεῖα καὶ ἀρωματίζον ἔχουσά τι beschrieben hatte, nach Fraas synops. plantarum florae classicae 2. Aufl. p. 78 Poterium spinosum L. strauchartige Becherblume) und er durchbohrte von einem Teile der oberen Gemächer die eine Wand mit bedeutenden Löchern, die gegen das grofse Haus gekehrt waren, worin, wie ich sagte, der Ofen und der Herd war, indem er Vorsorge traf, dafs durch die Löcher die Hitze in das Gemach eindringe, in welchem die Thonfässer niedergelegt wurden (er niederlegte). Von der Hitze nun im grofsen Haus erhitzt und von dem Becherblumenkraut erwärmt, bewahrte die Vorratskammer den sämtlichen Wein, dafs er niemals sauer wurde.' An dem Zutreffen dieser Beschreibung zu der Definition Galens und an deren Glaubwürdigkeit kann man nicht wohl zweifeln, da hier wie dort die Einrichtung der πανδοχεῖα und der οἶκοι γεωργικοί neben einander gestellt wird und da Galen ja die Häuser seiner eignen Heimat beschreibt. Selbst der Einwand, dafs in der Beschreibung nur ὑπερῷα und eine ἀποθήκη genannt, μεσόδμη gar nicht erwähnt werde, wiegt nicht schwer, denn auch sonst werden vielfach für μεσόδμη die Ausdrücke στέγη, ὑπερῷον gebraucht, s. de aedd. Hom. l. l. p. 31 Anfang, ganz sowie in der Inschrift des Philo die Lagerböden in den Seitenschiffen des Gebäudes bald μεσόμναι, bald ὀροφαί heifsen, (vgl. Fabricius a. a. O. S. 591, A. 2 zu Z. 65, 79, 85 der Inschrift,) und Galens Schilderung führt notwendig dahin, dafs wir uns über den Viehställen oder der ἐξέδρα und den beiden Schlafzimmern Tragbalken denken, auf denen die oberen Gemächer resp. die Vorratskammern ruhen.

Leugnen will ich zwar nicht, dafs bei der Vieldeutigkeit der älteren architektonischen Ausdrücke aufser dem hier angegebenen Zusammenhang μεσόδμη, ὑπερῷα, ἀποθήκη auch auf höher gelegene Balken und Räume bezogen werden könnten, in dieser Beschreibung aber geht dies durchaus nicht an; die Tragbalken über den Viehställen kämen dann an die Decke des ganzen Hauses, und die Viehställe würden leicht zu hoch, die darüberliegenden Bodenkammern leicht zu niedrig und, was den Ausschlag giebt, die über der ἐξέδρα liegende ἀποθήκη würde dem Wärme spendenden Herde zu sehr entrückt und die Löcher zum Eindringen der Hitze würde man im Boden der oberen Räume erwarten und nicht, wie es ausdrücklich heifst, 'in der einen Wand, die gegen das grofse Haus gekehrt war, worin der Ofen und Herd war.' Überdies ist die Lage der ἐξέδρα und der beiden Schlafzimmer mit den zugehörigen Obergemächern schon zu Anfang der Beschreibung ganz deutlich an der inneren, der Thür gegenüberliegenden Wand angegeben. Diese Vorstellung von einem im Hintergrunde des grofsen Hauses durch-

ziehenden Querbalken, auf dem obere Räume, wenn durch Scheidewände gesondert, Vorratskammern u. dgl. ruhen, die aber andern Falls eine Art Korridor oder Gallerie bildeten, paſst nun aber nicht nur auf die obige Beschreibung Galens von ländlichen Häusern seiner Zeit und zu seiner öfter erwähnten Definition, sondern auch zu den Worten des Hippocr. an der oben genannten Stelle, die eben durch jene Definition erläutert werden sollen. Hippocr. spricht a. a. O., s. oben S. 222, n. M., von einem Patienten mit verrenkter Hüfte, den er unterst zu oberst an der μεσόδμη aufhängen läſst (den Kopf etwa vier Fuſs vom Boden), um ihn zu kurieren. Ähnlich wird an verschiedenen Stellen der Dichter ein Synonymum von μεσόδμη, wie μέλαθρον oder ἀντῆρις, als der Balken bezeichnet, an dem sich eine Person erhängt z. B. in einem angeblich Euripideischen Verse (de aedd. p. 32 und 37). Κρήμνη ceαυτὴν ἐκ μέcης ἀντήριδοc, wozu ausdrücklich hinzugefügt ist ἤτοι μεσόδμης. In beiden Fällen paſst der im Hintergrunde des Hauses in mäſsiger Höhe durchziehende Querbalken trefflich, während wohl niemand an einen von den vielen Deckenbalken des Hauses denken wird. Endlich habe ich a. a. O. p. 65 ff. versucht zu zeigen, daſs sich bei meiner Vorstellung von μεσόδμη, ὀρcοθύρη etc. die Ereignisse des 22. Buches der Odyssee auf ganz einfache Weise erklären lassen, was bei der Annahme der μεσόδμη als Deckenbalken wohl schwerlich gelingen möchte. Trotz allen obigen Ausführungen kann es übrigens ungerechtfertigt erscheinen, daſs ich die ὑπερῷα und ἀποθῆκαι ohne Weiteres als synonym mit ὀροφαί, cτέγαι, μεcόδμαι angenommen habe. Aber auch für diese Übertragung des Wortes von der Grundbedeutung 'Querbalken in mäſsiger Höhe im Hintergrunde des Hauses' auf die mittelst dieses Balkens konstruierten ὑπερῷα lassen sich gewichtige Gründe beibringen. Einmal spricht dafür eine zweite Definition des Wortes von Galen, die sich bei Franz. expl. voc. Hippocr. p. 522 erhalten findet: Μεσόδμη: ἡ καθ' ἕνα οἶκον εἰc δύο μερμεριcμένον διορίζουcα τοῦ (sic) δοκοῦ εἶρξις (δόκωcιc cf. de aedd. p. 30, A 5 mit S. 31 Linie 2 und 5 und S. 39, 20) οἷον μεcοδμή (μεcοδομή) τιc οὖcα. Τινὲc δὲ καὶ τὸ ὑπερκείμενον cτέγοc μεcόδμην καλοῦcιν. Versteht man freilich mit Protodikos, de aedd. Hom. p. 39 die Worte ἡ καθ' ἕνα ... εἶρξιc von einem in zwei Teile (Vorder- und Hinterraum) gesonderten und durch eine senkrechte Scheidewand vom Dach bis zum Boden geschiedenen Hause und nicht von einem οἶκοc διπλοῦc, einem Hause von zwei Stockwerken, so gerät man in groſse Schwierigkeiten, die ich hier nicht näher erörtern will. Andernfalls wird man bei μεσόδμη, ursprünglich 'der oben beschriebene Querbalken des Hauses', eine Übertragung dieses Ausdruckes auf die darauf ruhende Decke, Bühne, sowie auf die so gebildeten oberen Räume ὑπερῷα anzunehmen haben. Dafür spricht aber die analoge Übertragung ähnlicher Ausdrücke in anderen Sprachen. Balco-balcone, das bei uns zu Balkon geworden ist, ist ursprünglich nichts als der groſse Balken (vgl. den von mir beigebrachen Beweis de aedd. Hom. p. 47, A. 9), wird aber heute nicht bloſs von dem auf dem Balken lagernden Boden, sondern auch von dem ganzen Gerüst samt der Einfassung gebraucht. Das deutsche 'Stock' erklärt Schmeller im bayrischen Wörterbuch: 'Stockh: eine Bühne, erhöhter Raum in der Scheune neben der Tenne für Stroh und dergl.' Die heutige Übertragung dieses Wortes auf jede Etage des modernen Hauses scheint also von den einfachsten ländlichen Verhältnissen ausgegangen zu sein. Ähnlich bei μεσόδμη. Wie in unseren Scheunen meist zu beiden Seiten der Tenne oder wohl auch nur auf einer Seite in mäſsiger Höhe ein Tragbalken durch das Gebäude zieht, auf dem eine Bühne zum Lagern der Früchte, Heu und dgl. ruht, die oft noch von einem zweiten

ähnlichen Boden in einer gewissen Höhe davon überdeckt ist, ehe man ans eigentliche Dach kommt, so war in dem besseren ländlichen Hause des Galen (um von den Karawanserais mit ihren ὑπερῷα an den 3 oder 4 Seiten zu schweigen) meiner Auffassung nach an der Rückseite des μέγας οἶκος nahe dem Herd in mäfsiger Höhe ein Querbalken angebracht, auf dem ein Boden, eine Bühne, oft wohl ein blofser Korridor, eine Gallerie ohne abschliefsende Wände oder einzelne Zellen ruhte, wo man dann allerlei Vorräte anhäufte, manchmal auch wie in den entsprechenden Räumen der Karavanserais schlafen mochte. So hätten wir denn aus den oben vorgebrachten Quellen ein in sich und mit den Definitionen Galens und dessen Beschreibung des ländlichen Hauses stimmendes Bild abgeleitet, das wir de aedd. Homer. p. 38 durch Vergleichung mit den heutigen entresols noch weiter zu veranschaulichen glaubten. Der einzige Mifsstand dabei war, dafs sich diese Galenischen μεσόδμαι nicht gut mit den in der Odyssee erzählten Ereignissen und mit den Angaben der Scholiasten zu den betreffenden Homerstellen in Einklang bringen liefsen. Die Scholiasten stellen nämlich öfters bei der Erklärung der μεσόδμαι die Deutung τὰ μεταξὺ τῶν κιόνων oder die Aristarchische Deutung τὰ μεσόστυλα gegenüber den μεσόδμαι μεταξὺ τῶν δοκῶν. Dieser Umstand und die Gründe, die mich unter μεσόστυλα tabernas in intercolumniis exstructas oder tabulata intercolumniis affixa vermuten liefsen (vgl. jetzt auch Fabricius a. a. O. S. 584), bestimmten mich denn zweierlei μεσόδμαι anzusetzen, die Galenischen, die ich mit den entresols verglich, de aedd. p. 38 g. E. und die speziell Homerischen, die eine Art von soupente oder Hängeboden bildeten. de aedd. p. 39 ff. Für letztere würden dann die μεσόμναι in dem Seitenschiffe der σκευοθήκη des Philo (s. oben S. 222 die Worte Gemolls), natürlich immer noch die Identität von μεσόδμη und μεσόμνη vorausgesetzt, ein ziemlich anschauliches Beispiel geben. Aber während für diese Homerische μεσόδμη, die mühsam aus spärlichen Notizen der Überlieferung konstruiert wurde, so an der von neueren Forschern angenommenen zweiten Gattung der μεσόμναι ein gewisser Halt gewonnen würde, herrscht über die viel ausführlicher und deutlicher bei den Alten beschriebene Galenische μεσόδμη entweder vollständiges Schweigen, oder man erhebt sogar entschiedenen Widerspruch, wie Protodikos de aedd. Hom. p. 39 g. E. ἡ δὲ μεσόδμας καλοῦσα τὰ μεταξὺ τῶν δοκῶν διαστήματα παντάπασι ψευδής ἐστι, ὡς οὔτε κατὰ τὴν ἀρχαίαν τῆς μεσόδμης ἰδέαν οὔτε κατὰ τὴν μετὰ ταῦτα ἐστιν αὐτὴν ἐκλαβεῖν, oder weil hier die genaue Beziehung auf Galen fehlt, vgl. kurz vorher die Worte: Ἐξηγούμενος οὖν ὁ Γαληνὸς τὴν Ἱπποκράτειον μεσόδμην καὶ τὸ ὑπ' αὐτῇ διάφραγμα νοεῖ, ὃ ἐκ τῶν καθ' ἑαυτὸν χρόνων παρείληφε. καὶ πάρεστι μὲν ἔτι καὶ νῦν τῆς Ἑλλάδος ἔν τε ταῖς νήσοις καὶ κατὰ τὴν ἤπειρον τὸν τοιοῦτον μεσότοιχον ἰδεῖν. ἔστι μέντοι τῆς ἰδέας τοῦ Ὁμηρικοῦ οἴκου καὶ τῆς μεσόδμης παντάπασιν ἀλλότριος. Trotzdem halte ich auch jetzt noch an der einstigen Existenz der Galenischen μεσόδμαι fest und hoffe dafür im Folgenden ein zwar frappierendes, aber nicht unbedeutendes Argument beizubringen.

Ist nun aus dem Bisherigen die sachliche Ähnlichkeit von μεσόδμη und μεσόμνη bis zu einem gewissen Grade hervorgegangen, so gilt es jetzt zu prüfen, ob das eine Wort aus dem andern durch blofse lautliche Veränderungen gebildet sei oder ob beide Wörter trotz aller sachlichen Ähnlichkeit und dem offenbaren Zusammenhang mit μέσος, jedes in seiner eigenen Weise zu der jetzt vorliegenden Form gekommen seien. Was zunächst μεσόδμη angeht, so hat wohl die alte herkömmliche Erklärung μεσόδμη οἷον μεσοδομή τις

οὖcα (s. S. 224) von keiner Seite ernsten Widerspruch zu befürchten, μεcόμνη dagegen ist schwieriger zu erklären. Kommt es auch von μέcoc, so ist doch attisch μεcόμνη aus episch und ionisch μεcόδμη durchaus nicht der Sprachgewohnheit angemessen. Episch oder ionisch δμ wird sonst attisch cμ, vgl. ᾱcμα vom Stamme ᾱδ, ὀcμὴ für ὀδμὴ etc. Eben so wenig plausibel wäre ein Kompositum μεcόμνη aus μέcoc und μονή = mansio oder gar eine gewaltsame Kürzung μεcοδομή, μεcομη, μεcομμη μεcόμνη vgl. τέτραχμον = τετράδραχμον Lobeck Paralip. p. 43 ff., zumal in unserem Falle erst eine Verstärkung und Differenzierung des Nasals erforderlich wäre. Allerdings hat man früher in manchen Wörtern mit den Ausgängen μνοc μνα (μνη) μνον diese Art der Erklärung angenommen. Die neuern Etymologen aber erklären mit Recht dergleichen Bildungen als ursprünglich medial passive Partizipialbildungen also mit skr. manas, gr. μενοc gebildet und dann durch Syncope des Vokals zwischen den liquidae zu den oben genannten Ausgängen gekommen, vgl. Curtius Grdz. in v. τέραμνοc, τέρεμνοc S. 330, S. 430, S. 475, 5. Auflage, μερίμνα, τέραμνον, μέδιμνοc, βέλεμνον, lat. Vertumnus, auctumnus, vgl. auch Bopp vgl. Gr. 2. Auflage § 791 ff., und namentlich § 801, 3. Band S. 174. Dem entsprechend wäre μεcόμνη ursprünglich ἡ μεcομένη sc. — δοκόc, der in der Mitte befindliche Balken, wenn sich auch bei dieser Bildung, sowie bei manchen andern oben angeführten Beispielen die entsprechende Verbalform nicht nachweisen läfst. Gleichwohl könnte man ein hier vorausgesetztes μέcομαι neben dem üblichen μεcόω eben so analog bilden, wie cτέρομαι neben cτερέω und cτερίcκω wirklich gebraucht ist. Die Partizipialform μεcομένη mit ergänztem δοκόc ist aber bei diesem technischen Ausdruck um so erklärlicher, als das einfache ἡ μέcη bei technischen Ausdrücken schon mehrfach substantiviert üblich war, wie ἡ μέcη (χορδή, ἡμέρα, ὁδόc). Die Entwicklung der Bedeutung ginge also bei μεcόδμη wie bei μεcόμνη von der Grundbedeutung eines Quer- oder Tragbalkens im Hause aus, übertrüge sich aber bei μεcόδμη auf die mit diesem Balken verbundene Decke oder Bühne, mochte diese nun wie bei Galen über oder wie bei Homer unter dem Balken angebracht sein, eben so wohl auch bei μεcόμνη, nur daſs im Laufe der Zeit der doppelte technische Gebrauch bald der Grundbedeutung entsprechend an dem Tragbalken des Dachstuhls, bald an der gleich einem Hängeboden (soupente) konstruierten Tragbühne (wie bei Philo) haften blieb, obgleich beide Arten der μεcόμνη jetzt räumlich ganz getrennt erschienen.

Schlieſslich sei es mir denn noch erlaubt, das oben verheiſsene neue Argument für die einstige wirkliche Existenz der Galenischen μεcόδμη beizubringen. Als ich mich mit Deutung der Form μεcόμνη als einer ursprünglich medial passiven Partizipialform beschäftigte (ἡ μεcομένη sc. δοκὸc der in der Mitte befindliche Balken) erinnerte ich mich auch einem lateinischen, ebenfalls substantivierten, verlängerten Adjektiv bei den lateinischen Grammatikern begegnet zu sein, nämlich medianum statt medium sc. tignum für μεcόδμη. Über den Gebrauch dieses medianum vgl. die bei Forcellini in v. ausgeschriebene Stelle aus Ulpian, Dig. 9, 35. Bei den Grammatikern aber (Gramm. Latini ed. Henr. Keil vol. IV in libro de idiomatibus generum p. 583, v. 68, 69 wird medianum unter den Wörtern aufgeführt, die im Latein neutra, bei den Griechen feminina seien. Die Glosse selbst lautet 'menianum ἐξώcτρα (d. i. nach Hermann opusc. t. VI p. 165 etwas Vorgeschobenes z. B. ein Balkon) medianum μεcόδμη'. Verfolgen wir die Spur von medianum weiterhin, so wird jedermann zugeben, daſs, wie aus medius, medium, italienisch mezzo ganz regelrecht gebildet ist, so aus dem Stamm mediano italienisch werden muſs

mezzano, welches denn auch in via mezzana, ein mittler Weg etc., als Adjektiv gebräuchlich ist, eben so das durch die bekannte Demiutivendung verlängerte mezzanino 'Finestra mezzanina ein Halbfenster (im Halbgeschofs)'; dann aber, und das ist für unsern Fall entscheidend, als Substantiv Mezzanino das mittlere Stockwerk, z. B. Egli dimora ai mezzanini. Item: das Halbgeschofs s. Valentini gran dizionario in v. und bei Michaelis Halbgeschofs, Zwischenstock, entresol, also gerade der Teil eines Hauses heutiger Bauart, den ich schon de aedd. Hom. II. p. 38 zur Verdeutlichung der Galenischen μεσόδμη gebraucht hatte und, trotzdem er von Neueren unbeachtet geblieben scheint, auch jetzt noch festhalte. Dafs das italienische mezzanino sich in gleichem Sinne auch im französischen mezzanine wiederfindet (s. die Wörterbücher in v.) und gleichbedeutend in der Form Mezzanin (nach eigner Beobachtung) auch wenigstens in das Wiener Deutsch eingedrungen ist, kann das aus der oben angeführten Glosse für die Galenische μεσόδμη gezogene Resultat nur bestätigen.

V. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Vorsitzender: Professor Dr. Baltzer-Gieſsen.

Verzeichnis der Mitglieder:

1. Dr. Baur, Reallehrer. Alzey.
2. Dr. Böttcher, Oberlehrer. Leipzig.
3. Dr. Dronke, Realgymn.-Direktor. Trier.
4. Dr. v. Fischer-Benzon, Oberlehrer. Kiel.
5. Göckel, Accessist. Mainz.
6. Götz, Accessist. Mainz.
7. Dr. F. Grube, Oberlehrer. Schleswig.
8. Karg, Reallehrer. Friedberg.
9. Dr. Kemmer, Reallehrer. Bingen.
10. Dr. Kost, Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
11. Prof. Dr. Kramer, Inspektor des Realgymn. Halle.
12. Lautz, Realgymnasiallehrer. Wiesbaden.
13. Dr. Ledroit, Accessist. Gieſsen.
14. Dr. Molly, Lehrer an d. höh. Mädchenschule. Gieſsen.
15. Much, Gymnasiallehrer. Hamm i. W.
16. Müller, Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
17. Dr. Nies, Realgymnasiallehrer. Mainz.
18. Dr. Noack, Gymnasiallehrer. Gieſsen.
19. Dr. Pasch, Professor. Gieſsen.
20. Dr. Pitz, Accessist. Gieſsen.
21. Rösler, Gymnasiallehrer. Hannover.
22. Dr. Schmidt, Accessist. Gieſsen.
23. Schnitker, Gymnasiallehrer. Verden.
24. Dr. Scheuermann, Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
25. Dr. J. Stahl, Accessist. Gieſsen.
26. Dr. Stoy, Privatdocent und Institutsvorsteher. Jena.
27. Dr. Strack, Professor. Karlsruhe.
28. Taschè, Dirigent der höh. Lehranstalt. Homberg a. O.
29. Vogt, Gymnasiallehrer. Mainz.
30. Dr. Weiffenbach, Oberlehrer. Frankfurt a. M.
31. Weihrich, Gymnasiallehrer. Mainz.
32. Dr. Wiederhold, Realgymnasiallehrer. Darmstadt.
33. Zimmer, Lehrer a. d. höh. Mädchenschule. Gieſsen.

Erste Sitzung

Donnerstag, den 1. Oktober 1885.

Herr Benecke-Berlin (Firma Lisser & Benecke, Berlin) führte der Sektion die von ihm ausgestellten physikalischen Apparate vor, wobei er speziell auf die Neuschen Apparate zu messenden Versuchen über das Gleichgewicht der Kräfte einging, bei welchen die Kräfte durch die Spannung dünner schraubenförmig gewundener Drähte dargestellt werden.

Auf Anregung des Herrn Gymnasiallehrers Dr. Noack aus Gieſsen beschloſs die Sektion der Firma Lisser und Benecke ihre Anerkennung auszusprechen in folgendem Wortlaut:

'Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion der 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner spricht der Firma Lisser & Benecke in Berlin ihre volle Anerkennung aus hinsichtlich der von ihr ausgestellten Sammlung physikalischer Schulapparate; sämtliche Apparate vereinigen gefälliges Aussehen mit einfacher, aber solider und sauberer Ausführung, und diejenigen eigener Konstruktion verraten das sehr verdienstvolle Bestreben nach methodischer Anordnung.'

Herr Direktor Dr. Dronke aus Trier hielt einen Vortrag über einheitliche Bezeichnung von mathematischen Gröſsen namentlich aus dem Gebiete der Elementarmathematik.

'Meine Herren! Wenn es schon für den fertigen Mann stets eine Unbequemlichkeit, wo nicht bisweilen ein störendes Hindernis in seinen Studien ist, daſs derselbe wissenschaftliche Begriff in verschiedenen Werken durch völlig verschiedene, nicht synonyme Worte sich bezeichnet findet, so ist es für den unfertigen Schüler, der ja erst allmählich lernen soll, mit einem Worte einen ihm noch fremden, neuen Begriff zu verbinden, sicher sehr hemmend, oft sogar geradezu verderblich, wenn die Nomenklatur, wenn mir dieser Ausdruck hier verstattet ist, eine unsichere, schwankende ist. Nun ist freilich ein jeder Lehrer gewöhnt, für einen Begriff nur eine Bezeichnung zu gebrauchen, aber an fast allen Lehranstalten unterrichten zwei oder mehrere Lehrer Mathematik und zwar recht oft nach verschiedenen Methoden; an den verschiedenen Anstalten einer Provinz herrscht in den wesentlichsten Dingen keine Einheit; der Lehrer, der nun das zweifelhafte Glück hat, Schüler von zahlreichen anderen Anstalten in seiner Klasse vereinigt zu sehen — ich erinnere hier nur an die in höchst legaler Weise, durch Versetzung der Väter bedingte Zusammenwürfelung von Schülern aus den verschiedensten Anstalten, — der wird mit mir übereinstimmen in dem Urteile, daſs gerade in dem ersten mathematischen Unterrichte diese Verschiedenheiten in der Bezeichnung eines und desselben Begriffes den Schüler verwirren müssen, ihm die Klarheit rauben und damit häufig die ganze weitere Ausbildung in der Schul-Mathematik in Frage stellen. Um nur einige wenige Punkte hervorzuheben: zusammengehörige Winkel bezeichnen bei einigen Supplementwinkel, die Bezeichnung bezieht sich also nur auf die Gröſse, nicht auf die Lage; bei andern aber wird dieser Name nur auf die Lage bezogen, und sind die genannten diejenigen äuſseren und inneren Winkel, welche auch äuſsere oder innere Gegenwinkel genannt werden und bei Parallellinien sich zu π ergänzen. Während in den wissenschaftlichen Werken jetzt allgemein $a : b = \frac{a}{b}$, also der Divisor nach, der Dividend vor dem Divisionszeichen geschrieben wird, verfahren viele Rechenbücher noch umgekehrt und lesen das Zeichen ':' als in, setzen also $a : b = \frac{b}{a}$.

Der Begriff 'Transversale' ist ein äuſserst verschiedener und die Bezeichnung der Höhen, Winkelhalbierungslinien und der Schwerlinien im Dreieck ist eine äuſserst mannigfache. Der Sinn der positiven Drehung, der positiven Bewegung bei Erzeugung eines Strahles ist noch unbestimmt u. s. f.

Es ist wunderbar, wie sich solche den Erfolg des Unterrichtes geradezu häufig in Frage stellende Dinge an den Schulen erhalten konnten. Ich versage es mir, auf die Gründe einzugehen, welche die Erscheinung wenn auch nicht zu entschuldigen, so doch zu erklären vermögen. Mit mir werden aber die meisten Lehrer der Mathematik übereinstimmen, dafs es mindestens dringend wünschenswert ist, dafs diesem Zustande ein Ende gemacht und eine Einigung zwischen den beteiligten Faktoren über die Einführung einer einheitlichen Schreibweise herbeigeführt werde. Diesem Wunsche entsprang mein Antrag bei der mathematischen Sektion der letztjährigen Philologen- und Pädagogen-Versammlung: es möge eine Kommission ernannt werden, welche einer der nächsten Versammlungen geeignete Vorschläge für eine solche Einigung vorlegen solle. Leider war ich selbst zwar verhindert, persönlich den Antrag zu stellen, aber der Vorsitzende, Herr Professor Buchbinder hatte die Freundlichkeit an meiner Stelle den Antrag zu vertreten, und die Sektion betraute Herrn Professor Buchbinder und meine Wenigkeit, die Frage weiter auszuführen und Vorschläge bei Gelegenheit in einer der allgemeinen Versammlungen oder durch Zeitschriften zu machen. Eine vollständige befriedigende Lösung der Frage wird sich, das bin ich überzeugt, nicht leicht erzielen lassen; um ein erschöpfendes Referat geben zu können, dazu gehört sehr viel Zeit, jedenfalls viel mehr Zeit, als einem Schuldirektor gegenwärtig zu Gebote steht. Herr Professor Buchbinder ist in diesem Jahre leider verhindert, die Versammlung zu besuchen, ich habe mich aber mit ihm vorher verständigt, dafs ich zunächst der diesjährigen Versammlung einige Vorschläge mache, welche die schlimmsten, am meisten störenden Verschiedenheiten zu beseitigen bestimmt sind. Als solche erlaube mir Ihnen, hochgeehrteste Herrn, die vorliegenden Vorschläge zu unterbreiten, zu denen ich noch erläuternd nachstehendes hinzufüge.

Zunächst bemerke ich, dafs ich in den Wissenschaften kein so eingefleischter Feind von Fremdwörtern bin, um sie gänzlich verbannen zu wollen; ich halte sie hier für völlig unentbehrlich, wenn sie in den übrigen Kultursprachen ebenfalls eingebürgert sind, — und zwar deshalb, weil alsdann das weitere Studium der Wissenschaften durch Acceptierung der Fremdwörter erleichtert wird. Wo aber für einen Begriff kein gemeinsames Wort in den übrigen Kultursprachen eingeführt ist, da haben wir Deutsche wohl das Recht und die Verpflichtung, wenn irgend möglich, ein rein deutsches Wort zu gebrauchen. — Jede Bezeichnung eines Begriffes mufs möglichst kurz sein und das Wesen des Begriffes in unzweideutiger Weise erkennen lassen.

Die einzelnen Vorschläge sprechen für sich selbst; ich behalte mir vor, bei der Diskussion jedes einzelnen Vorschlages noch weitere Motive anzuführen.

Zunächst wird wohl die Frage sein, ob die Versammlung geneigt ist, in die Diskussion der Vorschläge einzutreten, und ich möchte mir erlauben den Antrag zu stellen, zunächst in einer allgemeinen Diskussion über das Prinzip im Anschlusse an den ersten Vorschlag einzutreten, und nach dessen Annahme zu der Beratung der einzelnen Punkte überzugehen. Eine weitere Frage ist die, auf welche Weise wir unseren etwaigen Beschlüssen auch den gewünschten Erfolg sichern; die ganze Diskussion würde ja gar keinen Sinn haben, unsere Beschlüsse würden in der Luft hängen, und die Vorschläge hätten nicht den Wert des Stückchens Papier, auf das sie gedruckt sind, wenn es nicht gelänge, irgend einen praktischen Erfolg zu erzielen. Nun unterschätze ich nicht den moralischen Erfolg, der sich schon durch eine feste Stellungnahme dieser Versammlung von selbst ergeben

wird; sicher werden sich viele Lehrer bereit finden, die hier gefafsten Beschlüsse, für deren möglichste Verbreitung zu sorgen sein würde, anzuerkennen und sie im Unterricht auch praktisch zu verwerten; das genügt aber allein nicht; ich wünsche, dafs unsere Beschlüsse auch den betreffenden Behörden allen durch den Vorstand der Sektion mitgeteilt werden, damit diese sich für die Frage interessieren; das würde entschieden helfen und die Misère der verschiedenartigen Bezeichnungen wenn auch nicht sofort beseitigen, so doch lindern; und das würde ein grofser Gewinn sein.'

Die Vorschläge des Vortragenden gelangten in teilweise modifizierter Weise zur Annahme und gestalteten sich darnach wie folgt:

I. Die mathematische Sektion der 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Giefsen erklärt es im Interesse des mathematischen Unterrichts für dringend geboten, eine einheitliche Bezeichnung der geometrischen Begriffe und eine einheitliche Schreibweise in der Algebra herbeizuführen.

II. Im besonderen wird beschlossen, folgende Bezeichnungen, bez. Schreibweisen zur allgemeinen Einführung zu empfehlen:

a) in der Planimetrie:
   1) die Bezeichnung von Komplement- und Supplementwinkeln wird nur zur Bezeichnung der Gröfse (nicht der Lage) angewandt.
   2) Im Dreieck unterscheidet man Höhen, Winkelhalbierende und Mittellinien.
   3) Gerade, welche mit einander rechte Winkel bilden, werden normal zu einander genannt.

b) in der Stereometrie:
   1) der auf einer Kugelfläche einem Punkte diametral entgegengesetzte Punkt wird Gegenpunkt genannt (dem entsprechend giebt es sphärische Gegendreiecke und Gegendreikante).
   2) Das Dreikant, dessen Kanten senkrecht auf den Seiten eines anderen stehen, ist zu letzterem polar.

c) in der Algebra:
   1) $a : b$ bedeutet nur a dividiert durch b.
   2) die für die Umkehr des Logarithmierens üblichen Bezeichnungen (*num, numlog*) sind ganz zu beseitigen.

Zweite Sitzung

Freitag den 2. Oktober 1885.

Herr Oberlehrer Dr. von Fischer-Benzon aus Kiel hielt einen Vortrag 'Über die Behandlung der geometrischen Konstruktionsaufgabe im Gymnasium'.

'Hochgeehrte Herren! Auf der vorjährigen Versammlung in Dessau stellte Gymnasialdirektor Dr. Gerhardt aus Eisleben die These auf, dafs auf dem Gymnasium vorzugsweise Geometrie zu lehren sei. Wie zu erwarten war, verhielten sich nicht alle Mitglieder der Versammlung zustimmend, und unter den Gründen, welche gegen Direktor Gerhardts These geltend gemacht wurden, hörte man auch den, dafs die geometrische

Konstruktionsaufgabe zu grofse Schwierigkeiten bereite und deshalb für den Unterricht von geringem Werte sei. Die grofse Zahl bereits erschienener und noch erscheinender Aufgabensammlungen sowie deren grofse Verbreitung beweisen aber zur Genüge, dafs sehr viele der entgegengesetzten Ansicht sind und der Konstruktionsaufgabe eine grofse Bedeutung für den Unterricht beilegen. Nun ist man sich, wie eine noch so oberflächliche Durchmusterung der verschiedenen Sammlungen zeigt, keineswegs einig über die Art und Weise, wie solche Aufgaben zu behandeln sind. Eine vollständige Einigung hierüber wird sich wohl niemals erzielen lassen, aber vielleicht kann es von Interesse sein, unter Berufsgenossen einen Meinungsaustausch über die Behandlung geometrischer Konstruktionsaufgaben herbeizuführen. Die einzige Gelegenheit, welche sich hierfür bietet, ist die Versammlung von deutschen Philologen und Schulmännern, deren mathematische Sektion sich in den letzten Jahren eines lebhaften Besuchs zu erfreuen gehabt hat. Wenn ich also jetzt das Wort ergreife, so geschieht es namentlich in der Hoffnung, Sie zu einer Meinungsäufserung zu veranlassen, und jede solche, einerlei ob sie zustimmend ist oder nicht, wird mir willkommen sein.

Das Gebiet, auf welches ich Ihre Aufmerksamkeit lenken möchte, ist in einem gewissen Sinne sehr sorgfältig durchforscht. Wir kennen viele tausende von geometrischen Aufgaben, und in den Sammlungen, welche für den Gebrauch beim Unterricht bestimmt sind, finden sich bis über drei tausend Aufgaben, die nach gewissen Prinzipien klassifiziert und mit Anleitungen zur Auflösung versehen sind. Es kann aber fraglich erscheinen, ob die Prinzipien der Klassifikation sowohl wie der für die Auflösung der Aufgaben eingeschlagene Weg durchaus den Forderungen entsprechen, die man von Seiten der Schule an solche Sammlungen stellen darf. Als Klassifikationsprinzip hat man im wesentlichen zweierlei benutzt: entweder die Form der Figur, ob dieselbe ein Dreieck, Viereck u. s. w., oder die Art der gegebenen Stücke, ob dieselben Summen und Differenzen von Seiten oder Winkeln, Radien der Berührungskreise u. s. w. sind. Verfährt man aber in dieser Weise, so lassen sehr viele Aufgaben sich nur schwierig in einer der aufgestellten Klassen unterbringen. Um dem abzuhelfen, hat man die Zahl der Klassen übermäfsig grofs gemacht. Dadurch wird aber einmal dem Schüler die Übersicht in hohem Grade erschwert, und zweitens seinem Gedächtnis zu viel zugemutet, während man sich doch sagen mufste, dafs gerade im Gebiete der Geometrie alles auswendig Gelernte dem Vergessen mehr oder minder preisgegeben ist.

Noch einen Vorwurf darf man dem bei der Klassifikation der Aufgaben eingeschlagenen Verfahren machen: Die benutzten Merkmale sind rein äufserlich und führen also zu einem künstlichen System. Zu einem natürlichen System würde man gelangen, wenn man aus den für die Lösung der Aufgaben befolgten Methoden die Unterscheidungsmerkmale für die Aufgaben selbst entnehmen wollte. Hierauf werde ich später wieder zurückkommen.

Bei der Anleitung zur Auflösung der Aufgaben hat man sich vorzugsweise damit begnügt anzugeben, wie man zu verfahren habe, um zu der Lösung zu gelangen, den Gedankengang aber, der zur Lösung führte, oder den Grund, weshalb man die Aufgabe so oder so löst, hat man fast ganz unbeachtet gelassen. Dadurch wird es erklärlich, dafs die für die Analysis einer Aufgabe gegebenen Regeln ihren Zweck nicht ganz erfüllen. Sagt man dem Schüler nicht, weshalb er so oder so zu verfahren habe, so ist man selber

schuld daran, dafs das Auflösen von geometrischen Aufgaben als ein Rätselraten oder gar als das Finden einer versteckten Sache bezeichnet und betrachtet wird.

Woran liegt es aber, dafs man die Analysis in der angedeuteten Weise behandelt hat, und wie läfst die Anleitung zur Analysis sich so gestalten, dafs der Schüler die Lösung nicht errät, sondern planmäfsig findet? — Ich will versuchen, diese Fragen kurz zu beantworten, bemerke aber gleich hier, dafs sich eine einheitliche Anleitung zur Auflösung sämtlicher Konstruktionsaufgaben überhaupt nicht wird geben lassen, sondern dafs man sich damit begnügen mufs, für die Schule unter den vorhandenen Aufgaben eine engere Auswahl zu treffen; diese Auswahl würde immerhin noch gegen 2000 Aufgaben liefern können.

Wer über geometrische Aufgaben mit Rücksicht auf wissenschaftlich gebildete Leser schreibt, darf sich bei der Analysis einer Aufgabe gewisse Freiheiten erlauben. Bei einem wissenschaftlich gebildeten Leser darf man nicht nur eingehende Kenntnisse voraussetzen, sondern auch die Fähigkeit, einer gemachten Andeutung selbständig nachzugehen. Man würde also in einer Analysis Hinweisungen auf einzelne Sätze oder ganze Kapitel der Geometrie machen dürfen, ja man würde sich, wesentlich um den Gang der Darstellung abzukürzen, vielfach kleine logische Sprünge erlauben können, im Vertrauen darauf, dafs der Leser imstande sei, solche Lücken selbständig auszufüllen. Derartig ist z. B. die Analysis bei den griechischen Mathematikern gestaltet. Nun stehen wir aber, wie in vielen anderen Gebieten, so auch in dem der Geometrie auf den Schultern der Griechen, und bei der grofsen Hochachtung, die wir den griechischen Mathematikern darbringen müssen, ist es ganz natürlich, dafs wir uns dieselben in vielen Stücken zum Muster genommen haben. Wir hätten aber nicht übersehen dürfen, dafs die Schriften der griechischen Mathematiker, die uns überliefert sind, nicht für Schüler, sondern für Studierende geschrieben sind, dafs dieselben also rein wissenschaftliche Zwecke verfolgen. Solche Zwecke zu verfolgen, ist die Schule aber nicht berufen, sie soll nur auf wissenschaftliche Studien vorbereiten. Und gerade die Geometrie ist ein ausgezeichnetes Mittel der Vorbereitung auf solche Studien. Sie wirkt in gleicher Weise bildend auf Anschauung und Nachdenken, und da Aufgaben aus dem Gebiete der Geometrie wohl die einzigen sind, die ein Schüler erschöpfend zu behandeln vermag, so hat man eben in diesen Aufgaben ein Mittel, an dem man Schülern die wissenschaftliche Behandlung eines gegebenen Stoffes eingehend klar machen kann. Soll nun aber der Unterricht in der Geometrie in diesem Sinne wirken, so mufs man auf das beschränktere Können der Schüler mehr Rücksicht nehmen und die Analysis der Konstruktionsaufgaben demgemäfs zu gestalten suchen. Das Heranziehen versteckter Data, schwieriger Sätze u. s. w. mufs unterlassen werden, und man hat sorgfältig darauf zu achten, dafs in der Analysis alle logischen Sprünge fehlen, dafs also jedes folgende sich auch wirklich als logische Folge des vorhergehenden ergiebt. Das läfst sich aber nur erreichen, wenn man den Schüler anleitet, sich überall bewufst zu werden, weshalb er dieses oder jenes thut, und dies kann man wiederum nur dadurch bewerkstelligen, dafs man nicht nur beim Unterricht und bei der Durchnahme der einzelnen Sätze eingehend und sorgfältig auf den Nutzen aufmerksam macht, den sie für geometrische Konstruktionen haben können, sondern dafs man namentlich und vor allem dafür sorgt, dafs die Lösung einer Aufgabe nicht blos äufserlich mit derselben verknüpft ist, sondern dafs sie in organischem Zusammenhange mit derselben

steht, sich also an solche Eigenschaften und Beziehungen anlehnt, die der verlangten Figur eigentümlich sind. Eine vielfach behandelte, schwierig zu analysierende und leicht zu konstruierende Aufgabe möge zur Erläuterung des Gesagten dienen.

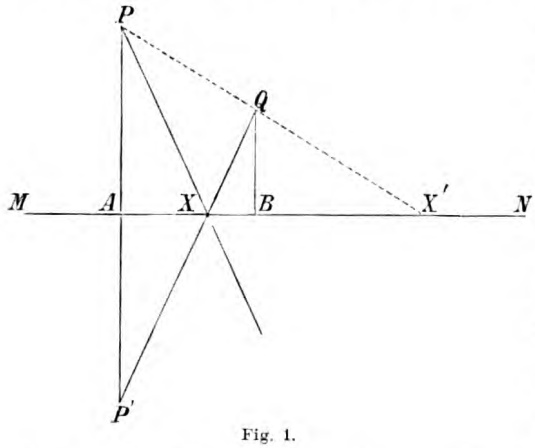


Fig. 1.

Gegeben sind eine Gerade MN und zwei Punkte P und Q; man soll auf der Geraden einen Punkt X so bestimmen, dafs $< PXM = < QXN$.

Denkt man sich die Aufgabe gelöst, und ist also $< PXM = < QXN$, so sind die von P und Q auf MN gefällten Senkrechten PA und QB Data (Euklids Data, Ausgabe von Schwab, XXXIII). Nun stimmen die beiden Dreiecke PXA und QXB in zwei Winkeln überein, sind also ähnlich. Das Seitenverhältnis dieser Dreiecke ist aber bekannt, da PA und QB bekannt sind (Data I). Es würde also darauf ankommen, AB nach dem Verhältnis $PA : QB$ zu teilen. Benutzt man nun für die Teilung die Konstruktion, welche gewöhnlich die Steinersche genannt wird, so würde man, um möglichst wenig Raum in Anspruch zu nehmen, PA um sich selbst verlängern u. s. w. Diese, in allen Stücken richtige Analysis befriedigt einen nachdenklichen Schüler nicht, sondern er wird fragen: wie kommt man darauf die beiden Senkrechten zu fällen? Darauf zu antworten ist nicht leicht. Dafs die Senkrechten ein Datum sind, wird er begreifen, ebenso dafs dieselben sich durch den Erfolg als nützlich erweisen, aber ihm fehlt der Zusammenhang zwischen den Senkrechten und den gegebenen Stücken, und das ganze Verfahren erscheint ihm künstlich. Natürlicher wird ihm das folgende erscheinen. Es entspricht durchaus modernen geometrischen Anschauungen, bei einer Strecke zugleich ihren Träger im Auge zu behalten, und dadurch vermeidet man zugleich das unmotivierte Verlängern einer Strecke. Ein Schüler, der mit solchen Anschauungen vertraut ist, würde also PX und QX von vornherein über X hinaus verlängern oder sich über X hinaus verlängert denken. Untersucht er die Figur nun genauer, so mufs er PX und QX als zwei symmetrische Geraden mit MN als Axe erkennen, und von diesen weifs er, dafs die eine sich durch Umwenden um die Axe mit der anderen zur Deckung bringen läfst, so dafs es nur nötig ist, eine von diesen Geraden zu bestimmen. Die Punkte von zwei symmetrischen Geraden entsprechen sich aber paarweise, so dafs P beim Umwenden von PX auf einen bekannten Punkt P' fällt u. s. w.

Die in den meisten Sammlungen gegebene Anleitung zur Analysis einer Konstruktionsaufgabe würde sich etwa in folgende Fassung bringen lassen: 'man denke sich die Aufgabe gelöst und zeichne eine Figur, in der alle Stücke, die gegebenen sowohl wie die gesuchten, die man als gefunden betrachtet, vorkommen. Dann suche man durch Lehrsätze, Data, Örter u. s. w. eine solche Verbindung zwischen den gesuchten und gegebenen Stücken herzustellen, dafs die ersteren sich aus den letzteren durch Konstruktion herstellen lassen.'

Dafs man sich die Aufgabe gelöst denkt, und eine dementsprechende Figur hin-

zeichnet, ist ein durchaus natürliches Verfahren. Durch die hingezeichnete Figur kommt man seiner Anschauung zu Hilfe und erleichtert sich die Übersicht. Auch ist man imstande durch eine sorgfältige Untersuchung dieser Figur die Stücke ausfindig zu machen, welche durch die gegebenen mittelbar bestimmt sind. Für das Auffinden der Lösung ist die fertige Figur aber keineswegs immer der geeignete Apparat, denn eine kompliciertere Figur kann man doch nicht auf einmal fertig hinzeichnen, sondern man mufs sie aus den einzelnen Stücken zusammensetzen. Auch mufs man bestrebt sein, die Schüler dahin zu bringen, dafs sie eine Figur nicht als etwas Fertiges und Starres, sondern als etwas Werdendes und Bewegliches auffassen. Hat man also die hingezeichnete Figur einer sorgfältigen Durchmusterung unterworfen, so mufs man den Versuch machen, dieselbe von irgend einer Seite her in Angriff zu nehmen. Nun sind durch eine gegebene Strecke zwei Punkte, durch einen gegebenen Winkel zwei gerade Linien der Figur der Lage nach bestimmt. Man könnte also eine gegebene Strecke hinlegen, darauf die Bedingungen untersuchen, die ein dritter gesuchter Punkt erfüllen soll, dann die Örter konstruieren, die diesen Bedingungen entsprechen u. s. w.[1]) Ganz ähnlich würde das Verfahren sein, wenn man zuerst einen gegebenen Winkel hinlegt; auch würde man von einer Geraden oder einem Kreise ausgehen können.

Das Gesagte bezieht sich zunächst auf Aufgaben für die unterste Stufe, die durchgehends so beschaffen sein müssen, dafs die gesuchten Punkte Eckpunkte der Figur sind. Weiter fortschreitend kann man dann solche Aufgaben wählen, bei denen die Eckpunkte mittelbar durch andere Punkte der Figur bestimmt werden müssen. Solche vermittelnde Punkte können sein: der Mittelpunkt des umbeschriebenen Kreises, die Mittelpunkte der Berührungskreise, die Fufspunkte der Höhen, die Mitten der Seiten u. s. w. Um dem Schüler hier die Wahl zu erleichtern, und namentlich, um ihm klar zu machen, weshalb er den einen oder anderen Punkt zu wählen habe, darf man nicht gar zu lange damit zögern, Örter für gerade Linien einzuführen.[2]) Diese Orter stellen zwar grofse Forderungen an das Vorstellungsvermögen des Schülers, aber gerade dieses soll ja durch die Beschäftigung mit der Geometrie ausgebildet werden.

Zur Erläuterung des Gesagten möge folgende Aufgabe dienen: Ein Dreieck zu konstruieren aus a, α und ϱ.

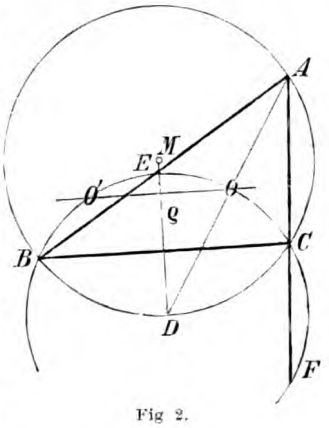


Fig. 2.

Legt man a hin, so sind die Eckpunkte B und C bestimmt; durch α ergiebt sich ein geometrischer Ort für A, nämlich der Kreisbogen (die beiden symmetrischen Kreisbogen) über a als Sehne, der α faſst. Ein zweiter Ort für A mufs also gesucht werden. Da ϱ gegeben ist, so liegt es nahe, an den einbeschriebenen Kreis zu denken. Kann man seinen Mittelpunkt bestimmen, so sind auch die Seiten AB und AC (Tangenten dieses Kreises von B und C aus) und durch eine von diesen wieder A bestimmt. Ein Ort für O ergiebt sich durch eine Gerade, die in der Entfernung ϱ parallel mit BC gezogen ist. Einen zweiten Ort erhält man durch den Satz, dafs die Mittelpunkte von zwei Berührungskreisen stets mit zwei Eckpunkten des Dreiecks auf derselben

1) F. Meyer, Über die Behandlung planimetrischer Aufgaben durch Schüler, Zeitschrift für math. und naturw. Unterr., XVI. Jahrg. 1885, S. 91. 2) Man vgl. die citierte Abhandl. v. F. Meyer.

Kreisperipherie liegen. Der Mittelpunkt dieses Kreises liegt auf der Peripherie des um das Dreieck beschriebenen Kreises, in diesem Falle auf der Mitte des Bogens BDC in D. Ein um D mit DB als Radius gezogener Kreis schneidet die Parallele zu BC in O. Jetzt ergiebt sich aber eine einfachere Bestimmung des Punktes A. O liegt auf der Halbierungslinie von α, diese Halbierungslinie geht aber durch D. Liegen aber drei Punkte auf einer Geraden, so ist die durch zwei von diesen Punkten bestimmte Gerade ein Ort für den dritten Punkt. DO schneidet also die zuerst konstruierte Kreisperipherie in dem gesuchten Punkte A.

Legt man zuerst den gegebenen Winkel α hin, so konstruiert man leicht den Kreis mit dem Radius ϱ, der die beiden Schenkel des Winkels berührt. Dieser Kreis ist ein Ort für die dritte Dreiecksseite a. Man müfste also für diese einen zweiten Ort bestimmen. Nun ist die Entfernung der Punkte, in denen die Kreise O und O_a eine der Dreiecksseiten AB oder AC berühren, gleich a. Macht man also FG gleich a, so ist G der Berührungspunkt des äufseren Berührungskreises O_a. Der Mittelpunkt dieses Kreises ist leicht bestimmt, der Kreis selbst ist ein zweiter Ort für a u. s. w.

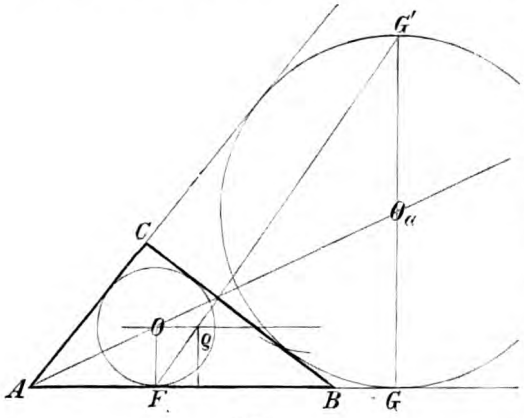


Fig. 3.

Bei der ersten Analysis wurde der anfänglich verfolgte Plan aus Gründen der Zweckmäfsigkeit wieder verlassen, aber es kann sich auch ereignen, dafs der anfänglich eingeschlagene Weg überhaupt nicht zum Ziele führt. Das ist indessen nicht schädlich, sobald man dem Schüler klar machen kann, weshalb er auf diesem Wege nicht zur Lösung gelangte, und so kann eine mifslungene Analysis gerade durch ihr Mifslingen sehr viel Lehrreiches enthalten.

Für schwierigere Aufgaben würde die gegebene Anleitung nicht ausreichen, obgleich auch hier das Verfahren dem Sinne nach ganz dasselbe bleibt. Es fehlen dem Schüler die Mittel, gewisse häufig wiederkehrende Schwierigkeiten zu überwinden. Diese Schwierigkeiten lassen sich aber als Fundamentalaufgaben formulieren und auffassen, und der fortschreitende Unterricht mufs den Schüler befähigen, dieselben zu lösen. Ich werde diese Fundamentalaufgaben gleich nachher besprechen, vorläufig kehren wir wieder zu der Analysis zurück.

In der Anleitung zur Analysis wird ferner noch gesagt, dafs man, um die Verbindung zwischen den gesuchten und gegebenen Stücken herzustellen, oft Hilfslinien ziehen müsse. Diese Hilfslinien spielen eine höchst merkwürdige Rolle. Gebraucht werden sie von allen Autoren, nur mit dem Unterschiede, dafs der eine sie Hilfslinien nennt, der andere diesen Namen überhaupt nicht benutzt. Die Regeln, welche für das Ziehen der Hilfslinien gegeben werden, sind meistens sehr zahlreich, zugleich sehr unbestimmt. Es wird mit Nachdruck betont, dafs man keine Hilfslinie ziehen solle, von deren Notwendigkeit man sich nicht überzeugt habe. In den zur Erläuterung gegebenen Beispielen wird die Hilfslinie aber meistens mit der Wendung 'zieht man', oder 'man ziehe' eingeführt, und dadurch kommt die Überzeugung von der Notwendigkeit streng genommen erst

hinterher. Diese Übelstände lassen sich aber vermeiden, wenn man sich die Frage vorlegt, was die Hilfslinie eigentlich zu bedeuten habe und welchen Zwecken sie dienen solle. Diese Frage läfst sich aber mit Rücksicht auf diejenigen Aufgaben, die für die Schule in Betracht kommen können, etwa folgendermafsen beantworten.

Entweder ist die Hilfslinie weiter nichts als ein geometrischer Ort für einen gesuchten Punkt; oder die Hilfslinie leitet eine Umformung der Figur ein, d. h. sie dient dazu, eine Figur oder einen Teil der Figur abzugrenzen, der sich für sich aus den gegebenen Stücken konstruieren läfst und dann als Basis für die Konstruktion der verlangten Figur dient. Von diesem Gesichtspunkte aus würde man die Konstruktionsaufgaben in zwei Gruppen oder Klassen teilen können. Die erste Klasse würde solche Aufgaben enthalten, die eine besondere Umformung nicht erfordern, die zweite solche, die erst durch eine Umformung lösbar würden. Es liegt in der Natur der Sache, dafs eine durchaus scharfe Trennung dieser beiden Klassen sich nicht ermöglichen läfst, da eine und dieselbe Aufgabe sich sowohl der einen wie der anderen wird zurechnen lassen können.

Teilt man die Aufgaben in der angegebenen Weise in zwei Klassen, so mufs man versuchen, zwei Fragen zu beantworten, nämlich einmal:

Welche Mittel ergeben sich, um geometrische Örter für gesuchte Punkte herzustellen?

und zweitens:

Welche Mittel bieten sich dar zur Umformung der Figur?

Wenden wir uns zunächst zur ersten Frage. Man gelangt zu geometrischen Örtern für Punkte oder gerade Linien, indem man von den beiden Bedingungen, die der gesuchte Punkt oder die gesuchte Gerade erfüllen soll, eine vernachlässigt. Dieses Prinzip, eine Aufgabe durch Vernachlässigung einer Bedingung unbestimmt zu machen, läfst sich aber auch auf ganze Figuren anwenden. Nur hat man darauf zu achten, dafs die Figur, welche durch Vernachlässigung der einen Bedingung beweglich wird, sich so bewegt, dafs ihre Punkte geradlinige oder kreisförmige Bahnen beschreiben. Auf diese Weise bieten Verschiebung und Drehung[1]) sich als ganz natürliche Hülfsmittel dar. Von einer Schilderung der Verschiebung und Drehung darf ich an dieser Stelle Abstand nehmen, da ich voraussetzen darf, dafs Petersens Methoden und Theorien allgemein bekannt sind.[2]) Doch will ich mir erlauben, die Fundamentalaufgaben anzuführen, welche sich auf diesem Wege lösen lassen, und an einigen Beispielen zeigen, wie dieselben sich bei der Auflösung von Konstruktionsaufgaben benutzen lassen. Die wichtigsten derselben sind folgende:

I. Eine gegebene Strecke AB in gegebener Richtung mit ihren Endpunkten auf zwei gegebene Linien zu legen.

Diese Aufgabe ist nur ein spezieller Fall von einer viel allgemeineren, die sich folgendermafsen ausdrücken läfst: durch einen gegebenen Punkt P eine Gerade zu ziehen, welche zwei gegebene Linien L und L' in den Punkten X und Y so schneidet, dafs XY gleich einer gegebenen Strecke ist. Sind die gegebenen Linien parallele Gerade oder

1) Bei der perspektivischen Drehung beschreiben die Punkte der Figur nicht konzentrische Kreise, sondern Bogen einer archimedischen Spirale. Es kommt aber hierbei nicht auf den Weg der Figur an, sondern auf die Lage, welche dieselbe nach erfolgter Drehung einnimmt.

2) Man vergleiche auch meine 'Geometrische Konstruktionsaufgabe', Kiel, E. von Maack. 1884.

konzentrische Kreise, so läfst die Aufgabe sich mittels Verschiebung und Drehung leicht lösen (man vergleiche II). Anderenfalls bietet sie aber Schwierigkeiten, die zum Teil nicht mit Hilfe von Zirkel und Lineal zu überwinden sind. Da die Aufgabe häufig vorkommt, so ist es begreiflich, dafs die Griechen dieselbe bereits kannten, ja Apollonius hat dieselbe für so wichtig gehalten, dafs er unter dem Titel περὶ νεύσεων zwei Bücher über dieselbe geschrieben hat, die leider verloren gegangen sind. Von den Wiederherstellern dieser verlorenen Schrift ist das Wort νεῦσις mit inclinatio übersetzt worden, und dafür hat man dann wieder das deutsche Wort 'Neigung' genommen, was aber ebenso wenig wie inclinatio dem Sinne entspricht, den die Griechen mit νεῦσις verbanden. Einschiebung[1]) würde den Sinn viel besser wiedergeben.

II. Eine der Gröfse und Gestalt nach gegebene Figur mit zwei Punkten auf eine gegebene Gerade (zwei parallele Geraden) oder eine Kreisperipherie (zwei konzentrische Kreise) so zu legen, dafs ein dritter Punkt auf eine gegebene Linie fällt oder eine Seite durch einen gegebenen (endlich oder unendlich entfernten) Punkt geht.

III. Durch einen gegebenen Punkt P eine Gerade zu ziehen, welche zwei gegebene Linien L und L' in den Punkten X und Y so schneidet, dafs $PX:PY = \pm\frac{p}{q}$.

IV. Eine Figur von gegebener Gestalt mit zwei Punkten einer Strecke, deren Richtung gegeben ist, auf zwei (sich schneidende) gerade Linien so zu legen, dafs ein dritter Punkt auf eine gegebene Linie fällt, oder eine Seite durch einen gegebenen Punkt geht, beziehungsweise eine gegebene Gröfse hat.

V. Ein Dreieck von gegebener Gestalt mit einem Eckpunkt auf einen gegebenen Punkt und mit den beiden anderen auf zwei gegebene Linien zu legen.

Beispiel 1. In einen gegebenen Kreis K eine Sehne XY von gegebener Länge so einzutragen, dafs sie einer gegebenen Geraden MN parallel wird.

Analysis 1. Sieht man von der Bedingung ab, dafs Y auf der Kreisperipherie liegen soll, so kann man eine Strecke AB von der gegebenen Länge parallel der MN mit dem einen Endpunkt A auf K legen oder gelegt denken. Verschiebt man diese Strecke parallel mit sich während A dauernd auf der Peripherie von K gleitet, so beschreibt B einen Kreis K', der dem gegebenen Kreise K kongruent ist. K' ist dann ein zweiter Ort für Y (I).

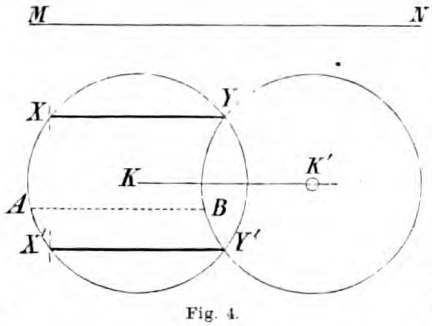


Fig. 4.

Für die Konstruktion würde man also durch K eine Parallele zur MN ziehen, KK' gleich der gegebenen Strecke machen und um K' mit dem Radius von K einen Kreis beschreiben. Dadurch erhält man Y. Ein Kreis um Y als Mittelpunkt mit der gegebenen Strecke als Radius liefert X.

Analysis 2. Man könnte auch die Bedingung vernachlässigen, dafs XY der MN parallel sein soll, und eine Sehne AB in den Kreis K eintragen, welche die gegebene Länge hat. Diese wird mit der MN irgend einen Winkel φ bilden. Um diesen Winkel φ würde man nun die AB um den Punkt K drehen müssen. Da alle Punkte einer Geraden

1) Vgl. H. G. Zeuthen, Die Lehre von den Kegelschnitten im Altertum, Kopenhagen 1886, S. 261.

bei einer solchen Drehung Bogen von gleichen Centriwinkeln beschreiben, so würde die Drehung sich am einfachsten dadurch bewerkstelligen lassen, dafs man mit dem Radius KA um C einen Bogen beschreibt und $\widehat{BX}$ sowie $\widehat{AY}$ gleich $\widehat{DE}$ macht; dann ist XY die verlangte Sehne (II).

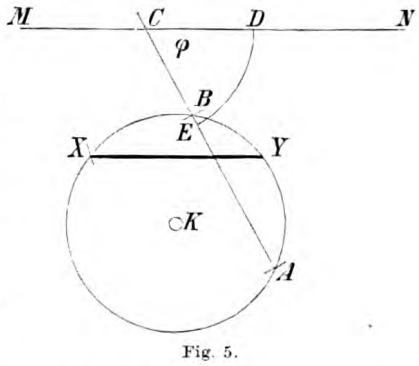


Fig. 5.

Aufgabe 2. In ein Dreieck ABC ein Parallelogramm zu zeichnen, von dem ein Winkel und das Verhältnis der diesen Winkel einschliefsenden Seiten gegeben ist.

Analysis. Zunächst läfst sich irgendwo auf einer der Dreiecksseiten, z. B. BC, ein Parallelogramm zeichnen, das den gegebenen Winkel enthält und dessen Seiten die für das Verhältnis gegebenen Strecken p und q sind. Durch Verschiebung längs der BC kann man es nun dahin bringen, dafs ein Eckpunkt auf AB fällt. Um den vierten Eckpunkt y auf AC fallen zu lassen, wendet man nunmehr perspektivische Verschiebung an (IV). Dabei beschreibt y eine Gerade, die durch B geht. By ist also ein Ort für Y u. s. w.

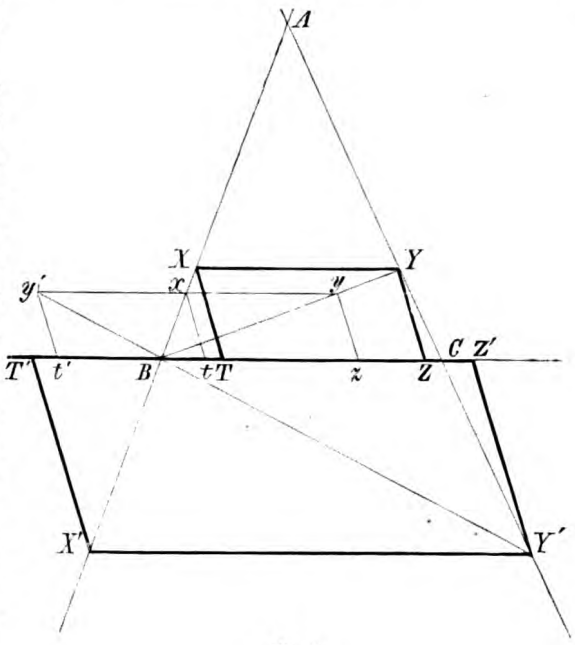


Fig. 6.

Hier wurde von der Bedingung abgesehen, dafs ein Eckpunkt auf AC liegen solle. Aber genau mit demselben Rechte könnte man die Bedingung vernachlässigen, dafs zwei Punkte des Parallelogramms auf BC liegen sollen. Man würde also das Parallelogramm $xyzt$ so zeichnen, dafs xy der BC parallel ist. A wird dann Ähnlichkeitspunkt und die Ähnlichkeitsstrahlen Az und At schneiden BC in den gesuchten Punkten Z und T.

Da man ein Parallelogramm von der gegebenen Gestalt zu beiden Seiten von xt, sowohl wie von xy antragen kann, so erhält man jedesmal für jede Seite zwei Lösungen denen sich je zwei fernere zugesellen, wenn man das Parallelogramm so legt, dafs xt der BC parallel ist und noch je zwei, allerdings nur der Lage nach verschiedene, wenn man das Parallelogramm so umlegt, dafs der spitze Winkel da zu liegen kommt, wo der stumpfe lag. Es würden sich also im ganzen 24 Parallelogramme in das Dreieck zeichnen lassen. Ist das Parallelogramm ein Rechteck, so giebt es 12 Lösungen, ist es ein Quadrat, so giebt es deren 6.

Das zuerst gezeichnete Parallelogramm kann so klein oder grofs gezeichnet werden, wie man will. Es ist also nicht richtig, wenn man die Grundlinie oder eine durch die Spitze des Dreiecks gezogene Linie als besonders wichtig für die Lösung der Aufgabe

hinstellt[1]), aber es ist ganz unrichtig, wenn man, wie das von Fahle geschehen ist[2]), behauptet, dafs man die Aufgabe für ein Quadrat dadurch 'allein rationell und zweckmäfsig' lösen könne, dafs man zunächst ein Quadrat über der Grundlinie des Dreiecks zeichnet. Fahle geht von dem Grundsatz aus, 'dafs Anschauung und Rechnung, Konstruktion und Algebra stets Hand in Hand gehen müssen und auf keiner Stufe des Unterrichts von einander zu trennen sind.' Um nun zu entscheiden, ob man für die Auflösung der genannten Aufgabe zuerst ein beliebiges Quadrat, oder eins mit der Höhe als Seite oder endlich eins mit der Grundlinie als Seite zu nehmen habe, berechnet er die Seite des Quadrats unter der Annahme, dafs Grundlinie und Höhe des Dreiecks gegeben seien. Aus der gefundenen Formel schliefst er dann, dafs man das Quadrat über der Grundlinie zu nehmen habe. Der von Fahle ausgesprochene Grundsatz ist überhaupt nicht, jedenfalls aber für die untere Stufe nicht durchführbar, und aufserdem mufs das Gymnasium rein geometrischen Methoden dem Vorzug geben. Aus der angeführten Formel läfst sich aber mit Recht nur schliefsen, dafs das einbeschriebene Quadrat für alle Dreiecke von gleicher Grundlinie und Höhe gleich grofs ist.

Die hier behandelte Aufgabe läfst noch eine Erweiterung zu, nämlich in ein Dreieck ein Viereck von gegebener Gestalt zu zeichnen.

Aufgabe 3. Ein Dreieck zu konstruieren aus b, c und m_a.

Analysis. Ist ABC das Dreieck, D die Mitte von BC und also $AD = m_a$, so könnte man AC zunächst hinlegen. Kreisbogen um A mit AD und AB als Radius geben Örter für D und B. Man hat also jetzt durch C eine Gerade zu ziehen, welche die beiden Kreisbogen beziehungsweise in D und B so schneidet, dafs $CD:CB = 1:2$ (III). Multipliziert man den Kreis mit AB als Radius mit $\frac{1}{2}$ mit Bezug auf C, so erhält man D, multipliziert man den anderen mit 2, so erhält man B.

Mit Rücksicht auf das Folgende soll hier aber noch eine Konstruktion angeführt werden. Legt man zuerst AD hin, so erhält man zwei konzentrische Kreise mit A als Mittelpunkt als Örter für B und C. Nun kommt es darauf an durch D eine Gerade zu ziehen, welche die beiden Kreise in B und C so schneidet, dafs $DB:DC = 1$ oder richtiger gleich -1. Multipliziert man also einen der gezogenen Kreise mit -1 mit Beziehung auf D, so erhält man einen der gesuchten Eckpunkte, und durch diesen und D ist dann der dritte Eckpunkt bestimmt.

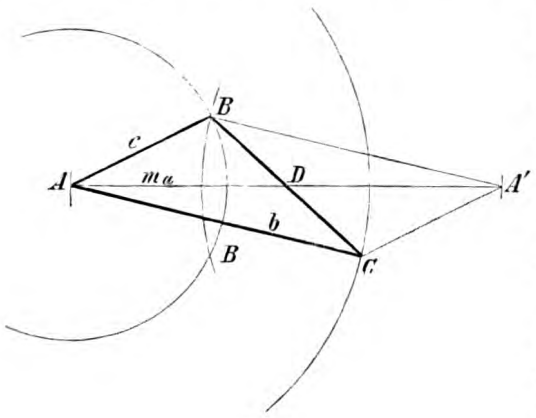


Fig. 7.

Diese Aufgabe läfst sich verallgemeinern, indem man statt m_a eine Transversale nimmt, die BC nach irgend einem gegebenen Verhältnis teilt.

Aufgabe 4. Um ein Dreieck ABC einen Rhombus $AXYZ$ zu beschreiben, von dem ein Winkel α gegeben ist.

1) Professor Dr. Gustav Hoffmann, Anleitung zur Lösung planimetrischer Aufgaben. Leipzig 1885. S. 72.

2) Altes und neues aus der Schule, Jahrbücher für Phil. und Päd. 1882. II, S. 102.

Analysis. Da alle Winkel des Rhombus gegeben sind, so ergeben sich als geometrische Orter für X, Y, Z diejenigen Bogen über AB, BC und CA als Sehne, welche die Winkel $180^0 - \alpha$, α und $180^0 - \alpha$ fassen. Nun lassen sich für die Lösung verschiedene Wege einschlagen, die davon abhängig sind, welche besonderen Eigenschaften des Rhombus man berücksichtigen will. Die Diagonale AY halbiert den Winkel α. Ein zweiter Ort für Y würde sich also ergeben, wenn man über AB oder AC als Sehne den Bogen beschreibt, der $\frac{\alpha}{2}$ faſst. Ebensowohl könnte man eine Lösung darauf gründen, daſs alle Halbierungslinien von Peripheriewinkeln auf demselben Bogen durch die Mitte dieses Bogens gehen; dadurch erhält man einen zweiten Punkt der Diagonale, nämlich D. Endlich könnte man darauf Rücksicht nehmen, daſs ein Rhombus durch eine Diagonale in zwei gleichschenklige Dreiecke zerlegt wird. Da die Gestalt der Dreiecke AXY und AXZ bekannt ist, so läſst die Aufgabe sich auf V reduzieren. Nimmt man der Einfachheit wegen das Dreieck AXZ, so bestimmt man Z dadurch, daſs man den Kreis N um A um den Winkel α dreht.[1])

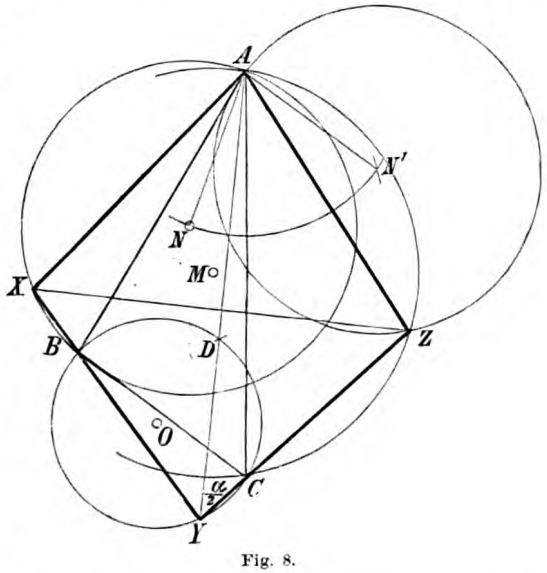


Fig. 8.

Soll statt des Rhombus ein Viereck von gegebener Gestalt um das Dreieck beschrieben werden, so lassen die drei hier für den Rhombus gegebenen Arten der Lösung sich leicht auch auf diesen Fall erweitern.

Hoffentlich ist es mir gelungen in Ihnen die Überzeugung zu erwecken, daſs die geschilderten Auflösungsmethoden von einem durchaus einheitlichen Prinzip beherrscht werden und daſs gleichzeitig ein allmähliches Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren stattfindet. Ein Schüler, der über die genannten Methoden selbständig verfügen kann, befindet sich einer passend gewählten Aufgabe gegenüber nicht in Verlegenheit, vielmehr wird er imstande sein statt einer Auflösung mehrere zu geben.

Nun bleibt mir noch übrig einige Worte über die Umformung der Figur zu sagen, denn in allen Sammlungen kommen Aufgaben vor, die eine solche Behandlung entweder wünschenswert oder notwendig machen. Auch hier muſs man die Forderung stellen, daſs die Umformung nicht plötzlich als rettender Kunstgriff erscheint, sondern daſs dieselbe sich als natürliches Hilfsmittel darstellt. Das läſst sich etwa in der Weise erreichen, daſs man bei der Lösung irgend einer Aufgabe auf eine solche Umformung aufmerksam macht und nun durch Untersuchung der neuen Figur zeigt, daſs dieselbe sich bei ähnlichen Aufgaben mit Nutzen verwenden läſst. So erkennt man unschwer in der Figur 7 S. 240, daſs die Punkte A,B,A',C die Eckpunkte eines Parallelogramms sind, das man sich dadurch entstanden denken kann, daſs an das Dreieck ABC ein demselben kon-

1) Man vergleiche hiermit die Lösung derselben Aufgabe bei G. Hoffmann, a. a. O. S. 81.

gruentes Dreieck $A'CB$ angelegt ist. Dieses durch Umlegung entstandene Parallelogramm läfst sich aber vielfach mit Erfolg benutzen.

In der Figur 2 ist AD die Symmetrieaxe für AB und AC. Durch Umwenden um diese Axe ergiebt sich, dafs die Stücke BE und CF, welche der Kreis um D von AB und AC abschneidet, die Differenz der beiden Dreiecksseiten AB und AC ist. Aus dieser Figur läfst sich also ohne Schwierigkeit entnehmen, wie sich ein Dreieck a, aus $c - b$ und α konstruieren läfst. Eine entsprechende Figur zeigt die Konstruktion, wenn a, $b + c$ und α gegeben sind. Aus diesen Konstruktionen lassen sich dann wieder diejenigen ableiten, welche gewöhnlich gegeben werden, und die darin bestehen, dafs man die eine Seite um die andere verkürzt oder verlängert.

Bei schwierigen Viereckskonstruktionen pflegt man das Parallelogramm als Basis zu benutzen, welches aus den Diagonalen und dem von diesen eingeschlossenen Winkel gebildet wird. Auch zu diesem Parallelogramm kann man auf natürlichem Wege gelangen. Wir wollen annehmen, es solle ein Viereck $ABCD$ aus zwei Gegenseiten AD und BC, den beiden Diagonalen AC und BD und dem Winkel φ zwischen den Diagonalen konstruiert werden. Legt man zuerst eine der Seiten, etwa AD hin, so bekommt man einen Kreisbogen als Ort für den Durchschnittspunkt der Diagonalen, und je einen Kreisbogen als Ort für B und C. Auf diesem Wege ist die Aufgabe nicht lösbar, denn der Durchschnittspunkt der Diagonalen beschreibt eine Kurve sechsten Grades. Legt man aber die Diagonale AC hin, so erhält man zwei Kreise um A und C als Mittelpunkt als Örter für D und B. Nun kommt es darauf an die Diagonale BD so mit ihren Endpunkten auf diese beiden Kreisperipherien zu legen, dafs sie mit der AC den gegebenen Winkel φ bildet (I). Man trägt also in C den Winkel φ an, macht CC' gleich BD, und schlägt um C' mit dem Radius BC einen Kreis. Dieser trifft den Kreis um A in dem gesuchten Punkte D. Ein Kreis um D mit dem Radius DB liefert B. Der Beweis ergiebt sich daraus, dafs $BCC'D$ ein Parallelogramm ist. Eine Untersuchung der Figur zeigt nun, dafs in D drei Seiten des Vierecks zusammenstofsen, nämlich AD, CD und die BC gleiche DC', und dafs Winkel $CDC' = BCD$ ist. Man könnte sich aber denken, BC sei durch Parallelverschiebung in die Lage DC' gebracht. Eine entsprechende Verschiebung liefse sich dann auch mit AB vornehmen. Dadurch würde AB in die Lage $A'D$ gelangen. Nun hat man ein Parallelogramm $ACC'A'$, das aus den Diagonalen und dem von ihnen eingeschlossenen Winkel gebildet wird, innerhalb desselben einen Punkt D, in welchem die vier Seiten des Vierecks zusammenstofsen u. s. w.

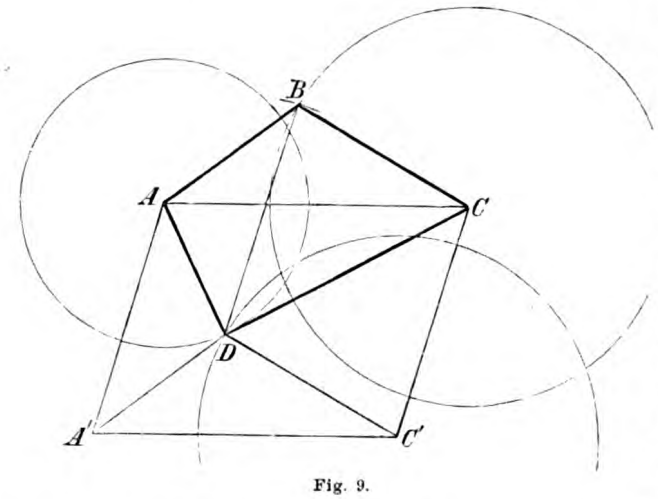


Fig. 9.

Verschiebung und Drehung, centrische und symmetrische Eigenschaften der Figuren bieten sich also als Mittel dar, um gegebenen Falls eine Figur in zweckmäfsiger Weise

umzuformen. Es lassen sich aber auch viele Umformungen vornehmen, für die sich keine allgemeine Anleitung geben läfst, bei denen es also wesentlich auf den Scharfblick und die Kenntnisse des Lösenden ankommt. Solche Aufgaben müssen also, wenn man dieselben als zu schwierig nicht überhaupt verwerfen will, einer oberen Stufe vorbehalten bleiben.

Leider kann man es einer Aufgabe nicht immer von vornherein ansehen, ob dieselbe sich auf die eine oder andere Weise wird lösen lassen. Eine Gruppe von Aufgaben, welche die Anwendung einer bestimmten Methode zuläfst, ist aber sicher aus den gegebenen Stücken zu erkennen. Ist nämlich für die Bestimmung einer Figur aufser Winkeln und Verhältnissen nur eine Strecke gegeben, so müssen diese Winkel und Verhältnisse die Gestalt der gesuchten Figur bestimmen. Man kann also zuerst eine Figur zeichnen, welche der verlangten ähnlich ist und diese dann mittels der gegebenen Strecke auf die verlangte Gröfse bringen. Wir haben es hier mit der perspektivischen Verschiebung oder der Ähnlichkeitsmethode zu thun. Wer ist aber der Erfinder dieser Methode? Reidt hat dieselbe 1882 in seinen planimetrischen Aufgaben (Breslau, Eduard Trewendt) und 1873 in seinem Programm (Hamm) aufgestellt. Erler löst 1873 mittels derselben einige Aufgaben (Zeitschrift für math. u. naturw. Unterricht, IV, S. 325). Lieber und von Lühmann nehmen 1870 in ihrer Aufgabensammlung (Berlin, Simion) darauf Rücksicht. Die erste Auflage von Petersens Methoden und Theorien erschien, allerdings in dänischer Sprache, 1866, und hier war die Methode gründlicher und eingehender behandelt, als bei den oben genannten Autoren. Aber schon 1862 hatte Féaux in seiner Programmabhandlung über Dreiecksaufgaben (Paderborn) darauf aufmerksam gemacht, dafs man ein Dreieck oft vorteilhaft dadurch bestimmt, dafs man zuerst ein dem gesuchten ähnliches zeichnet. Indessen können wir noch weiter zurückgehen, denn wahrscheinlich ist Heinrich Seeger der erste, der in neuerer Zeit die Ähnlichkeitsmethode ausdrücklich als Methode hervorgehoben hat und zwar in seinem vortrefflichen Buche, 'Die Elemente der Geometrie', Schwerin 1860. Leider scheint dieses Buch, das übrigens eine zweite Auflage erlebt hat, keine grofse Verbreitung gefunden zu haben. Durchmustert man Aufgabensammlungen, die vor 1860 erschienen sind, so findet man gelegentlich Aufgaben, die mittels der Ähnlichkeitsmethode gelöst sind, z. B. bei Schwab in seiner Ausgabe von Euklids Data 1780, doch wird das Verfahren nirgendwo verallgemeinert. Aber auch hier können wir nicht stehen bleiben. Das älteste uns erhaltene Beispiel für die Anwendung der Ähnlichkeitsmethode findet sich in den Kegelschnitten des Apollonius von Pergä, zweites Buch, 53. Hier wird verlangt, dafs an eine Ellipse eine Tangente gezogen werden soll, die mit dem Durchmesser, der an den Berührungspunkt gezogen ist, einen gegebenen Winkel bildet.[1]) Ist O der Mittelpunkt der Ellipse, P der Berührungspunkt, OM die Abscisse des Berührungspunktes, und schneidet die Tangente die Hauptaxe in T, so folgt aus der Mittelpunktsgleichung der Ellipse, dafs

$$\frac{PM^2}{OM \cdot MT} = \frac{p^2}{a}^{2}),$$

1) H. G. Zeuthen, Die Lehre von den Kegelschnitten im Altertum. Fünfter Abschnitt.

2) Aus der Mittelpunktsgleichung der Ellipse folgt

$$y^2 = \frac{a^2 - x^2}{a^2} \cdot b^2 = (a^2 - x^2)\,\frac{p}{2a},$$

wo p der Parameter und a die ganze Hauptaxe ist. Nun beschreibt Apollonius über einer beliebig gewählten Strecke $O'T'$ einen Bogen, der den gegebenen Winkel faſst; es kommt also darauf an auf $O'T'$ eine Senkrechte $P'M'$ zu errichten, so daſs

$$\frac{P'M'^2}{O'M' \cdot M'T'} = \frac{p}{a}$$

ist. Verlängert man $P'M'$ nach unten bis zum Durchschnitt mit der Kreisperipherie in A, so ist $O'M' \cdot M'T' = P'M' \cdot M'A$, mithin erhält man

$$\frac{P'M'}{M'A} = \frac{p}{a}.$$

Bezeichnet man $P'M'$ mit x und die bekannte Entfernung des Kreismittelpunktes K von $O'T'$ mit c, so ist

$$\frac{x}{2c + x} = \frac{p}{a}.$$

Hieraus ergiebt sich x, dadurch bestimmt man P' und nun kennt man den Winkel $P'O'M'$. Trägt man diesen im Mittelpunkte der Ellipse an die groſse Axe an, so findet man den Berührungspunkt.

Apollonius zeichnet also nicht etwa eine Ellipse, die der gegebenen ähnlich ist, sondern er nimmt sich aus der Figur ein Dreieck heraus, das seinen Zwecken entspricht und dann konstruiert er mit Hülfe der Gleichung der Ellipse ein Dreieck, welches diesem ähnlich ist. Beachtet man nun, daſs in Euklids Data eine ganze Reihe von Sätzen vorkommen, die aussagen, unter welchen Bedingungen eine Figur der Gestalt nach gegeben sei, und berücksichtigt man ferner, daſs die Griechen, obwohl die Fähigkeit dazu ihnen gewiſs nicht fehlte, es unterlassen haben, allgemeine Methoden oder Formen der Betrachtung unter einen einzigen Ausdruck zusammenzufassen„ so kann es nicht zweifelhaft sein, daſs sie die Erfinder der Ähnlichkeitsmethode sind und daſs die Neueren nur das wiederentdeckt haben, was den Alten schon bekannt war. Hier wie in so manchen anderen Gebieten der Geometrie müssen wir also den Griechen die Priorität zuerkennen.

Die hierbei dargelegten allgemeinen Gesichtspunkte zum Lösen von Konstruktionsaufgaben wurden als richtig anerkannt entsprechend der Einteilung der elementaren geometrischen Aufgaben in zwei Klassen, in Aufgaben über die Kongruenz und in Aufgaben über die Ähnlichkeit.

Herr Professor Dr. Melde aus Marburg hielt einen Vortrag mit Experimenten an den von ihm ausgestellten akustischen Apparaten:

'Die diesjährige Versammlung deutscher Schulmänner in Gieſsen bot mir Gelegenheit, eine Ausstellung verschiedener akustischer Apparate im Gymnasium an genanntem Orte einzurichten, weil ich der Meinung war, es möchten diese von mir erfundenen Appa-

---

Ist x' die Abscisse des Berührungspunktes, so ist die Abscisse x'' des Durchschnittspunktes zwischen Tangente und Hauptaxe gleich $a^2 : x'$, also $a^2 = x' \cdot x''$. Bezeichnet man also die Ordinate des Berührungspunktes mit y', so hat man

$$y'^2 = (x' \cdot x'' - x'^2)\frac{p}{2a} = x'(x'' - x')\frac{p}{2a},$$

oder wenn die ganze Axe (wie es dem Verfahren der Griechen entsprechen würde) mit a bezeichnet und sich an die oben bezeichnete Figur anschlieſst:

$$\frac{PM^2}{OM \cdot MT} = \frac{p}{a}.$$

rate, welche durchgängig auch den Charakter von Lehrmitteln besitzen, manchem Lehrer der Physik in einer solchen Zusammenstellung nicht unwillkommen sein. Da ich in Gieſsen anwesend sein konnte, so führte ich die Apparate selbst vor und stellte mit denselben einige Hauptexperimente an. Einer an mich ergangenen Bitte komme ich nach und teile im folgenden einige Notizen über die betreffenden Apparate mit. Um auch denjenigen Herren Fachgenossen zu entsprechen, welche vielleicht Veranlassung nehmen wollen, Näheres über die Einrichtung der Apparate, über alle damit anzustellenden Experimente, sowie über die Theorie der hierbei in Betracht kommenden Erscheinungen zu erfahren, habe ich am Schlusse der folgenden Notizen eine Zusammenstellung der Litteratur vorgenommen, soweit es mir eben zweckmäſsig erschien. Noch bemerke ich, daſs alle meine akustischen Apparate solid und preiswürdig von dem hiesigen Universitäts-Mechaniker F. Engel angefertigt werden.

1) Der 'Doppelstimmgabel-Apparat.'

Derselbe hat den Zweck, in einem Faden zwei Aliquotschwingungen gleichzeitig zu erregen, und ist der Faden deshalb an zwei Stimmgabeln befestigt. Die Stimmgabeln werden zwischen zwei Eisenankern mit Hilfe des elektrischen Stroms in kontinuierlicher Schwingung erhalten. Die tiefere Stimmgabel bildet selbst den Stromunterbrecher und bleiben hierbei ihre Zinken konstant in einer Vertikalebene. Der Stromkontakt wird durch Quecksilber vermittelt. Die zweite Gabel ist an einem Gestell so befestigt, daſs ihre Zinkenebene jede Lage gegen den Horizont einnehmen kann, daſs diese Zinkenebene also namentlich auch mit der der ersteren Gabel parallell oder unter 90° hiergegen eingestellt werden kann. Geschieht das letztere, so kombinieren sich im Faden zwei Partialschwingungen unter einem rechten Winkel: einer vertikalen von der ersten, und einer horizontalen von der zweiten Gabel herrührend.

Soll die Kombination zweier Fadenschwingungen gleichzeitig möglich werden, so müssen selbstverständlich die Schwingungszahlen n und n' der Gabeln die entsprechenden sein und läſst es sich z. B. sehr leicht erreichen, daſs $n : n' = 1 : 2$ wird. Passende Laufgewichte, an den Gabelzinken verschiebbar, führen hier zum erwünschten Verhältnis, das genau erreicht sein muſs, weil ja der elektrische Strom, der die Gabel '1' in Bewegung setzt, auch die Gabel '2' zum Mitschwingen bringen muſs, was nach dem Resonanzgesetz nur möglich wird, wenn die Schwingung von '2' eine genaue Oberschwingung von der von '1' ist.

Die beiden Gabeln können in die verschiedensten Entfernungen gebracht werden, und lassen sich hierbei Fäden, ja dickere Kordeln, von über 4 Meter Länge in die schönsten Wellenbewegungen versetzen. Ist das Verhältnis $n : n' = 1 : 2$ erreicht, so gelingt es z. B. leicht, zwei vertikale Wellen mit vier horizontalen, also die zweite und vierte Oberschwingung des Fadens zu kombinieren. Man hält zu dem Ende mit der Hand die Gabel '2' fest, so daſs '1' nur schwingt, und reguliert mittelst eines an dem Gestell der Gabel '2' befindlichen Wirbelchens die Spannung des Fadens so, daſs er zwei Vertikalwellen bildet; läſst man jetzt die Gabel '2' mitschwingen, so kombinieren sich mit den früheren zwei Vertikalwellen vier neue Horizontalwellen.

Am besten verwendet man weiſse Fäden vor einem schwarzen Hintergrunde. Um aber an einzelnen Fadenstellen die betreffenden Schwingungskurven schön und leicht zu erkennen, schwärzt man mittelst Tusche diese Stellen etwa auf 2 Cent. Länge und etabliert

auf diesen geschwärzten Stellen kleine weifse Perlen, indem man Kreidepulver mit Gummilösung zusammenreibt, und von diesem weifsen Brei ganz kleine Mengen auf den Faden überträgt.

Selbstverständlich kann die Gabel '1' auch allein verwendet werden, um einen Faden in Schwingung zu versetzen. Dieser läfst sich dann in allen Lagen gegen die Zinkenebenen einstellen und habe ich namentlich, wenn die Impulse longitudinal auf den Faden erfolgten, Wellen erhalten, deren Elongationsweiten bis zu einem Decimeter gingen. Man kann diesen für Vorlesungen bemerkenswerten Versuch am besten so anstellen, dafs man den Faden über eine an der Zimmerdecke angebrachten Rolle laufen läfst und seine Spannung durch Gewichte oder sonstwie reguliert.

Der vorstehende Apparat ist auch schon so ausgeführt worden, dafs anstatt der Stimmgabeln Eisenlamellen zwischen den Eisenkernen oder auch über einem Eisenkern eines Elektromagneten verwendet wurden.

2) Der einfache kleinere Stimmgabelapparat zur Erzeugung stehender Fadenwellen.

Dieser Apparat gestattet, Fäden bis zu 1 Meter Länge mittelst einer Stimmgabel in stehende Wellen zu versetzen, wobei die Stimmgabel aber nicht mit Hilfe des elektrischen Stromes, sondern mittelst eines sogenannten Streichstäbchens in dauerndem Schwingen erhalten wird. Das Anstreichen des Stäbchens geschieht zwischen dem nafs gemachten Zeigefinger und Daumen der rechten Hand. Von der Gabel aus läuft der Faden nach einer Messingklemme hin, die ihrerseits an einer etwas über 1 Meter langen Holzlatte sich verschieben und feststellen läfst, um so jede Länge des Fadens bis zu der angegebenen Grenze hin abgrenzen zu können.

Der Apparat ist deshalb von Bedeutung, weil er mit grofser Leichtigkeit gestattet, die Impulse der Gabel in beliebiger Richtung auf den Faden wirken zu lassen, also namentlich Transversal- und Longitudinalimpulse zu vermitteln. Denn einmal gestattet ja die Gabel eine leichte und sichere Drehung um ihre Axe, und sodann läfst sich auch, ohne dafs die Gabel gedreht wird, die Latte mit dem Faden unter jedem Winkel gegen den Horizont einstellen, wodurch allein schon jede Art der Impulswirkung möglich wird.

Mit Hilfe dieses einfachen Apparates lassen sich die Gesetze der Fadenschwingungen in ihrem Zusammenhang mit den Gabelschwingungen sehr genau verfolgen. Auch die allgemeinen Gesetze, die aus der Taylorschen Formel sich ableiten lassen, gestatten eine einfache Verifikation. Zu dem Ende läfst sich der Apparat auch so auf einem hochgelegenen Support festklemmen, dafs der Faden frei vertikal herunter hängt, in welcher Lage er mittelst angehängter Gewichte genau mefsbar gespannt und abgegrenzt werden kann. Will man bei horizontaler Lage des Fadens Spannungsänderungen durch Gewichte vornehmen, so kann der Faden über ein Röllchen gelegt werden, welches ebenfalls längs der Latte verschiebbar ist. Hierbei kann ein recht instruktiver Versuch angestellt werden, indem man die Spannung durch einen dünnwandigen Messingtrichter bewirkt, der mit Wasser zunächst vollgefüllt wird, welches dann unten aus einer feinen Öffnung des Trichters ausfliefsen kann. Da beim Ausflufs des Wassers die Spannung langsam abnimmt, so kann man sehen, wie nach und nach der Faden, wenn er z. B. anfangs 2 Halbwellen bildete, dann deren 3 zeigt. Es bleibt bei diesem Versuche, da die Stimmgabel unverändert wirkt, das Tempo der Pulse dasselbe und nur die Spannung ist variabel.

3) Der einfache gröfsere Stimmgabelapparat zur Erzeugung stehender Fadenwellen.

Dieser Apparat unterscheidet sich von dem vorausgehenden zuerst durch die doppelte Länge der Latte. Indem diese nämlich 2 Meter lang ist, kann man längere Fäden anwenden und so die Erscheinungen auf eine weitere Ferne hin sichtbar machen.

Der zweite Unterschied liegt darin, dafs dieser gröfsere Apparat gestattet, verschieden grofse Stimmgabeln zu verwenden. Denn bei einer etwa längeren Stimmgabel wird das Gabelende der Latte, das sich in einem vertikalen Schlitz verschieben läfst, höher hinauf geschoben und durch eine Klemmschraube in dieser neuen Lage festgeklemmt.

4) Das 'Elektromonochord.'

Es war wünschenswert, die Fadenschwingungen durch den elektrischen Strom einzuleiten und zwar so, dafs die schwingende Gabel durch einen Elektromagneten bewegt wurde und der Faden frei vertikal herunter hing, also so, wie vorhin schon unter 2) mitgeteilt wurde. Man hat hierbei den Vorteil, dafs man nicht das Glasstäbchen zu streichen braucht, um so beide Hände frei zu haben. Der Faden läuft vor einer Millimeterteilung her, und können durch Ableseschieber die genauesten Messungen über die Längen der Wellen bei einer ganz bestimmt wirkenden Spannung eintreten. Die Schliefsung und Unterbrechung des Stroms geschieht durch einen trockenen Platinkontakt. Der Elektromagnet ist zwischen die Zinken gelegt, wodurch der Apparat wesentlich kompendiöser wird.

5) Die 'Röhrenstimmgabel.'

Man kann aus einer gebogenen Glasröhre oder einer gebogenen Metallröhre, oder auch einfach aus zwei Weifsblechröhren, die unten vom Klempner in geschickter Weise eine abgerundete Verbindung erhalten haben, eine Stimmgabel herstellen, welche passend den Namen 'Röhrenstimmgabel' verdient. Sie erhält natürlich noch einen Stiel, um sie irgendwo einzuklemmen oder einzuschrauben. Ferner erhält sie unten nahe am Stiel ein kleines Ansatzröhrchen, aus welchem eine Flüssigkeit — insbesondere Wasser — mit welcher vorher die ganze Gabel angefüllt war, ausfliefsen kann. Soll dieser Wasserausfluſs reguliert werden, so streift man über das Ansatzröhrchen einen Gummischlauch, der sich durch eine Klemme entsprechend einklemmen läfst. Zum Anstreichen einer solchen Gabel bedient man sich am besten wiederum eines Streichstäbchens. Nun leuchtet sofort ein, was man mit einer solchen Gabel erreicht. Ist sie anfangs bis oben an mit Wasser gefüllt, und öffnet man die Klemme, so fliefst Wasser aus; der Ton der Stimmgabel wird hierbei immer höher und höher: Man hat einen tönenden Körper, dessen Tonhöhe sich innerhalb bestimmter Grenzen ganz kontinuierlich verändert; der entweder immer höher wird, wenn das Wasser ausfliefst oder der auch umgekehrt tiefer wird, falls man die Ausfluſsöffnung bei der ursprünglich leeren Gabel zuschliefst und oben in passender Weise Wasser in die Gabel einfliefsen läfst.

Verbindet man nun mit dem einen Schenkel einer solchen Gabel einen Faden, so kann dieser durch eine passende Spannvorrichtung so gespannt werden, dafs er z. B. bei völlig angefüllter Gabel drei Halbwellen bildet. Läfst man sodann das Wasser aus der Gabel abfliefsen, so verschwindet die Wellenbewegung nach und nach; doch bald merkt man, dafs die nächste Oberschwingung mit vier Halbwellen sich einstellt. Man hat also in dieser einfachen Einrichtung ein Mittel, um bei konstanter Spannung des

Fadens eine variabele Erregungsquelle zu benutzen, also das Gegenteil von dem, was wir unter 2) in dem einfachen Stimmgabelapparat besafsen, während das Endresultat in beiden Fällen der Übergang von einer niederen Oberschwingung des Fadens zu einer höheren beobachtet werden kann.

6) Das 'Universalkaleidophon'.

Dieser wohl vielfach bekannt gewordene Apparat liefert mit grofser Beqnemlichkeit dreierlei Gruppen von Schwingungskurven. Die erste Gruppe — die eigentlichen Lissajous'schen Figuren — werden mittelst zweier mit einander verbundenen Lamellen dargestellt, von denen die kleinere, obere Lamelle, mit einem glänzenden Knöpfchen versehen ist, das bei jeder Beleuchtung eine hinreichend glänzende Kurve beschreibt. Da diese kleinere Lamelle mit Leichtigkeit unter jedem Winkel gegen die grofse Lamelle eingestellt werden kann, so lassen sich auch die geradlinigen Komponenten unter einem jeden anderen Winkel als einem solchen von 90° einstellen und namentlich diejenigen interessanten Schwingungserscheinungen verfolgen, wobei die beiden Schwingungen in dieselbe Gerade fallen, ein Fall, den ich näher in meiner 'Lehre von den Schwingungskurven'[1]) behandelt habe. Die zweite Gruppe, welche sich darstellen läfst, wird durch das Zusammenwirken einer geradlinigen Komponente mit einer elliptischen geliefert. Hierbei wird entweder die grofse Lamelle von vorhin durch einen cylindrischen Stahlstab ersetzt, wenn nämlich die Schwingungszahl der elliptischen Komponente kleiner sein soll, wie die der geradlinigen, von der kleinen oberen Lamelle gelieferten Komponente, oder anstatt der kleineren Lamelle wird ein feiner Strickstock eingesetzt, wenn die Schwingungszahl der elliptischen Komponente gröfser werden soll. Die dritte Gruppe der Schwingungskurven wird erzeugt durch das Zusammenwirken zweier elliptischer Komponenten und wird zu dem Zwecke die grofse und die kleine Lamelle durch einen cylindrischen Stahlstab, bezw. einen feinen Strickstock ersetzt.

Bei all diesen Kombinationen können anstatt der oberen Lamelle und des feinen Strickstocks, mit Messingknöpfen endigend, auch solche, mit einem kleinen Spiegelchen endigend, eingesetzt werden. Geschieht dies, so können im Sonnenlicht die Kurven in grofsem Mafsstab objektiv an die Wand geworfen werden. Dies gelingt auch schon bei Anwendung von hellem Lampenlicht in einem sonst nicht erleuchteten Zimmer.

7. Der 'Flächeninterferenz-Apparat.'

Es ist bekannt, dafs Wheatstone die Gladnischen Klangfiguren dadurch erklärte, dafs er annahm, es pflanzten sich zu gleicher Zeit durch eine Scheibe zwei Cylinderwellen unter einem bestimmten Winkel fort. Um dieser Auffassung gemäfs nun die Interferenzen herauszubringen, habe ich einen Apparat konstruiert, der aus zwei Teilen besteht. Der eine Teil trägt ein System von Strickstöcken, deren Füfse alle in einem Horizont liegen, während die Köpfe, gebildet durch dicke Glasperlen alle in einer Cylinderwellenebene stehen und deren Berge und Thäler z. B. von Nord nach Süd liegen. Der zweite Teil bildet auch eine Cylinderwellenfläche, aber von einer kontinuierlichen Zinkplatte gebildet. Setzt man diese Wellenfläche unter 90° unter die Füfse der Strickstöcke, also so, dafs ihre Wellen von Ost nach West verlaufen, und läfst nun das Strickstocksystem so weit herab, bis sich die Füfse alle auf die Zinkwellenfläche aufgesetzt haben, so leuchtet ein, dafs

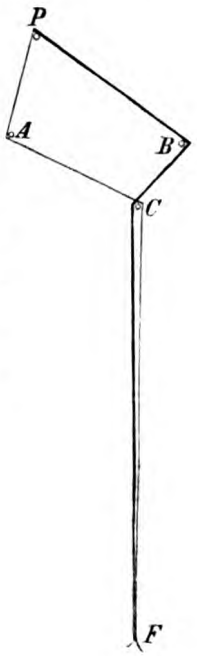
1) Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1864.

nunmehr die Köpfe der Strickstöcke eine resultierende Fläche bilden, die eine Krümmung besitzt, entsprechend einer Chladnischen Scheibe, wenn diese von zwei rechtwinkligen Cylinderwellen zu gleicher Zeit durcheilt wird, und als Resultante eine entsprechende Knotenlinie liefert. Diese Knotenlinien Chladnis werden in dem Flächenwellenapparat dadurch charakterisiert, dafs man eine Anzahl Strickstöcke im Horizont liegend erkennt, während die übrigen oberhalb oder unterhalb dieses Horizonts eine krumme Fläche bilden. Je nachdem man die Zinkfläche anders gegen die Strickstöcke einstellt, d. h. eine andere Phasendifferenz dem Zusammenwirken der Cylinderwellen zurechnet, erhält man andere Ruhelinien und andere Krümmungen. Sehr schön lassen sich so z. B. die beiden Chladnischen Figuren zu stande bringen, wobei einmal als Klangfigur ein Kreuz durch die Ecken, das anderemal ein Quadrat entsteht, dessen Ecken je in der Mitte einer Seite der quadratischen Scheibe liegen.

8) Litteratur zu den vorstehenden Notizen.

Ad 1. Melde, 'Lehre von den Schwingungskurven'. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 1864. § 20.
Melde, 'Pogg. Annal.' Bd. CIX. p. 214.
'Katalog über die Ausstellung wissenschaftl. Apparate in London.' London 1877. p. 186.
Ad 2. 'Poggend. Annal.' Bd. CXI. p. 513. Ferner in vielen Lehrbüchern der Physik.
Ad 4. Melde, 'Akustik'. Leipzig, Brockhaus. p. 83.
Ad 5. 'Wiedem. Annal.' Bd. XXIV, p. 514.
Ad 6. 'Pogg. Annal.' Bd. CXV. 1861. — 'Lehre von den Schwingungskurven.' § 8.
Ad 7. 'Pogg. Annal.' Jubelband. p. 101. — 'Akustik'. p. 201.

Herr Dr. Pitz aus Gieſsen zeigte eine neue Fadenkonstruktion der Hyperbel.



Um drei, auf dem Blatte eingesteckte Nadeln A, B und C wird ein Faden, der genau in der Mitte seiner Länge einen Zeichnenstift P trägt und dessen beide Enden in F durch Zusammenbinden vereinigt sind, in folgender Weise geschlungen: Von P aus legt man die eine Hälfte des Fadens um die Nadel B und von da um C, während die andere Hälfte sich um A und C schmiegt. Die Enden der Fadenhälften von C bis F hängen über das Zeichenbrett herunter und sind durch ein bei F angebrachtes Gewichtstück (Messer etc.) gespannt. Bewegt man nun P, so mufs F nachrücken und P beschreibt eine Hyperbel.

Beweis. Da P in der Mitte des Fadens steckt, so ist in dem Viereck $APBC$

$$PB + BC = PA + AC$$

oder

$$PB - PA = AC - BC$$

bezeichnen wir die konstante Gröfse $AC - BC$ mit $2a$, so wird

$$PB - PA = 2a$$

die Differenz der Vektoren ist für alle Lagen von P demnach konstant, der Punkt P bewegt sich also auf einer Hyperbel.

Folgerungen: A und B sind die Brennpunkte der Hyperbel, C ist ein Punkt der Hyperbel, und zwar liegt C auf dem einen Ast, während P den anderen beschreibt.

Bemerkungen: Der Faden wird in der Art vorbereitet, daſs man zuerst bei P einen einfachen Knoten bindet, in den man vor dem Zuziehen den Schreibstift steckt und dann erst zusammenzieht. Alsdann legt man die beiden Fadenhälften der Länge nach nebeneinander und bindet bei F einen Knoten so, als ob man nicht zwei Fadenteile, sondern nur einen hätte. Ein nochmaliges Zusammenbinden unterhalb F liefert eine Schleife, in die man das Gewichtstück anhängt.

Die durch die Fäden erzeugte Rotation des Gewichtes kann man leicht durch Anlehnen desselben an einen Gegenstand (Hand, Bein etc.) beseitigen.

Es erweist sich praktisch als besser die Nadel C auf die Verbindungslinie AB zu stecken.

Bei der Bewegung des P braucht man nur auf gleichmäſsige Spannung der beiden Teile CF in der Nähe von C zu achten.

Durch die oben gezeichnete Anordnung erhält man die eine Hälfte des linken Astes, bei der Konstruktion der anderen führt man den Faden in entgegengesetzter Richtung um die Nadeln A und B.

Zur Konstruktion des zweiten Astes steckt man die Nadel C in einen Punkt (Scheitel) des ersten Astes.

Die Ausführung gelingt erst nach einiger Übung in gewünschter Weise.

Dritte Sitzung

Samstag den 3. Oktober 1885.

Herr Gymnasiallehrer Rösler aus Hannover unterbreitete der Sektion folgenden Antrag:

'Die mathematische Sektion erklärt das bisher am meisten gebrauchte Rechenzeichen des Logarithmierens 'log' für unzweckmäſsig und inkonsequent und empfiehlt das dem Wurzelzeichen entsprechend durch Deformation eines l gebildete Zeichen ℓ zur allmählichen Einführung. Die logarithmische Basis wird eventuell in die am Grunde des Hauptstrichs befindliche Lücke gesetzt.'

Dieser Antrag wurde von der Sektion angenommen.

Herr Dr. Nies aus Mainz hielt einen Vortrag über das Zeichnen von Krystallformen.

Kein Hilfsmittel ist anerkanntermaſsen so geeignet, das Vorstellungsvermögen, das durch die Krystallographie ausgebildet werden soll, zu üben, als das Zeichnen der Krystallformen. Leider sind aber die bis jetzt gebräuchlichen Zeichenmethoden bei dem Unterricht in den höheren Lehranstalten als zu kompliziert und zeitraubend nicht zu verwenden und wird es daher jedem Lehrer der Mineralogie erwünscht sein, von einem neuen Verfahren Kenntnis zu erhalten, welches gestattet wenigstens jede Form des regulären Krystallsystems ohne jede Hilfslinie direkt an die Tafel oder in ein Heft zu zeichnen.

Die Grundzüge einer solchen Methode hat der Vortragende bereits in der Zeitschrift für mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichte von Hoffmann (Jahrg. XV.

2. 1884) veröffentlicht und beabsichtigt hier noch einiges Wesentliche ergänzend zuzufügen.

Da eine Krystallform durch ihre Eckpunkte vollkommen bestimmt ist, so liege es nahe zu untersuchen, ob nicht einfache Formeln für die Berechnung der Koordinaten dieser Eckpunkte gefunden und diese dann mit Hilfe der Koordinaten gezeichnet werden könnten. Das erstere ist dem Vortragenden auf ganz elementare Weise gelungen und derselbe hat nicht nur für die trigonalen und rhombischen Ecken, sondern auch für die Ecken der hemiedrischen und selbst der trapezoedrischen Formen des regulären Systems einfache Formeln gefunden. Zum Zeichnen der Formen bedient man sich des karrierten Papieres resp. der karrierten Wandtafel in der Weise, wie es in dem in der citierten Zeitschrift enthaltenen Aufsatz geschehen ist, nicht aber so, wie es Prof. Dr. O. Liebe in einer später erschienenen 'Festschrift der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Chemnitz' (Neunter Bericht Oktober 1884) vorschlägt, für den das karrierte Papier nur ein Mittel ist, um die Hilfslinien, durch deren Schnitt sich die Ecken ergeben, leichter ziehen zu können. Auch vor der in der genannten Schrift beliebten Abänderung, die darin besteht, dafs als einfache Axenlänge statt der Länge von neun Quadratseiten eine solche von zwölf und statt des mit dem seither üblichen Übereinkunftswinkel nahezu übereinstimmenden Winkels (dessen Tangente $= \frac{1}{3}$) ein ganz willkürlich gewählter (dessen Tangente $= 4$) angenommen ist, mufs im Interesse der Sache gewarnt werden; denn dadurch wird ein direktes Aufsuchen der Eckpunkte sehr schwierig und der Nutzen des karrierten Papieres illusorisch. Im Übrigen wahrt sich der Vortragende in Bezug auf die Benutzung des karrierten Papieres für das Zeichnen der Krystallformen die Priorität, insbesondere auch gegenüber der Bemerkung von Liebe, wonach 'dieses ganz vorzügliche Hilfsmittel sich bereits seit einigen Jahren bewährt habe.'

Zur Erläuterung des Verfahrens bei dem Zeichnen der Kombinationen legte der Vortragende eine Tafel mit den häufigsten Kombinationen des regulären Systems vor, die sämtlich ohne jede Hilfslinie direkt zu Papier gebracht worden waren. Das Nähere darüber wird in einer besonderen Schrift veröffentlicht werden.

Zum Schlufs zeigte der Vortragende an einem Beispiel, wie sich die von ihm angegebenen Formeln auch noch zu anderen Zwecken mit grofsem Nutzen verwerten lassen:

Die Formel für die Koordinaten der trigonalen Ecken heifst:

$$x = y = z = \frac{mn}{mn + m + n} \text{ oder } = \frac{1}{1 + \frac{1}{n} + \frac{1}{m}};$$

die Formel für die tetraedrischen Ecken heifst

$$x = y = z = \frac{mn}{mn + m - n} = \frac{1}{1 + \frac{1}{n} - \frac{1}{m}}.$$

Für $m = \infty$ nehmen beide Ausdrücke die Form $x = y = z = \frac{1}{1 + \frac{1}{n}}$ an, d. h. für die Formen $a:a:\infty a = O$, $a:\infty a:\infty a = \infty O \infty$ und $a:na:\infty a = \infty On$ fallen die tetraedrischen Eckpunkte mit den trigonalen Ecken zusammen, oder mit anderen Worten: 'Die geneigtflächigen Hemiedrien von Rhombendodekaeder, Würfel und Pyramidenwürfel stimmen mit den entsprechenden holoedrischen Formen vollkommen überein.'

Für den Fall, dafs $m = n$ ist, sind die Koordinaten der tetraedrischen Ecken $= 1$, d. h. 'die tetraedrischen Ecken von $\frac{O}{2}$, dem Tetraeder, und $\frac{mOm}{2}$, allen Trigondodekaeder fallen mit den Ecken von $\infty\, O\, \infty$, dem Würfel, zusammen.' Übrigens läfst sich die hier an Formen des regulären Systems erläuterte Methode des Krystallzeichnens mit gleichem Vorteil auch bei den Formen der übrigen Systeme anwenden.

Der Vorsitzende berichtete über eine briefliche Mitteilung des Herrn Gymnasiallehrers Dr. Schönemann aus Soest betreffend dessen Schrift: 'Die mechanische Verwandlung der Polygone', und empfahl diese Schrift zur Kenntnisnahme; sodann berichtete derselbe über eine briefliche Mitteilung des Herrn Oberlehrers Dr. Hübner aus Schweidnitz über seine Programm-Abhandlung: 'Neue Darstellung der Elemente der höheren Analysis', jedoch konnte dieser Schrift nicht die gewünschte Anerkennung zu teil werden.

VI. Neusprachliche (Neuphilologische) Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Dr. Behaghel, Professor. Basel.
2. Dr. Birch-Hirschfeld, Professor. Gieſsen.
3. Bork, Fräulein, Lehrerin an der h. Mädchenschule. Gieſsen.
4. Dörr, Rektor. Solingen.
5. Frank, Fräulein, Lehrerin an der h. Mädchenschule. Gieſsen.
6. Dr. Freymond, Professor. Heidelberg.
7. Dr. Hangen, Realgymnasiallehrer. Darmstadt.
8. Hanstein, Fräulein, Lehrerin an der h. Mädchenschule. Gieſsen.
9. Dr. Hasselbaum, Oberlehrer. Kassel.
10. Hedderich, Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
11. Dr. Klingelhöffer, Gymnasiallehrer. Darmstadt.
12. Dr. Kölbing, Professor. Breslau.
13. Dr. Kühn, Gymnasiallehrer. Wiesbaden.
14. Dr. F. Landmann. Leipzig.
15. Dr. Langstroff, Reallehrer. Gieſsen.
16. Dr. Lehmann, Realgymnasiallehrer. Wiesbaden.
17. Lenz, Gymnasiallehrer. Darmstadt.
18. Dr. W. Mangold, Oberlehrer. Berlin.
19. Dr. Mensch, Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
20. Dr. Ottmann. Weilburg.
21. Dr. Paehler, Gymnasialdirektor. Wiesbaden.
22. Dr. Proescholdt. Homburg v. d. Höhe. II. Vorsitzender.
23. Dr. Regel. Roſsleben a/U.
24. Dr. Rhode. Hagen i/W.
25. Dr. Roeschen, Gymnasiallehrer. Laubach.
26. Schilling, cand. phil. rec. Gieſsen.
27. Dr. Schwan, Privatdozent. Berlin.
28. Dr. von Soden, Professor. Reutlingen.
29. Dr. Soldan, Professor. Basel.
30. Spamer, Reallehrer. Gieſsen.
31. Dr. Stengel, Professor. Marburg.
32. Dr. Stigell, Professor. Mainz.
33. Stoeriko, stud. phil. Marburg.
34. Dr. Theissen, Reallehrer. Gieſsen.
35. Miſs Toulmine Smith. London.
36. Dr Vetter. Frankfurt a/M.
37. Dr. Vietor, Professor. Marburg. I. Vorsitzender.
38. Walter, Reallehrer. Kassel.
39. Dr. Wetz, Privatdozent. Straſsburg.
40. Wiegand, Realschuldirektor. Bockenheim.

Erste Sitzung

den 30. September 1885.

Die Versammlung wurde in Vertretung des ersten Vorsitzenden, Professor Lambeck aus Cöthen, der verhindert war teilzunehmen, von dem zweiten Vorsitzenden Professor Vietor aus Marburg mit kurzer Ansprache eröffnet. Der Vorschlag, dem um die Konstituierung der Sektion verdienten Professor Lambeck ein Telegramm zu senden, wurde angenommen.

Sodann wünscht Professor Stengel die Ziele der Sektion dadurch zu erweitern,

dafs sie sich aus einer neusprachlichen allmählich in eine neuphilologische verwandle und das um so mehr, als die germanistisch-romanische Sektion für Romanisch seither so gut wie gar nichts gethan habe. Er will, dafs die Sektion von dieser das romanische Element aufsauge. Zugleich stellt er ein Referat in Aussicht über die Bildung einer Association of modern philologists in Nordamerika.

Seine Anfrage, ob seinem Vorschlage prinzipielle Bedenken entgegenstünden, beantwortet der Vorsitzende durch Vorlesung des Protokolls der Karlsruher Versammlung (s. d.)

Dem Vorschlage Stengels widerspricht zunächst Kühn. Er ist an sich nicht gegen die geplante Erweiterung, glaubt aber, dafs zur Zeit, wo die Reform des neusprachlichen Unterrichts aktuell geworden sei, die Aufgaben der Sektion grofs genug seien, und dafs zu ihrer Behandlung die Zeit in der pädagogischen Sektion nicht ausreiche. Er empfiehlt daher zunächst ein noch weiteres Nebeneinandergehen.

Nach einer Unterstützung des Antrags Stengel durch Mangold befürwortet Wiegand die Kühnsche Ansicht. Die auf der Tagesordnung stehenden Themata bittet er erschöpfend zu behandeln und keine Zeit durch Zersplitterung zu verlieren. Kühn betont nochmals, dafs die Frage des neusprachlichen Unterrichts nicht in der pädagogischen Sektion, sondern nur unter Fachmännern erschöpfend behandelt werden könne.

Er ist entschieden dagegen, dafs die Behandlung des neusprachlichen Unterrichts in die pädagogische Sektion verlegt werde. Dagegen bemerkt Stengel, dafs es ihm durchaus nicht in den Sinn gekommen sei, eine Invasion der Theoretiker herbeizuführen. Er will nur die Hand geboten haben, an den Arbeiten der Sektion mitwirken zu können dadurch, dafs die Ziele der Sektion erweitert worden. Er wünscht, dafs dieselbe sich zu einem allgemeinen neuphilologischen Verein herausbilde, der das Fach zu verdientem Ansehen bringe. Die Ansätze dazu sind in den an vielen Orten ins Leben getretenen neuphilologischen Vereinen vorhanden, die auf dem Standpunkt stehen, den er der Sektion vindicieren will. Nach einer Befürwortung der Stengel'schen Vorschläge durch Vetter, der in den jetzigen Bezeichnungen germanistisch-romanische und neusprachliche Sektion eine Unklarheit erblickt, betont Kühn nochmals, dafs die Sonderstellung der Sektion zunächst noch gewahrt werden müsse, und hält eine sofortige Änderung für überstürzt.

Ihm tritt bezüglich des letzteren Punktes Birch-Hirschfeld bei, obwohl derselbe die Aufrechthaltung des Karlsruher Programms für unmöglich hält. Behaghel protestiert gegen den Gegensatz von historischer und modern-wissenschaftlicher Betrachtung. Die letztere müsse der Ausgangspunkt für wissenschaftliche Behandlung sein. Stengel schlägt, um zu einer Einigung zu kommen, die Einsetzung einer Kommission zur Prüfung der Frage, ob eine sofortige Namensänderung am Platze sei, vor. Eine solche Änderung scheint ihm rätlich. Die weitere Entwickelung der Arbeiten und Ziele soll sich dann allmählich von selbst ergeben.

Nach einer längeren Debatte, an der sich noch beteiligen die Herren Proescholdt, Wiegand, Stigell, der Vorsitzende, Behaghel und Kühn, der den Stengelschen Vorschlag für eine Überrumpelung erklärt, laufen verschiedene Anträge bezüglich der vorgeschlagenen Umänderung ein, von denen über den weitgehendsten, die Frage bis zum nächsten Jahre zu vertagen, zunächst abgestimmt wird. Der Antrag wird mit Majorität abgelehnt.

Der Antrag auf sofortige Umänderung der Bezeichnung neusprachliche in neuphilologische Sektion findet die Majorität mit 16 gegen 9 Stimmen.

Schliefslich wird noch beschlossen, die nächste Sektionssitzung erst um $8^3/_4$ Uhr zu beginnen, um den Mitgliedern Gelegenheit zu geben, einem Vortrage des Herrn Professor Birch-Hirschfeld in der germanistisch-romanischen Sektion beizuwohnen.

Zweite Sitzung

am 1. Oktober 1885. Anfang nach 9 Uhr.

Nach kurzen geschäftlichen Mitteilungen (Erhebung von 50 Pfg. Beitrag) erklärt sich Professor Vietor auf Bitten der Anwesenden zur weiteren Führung des Präsidiums bereit. Als Vizepräsident wird Dr. Proescholdt gewählt, der die Wahl annimmt. Sodann erhält Dr. Kühn das Wort zu dem von ihm angekündigten Vortrage:

Über Zweck und Ziel des französischen Unterrichts am Realgymnasium.

Meine Herren! Im vorigen Jahre ist in der neusprachlichen Sektion der Philologenversammlung zu Dessau der Anfangsunterricht im Französischen und Englischen der Gegenstand längerer Debatten gewesen, deren Resultat die von Techmer vorgeschlagene und einstimmig angenommene These war:

> 'Im französischen wie im englischen Anfangsunterricht ist der Lesestoff zum Mittel- und Ausgangspunkt zu machen und die Grammatik immer nur induktiv zu treiben.'

Wenn ich heute besonders über das Unterrichtsziel spreche und zu einer recht eingehenden Diskussion die Anregung geben möchte, so geschieht es darum, weil ich glaube, dafs auch hinsichtlich des Zieles eine Einigung im Sinne einer gesunden Reform möglich ist. Das Unterrichtssystem auf der Mittelstufe dürfte dann späteren Beratungen vorbehalten bleiben. Bei den folgenden Erörterungen beschränke ich mich auf das Französische und das Realgymnasium, weil mir der Gegenstand in dieser Beschränkung aus der praktischen Erfahrung bekannt ist. Natürlich werde ich neben dem Ziel des Unterrichts fortwährend von dem Unterricht selbst reden müssen.

Zunächst erscheint es mir nützlich, den Zweck des französischen Unterrichts an unseren höheren Schulen kurz zu erörtern. Als Ziel des Unterrichts kann im allgemeinen die möglichste Aneignung der französischen Sprache angesehen werden und zwar sowohl der gesprochenen als der geschriebenen Sprache. Der Zweck ist ein doppelter, nämlich die Rücksicht auf das praktische Leben, das Kenntnis des Französischen verlangt, und die Förderung der allgemeinen Bildung. Der zweite Punkt ist früher allgemein verkannt worden und wird heute noch von Vielen bedeutend unterschätzt. Es kommt das von dem vielverbreiteten Schlagwort 'formale Bildung'. Dabei denkt man gewöhnlich an eine Sprache mit recht vielen grammatischen Formen. Das Bildende einer Sprache besteht indes nicht in der grofsen Zahl Formen, welche sie besitzt, sondern in der geistigen Zucht, in welche sie den Lernenden nimmt, und in dem Geist, welchen sie mitteilt. Da darf denn wohl daran erinnert werden, dafs das Französische eine der ersten Kultur-

sprachen ist, und dafs das französische Volk in der ganzen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit neben dem deutschen in der ersten Linie gestanden hat. Wenn wir daher mit der französischen Sprache französische Geschichte, Kultur und Sitte kennen lernen, so werden wir mit einem hervorragenden Bestandteil des modernen geistigen Lebens bekannt.

Das Französische ist an unseren höheren Schulen zunächst aus Rücksicht auf das praktische Leben eingeführt worden. Dem entsprechend war der Unterricht früher vielfach in Händen von sogenannten Sprachlehrern. Später ahmte man das Lateinische nach und betonte die Grammatik einseitig, indem man das Französische auch als formalbildend hinzustellen suchte. Da aber im Französischen viel weniger Formen existieren als im Lateinischen, so nahm man seine Zuflucht zu den Tüfteleien, wie sie der Sprachgebrauch mit sich bringt, und formulierte daraus eine Unzahl von Regeln und Ausnahmen, in deren Kenntnis und sicherer Anwendung beim Übersetzen man die Kenntnis der fremden Sprache erblickte. Darin lag ein doppelter Irrtum. Mit den vielen grammatischen Regeln wird nämlich die Kenntnis der Sprache gar nicht erreicht, denn wer alle diese Regeln gelernt hat und in ihrer Anwendung beim Übersetzen sicher ist, kann darum noch nicht französisch schreiben oder sprechen. Auch die allgemeine Bildung wird dadurch nicht gefördert, denn dieselbe besteht niemals in der Kunst, sich in sprachlichen Besonderheiten und Spitzfindigkeiten zurecht zu finden. Wollen wir daher das Französische an der Schule recht behandeln, so müssen wir aus diesem Unterricht alles entfernen, was dem Zweck und Ziel des Unterrichts fremd ist. Das ist aber vor allem das viele Regelwerk in der Grammatik, ferner synonymische Erklärungen und Phrasen, die aus Vokabularien gelernt werden. Das alles ist totes Wissen, so lange und so weit es nicht zum lebendigen Quell der Sprache, wie sie sich in französischen Litteraturwerken darbietet, in Beziehung steht und sich daraus direkt ergiebt. Die Aneignung von solchem Wissen ist fast nur eine gedächtnismäfsige Arbeit, die nicht viel Wert für die Geistesbildung hat. Solches Wissen verschwindet gewöhnlich auch eben so schnell, als es gekommen ist, und hinterläfst keinen anderen Eindruck als den der Leere.

Es sei mir gestattet, die Gedächtnisarbeit an einem Beispiel zu illustrieren. Die Art, wie bei Plötz und seinen Nachahmern der grammatische Stoff behandelt wird, läuft auf eine Unmasse von Regeln und Ausnahmen hinaus, bei denen der Kern der Sache, das zu grunde liegende Gesetz, vollständig verschwindet. Lehrer und Schüler sind gezwungen, fortwährend mit Einzelheiten zu operieren, die an das Gedächtnis die höchsten Anforderungen stellen, aber gar keinen klaren Einblick in den grammatischen Bau der Sprache gewähren. Recht deutlich zeigt sich das in der Behandlung des Konjunktivs und des Pronomens. Ist z. B. von der betonten und unbetonten Form des Personalpronomens die Rede, so denkt der nach Plötz geschulte Primaner sofort an die lange Reihe von Fällen, in denen nach Plötz die betonte Form stehen mufs (es sind deren nicht weniger als 9). Der Lehrer seinerseits will im Examen die Frage nicht allzu leicht noch allzu schwer stellen und fragt, bei welchen Verben die unbetonte Form durch die betonte ersetzt wird (*penser, songer* etc.) Wenn es gut geht, fallen dem Examinand von den 8 bei Plötz genannten Verben 3—4 ein; im Examen ist aber die Verwirrung und Befangenheit grofs, und so kann es leicht kommen, dafs der Abiturient gar kein Verb zu nennen weifs. Es folgen noch einige ähnliche Gedächtnisfragen, welche auch nicht beantwortet werden, die

Verwirrung des Examinanden wird immer gröfser, und wenn es in dem Übersetzen etwas gehapert hat, bekommt der junge Mann als Gesamtnote im mündlichen Examen 'nicht genügend'. Nehmen wir aber an, dafs der Examinand ein gutes Gedächtnis hat und nicht blos alle 8 Verba aufzuzählen weifs, bei denen die betonte Form steht, sondern auch alle übrigen Fälle, so ist damit noch nicht gesagt, dafs er den Grundunterschied zwischen *je* und *moi* kennt; Plötz spricht nämlich nur von dem verbundenen und unverbundenen Fürwort. Der ganze Unterschied wird aber sofort klar, wenn man sagt, dafs die eine Form unbetont ist und sich als solche an das Verb anlehnen mufs; daraus folgt dann, dafs sie nur in Verbindung mit dem Verb vorkommt. Wird nun die grammatische Frage an einen eben in der Lektüre vorgekommenen Fall angelehnt, so fallen dem Examinanden leicht ähnliche Fälle ein. Auf diese Weise wird alle unnötige Gedächtnisarbeit vermieden und gleichwohl wird ein besseres Verständnis erreicht; denn bei einer derartigen Behandlung wird überall zunächst das Prinzipielle einer grammatischen Erscheinung festgestellt, an welches sich dann die Einzelheiten — auch im Gedächtnis der Schüler — leicht anschliefsen. Zugleich erhalten alle Einzelheiten den ihnen gebührenden Platz: sie werden sofort als Nebensächliches charakterisiert.

Neben dem Regelwerk der Grammatik spielt das Übersetzen aus dem Deutschen bei dem Erlernen fremder Sprachen eine hervorragende Rolle, aber wie mir scheint, mit Unrecht; denn Übung im Übersetzen beweist noch keine Übung im freien Gebrauch der fremden Sprache. Dann zwingt das Übersetzen zum fortwährenden Überspringen aus einer Sprache und Darstellungsweise in die andere und wieder zurück, wobei das sprachliche Gefühl für das Richtige eher unterdrückt als gepflegt wird. Um gut französisch schreiben zu können, mufs man, ähnlich wie beim Sprechen, die deutsche Ausdrucksweise vergessen; beim Übersetzen wird man fortwährend daran erinnert. Man sagt ja auch, um fliefsend französisch sprechen zu können, müsse man erst französisch denken; das bedeutet doch wohl, dafs die deutschen Wendungen vergessen werden sollen. Warum das nicht vom Schreiben gelten soll, sehe ich nicht ein. Aus dem Gesagten folgt eigentlich, dafs das Übersetzen ins Französische ganz beseitigt werden müfste. Da aber auf dem Gebiete des Unterrichts Reformen nur sehr langsam eintreten können, so ist das Nächste Einschränkung des Ubersetzens auf ein recht geringes Mafs, uud teilweise Ersetzen desselben durch Retrovertierübungen. Jedenfalls mufs alles Übersetzen deutscher Klassiker oder sonstigen ursprünglich deutschen Textes unbedingt fallen und zwar schon wegen der grofsen Gefahr, dafs dabei unfranzösische Wendungen passieren. Diese Aufgabe ist so schwer, dafs sie nicht in die Schule gehört.

Soll die Einschränkung des Übersetzens ins Französische in gehörigem Mafse durchgeführt werden, so mufs das nach dem Reglement im Examen geforderte französische Exercitium durch eine Ubersetzung ins Deutsche ersetzt werden. Eine analoge Einrichtung besteht ja schon für das Griechische am Gymnasium und für das Lateinische am Realgymnasium. Eine solche Übersetzung würde einen viel besseren Mafsstab für die Kenntnisse des Examinanden abgeben, als das Exercitium; es wäre nämlich neben der wörtlichen eine freie Übersetzung eines entsprechend schweren Passus und grammatische Erklärung einzelner Stellen derselben zu fordern.

Wie ist nun beim französischen Unterricht Ziel und Zweck desselben zu erreichen? Die Antwort liegt zum Teil schon in den bisherigen Ausführungen: passend ausgewählte

Werke der französischen Litteratur sind die beste Quelle der Sprachkenntnis. Eine intensiv und extensiv betriebene Lektüre solcher Werke vermittelt uns am besten diese Kenntnis. Sie führt uns ein in französische Ausdrucksweise, aber auch in französischen Geist. Sehen wir zu, wie sich an der Hand der Lektüre das Unterrichtsziel im Einzelnen gestaltet.

Das Nächste bei der Lektüre in Prima ist, dafs eine gute deutsche Übersetzung zustande kommt. Bei schwierigen Stellen ist es notwendig, erst wörtlich übersetzen zu lassen, denn eine freie Übersetzung bietet nicht immer die Garantie, dafs die Sache völlig verstanden ist. Eine wichtige Seite der Übersetzung ist das gute Deutsch, auf welches schon Münch ('Zur Förderung des franz. Unterrichts' S. 77 ff.) aufmerksam gemacht hat; wird dasselbe vernachlässigt, so leidet der deutsche Stil. Wenn aber der Schüler daran gewöhnt wird, auch darauf zu achten, so dient das Übersetzen ins Deutsche zu weiterem Eindringen in französische Eigentümlichkeit und regt zu eingehenderem Vergleich der beiden Sprachen an. Bei der Auffindung des besten Ausdrucks mufs die ganze Klasse mitwirken, alle müssen zur Mitarbeit angefeuert werden, indem der Lehrer jede Gelegenheit benutzt, die von einzelnen Schülern gebotenen Ausdrücke auch unter Verzicht auf die eigene Übersetzung zu adoptieren. Häusliche Präparation ist ganz überflüssig; sie beschränkt sich ja bei den meisten doch auf das Abschreiben einiger Wörter. Nötigenfalls verlangt man eine tüchtige Wiederholung des Gelesenen. Das Ziel wird auf dem Weg des Extemporierens auch erreicht; dieses Ziel ist die Fähigkeit, auch schwierige Schriftsteller mit vollem allseitigem Verständnis zu erfassen und in gutes Deutsch zu übertragen. Gerade das Extemporieren ist ein steter Sporn dazu.

Ich sagte eben, dafs volles Verständnis erzielt werden mufs; das bezieht sich auf Form und Inhalt. Daher müssen an die Lektüre, wo es nötig erscheint, sprachliche und sachliche Erklärungen angeschlossen werden, sie dürfen aber nie so überwuchern, dafs die Lektüre selbst in den Hintergrund tritt. Einfache Hinweise auf schon Erörtertes, in wichtigeren Fällen ein kurzer grammatischer, synonymischer oder phraseologischer Exkurs genügen. Von grofser Wichtigkeit ist die Sacherklärung; sie kann für die Förderung allgemeiner Geistesbildung nicht hoch genug angeschlagen werden. Wird dieselbe vom Lehrer mit Ernst behandelt, so bietet die Lektüre fortwährend Gelegenheit zu den mannigfaltigsten Erörterungen historischer, kulturhistorischer und staatsrechtlicher Natur aus alter und neuer Zeit. Thiers, Erckmann-Chatrian, Guizot, Mignet, Lanfrey etc. geben dazu die reichste Anregung, ihre Lektüre wird für die Schüler eine Stunde vielseitigster Belehrung und gröfsten Interesses. Die Stoffe sind gewöhnlich der neueren Geschichte entlehnt; die Vergleiche mit der früheren Zeit fehlen selten beim Schriftsteller selbst, sie können auch leicht vom Lehrer gezogen werden. Kurz, es giebt kaum im ganzen Schulunterricht Gelegenheit zu so vielfacher Belehrung, als eine gute Lektüre sie bietet. Aus diesem Grunde allein ist das Studium der neueren Sprachen allgemein bildender als das der alten, wo Verhältnisse erörtert werden, die der modernen Welt ganz fremd sind, also auch nicht leicht verstanden werden, und wo die Darstellung sich meist auf einen ganz engen Rahmen beschränkt. — Es mufs also beim franz. Unterricht in den oberen Klassen die Lektüre so ausgewählt und im Unterricht behandelt werden, dafs mit der Kenntnis französischer Geschichte und französischer Einrichtungen ein recht weites Mafs allgemeiner Bildung vermittelt wird.

Sobald die Lektüre nach Form und Inhalt völlig verstanden wird und gut übersetzt ist, knüpfen sich andere Übungen an dieselbe. Jetzt ist es erst Zeit, sie zum Gegenstand von Leseübungen zu machen; denn der Schüler ist jetzt erst imstande nicht blos Wörter, sondern auch Sätze zu lesen, nach Sprachtakten einzuteilen und Affekt in das Lesen zu legen. Ostendorf hat schon verlangt, dafs allem Lesen das Übersetzen und Verstehen vorausgehen müsse; wenn die Aussprache in unseren Schulen sich allgemein bessern soll, so mufs diese Forderung erfüllt werden. Ein leidiges Thema, die gute Aussprache! Hier nur einige Worte darüber. Viele sind der Meinung, die französische Aussprache wäre leichter als die englische; ein grofser Irrtum! Im Englischen sind einige neue Laute zu lernen, die Betonungsweise ist aber im Grunde dieselbe, die Sache bietet also keine übergrofse Schwierigkeit mehr. Und hoffentlich ist der Standpunkt doch längst aufgegeben, nach welchem ein deutscher Schüler nie lernen könne, ein englisches *th* richtig zu sprechen. Im Französischen dagegen ist die Betonungsweise ganz verschieden, sie ist mehr eine sich wiegende, häufig unterbrochen durch den nach dem Affekt wechselnden rhetorischen Accent, der von Deutschen so leicht als Wortton aufgefafst und gesprochen wird. Soll da bei der geringen Stundenzahl und in starken Klassen der Einzelne sich eine einigermafsen annehmbare Aussprache aneignen, so dürfen die Leseübungen nie ausgesetzt werden. Jede längere Unterbrechung macht sich sofort bemerkbar durch schwerfälliges Lesen, Fehlen jedes Affekts, häufige Unterbrechungen und Zurückfallen in die heimischen Laute. Von grofsem Nutzen ist es, die Schüler stets zum Einhalten der durch die Rede gebotenen Pausen, also zum Einteilen in Sprachtakte anzuhalten.

Indes nicht das Lesen allein, auch das freie Sprechen soll in der Schule eine Stätte haben. Am besten gedeiht dasselbe bei den Kleinen, weil diese viel lebhafter auf Fragen reagieren, als die Sekundaner und Primaner. Bei der beschränkten Zeit ist es nicht möglich, in der Schule grofse Sprechfertigkeit zu erreichen; das ist aber auch nicht nötig. Wird Ohr und Zunge des Schülers so geübt, dafs er lernt Gehörtes verstehen und über gelesene historische Stoffe in französischer Sprache Rede und Antwort stehen, so ist genug gethan. Eine freie französische Konversation über Gegenstände, die nicht erst französisch gelesen sind, kommt unter Deutschen nicht in Gang, sie bleibt unnatürlich und jeder ist froh, wenn der Lehrer zum Deutschen zurückkehrt. Sie wird aber auch später nach Bedürfnis, resp. in rein französischer Umgebung leicht hinzugelernt, wenn des Lernenden Ohr und Zunge nur tüchtig geschult sind. Auf der Oberstufe ist nun häufig die Lektüre betrachtend oder schildernd und bietet für ein Besprechen zu grofse Schwierigkeit. Da ist es denn gut, noch leichtere Stoffe privatim zu lesen, über die in der Schule — erst deutsch dann französisch — Bericht erstattet wird. Oder der Lehrer liest am Anfang der Stunde eine kurze Geschichte vor und macht sie zum Gegenstand einer ebenso kurzen Besprechung.

Ähnlich wie mit den Sprechübungen geht es mit dem freien Schreiben, dem sog. Aufsatz. Wenn die starken Klassen und die sonstige Überbürdung der Lehrer nicht daran hinderte, müfsten die Reproduktionen gelesener Stoffe von unten an die Stelle der Exercitien und Extemporalien einnehmen. Aber auch auf der obersten Stufe soll der Aufsatz stets an der Lektüre seinen Rückhalt haben; denn ganz frei französisch schreiben, ist eine sehr schwere Sache, und wenn der Lehrer es selbst fertig bringt, kann er sich glücklich preisen. Man soll aber nie den Schüler vor unerfüllbare Aufgaben stellen,

besonders da auch hier die Gefahr grofs ist, dafs er Germanismen schreibt und sie für gutes Französisch hält. Natürlich werden die Aufsätze eine immer freiere Nachahmung des Originals werden, allein sie sind im ganzen auf Reproduktion und Nachahmung zu beschränken. Hat der Schüler gelernt historische Ereignisse, Kriege etc. in korrektem Französisch nachzuerzählen, so ist genug geschehen. Was nun die Behandlung der Grammatik anbetrifft, so habe ich schon gesagt, dafs grammatische Erörterungen in unmittelbarem Anschlufs an den französischen Lesestoff stattfinden sollen. Das kurze Beispiel, welches im grammatischen Lehrbuch steht, giebt dem Schüler keine genügende Illustration zu einem bestimmten Fall; zudem mufs er lernen, grammatische Erscheinungen selbst zu erkennen. Zu diesem Zweck werden von Zeit zu Zeit recht grofs bemessene Abschnitte der Lektüre von den Schülern nach einer bestimmten grammatischen Erscheinung durchforscht. Da die Schüler sich in den Abschnitt teilen, entsteht für den Einzelnen durchaus keine grolse Arbeit. Die sämtlichen gefundenen Fälle werden in der Stunde besprochen, und so wird eine bis ins Detail gehende Kenntnis der Grammatik ohne grofse Mühe erreicht. Nur darf man nicht verlangen, dafs jeder Schüler alle Fälle stets aufzählen und bei der Übersetzung ins Französische anwenden könne. Die Grundlinien prägen sich ihm leicht ein, das übrige kommt durch häufigere Fragen von selbst. Bleibt die Grammatik auf diese Weise im engen Anschlufs an die Lektüre, so wird zugleich ein anderer Fehler vermieden, nämlich der, dafs der Gegenstand zu wissenschaftlich behandelt wird. Im allgemeinen beschränkt sich die Prosalektüre an unseren Schulen auf das 19. und nur wenig aus dem 18. Jahrhundert. Daher sollte die Grammatik im ganzen auch auf den Sprachgebrauch unseres Jahrhunderts beschränkt bleiben. Soweit Abweichungen davon vorkommen, werden sie vom Lehrer bei der Lektüre kurz erwähnt. Der grammatische Unterricht würde aber zu viel Zeit in Anspruch nehmen, wenn man, wie v. Sallwürk (Päd. Archiv 27. Jahrg. S. 33 ff.) will, den französischen Sprachgebrauch von 1580 an in den Bereich der Schule zöge. Obwohl ich den Vorteil historischer Entwickelung auch in der Syntax recht hoch anschlage, bin ich doch der Meinung, dafs die Schule im ganzen keinen Platz dafür hat, solange in Prima nur vier französische Stunden wöchentlich zur Verfügung stehen. Dagegen kann ohne irgend welche Unbequemlichkeit die Formenlehre historisch behandelt werden. Das Lateinische schlage ich dabei als Hilfsmittel gar nicht sehr hoch an; natürlich wird man es am Realgymnasium häufig heranziehen, da es dort einmal gelehrt wird. Im Französischen selbst existiert aber ein viel besseres Hilfsmittel, das ist die jetzt noch giltige Orthographie, die auf Schritt und Tritt auf einen früheren Standpunkt der Sprachentwickelung hinweist und deren Vergleich mit der gesprochenen Sprache sich fast von selbst darbietet. Alle merkwürdigen Formen gewinnen dadurch ein erhöhtes Interesse, es kommt Leben und Mannigfaltigkeit in sie. Für eine historische Behandlung der Formenlehre spricht noch die unmittelbare und fortwährende Anschauung, die der Schüler von den erläuterten Formen hat, während viele syntaktische Erscheinungen recht selten auftreten. Ferner hat die historische Behandlung der Formenlehre den Vorteil, dafs durch dieselbe Gesetz und Ordnung auch in die scheinbar unregelmäfsigen Formen gebracht wird und zwar mit recht wenigen Gesetzen, welche teils den Laut, teils die übliche Schrift betreffen. Ein weiterer Vorteil, der freilich beim Anfangsunterricht noch schwerer wiegt, ist der, dafs Laut und Schrift, wie es sich gehört, geschieden werden. Damit wird aber die Aussprache des Französischen ganz entschieden gefördert.

Es sei mir gestattet, noch kurz den Unterrichtsgang darzulegen, den ich gewöhnlich einhalte. Es wird ein Abschnitt in der einen Stunde übersetzt und erklärt, sodafs volles Verständnis erreicht wird; in der nächsten Stunde wird derselbe Abschnitt gelesen, dann, falls der Gegenstand nicht zu schwer ist, kurz französisch besprochen; hierbei halte ich streng darauf, dafs die Schüler alle Fragen in einem vollständigen Satz beantworten. Das gilt von den Sprechübungen auf allen Stufen. Hierauf werden einige idiomatische Ausdrücke und sonst sprachlich interessante Stellen abgefragt und dann wird weiter gegangen. Ist die Lektüre sprachlich schwer, so geht dem Lesen noch eine zweite Übersetzung voraus. An Schreibübungen kommen vor: die vorgeschriebenen Extemporalien, die ich alle der Lektüre entnehme, ferner wöchentlich ein Abschnitt aus Plötz' Übungen zur Syntax und die freien Arbeiten, die entweder der Lektüre entlehnt werden oder im Wiedererzählen einer von mir vorgelesenen historischen Erzählung bestehen. Der grofse Vorzug, den ich in solchem Unterricht sehe, ist der, dafs er in der Lektüre seine Stütze und auch seine Grenze findet. Die Lektüre ist für alle Übungen gewissermafsen der Rückhalt, der die Lehrer davor bewahrt zu weit zu gehen und die Schüler davor Deutsch-Französisch selbst zu konstruieren. Aus den Lehrbüchern (Grammatik, Synonymik, Phraseologie) wird niemals eine Sprache gelernt, da sie nur eine Abstraktion aus derselben sind; das, was daraus gelernt wird, ist einer Treibhauspflanze vergleichbar, es ist dem wirklichen, gesprochenen und geschriebenen Französisch ganz unähnlich und geniefst nur den traurigen Vorzug, dafs es mehr Mühe gekostet hat, ohne dafs das Resultat ein besseres wäre.

Wenn wir Unterrichtsgang und -ziel in der ausgeführten Weise ändern, bezw. beschränken, nähern wir uns der Natur und erweisen zugleich den Schülern eine grofse Wohlthat; denn die Aufgabe derselben wird erheblich erleichtert, da alles Wissen und Können fast ausschliefslich in der Schule durch gemeinsames Schaffen direkt erarbeitet wird. Es ist zu bedenken, dafs das Französische nicht allein da ist, dafs eine erkleckliche Zahl anderer Gegenstände hinzukommt, die mindestens ebenso hohe Anforderungen stellen. Es kommt aber nicht darauf an, den jungen Mann mit möglichst viel totem Wissen zu belasten, sondern vor allem seinen Geist zu bilden, ihm das geistige Auge für die Erscheinungen der heutigen Welt zu öffnen.

Verteilt waren zu diesem Vortrage folgende Thesen:

I.

1. Ziel des französischen Unterrichts ist möglichste Aneignung der französischen Sprache; dadurch wird die allgemeine Bildung gefördert und insbesondere die Kenntnis eines wesentlichen Bestandteils des modernen geistigen Lebens erreicht.
2. Alles diesem Zweck Fremde ist aus dem Unterricht zu entfernen, so besonders das Anhäufen von totem Wissen in Grammatik, Synonymik und Phraseologie; die letzteren haben nur Berechtigung als unmittelbarer Ausfluſs der Lektüre.
3. Das Übersetzen in das Französische fördert die Kenntnis der französischen Sprache nur wenig; es ist daher erheblich einzuschränken und möglichst retrovertierend zu treiben.

   Es ist zu wünschen, dafs das als Examenarbeit geforderte französische Exerzitium durch eine Übersetzung ins Deutsche ersetzt wird.
4. Zweck und Ziel des Unterrichts werden erreicht durch die intensiv und extensiv betriebene Lektüre passender französischer Litteraturwerke.

II.

Spezielle Ziele des Unterrichts am Realgymnasium sind:

1. Die Befähigung, schwierige französische Schriftsteller mit vollem Verständnis nach Form und Inhalt zu lesen und in gutes Deutsch zu übertragen;
2. die Fertigkeit, französische Texte erzählenden Inhalts in möglichst korrekter Sprache schriftlich und mit lautlich reiner Aussprache mündlich wiederzugeben;
3. Kenntnis der französischen Formenlehre nach ihrer historischen Entwickelung und der Grundgesetze der Syntax.

An der sich nun anschliefsenden Diskussion beteiligten sich zunächst Ottmann und Stengel. Dieselbe wird jedoch auf Antrag des letzteren vertagt, da die Zeit zu erschöpfender Behandlung der angeregten Fragen mit Rücksicht auf die allgemeine Sitzung nicht ausreicht. Zum Zwecke der Fortsetzung soll Nachmittags 2 Uhr eine abermalige Sitzung der Sektion stattfinden.

Fortsetzung Nachmittags 2¼ Uhr.

Nach Verlesung eines Briefes von Techmer (Leipzig) (Zeitschr. f. allg. Sprachw.) die Lateinschrift betreffend, ergreift zuerst Mangold das Wort zu dem von Kühn aufgestellten Thesen. Obwohl im allgemeinen den Ansichten Kühns beipflichtend, glaubt er, dafs die Thesen zumeist nichts neues bringen, abgesehen von These 3, welche die Abschaffung der Übersetzung aus dem Deutschen in die fremde Sprache betrifft. Er wünscht daher eine andere Formulierung derselben, so dafs alles bekannte ausgeschlossen wird. Kühn entgegnet dem gegenüber, dafs die noch immer weite Verbreitung des Ploetz und der Phraseologieen den Beweis liefern, dafs noch an wenigen Stellen richtig verfahren werde. Eine nochmalige Beschlufsfassung sei daher wünschenswert. Für eine Umformulierung der Thesen ist auch Stengel, der insbesondere auch wünscht, dafs der theoretische Grund für die Abschaffung des Exerzitiums, sowie der an seine Stelle tretende Ersatz angegeben werde. Nach einer längeren Debatte, wobei auch die Frage, ob die gemachten Vorschläge nur für bestimmte Schulkategorien zutreffend seien, verneint und die Ansicht der Anwesenden, dafs sie für alle Schularten zur Anwendung zu bringen seien, festgestellt wird, kommt es zunächst zur Abstimmung über die Vorfrage, ob das Exerzitium (d. h. Übersetzung aus dem Deutschen in die fremde Sprache) fallen solle, die bejaht wird.

Das Gesamtresultat der Verhandlungen wird sodann in folgenden, mit Einstimmigkeit gefafsten Beschlufs zusammengefafst:

Im Anschlufs an die im vorigen Jahre auf der Philologenversammlung zu Dessau angenommenen These:

'Im französischen und englischen Anfangsunterricht ist der Lesestoff zum Ausgangs- und Mittelpunkt zu machen und die Grammatik ausschliefslich induktiv zu behandeln', erklären wir

1. Auch in den oberen Klassen ist die Lektüre zum Mittelpunkt des Unterrichts zu machen.
2. Auch hier ist die Grammatik so viel wie möglich induktiv zu behandeln.
3. Bei der Auswahl der Lektüre sind besonders die modernen Historiker zu berücksichtigen.
4. Freie Schreibübungen im Anschlufs an Gelesenes sind als Ersatz der Übersetzung aus dem Deutschen allmählich einzuführen.

5. Es ist zu wünschen, dafs in der Entlassungsprüfung an Stelle der bisherigen schriftlichen Arbeiten eine dem Ziele der Schule entsprechende freie schriftliche Arbeit gefordert wird, event. eine Übersetzung ins Deutsche.

Anm. Diese Beschlufsfassung kommt erst am folgenden Tage zu stande, nachdem zuvor eine Kommission auf Antrag Stengels eingesetzt war, die sich über die Redaktion des Beschlusses einigen wollte. In dieselbe wurden aufser dem Antragesteller gewählt der Vorsitzende, Dörr und Mangold.

Dritte Sitzung

den 2. Oktober 1885. Vormittags 9 Uhr.

Professor Stengel erhält zunächst das Wort zu einigen Mitteilungen über eine unter dem Namen: 'Modern Language Association of America' in Amerika gegründete Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Neben dem Zweck der Gesellschaft teilt er aus den ihm zugesandten proceedings die Themata mit, über die eine Erörterung stattgefunden hat. Die Versammlung nimmt mit grofsem Interesse diese Mitteilungen entgegen und beschliefst durch Schreiben der Association ihre Freude über das Entstehen derselben auszudrücken.

Hieran schliefst sich der Vortrag des Herrn Dr. Rhode aus Hagen i. W.:

Über die Schwierigkeiten der Reform des Sprachunterrichts auf lautlicher Grundlage und Vorschläge zu ihrer Beseitigung.

Eine rastlose Thätigkeit entfaltet sich seit einigen Jahrzehnten auf dem Gebiete der Erforschung der neueren Sprachen, und die dadurch hervorgerufene Bewegung scheint gewaltige Umwälzungen auf diesem Gebiete herbeiführen zu sollen. Fast möchte man sie im Gebiete dieser Wissenschaft mit den Umgestaltungen vergleichen, die in unserem öffentlichen Leben Dampfkraft und neuerdings Elektrizität bewirkt haben. Während noch zu Anfang dieses Jahrhunderts von einem philologischen Studium dieses Wissensgebietes keine Rede war, haben sich heute sowohl die romanische wie die englische Philologie bereits eine derartig achtunggebietende Stellung an unseren Hochschulen erworben, dafs sie getrost mit dem Verlangen hervortreten dürfen, der klassischen Philologie, ihrer älteren Schwester, als ebenbürtig an die Seite gestellt zu werden. Diesem berechtigten Verlangen ist auch an unseren Hochschulen bereits fast aller Orten durch Errichtung romanischer und englischer Professuren entsprochen. Was aber der weiteren gedeihlichen Entwickelung dieser beiden uns am meisten interessierenden Wissenschaften für die Zukunft besonderen Erfolg verspricht, ist meines Erachtens der Umstand, dafs in den letzten Jahren die wissenschaftliche Forschung weit genug vorgedrungen ist, um in glückverheifsender Weise der Praxis die Hand reichen zu können und so die Möglichkeit zu eröffnen, mit dieser gemeinschaftlich und im beiderseitigen Interesse ein neueres festeres Gebäude als seither aufzurichten. Es dürfte dieser Umstand um so mehr von Interesse für unser gesamtes Volkswesen sein, als infolge leichterer Verkehrsbeziehungen, die von Tage zu Tage noch grofsartiger werden, Kenntnis und Verständnis lebender Sprachen mehr und mehr zum Bedürfnis geworden ist. Angesichts solcher lautredender Thatsachen könnte es,

zumal auch seit kurzem zweckentsprechende Lehrbücher für die Reform des neusprachlichen Unterrichts auf lautlicher Grundlage ausgearbeitet sind, auffallend erscheinen, noch von Hindernissen zu reden, die der Durchführung einer Sprachreform in obigem Sinne im Wege stehen. Und doch mufs man sagen, dafs die Schwierigkeiten bis zur Stunde noch ganz bedeutende sind, und wenn ich dieselben keineswegs für unüberwindlich halte, so bin ich doch der Meinung, dafs es des allerkräftigsten Drängens bedarf, dafs es so laut wie möglich immer und immer wiederholt werden mufs: das Studium der neueren Sprachen ist weit genug gediehen, um auch den Unterrichtsbetrieb von dem althergebrachten Gängelbande des klassischen Schemas befreien zu können, um unseren neuen Bestrebungen die Wege zu ebnen. Diese Erwägungen haben mich bestimmt, die folgenden Ausführungen an Sie zu richten, damit der Sektion Gelegenheit gegeben wird, zu diesen Fragen Stellung zu nehmen, wobei zu erwarten ist, dafs die Stimme derselben in mafsgebenden Kreisen nicht ungehört verhallt, und dafs dadurch unserer guten Sache ein wesentlicher Dienst geleistet wird.

Die Schwierigkeiten, welche einer sofortigen Durchführung einer Unterrichtsreform zur Zeit noch im Wege stehen, lassen sich, abgesehen von den Personalien, unter zwei Gesichtspunkte zusammenfassen. Einmal erwachsen sie aus der historischen Entwickelung unseres Schulwesens, dann aber sind sie in dem der menschlichen Natur einmal innewohnenden Beharrungsvermögen zu suchen, demzufolge sich jeder aus einer gewissen Bequemlichkeit sträubt, sich etwas neues anzueignen, wenn dazu besondere Kraftanstrengung erforderlich ist.

Die durch historische Tradition geschaffene Stellung des neusprachlichen Unterrichts ist bis zum heutigen Tage in unserem gesamten höheren Schulwesen eine durchaus untergeordnete. Wie das Bedürfnis der Kenntnis lebender Sprachen erst neuerdings mit der oben angedeuteten Entwickelung unserer Industrie und Verkehrswege entstanden ist, hat man erst in jüngster Zeit daran gedacht, eine naturgemäfse Unterrichtsmethode für dieselben zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung zu machen. Früher begnügte man sich einfach damit, einen dem altsprachlichen Schema angeähnelten Weg einzuschlagen. Da aber der altsprachliche Leisten für den neusprachlichen Schuh nicht pafste, drückte er an allen Ecken. Die Resultate waren deshalb im Vergleich mit dem beim altsprachlichen Unterricht erzielten weit geringere, und daraus entwickelte sich das bis auf den heutigen Tag in vielen Schulmännerkreisen hartnäckig festgehaltene Vorurteil, ein gediegener neusprachlicher Unterricht sei ohne altsprachliche Grundlage nicht denkbar. Dieses Vorurteil hat auf die Entwickelung unseres Schulwesens verhängnisvoll eingewirkt. Ihm verdanken wir die Einführung und Festhaltung am Latein in den unteren Klassen des Realgymnasiums, ihm die verhängnisvolle Vorenthaltung der Vollberechtigung anderer Schulkategorieen. Bis zu dieser Stunde entzieht dieses Vorurteil unserem Fache die zu gedeihlicher Entwickelung erforderliche Luft und das nötige Licht.

Einen beachtenswerten Beleg für die Richtigkeit dieser Behauptung liefern die Verhandlungen der 21. Direktorenversammlung der Provinz Westfalen vom Jahre 1884, aus denen ich mir daher einiges mitzuteilen gestatte. An und für sich mufs es schon auffallen, dafs von 39 Leitern höherer Schulen in Westfalen nicht ein einziger philologisch gebildeter Neusprachler ist. Ein gleiches soll, wie ich höre, mit wenigen Ausnahmen in der Provinz Hessen-Nassau der Fall sein. Auf dieser Versammlung standen namentlich

zwei Themata auf der Tagesordnung, die für unseren heutigen Gegenstand in Frage kommen. Das erste derselben lautete: 'Über den lateinischen Unterricht auf dem Realgymnasium nach den neuen Lehrplänen' (seine Aufgabe und seine Stellung zu den übrigen Unterrichtsgegenständen, Lehrziele und Methode im Vergleich zu dem lateinischen Unterricht auf dem Gymnasium).

Das mit grofser Sorgfalt ausgearbeitete Referat beginnt mit folgender beachtenswerten Bemerkung: 'Seit 2 Dezennien ist von vielen Realschulmännern, zu denen auch Referent gehört, bei jeder sich passenden Gelegenheit eine Vermehrung der dem lateinischen Unterrichte zugewiesenen Stunden als dringender Wunsch geäufsert worden, in der Überzeugung, dafs es nur dadurch ermöglicht werde, die demselben in der Unterrichts- und Prüfungsordnung vom 6. Okt. 1859 gestellte Aufgabe zu lösen. Durch die Lehrpläne für die höheren Schulen vom 31. März 1882 ist diesem Wunsche Rechnung getragen worden etc'. Beim Kapitel Aufgabe des lateinischen Unterrichts wird einleitend bemerkt, dafs der Wert und die Bedeutung des lateinischen Unterrichts auf dem Realgymnasium so allgemein anerkannt werde, dafs es sich wohl kaum der Mühe lohne, vereinzelten Gegnern desselben, wie z. B. Viehoff, durch besondere Gründe entgegenzutreten. Als erste und nächste Aufgabe des lateinischen Unterrichts erscheint natürlich die formale Bildung. Selbstverständlich nimmt unter allen Bildungsmitteln der Sprachunterricht in dieser Beziehung die erste Stelle ein und in ihm wieder die erste der lateinische. 'Wie im Stile des Menschen,' so heifst es wörtlich, 'sich mehr oder minder sein Charakter ausspricht, so trägt auch jede Sprache mehr oder minder das Gepräge des Volkscharakters. Die Festigkeit, Konsequenz und Gesetzmäfsigkeit, welche die Römer kennzeichnen, treten auch in der Sprache hervor, die sich durch scharfe und deutliche Ausprägung der Formen und eine streng logisch durchgeführte Syntax vor allem auszeichnet. Selbst vor der griechischen Sprache, deren Wortschatz und Formen viel reicher sind, und deren Litteratur die römische an Reichhaltigkeit und innerem Werte bedeutend überragt, behauptet sie durch ihre einfachere Formenlehre, den streng logischen Satzbau, die festen und bestimmten Regeln der Syntax einen entschiedenen Vorzug. Noch entschiedener tritt ihr Vorzug vor den neueren Sprachen hervor, von denen das Französische ihr wegen seiner fest und bestimmt ausgebildeten Syntax noch am nächsten steht. Keine der neueren Sprachen giebt dem Schüler zu einer solchen Gymnastik des Geistes Gelegenheit und zwingt ihn so sehr gleich von Anfang fortwährend zu scharfem logischen Denken, schult ihn so allseitig nicht nur für den Unterricht in den anderen Sprachen, sondern für jeglichen Unterricht.' Klingt das nicht fast wie ein Anathem für den neusprachlichen Unterricht? Bezüglich der Stellung des lateinischen Unterrichts zu den übrigen Unterrichtsgegenständen im Realgymnasium werden folgende Bemerkungen gemacht: 'Bei den Realgymnasien beträgt die Stundenzahl für das Lateinische nur zwei Drittel der für Deutsch, Französisch und Englisch angesetzten Stunden und ist aufserdem nicht dem Lateinischen, sondern dem Französischen die Aufgabe gestellt, die Schüler bis zum freien schriftlichen, und in beschränktem Grade bis zum freien mündlichen Gebrauche zu führen. Niemand wird zwar verkennen, dafs in dieser Bestimmung die grofse Bedeutung des Französischen im Lehrplane des Realgymnasiums bestimmt und unzweideutig gekennzeichnet ist. Allein dem Französischen deshalb die erste Stelle in dem sprachlichen Unterrichte einräumen zu sollen, wie es in einem Referate gefordert wird, scheint nicht gerechtfertigt. Für die

ganze auf dem Realgymnasium zu gewährende geistige Bildung, für das gesamte Unterrichtspensum hat das Lateinische eine ungleich gröfsere Bedeutung und zwar in einer so hervorragenden Weise, dafs fast alle Anstalten dem Lateinischen auf dem Realgymnasium und dem Gymnasium eine qualitativ gleiche und nur quantitativ verschiedene Aufgabe zusprechen. Es ist grundsteinlegend für den gesamten sprachlichen Unterricht und vor allem von grofser Bedeutung für unsere Muttersprache. Auch für das Studium[1]) des Französischen und Englischen bietet das Lateinische in so hohem Grade die Grundlage, dafs man mit Recht (?) behauptet hat, eine gründliche und schulgerechte Kenntnis der lateinischen Sprache sei die notwendige Vorbedingung für jede ersprieſsliche wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen beiden neueren Sprachen, (schülermäfsige Beschäftigung ist gemeint). Wenn zu diesen Ausführungen der Korreferent bemerkt, es gereiche ihm zur Freude, sein volles Einverständnis sowohl mit den wesentlichsten Ausführungen als auch mit den Thesen des Herrn Referenten erklären zu können, und wenn schliefslich u. a. eine der einstimmig angenommenen Thesen der XXI. westfälischen Direktorenkonferenz lautet: Die lateinische Sprache nimmt auf dem Realgymnasium in dem sprachlichen Unterricht die erste Stelle ein und bildet die Grundlage für den gesamten fremdsprachlichen Unterricht, so springen die Schwierigkeiten, welche einer Reform des neusprachlichen Unterrichts aus der historischen Entwickelung unseres höheren Schulwesens erwachsen, sofort ins Auge. Sie beruhen in dem Traditionsglauben an die formalbildende Kraft des Lateinischen.

Für einen Unterricht auf lautlicher Grundlage aber ist eine vorbereitende Schulung durch eine tote Sprache, deren Lautbestand uns nur unsicher überliefert ist, nicht nur entbehrlich, sondern geradezu schädlich. Namentlich wird den Schülern beim Lateinischen durch die zahlreichen Flexionsendungen, die mechanisch eingeübt werden müssen, systematisch das verhängnisvolle Vorurteil eingeimpft, dafs der Buchstabe bei Erlernung einer Sprache die Hauptsache sei. Es liegt somit im Interesse unserer Sache, gegen vorstehende Auffassung der Bedeutung des Lateinischen Verwahrung einzulegen. Sie entspricht nicht mehr dem heutigen Standpunkte der modernen Sprachforschung. Als diesbezügliche These möchte ich daher zur Annahme vorschlagen:

> In Erwägung, dafs ein Sprachunterricht auf lautlicher Grundlage unter Beachtung der Sprachprinzipien weit mehr Erfolg verspricht als die seither unter Zugrundelegung von Buchstaben und Regel befolgte Methode, erklärt die Sektion eine vorbereitende Schulung durch Unterricht im Lateinischen, durch die die Schüler dem Verständnis der Laute entfremdet werden, für einen rationellen Betrieb des gesamten Sprachunterrichts für schädlich.

Die Folge dieser traditionell gewordenen Auffassung der Bedeutung des Lateinischen ist dann wie bei den Naturwissenschaften so auch bei den neueren Sprachen die Ausschliefsung derselben von dem Mitbewerb um die höchsten Ziele der Schule gewesen, wie sie in der einseitigen Ordnung des Berechtigungswesens zu Gunsten der alten Sprachen zu Tage tritt. Das mufs, meine Herren, auf denjenigen, der sein Fach liebt, und der von der grofsen Bedeutung desselben durchdrungen ist, geradezu demoralisierend wirken. Naturwissenschaften und neuere Sprachen werden trotz ihrer gewifs nicht zu bestreitenden

---

1) Soll wohl heifsen: Erlernung.

Bedeutung durch unser Schulberechtigungswesen zu Unterrichtsgegenständen 2. Klasse herabgewürdigt, und ich glaube nicht zu irren, dafs dieser Umstand auch die Freudigkeit am wissenschaftlichen Fortarbeiten, die dem praktischen Schulmann niemals fehlen sollte, gewaltig lähmt. Sonst wäre es für mich unerklärlich, dafs unsere Reformbestrebungen bei der Mehrzahl der Fachgenossen bis jetzt so beispiellos wenig Anklang gefunden haben. Ich weifs aus vielfachen Unterredungen, dafs eine Menge philologisch gebildeter Lehrer der neueren Sprachen noch nicht einmal wissen, dafs sich auf ihrem Spezialgebiete bahnbrechende Umwälzungen vorbereiten, und fortfahren, sich damit zu begnügen, ihr Pensum nach einmal hergebrachter Weise Jahr für Jahr durchzuarbeiten. Dafs wir dabei nur mühsam mit unseren Bestrebungen vorwärts kommen können, liegt auf der Hand. Als zweiter Punkt, der also ins Auge zu fassen wäre, ergäbe sich das Anstreben einer andern Ordnung des Berechtigungswesens, eventuell des gesamten Organisationsplanes unserer höheren Schulen, in dem Sinne, dafs auch den neueren Sprachen der Miterwerb um die höchsten Ziele der Schule ermöglicht wird. Ich fasse die darauf bezüglichen Wünsche zusammen in die These:

> Es ist dringend zu wünschen, dafs dem Fach der neueren Sprachen die seiner Bedeutung entsprechende Stellung an allen höheren Schulen eingeräumt werde.

Ein weiterer Umstand, der die Anbahnung einer Sprachreform in unserem Sinne hemmt, besteht in der grofsen Zurücksetzung, die das Englische im Lehrplane unserer höheren Schulen erfährt. Ich brauche dazu keine besondere These zu stellen, da das Englische in der obigen natürlich mit einbegriffen ist und dem beregten Übelstande durch Verwirklichung derselben abgeholfen werden würde. Ich will aber zur Illustrierung, wie man in Kreisen hochgestellter Schulmänner über das Englische denkt, einige Mitteilungen hierher setzen, damit Sie sehen, mit welchen Schwierigkeiten die Vertreter dieses Faches in der Schule zu kämpfen haben.

Sehr häufig begegnet man der Meinung, wer Latein könne, brauche nur ein tüchtiges Quantum englischer Vokabeln zu wissen, um auch Englisch zu können. Infolgedessen wird das Englische, das meines Erachtens einen Anspruch darauf hat, die Grundlage für den gesamten Sprachunterricht abzugeben, am Realgymnasium und der Oberrealschule erst im 7. Schuljahr begonnen, und seine Stundenzahl nimmt nach oben zu rasch ab. Der ungemeine Gewinn, der sich gerade aus der englischen Lautlehre ziehen läfst, geht auf diese Weise für den Schulunterricht fast ganz verloren.

Die Meinung der 21. westfälischen Direktorenkonferenz über das Englische ergiebt sich aus folgendem; das zweite für uns in Frage kommende Thema, welches auf derselben verhandelt worden ist, lautete:

> 'Über den englischen Unterricht auf den Realgymnasien, besonders das Verhältnis zwischen Lektüre und Grammatik nach den Ministerialerlassen vom 31. März und 27. April 1882.'

Resümierend bemerkt der Referent in der Einleitung, dafs bei den Verhandlungen der vorhergehenden Direktorenkonferenz über das richtige Verhältnis zwischen Grammatik und Lektüre im fremdsprachlichen Unterricht das Referat in betreff des Realgymnasiums sich auf den einen Satz beschränkt habe, dafs die formale Bildung auf demselben durch den grammatischen Unterricht der französischen und englischen Sprache auf allen Klassenstufen und die materiale Bildung durch Lektüre der besten Autoren erzielt werde, während

im Lateinischen zur Zeit nur einige Fertigkeit im Übersetzen leichter Stellen ins Deutsche erzielt werden könne. Gegen diese, dem Lateinischen zugewiesene Stellung habe sich mit Entschiedenheit der Korreferent erklärt und auf die Unterrichtsordnung vom Jahre 1859 hingewiesen, nach welcher der lateinische Unterricht die für eine wissenschaftliche Sprach-erlernung unentbehrliche Grundlage des grammatischen Studiums überhaupt und insbesondere der neueren Sprachen gewähren, dem gesamten grammatischen Unterricht Einheit und Halt geben solle. Erst auf dieser Grundlage, habe der Referent gemeint, werde die französische Grammatik in richtiger Weise der formalen Bildung dienen. Dagegen scheine die englische Grammatik zur Übernahme dieser Funktion nicht tauglich. Die in wesentlicher Übereinstimmung mit diesen Ausführungen angenommene These lautete, dafs auf dem Realgymnasium die lateinische und französische Grammatik nicht nur Hilfswissenschaften für die Lektüre, sondern auch um der formalen Bildung willen zu lehren seien, dafs dagegen die englische Grammatik vorzugsweise Hilfswissenschaft für die Lektüre sei.

Gegen diese These nun, mit der wir uns bei unsern Reformbestrebungen im Unterricht zur Not wohl abfinden könnten, ereifert sich der Referent der 21. westfälischen Direktorenkonferenz gar gewaltig. Wir entnehmen seinen Ausführungen, dafs sämtliche einschlägigen Berichte darin übereinstimmen, dafs auf allen Stufen bis Prima im Englischen ein selbständiger systematischer Unterricht in der Grammatik erteilt werden müsse, und dafs derselbe notwendig sei in Rücksicht auf eine gründliche Lektüre. Der Referent sagt dann wörtlich: 'Die Sprache mufs und kann nur an der Grammatik erlernt werden, und der Nutzen, welchen eine intensive grammatische Schulung als Vorbereitung für eine fruchtbare Lektüre gewährt, gilt ebenso für die englische Grammatik. Dazu kommt, dafs nur diejenige Sprachkenntnis eine dauerhafte ist, welche sich auf sicherer grammatischer Grundlage erbaut'. Ich bemerke, dafs Referent mit diesen Ansichten nicht durchgedrungen ist, keineswegs aber, weil die Mehrzahl der Versammlung auf unserm Standpunkt bezüglich des grammatischen Unterrichtsbetriebes gestanden hätte, sondern nur deshalb, weil die Bedeutung des Englischen gegenüber dem Lateinischen und Französischen überhaupt als minderwertig angesehen wurde, weil man dem Englischen, wie die landläufige Redensart lautet, keine formalbildende Kraft vindizierte.

Noch ein weiterer Übelstand erwächst schliefslich für unsere Bestrebungen aus der traditionellen Geringschätzung unseres Faches. Man glaubt noch vielfach den Anfangsunterricht in demselben am besten Elementarlehrern, sog. Mittelschullehrern anvertrauen zu können. So wird z. B. an der höheren Bürgerschule zu Dortmund jeglicher Sprachunterricht bis Tertia von Elementarlehrern erteilt. In Hagen herrschen annähernd ähnliche Zustände. Bei aller Achtung vor den Leistungen und der Strebsamkeit unserer Elementarlehrer kann man doch nicht umhin, ihre Thätigkeit auf diesem Gebiete heutzutage zurückzuweisen. Der Bildungsgang, den sie bei Erlernung der zur Mittelschullehrerprüfung erforderlichen Kenntnisse durchmachen, reicht für den heutigen Standpunkt der Sprachforschung nicht mehr aus. Aufserdem wird die Vorbereitung zu der Prüfung, die als Übergang zum Rektoratsexamen gefordert wird, in der Regel sehr hastig betrieben. Dazu kommt noch, dafs die Sprechwerkzeuge in dem Alter, wo der Elementarlehrer zumeist die Erlernung der neueren Sprachen beginnt, zu einer lautlichen Schulung bereits ganz unfähig sind. Als dritter Punkt, der Besserung erheischt, ergäbe sich somit die These: Die

Verwendung von Mittelschullehrern und nicht fachwissenschaftlich vorgebildeten Lehrkräften im neusprachlichen Unterricht ist grundsätzlich auszuschliefsen.

Nach lebhafter Debatte, in der sich der Referent gegen die Auffassung des Herrn Stigell verwahrt, als habe er den Lateinunterricht überhaupt bekämpfen wollen, und an der sich noch die Herren Stigell, Vetter, Kühn, (der sich auch für einen späteren Anfang des Latein ausspricht) Proescholdt, Wigand, Mangold, der Vorsitzende und Dörr beteiligen, wird die erste These in der vom Referenten vorgeschlagenen Fassung angenommen.

Es wird nun zur Diskussion der zweiten These geschritten, die sich auf die Stellung des neusprachlichen Unterrichts im Lehrplane unserer höheren Schulen bezieht. Es beteiligen sich an der Debatte: Stengel, Klingelhöffer, Kühn, Vetter, Walter, Mangold, Wigand, Proescholdt und Rhode. Die These wird ebenfalls mit grofser Majorität in der vom Referenten schliefslich vorgeschlagenen Fassung angenommen.

Ebenso wird die dritte These einstimmig und ohne Diskussion angenommen.

Vierte Sitzung

den 3. Oktober 1885.

Nach kurzen geschäftlichen Mitteilungen wird zur Neuwahl des Vorstandes geschritten.

Derselbe wird wieder gewählt. Da der Vorsitzende, Professor Vietor sich weigert, die Wiederwahl anzunehmen, wird derselbe ersucht, vorläufig im Amte zu bleiben und sich mit dem Vorstande der demnächstigen Hauptversammlung über einen Nachfolger zu verständigen, worauf er eingeht.

Es wird nun in die Tagesordnung eingetreten und zur Diskussion über einen von Professor Ihne aus Heidelberg in der gestrigen allgemeinen Sitzung gehaltenen Vortrag (s. S. 107) 'über den neusprachlichen Unterricht an den Universitäten' geschritten.

Nachdem Ihne seine Ideen noch einmal kurz skizziert hat, stimmt ihm Trautmann (Bonn) insofern zu, als auch er eine stärkere Betonung des neueren Elements als seither wünscht. Bezüglich der Geringschätzung der historischen Studien, wie sie Ihne bekundet, ist er anderer Ansicht. Einige Übertreibungen des Vortragenden bezüglich der Behandlung der neueren Sprachen im Seminar berichtigt Kölbing, ebenso bekämpft er die von demselben behauptete inhaltliche Wertlosigkeit der älteren Litteratur.

In ähnlicher Weise äufsert sich Behaghel. Stengel deutet auf die verhältnismäfsig junge neuphilologische Wissenschaft hin, bei der nicht alles auf einmal gethan werden und man den Professoren nicht zu viel auf einmal zumuthen könne. Er bestreitet, dafs ein Gegensatz zwischen historischer und praktischer Richtung existiere. Eins sei ohne das andere nicht denkbar. Nach längerer Debatte, in der Direktor Cramer (Mühlheim) einen thatsächlichen Mangel in der Ausbildung der Kandidaten bezüglich der neuen Sprachen konstatiert und Professor Stengel und Kölbing über gemachte Anstrengungen, Lehrkräfte für die modernen Sprachen an die Hochschulen zu ziehen, berichten, einigt man sich auf Antrag Proescholdts und nach weiterem Vorschlag Soldans, der will,

dafs die Kandidaten des höheren Schulamts im Auslande gewesen sind, einstimmig zu folgender Beschlufsfassung:

'Um der praktischen Ausbildung der neuphilologischen Schulamtskandidaten auf der Universität ebensowohl Genüge zu leisten, als ihrer historisch-wissenschaftlichen Schulung, ist es notwendig, dafs auf allen deutschen Hochschulen je zwei Professuren für Englisch und Französisch angestrebt werden, welche das Gesamtgebiet der modernen Philologie theoretisch und praktisch umfassen. Wünschenswert ist zugleich, dafs jedem neuphilologischen Schulamtskandidaten vor seinem Eintritt in das Schulamt ein längerer Aufenthalt im Auslande behufs seiner weiteren Ausbildung ermöglicht werde.'

Ihne konstatiert zum Schlufs mit Befriedigung, dafs er diese Debatte angeregt habe, wogegen Stengel nachdrücklich noch einmal betont, dafs die von Ihne vertretenen Anschauungen durchaus nicht neu, sondern bereits bekannt gewesen seien. Zwei weitere Vorträge, nämlich 'Zur Methodik, besonders des Anfangsunterrichts im Französischen und Englischen' von Rektor Dörr aus Solingen und 'Friedrich der Grofse als Schulautor' von Dr. Ottmann aus Weilburg mufsten aus Mangel an Zeit unerledigt bleiben.

Mit kurzem Rückblick auf die Verhandlungen und die dabei erzielte Einigung schliefst der Vorsitzende sodann die Sitzung.

VII. Historische Sektion.

Verzeichnis der Mitglieder.

1. Adam, Professor. Urach.

2. Bardey, Dr. Nauen.
3. Bekker, Ernst, Dr. Gieſsen.
4. Bormann, Dr., Professor. Wien.

5. Cauer, Friedrich, Dr. Berlin.
6. Curtman, Rechtsanwalt. Gieſsen.

7. Frommann, Dr., Gymnasiallehrer. Büdingen.

8. Geist, Dr., Gymnasiallehrer. Büdingen.
9. Glaser, Dr., Oberlehrer. Wetzlar.
10. Goecke, Dr. Staatsarchivar. Wetzlar.

11. Hartwig, Prof. Dr., Gymnasialdirektor. Hanau.
12. Hetzel, Professor. Dillenburg.
13. Holzapfel, Ludw., Dr., Privatdozent. Leipzig.

14. Ihne, W., Prof. Dr. Heidelberg.

15. Kegel, Professor. Dillenburg.
16. Kersten, Gymnasiallehrer. Genthin.
17. Kieffer, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
18. Körber, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.

19. Lindenborn, Pfarrer. Odenhausen.

20. Matzat, H. Dr., Direktor. Weilburg.
21. Michel, Gymnasiallehrer. Hagenau i. E.
22. Mitzenius, Realgymnasiallehrer. Gieſsen.
23. Mohl, Präzeptor. Stuttgart.
24. Müller-Strübing, Dr. London.

25. Nehmayer, Dr., Gymnasiallehrer. Darmstadt.
26. Nick, Dr., Hofbibl.-Sekretär. Darmstadt.
27. Niese, Dr., Professor. Marburg.

28. Oncken, W., Dr., Professor. Gieſsen.

29. Püttgen, Gymnasial-Oberlehrer. Kassel.

30. Reuſs, Dr., Gymnasiallehrer. Wetzlar.
31. Roemheld, Dr., Gymnasiallehrer. Laubach.
32. Ropp, von der, Frhr., Prof. Dr. Gieſsen.

33. Schaum, Dr., Gymnasiallehrer. Mainz.
34. Schwabe, C., Dr., Oberlehrer. Krefeld.
35. Soltau, Dr. Gymn.-Oberlehrer. Zabern i. E.
36. Spieſs, Gymnasialdirektor. Dillenburg.

37. Wutke, Dr., Gymnasiallehrer. Spandau.

38. Dr. Zimmermann, Archivar. Wolfenbüttel.

Erste Sitzung

Donnerstag den 1. Oktober, morgens 8 Uhr.

Die erste Sitzung ward eröffnet durch Herrn Prof. Dr. Oncken, der folgende Ansprache hielt:

'Ich habe den Versuch gemacht, die Zahl der Sektionen, welche bei der Wanderversammlung deutscher Philologen und Schulmänner bestehen, um eine neue, die historische Sektion, zu vermehren. Ich erfülle damit einen Wunsch, der mir auf früheren Versammlungen sehr oft vertraulich ausgesprochen worden, der in mir selber jedes Mal aufgestiegen ist, wenn ich inmitten der deutschen Philologen und Schulmänner ein Gefühl wissenschaftlicher Obdachlosigkeit nicht unterdrücken konnte, und dem mich zu versagen ganz unmöglich wurde in dem Augenblicke, da die Philologenversammlung mich hier in

Gieſsen selber aufsuchte und so einem längeren Unthätigbleiben nicht einmal mehr einen Vorwand übrig lieſs.

Ein Bedürfnis ist die Bildung einer historischen Sektion geworden, weil in der Zusammensetzung der Philologenversammlung nach der Seite dieses Faches eine Veränderung vor sich gegangen ist, die auch in ihrer Thätigkeit einen geeigneten Ausdruck fordert. Mit jedem Jahre steigt unter ihren Besuchern die Zahl der Fachlehrer der Geschichte, die auf der Universität eine spezielle Vorbildung für das historische Studium erhalten, in der Staatsprüfung die Lehrfähigkeit für Geschichte dargethan haben und die nun auf der Philologenversammlung auch für ihre fachliche Weiterbildung gesorgt sehen möchten, wie ihre Kollegen in der mathematisch-naturwissenschaftlichen, der germanistischen, der neuphilologischen, der orientalistischen Sektion.

Auf früheren Versammlungen ist mir wohl der Gedanke nahe gelegt worden, eine Sektion für alte Geschichte anzuregen. Dafür, daſs eine solche wünschenswert wäre, lieſse sich ja mancherlei sagen, aber daſs sie notwendig, unentbehrlich wäre, möchte ich wenigstens nicht behaupten. Wer einigermaſsen mit der Thätigkeit dieser Wanderversammlung vertraut ist, weiſs, daſs in den allgemeinen Sitzungen derselben Gegenstände aus der alten Geschichte stets die beliebtesten Vortragsthemata waren und daſs es sogar zu Erörterungen von Streitfragen der alten Geschichte an Zeit selten gefehlt hat. Das ist so bekannt, daſs sich daraus geradezu ein Einwand gegen die Bildung einer besonderen Sektion für Geschichte begründen lieſse, der nämlich, daſs man dabei Gefahr laufe, den allgemeinen Sitzungen die allgemein faſslichsten und belehrendsten Stoffe zu entziehen. Gerade um zu zeigen, daſs ich persönlich diese Gefahr nicht erhöhen wollte, hatte ich selber einen Vortrag aus dem Gebiet der alten Geschichte für die allgemeine Sitzung übernommen. Als ein dringendes Bedürfnis würde ich demgemäſs die Bildung einer Sektion für alte Geschichte nicht anerkennen können.

Ein andres ist es mit der Bildung einer Sektion für Geschichte überhaupt, d. h. für Fortbildung der historischen Methode, die ja dieselbe ist und dieselbe sein muſs auf allen Gebieten und in allen Epochen. Wenigstens ist das meine ganz entschiedene Meinung und wenn diese nicht so verbreitet sein sollte, als das zu wünschen wäre, so würde damit nur von neuem die Notwendigkeit einer Veranstaltung erwiesen sein, welche schon durch ihr Dasein, noch mehr durch ihre Thätigkeit Zeugnis gäbe von der Einheit der Methode der historischen Quellenkritik und Textbehandlung, von der Einheit der Methode der historischen Thatsachenerforschung und Wahrheitsermittelung.

Der Anschluſs einer solchen Anstalt an die Versammlung deutscher Philologen aber entspricht einfach der Geschichte und Entwickelung der historischen Wissenschaft in Deutschland.

Was Deutschland heute an Textausgaben mittelalterlicher Geschichtsquellen und an wissenschaftlicher Kenntnis der Geschichte des deutschen Mittelalters besitzt, das rührt her von dem groſsartigen Sammelwerk: Monumenta Germaniae historica, dessen Gründung der Freiherr Karl vom Stein im Jahr 1819 eingeleitet, und dessen Erscheinen und Fortgang er bis an sein Ende mit ebensoviel Eifer als persönlichen Opfern gefördert hat. An diesem Werk haben sich sämtliche Spezialisten der mittelalterlichen Geschichte, die wir in Deutschland heute besitzen, erst gebildet und meist nachher auch als Mitarbeiter

bethätigt. Aus den Textausgaben dieser Sammlung ist all unser Wissen von der Geschichte des deutschen Mittelalters geschöpft worden und an der Art ihrer Benützung, ihrer kritischen Verwertung läfst sich der Fortschritt der wissenschaftlichen Methode auf diesem Sondergebiet ganz genau verfolgen. Was wollten nun die Begründer dieser Sammlung, die ersten Mitglieder jener 'Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde', welche die Handschriften für dieses grofsartige Unternehmen zusammengebracht und ihnen Herausgeber und Bearbeiter gewonnen hat? Was bezeichneten sie als die Aufgabe, die sie erfüllt sehen wollten? Auf diese Frage antwortet zunächst ein Aufsatz, welcher im ersten Bande des 'Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde' aus der Feder von Dr. Dümge im Jahr 1820 erschienen ist. Durch diesen Aufsatz ist ein 'Gutachten der historisch-philologischen Klasse der königlichen Akademie der Wissenschaften' veranlafst worden, welches im zweiten Bande des 'Archivs' noch im Jahr 1820 im Druck erschien. Nehmen wir die beiden Aufsätze zusammen, so ersehen wir ganz genau, was das gelehrte Deutschland mit den Monumenta Germaniae historica wollte und von ihnen erwartete. In beiden Aufsätzen ist gesagt, es gelte eine Aufgabe zu lösen, die ein viel genannter deutscher Gelehrter Johann Salomon Semler schon im Jahr 1761 gestellt und vollkommen richtig beschrieben habe. Wir nehmen das Schriftchen zur Hand, das Semler unter der Überschrift: 'Versuch den Gebrauch der Quellen in der Staats- und Kirchengeschichte der mittleren Zeiten zu erleichtern bei Gelegenheit der angefangenen Fortsetzung der Baumgartenschen Kirchengeschichte geschrieben' zu Halle im Jahre 1761 veröffentlicht hat. Wir finden dort in der Vorrede folgende Ausführung: 'Die ganze mittlere Geschichte könnte eine ausnehmende Erleichterung erhalten, wenn nach und nach geschickte Hände uns für jedes Jahrhundert, vom achten an, die wirklichen Quellen mit Zuziehung der Kopieen, zusammen in gehörige Ordnung brächten, die Lesarten und Abtheilungen berichtigten und die undeutlichen Ausdrücke durch andre umschreibende Stücke der vorigen Zeit verständlich machten. Es könnte wirklich eine so fruchtbare Einrichtung einer Sammlung nach den Jahren, aus mehreren Quellen, gemacht werden, dafs sie zu akademischen Vorlesungen dienten und die Anfänger der Geschichte folglich unmittelbar die Quellen kennen und sie mit eigner Einsicht brauchen lernten, da sie jetzt blofs nach dem vergleichungsweise unfruchtbaren Inhalt der Lesebücher angefüret werden und einer grofsen Menge brauchbarer Vorstellungen entberen, die doch die damalige Wirklichkeit der Begebenheiten begreifen, dafür jetzige neue und uns gewohnte Vorstellungen entstehen, welche wirklich die Vergröfserung des Lichts und der Nutzbarkeit ehemaliger Begebenheiten hindern'. Also gute Quellenausgaben, wissenschaftlich hergestellte Texte der historischen Schriften für Forscher und Anfänger; das war's, was Deutschland fehlte und wie sollten diese Ausgaben, diese Texte hergestellt werden?

Hierüber sagt Semler S. 6 ff.: 'So grofs und unermüdet die Geschäftigkeit der sogenannten Kritiker gewesen ist und noch ist, die sie auf die alten griechischen und lateinischen Schriftsteller zeither ins dritte Jahrhundert angewendet haben: so wenig haben die historischen Verfasser der mittleren Zeiten an dieser Ehre und an diesem Glück bisher sonderlichen Teil gehabt. Gleichwohl haben es diese mittlern Schriftsteller so nötig als die älteren; und es fände die Kritik auch erhebliche Gelegenheit ihre gute und nutzbare Art an den Tag zu legen. Sind gleich diese Verfasser keine Muster für uns jetzt, richtig und artig zu denken und zu schreiben, wie es die alten immer bleiben: so

ist doch noch viel übrig, warum sie einer allgemeinen Wohlthat würdig sind und es würde diese Arbeit desto gewisser stets eine zuverlässige Wohlthat heifsen können, je weniger hierbei die kritische Ausschweifung und der Hang zu gebietenden und steifen Vermutungen und grammatikalischen Veränderungen so leicht Platz finden kann, als bei den alten Schriftstellern es angeht.'

Also nach derselben Methode philologischer Kritik, wie die Ausgaben der alten Klassiker, sollten auch die Ausgaben der Historiker des Mittelalters hergestellt werden; nach dieser Methode sind sie denn auch hergestellt worden, und je strenger ihre Regeln im Einzelfall zur Anwendung kamen, desto besser war die Ausgabe. Der Sache nach ist mithin der Wunsch des alten Semler in Erfüllung gegangen, aber in der äufseren Einrichtung der Ausgaben hat man damals eine Rücksicht nicht genommen, die für Semler gerade im Vordergrunde stand, da er den 'Anfängern der Geschichte', also den Studierenden den Gebrauch der Quellen erleichtern wollte. Für den Handgebrauch, der Semler vorschwebte, war schlechthin entscheidend das Format, in dem die Ausgaben erschienen und der dem entsprechende Preis, zu dem sie zu haben waren.

Nach dem Plan der 'Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde' sollte das Format in quarto sein. Das wäre schon recht unbequem und recht teuer gewesen, aber es geschah viel Schlimmeres, es wurde das Folioformat Muratoris und der Benediktiner von Saint-Maur gewählt und lange Zeit auch ausschliefslich festgehalten; und wer ist dafür verantwortlich? Wie es scheint, der Verfasser des 'Gutachtens der historisch-philologischen Klasse der k. Akademie der Wissenschaften', welcher a. a. auf S. 5 sagt: Das Quartformat, welches in dem Planentwurf des Herrn Dümge aus Rücksichten der Bequemlichkeit vorgeschlagen sei, müsse durchaus verworfen werden: 'Für ein Werk dieser Art, das niemals zum Handgebrauch, sondern nur zu ernsten Forschungen dienen soll, erfordert, wie uns dünkt, der Anstand, dafs das würdevollste der Formate, nämlich das Folioformat beibehalten werde, von welchem bisher nur bei sehr wenigen und wenig umfassenden Sammlungen abgewichen worden ist.' 'Niemals zum Handgebrauch'! Und heute herrscht über jede Oktavausgabe, die ein neues Stück der Monumenta Germaniae historica, auch dem minder Bemittelten und seinem 'Handgebrauch' zugänglich macht, unter unseren Studierenden der Geschichte fast ebenso grofse Freude, wie einst unter den deutschen Humanisten über die Klassikertexte in Oktav, mit denen die Offizin des Aldus Manutius von Venedig aus den deutschen Büchermarkt versorgte.

Die Methode der Sach- und Wortkritik, wie sie in Anwendung kommt bei der Quellenprüfung und Textgestaltung, haben die Historiker bei den Philologen gelernt: aber was den Historiker eigentlich ausmacht, ist darin noch nicht enthalten. Was wir historischen Geist, historisches Urteil nennen und bei der Enträtselung historischer Vorgänge, der Ermittelung und Verknüpfung historischer Thatsachen, der Würdigung und Wiederbelebung historischer Persönlichkeiten thätig sehen, das stammt nicht aus den Büchern, sondern aus dem Leben, und das ist auch bei uns erst aufgetreten infolge aufserordentlicher Ereignisse.

An historischem Wissen hat es der deutschen Gelehrsamkeit nie gefehlt, aber historisches Verständnis hat sie erst gewonnen, als weltumwandelnde Geschicke sich vor ihren eignen Augen erst aufserhalb, dann auch innerhalb des heimischen Gemeinwesens vollzogen, und das ist in der Zeit der französischen Revolution, des Kaiserreichs, der Befreiungskriege geschehen.

Als der berühmte Göttinger Historiker Spittler im Jahr 1796 seine Schrift über die dänische Revolution von 1660 erscheinen liefs, da sagte er in der Vorrede: 'Wir haben aufmerken gelernt. Die Menschen sind beim Lernen der Geschichte wie beim Lernen der Physik. In grofsen Massen und mit geräuschvoller Wirkung mufs das Experiment vorgemacht werden, sonst ist's an der Hälfte des Publikums verloren und bleibt höchstens bei der blofsen Neugier des kahlen Aufsammelns oder des ebenso kahlen Nachsprechens.' Ein ganz ähnliches Bekenntnis legte B. G. Niebuhr ab, als er 1811 den ersten Band seiner römischen Geschichte erscheinen liefs und ohne die Fülle von Anschauungen, ohne den reichen Schatz eigner politischer Beobachtungen, die er in einer Zeit unerhörter Umwälzungen von Staaten und Völkern angestellt, würde er einfach aufser Stande gewesen sein, den Rechtskampf der Plebejer zu verstehen, durch dessen Ergründung und Darstellung er die Wissenschaft vom Wesen und Werden des römischen Staates in Deutschland geschaffen hat. Dieselben Anregungen haben auf August Boeckh gewirkt, der seine 'Staatshaushaltung der Athener' dem 'scharfsinnigen und grofsherzigen Kenner des Alterthums Bartold Georg Niebuhr' gewidmet, und der, wie aus einer Stelle in der Vorrede vom Mai 1817 hervorgeht, in den Jahren 1811/12 seine Arbeit an diesem grundlegenden Werke begonnen hat. So ist es durchaus kein Zufall, dafs die beiden Werke, welche der deutschen Geschichtsforschung das innere Leben des römischen und des attischen Staates aufgeschlossen haben, eben der Zeit entstammen, da der deutschen Büchergelehrsamkeit ein grofsartiger Anschauungsunterricht selbst erlebter Geschichte erteilt ward. Dafs aber der riesenhafte Aufschwung, den die deutsche Geschichtswissenschaft in den letzten zwanzig Jahren auf sämtlichen Gebieten der Forschung mit Einschlufs aller Nebengebiete, der Staatswissenschaft, der Volkswirtschaft, der Kirchengeschichte — gewonnen hat, ganz unmittelbar zusammenhängt mit der Wiedergeburt unseres gesamten nationalen Lebens durch die Aufrichtung des neuen Reichs, bedarf hier keiner Auseinandersetzung. Diese Bemerkungen werden genügen, auf die Wechselwirkung hinzuweisen, die zwischen den historischen Studien immer besteht, auch wenn sie sich mit zeitlich weit auseinander liegenden Epochen befassen, und die es durchaus unzulässig macht, bei Bildung einer historischen Sektion, wie sie hier beabsichtigt wird, irgend ein Forschungsgebiet auszuschliefsen.

Diese Sektion wird, wie es in anderen Sektionen der Brauch ist, berichten über neue Unternehmungen, über neu erschlossene Quellen der Forschung, über Geschichte und Stand wichtiger Streitfragen der Kritik; sie wird sich bemühen, für das Fach der Geschichte zu erreichen, was bei der Stiftung der Wanderversammlung deutscher Philologen am 20. September 1837 zu Göttingen als Aufgabe derselben für die Altertumswissenschaft ausgesprochen worden ist:

1. 'das Studium des Fachs in der Art zu fördern, dafs es alle Teile desselben mit gleicher Genauigkeit und Gründlichkeit umfafst;
2. die Methode des höheren Unterrichts mehr und mehr bildend zu machen;
3. die Wissenschaft aus dem Streit der Schule zu ziehen und bei aller Verschiedenheit der Ansichten und Richtungen im wesentlichen Übereinstimmung, sowie gegenseitige Achtung der an demselben Werk mit Ernst und Talent Arbeitenden zu wahren.'

Nach dieser Ansprache erfolgte die Konstituierung der Sektion. Zum ersten Vor-

sitzenden wurde Herr Professor Dr. Oncken, zum zweiten Vorsitzenden Herr Professor Dr. Ihne aus Heidelberg, zum Schriftführer Herr Dr. E. Bekker aus Gieſsen gewählt.

Alsdann hielt Herr Staatsarchivar Dr. Goecke aus Wetzlar folgenden Vortrag:

Über die Bedeutung des Königlichen Staatsarchivs zu Wetzlar für die historische Forschung.

Das Königliche Staatsarchiv zu Wetzlar enthält einen groſsen Teil des ehemaligen Reichskammergerichtsarchivs, 'Dieses Archiv', sagte Wiegand in seinen Wetzlarischen Beiträgen (1. Heft, S. 129) schon im Jahre 1840, 'ist für die Geschichte des 16. Jahrhunderts und seine öffentlichen Zustände eine Quelle, deren Wichtigkeit, wenn auch oft die Körner unter vieler Spreu versteckt sind, man nicht verkennen kann. Wir finden darin bedeutende Beiträge für die politischen und kirchlichen Verhältnisse damaliger Zeit, für die Geschichte der fürstlichen, gräflichen und Dynastenfamilien, für ihre Besitztümer, Gerechtsame und Successionsrechte.' Sehr richtig bemerkte ferner ein anderer Kenner des Wetzlarer Archivs, der Hofrat Dietz daselbst, im Jahre 1837: Wie für deutsche Staats- und Rechtsgeschichte im allgemeinen, so ganz vorzüglich für die Territorial- und Lokalgeschichte des Ostens und Westens, des Nordens und Südens unseres Vaterlandes sei der Inhalt dieses Archivs von Wichtigkeit. Denn wenige deutsche Landesherren, Städte, Stände und adlige Familien mögen existiert haben, deren Hausverträge, Stiftungen, Testamente, Kauf- und Tauschkontrakte, Besitzergreifungsprotokolle, Vergleiche u. s. w. nicht gröſstenteils in kammergerichtlichen Prozessen produziert wurden, deren Güter, Gerechtigkeiten, Successions- und andere Ansprüche nicht entweder durch Erkenntnisse reguliert oder doch durch Prozesse zur Sprache gebracht worden sind. In dieser Hinsicht ist dieses Archiv oft im Stande, die Lücken der andern Staats- und Privatarchive wirkungsvoll zu ergänzen. Es ist meine Aufgabe, diese Wichtigkeit für die historische Forschung in einzelnen wenigen Zügen hier darzulegen. Es ist begreiflich, daſs der Historiker mit anderm Auge dem Inhalt von Prozeſsakten, welche der Vergangenheit angehören, gegenüber steht wie der gelehrte Jurist. Während diesen der äuſsere Gang der Prozeſsführung neben dem Gegenstand derselben erheblich zu interessieren vermag, hat ersterer oft Ursache zu bedauern, daſs unter den weitschichtigen Schriftsätzen einer barocken advokatischen Gelehrsamkeit der Kern einer Sache sich fast vollständig verbirgt. Das ist es, was die Benutzung aller Gerichtsakten für den Historiker unerspriefslich und im allgemeinen wenig ergiebig macht. Doch darf mit Recht erwartet werden, daſs vor den hinterbliebenen Resten des ehemaligen höchsten deutschen Reichsgerichtshofes ein wenig mehr Arbeit die Geschichtsforschung nicht erlahmen lasse.

Das Prozeſsverfahren beim Reichskammergericht, welches am populärsten und orientierendsten in Häberlins Deutschem Staatsrecht (2. Bd. S. 304—377) beschrieben ist, war ursprünglich nach altdeutscher Sitte ein vorwiegend mündliches, und erst im Laufe des 16. Jahrhunderts nahm das Aktenschreiben überhand; die deutschen Land- und Hofgerichte betrachteten den Prozeſs am Kammergericht für mustergültig, und bildeten, zugleich unter Einwirkung des römischen Rechts, den ihrigen nach ersterem um. Daſs die Erledigung der Prozesse anfangs in Speier, später in Wetzlar so lange Zeit erforderte, oft gar kein Urteil in einer Sache erfolgte, hängt mit der schwachen Besetzung der Beisitzerstellen zusammen. Neben dem Kammerrichter von fürstlichem Rang, als erstem Prä-

sidenten, waren noch zwei andere Präsidenten für die jeweilig aus einer festgesetzten Zahl von Beisitzern gebildeten Judizial- und Extrajudizialsenate vorhanden, die Zahl der Assessoren (Beisitzer) betrug anfangs nur zwölf, später das doppelte, war aber begreiflich für ein so grofses Gericht mit so weiter Kompetenz viel zu gering, zumal diese Beisitzer die eigentlichen Richter waren, welche wir jetzt Reichsgerichtsräte nennen. Die westfälische Friedenskonstitution hatte dieser Beisitzer auch 50 angeordnet, gesetzlich war also der Mangel empfunden, doch geschah nichts zur Besetzung der übrigen Stellen, weil es an Geld fehlte. Die einzelnen Reichsstände blieben ohnehin mit ihren Beiträgen im Rückstand, sodafs das Reichsgericht zuletzt äufserlich immer mehr an Ansehen verlor. Dazu kam, dafs die wichtigsten Reichsstände sich der Kompetenz des Gerichts allmählig ganz entzogen hatten, und nur mehr noch das eigentliche Reich, Südwestdeutschland, dahin appellierte: Österreich hatte in dem Reichshofrat zu Wien sich früh einen Konkurrenzgerichtshof geschaffen, welcher alle italienischen und auch die meisten österreichischen Sachen an sich zog, ferner das Streben hatte, auch aus andern Reichsteilen Sachen an sich zu ziehen, welche mehr dazu geeignet schienen, auf dem Verwaltungswege erledigt zu werden, denn die Trennung zwischen Justiz und Verwaltung begann sich damals erst zu vollziehen. Wie die übrigen gröfsern deutschen Staaten danach strebten, sich der Kompetenz des Wetzlarer Gerichts zu entziehen, und die Bedeutung der Privilegien de non evocando und de non appellando sind zu bekannt, als dafs ich vorläufig hierauf einzugehen brauchte.

Wenn nun dennoch heute im Königlichen Staatsarchiv sich Akten und Urkunden zur Geschichte sämtlicher deutscher Staaten und einer grofsen Anzahl jetzt leider dem deutschen Reich entfremdeter Gebiete sich befinden, so ist dies aus dem Umstande erklärlich, dafs alles, was von der Zeit her, als das höchste deutsche Reichsgericht und das Hofgericht der Kaiser noch keinen festen Sitz hatte, herrührt und erhalten geblieben ist, zur Zeit von Speier auf mannigfachen Umwegen nach Wetzlar gebracht worden ist. Im Jahre 1806 nach Auflösung des alten Reichs und des Kammergerichts hat die schützende Hand des Fürsten Primas Dalberg über dem Archiv geschwebt, bis später (1815) der deutsche Bundestag dasselbe unter seine Obhut nahm und bis 1854 behielt. Während der letzten zehn Jahre dieser Bundestagshoheit war eine Kommission zu Wetzlar mit der Aufteilung des Archivs unter die verschiedenen deutschen Staaten und einige in Betracht kommende fremde Staaten beschäftigt. Das meiste liefs man aber zurück in Wetzlar und Preufsen erhielt die Aufsicht und das Eigentumsrecht hierüber. Zunächst erhielt es alle Generalia, bestehend aus Prozessen zwischen deutschen Souveränen, den Urteilsbüchern und Protokollen des Gerichts (über 1000 Bände), Mitteilungen über Standeserhebungen seitens der deutschen Kaiser an das Gericht, Akten über Besetzung der Stellen beim Gericht und die äufsere Unterhaltung desselben betreffend. — Hier möge eingeschaltet werden, dafs die Präsidenten des Gerichts und zwei Beisitzer vom Kaiser, die übrigen von den hauptsächlichsten Reichsständen bez. Reichskreisen 'präsentiert' wurden, das ganze Kanzlei- und Subalternpersonal aber vom Kurfürsten von Mainz als Kanzler des Reichs bestellt wurde.

Die überwiegende Masse des Inhalts des Königlichen Staatsarchivs zu Wetzlar besteht aus sogenannten Spezialakten, welche einzelne Prozesse betreffen, und zwar in der Hauptsache solche, welche als beklagte Partei ehemals freie Reichsstände, bezw. Unter-

thanen derselben, die seit den französischen Revolutionskriegen bis 1866 preufsisch geworden sind, betreffen. So läfst sich im einzelnen namhaft machen eine grofse Zahl von Prozessen, welche Kurbrandenburg und seine Dependentien, das Herzogtum Pommern, die Herzogtümer Cleve und Geldern, die früheren Bistümer Camin, Magdeburg, Halberstadt und Minden betreffen. Kurköln und Kurtrier sind ebenfalls vollständig vertreten; von Kursachsen soviel, als nachmals preufsisch geworden ist, darunter die Bistümer Naumburg und Merseburg. Die Fürstbistümer Paderborn und Münster kommen dazu, die Fürstabteien Corvey, Prüm, Stablo-Malmedy und von der sogenannten Rheinischen Prälatenbank noch die Reichsstifte Cornelimünster, Essen, Herford, Quedlinburg und Werden. Die Deutsch-Ordens- und Johanniter-Ordensbesitzungen, soweit sie nachmals preufsisch geworden sind, sind ebenfalls zahlreich als Verklagte vertreten. Von weltlichen fürstlichen Gebieten kommen dann noch vorzugsweise in Betracht die ehemals pfälzischen Herzogtümer Jülich-Berg, das kurkölnische Westfalen, die mainzischen Provinzen Eichsfeld und Erfurt, die Fürstentümer Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen, Nassau-Siegen, Salm, die Gebiete eines Teils des westfälischen und wetterauischen Grafenkollegiums, der mittel- und niederrheinischen Reichsritterschaft, welche vor dem Reichsdeputationshauptschlufs 1803 alle reichsunmittelbar waren, und das Gebiet von sechs Reichsstädten: Aachen, Cöln, Dortmund, Mühlhausen, Nordhausen und Wetzlar.

Als Kläger in diesen Prozessen kommen alle möglichen andern Reichsstände oder Untertanen von solchen, die sogenannten Mittelbaren, im Verhältnis zum Reichskammergericht betrachtet, vor, sodafs die geschichtlichen Nachrichten, welche man aus den Akten des Wetzlarer Staatsarchivs ziehen kann, sich keineswegs auf die obengenannten Länder und Städte beschränken.

Als ein wichtiger Bestandteil unter den Spezial-Prozessen, wovon im ganzen über 30,000 Nummern vorhanden sind, müssen ferner diejenigen betrachtet werden, welche ehemalige deutsche Reichslande, die jetzt zu fremden Staaten gehören, angehen. Diese Prozesse sind zum grofsen Teil in Wetzlar geblieben und haben im Archiv ebenso wie die Rechtsstreite zwischen Souverainen und die übrigen Generalia vom Standpunkt der Aufteilungskommission aus die Bezeichnung 'Untrennbar' erhalten. Es sind Schriftstücke, welche einerseits Holland, Belgien und jetzt französische, ehemals im burgundischen Kreise belegene Ortschaften und kleine Herrschaften, andererseits die Schweiz, drittens die jetzt russische Ostseeprovinz Livland betreffen. Letztere hat freilich niemals zum Deutschen Reiche gehört, indessen die Erzbischöfe von Riga für ihre Person hatten den Rang deutscher Reichsfürsten, und so kam es, dafs sie in ihren Prozessen mit den livländischen Landständen häufig an das Reichskammergericht appellierten. Nach dem 16. Jahrhundert kam dies freilich kaum mehr vor, aber die Zahl der Prozesse gerade aus diesem Jahrhundert ist ziemlich erheblich und für die Geschichte des Landes neuerdings einer sorgfältigen Durcharbeitung würdig gefunden worden.

Der geschichtliche Wert, welchen die Spezialprozesse des Reichskammergerichts haben, ist ein doppelter, entsprechend der Zusammensetzung der Urkunden und Akten, woraus sie bestehen. Die überwiegend gröfste Zahl der letztern ist beim Kammergericht selbst erwachsen und hat zum Gegenstand Klagschriften, Citationen, Mandate, Advokatenbestallungen und andere sogenannte Judicial- und Extrajudicialverhandlungen beim Reichsgericht selbst, woraus oft der Inhalt und Gegenstand des Prozesses nicht sehr klar her-

vorgeht. In denjenigen Fällen hingegen, wo das Gericht als Appellinstanz angerufen wurde, — und dies konnte bei Kriminalsachen nur auf eine Nichtigkeitsbeschwerde, eine sogenannte Nullitätsklage hin geschehen, bei Civilsachen hingegen während der längsten Zeit überall da, wo das Streitobjekt 600 Gulden Wert hatte — in diesen Fällen also mufsten die Vorakten, die Akten des Gerichts erster Instanz entweder in Abschrift oder in Original eingeliefert werden, und liegen dieselben, wenn sie nicht verloren gegangen oder später wieder an das betreffende Gericht zurückgegeben sind, heute den eigentlichen Kammerakten vielfach noch bei. Diese Vorakten sind für die Geschichte der einzelnen deutschen Landschaften, wo sie herstammen, begreiflich von mannichfachem Wert. Vielfach sind die Originale älterer Urkunden, welche bis ins dritte Jahrhundert zurückgehen, als Beweisstücke den Vorakten beigelegt. Es ist mir dies hauptsächlich bei den Reichsstädten Aachen, Cöln, bei holländischen, belgischen Städten und den geistlichen Gerichten der Schweiz, Basel, Chur u. s. w. aufgefallen, während andere, speziell Brandenburg und die östlichen Provinzen überhaupt, sich mehr mit Abschriften begnügten, im Falle es sich um ältere Beweisstücke handelte. Die Verhandlungen bei den Gerichten erster Instanz selbst sind meist in sauberen Reinschriften, zu Protokollbänden zusammengefügt, erhalten, welche durch diesen Umstand, da sie beglaubigt sind und aufserdem gleichzeitig mit den Verhandlungen oder kurz nachher abgefafst wurden, an Authentizität nichts verlieren.

Sowohl sprachlich als inhaltlich sind diese Vorakten und beiliegenden Urkunden für die einzelnen deutschen Landschaften wichtig. Man wird, ebenso wie in den eigentlichen Kammerakten, das Lateinische nur noch ausnahmsweise angewandt finden. Im Dialekt der Gegend oder wie er bei den einzelnen Kanzleien üblich war, wurde geschrieben, für die Kenntnis lokaler Rechtsgebräuche sind diese Dokumente nicht minder belehrend wie für den politischen Zusammenhang, in dem sie stehen, und durch ihre Sprache. Man erwäge, dafs als Gerichte erster Instanz die allerverschiedensten richterlichen Behörden, oft reine Verwaltungsbehörden mit richterlichen Befugnissen, die sie sich selbst oder andere beigelegt hatten, fungierten; man erwäge ferner, dafs bei dem durch Alter sanktionierten Oberhof- und Appellationssystem von niedern Gerichten des einen Territoriums an höhere des andern oft Zweifel über die Zuständigkeit eines Gerichtes erster Instanz vorhanden waren, man erwäge drittens, dafs in Bezug auf Ausführung der Urteile das Reichskammergericht sich an den Landesherrn desselben Gerichts wenden mufste, von dem der Kläger sich beschwert glaubte, so wird man begreifen, dafs in dem Schriftwechsel über diese Dinge die mannichfachsten politischen, wirtschaftlichen und rein juristischen Verhältnisse einer bestimmten Gegend Deutschlands zur Sprache kommen, bez. sich dem aufmerksamen Forscherauge von selbst bloslegen. Hof-, Stadt- und Landgerichte, Schöffengerichte und gelehrte Gerichte, geistliche Gerichte und Lehengerichte, die westfälischen Femgerichte, ferner die einzelnen Landesregierungen, Fürsten für ihre Person, als oberste Richter in ihren Ländern, Magistrate und Bürgermeister der Städte kommen als Gerichte erster Instanz vor. Anfangs des 16. Jahrhunderts bemerken wir noch einen grofsen Widerwillen, besonders bei den kleinen reichsunmittelbaren Herren, ihre Streitigkeiten dem Kammergerichte zu unterbreiten, statt sich mit dem Schwert in der Hand Recht zu verschaffen. Häufig sind daher die Klagen von Reichstädten und andern Schwachen aus dieser Zeit wegen Fehde und Landfriedensbruch. Besonders in hiesiger Gegend waren es die Landgrafen von Hessen und die Grafen von Solms, welche das benachbarte Wetzlar

bedrängten. Die Reichsstädte wurden oft auch von andern Gerichten citiert und hatten dann jedesmal einen Strauſs wegen ihrer Unmittelbarkeit zu bestehen. So wagte es im Jahre 1497 der Freigraf Johann von Walbert zu Lüdenscheid im Sauerland die Stadt Wetzlar vor sein Gericht zu citieren, wie denn überhaupt die westfälischen Frei- und Femgerichte ihre Autorität gegen das höchste Reichsgericht lange nicht aufgeben wollten und im Tone Gleichberechtigter an dieses zu schreiben pflegten. Im Jahre 1521 lieſs der Graf Bernard von Solms-Braunfels, Herr zu Münzenberg, mitten im Frieden mit einem bewaffneten Haufen der Stadt Wetzlar einen Steinbruch, bei Schloſs Hermannstein gelegen, wegnehmen; ferner lieſs er derselben die Bäume vor den Thoren abhauen, ihr einen Fischkorb in der Lahn zerschlagen und sich noch andere landfriedensbrüchige Handlungen zu schulden kommen, welche zu einem langen Prozeſs beim Reichskammergericht führten. Die Grafen Johann Albrecht und Wilhelm, Gebrüder zu Solms-Braunfels und Greifenstein, gingen im Jahre 1603 in ihrer Feindschaft gegen die Stadt soweit, daſs sie ihren Unterthanen nicht nur verboten, Handel mit Wetzlarschen Bürgern zu pflegen, sondern auch die schon abgeschlossenen Kaufverträge zu erfüllen; neue Zölle und Wegegelder erhoben diese kleinen Dynasten, sodaſs der Besuch der Frankfurter Messe den Wetzlarern fast unmöglich wurde. Auch hier muſste das Reichskammergericht einschreiten, welches sich damals noch nicht in dieser Stadt, sondern in Speier befand. Im Namen des Kaisers Rudolfs des Andern erging damals an die genannten Grafen ein sogenanntes Mandatum sine clausula, annexa citatione, welches in der Anrede höflicher war, als die Gewohnheit unserer heutigen Gerichte ist. Der Kaiser entbietet nämlich den Verklagten seine Gnade und alles Gute zuvor und nennt sie: Edle, Liebe, Getreue. Dann aber wird ihnen in ernstem, würdigen Tone vorgehalten, wie 'es nicht allein in göttlichen, natürlichen, aller Völker, auch gemeinen, geschriebenen Rechten, sondern auch des heiligen Reichs wohlverfaſsten Ordnungen heilsamlich vorgesehen sei, daſs die Commercia, Gewerb und Hanthierung, ohne welche die humana societas nit zu erhalten, allen so nit barbari oder denunciirte hostes imperii seien, frei erlaubt und zugelassen und keinem Stand noch Glied des heiligen Reichs dem andern und seinen Unterthanen den freien Zugang, Gewerb, Renten, Gülten, Einkommen und Nahrung abstricken noch sperren, wie auch durch neue ohnerhörte Zölle oder auch Erhöhung der alten, angeregte Commercien nit ersteigern oder zu ferner Theurung treiben soll.'

In Ulmensteins Geschichte der Stadt Wetzlar II. Teil S. 86 ff. liest man von dem Zwist, welcher anfangs des 17. Jahrhunderts zwischen der Stadt und ihrem Schutzherrn dem gelehrten Ludwig V., Landgraf zu Hessen-Darmstadt (dem Begründer der Gieſsener Universität), genannt der Getreue, — ausbrach. 1606 beginnend kam der Streit auf seinen Höhepunkt 1613, und es handelte sich dabei hauptsächlich um das dem Landgrafen von der Stadt jährlich zu entrichtende Schutzgeld (von 600—700 Gulden).

Unter den Reichskammergerichtsakten des Wetzlarer Staatsarchivs (Preuſsen W. 2700) befindet sich ein Mandatum poenale, welches bei dieser Gelegenheit auf Klage der Stadt, nicht etwa gegen den Landgrafen, sondern gegen eine Anzahl Wetzlarer Bürger, welche zur hessischen Partei gehörten, im Namen des Kaisers und zwar wegen Aufruhrs, erlassen wurde. In diesem Schriftstück heiſst es, daſs Gott dem Allmächtigen die gefährlichen Conspirationes, verdächtige Conventicula, Meuterei, Auflehnung, Sedition, Aufstand und Empörung der Unterthanen wider den ordentlichen Magistrat und Obrigkeit

und derselben Verachtung zum höchsten mifsfällig, und insgemein die von Obrigkeit wegen ertheilte Decrete und Bescheide und deren Execution durch dergleichen hochschädliche Zusammenrottirung perniciosissimo Exemplo nicht verstümmelt oder gehindert, vielweniger auf derselben Zwang retractirt und geändert werden, sondern eins und das andere in göttlichen und weltlichen Rechten und des heiligen Reichs heilsamen Constitutionibus bei höchster, auch Leib- und Lebensstraf verboten worden.' Trotzdem, heifst es weiter, 'als jüngsthin den 1. Februarii (1613) der hochgeborene Landgraf zu Hessen, Graf zu Catzenellenbogen, Dietz, Ziegenhain und Nidda, gemeldeter Stadt Schutzherr, sammt Ihrer Liebden beiden Gebrüdern Philipp und Friedrich mit einem ansehnlichen Volk zu Rofs und zu Fufs, in die drei oder viertehalb Tausend Mann stark, die Stadt armata manu überfallen und aufgefordert, diese aber in Bedacht ihres uns (dem Kaiser) und dem heiligen Reiche geleisteten Eides und ihrer Pflicht, keinen fremden Herrn dann allein Uns in die Stadt einzulassen und dieselbe nicht zu übergeben, die Pforten hat zubehalten wollen', — trotzdem haben eine Reihe von genannten Rädelsführern und Aufrührern 'die Stadtpforten wider des Raths Willen und Gebot auch gemeinen Stadt Wohlfahrt und Privilegiis zuwider eröffnet haben wollen, dem ältern Bürgermeister, einem siebenzigjährigen und um gemeine Stadt wohlverdienten Mann, Philipp Kisseln, mit vielem Gotteslästern, Fluchen und Schwören die Schlüssel zu den Stadtpforten abgefordert, und als er dieselben nit geben wollen, ihm dieselben mit Gewalt abzuzwingen und also das Regiment aus den Händen zu reifsen', sich unterstanden. Der Landgraf, diesen Aufruhr in der Stadt benutzend, hatte leichtes Spiel dieselbe einzunehmen.

Ich führe diese Beispiele an, um zu zeigen, in welch' belehrender und eingehender, auf wirkliche Wahrung des Landfriedens ausgehender Weise das Reichsgericht seine Citationen zu erlassen pflegte. Grofse Not hatten trotzdem oft die Kammerboten, ihre Ladung an den Mann zu bringen. Eben in Wetzlar, welches später der Ausgangspunkt für so viele Kammerbotengänge und der Wohnort dieser Boten werden sollte, hatte der mit obiger Ladung betraute Bote Caspar Schoenberger grofse Not auszustehen, bis er den verklagten 34 Personen unter Hinterlassung von je einer Abschrift das Normalmandat jedem persönlich in seiner Wohnung oder auf öffentlichem Markte insinuiert hatte. Für den Fall der Nichtbeobachtung desselben waren 10 Mark löthigen Goldes als Strafe vorgesehen, trotzdem fielen Ausdrücke wie Diebe und Schelme gegen die Verfasser des kaiserlichen Schriftstücks. Der genannte Cammerbote gibt zu Protokoll, 'wie schimpflich und spöttisch mit lachendem Munde' über ihn verfahren worden, als er in diesen Sachen seine unterschiedlichen Verkündigungen von 8 Uhr (morgens) an bis wieder zu 8 Uhr (abends) — 34 Verkündigungen — gethan, nichts gegessen und nach Verrichtung bei dem Herrn Bürgermeister um Bezahlung angehalten und mit ihm zu Nacht Mahlzeit gehalten und fortan um 10 Uhr sich nach seiner Herberg zu verfügen und sein Pferd abzufüttern (willens war). 'Aber der Wirth,' fährt er fort, 'hat mich nicht in sein Haus wollen lassen, (hab') als davor bleiben und mein Pferd Hunger und Durst leiden (müssen).' Trotzdem bekam der Ärmste von dem Wirt eine Rechnung von 3 Gulden gemacht, 'da er doch nur ein halben Mafs Wein ohne das Bier getrunken', und er glaubte dies keinem andern Umstande zuschreiben zu müssen, 'als dafs er mit diesem kaiserlichen Mandat ankommen.'

Die Zügellosigkeit des dreifsigjährigen Krieges führte zu einer grofsen Zahl von Prozessen, denn es ist eine irrige Anschauung zu glauben, dafs während dieses grofsen

greuelvollen Krieges jede Rechtspflege geruht hätte. Weder in den Einzelstaaten noch im Reich war das der Fall. Die Schädigung einer Religionspartei gegen die andere lieferte nicht allein einen unerschöpflichen Stoff, sondern auch rein private Streitigkeiten fanden wie im tiefsten Frieden ihre eingehende Würdigung und teilweise Entscheidung am Reichskammergericht. Zweifelsohne würden hiervon in Wetzlar heute noch mehrere erhalten sein, als es in der That sind — und es sind nicht wenige —, wenn man nicht anzunehmen hätte, dafs vieles von einzelnen Prozessen aus dieser wie aus früherer Zeit verloren gegangen ist.

Bei Verwüstung Speiers durch die Franzosen im Jahre 1689, wo so manches zu Grunde ging, ist doch das Archiv von letztern nach Strafsburg gerettet worden, weil sie hofften, wichtige Dokumente für sich darin zu finden. Später ist es, wie man glaubt, nur zum Teil nach Frankfurt gekommen, wo es noch längere Zeit blieb, als das Reichsgericht schon in Wetzlar war. Es wurde in jedem besondern Falle zur Einsicht der Akten von Wetzlar ein sogenannter 'Leser' nach Frankfurt geschickt, was begreiflich den an sich langsamen Geschäftsgang noch etwas verlängerte. Um einen Prozefs in Wetzlar mit Erfolg zu betreiben, war es später nötig, aufser einem Anwalt und Prokurator noch einen besondern Sollicitator anzunehmen, welcher berufsmäfsig an den Prozefs zu erinnern hatte. Wie schon oben erwähnt, ergingen in vielen Sachen überhaupt keine Urteile, von letztern sind andere verloren gegangen, ganze Pakete von Akten sind heutzutage noch uneröffnet, doch sind dies meist solche aus den letzten Zeiten des vorigen Jahrhunderts.

Wiegand in seinen obenangeführten Wetzlarer Beiträgen und ebenso in seinen Denkwürdigkeiten, Leipzig 1854, S. XXI spricht hauptsächlich von der Geschichte des 16. Jahrhunders, wofür das Wetzlarer Archiv wichtig sei. Nicht minder ist dies aber für die beiden letztverflossenen Jahrhunderte der Fall, freilich mehr für die Geschichte Westdeutschlands als für den Norden oder andere Reichsteile.

Das Haus Brandenburg-Preufsen, das uns als Träger der jetzigen Kaisermacht alle interessieren wird, hat nicht viele Prozesse als Kläger am Reichskammergericht geführt, dafür ist ihm um so häufiger die Ehre widerfahren verklagt zu werden, und dies ist in seinen verschiedenen Gliedern nicht weniger als 400 Mal geschehen. Aus dem Jahre 1548, also aus dem Ausgang der Reformationszeit liegt ein Prozefs des Probsts und des Konvents 'auf unser lieben Frauen Berg', vor Brandenburg gelegen, gegen den Kurfürst Joachim vor, wegen feindlichen Einfalls in das Stift und wegen Plünderung, welcher Prozefs einen interessanten Einblick in die Fortschritte eröffnet, die damals die Reformation in diesem Lande gemacht hatte. Aus den Jahren 1697 ff. liegt ein nicht minder wichtiger Rechtsstreit vor, welchen der grofse Kurfürst wegen der Herrschaft Bühren gegen die Kölner Jesuiten in specie Rectores et Superiores Collegii et Residentiarum Patrum Societatis Jesu anhängig zu machen für gut befand. Nachdem Friedrich III., als König I., die angestrebte Standeserhöhung erfahren, welche dem Reichskammergericht amtlich mitgeteilt wurde, ging sein Streben dahin, seine Unterthanen von der Kompetenz dieses Gerichts ganz loszulösen. Das sog. Privileg de non appellando bestand nämlich in seinen Landen nicht überall uneingeschränkt. Für das Kurfürstentum Brandenburg und die demselben inkorporierten Marken galt dasselbe freilich damals schon plane et illimitate; für die übrigen Fürstentümer und Lande, welche den neuen preufsischen Staat bildeten, sofern sie überhaupt dem deutschen Reich angehörten, also die Herzogtümer

Magdeburg, Cleve und Pommern, sodann die Fürstentümer Halberstadt, Minden und Camin, samt den Grafschaften Mark und Ravensberg bestand diese Appellationsfreiheit nur bei Streitigkeiten, worin es sich um weniger als 1500 Goldgulden handelte, und für das Herzogtum Cleve aufserdem noch in gänzlicher Befreiung in jndiciis possessoriis. Letzteres Privileg wurde im Jahre 1702 auf Ansuchen König Friedrichs I. von Kaiser Leopold auf alle Besitzungen des erstern ausgedehnt, ferner die sogenannte summa appellabilis in petitorio auf 2500 Goldgulden heraufgesetzt. Erst Friedrich der Grofse erlangte 1746 und 1750 die bedingungslose Appellfreiheit für den ganzen Staat (1750 einschliefslich Ostfriesland) mit der Motivierung in dem kaiserlichen Privileg 'dafs nicht nur Dero (des Königs von Preufsen) Landesregierungen, Hofgerichte und Cammer-Collegia mit tapferen gelehrten Männern adlichen und bürgerlichen Standes genugsam besetzt und daneben, wie reichskundig, verschiedene stattliche Juristenfacultäten und Schöffenstühle vorhanden, sondern auch zur Bequemlichkeit und besten derer, die sich durch Urtheile je gravirt zu sein vermeinen möchten, nach Erheischung des Recessus Imperii novissimi, loco revisionis, noch ein eignes Oberappellationsgericht in dero Residenz angeordnet, sodann über alle diese Dicasteria eine besondere strenge Oberaufsicht dergestalt verfüget, dafs daran nicht leicht etwas auszusetzen, weder hinzuzuthun sein möge.' Dieses Privilegium de non appellando bezog sich aber nur auf die Unterthanen des Königs. Dafs er selbst, im Streit mit irgend einem andern Reichsstand begriffen, vor dem Reichsgericht verklagt werden konnte, darüber kann, reichsrechtlich betrachtet, gar kein Zweifel sein. Es ist bekannt, wie Friedrich der Grofse diese Frage einem Kammerboten gegenüber praktisch löste. Hingegen aus dem Jahre 1712 liegt noch ein Prozefs gegen den König von Preufsen und seine Kommissarien von Horn und von Kinsky im Archiv zu Wetzlar vor, und zwar waren Kläger der Landgraf von Hessen und Marie Louise, verwitwete Fürstin von Nassau-Dietz als Vormünder ihrer Enkel und Kinder Wilhelm Carl Heinrich Friso und Alma Charlotte Amalie von Nassau-Oranien. Der sehr interessante und politisch wichtige Gegenstand dieses Prozesses war ein Streit über die von König Wilhelm III. von Grofsbritannien in seinem Testamente dem Erbstatthalter Prinzen von Oranien-Nassau vermachten Herrschaften und Güter, namentlich die Grafschaft Mörs; aufserdem Klage wegen der Blokade von Moers und wegen Verhaftung des insinuirenden R.-K.-G.-Boten.

Die Landgrafen von Hessen, sowohl die Linien Kassel wie Darmstadt und andere haben zahlreiche Prozesse beim Kammergericht geführt. Die meisten derselben sind s. Z. von Wetzlar an die beteiligten Staaten abgegeben worden, und befinden sich heute z. t. im Staatsarchiv zu Marburg, teils im Grofsherzogl. Archiv zu Darmstadt. Einige sind immerhin noch in Wetzlar. Grenzstreitigkeiten zwischen den Landgrafen zu Darmstadt einerseits und Nassau-Saarbrücken andrerseits wegen der zum Amt Gieſsen ehemals gehörigen Gerichtsbezirke Lollar, Grofsenlinden und Niedercleen, unrechtmäfsige Pfändung von Einwohnern zu Dudenhofen, Lollar, Rodheim, Lützellinden, Hörnsheim durch den Amtmann zu Gleiberg, unrechtmäfsige Besteuerung des Dorfes Dorlar durch den Erzbischof von Mainz bez. seinen Vogt zu Bischofstein bezeichnen die Kleinheit dieser Verhältnisse bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Die Burgen Rheinfels und Katz am Rhein sind 1735 Gegenstand eines ernsten Streites zwischen dem König Friedrich von Schweden als Landgraf von Hessen-Kassel und den Landgrafen Ernst und Christian von Hessen-Rothenburg. Ludwig X. zu Darmstadt war so voller Vertrauen auf die Fortexistenz des

Reichsgerichts, dafs er noch 1805, ein Jahr vor dessen Auflösung, in Gemeinschaft mit Herzog Ludwig von Aremberg und dem Fürsten Carl Ludwig von Wied-Runkel einen politischen Prozefs gegen den Fürsten Friedrich August von Nassau-Usingen zu Biberich anstrengte, weil letzterer behauptete, dafs ihm durch die Reichsentschädigungsakte vom 25. Februar 1803 unter dem Ausdruck 'die Reste des eigentlichen Kurfürstentums Köln' alle aufserhalb der kölnischen Kurlande befindlichen Besitzungen des Kölnischen Domkapitels ausschliefsend überwiesen seien, und Antrag auf Sequestration der im Herzogtum Berg und der Grafschaft Mark belegenen domkapitularischen Besitzungen stellte.

Aus den angeführten Beispielen, glaube ich, ergiebt sich genügend, wie mannigfache Materialien für die historische Forschung aus dem Wetzlarer Archiv zu gewinnen sind. Vom Gesichtspunkt der Lokalgeschichte aus wie für die allgemeine Reichs- und Kulturgeschichte läfst sich fast jedem Prozefs ein gewisses Interesse abgewinnen; von der Bedeutung für die Geschichte fast sämtlicher älterer adliger und sehr vieler bürgerlichen Familien Deutslands nicht zu reden. Die sorgfältig angelegten Repertorien des königlichen Staatsarchivs zu Wetzlar mit ihren alphabetischen Verzeichnissen der Beklagten und Kläger (zusammen über 10 000 Namen) geben über alles Wünschenswerte auf dem Gebiete der Familiengeschichte den schnellsten Aufschlufs. Interessant und für die Geschichte des Judentums von spezieller Wichtigkeit ist, dafs in diesen Repertorien die von Juden geführten Prozesse alle zusammengestellt sind. Im ganzen sind hiernach 1807 Juden betreffende Prozesse beim Reichskammergericht geführt worden, 950, worin sie als Kläger, 857, worin sie als Beklagte vorkommen. Schliefslich darf ich nicht unterlassen, indem der Name des Reichskammergerichts vielen nur in Beziehung zu Goethe oder durch Goethe bekannt ist, zu erwähnen, dafs als die einzige Spur der gerichtlichen Thätigkeit unseres grofsen Dichters während seiner viermonatlichen, von ihm andern Zwecken gewidmeten Anwesenheit in Wetzlar während des Sommers 1772, die eigenhändige Eintragung seines Namens in die Originalmatrikel der Praktikanten des Gerichts, von mir hat aufgefunden werden können.

Zu diesen Ausführungen bemerkte der Vorsitzende, es sei zu hoffen, dafs auf künftigen Versammlungen ähnliche Vorträge über Staatsarchive des Inlands und des Auslands gehalten werden würden, um zur Benutzung ihrer Schätze anzuregen und knüpfte sogleich selber einige Mitteilungen an über das Public Record Office zu London als noch unausgebeutete Fundgrube für die Geschichte der Epoche der Befreiungskriege insbesondre vom Herbst 1813 an bis zum Ende des Wiener Kongresses.

'Das Public Record Office zu London ist für die Jahre 1813—15 eine Geschichtsquelle allerersten Ranges, mit deren Reichhaltigkeit sich kein einziges Archiv der Welt vergleichen läfst. Ich will Ihnen sagen, wie das zusammenhängt. Die Archive zu Berlin, Wien und Hannover, die ich Jahre lang ausgebeutet habe, sind reichhaltig bis zu der Zeit, wo die verbündeten Monarchen nebst ihren Ministern im Hauptquartier zusammentrafen. Von diesem Augenblick an wird fast nichts mehr geschrieben aufser, was geschrieben werden mufs infolge zeitweiliger Entfernung von Ministern und Monarchen oder in Gestalt von Verträgen. Nur solches findet sich in Berlin und in Wien. Aber irgend etwas Zusammenhängendes hört von da an auf und deshalb haben meine Aufschlüsse über die Geschichte der Jahre 1813—14 von hier an weder in Wien noch in Berlin wesentliche Förderung mehr erfahren. In Berlin versiegt die Quelle sogar schon im Mai. Das Archiv

nun, das im August reichhaltig wird, weil die Bedingungen, welche bei den andern Höfen vorlagen, hier nicht vorlagen, ist das Public Record Office zu London. Denn der Prinzregent von England war der einzige der Verbündeten, welcher nicht im Hauptquartier war und der immer durch eine ganze Anzahl von Berichterstattern auf dem Laufenden gehalten wurde. Es sind immer mindestens drei oder vier Berichterstatter vorhanden, darunter zwei ausgezeichnet fleifsige und aufmerksame. So geht das fort bis 1815. Ganz besonders reichhaltig werden diese englischen Archivalien von dem Augenblick an, wo Lord Castlereagh im Hauptquartier erscheint. Das geschieht im Januar 1814. Castlereagh erscheint in seinen Depeschen, wie wir sie jetzt kennen, ganz anders wie bisher. Ich habe ihn mir auch vollkommen anders vorgestellt. Ich habe ihn für einen sehr unbedeutenden Diplomaten gehalten, ohne eigne Gedanken, ohne eignen Willen, der gewissermafsen dazu verdammt war, das Werkzeug Metternichs zu sein. Seit mir die ungedruckten Depeschen Castlereaghs bekannt sind und ich Gelegenheit gehabt habe, die Richtigkeit alles dessen was er selber schreibt, bestätigt zu sehen, seitdem hat sich mein Urteil über ihn vollständig geändert.

Castlereagh wird im Hauptquartier sofort eine mafsgebende Persönlichkeit, nicht blos als Vertreter der Grofsmacht England, sondern sein hervorragendes Geschick hat ihm solchen Einfluſs verschafft. Das ist richtig: seine Depeschen sind sehr schwerfällig geschrieben; das bleibt bestehen, aber sein Einfluſs ist ein ganz aufserordentlicher, weil er von vorn herein ganz genau weifs, was er will. Seine Stellung zu den europäischen Gebietsfragen ist auch von vornherein eine fest bestimmte, und alle Erfolge, die er erzielt hat, sind insofern wohl verdient, als sie einem bestimmten, fertig mitgebrachten Plane entsprechen, dem auch diejenigen Umstände hilfreich entgegen kommen, die nicht berechnet sind. Es tritt das ein, was überlegtes Handeln überall auf seiner Seite findet: die Umstände werden von selbst zum Bundesgenossen dem, der sich nicht irre machen läfst und genau weifs, was er will. Kurz will ich nur noch mitteilen: über die Schätze, welche die Korrespondenz des Lord Castlereagh der historischen Forschung bietet, finden Sie Aufsätze, die ich im historischen Taschenbuch von Maurenbrecher veröffentlicht habe; zwei sind bereits 1883 und 1885 erschienen, ein dritter wird eben gedruckt. Das sind aber blos Beiträge zur Aufhellung der Anfangsmonate des Jahres 1814. Viel reichhaltiger ist die Korrespondenz des Lord Castlereagh beim wiener Kongrefs. Was Castlereagh dort alles ausgerichtet hat, das ist bis jetzt vollständig unbekannt. Er ist auf dem Gebiet des Kongresses nichts weniger als der Sklave Metternichs. An den allerwichtigsten Entscheidungen hat Castlereagh einen selbständigen Anteil. Während Talleyrand und Metternich sich oft neutralisieren, geht Castlereagh überall selbständig zu Werke. Der Kompromifs, wonach Preufsen nur die Hälfte von Sachsen erhalten und für die andre Hälfte am Rhein entschädigt werden sollte, ist auf Grund eines Planes zu stande gekommen, den Castlereagh selbständig entworfen hatte, dem aber auf preufsischer Seite gewisse Hindernisse im Wege standen, die sich nachher geebnet haben. Hardenberg wollte nämlich durchaus keine Rheinprovinz haben; er meinte, es müfsten Polsterstaaten zwischen Preufsen und Frankreich aufgerichtet werden. Von diesem Gesichtspunkte aus hat Hardenberg den König von Sachsen zum König der Rheinlande machen wollen. Bis zum letzten Augenblick hat Hardenberg diesen Plan jeder Teilung von Sachsen entgegengestellt. Er wollte ganz Sachsen haben, damit Preufsen keine Rheinprovinz übernehmen müfste. Und

erst als das nicht ging, und als auch Europa sich einer solchen Verpflanzung entschieden widersetzte, erst da hat Hardenberg sich auf die Teilung eingelassen und sich die Rheinprovinz gefallen lassen. Wer dieser Versetzung des Königs von Sachsen den entschiedensten Widerstand entgegensetzte, das war Lord Castlereagh. Im Interesse der Niederlande sollte die Verteidigung der Rheingrenze in die Hände einer Militärmacht kommen, nicht in die Hände eines Rheinbundfürsten. Auch der Fürst Talleyrand hat nicht gewollt, dafs der König von Sachsen an den Rhein käme, und zwar nicht, weil er nicht gesehen, was da möglicherweise für Frankreich zu machen gewesen wäre; im Gegenteil, er wollte die Bourbonen zu einer friedfertigen Politik zwingen und ihnen den Rückfall in die napoleonische Politik versperren. Darüber hat er später seine Meinung geändert, und nachdem Belgien sich von Holland losgerissen, hat er den Vorschlag gemacht, man solle den König von Sachsen in die Rheinprovinz versetzen und Preufsen ganz Sachsen geben. Da war es natürlich zu spät.

Schlufs der Sitzung 10 Uhr.

Zweite Sitzung

Freitag den 2. Oktober morgens 8 Uhr.

Den Vorsitz führte Herr Professor Dr. Oncken.

Zuerst erhielt das Wort Herr Privatdocent Dr. Ludwig Holzapfel aus Leipzig zu einem Vortrag über:

Einige Grundfragen der römischen Chronologie.

Meine Herren! Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf ein Gebiet lenken, in welchem die Forschung nach längerem Stillstand jetzt wiederum mit regerem Eifer betrieben wird. Ich meine die römische Chronologie. Lange Zeit waren hier die Ansichten mafsgebend, welche Mommsen in seinem bekannten Werke entwickelt hat, und erst neuerdings sind dieselben in Frage gestellt worden. Es ist dies namentlich geschehen in verschiedenen Arbeiten Ungers, unter denen ich hier nur die 1879 erschienene Abhandlung über die römische Stadtära erwähne. Vier Jahre nach dem Erscheinen dieser Abhandlung wurde ein neues System der römischen Chronologie begründet von Matzat, der in seinen Ansichten erheblich von Mommsen, noch mehr aber von Unger abweicht. Sie sehen hieraus, meine Herren, wie sehr jetzt auf diesem Gebiete die Forschung im Flusse begriffen ist. Ich selbst habe bereits ein Jahr, bevor Matzats römische Chronologie erschien, begonnen, mich angelegentlich mit diesen Studien zu beschäftigen, und nunmehr ebenfalls eine zusammenfassende Darstellung der römischen Chronologie veröffentlicht, die vor einigen Wochen bei Teubner erschienen ist. Auf die freundliche Aufforderung des Herrn Professor Oncken unternehme ich es sehr gern, einige Hauptprobleme der römischen Chronologie hier zu erörtern, indem ich mich der Hoffnung hingebe, dafs diese Disziplin, die von vielen als ein dunkles und undankbares Gebiet betrachtet wird, hierdurch ein gröfseres Interesse gewinnen dürfte.

Es sind hauptsächlich drei Fragen, die bei Untersuchungen über römische Chronologie in Betracht kommen. Einmal handelte es sich darum, die den römischen Stadt-

jahren in Wirklichkeit entsprechenden Jahre der christlichen Ära zu ermitteln. Eine zweite Aufgabe ist die Erklärung der verschiedenen Ären. Endlich ist es erforderlich, das Verhältnis des römischen Kalenders zu dem julianischen festzustellen. Ich begnüge mich damit, von diesen drei Fragen die erste zu erörtern, soweit dies bei einem mündlichen Vortrag in allgemein verständlicher Weise geschehen kann, indem ich hinsichtlich der sonstigen, hier nicht zu berührenden Punkte auf die in meinem Buche enthaltenen Ausführungen verweise.

Die Zählung nach Jahren post urbem conditam beruht nicht etwa auf Kalenderjahren, die von dem Tage der Gründung (21. April) ab liefen, sondern auf den Amtsjahren der Konsuln oder Konsulartribunen. Eine Zählung nach Jahren der Stadt existierte von Haus aus überhaupt nicht, sondern man zählte die Jahre ursprünglich von der Gründung der Republik oder, richtiger gesagt, von der Stiftung des kapitolinischen Jupitertempels, mit der erst die urkundliche Aufzeichnung des Jahresbeamten begann. Das konsularische Amtsjahr ist nun einem Kalenderjahre keineswegs durchgängig gleich. Die Konsuln hatten allerdings das Recht und die Pflicht, von dem Tage des Amtsantritts an ein volles Kalenderjahr zu fungieren. Von dieser Regel ist indessen in der älteren Zeit nicht selten abgewichen worden, indem die Magistrate mitunter nach kurzer Amtsführung wegen eines bei den Wahlauspicien vorgekommenen Fehlers, den man nachträglich entdeckte, oder wegen militärischer Unfähigkeit zur Abdankung gezwungen wurden.[1]) Ihre Nachfolger fungierten alsdann, wenn sich gegen ihre Amtsführung nicht ebenfalls Bedenken geltend machten, von dem Tage ihres Antritts an ein volles Kalenderjahr,[2]) so dafs der Antrittstermin für die nächste Periode ein anderer wurde. Obwohl hiernach ein Magistratsjahr keineswegs durchgängig die Dauer eines Kalenderjahres hatte, so wurde doch in den Fasten für jedes Konsulat, gleichviel, ob die Konsuln ein volles Jahr oder nur einige Monate fungiert hatten, ein besonderes Jahr gerechnet. In späterer Zeit suchte man die in mancher Hinsicht mifslichen Schwankungen des Antrittstermins dadurch zu beseitigen, dafs man den Amtsantritt gesetzlich auf einen bestimmten Tag fixierte. Ein solcher, gesetzlich fixierter Antrittstermin war in der Zeit des zweiten punischen Krieges und in der nächstfolgenden Periode der 15. März. Dafs dieser für die angegebene Periode vielfach bezeugte[3]) Termin ein gesetzlich fixierter war, wird zwar nirgends ausdrücklich gesagt, ergiebt sich jedoch mit Notwendigkeit aus folgender Thatsache. Im Jahre 592 Varr. wurden die Konsuln P. Scipio Nasica und C. Marcius Figulus, als sie bereits in ihre Provinzen abgereist waren, wegen eines nachträglich entdeckten Wahlfehlers genötigt, nach Rom zurückzukehren und

1) Derartige Fälle werden gemeldet unter den Jahren 352 (Liv. V, 9), 355 (Plut. Camill. 2), 357 (Liv. V, 17), 362 (Liv. V, 31), 421 (Liv. VIII, 17), 433 (Liv. IX, 7 f.). — Eine weitere Ausnahme der oben angegebenen Regel trat ein, wenn die Konsuln des vorhergehenden Jahres die Wahlen nicht hatten zu stande bringen können und das neue Jahr mit einem Interregnum beginnen mufste. In diesem Falle wurde das Interregnum als ein Teil des folgenden Amtsjahres betrachtet und fungierten die neuen Konsuln nur bis zu dem Tage, an welchem das Interregnum begonnen hatte. Vgl. meine R. Chronologie p. 81—84.

2) Eine Modifikation erfuhr diese Regel blos dann, wenn der Amtsantritt nicht, wie es gewöhnlich der Fall war, an einem Kalenden- oder Identage, sondern an einem andern Tage erfolgt war, in welchem Falle die Konsuln nur bis zu den nächstvorhergehenden Kalenden oder Iden fungierten. Vgl. meine R. Chron. p. 82 und 83.

3) Die Belege hierfür sind gegeben in meiner R. Chronologie p. 104, A 8.

abzudanken.[1]) Die alsdann an ihre Stelle gewählten Konsuln P. Cornelius Lentulus und Cn. Domitius Ahenobarbus blieben nun nicht etwa ein volles Jahr in Funktion, wie es nach dem älteren Rechte hätte geschehen müssen, sondern nur bis zum 15. März. Im anderen Falle hätten sie eponyme Magistrate sein und für ihre Amtsführung ein besonderes Jahr gerechnet werden müssen, während sie in den Fasten als consules suffecti behandelt werden. Der 15. März mufs also ein gesetzlich fixierter Termin gewesen sein. Es hat jedenfalls die Absicht bestanden, dafs von nun an der Antrittstermin überhaupt keine Verschiebung mehr erfahren sollte. Nichtsdestoweniger ist dies im Jahre 600 Varr. noch einmal geschehen. Es wurde damals anläfslich eines plötzlich ausgebrochenen Krieges mit den Keltiberern, da im Interesse der Kriegführung ein baldiger Antritt der hiermit zu betrauenden neuen Konsuln wünschenswert war, das Amtsneujahr auf den 1. Januar verschoben[2]) und ist von da an auf diesem Termin verblieben.

Für die Chronologie ist es nun von grofser Wichtigkeit, die Verschiebungen des Amtsantritts, dessen Datum in den seltensten Fällen ausdrücklich angegeben wird,[3]) womöglich alle zu ermitteln. Das wesentlichste Hilfsmittel hierfür liefern die in den kapitolinischen Fasten enthaltenen Triumphaldaten. Man kann mit Sicherheit annehmen, dafs die Oberbeamten, wenn ihr imperium nicht prorogiert wurde, was in der älteren Zeit nur ausnahmsweise geschah, in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle gegen das Ende ihres Amtsjahres triumphierten. Es läfst sich also für eine bestimmte Periode, wenn eine genügende Anzahl von Triumphaldaten überliefert ist, hiernach der Antrittstag der Konsuln ermitteln.[4]) So wird man z. B. kaum fehl gehen, wenn man für die Jahre 397—401 im Hinblick darauf, dafs sämtliche fünf in diese Zeit fallende Triumphe zwischen Anfang Mai und Anfang Juni fielen,[5]) den 1. Juli als Antrittstermin annimmt. In den Jahren 434—450 fallen sämtliche Triumphe zwischen den 29. Juni und den 13. November[6]); das Amtsneujahr kann hiernach für diese Periode mit Sicherheit auf den 1. Dezember gesetzt werden.[7]) Mit den Triumphaldaten, die bei der fragmentarischen Beschaffenheit der Fasten leider nur zum geringsten Teile vorliegen, sind alsdann diejenigen Anhaltspunkte

1) Cic. de deor. nat. II, 10 f. Val. Max. I, 1, 3.

2) Cassiodor. p. 616 Momms., vgl. Liv. epit. XLVII.

3) Für die ganze Periode von dem gallischen Brand bis auf den Anfang des zweiten punischen Krieges geschieht dies nur in einem einzigen Falle, nämlich unter dem Jahre 425 varr., wo der 1. Juli als Antrittstag erwähnt wird (Liv. VIII, 20). Für die frühere Zeit sind die Antrittstermine häufiger angegeben (für 245 1. Januar, vgl. Plut. quaest. Rom. 19. Dionys V, 1. Unger R. Stadtära p. 23 ff.; für 261 1. September, Dionys VI, 49; für 278 und 291 1. August, Dionys IX, 25, Liv. III, 6; für 292 11. August, Liv. III, 8; für die Zeit der Decemvirn der 15. Mai, Liv. III, 36 und 38; für 311, 331 und 352 13. Dezember, Dionys. XI, 63. Liv. IV, 37. Liv. V, 9; für 353 1. Oktober, Liv. V, 9), wodurch indessen die Überlieferung dieser Periode keineswegs an Glaubwürdigkeit gewinnt.

4) Die Möglichkeit, dafs einzelne Triumphe gefälscht sind, ist allerdings nicht in Abrede zu stellen, doch werden die Urheber derartiger Erfindungen es jedenfalls nicht unterlassen haben, die Verschiebungen des Amtsneujahrs zu berücksichtigen, und können daher auch die Daten solcher Triumphe, die sich als gefälscht erweisen oder verdächtig sind, für die Chronologie verwertet werden.

5) 396 Non. Maj., Id. Maj., 397 Kal. Jun., 398 prid. Non. Maj., 400 III Non. Jun.

6) Die Triumphaltage sind: 435 21. August, 440 1. Juli, 442 13. August, 443 5. u. 13. August, 445 15. Oktober u. 13. November, 448 29. Juni, 449 5. Oktober, 450 24. September und 29. Oktober.

7) Vgl. meine R. Chronologie, p. 93—95, wo hierfür noch anderweitige Gründe geltend gemacht werden.

zu kombinieren, die sich aus der Darstellung des Livius ergeben. So können wir z. B. aus der Angabe des Livius, wonach im Jahre 404 varr. der Konsul M. Popilius Länas seinen Triumph über die Gallier, der nach den Fasten am 17. Februar stattfand, unmittelbar vor dem Amtsantritt der neuen Konsuln beging[1]), den Schlufs ziehen, dafs das neue Jahr mit dem 1. März begann. Ich habe in meiner römischen Chronologie den Versuch gemacht, auf Grund derartiger Anhaltspunkte die sämtlichen seit dem gallischen Brande (364 varr.) eingetretenen Verschiebungen des Amtsneujahrs zu ermitteln, und bin zu dem Resultat gelangt, dafs in der Periode vom gallischen Brand bis auf Pyrrhus, wo bereits eine gesicherte Zeitrechnung beginnt, der durch die Jahresverkürzungen bedingte Zeitausfall im ganzen 4 Jahre 2 Monate betrug[2]).

Die Magistratsliste beginnt, wie ich bereits vorhin bemerkte,[3]) mit der Stiftung des capitolinischen Heiligtums. Dafs ursprünglich die Jahre von diesem Ereignis aus gezählt wurden, ergiebt sich aus einer dem fünften Jahrhundert der Stadt angehörigen Inschrift. Der Tempel der Concordia, welchen der bekannte Aedil Cn. Flavius im Jahre 450 varr. dedicierte, wurde, wie Plinius berichtet, in einer von dem Ädilen selbst angebrachten Inschrift bezeichnet als geweiht anno CCIV post aedem Capitolinam dedicatam.[4]) Nach der älteren Überlieferung soll die Stiftung des kapitolinischen Tempels in das erste Jahr der Republik fallen.[5]) Hiergegen spricht indessen die Erwägung, dafs die ersten Konsuln den Tempel schwerlich so weit vollendet vorgefunden haben, dafs sie nur noch die Dedikation vorzunehmen brauchten. Es ist daher mit Mommsen anzunehmen, dafs zwischen der kapitolinischen Tempelweihe und dem Anfang der Republik ein längeres zeitlich nicht zu bestimmendes Intervall lag,[6]) und dafs man später diese beiden Zeitpunkte

---

1) Liv. VII, 25: priusquam inirent novi consules magistratum, triumphus a Popilio de Gallis actus. Diese Angabe ist zuerst verwertet worden von Bredow in der Abhandlung: Zu welcher Zeit traten die römischen Konsuln ihr Amt an? (Untersuchungen über einzelne Gegenstände der alten Geschichte, Geographie und Chronologie, Altona 1800, p. 162). Ob der erwähnte Triumph in Wirklichkeit stattgefunden hat, ist allerdings, wenn man die Episode des Polybius über die Gallierkriege (II, 18, 7 ff.) in Betracht zieht, sehr fraglich (vgl. meine R. Chron. p. 211 ff.). Ebenso spricht, wie Seeck, die Kalendertafel der Pontifices p. 144, A 132 richtig bemerkt, der ganze Charakter der livianischen Darstellung nicht dafür, dafs wir es hier mit geschichtlicher Überlieferung zu thun haben. Nichts desto weniger ergiebt sich aus dem Bericht des Livius, dafs der von ihm benutzte Annalist (wahrscheinlich Licinius Macer) für das Jahr 405 den 1. März als Amtsneujahr voraussetzte, was er doch schwerlich willkürlich, sondern auf Grund alter Aufzeichnungen gethan haben wird.

2) R. Chron. p. 79—107.

3) S. p. 287.

4) Plin. nat. hist. XXXIII, 19. Über die Lesart der Jahreszahl vgl. Unger R. Stadtära p. 68 und meine R. Chron. p. 46, A 2. Dafs in der Inschrift nicht CCIV annis, sondern anno CCIV stand, mufs angenommen werden im Hinblick auf den in urkundlichen Inschriften durchgängig befolgten Gebrauch, bei Datierungen das laufende Jahr einer Ära zu nennen. Nach einer von W. Soltau (Wochenschrift f. klass. Phil. 1885, p. 1277) aufgestellten Ansicht soll die Adilität des Flavius, die nach Plinius und Livius IX, 46 in das Jahr 450 varr. fällt, sich von Kal. Mart. bis prid. Kal. Dec. 449 und von Kal. Dec. bis prid. Kal. Mart. 450 erstreckt haben und die Inschrift noch dem Jahre 449 angehören, doch liegt, so lange nicht das Gegenteil bewiesen ist, die Annahme näher, dafs das Amtsjahr der kurulischen Aedilen sich mit dem der Konsuln von jeher deckte (vgl. Mommsen R. Staatsr. II, 473).

5) Wir finden diese Überlieferung bei Cincius (Liv. VII, 3) und Polybius III, 22, während Dionys V, 35 die Tempelweihe in das dritte Jahr der Republik setzt.

6) Röm. Chron. p. 200.

aneinander herangerückt hat, um eine fortlaufende Zählung nach Jahren der Stadt zu ermöglichen. Es erklärt sich alsdann, warum in den Fasten unter dem ersten Jahre der Republik nicht weniger als vier Konsuln begegnen, namlich Brutus, Collatinus, Valerius Poplicola und Horatius.[1]) Nach der einstimmigen Angabe der Annalisten soll die Dedikation des kapitolinischen Tempels stattgefunden haben unter dem Konsulat des Valerius Poplicola und Horatius. Dies ist also das Konsulnpaar, mit dem die Reihe der urkundlich aufgezeichneten Oberbeamten begann. Brutus und Collatinus sind dagegen diejenigen Männer, die die Sage als die Gründer und die ersten Oberbeamten der Republik bezeichnete. Man hat nun, als man das Bedürfnis nach einer fortlaufenden Jahrzählung post urbem conditam empfand, diese beiden durch ein ziemliches Intervall getrennten Konsulate an einander gerückt und zu einem Amtsjahr vereinigt.[2])

Eine Bestätigung dafür, dafs zwischen der Gründung der Republik und der kapitolinischen Tempelweihe eine Reihe von Konsulatsjahren lag, bietet die Urkunde des ersten römisch-karthagischen Handelsvertrages bei Polybius (III, 22). Polybius setzt diesen Vertrag in das Jahr der ersten Konsuln und nennt als solche Brutus und Horatius. Diese Angabe streitet insofern mit der gewöhnlichen Tradition, als nach derselben Horatius erst nach dem Tode des Brutus zum Konsul gewählt worden sein soll. Man hat es daher in Zweifel gezogen, ob Polybius die Namen der Konsuln in der Urkunde vorgefunden und nicht vielmehr selber hinzugefügt und hierbei ein kleines Versehen begangen hat. Erschien hiernach die Datierung problematisch, so konnte auch die Frage erhoben werden, ob der Vertrag überhaupt in die ersten Zeiten der Republik gehört und nicht vielmehr mit demjenigen zu identifizieren ist, den die römischen Annalen unter dem Jahre 406 erwähnen.[3]) Die für die letztere Ansicht geltend gemachten Argumente haben sich nicht als durchschlagend erwiesen; vielmehr spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, dafs der fragliche Vertrag zu Beginn der Republik geschlossen ist.[4]) Die gegen die polybianische Datierung erhobenen Bedenken fallen nunmehr weg, da nichts im Wege steht, den Vertrag in den zwischen der Gründung der Republik und der kapitolinischen Tempelweihe liegenden Zeitraum zu setzen. Der Irrtum des Polybius besteht also lediglich darin, dafs er das in der Urkunde angegebene Konsulat mit dem ersten Jahre der Republik, unter welchem er in den Fasten die nämlichen Konsuln verzeichnet fand, identifizierte. Dafs Livius von einem zu Beginn der Republik geschlossenen Vertrag nichts berichtet und Diodor den des Jahres 406 ausdrücklich als den ersten Handelsvertrag mit Karthago bezeichnet, kann nun nicht mehr auffallen, da die Annalen erst mit der Stiftung des kapitolinischen Heiligtums begannen.

Von der kapitolinischen Tempelweihe bis zu dem Jahre des gallischen Brandes einschliefslich (245—364 varr.) zählten die älteren Fasten 121, die späteren dagegen, wie sie uns in der kapitolinischen Magistratstafel vorliegen, nur 120 eponyme Kollegien. Wir finden die ältere Zählung noch in den alten censorischen Protokollen, auf die sich Dionys von Halicarnafs (I, 74) hinsichtlich seiner Zeitrechnung beruft. Es wird dort das

1) Wenn man von dem nicht bei allen älteren Autoren erwähnten Sp. Lucretius (Liv. II, 8, 5) absieht.

2) Vgl. meine R. Chron. S. 48 f.

3) Liv. VII, 27, 2, Diod. XVI, 69, 1.

4) Vgl. meine R. Chronologie S. 345—350.

zwei Jahre vor dem gallischen Brande liegende Konsulat des L. Valerius Potitus und T. Manlius Capitolinus als das 119. Jahr nach der Vertreibung der Könige bezeichnet, im ganzen zählten also die censorischen Fasten bis zum gallischen Brand 121 Magistratsjahre.

Die nämliche Zeitrechnung finden wir bei Livius, der auf die Königszeit 244 Jahre rechnet[1]), das Jahr des gallischen Brandes aber als das 365. der Stadt bezeichnet.[2]) Wir sind hiernach zu der Annahme berechtigt, dafs Livius auch sonst der älteren Ära folgt, und können den Versuch machen, dieselbe auf Grund seiner anderweitigen Jahrzahlen zu rekonstruieren.

Eines der schwierigsten Probleme für die römische Chronologie bieten vier in der Periode zwischen dem gallischen Brand und Pyrrhus in den Fasten vorkommende Jahre, in welchen nicht Konsuln, sondern blofs Diktatoren fungiert haben sollen. Es sind das die Jahre 421, 430, 445 und 453 varr. Mommsen nimmt an, dafs diese Jahre interpoliert seien, da der Diktator nicht ein ganzes, sondern höchstens nur ein halbes Jahr habe fungieren dürfen und eine Diktatur ohne Konsulat staatsrechtlich unmöglich sei. Er vermutet daher, dafs die fraglichen Diktaturen sämtlich den voraufgehenden Konsulatsjahren angehören und blofs, um ein chronologisches Defizit zu decken, als besondere Jahre in die Fasten gesetzt worden sind.[3]) Indessen die beiden Gründe, auf die sich diese Ansicht stützt, sind keineswegs zwingend. Aus zahlreichen Zeugnissen griechischer und römischer Autoren geht mit Bestimmtheit hervor, dafs der Diktator von Haus aus dazu bestimmt war, die Funktionen der beiden Konsuln in sich zu vereinigen[4]), und demgemäfs das Recht hatte, dieselben von ihrer Amtsführung zu entheben.[5]) Eine Diktatur ohne Konsulat ist hiernach staatsrechtlich keineswegs unmöglich. Andrerseits liegt auch kein Grund vor zu behaupten, dafs eine Diktatur wegen ihrer Befristung auf sechs Monate nicht in den Fasten als ein besonderes Amtsjahr hätte zählen können; denn wenn die oft erheblich verkürzten Konsulatsjahre in den Fasten ebenso wie die vollen Amtsjahre mitzählen, so konnte das ebenso gut auch auf eine sechsmonatliche Diktatur Anwendung finden. Eine sichere Entscheidung der schwierigen Frage, ob die Diktatorenjahre von Haus aus mitzählten oder nicht, wird uns ermöglicht durch die Jahrzählung des Livius. Während Livius das Jahr des gallischen Brandes (364 varr.) als das 365. und analog das Jahr 399 varr. als das 400.[6]) der Stadt bezeichnet, ist ihm das Jahr 489 varr.,

---

1) I, 60, 3 wird die Gesamtdauer der Königszeit auf soviel Jahre angegeben, wozu auch die Einzelansätze stimmen.

2) V, 54, 5: trecentesimus sexagesimus quintus urbis annus, Quirites, agitur. Worauf diese Abweichung von der gewöhnlichen Zeitrechnung beruht, habe ich in meiner R. Chronologie S. 21—39 näher dargelegt. Es ist dort gezeigt, dafs bei Livius auf die Jahre 247 und 248 varr. nur ein Konsulat kommt, andrerseits aber für das zweite Dezemvirat (304 varr.) und für das Jahr 310 varr., in welchem erst Kriegstribunen und dann Konsuln fungiert haben sollen, je zwei Jahre gerechnet werden.

3) R. Chron. 114 ff.

4) Vgl. Cic. de leg. III, 9: ast quando duellum gravius, discordiae civium escunt, oenus ne amplius sex menses, si senatus creverit, idem juris quod duo consules teneto.

5) Polyb. III, 87, 9 (von der Bestellung des Diktators): οὗ καταστα θέντος παραχρῆμα διαλύεσθαι συμβαίνει πάσας τὰς ἀρχὰς πλὴν τῶν δημάρχων. Die sonstigen Zeugnisse habe ich R. Chron. S. 50 f. zusammengestellt.

6) VII, 18, 1.

welches dem Ausbruch des ersten punischen Krieges vorherging, das 487.[1]), in gleicher Weise 560 varr. das 558.[2]) und das Jahr 604 varr., in welchem nach der Auffassung des Livius der dritte punische Krieg begann, das 602 der Stadt.[3]) Mithin kann Livius von den vier Diktatorenjahren nur eines gerechnet haben. Eine Bestätigung hierfür bietet eine Stelle, an welcher das Jahr der Schlacht bei Sentinum 459 varr. als das 46. der Samnitenkriege bezeichnet wird.[4]) Die Samnitenkriege begannen im Jahre 411, nach der gewöhnlichen Zählung hätte also 459 das 49. Kriegsjahr sein müssen. Livius rechnet demnach für den Zeitraum, in welchen die Diktatorenjahre 421, 430, 445 und 453 fallen, drei Jahre weniger als die varronische Ära.

Welches von den vier Diktatorenjahren mitzählte, ist ersichtlich aus den Fasten des Chronographen von 354 n. Chr.[5]). Unter den Jahren 421, 430 und 445 steht in denselben die Notiz: hoc anno dictatores non fuerunt. Da nun dictator bei dem Chronographen schlechthin die Bedeutung 'Oberbeamter' hat[6]), so sind die fraglichen Jahre als magistratslos bezeichnet. Es ist also klar, dafs diese Jahre interpoliert sind. Unter dem Jahre 453 wird dagegen der Diktator M. Valerius Corvus mit seinem magister equitum Q. Fabius Rullianus als eponymer Magistrat angeführt. Dieses Jahr zählte also in den Fasten von Haus aus mit. Eine Bestätigung hierfür ergiebt sich aus folgender Erwägung. Im Jahre 412 varr. wurde die Bestimmung getroffen, dafs niemand vor Ablauf von 10 Jahren das nämliche Amt wiederholt bekleiden dürfe.[7]) Diese Verfügung ist so zu verstehen, dafs zwischen der ersten und zweiten Bekleidung einer Magistratur zehn Amtsjahre liegen mufsten.[8]) Wenn nun die Diktatur des Jahres 453 von Haus aus nicht als ein Amts-

1) Vgl. Liv. XXXI, 1, 4, wonach die ersten fünfzehn Bücher seines Werkes, die nach der Einteilung der periochae sich bis zum Jahre 489 einschliefslich erstreckten, 487 Stadtjahre umfafsten. Über die Lesart vgl. meine R. Chron. S. 41, A. 2.

2) Liv. XXXIV, 54, 6 und hiernach Val. Max. II, 4, 3.

3) Epit. XXXXIX in.: Tertii Punici belli initium altero et sescentesimo ab urbe condita anno, intra quintum annum quam erat coeptum consummati. Da der Krieg sich hiernach auf fünf Magistratsjahre erstreckt, so mufs Livius den Anfang desselben nicht 605, sondern 604 varr. gesetzt haben, indem er den Zeitpunkt der Kriegserklärung im Auge hatte. Dafs dieselbe in das Jahr 604 fällt, ergiebt sich daraus, dafs in der Epitome die Konsuln des folgenden Jahres erst nach der Erwähnung der Kriegserklärung genannt werden. Mit Livius stimmt Plinius n. hist. XXXIII, 55 überein, der den Krieg 7 Jahre nach 597, mithin ebenfalls 604 beginnen läfst. — Auch bei anderen Autoren finden sich Jahrzahlen, die zu der Zeitrechnung des Livius stimmen. Vgl. meine R. Chron. S. 44.

4) Liv. X. 31, 10: Supersunt etiam nunc Samnitium bella, quae continua per quartum jam volumen annumque sextum et quadragensimum a M. Valerio A. Cornelio consulibus (411 varr.), qui primi Samnio arma intulerunt, agimus. In Übereinstimmung mit dieser Zählung wird von Cicero de senect. 60 das Intervall zwischen dem ersten und dem letzten Konsulat des M. Valerius Corvus (406—455) auf 46 Jahre angegeben. Gegenüber diesen durchaus entscheidenden Stellen können anderweitige Jahrzahlen des Livius (505 varr. = 502: Epit. XXXXIX, 554 varr. = 551: XXXI, 5, 1 und 601 varr. = 598: Epit. XXXXVII), wonach es scheinen könnte, als ob er sämtliche vier Diktatorenjahre überginge, nicht in Betracht kommen. Diese von der sonstigen Zeitrechnung des Livius abweichenden Zahlen sind wohl zu erklären durch die Benutzung eines Annalisten, der ebenso wie Polybius die Gründung Roms Ol. 7, 2 = 751/50 v. Chr. setzte, mithin drei Stadtjahre weniger als Varro zählte.

5) Abgedruckt in der Abhandlung von Mommsen über den Chronographen vom J. 354 (Abhdlgn. der philol.-hist. Cl. der K. Sächs. G. d. Wiss. I, Leipzig 1850, S. 611 ff.

6) Vgl. meine R. Chron. S. 42, A. 4.

7) Liv. VII, 42, 2.

8) Es geht dies daraus hervor, dafs Cäsar, der das Konsulat zum ersten Male 695 bekleidete,

jahr für sich gezählt hätte, so würde jenes Gesetz, dessen Beobachtung von Mommsen für jenen Zeitraum nachgewiesen worden ist,[1]) in dem auf 453 folgenden Dezennium überhaupt nicht befolgt worden sein, während in fünf Fällen (457 doppelt, 458 doppelt und 460) eine wiederholte Bekleidung des Konsulats gerade ein Jahr vor dem Ablauf der Frist stattgefunden haben würde.[2]) Da dies unmöglich angenommen werden kann, so ergiebt sich mit Notwendigkeit, dafs das Jahr 453 schon von den Zeitgenossen als ein besonderes Amtsjahr gerechnet wurde.[3])

Im ganzen sind hiernach innerhalb der auf den gallischen Brand folgenden Periode 3 Jahre aus der Magistratsliste zu streichen. Aufserdem mufs, wenn man für diesen Zeitraum eine richtige Chronologie herstellen will, die Summe der durch vorzeitigen Rücktritt der Magistrate bedingten Jahresverkürzungen in Abzug gebracht werden. Nach meinen Untersuchungen beträgt dieselbe, wie ich schon bemerkte, in der Periode vom gallischen Brand bis auf Pyrrhus 4 Jahre 2 Monate. Rechnet man hierzu die drei interpolierten Diktatorenjahre, so ergiebt sich im ganzen ein Ausfall von mehr als 7 Jahren. Der gallische Brand, welcher nach der gewöhnlichen Zeitrechnung Ol. 97,3 = 390/89 v. Chr. fällt, würde hiernach auf Ol. 99,2 = 383/2 v. Chr. herabzurücken sein. Dieses Ergebnis erhält eine Stütze durch eine Angabe des Lydus, wonach das erste Jahr der Anarchie (379 varr.) Ol. 103,1 = 368/7 v. Chr. fällt, der um 15 Jahre voraufgehende gallische Brand also gerade 383/2 v. Chr. zu setzen ist.[4]) Der hiervon abweichende Synchronismus des Polybius, wonach der gallische Brand gleichzeitig mit dem antalkidischen Frieden (387/6 v. Chr.) fallen soll[5]), erklärt sich dadurch, dafs die der Zeitrechnung des Polybius zu Grunde liegenden Fasten die drei interpolierten Diktatorenjahre noch nicht enthielten, wodurch der gallische Brand um drei Jahre tiefer zu stehen kam, als es nach der varronischen Ära der Fall war.[6])

---

sich um dasselbe wiederum für 706 bewarb, indem er hierbei ausdrücklich erklärte, die gesetzmäfsige Frist abgewartet zu haben (bell. civ. I, 32, 2 und III, 1).

1) R. Staatsr. I, 501, A. 2. 2) Vgl. meine R. Chron. S. 56 f.

3) Eine schöne Bestätigung des so gewonnenen Ergebnisses liefert die Liste der curulischen Ädilen. Die ersten curulischen Ädilen, die im J. 388 fungierten, waren Patrizier (Liv. VI, 42, 14 und VII, 1). In diesem Jahre wurde indessen die Bestimmung getroffen, dafs Jahr für Jahr patrizische und plebejische Kollegien wechseln sollten. Für 389 sind also jedenfalls Plebejer gewählt worden. Wenn wir nun im J. 423 als Ädilen den Patrizier Q. Fabius Maximus finden (Liv. VIII, 18, 4), so erklärt sich dies dadurch, dafs das Diktatorenjahr 421 nicht mitzählte. Die nächsten uns bekannten curulischen Ädilen sind die des J. 450, Cn. Flavius (Liv. IX, 46, 1) und Q. Anicius Pränestinus (Plin. n. h. XXXIII, 17), welche Plebejer waren. Wenn die Jahre 430 und 445 nicht zählten, so mufste auf 450 in der That ein plebejisches Kollegium kommen. In dem J. 455 (Liv. IX, 9, 10 ff.) und fortan in den übrigen ungeraden Jahren bis 593 varr. finden wir, soweit uns Nachrichten vorliegen, patrizische Ädilen (vgl. Mommsen, Röm. Forsch. I, 97 f.), was nur dadurch erklärt werden kann, dafs das J. 453 mitzählte (über die Angabe des Piso bei Liv. X, 9, 10 f., wonach im J. 455 die Plebejer Cn. Domitius Calvinus und Sp. Carvilius Maximus curulische Ädilen gewesen sein sollen, vgl. meine R. Chr. S. 59). Aufserdem verdient noch bemerkt zu werden, dafs, wenn das Diktatorenjahr 453 mitzählt, zwischen den censorischen Lustren der J. 451 und 455 das normale Intervall von vier Jahren liegt.

4) Lydus de mag. I, 38.

5) Polyb. I, 6, ebenso Diodor XIV, 113. Justin VI, 6, 5. Orosius III, 1. Ich glaube R. Chr. S. 112 wahrscheinlich gemacht zu haben, dafs der erwähnte Synchronismus auf Eratosthenes zurückgeht, von dem Polybius ja auch sein Gründungsdatum ol. 7, 2 entlehnt hat.

6) Vorausgesetzt ist hierbei, dafs Polybius ebenso wie Varro das J. 490 varr. mit Ol. 129, 1

Zum Schlufs müssen wir noch einen astronomischen Synchronismus in Betracht ziehen. Nach einer Angabe Ciceros in der Schrift de re publica (I, 25) fand etwa im Jahre 350 nach Erbauung Roms an den Nonen des Juni eine Sonnenfinsternis statt, welche in den Annalen des Ennius erwähnt war mit den Worten:

Nonis Junis soli luna obstitit et nox.[1])

Die Jahreszahl hat Cicero ohne Zweifel aus den annales maximi, in welchen die fragliche Finsternis angemerkt war, entnommen. Man hat diese Finsternis identifiziert mit der des 21. Juni 400 v. Chr., welche in Rom bei Sonnenuntergang stattfand und eine der Totalität nahe kommende Phase erreichte.[2]) Mommsen nimmt an, dafs die Jahreszahl 350 auf der kapitolinischen Ära beruhe und demnach das varronische Jahr 351 gemeint sei.[3]) Zu der sich hiernach ergebenden Gleichung 351 varr. = 400 v. Chr. würde der Synchronismus des Polybius 364 varr. = 387 v. Chr. gerade stimmen. Es fragt sich indessen, ob die Zahl 350 nicht abgerundet ist. Soll die Sonnenfinsternis für die Chronologie verwertet werden, so ist es erforderlich, das Stadtjahr genau festzustellen. Es wird dies, wie Matzat (R. Chr. I, 341 ff.) richtig erkannt hat, ermöglicht durch die

---

= 264/3 v. Chr. gleichsetzte (vgl. Pol. I, 5), während er nach Matzats Ansicht (R. Chron. I, 113 und Lit. Centralbl. 1885. Sp. 1411) dasselbe vielmehr mit 265/4 v. Chr. geglichen haben soll. Diese Annahme beruht einmal auf der irrigen Voraussetzung, dafs Polybius auch schon in der vor 220 v. Chr. liegenden Periode sein Olympiadenjahr mit dem Herbste habe beginnen lassen, wozu er keinen Grund hatte, ferner aber auf einer durch nichts bewiesenen Kalenderhypothese, wonach der 1. Mai, mit welchem das Jahr 490 nach den aus jener Periode überlieferten Triumphaldaten begonnen haben mufs, auf den 9. Oktober 265 v. Chr. fallen soll. Aus den in meiner R. Chr. S. 291 zusammengestellten Zeugnissen ergiebt sich mit Sicherheit, dafs damals der 1. Mai nach dem julianischen Kalender etwa Ende Februar oder Anfang März fiel; Polybius konnte also das J. 490 varr. (März 264—März 263 v. Chr.) nur mit Ol. 129, 1 gleichen. In der auf 220 v. Chr. folgenden Periode, in der Polybius mit Rücksicht auf die achäische Geschichte sein Olympiadenjahr mit dem Herbste (1. Oktober) beginnen liefs, während das römische Amtsneujahr auf den 15. März, nach dem julianischen Kalender aber spätestens in den Februar fiel (vgl. meine R. Chron. S. 341 ff.), mufste Polybius das Konsulatsjahr freilich mit demjenigen Olympiadenjahre gleichsetzen, in welchem es begann. Zum Beweise dafür, dafs dies nicht von der früheren Zeit gilt, dient I, 6, 5, wonach das Jahr 474 varr., in welchem die Überfahrt des Pyrrhus erfolgte ein Jahr vor die Katastrophe der Gallier bei Delphi (Ol. 125, 2), also Ol. 125, 1 = 280/79 v. Chr. fiel.

1) Der vollständige Wortlaut der Stelle ist: id autem (dafs die Sonnenfinsternisse durch den Mond bewirkt werden) postea ne nostrum quidem Ennium fugit, qui ut scribit anno trecentesimo quinquagesimo fere post Romam conditam 'Nonis Junis soli luna obstitit et nox.' Atque hac in re tanta inest ratio atque sollertia, ut ex hoc die, quem apud Ennium et in maximis annalibus consignatum videmus, superiores solis defectiones reputatae sint usque ad illam quae Nonis Quinctilibus fuit regnante Romulo. Die Ziffer CCC ist allerdings erst nachträglich von einem Korrektor über quinquagesimo hinzugefügt worden, doch ist dies wohl kein genügender Grund, um mit Unger, Deutsche Litteraturzeitung 1884 Sp. 944 und Soltau, Wochenschr. für klass. Philol. 1885, Sp. 1265 ff. die Richtigkeit derselben zu beanstanden. Soltau nimmt an, dafs die Finsternis des Ennius die des 6. Mai 203 v. Chr. sei; doch betrug damals die Abweichung des römischen Kalenders vom julianischen weit mehr als einen Monat (vgl. meine R. Chron. S. 299—302) und ist auch die Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr stattgehabte Maximalphase von 6,2 Zoll zu gering, als dafs die von Ennius gebrauchte Worte hierauf passen könnten.

2) Nach einer neuerdings von Ginzel veranstalteten Berechnung betrug die mit dem Sonnenuntergang zusammenfallende Maximalphase 9,92 Zoll (1 Zoll = $^1/_{12}$ des Sonnendurchmessers). Vgl. Francken, de zoneclips van Ennius, Amsterdam 1884, S. 7.

3) R. Chr. S. 201. Gegen die Annahme, dafs Cicero nach kapitolinischer Ära zähle, vgl. meine R. Chr. S. 10. 27 ff.

Angabe des Cicero, wonach man von der Sonnenfinsternis des Ennius die früheren Finsternisse zurückberechnet haben soll bis auf die an den Nonen des Quinctil stattgehabte Finsternis, bei welcher Romulus verschwand. Nun wird von Censorinus[1]) bezeugt, dafs die varronische Ära eben auf der Zurückberechnung von Finsternissen beruht. Sollte es uns gelingen, die Methode zu ermitteln, welche Varro bei dieser Zurückberechnung anwandte, so würden wir umgekehrt von dem Todesjahre des Romulus (38 varr.) vorwärts rechnend das varronische Jahr der Enniusfinsternis finden können. Bei Plinius (n. h. II, 56) begegnen wir nun einer Angabe, wonach die nämlichen Sonnenfinsternisse sich in Perioden von 223 Monaten wiederholen sollen. Es sind hier nicht Monate des Sonnenjahres, sondern Mondmonate zu durchschnittlich $29^1/_2$ Tagen gemeint. Ohne Zweifel liegt diese Periode, die zuerst von den Chaldäern ermittelt worden ist, der Berechnung Varros zu Grunde. 223 Mondmonate sind zusammen 18 Jahre 11 Tage. Nehmen wir nun an, dafs Varro auf 223 Mondmonate die angegebene Zeit rechnete, so ergiebt sich kein befriedigendes Resultat. Nehmen wir 17 derartige Perioden, so erhalten wir 306 Jahre 187 Tage. Wir gelangen alsdann auf das Jahr 344, aber nicht auf die Nonen des Juni, sondern in den Januar. Eine sehr annehmbare Lösung ergiebt sich dagegen unter der keineswegs gewagten Voraussetzung, dafs Varro die 223 Mondmonate irrtümlich als Monate des Sonnenjahres nahm und demnach 18 Jahren 7 Monaten gleichsetzte.[2]) Siebzehn solche Perioden ergaben 315 Jahre 11 Monate, und gelangen wir alsdann von Non. Quinct. 38 varr. auf Non. Jun. 354 varr. Dies ist also das varronische Jahr, unter welchem die Finsternis des Ennius in den Annalen verzeichnet war.

Es würde nun, wenn das Jahr 354 varr. mit 400 v. Chr. gleichzusetzen wäre, die varronische Ära, nach welcher die Gründung der Stadt 754/3 v. Chr. fällt, gerade richtig sein, während dies nach dem bereits Gesagten nicht der Fall sein kann. Die Finsternis des Ennius kann also nicht die des 21. Juni 400 v. Chr. sein, wenn auch Varro sie mit derselben identifiziert haben mufs. Es ist mithin eine andere Finsternis zu suchen, die

---

1) de die nat. 21.

2) Einen Beweis dafür, dafs die chaldäische Periode auch sonst irrtümlich zu 18 Jahren 7 Monaten genommen worden ist, habe ich R. Chr. S. 358 f. angeführt. In Bezug auf Varro wird dies von Matzat, dem ich hier gefolgt bin, jetzt wiederum bestritten (Wochenschr. f. klass. Philol. 1885, Sp. 678 ff. und Litt. Centralbl. 1885, Sp. 1410 f.). Die nun von Matzat aufgestellte Ansicht ist folgende: L. Tarutius, auf dessen Berechnungen Varros Chronologie beruhen soll, setzte die von einer totalen Sonnenfinsternis begleitete Konzeption des Romulus auf den 23. Choiak Ol. 2, 1 (Plut. Rom. 12). Matzat nimmt nun an, dafs dieses Datum des ägyptischen Wandeljahrs ein auf die Zeit des Romulus reduziertes sei und demnach dem 24. Juni 772 v. Chr. entspreche. Dieses Finsternisdatum soll Tarutius mit dem richtigen Zeitwert der chaldäischen Periode errechnet haben, indem er von einer der Sonnenfinsternisse des 6. August 700, 28. August 664, 30. September 610, 1. November 556 v. Chr. u. s. w. ausging. Diese Ansicht ist, abgesehen davon, dafs hiernach die Konzeption des Romulus statt auf Ol. 2, 1 auf Ol. 1, 4 zu stehen kommen würde, in doppelter Hinsicht verfehlt. Einmal ist es ein Irrtum, dafs die Chronologie Varros auf den Berechnungen des Tarutius beruht. Die Zeitbestimmungen Varros gründen sich nach Censorin de die nat. 21 auf Finsternisberechnungen, die des Tarutius dagegen, wie Plutarch berichtet, auf astrologische Spekulation. Ferner ist die Gleichsetzung des 23. Choiak mit dem 24. Juni unzulässig, weil alsdann analoger Weise der 9. Pharmuthi, auf welchen Tarutius die Gründung Roms setzte, dem 4. Oktober entsprochen haben müfste, während ausdrücklich bezeugt ist, dafs Tarutius in Übereinstimmung mit der gewöhnlichen Tradition den 21. April als Gründungstag annahm (Cic. de div. II, 98, Solin. I, 18, Lydus de mens. I, 14, vgl. meine R. Chr. S. 240, A. 3).

der Beschreibung des Ennius Genüge leistet. Eine solche ist die des 12. Juni 391 v. Chr., die ebenso wie jene andere bei Sonnenuntergang stattfand und eine bedeutende Phase erreichte.[1]) Man wird hiernach das Jahr 354 varr. mit 391 v. Chr. gleichzusetzen haben, was sich mit unserem Ergebnis, wonach der zehn Jahre später fallende gallische Brand 383 v. Chr. zu setzen ist, wohl vereinigen läfst.[2])

Die Römer müssen allerdings, schon bevor Varro sein System begründete, die Finsternis des Stadtjahres 354 mit der des 21. Juni 400 v. Chr. identifiziert haben. Diese Finsternis, welche auch in Sicilien sichtbar war, wird den Römern wohl durch einen sicilischen Geschichtschreiber, etwa Timäus, bekannt geworden sein. Es erklärt sich alsdann, wie man dazu kam, in die Fasten drei Diktatorenjahre zu interpolieren. Wenn das Jahr des gallischen Brandes (364 varr.) nach dem Synchronismus des Polybius auf 387/6 v. Chr. fiel, so mufste die zehn Magistratsjahre vorher stattgehabte Sonnenfinsternis auf 397 v. Chr. gesetzt werden. Man hat nun augenscheinlich deshalb, um die Finsternis auf das vermeintliche Jahr 400 v. Chr. zu bringen, die in die Konsulatsjahre 420, 429 und 444 fallenden Diktaturen als besondere Jahre in die Fasten eingeschoben.

Ich weifs nicht, meine Herren, ob es mir gelungen ist, Sie von der Richtigkeit der dargelegten Ansichten zu überzeugen, doch glaube ich mich der Hoffnung hingeben zu dürfen, dafs dieser Vortrag wenigstens zu einer neuen Prüfung der behandelten Fragen anregen wird.

An diesen Vortrag knüpfte sich eine längere Verhandlung, an welcher sich die Herren Direktor Matzat aus Weilburg, Dr. Soltau aus Zabern, Dr. Reufs aus Wetzlar und der Herr Redner beteiligten.

Herr Direktor Matzat bemerkte unter anderm: 'Die von Herrn Dr. Holzapfel gemachte Voraussetzung, dafs Varro die chaldäische Periode irriger Weise zu 18 Jahren 7 Monaten angesetzt habe, ist unrichtig. Die Chronologie Varros beruht auf den Berechnungen des Tarutius (Plut. Romulus 12). Solinus I, 17 giebt nun als Konstellation des Tarutius bei Roms Gründung an: Jove in piscibus, Saturno Venere Marte Mercurio in scorpione, Sole in tauro, Luna in libra constitutis. So kann aber Tarutius nicht geschrieben haben, da er wissen mufste, dafs sich die Venus nie mehr als zwei, der Merkur nie mehr als ein Zeichen von der Sonne entfernt. Zu heilen ist die Stelle auf einfache Weise nur dadurch, dafs man in tauro durch in libra oder durch et ersetzt; und dann folgt ohne weiteres, dafs das Gründungsdatum des Tarutius, 9. Pharmuthi Ol. 6, 3, als Datum des ägyptischen Wandeljahres zu verstehen und als solches = 4. Oktober 754 v. Chr. zu setzen ist. Der 23. Choiak Ol. 2, 1, an welchem Tarutius nach Plutarch die Konzeption des Romulus während einer totalen Sonnenfinsternis stattfinden liefs (καθ' ἣν ὁ ἥλιος ἐξέλιπε παντελῶς), entspricht hiernach dem 24. Juni 772 v. Chr. An diesem Tage hat wirklich eine Sonnenfinsternis stattgefunden, die aber in den Mittelmeerländern nicht

---

1) Nach einer von meinem Kollegen P. Harzer unter Anwendung empirischer Korrektionen ausgeführten Berechnung betrug das für Rom sichtbare Maximum 7 Zoll, nach einer anderen ohne empirische Korrektionen 11,48 Zoll, während Ginzel mit seinen Korrektionen 8,15 Zoll findet.

2) Nach den in meiner R. Chron. (S. 114 ff. 129) angestellten Untersuchungen fällt das Amtsneujahr 354—355 in den Frühling, 356—357 in den Herbst, 358—362 wiederum in den Frühling und 363 auf den 1. Juli, so dafs auf die zehn Magistratsjahre 355—364 in der That nur acht Kalenderjahre kommen.

sichtbar gewesen ist. Tarutius kann zu diesem Datum nicht anders, als durch eine richtige Finsternisrechnung gelangt sein.'

Herr Dr. Holzapfel entgegnete hierauf: 'Auf die Bemerkungen des Herrn Direktor Matzat möchte ich erwidern, dafs ich mir noch eine nähere Prüfung der von ihm über die Berechnung des Tarutius aufgestellten Ansicht vorbehalten mufs.[1]) Ich glaube indessen auf keinen Fall, dafs die varronische Ära auf den Berechnungen des Tarutius fufst. Nach dem Bericht Plutarchs (Romulus 12) suchte Tarutius den Zeitpunkt der Konzeption und der Geburt des Romulus, sowie den der Stadtgründung, aus den Schicksalen Roms zu bestimmen. Dagegen beruht die varronische Ära nach dem ausdrücklichen Zeugnis des Censorin (de die nat. 21) auf der Zurückberechnung von Finsternissen und steht daher zu den lediglich astrologischen Zeitbestimmungen des Tarutius in keiner Beziehung.'

Hierauf bemerkte Herr Direktor Matzat: 'Tarutius hat allerdings, indem er das gewöhnliche Verfahren umkehrte, aus den Schicksalen des Romulus die Konstellation bei seiner Geburt rekonstruiert. Aufser dieser astrologischen Spekulation hat er indessen, wie ich vorhin nachgewiesen habe, noch eine Finsternisrechnung angewandt. Diese beiden Operationen kann er nur so mit einander verbunden haben, dafs er unter verschiedenen, mittels der chaldäischen Periode errechneten Finsternissen diejenige nahm, welche (mit Hinzuziehung von 9 Monaten Schwangerschaft der Rhea Silvia) zu der gefundenen Konstellation pafste. — Dieser Gallimathias ist die Basis der recipierten römischen Jahresrechnung.'

Gegenüber den Aufstellungen von Holzapfel und Matzat in Betreff der Enniusfinsternis hob hierauf Soltau hervor, dafs er zunächst Akt nehme von dem Zugeständnis Matzats, dafs die Römer zur Zeit des Tarutius genau die Dauer des chaldäischen Cyclus gekannt hätten und also auch im Stande gewesen wären, denselben richtig bei Rückberechnung von Finsternissen zu verwenden. Mit Sicherheit folge dies namentlich aus den Ansätzen des Tarutius, auch wenn man sie, oder vielmehr gerade wenn man sie anders interpretiere als Matzat.

Plutarchs Angaben [Romul. 12], welche nicht notwendig aus Varro, mit mehr Wahrscheinlichkeit aus Juba herzuleiten seien, dürften nur von festen alexandrinischen Jahren verstanden werden, von welchen Plutarchs Angaben auch sonst zu verstehen seien (besonders wichtig ist, dafs Plutarch de Is. et Os. ausdrücklich sagt, der 17. Athyr falle in die Zeit, da die Sonne den Skorpion durchlaufe, welches auf den festen alexandrinischen Athyr zutrifft)[2]). Erst so falle Licht auf die Rechnung des Tarutius, soweit sie Plutarch biete. Es sei dann

Romulus Konzeption 23. Choeak Ol. 2, 1 = 19. Dec. 772
(beim Eintritt der Sonne in den Steinbock).

1) In der Entgegnung auf Matzats Anzeige meiner Röm. Chronologie (Litt. Centralblatt Nr. 46, vgl. Nr. 41) bin ich auf diesen Punkt näher eingegangen, indem ich darauf hinwies, dafs Tarutius nach dem nicht mifszuverstehenden Zeugnis Ciceros de div. II, 98 (L. quidem Tarutius, familiaris noster in primis Chaldaicis rationibus eruditus, urbis etiam nostrae natalem diem repetebat ab iis Parilibus, quibus eam a Romulo conditam accepimus) die Gründung Roms auf den 21. April setzte, während nach Matzat sein Gründungsdatum der 4. Oktober gewesen sein mufste. Die auf dieser Voraussetzung beruhenden Kombinationen werden also hinfällig. L. Holzapfel.

2) Vgl. dazu Boekh Sonnenkreise der Alten 202: 'Dafs Plutarch das feste Datum im Auge habe ist freilich sicher.'

Romulus' ἐμφανὴς γένεσις 21. Thoth. (Ol. 2, 2) = 18. Sept. 771
(beim Eintritt der Sonne in die Wage)[1])
Roms Gründung 9. Pharmuthi 5. April Ol. 6, 3. 753.

Die beiden ersten entsprechen durchaus dem Konzeptions- und Geburtstag des Augustus. Augustus liefs bekanntlich Münzen mit dem Zeichen des Steinbocks (Sueton Aug. 5) prägen, und für seine Geburt beim Eintritt der Sonne in die Wage zeugt Manilius astron. 4, 773: Hesperiam sua libra tenet qua condita Roma .... Qua genitus Caesarque meus nunc condidit orbem.

Dafs hierzu Angaben Ciceros [de div. 2, 47, 98] bez. des Solinus 1 nicht stimmten, sei kein Gegengrund, denn die Rechnungen des Tarutius, welche auf die Nativität des Augustus Bezug nähmen, seien natürlich erst nach Ciceros Tode angestellt. Eine bereits frühere Kunde des chaldäischen Cyklus erweise die Ansetzung der Palilienfinsternis zur Zeit, da man Ol. 7, 2 als Gründungsjahr normierte, d. h. seit Herausgabe der annales maximi ca. 130 v. Chr. (24. April 750 war laut Pingré eine Sonnenfinsternis).

Wenn aber die Römer imstande gewesen seien, den chaldäischen Cyklus genau anzuwenden, so könne weder von 400 v. Chr. auf ein Todesjahr noch gar in ca. 300 Jahren von Non. Jun. auf Non. Quinct. zurückgerechnet worden sein. Das Intervall von Tag zu Tag zeige vielmehr, dafs hier ein Intervall von mindestens 500 Jahren vorliege. Darauf führe auch die Erwähnung bei Ennius und den annales maximi. Die Pontificaltafel sei um 400 v. Chr. noch nicht geführt worden und habe erst viel später (ca. 250) prodigia regelmäfsig verzeichnet.

Für seinen positiven Ansatz der Finsternis verwies Soltau auf seine Abhandlungen bei Fleckeisen 1885 S. 553 f. und philol. Wochenschrift Nr. 40. Sulpicius Gallus habe (dem Cato folgend) Roms Gründung 744, Romulus' Tod ins 37. Jahr nachher 708 verlegt. Von Non. Quinct. 708 sei in 28 Cyklen auf Non. Jun. 203 v. Chr. (= 6. Mai jul.) zu gelangen.

Nachdem Matzat diese Gleichung der altrömischen und julianischen Datierung beanstandet hatte, zeigte Soltau, dafs zwischen dem Beginn der Kriegsoperationen 203 v. Chr. und Syphax' Gefangennahme (24. Juni altröm.) mindestens 70 Tage verlaufen sein müfsten. Der Anfang des Kriegsjahres und der Lagerbrand dürften aber frühestens Anfang, wahrscheinlich nicht vor Mitte März anzusetzen sein. Die Regenzeit dauere nach Griesebach in Algier und Tunis konstant von November bis Ende Februar. In dieselbe könne der Lagerbrand nicht verlegt werden. Folglich sei Mitte oder Ende Mai Jul. = Ende Juni altröm. (Bezüglich weiterer Erörterungen über diesen Punkt verwies Hr. Dr. Soltau auf eines der nächsten Hefte bei Fleckeisen).

Nach den Erörterungen des Herrn Dr. Soltau führte Herr Dr. Fr. Reufs über die Angaben Plutarchs (vit. Rom. C. 12) betreffs der varronischen Gründungsära folgendes aus: 'Plutarch weist Varro resp. Tarutius nur die Bestimmung der Gründungsstunde zu; wenn er auch varronischer Zeitrechnung folgt, so stellt er diese doch nicht als Eigentum Varros hin; vielmehr heifst es von dem Gründungstage: ὁμολογεῖται ὅτι ἡ κτίσις ἡμέρᾳ γένοιτο τῇ πρὸ ἕνδεκα καλανδῶν Μαΐων und von dem Gründungsjahre: καὶ σύνοδον ἐκλειπτικὴν ἐν αὐτῇ γενέσθαι σελήνης πρὸς ἥλιον. ἔτει τρίτῳ τῆς ἕκτης ὀλυμπιάδος συμπεσοῦσαν sc. λέγουσιν. Als Gründungsjahr Varros bezeichnet auch Censorin de die natali c. 17 das

1) Diese wird allerdings von Eudoxos erst auf den 19. Sept. gesetzt.

Jahr 754/53 (Ol. 6, 3), jedoch schreibt auch er nicht diesem die Begründung der jetzt allgemein unter dem Namen desselben gehenden Zeitrechnung zu. Varro hat überhaupt kein neues Datum der Gründung Roms aufgestellt, sondern folgt darin Cato dem Älteren. Nach den Angaben des Dionys von Halikarnafs (I, 74) setzte Cato die Gründung in Ol. 7, 1, 432 Jahre oder ins 432. Jahr (I, 71) nach der Zerstörung Troias. Es wird dabei ausdrücklich hervorgehoben, dafs er seine Berechnung nicht an hellenische Zeitbestimmungen anlehnte; er hat daher vermutlich nicht die Zerstörung Troias als Ausgangspunkt genommen, sondern von einem späteren Ereignis aus zurückgerechnet, wie er auch die Gründung Amerias nach der Zeit des dritten makedonischen Krieges fixiert: Plin. III, 14, 114 Ameria ... Cato ante Persei bellum conditam DCCCCLXIV prodit. Den Zeitraum von 432 Jahren zwischen Troias Zerstörung und Roms Gründung würden wir daher den Kombinationen des Dionys zu verdanken haben. Unger (Rhein. Mus. 35, p. 27 ff.) identifizierte Catos Gründungsära mit der des Ausonius und betrachtete Ol. 10, 1 (740/39) als solche. Er setzte voraus, dafs die 432 Jahre Catos auf die troianische Epoche des Sosibius (1172/1) berechnet, von Dionys aber auf die Epoche des Eratosthenes bezogen seien. Einem Geschichtschreiber, der nach eigener Angabe (I, 74) über die Richtigkeit des Eratosthenischen Kanons eine selbständige Schrift verfafst, also mit chronologischen Fragen sich beschäftigt hat, ein solches Versehen aufzubürden, halte ich für unstatthaft. Unger stützt seine Erörterungen auf Servius zu Verg. Aen. I 267 ff.: sic autem omnia contra hanc historiam ficta sunt, ut illud, ubi dicitur Aeneas vidisse Carthaginem, cum eam constet ante LXX annos urbis Romae conditam; inter excidium vero Troiae et ortum urbis Romae inveniuntur CCCLX. Er hat mit Recht diese Stelle auf Cato zurückgeführt und an zweiter Stelle statt urbis Romae die Worte urbis illius hergestellt. Indem er nun 360 aus 358, 70 aus 74, 430 aus 432 abgerundet sein läfst und die so herausgebrachten Zahlen auf die troianische Epoche des Sosibius berechnet, erhält er 740/39 als Gründungsjahr Catos: 814/3 + 358 = 1172/1, 814/3 — 74 = 740/39, 358 + 74 = 432. Dafs dieses Abrundungsverfahren unzulässig ist, liegt auf der Hand. Die Angaben des Sosibius führen zu einem anderen Resultate, bei dem man nur eine Vertauschung der Zahlen vorzunehmen braucht. Man mufs lesen: cum eam constet ante LX (statt LXX) annos urbis Romae conditam; inter excidium vero Troiae et ortum urbis illius anni inveniuntur CCCLXX (statt LX). Von der Zerstörung Troias, wie sie Eratosthenes ansetzt (1184/3) bis zur Gründung Karthagos (814/3) sind 370, von da bis zur Gründung Roms (754/3) 60 Jahre verflossen. Gehen die Angaben des Servius wirklich auf Cato zurück, so hat dieser schon die sonst Varro zugeschriebene Gründungsära gehabt. Zu diesem Resultate führen weiterhin folgende Erwägungen: Dionys zählt eine Reihe von Gründungsjahren, wie das des Timaios, Lucius Cincius, Quintus Fabius, Polybius auf, das Varronische dagegen übergeht er, während er dem Begründer desselben doch sonst hohe Autorität beilegt (I, 14; II, 21 ἀνὴρ τῶν κατὰ τὴν αὐτὴν ἡλικίαν ἀκμασάντων πολυπειρότατος; II 47. 48; IV 62). Die Varronische Ära mufste er kennen, war sie doch schon von Pomponius Atticus und M. Tullius Cicero angenommen: Solin c. I. Pomponio Attico et M. Tullio olympiadis sextae tertio anno placet conditam, desgleichen von Messala Corvinus: CCCCXXX anno post captam Troiam Romulum fundamenta urbis iecisse. Weshalb erwähnt sie jener gar nicht? Die Beantwortung der Frage ergiebt sich von selbst, wenn die Ära Varros von der Catos nicht verschieden war. Für diese Annahme läfst sich aber das positive Zeugnis des Joh. Lydus

beibringen: de magistr. I, 1 ἀνύονται τοιγαροῦν ἐκ τῆς Αἰνείου ἐπὶ τὴν Ἰταλιάν παρόδου ἕως τοῦ πολιεμοῦ τῆς Ῥώμης ἐνιαυτοὶ θ′ καὶ λ′ καὶ υ′ (439) κατὰ Κάτωνα τὸν πρῶτον καὶ Βάρρωνα Ῥωμαίους, κατὰ δὲ Ἀφρικανὸν καὶ Κάστορα καὶ τὸν Πάμφιλον ζ′ καὶ ι′ καὶ υ′ (417). Cato und Varro rechnen also von Troias Zerstörung bis zur Gründung Roms gleichviel Jahre. Nach Dionys I 63 verging bis zur Ankunft des Äneas in Sicilien ein Jahr; deshalb darf es an der angeführten Stelle nicht 439 heifsen, sondern 429, statt λ′ ist also κ zu schreiben: 1183/2 — 429 = 754/3 oder Ol. 6, 3. In dieses Jahr setzt Lydus auch die Gründung: I. 14 Ῥωμύλος κτίζει τὴν Ῥώμην τῇ πρὸ δεκαμιᾶς καλανδῶν Μαΐου κατὰ τὸ τρίτον τῆς ἕκτης ἢ ὡς ἕτεροι κατὰ τὸ δεύτερον τῆς ὀγδόης ὀλυμπιάδος.

Es erübrigt noch darzulegen, wie Dionys zu seinen Angaben über das Gründungsjahr Catos gekommen ist. Indem derselbe der Rechnung Cato-Varros folgt, teilt er den Königen 244 Regierungsjahre zu und nimmt von der Vertreibung derselben bis zum gallischen Brande eine Zwischenzeit von 120 Jahren an. Ich setze dabei voraus, dafs auch nach Varro Rom im 365 Jahre von den Galliern eingenommen wurde, wie dies ja die Rechnung des Livius (V, 54) ist, sowie des Eutropius (II, 1), der mit Varro die Gründung der Stadt aufs Jahr 754/3 fixiert (I, 1). Während aber Cato und Varro die Einnahme Roms durch die Gallier ins Jahr 390/89 setzten und so zum Jahre 754/53 als Gründungsjahr gelangten, liefs Dionys dieselbe gleichzeitig mit dem Abschlusse des Antalkidischen Friedens erfolgen und erhielt daher 388/7 + 364 = 752/1 als Jahr der Erbauung der Stadt. Der Irrtum, den er in Bezug auf Cato begeht, beruht also darin, dafs er demselben eine fremde Berechnung des Zerstörungsjahres zuschiebt und daher auch die Gründung der Stadt um zwei Jahre verschiebt. Ol. 7, 1 ist nicht Gründungsära Catos, sondern des Dionys von Halikarnass, dem Plutarch, der in vita Romuli c. 12 Cato-Varro folgt, sich anschliefst, wenn er Numa c. 1 schreibt: ἐπὶ τῆς ἑκκαιδεκάτης ὀλυμπιάδος, ἧς ἔτει τρίτῳ Νομᾶς εἰς τὴν ἀρχὴν κατέστη d. i. 714/3 + 1 + 37 Jahre des Romulus = 752/1 als Gründungsjahr (vgl. Dion. Hal. II, 59). Katos Gründungsjahr ist 754/3, dies adoptierte Varro und brachte es zur Geltung in den weitesten Kreisen.

Kehren wir nun zu unserem Ausgangspunkt zurück, so erhellt, dafs von den Angaben Plutarchs in Romul. c. 12 nur diejenigen, welche sich auf die Berechnung des Tarutius von Tag und Stunde der Geburt des Romulus und der Gründung Roms beziehen, von Hause aus Varro eigentümlich sind, während derselbe seine Jahresepoche selbst schon Cato entlehnte. Wie sehr die Worte Plutarchs selbst dieser Auffassung entsprechen, ist schon im Eingang dieser Erörterung dargethan worden.

Gegen den Einwand des Herrn Dr. Reufs, dafs Cato Roms Gründung nicht anders datiert habe als Varro, verwies hierauf Herr Dr. Soltau auf seinen Nachweis bei Fleckeisen a. a. O., Cato habe, nach den übereinstimmenden Angaben von drei Zeugnissen, Roms Gründung 744 v. Chr., 32 Jahre nach Ol. 1, 1, 70 Jahre nach Karthago fixiert.

Hierauf erhielt das Wort Herr Dr. Bardey aus Nauen zu einem Vortrag über:

Das sechste Consulat des Marius oder das Jahr 100 der römischen Verfassungsgeschichte.

Meine hochgeehrten Herren! Wer eine historische Untersuchung anstellen will, darf es für kein vermessenes Unterfangen halten, in den Erzählungen der Geschichtschreiber erkennen zu wollen, was ihren Mifsverständnissen, Vorurteilen oder willkürlicher Darstellung gehört, was urkundlich und objektiv ist. Dieser Grundsatz Niebuhrs, den

Nitzsch (Röm. Annalistik S. 1) namentlich in Bezug auf die Erforschung der römischen Geschichte des letzten Zeitraumes der Republik in Erinnerung bringt, ist hinsichtlich des ereignisreichen und bedeutungsvollen Jahres 100 der römischen Verfassungsgeschichte, gekennzeichnet durch das sechste Konsulat des Marius, seitens der Neueren selten genügend gewürdigt worden. Der sachliche Zweck und Umfang der apulejischen Gesetze zwar dürfte sowohl von Marquardt und Mommsen, als auch besonders von meinem hochverehrten akademischen Lehrer L. Lange, soweit möglich, klar gelegt sein; aber das Urteil der beiden letzten Gelehrten, wie dasjenige K. Peters über die persönlichen Bestrebungen und die Charaktere des Marius, Saturninus und der übrigen beteiligten Personen ist wesentlich von der, wie ich zu zeigen gedenke, einseitig parteiischen Darstellung Plutarchs und Appians beeinflufst, die sie zwingt, die Führer der Volkspartei ungerechter Weise in durchaus gehässigem Lichte erscheinen zu lassen. Der Wahrheit näher zwar kommt schon Ihne, welcher bei mancher Gelegenheit Anschuldigungen der Optimaten gegen ihre Gegner, welche allzu klar als falsch zu Tage treten, zurückweist, z. B. nimmt er den Glaucia in Schutz und kennzeichnet ihn als redlichen Mann; aber seine Darstellung spricht durch ein mehrfach im Sinne der Senatspartei eingefügtes 'man sagt' im grofsen und ganzen völlig einseitig für die letztere zu Ungunsten der Volksführer. Eine glänzende Ehrenrettung des Marius in Bezug auf manche Punkte seines Lebens, wie namentlich auf das sechste Konsulat hat thor Straten versucht und manches günstige Schlaglicht auf diesen Mann geworfen, ohne freilich bis jetzt einen merklichen Einflufs auf das Urteil der neueren Geschichtschreiber über den von Mommsen als politischen Narren verurteilten Mann zu üben. Auch H. Peter in seiner Kritik von Mommsens römischer Geschichte opponiert diesem über Marius und sucht letzteren mit Glück zu verteidigen. Doch hat auch seine Ansicht noch keine Aufnahme in die Geschichtsbücher gefunden.

Obgleich also Marius und sogar Glaucia seine Fürsprecher gefunden hat, so ist doch gerade der unmittelbare Hauptführer der Volkspartei, Saturninus, bisher 'der berüchtigte Demagog' geblieben, wenn ihm auch Lange das Lob zollt, er habe 'seine Vorgänger, die Gracchen, ganz geschickt zu kopieren' verstanden, und Mommsen ihm politische Befähigung nicht abspricht. Sollte es nicht möglich sein, auch diesem Manne seine persönliche Ehre wiederzugeben? Ich glaube es, sobald man, was bisher nicht geschehen, seine Thaten und Leistungen nur mit Gerechtigkeit und aus den richtigen Gesichtspunkten beurteilt. Der ganze Thatbestand der Ereignisse des Jahres 100 ist von vornherein durch unglaubwürdige Quellen parteiisch entstellt worden. Jede quellenmäfsige Darstellung, sofern sie ohne spezielle Prüfung des Wertes der Berichte verfafst wird, mufs daher notwendig ein falsches Bild liefern. Möchte es mir gelingen, die verfassungsgeschichtlichen Ereignisse in Rom während des sechsten Konsulats des Marius im richtigen Lichte zu zeigen, indem ich darthun zu können hoffe, dafs die demokratische Opposition im Jahre 100, nachdem sie auf den Höhepunkt ihrer Entwickelung gelangt war, nicht durch die persönliche Schuld der Volksführer scheiterte, sondern lediglich durch einen Staatsstreich der Optimaten gebrochen wurde, ähnlich wie bei den Revolutionen der Gracchen.

Wegen Mangels an Zeit aber mufs ich es mir versagen, die alten Quellen hier einer kritischen Besprechung zu unterziehen, ich erlaube mir, Sie auf meine ausführlichere Abhandlung über das Thema im Schulprogramm von Nauen 1883 zu verweisen. Nur einige kurze Bemerkungen mufs ich machen.

Authentische Nachrichten über das Jahr 100 sind nicht vorhanden. Eine bezügliche Inschrift stammt aus späterer Zeit. Die der Zeit nach älteste Quelle ist für uns kein historischer Berichterstatter, sondern Cicero, der als Redner die Thatsachen seinen jedesmaligen Zwecken entsprechend beurteilt. Sein Hafs gegen die Volksführer des Jahres 100 ist notorisch. Cicero ist eine singuläre Quelle und für die übrigen erhaltenen Berichte schwerlich von irgend welchem Einflufs gewesen.

Die Geschichtschreiber, welche über das Jahr 100 berichten, sind Plutarch (Marius 28), Appian, Florus, der sog. Aurelius Victor und Orosius. Einzelne Anekdoten und Bemerkungen finden sich aufserdem bei Diodor, Cassius Dio, Vellejus Paterculus und Valerius Maximus.

Da die Augenzeugenschaft bei allen diesen Autoren ausgeschlossen ist, so liegen jedenfalls die schriftstellerischen Aufzeichnungen der Zeitgenossen des Jahres 100 entweder direkt oder indirekt zu Grunde. Um daher die Überlieferung richtig zu verstehen, müssen wir vor allem im Auge behalten, worüber unsere Forscher einig sind, dafs die Autoren jener originalen zeitgenössischen Berichte sämtlich einen Parteistandpunkt einnahmen und zwar den der Optimaten gegenüber der Volkspartei. Die Selbstbiographen Rutilius, Catulus, Scaurus haben alle bei dem Strafsenkampfe selbst das Schwert für ihre Partei geführt. Ihnen stand an Hafs gegen die Volkspartei Sulla gewifs nicht nach. Also die Biographen waren sämtlich die erbittertsten Feinde des Marius wie der übrigen Männer des Volkes. Auch die überlieferten Namen der Annalisten Valerius Antias, Claudius Quadrigarius, Aufidius, Cornelius, Sisenna bezeichnen lauter Männer der Nobilität, wie denn diese überhaupt allein in dieser Zeit Geschichte schrieb. Aber auch selbst, wenn einer die Zeitereignisse vom volksfreundlichen Standpunkte aus hätte niederschreiben wollen, so wäre er nimmer zur Geltung gekommen. Denn in den ersten Jahren nach der Katastrophe im Jahre 100 unterdrückten die Optimaten geflissentlich jedwede sich kundgebende Erinnerung an dieselbe, wie denn ein Volkstribun schon deswegen verurteilt wurde, weil er ein Bildnis des Saturninus im Hause barg, und nachher war die ganze Zeit von Marius Todfeinde Sulla wesentlich beeinflufst. Ita neutris cura posteritatis inter infensos vel obnoxios. So durfte denn ungestraft der wütende und gekränkte Optimat niederschreiben, was ihm der Hass gegen seine Feinde in die Feder diktierte, und wie ist es ihm gelungen, den Verhältnissen den eigenen Stempel aufzudrücken! Das Andenken der Volksführer des Jahres 100 wurde von vornherein ominös, und schon zu Ciceros Zeit gab es kein anderes Urteil der Geschichte über sie als rücksichtslose Verdammung.

Gern würde ich nun die Berichte des Livius, Appian und der übrigen einzeln besprechen, aber die kurze, mir zugemessene Zeit gestattet nur allgemeine Urteile.

Die Parteilichkeit aller Darstellungen leuchtet auch aus dem inneren Grunde ein, dafs an keiner Stelle das unverkennbare Gute wenigstens einzelner saturninischer Bestrebungen anerkannt, geschweige denn ins rechte Licht gestellt oder hervorgehoben wird. Überall hat der Gegensatz aus Prinzip die Thaten der Volksführer zum Gehässigen gewendet. Wie Tacitus sagt: Invisum semel seu bene seu male facta premunt. Dagegen sind Ausschreitungen der Optimaten, wie das gesetzwidrige Auftreten des Cäpio gegen das Getreidegesetz geflissentlich verschwiegen.

So ergiebt sich denn die traurige Wahrnehmung, dafs wir aus dem Altertum überhaupt keine glaubwürdige Darstellung der Ereignisse und Personen des Jahres 100

besitzen. Ist es nun an und für sich schon schwierig, aus glaubwürdigen Quellen einen geschichtlichen Thatbestand klar zu entwickeln, so sind wir hier in um so gröfserer Verlegenheit, als wir uns ganz auf dem weiten Felde der subjektiven Kritik bewegen müssen. In Rücksicht auf die einseitige Parteilichkeit aller Quellen müssen wir uns also nicht blofs im allgemeinen, sondern in jedem einzelnen Falle mit unserem Urteil durchaus über die Quellen stellen und bestrebt sein, die Ursachen der Ereignisse aus diesen selbst zu begründen. Nur die nackten Fakta haben wir als glaubwürdigen objektiven Thatbestand anzusehen. Alles übrige Berichtete aber, wie Gründe und Folgen und die Entwicklung selbst der Thatsachen, mufs als Räsonnement der Schriftsteller in jedem einzelnen Falle von vornherein mit Argwohn betrachtet werden. Freilich wird es auch dem Spezialuntersucher nur in Bezug auf die Hauptpunkte möglich sein, die Berichte im einzelnen vergleichend zu besprechen. Im übrigen mufs es, meine ich, dem Darsteller lediglich überlassen bleiben, hier und da das Passende herauszunehmen und zu einem Ganzen zu verweben. Wessen Darstellung dann die gröfste innere Wahrscheinlichkeit hat und keine Widersprüche mit der Verfassung, den Institutionen und inneren Verhältnissen der Republik zeigt, der wird das Richtige getroffen haben. Und wir sind nicht so ganz verlassen. Denn selbst die parteiischste Darstellung nimmt unwillkürlich sachliche Bemerkungen mit, die dem scharfen Beobachter gleichsam als corpora delicti dienen, und durch die bisweilen der wahre Thatbestand zu ermitteln ist. So verraten sich denn nicht selten die verschiedenen Zeugen derselben Partei einer den andern. Dazu kommen für uns noch andere Hülfsmittel, namentlich eine eingehende Kenntnis der römischen Verfassung und Altertümer, die wir vielleicht in höherem Mafse besitzen als die Berichterstatter selber. Legen wir daher diese oder jene Bemerkung vergleichend an die Einrichtungen und bekannten sonstigen Verhältnisse des Staates, so wird sich vielfach die falsche von selber zu erkennen geben. Und endlich, wo die Wahrheit selber nicht mit apodiktischer Gewifsheit zu behaupten ist, da ist bei der notorischen Gehässigkeit aller Berichte gegen die Volksführer jedenfalls derjenige der Wahrheit am nächsten kommend, welcher am wenigsten gehässig ist. Von diesen Gesichtspunkten aus will ich Ihnen die Geschichte des sechsten Konsulats des Marius vorführen.

Vergegenwärtigen wir uns zuerst kurz den Entwicklungsstandpunkt der römischen Geschichte unmittelbar vor dem Jahre 100. Rom war unbestritten die erste Macht der Welt und hatte speziell in den beiden letzten Jahren die vom Norden her drohende Gefahr glänzend abgewehrt. Aber im Innern krankte der Staat an Übeln, die notwendig der Heilung bedurften, wenn sie ihm nicht den Untergang bringen sollten. Die herrschenden Mifsstände waren in verschlimmertem Mafse dieselben, deren Abstellung schon die beiden edlen Gracchen vergeblich ihr Leben geopfert hatten. Immer gröfser wurde die Kluft zwischen Volk und Nobilität, die ahnenlose Neulinge ohne Rücksicht auf Verdienst und Talent schroff von den höheren Ämtern zurückwies und sich in der ausschliefslichen Verwaltung aller Ehrenstellen behauptete. Noch schlimmer war, dafs sie auch die Staatsländereien einzig und allein benutzte, die, früher noch als solche angesehen, nach und nach in den wirklichen Besitz der einzelnen Nobiles übergegangen waren. Aufserdem hatte man kein Mittel, selbst nicht Wucher und Ränke und rohe Gewalt, gescheut, die kleinen Bauernhöfe mit dem Grofsgrundbesitz zu verschmelzen. Ergreifend schildert Sallust: Nach der Willkür weniger wurde im Felde und daheim geschaltet; in denselben

Händen lagen Staatsschatz, Provinzen, obrigkeitliche Ämter, Ehren und Triumphe. Das Volk wurde von Kriegsdienst und Mangel bedrängt; in die Kriegsbeute teilten sich räuberische Feldherren mit wenigen; inzwischen wurden die Eltern oder die unmündigen Kinder der Soldaten, so wie gerade einer an einen mächtigen Nachbar grenzte, aus ihren Besitzungen verjagt. So riſs mit der Macht auch Habsucht ohne Maſs und Ziel ein, entweihte und zerstörte alles, achtete nichts für ehrwürdig noch heilig, bis sie sich selbst den Untergang bereitete. Das eigentliche Leben und Kraft gebende Element des römischen Volkes in seiner sittlichen Blütezeit war der Stand der freien Ackerbauer gewesen. Dieser war aber, allmählich hinschwindend, einem besitzlosen, trägen und käuflichen Bürgerstand gewichen, der sich durch Fremde und Freigelassene unnatürlich vergröſsert hatte, und welcher nunmehr ohne einen nur leidlich verbindenden Mittelstand der mit unermeſslichen Reichtümern prunkenden Nobilität gegenüberstand. Den Flächenraum, auf dem früher hundertundfünfzig Bauernfamilien ihr Brot gefunden hatten, lieſs jetzt eine einzige reiche Familie durch fünfzig gröſstenteils unverheiratete Sklaven bewirtschaften. Der Volkstribun Marcius Philippus sprach es auf dem Markte der Hauptstadt aus: Es lebten im Staate nicht zweitausend Menschen, welche Vermögen beſäſsen. Capitalis oratio, fügt Cicero hinzu, et ad aequationem bonorum pertinens: qua peste quae potest esse major? Allerdings hat er Recht, aber den Verhältnissen entsprach der Vergleich, daſs die Tiere Italiens Fluren abweiden dürften und ihr Lager hätten, den Bürgern aber nichts geblieben sei als Licht und Luft, und daſs die, welche die Herren der Welt hieſsen, keine Scholle mehr ihr eigen nennen könnten. Es bedarf keiner besonderen Entwicklung, um zu zeigen, daſs bei der längeren Fortdauer eines solchen Gegensatzes zwischen der Nobilität und dem niederen Volke, da das Bindeglied eines Mittelstandes fast gänzlich fehlte, die Republik unzweifelhaft schlieſslich der Alleinherrschaft zutreiben muſste.

Diesem Miſsstande abzuhelfen, waren zwei Wege möglich, indem man entweder durch Erteilung der vollen civitas Romana an die latinischen Bundesgenossen den besitzenden Mittelstand vermehrte, oder aber durch gleichmäſsigere Verteilung des Grundbesitzes die wachsende Verarmung hindert.

Beide Wege waren von den Gracchen angebahnt worden, das Scheitern ihrer Pläne aber hatte der Nobilität einen glänzenden Sieg über die Volkspartei verschafft. Darauf hatten wegen der auswärtigen Kriege in Afrika und gegen die Cimbern und Teutonen die inneren Parteikämpfe ziemlich geruht. Im jugurthinischen Kriege aber hatte die Nobilität ihre völlige Entartung und Sittenlosigkeit gezeigt. Die innerliche Zerrüttung der römischen Verhältnisse machte sich auſserdem offen in immer erneuerten Sklavenaufständen, nicht selten in staatsgefährlicher Weise bemerkbar. Im Hinblick auf solche Untergrabungen des Staatswohles hatte die demokratische Opposition gewichtige Gründe wie Pflichten, an eine Wiederaufnahme der gracchischen Reformpläne zu denken. Und mit Beginn des Jahres 100 fühlte sie sich durch die sechste Wahl des Marius zum Konsul so weit erstarkt, daſs sie von neuem einen erfolgreichen Kampf mit der Senatspartei wagen zu können glaubte.

Als die bedeutendsten und einflufsreichsten Volksführer konnte man im voraus Apulejus Saturninus und C. Servilius Glaucia erkennen, die sich beide schon durch volksfreundliche Bestrebungen bekannt gemacht hatten. Über die Herkunft beider ist nichts

bekannt, und willkürlich läfst Mommsen sie, wie auch den Marius, aus dem niedrigsten Volke herstammen.

Jenen beiden Männern gesellte sich noch die merkwürdige Person des sogenannten L. Equitius oder falschen Gracchus bei, der allerdings mehrfach als pöbelhafter Thaten verdächtig erscheint, die dem Saturninus zur Last gelegt werden.

Diese Männer standen an der Spitze der Volkspartei, jedoch in dem Verhältnis zu einander, dafs Saturninus der intellektuelle Leiter und eigentliche Führer war. Was liefs der Mann in Bezug auf die nächste Folgezeit, wo des Marius Rückkehr aus dem Cimbernkriege erwartet wurde, für seine Partei und für den Staat hoffen? Man verurteilt den Saturninus gemäfs den persönlichen Anfeindungen der alten Quellen von vornherein als unlauteren Agitator und wüsten Demagogen, der den Aufruhr nur um des Aufruhrs willen liebte. Lassen wir die Thaten sprechen, so ergiebt sich dieser Schlufs aus seinem bisherigen Thun und Treiben als durchaus ungerechtfertigt. Alle ihm zur Last gelegten Ausschreitungen lösen sich, bei Licht besehen, in leere Schimpfreden der Gegner auf. Oder soll man ihm in Wahrheit die Acker- und Koloniegesetze des ersten Tribunats als demagogische Umtriebe anrechen? Das Majestätsgesetz ferner diente doch nur zur Verteidigung, und das Verfahren gegen die Gesandten des Mithridates läfst sich ebenso gut zum Lobe wie zum Vorwurf deuten. Überhaupt aber, meine ich, kann selbst der edelste Volksführer nicht Bürgschaft leisten für diese und jene Ausschreitungen des vielköpfigen Volksungeheuers im einzelnen, in dessen Natur es liegt, sich nur durch agitatorische Mittel leiten zu lassen, die immer dem Führer ein gewisses odium eintragen. Es wäre daher Saturninus nicht einmal zu tadeln, wenn er sich den Equitius, den er ja sowieso mit seinem Anhang in den Kauf nehmen mufste, ergeben machte, um ihn für seine Zwecke zu benutzen. Tadelt man doch den Cäsar nicht, der einen Clodius gebrauchte.

Bei Beurteilung der Personen überhaupt, die in dem nun folgenden Kampfe thätig waren, darf man, da der prinzipielle Gegensatz keine der beiden Parteien ein billiges Urteil über die andere hat überliefern lassen, den Mafsstab des Guten und Bösen nicht allzu strenge anlegen. Wir dürfen meist nur nach dem Zweckmäfsigen ihrer Handlungen zum Nutzen der Partei und dann des Staates fragen. Das Gute der einen Partei erschien der anderen verwerflich und die Personen mit allen Eigenschaften hassenswert. Saturninus und seine Genossen hatten das Unglück zu unterliegen, und über sie erging sich darauf die feindliche Beurteilung in ungezügelter Weise. Ihr Charakter und ihre Bestrebungen wurden bis in die Hölle verdammt, alle Schmähungen auf ihr Haupt gehäuft. Keiner war, der zu ihren Gunsten hätte Einspruch thun können. Und die Nachwelt, von allen Seiten von derselben Partei bearbeitet, glaubte schliefslich selbst an das Unrecht der Unterlegenen.

Aber auch der Nobilität ist der Rächer nicht ausgeblieben. Unerbittlich hat Sallust ihre Frevel verzeichnet. Abgesehen von der vorhin angeführten Stelle lesen wir in der Rede des Memmius 31, 7 ff.: 'Nach der Ermordung des C. Gracchus und M. Fulvius wurden viele Leute eures Standes im Kerker hingerichtet. Beide Male hat nicht ein Gesetz, sondern ihre Laune dem Blutbade ein Ziel gesetzt' und weiter 13 und 14: 'Einigen dient Tötung von Volkstribunen, anderen ungerechte Untersuchungen, den meisten Mordthaten, unter euch verübt, zur Schutzwehr. So je ärger es einer getrieben hat, desto gesicherter ist er; statt sich selbst ob ihrer Verbrechen zu fürchten, setzen sie euch

Feiglinge in Angst; sie alle hat einerlei Leidenschaft, einerlei Hafs, einerlei Furcht zu einem Bunde vereinigt.' An diese Stelle denkt wohl auch Mommsen, wenn er schreibt: 'Dafs die Regierenden noch unendlich schroffer und gewaltsamer als bisher als festgeschlossene Partei zusammenstanden gegen die nichtregierende Menge? — dafs je gewaltsamer und grausamer einer der ihrigen gegen die Gegenpartei aufgetreten war, er desto entschiedener von ihnen gefeiert, dem echten Aristokraten jeder Frevel, jede Schamlosigkeit verziehen ward?'

Ist man also einig über die wüste Zerfahrenheit und sittliche Verderbtheit des römischen Adels in dieser Zeit, der kein Verbrechen scheute, um seine Machtsellung dem Volke gegenüber zu behaupten, warum, meine Herren, versagt man der Volkspartei die Sympathie, wenn man ihre Führer der Gewalt mit Gewalt begegnen sieht? Selbst wenn diese die Mordkeulen geschwungen hätten, um sich Bahn zu brechen und um dieselbe offen zu halten, so wäre es gegenüber der anderen Partei doch nur ein Zahlen mit gleicher Münze gewesen. Auch schien es kaum anders möglich, etwas zu erreichen. Die Gracchen verschmähten solche Mittel, sie fielen lieber selbst durch Mörderhand. Man wäre versucht, den Vorwurf roher Gewaltthat ruhig auf Saturninus sitzen zu lassen und ihm trotzdem Anerkennung zu zollen, dafs er in der richtigen Weise mit den Gegnern umzugehen wufste. Man müfste ihn ja verlacht haben, hätte er sich wie die Gracchen Gewissensbisse gemacht, formelle Hindernisse, welche die Optimaten so leicht fanden, nicht verfassungsmäfsig umgangen zu haben. Bescheidene, zaghafte Männer konnte man nicht gebrauchen, Saturninus war der Mann, seine Stellung richtig auszufüllen und die Nobilität nach Verdienst zu behandeln. Er brachte anstatt der edlen Eigenschaften der Gracchen, oder vielleicht auch neben denselben andere, den Zeitverhältnissen angemessenere und wirksamere mit: rücksichtslose Energie und schnelle Entschlosssenheit, wo es nötig war, sich den Gegner mit Keulen vom Leibe zu halten. Ein solcher Führer hatte während der Gracchenzeit der Demokratenpartei gefehlt, von ihm stand zu erwarten, dafs er die Comitien von jedem lauten Einflufs der Optimaten freihalten und die Opposition wirksam zur Geltung bringen würde.

Egoistische Zwecke werden ihm zwar in den parteiischen Quellen vorgeworfen, wie er denn gar nach der Königskrone gestrebt haben soll, sie sind aber nirgends zu Tage getreten. Nehmen wir endlich auch noch im voraus, vorbehaltlich des späteren Beweises, den Schandfleck der Ermordung des Memmius von seinem Leben, so werden wir mit billigem Urteil seine fernere Laufbahn verfolgen können.

Im August des Jahres 101 kehrte Marius aus dem Kriege gegen die Cimbern und Teutonen als glorreicher Sieger zurück. Er war unstreitig der erste Mann des Staates. Nicht nur das Volk sah mit Stolz auf ihn, als einen, der gleichsam aus seiner Mitte zum höchsten Ruhmesgipfel emporgestiegen war, sondern auch die Senatspartei streute ihm den verdienten Weihrauch. Selbst die dem Livius zu grunde liegende feindliche Quelle giebt zu, dafs der Held totius civitatis consensu aufgenommen wurde, und bemerkt ausdrücklich: Primores civitatis, qui aliquamdiu ut novo homini (sc. Mario), ad tantos honores evecto, inviderant, conservatam ab eo rempublicam fatebantur. Ebenso bezeugt Cassius Dio: καὶ ἀπ' αὐτῶν ὁ Μάριος . . . εὖ φερόμενος, τότε καὶ τοὺς εὐπατρίδας ὑφ' ὧν ἐμισεῖτο ἐξενίκησεν, ὥστε πρὸς πάντων ὁμοίως καὶ ἐπαινεῖσθαι. Bei seiner Rückkehr zeigte er eine solche Bescheidenheit, dafs er trotz zwei angebotener Triumphe sich

mit einem begnügte, und selbst an diesem noch den Catulus teilnehmen liefs. Plutarch berichtet: καὶ θριαμβεύειν μόνον ἠξίουν ἀμφοτέρους τοὺς θριάμβους. Οὐ μὴν ἐθριάμπευσεν οὕτως, ἀλλὰ μετὰ τοῦ Κάτλου, μέτριον ἐπὶ τηλικαύταις εὐτυχίαις βουλόμενος παρέχειν ἑαυτόν. Schon diese Thatsache allein hätte den Marius schützen sollen vor dem Vorwurfe der Eitelkeit, die nach Mommsen allein die Triebfeder des Helden war, auch im Frieden sein Licht leuchten zu lassen.

Das fünfte Konsulat schon bekleidete Marius, aber stets hatte er in seinem Amt auswärtige Kriege geführt, wo er nach seinem eigenen Ausspruch, freilich bei besonderer Gelegenheit, vor dem Geräusche der Waffen die Gesetze nicht hatte hören können. Zum ersten Male konnte er jetzt den inneren staatlichen Verhältnissen seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden. Sofort trat an ihn die grofse Aufgabe heran, die schon lange der Lösung bedurfte, wenn nicht der Staat in Trümmer gehen sollte, nämlich dem zerrütteten Staatsleben einen neuen, frischen Geist einzuhauchen nach Beseitigung des verderblichen Parteigegensatzes zwischen den Optimaten und dem armen Volke. Aller Augen blickten auf Marius, als den Erretter, und wenn je einer, so schien er der geeignete Mann, die Restauration des Staates zu bewerkstelligen.

Er mufste sich verhältnismäfsig leicht in die Verhältnisse hineinfinden, da er bereits früher als Volkstribun im inneren Staatsdienst thätig gewesen war. War ihm aber dort schon durch das Amt sein politischer Standpunkt angewiesen, so mufste er jetzt als Konsul erst mit sich zu Rate gehen, ob er nicht auch gegen andere Parteien Pflichten habe; er sollte jetzt mit allen regieren. Jede lag ihm an und suchte ihn auf ihre Seite zu ziehen. Hätte Marius sich jetzt wiederum von ehrsüchtiger Eitelkeit leiten lassen, so hätte er sich unbedingt der Nobilität angeschlossen, die ihn nach solchen Thaten mit offenen Armen als den vornehmsten der ihrigen aufgenommen hatte, und die in der That nicht unterliefs, ihn immerfort zu poussieren. Aber der Ernst der Dinge und das pflichtmäfsige Bewufstsein einer höheren Berufung leitete den Marius einen anderen Weg. Diesen aber von vornherein offen zu betreten, verbot ihm jede politische Klugheit. Denn um an eine Verwirklichung seiner Pläne hinangehen zu können, mufste er vor allem noch einmal das Konsulat erreichen. Dasselbe hätte er zwar wie das erste auch jetzt zum sechsten Male allein durch das wählende Volk erlangen können, aber unter seinen jetzigen ganz aufsergewöhnlichen Verhältnissen mufste ihm auch noch besonders an der Zustimmung des Senats liegen. Aus diesen Rücksichten hielt er es denn zunächst geflissentlich mit beiden Hauptfaktionen, oder ebenso gut mit keiner, indem er sein ganzes Handeln auf seine Pflichten als Konsul beschränkte.

Aus diesem Gesichtspunkte ist die einzige Handlung zu beurteilen, die noch aus seinem fünften Konsulat nach der Rückkehr nach Rom berichtet wird. Als der sogenannte C. Gracchus sich neben Saturninus adversus leges, weil gemäfs der Auffassung des Censors Metellus seine Herkunft nicht feststand, ums Tribunat bewarb, liefs er ihn ins Staatsgefängnis abführen, wodurch er die Autorität des Censors und damit der Regierung überhaupt in den Augen des Senats wahrte. Damit hatte er seine Schuldigkeit gethan, und er konnte dann getrost auch dem Volke seinen Willen lassen, als es seinen Freund mit Gewalt aus dem Gefängnis herausholte, wozu ja ohnehin jeder einzelne Volkstribun das Recht hatte.

So konnte es bei den Konsulatkomitien keine Partei gegen ihn halten, eben weil er noch nicht Farbe bekannt hatte, und das ganze Wohlwollen, das ihm seine ruhmvolle

Feldherrnlaufbahn eingetragen hatte, fand keinen schöneren Ausdruck als darin, dafs ihm jetzt der populus Romanus im rechten Sinne auch zum sechsten Mal das Konsulat übertrug veluti praemium meritorum, wie Vellejus Paterculus treffend ausdrücklich bemerkt. Beide Parteien hegten dabei allerdings die sehnsuchtsvolle Erwartung, dafs Marius die schreienden Mifsstände der Republik beseitigen werde, und Cassius Dio trifft durchaus das Richtige, wenn er sagt: τήν τε ἀρχὴν καὶ ἐς τὸ ἐπιὸν ἔτος, ὅπως καὶ τὰ λοιπὰ προσκατεργάσηται, παρ' ἑκόντων καὶ ὁμογνωμονούντων αὐτῶν ἔλαβεν. Freilich dachten sich beide Faktionen die Ausführung jede in ihrem Sinne, indem keine sich über das Parteiinteresse zu erheben vermochte.

Marius erlangte also ohne Schwierigkeit im Besitze der Gunst beider Faktionen sein sechstes Konsulat im Jahre 100. Mit ihm hatte sich auch Metellus beworben, der aber einem gewissen L. Valerius Flaccus weichen mufste, den Cicero bezeichnet hominem cum semper in republica tum in magistratibus gerendis, in sacerdotio caerimoniisque, quibus praeerat, diligentissimum, der aber mehr einen Diener als den Kollegen des Marius spielte. In diesem Verhältnis erkennen wir als bemerkenswerten Zug des Marius eine grofse geistige Überlegenheit. Mommsen dürfte daher abermals denselben verkannt haben, wenn er ihn als oberflächlich Gebideten, als Bauern in der feinen Welt betrachtet. Der Durchfall des Metellus aber zeigt bereits für die Volkspartei die Möglichkeit, eine überlegene Stärke zu gewinnen, falls Marius sich zu ihr wenden würde.

Es ist eine leere in sich zerfallende Beschuldigung seiner Feinde, wie sie nur aus Plutarchs Darstellung geschöpft werden konnte, wenn man behauptet, Marius habe das sechste Konsulat nicht sowohl erstrebt in der Absicht, aufrichtig dem Staat zu helfen, als vielmehr, um auch seine vermeintlichen politischen Talente leuchten zu lassen. Und dabei geben die Gegner zu, dafs er allein imstande war, die Republik zu restaurieren, und dafs er diese Aufgabe hatte. Cassius Dio spricht ausdrücklich die Erwartung des Volkes aus: ὅπως καὶ τὰ λοιπὰ προσκατεργάσηται. Was würden sie denn sagen, wenn Marius von vorn herein seine Fähigkeit dazu geleugnet hätte und sofort nach der Rückkehr in die Hauptstadt in den Privatstand zurückgetreten wäre? Sein ganzes Gebahren bei der Entwicklung der Dinge im Jahre 100, an der Oberfläche betrachtet, dürfte ihm eher den Vorwurf der Lässigkeit und Gleichgiltigkeit zuziehen, da er doch dem Saturninus zunächst den Ruhm aller positiven Erfolge liefs. Man mufs sich eben bei Beurteilung einer Sache wie der unsrigen wohl hüten, Behauptungen als sicher aufzustellsn, die, wenn auch überliefert, nicht unmittelbar aus der ganzen Sachlage hervorgehen; am wenigsten darf man den Personen mögliche schlechte Absichten unterlegen, die nicht aus der faktischen Entwicklung der Dinge zu Tage treten.

Den Verhältnissen gemäfs konnte Marius bei seiner Aufgabe, als unbestritten erster Mann im Staate denselben zu restaurieren, abgesehen von persönlichen Interessen, die ihn mit irgend einer Partei verbanden, eine dreifache Stellung einnehmen, und zwar je nachdem er mit seinem unmittelbaren Anhang, hauptsächlich wahrscheinlich den Rittern und seinen Veteranen, allein eine dritte Partei im Staate bildete, oder auf Seite der Senatspartei trat oder der Volkspartei half. Im ersten Falle hätte er, um zum Ziele zu gelangen, entweder die beiden anderen Faktionen versöhnen und gutwillig einander die nötigen Zugeständnisse machen lassen, oder er hätte sich unbedingte Übermacht über beide Parteien verschaffen müssen, so dafs dieselben zwangsweise seinen Mafsregeln gefolgt

wären. Jenes war nicht möglich, wie die Geschichte seit der Zeit der Gracchen nur zu deutlich bewiesen hatte, und dieses hätte Marius nur dadurch können, dafs er sich einen kräftigen Anhang schuf, der ihm allein ergeben im Notfalle unbedingt gegen beide Parteien einschritt. Zu diesem Zweck hätte sich, entwickelt Mommsen, zunächst das Heer geboten, das Marius in seinen siegreichen Kriegen sich ergeben gemacht hatte; wozu besonders noch der Umstand beitrug, dafs der Feldherr seine Legionen aus dem brotlosen Proletariat rekrutierte, dessen ins Heer getretene Mitglieder dann mit Leib und Seele an dem Führer hingen. Der Geschichtsforscher urteilt hier offenbar analog den späteren Verhältnissen der Bürgerkriege, wo die Staatsmänner nur als Feldherren regierten. Abgesehen aber von seiner gleich hinzugefügten sehr wahrscheinlichen Vermutung, dafs das Heer in jener Zeit, auch wenn es dem Marius mit aller Liebe und Verehrung anhing, doch in dem Falle, dafs es seinen möglichen militärischen Einfluſs auf die Stadt geltend machen sollte, nicht gefolgt sein würde, unterscheidet sich die damalige Lage der Dinge denn doch wesentlich von den späteren ähnlichen dadurch, dafs hier dem Marius durchaus der persönliche Gegner in Rom fehlte, den er als allgemein menschlichen Vorwand zum Angriff hätte nehmen können. Er hätte direkt den Staat selbst angreifen müssen und somit von vorn herein den ganzen Fluch eines Hochverräters oder den Schein eines Usurpators der Königskrone auf sich geladen. Und man weifs nicht, ob selbst das niedere Volk nicht doch noch die Hoffnung, aus dem gleichsam anarchischen Zustande sich selbst herauszuziehen, der Alleinherrschaft vorgezogen haben würde. Jedenfalls hätte Marius, um das Heer mit Erfolg zu benutzen, den ganzen Restaurationsplan schon bei seinem Triumpheinzuge fertig haben und das Heer nicht vor der Durchführung entlassen müssen. Denn dasselbe später plötzlich aus dem Boden zu stampfen, würde ihm wohl eben so schlecht gelungen sein, wie später dem Pompejus. Schliefslich ist aber auch zu bedenken, dafs des Catulus Heer ebenfalls miteinzog, über dessen Gesinnung jede Überlieferung schweigt, das aber vermutlich erst zum Übertritt hätte bewogen werden müssen.

Es erwächst also dem Marius keineswegs der Vorwurf, er habe den wirksamsten Weg aus Mangel an politischer Einsicht verabsäumt. Er mufste somit den Weg der inneren Staatskunst einschlagen. Was daher seine zweite mögliche Parteistellung im Amt betrifft, nämlich auf Seiten der Nobilität, so wäre ihm zur Durchführung seines Werks nichts übrig geblieben, als durch die Macht seines persönlichen Einflusses den Senat gutwillig zu den erforderlichen Zugeständnissen zu bringen. Diesen nötigen Einfluſs aber besafs Marius weder, noch konnte er ihn besitzen. Denn trotz des Beifalls, den er wegen seiner grofsen Verdienste ums Vaterland auch von der gesamten Nobilität geerntet hatte, die den Helden nach solchen Thaten zu ihren Reihen hinüberzuziehen strebte, konnte er doch nie hoffen, durch rein persönliches Gewicht dieselbe dahin zu bringen, die Vorteile, die sie in langen und schweren Kämpfen der Volkspartei gegenüber behauptet hatte, freiwillig preiszugeben, ja die Grundlagen ihrer Partei völlig umzugestalten. Waren doch gerade die Optimaten die Ursache der Übel, an denen der Staat litt. Dem Senat konnte Marius unmöglich beitreten, wenn er nicht den Gegensatz noch mehr verschärfen wollte.

Unter solchen Umständen blieb dem Marius, wenn er sich überhaupt zu dem Restaurationswerk berufen fühlte, und das mufste, wie Lange treffend bemerkt, in seiner Stellung selbst ein unfähiger Kopf, nur der eine Weg, dasselbe mit Hülfe der Volkspartei

durchzuführen. Dieser mufste er entweder durch seinen Beitritt ein solches Übergewicht über die Gegner verschaffen, dafs sie durch ihre Tribunen die Macht des Senats auf das richtige Mafs beschränken konnte; dann war er aber bei dem Siege der Volkspartei zugleich dafür verantwortlich, dafs dieselbe in Ansehung ihrer selbst eine weise Mäfsigung benutzte; oder Marius mufste die Volkspartei sich dermafsen akkommodieren, dafs er selbst durch ihre Hülfe gestärkt imstande war, den Staat neu zu konstituieren.

Der letztere Weg wird in der Theorie leicht als der sicherste erklärt, um zum Ziele zu gelangen, und die Gegner legen seine Nichtbefolgung dem Marius als Unfähigkeit und Mangel an politischer Einsicht aus. Mit Unrecht. War doch die demokratische Opposition bereits auch ohne Marius in einer gewissen gedeihlichen Entwicklung begriffen, sollte derselbe nun plötzlich die mannigfachen Fäden, die Saturninus schon im ersten Tribunat geschickt angesponnen, ihm aus der Hand nehmen und selber weiter spinnen? Dazu wäre er schon durch seine amtliche Stellung nicht einmal so gut wie jener geeignet gewesen. Oder sollte Marius neben dem Volkstribunen auch noch Gesetze beantragen, da doch den Gegnern schon des Saturninus Lärm zu viel ist? Es wäre aufserdem auch wohl einem andern Mann aus Rücksicht der Courtoisie schwer geworden, demselben Senat, der ihn soeben im Triumph miteingeholt hatte, der ihm die ehrendsten Lobsprüche spendete, nunmehr gleich das Messer an die Gurgel zu setzen. Man war nicht im Kriege. Das Unternehmen hätte von Anfang an einen tumultuarischen Charakter angenommen, eine organische Entwicklung wäre unmöglich gewesen, die Katastrophe wäre unter Entfesselung aller Elemente hereingebrochen, die Folgen lagen aufser aller menschlichen Berechnung. Und sollte dann der ruhmgekrönte Konsul Marius neben dem Tribunen auch ferner um den schwankenden Beifall des Volkes ringen?

Also ergab sich dem Marius nur der eine Weg, der Volkspartei durch heimliche Unterstützung selbst die Axt in die Hand zu geben, um sie den Gebrechen des Staates an die Wurzel zu legen. Gebrauchten die Tribunen bei ihrem eventuellen Siege Mäfsigung, so verdankte man dem Marius zum zweiten Male, diesmal im Frieden, die Rettung des Staates; entraffte das Volk sich aber der Fesseln und verwandelte die angestrebte Demokratie in Ochlokratie oder Tyrannis, so traf den Marius die Verantwortlichkeit.

So habe ich, meine Herren, leider nur zeigen können, welche Wege Marius bei der Reorganisation des Staates betreten durfte und welche nicht, kann Ihnen aber die faktische Entwicklung der Dinge nicht mehr vorführen, da meine Zeit zu sprechen um ist.

Hier mufste der Vortrag wegen Mangels an Zeit abgebrochen werden.

Gegen den Herrn Redner bemerkte Herr Prof. Dr. Ihne aus Heidelberg, aus den Quellen lasse sich nicht erweisen, dafs Marius bestimmte politische Pläne gehabt; vielmehr ergebe sich, dafs er lediglich nur seinen persönlichen Ehrgeiz zu befriedigen, sich durch Saturninus habe leiten lassen; dabei aber habe er seinen Parteigenossen gegenüber, Schwäche und Wankelmut gezeigt, sie zuletzt nicht blofs im Stiche gelassen, sondern sogar selber bei ihrer Vernichtung mitgewirkt. Hiernach werde es nicht gelingen Marius in einem anderen Licht darzustellen, als in dem, worin er mit grofser Übereinstimmung von alten und neuen Geschichtschreibern gezeichnet worden sei.

Redner entgegnet, er wundere sich nicht, dafs er die Herren nicht in seinem Sinne überzeugt habe, da der Vortrag eben leider ein Torso geblieben sei. Bei längerer

Zeit würde er sich gerade über die soeben angezogenen Punkte näher verbreitet haben, und er schmeichle sich allerdings der Überzeugung, dafs er dann auch den Herrn Professor zu anderer Ansicht bekehrt haben würde.

Schlufs der Sitzung 10 Uhr.

Dritte Sitzung

Samstag den 3. Oktober, morgens 8 Uhr.

Sie ward eröffnet durch einige Ausführungen des Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Oncken über die 'Methodische Behandlung der Maria-Stuart-Frage': Die Maria-Stuart-Frage umfafst einen ganzen Knäuel von Einzelfragen, unter denen eine seit einigen Jahren in Deutschland mit sehr grofser Lebhaftigkeit verhandelt wird. Diese Frage lautet: 'Wer hat Schuld und Mitschuld an der Ermordung Darleys?' Ist die Überlieferung richtig, welche seit dreihundert Jahren in der ganzen protestantischen Welt geglaubt, von der katholischen geleugnet wird, und die besagt: Maria Stuart habe die Ermordung Darleys veranlafst, um den Grafen Bothwell heiraten zu können, und ihre Mitschuld am Gattenmorde wie ihre ehebrecherische Buhlschaft mit Bothwell werde bewiesen durch gewisse, uns erhaltene Briefe, welche sie Ende Januar 1567 an Graf Bothwell geschrieben habe?

Das ist die Frage, die seit dem Erscheinen des ersten Heftes der Gieſsener Studien auf dem Gebiet der Geschichte'[1]) Gegenstand heftigen Streites ist. Zu der Lebhaftigkeit der Verhandlung dieser Dinge habe ich selbst und zwar mit Absicht beigetragen dadurch, dafs ich eine Vorrede zu der Schrift des Herrn Dr. Bekker schrieb, diese Vorrede vor dem Erscheinen des Buchs in der Beilage der Allgemeinen Zeitung drucken liefs und aufserdem in der Zeitschrift 'Vom Fels zum Meer' einen Aufsatz veröffentlichte, in welchem auf die Schrift, ihre Methode und ihre Ergebnisse hingewiesen ward. Dies mein Verfahren hat ein Rezensent 'eine bei Erstlingsschriften nicht gewöhnliche Reklame' genannt. Auf diesen Vorwurf war ich gefafst, aber er ist durchaus ungerecht. Er wäre verdient, wenn in beiden Aufsätzen irgend etwas gesagt wäre, was ich nicht verantworten könnte, irgend ein Lob, das nicht begründet gewesen wäre, aber ich habe der Schrift überhaupt kein Lob gespendet, sondern lediglich auf die darin vorgetragenen Thatsachen mit Nachdruck hingewiesen und für die Methode der Schrift mich selbst öffentlich verantwortlich erklärt. Gegen die sachliche Richtigkeit dessen aber, was ich in meinen Aufsätzen ausgesprochen habe, hat doch in der ganzen sehr heftigen, teilweise leidenschaftlichen Polemik, die sich insbesondre auch gegen mich persönlich gerichtet hat, nicht das Allermindeste eingewendet werden können. Jedes Wort, das ich 1881 und seitdem in der Sache geschrieben habe, bleibt aufrecht. Ich habe nichts zurückzunehmen, nichts einzuschränken, wohl aber manchen unerwarteten Erfolg zu verzeichnen, der mich mit voller Seelenruhe dem dereinstigen Ende dieses Streites entgegen sehen läfst.

---

1) So der allgemeine Titel; der besondre heifst: 'Maria Stuart, Darley, Bothwell. Von Dr. Ernst Bekker. Mit einem Vorwort von W. Oncken. Gieſsen 1881.'

Eines freilich könnte selbst einen so unverbesserlichen Optimisten, wie ich einer bin, mutlos machen: das ist die Beobachtung der blinden Hartnäckigkeit, mit welcher einzelne Forscher die Hauptsache, auf die alles, aber auch alles ankommt, übersehen und sich an Nebensachen festklammern, die ganz und gar gleichgiltig sind. Dem gegenüber mufs ich jede Gelegenheit benützen, die sich mir bietet, zur Aufklärung über die Hauptsache beizutragen, über die Hauptsache, auf die es ankommt bei der methodischen Behandlung der Sache. Wenn Sie die Aufsätze von Harry Bresslau lesen[1]), so sollten Sie meinen, in der ganzen Sache komme es lediglich an auf die Frage: ob jene Briefe echt sind oder nicht? Und ob sich ein philologisches Verfahren ausfindig machen lasse, ihre Echtheit aus dem Texte selbst zu beweisen? Ein solches Verfahren glaubt Bresslau gefunden zu haben und damit, meint er, seien nun auch alle historischen Fragen entschieden.

Hier steckt schon in der Fragestellung ein grofser Irrtum. Die Frage, ob gewisse Briefe, ob bestimmte Schriftstücke so, wie sie überliefert sind, echt sind oder nicht, kann unter Umständen so liegen, dafs ihre Lösung ganz unmöglich ist, dafs kein Mensch mit Bestimmtheit ja oder nein sagen kann. Anders ist es mit der Frage: darf man gewisse Schriftstücke als Geschichtsquellen benutzen, wenn ihre Echtheit überhaupt zweifelhaft ist? Und da scheint mir nun ganz unwidersprechlich, dafs, wenn gewisse Schriftstücke, Briefe z. B. von der einen Seite mit Bestimmtheit als echt, von der andern mit der gleichen Bestimmtheit als unecht bezeichnet werden, eine vorsichtige Kritik sie jedenfalls nicht ohne Weiteres als Geschichtsquellen benutzen, sondern zunächst nach solchen Quellen greifen wird, die unzweifelhaft als Geschichtsquellen betrachtet werden müssen, und denen folglich unbedingte historische Beweiskraft zukommt.

Angenommen: ich will ein Eigentumsrecht beweisen und habe auf meiner Seite zweierlei Urkunden, von denen die eine angefochten werden kann, die andre aber nicht; dann werde ich doch vor Gericht die letztere, die ganz unanfechtbare, zuerst verwenden und die erstere entweder zunächst oder ganz bei Seite lassen.

Dafs dies Verfahren richtig ist, kann doch kein vernünftiger Mensch bestreiten, und einfach dies Verfahren haben wir in meinen historischen Übungen im Winter 1878/79 beobachtet und festgehalten. In meiner Vorrede habe ich gesagt: 'Unsre Arbeit war gemeinsam, bis die Frage auftrat: sind die Briefe, welche Maria Stuart an Bothwell geschrieben haben soll, als historische Urkunden zu verwerten oder nicht? Der blofse Zweifel zeigte den Weg, der eingeschlagen werden mufste, allein eingeschlagen werden konnte. Es galt den Versuch einer Ermittelung des Thatbestandes, bei der alles zweifelhafte Material zunächst ganz aufser Betracht blieb, insbesondre jene Briefe fürs erste behandelt wurden, als wären sie gar nicht vorhanden. Es galt ferner von allen Behauptungen der Ankläger wie der Verteidiger aus alter und neuer Zeit vollständig abzusehen und ausschliefslich nach rein objektiven Urkunden und beglaubigten Zeugnissen zu fragen, damit so ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, Recht oder Unrecht, die Frage womöglich endlich einmal Antwort fand: 'Was ist eigentlich geschehen in dieser Epoche der schottischen Geschichte? Was hat Maria Stuart, was hat ihre Umgebung nachweislich gethan und nicht gethan?'

---

1) Hierüber vgl. in den 'Giefsener Studien III' meine 'Beiträge zur Neueren Geschichte' Giefsen 1885.

Nur auf diesem Wege war denn auch über die Echtheit jener Briefe eine objektive Entscheidung zu gewinnen. Briefe, welche historische Aktenstücke sein sollen, müssen mindestens mit den Ereignissen, auf die sie sich beziehen, im Einklang stehen, ihr Inhalt mufs historisch richtig sein. Ob das der Fall ist, kann natürlich nicht aus ihnen selbst bewiesen werden, denn ihre Echtheit steht ja selbst in Frage, sondern nur aus solchem Urkundenmaterial, dessen Echtheit nicht verdächtigt werden kann. Von den Thatsachen, welche den Hintergrund, den Fufsboden jener Briefe bilden, mufs ein historisch treues Bild gewonnen werden und wenn es gewonnen ist, fragt es sich: stimmt dies Thatsachenbild mit dem Bilde, das richtig sein müfste, wenn die Briefe echt wären, oder stimmt es nicht? Stimmt es, so ist die Echtheit der Briefe noch nicht erwiesen, aber sie ist wenigstens möglich. Stimmt es nicht, dann ist die Echtheit unmöglich und mit dieser sachlichen Entscheidung fällt alles dahin, was blofse Wortkritik an sich vielleicht ganz Verdienstliches geleistet haben mag.

Diese Thatsachenuntersuchung war nun die Aufgabe des Herrn Dr. Bekker, keineswegs eine Untersuchung über die Briefe. Eine solche war anfangs gar nicht beabsichtigt, weil der Verfasser diese Frage seit Goodall, also seit mehr als 100 Jahren, ebenso wie ich selbst, vollständig erledigt glaubte. Beabsichtigt war lediglich eine historisch-kritische Thatsachenuntersuchung, wobei der Briefe nicht weiter gedacht werden sollte als um darzuthun, weshalb sie als Geschichtsquellen nicht benutzt seien, weil eben das objektive Thatsachenbild, das sich aus unzweifelhaft echten Quellen ergab, nicht stimmte mit dem subjektiven Thatsachenbild, das dem Verfertiger dieser Briefe vorschwebte.

Dafs dies Verfahren unzweifelhaft richtig und allein geeignet ist, aus dem Meer des Vermutens und Dafürhaltens auf das Festland der Thatsachen und der Gewifsheit zu führen, ist und bleibt meine unerschütterliche Überzeugung, obwohl gerade dieser alles entscheidende methodische Grundsatz in der ganzen jetzt schon recht ansehnlichen Litteratur von keinem Menschen auch nur der Erwähnung gewürdigt worden ist; von Zustimmung zu demselben gar nicht zu reden. Bis zur Stunde ist in allem, was über diese Sache in Deutschland erscheint, von nichts als von den Briefen die Rede und die historischen Probleme werden dabei nur soweit gestreift, als das die Briefe eben unbedingt verlangen.

Wie fruchtbar aber das richtige Verfahren an sicheren Ergebnissen gewesen ist, das hat das ganz unerwartete Auftauchen eines Zeugen ans Licht gebracht, von dem Herr Dr. Bekker Sie unterhalten wird. Seine Untersuchung gipfelte in dem Satz, dafs die Ermordung Darleys nicht zu erklären sei aus seinem persönlichen Verhältnis zur Königin Maria Stuart, sondern aus seinem tödlichen Zerwürfnis mit dem Adel von Schottland, dessen Komplote gegen ihn in ganz besondern Umständen ihren Grund hatten. Alles Wesentliche, was Bekker hierüber ermittelt und behauptet hat, wird bestätigt durch die neuerschlossene Quelle, die wir in den Aufzeichnungen des Claude Nau, des Sekretärs der gefangenen Königin Maria Stuart gewonnen haben.

Hiernächst folgte der Vortrag des Herrn Dr. E. Bekker:

Neue Aufschlüsse von Claude Nau über das Verhältnis Darleys zu Maria Stuart und dem Adel von Schottland.

Die Frage, weshalb Darley ermordet wurde, ist durch die neueste Quellenpublikation über Maria Stuart in einer Weise erläutert worden, welche vollkommen mit der Auffassung der Gießener Studien übereinstimmt. Es sind die Aufzeichnungen Claude Naus, des Sekretärs von Maria Stuart.

Der ganze Titel derselben ist: 'The History of Mary Stewart from the Murder of Riccio until her Flight into England etc., ed. von Joseph Stevenson. Ins Deutsche übersetzt von H. Cardauns. Letztere Übersetzung habe ich bei dieser kleinen Arbeit benützt.

Was sich aus diesen Aufzeichnungen entlehnen läßt zur Aufklärung der Unruhen, welche seit Marias Heirat mit dem katholischen Darley in Schottland ausbrachen, soll hier kurz dargelegt werden.

Selbst die entschiedensten Gegner Maria Stuarts gestehen jetzt ein, daß im Jahre 1566 nach der Riccioverschwörung von einem intimen Verhältnis zwischen Maria Stuart und Bothwell nicht die Rede sein kann. Ein solches bestand nicht, wie sich aus allen beglaubigten und glaubwürdigen Quellen der Jahre 1566 und 67 nachweisen läßt. Das einzige Schriftstück aus dem Januar 1567, aus welchem sich ein Einverständnis Marias mit Bothwell und folglich eine Mitschuld an der Ermordung ihres Gatten nachweisen ließe, ist, wie ihre Gegner jetzt selbst eingestehen und mitbewiesen haben, eine grobe Fälschung. Es ist dies der sogenannte lange Glasgowbrief, den Maria Stuart von Glasgow aus an den Grafen Bothwell geschrieben haben soll, als sie Ende Januar 1567 in dieser Stadt bei ihrem kranken Gatten verweilte.

Die Gründe zur Ermordung Darleys waren einzig und allein politischer Natur. Sie entsprangen genau denselben Motiven, welche den Aufstand des Sommers 1565, sowie die Riccioverschwörung erzeugten; und genau dieselben Persönlichkeiten sind die Anstifter und Urheber des Königsmordes, welche kurze Zeit vorher als Anstifter und Urheber oder zum mindesten als heimliche Mitwisser oder Mithelfer von Aufstand und Verschwörung auftraten. Schon aus diesem Umstand läßt sich schließen, daß bei Darleys Ermordung im Februar 1567 dasselbe Interesse maßgebend war, welches bei seiner Heirat mit Maria Stuart im Juli 1565 die Lords zu dem Versuch veranlaßte, den König erst durch eine Verschwörung und dann durch offenen Aufstand unschädlich zu machen.

Schottland hatte bis zum Frühjahr 1565 eine rein protestantische Regierung. Die protestantischen Minister Murray, Maitland und Morton, denen Maria Stuart bis dahin willenlos gefolgt war, waren zugleich die politischen Häupter des schottischen Calvinismus. Daher hatte der leitende protestantische Adel trotz der katholischen Königin alles behalten, was er bei der Reformation und Revolution der katholischen Kirche Schottlands entrissen hatte, nämlich die reichen Güter, die bis vor kurzem dem katholischen Klerus Schottlands gehört hatten. Darauf beruhte der Reichtum und die Macht des leitenden protestantischen Adels. Maria Stuart selbst aber hatte die Macht dieses Adels noch dadurch vergrößert, daß sie ihren Günstlingen, vor allem ihrem Halbbruder Murray, Krongüter schenkte. Gerade diejenigen, welche sich gegen sie verschworen und empörten, waren von ihr am reichsten mit Gütern der Krone bedacht worden.[1]).

1) Nau 61, nach Cardauns Übersetzung.

Allein weder der erste noch der zweite Besitz war rechtskräftig und gesetzlich bestätigt und gesichert. Der erste nicht, weil Maria Stuart das Parlament des Jahres 1560 nicht anerkannte, durch welches sich die schottischen Calvinisten eigenmächtig einen Rechtsboden geschaffen hatten. Der zweite deshalb nicht, weil Maria Stuart nach schottischem Gesetz jede Schenkung an Krongut, welche vor ihrem 25. Jahr gemacht war, widerrufen konnte, wann es ihr beliebte. Die Königin aber erreichte erst im Dezember 1567 ihr 25. Lebensjahr, denn sie war am 8. Dezember 1542 geboren.

Welche wohlbegründete Furcht mufsten daher die protestantischen Adeligen haben, wenn Maria Stuart einen katholischen Gemahl wählte, und wenn sie an Stelle des protestantischen Ministeriums ein katholisches setzte? Zweifellos die, dafs ihnen alles, was sie durch die Reformation an Macht und Besitz gewonnen, wieder entrissen werden könnte, und dafs Maria unter dem Einflufs ihres Gemahls für die Krone die verschenkten Güter zurückfordern würde.

Für beides eröffneten sich die drohendsten Aussichten, als Maria seit dem Frühjahr 1565 im geheimen unter Riccios Leitung anfing, katholische Reaktionspolitik zu treiben, und als der zukünftige Gemahl der Königin beim Betrachten der Karte Schottlands äufserte, der Graf Murray besitze viel zu grofse Güter.[1]) Auch die zahlreiche Familie der Douglas fühlte sich direkt bedroht durch Darley, da dessen Mutter, die Gräfin Lennox, gerechte Ansprüche auf die Grafschaft Angus hatte.[2]) Ähnliche Befürchtungen hegten zweifellos der Graf Argyle, der Herzog von Chatelhéraut u. a.[3]), die sogleich offen ihr Mifsfallen über diese Heirat kund thaten. Daher fafste der Graf Murray den Plan, diese Heirat zu vereiteln, indem er sich mit dem Grafen Argyle verabredete, Maria Stuart und Darley gefangen zu nehmen. Maria sollte als Gefangene nach Lochleven gebracht werden, Darley lebendig oder tot an Elisabeth ausgeliefert werden.[4]) Als der Plan fehlschlug, griffen Murray und seine Anhänger offen zum Schwert. Der Aufstand mifslang indessen, und die Empörer mufsten nach England entfliehen. Bei seiner Begnadigung im Frühjahr 1566 erklärte Murray der Königin, 'sie hätten zu den Waffen gegriffen nur des Königs wegen; gegen diesen allein hätten sie sich zur Wehr gesetzt, nicht gegen Ihre Majestät. Sie seien [damals] nicht auf ihren [Marias] einfachen Befehl vor Gericht erschienen, weil dieser Befehl von ihren Feinden in Marias Umgebung veranlafst worden wäre, welche nur ihren, ihrer Güter und ihrer Familien völligen Untergang suchten.[5])

Die Riccioverschwörung hatte ganz das gleiche Ziel. Was Murray im Sommer 1565 zu verhindern suchte, mit dessen Verwirklichung sollte das Märzparlament von 1566 beginnen, mit einer Wiederherstellung des Katholicismus und einer Stärkung der Krone durch Einziehung der Güter der Rebellen des Jahres 1565. Daneben aber befürchteten die Verschwörer, an der Spitze der Graf Morton, dafs in diesem Parlament verschiedene Schenkungen widerrufen würden, welche während der Minderjährigkeit der Königin ge-

---

1) Keith, History of the Affairs of Church and State in Scotland II, 275. Randolph am 20. März an Cecil, 1565.

2) Das. S. 274.

3) Das. Randolph am 2. Juli 1565 S. 306.

4) Das. Randolph 4. Juli 1565 an Cecil 309—313, vgl. die betr. Anm.

5) Nau 34.

macht waren.[1]) Die Ermordung des Geheimsekretärs Riccio, der Maria auf die Bahnen dieser Politik geleitet hatte, verhinderte diese Reaktion. Auf der noch blutigen Stelle knieend, an welcher Riccio ermordet worden war, setzte der Graf Morton zwei Tage nachher der Königin die Gründe auseinander, welche ihn und seine Partei zu dieser Mordthat genötigt hätten. 'Von der Not gedrängt, sagte er, angesichts des Parlaments, gewissermafsen aus Verzweiflung, zur Rettung ihres Lebens und Vermögens für sich selbst und ihre Nachkommen seien sie zu diesem Unternehmen gezwungen gewesen.[2])

Der junge unerfahrene König selbst hatte an dieser Verschwörung teilgenommen, verleitet durch das Versprechen der Matrimonialkrone Nach Riccios Ermordung aber verliefs er seine Mitverschworenen, weil er anfing zu begreifen, dafs er der Mifsbrauchte war, und dafs diese Verschwörung in ihrem eigentlichen Zweck nur ihm und seiner Gemahlin gegolten hatte,[3]) nämlich der Schwächung und dem Sturz des katholischen Königtums von Schottland.

Aus der Teilnahme Darleys an der Riccioverschwörung entsprangen die unglücklichen Verhältnisse, unter welchen der König fortab am schottischen Hofe lebte. Darley hatte die Ricciomörder verraten, dadurch, dafs er ihre Partei verliefs und mit der Königin entfloh. Die Anhänger der Königin hielten sich ebenfalls von ihm verraten, weil er mit ihren Gegnern gemeinsame Sache gemacht hatte. Als er mit seiner Gemahlin glücklich aus den Händen der Verschworenen nach Dunbar entkommen war, wo sich die Anhänger der Königin versammelt hatten, die Grafen von Bothwell, Huntly, die Lords Fleming, Livingstone u. a., begegnete man dem König mit allgemeiner Verachtung. 'Die einen wollten sich ihm gar nicht nähern, geschweige denn mit ihm sprechen; die andern, besonders Fleming warfen ihm ganz offen sein Benehmen gegen die Königin vor und gegen sie alle, die er zum Tod bestimmt habe.'[4])

'Darley stellte hierauf seiner Gemahlin sein Mifstrauen gegen die anwesenden Adeligen vor, seine Furcht, sie möchten sich an ihm rächen, und bat, sie möge ihn mit denselben aussöhnen.'[5]) Maria machte den Versuch, begegnete aber einer stolzen trotzigen Weigerung. 'Sie hätten ihr Leben für die Sache des Königs gewagt,' antwortete man ihr, 'und seien zur Belohnung von ihm an seine eigenen schlimmsten Feinde verraten worden. Nur Maria habe ihnen zu befehlen, kein anderer. Sie seien in Zukunft nicht gewillt, sich viel um seine Versprechungen und Befehle zu kümmern; irgend welchen Gehorsam habe er von ihnen nur zu erhoffen wegen der Rücksicht auf die Königin, seine Gemahlin; denn sie seien ihm nicht durch feierlichen Eid verpflichtet, ebenso wenig wie er ihnen, und niemals hätten sie oder irgend einer vom Adel ihn als König angenommen oder anerkannt.'[6])

War dies die Sprache und Gesinnung der Maria Stuart freundlich gesinnten Adligen gegen den König, so läfst sich denken, mit welch grimmigem tödlichem Hafs der König von den Adligen verfolgt wurde, denen Riccio zum Opfer gefallen war, und deren

---

1) Keith II, 395.
2) Nau 25—26.
3) Nau 21.
4) Nau S. 29.
5) Nau S. 29.
6) Nau S. 30.

Werk der Aufstand vom Sommer 1565 gewesen war. Die Ricciomörder waren zwar jetzt aufserhalb Schottlands, sie hatten sich nach England geflüchtet, aber deren Verbündete und Freunde, die Empörer von 1565, Murray, Argyle, Glencairn u. a. waren nach der Ermordung Riccios zurückgekehrt, und es war ihnen gelungen, im Frühjahr 1566 ihre Begnadigung bei Maria Stuart zu erwirken. So hatte sich denn trotz des Scheiterns von zwei protestantischen Adelsverschwörungen gar nichts zu Gunsten des katholischen Königtums in Schottland geändert. Betrachtete Murrays Partei im Jahre 1565 den König als eine Quelle steter Gefahr für ihren Besitz und für die Herrschaft des protestantischen Adels, so mufste diese Befürchtung mit doppelter Schärfe unter der jetzt herrschenden Spannung wiederkehren. Trat wieder eine Zeit ein, in der das katholische Königspaar in voller Eintracht handelte, so bedeutete dies Wiederkehr und Verwirklichung der katholischen Reaktionspläne und der Absichten zur Wiedereinziehung der verschenkten Krongüter. Daher mufste um jeden Preis vollkommene Eintracht und vollkommene Versöhnung zwischen den beiden Gatten verhindert werden. Hierzu waren die Verhältnisse nach der Riccioverschwörung wie geschaffen. Der König wurde von den Freunden und Anhängern Marias gehafst und verachtet. Von der Partei Mortons und Murrays,[1]) besonders von diesem selbst, fürchtete er Rache für die Verbannung im Jahre 1565 und den Verrat an seinen eigenen Mitverschworenen, den Mördern Riccios. Jeden Schritt, welchen daher die Königin zu Gunsten der einen oder anderen Partei that, mufste der König als eine Bedrohung und Gefährdung seiner eigenen Person betrachten. Hierin lag der Grund der steten Unruhe des Königs, und seiner Unverträglichkeit gegen jedermann, von der uns Nau erzählt.[2]) Aus diesem Grunde suchte Darley zu verhindern, dafs Maitland, ein Anhänger Murrays und Freund der Ricciomörder, wieder zum Staatssekretair ernannt wurde. Er beschuldigte Maitland of Lethington der Teilnahme an dieser Verschwörung, um den Bischof von Rofs an dessen Stelle zu setzen, einen ihm ergebenen Mann. 'Er benutzte bei jedem Anlafs die einen oder die anderen, berichtet Nau, um sich zum Stärksten zu machen.'[3])

Damit will Nau nichts anderes sagen, als dafs der König sich zu schützen und zu sichern suchte, indem er einflufsreiche Stellen mit Leuten nach seinem Geschmack besetzt haben wollte. Gegen den Grafen Murray, seinen schlimmsten Gegner, trug er sich mit Mordplänen. Er verschlimmerte überhaupt seine Lage, indem er seine Gegner durch Drohungen noch reizte.[4])

Trotzdem, dafs diese Verhältnisse für die beiden Gatten eine Quelle der Uneinigkeit und steter Meinungsverschiedenheiten bilden mufsten, und trotzdem, dafs der Adel 'durch alle Mittel eine Aussöhnung'[5]) nach der Riccioverschwörung zu hindern suchte, 'indem er unter der Hand beständige Unzufriedenheit zwischen ihnen nährte und sogar zur Ehescheidung riet',[6]) hat Maria Stuart während dieser ganzen Zeit dem König nicht feindlich gegenübergestanden. Sie hat ihn als ihren Gatten behandelt und warnte und

1) Nau 31.
2) Nau 31.
3) Nau 31.
4) Nau 38.
5) Nau 20.
6) Das. 21.

schützte ihn vor der möglichen Gefahr, die ihm von seinen Feinden drohen konnte.[1]) Die Lords machten ihr zum Vorwurf, dafs sie sich wieder mit ihm so getreulich aussöhne.[2])

Grade dieser letztere Umstand veranlafste die alten Feinde Darleys dasselbe wieder zu versuchen, was sie früher schon versucht hatten, den König nämlich unschädlich zu machen. Der katholische König und die katholische Königin von 1566 und 1567 boten für den protestantischen Adel noch dieselben Gefahren, denen er bereits durch Aufstand und Verschwörung entgegengetreten war. Diese Gefahr von seiten des katholischen Königtums mufste jetzt dem protestantischen Adel noch gröfser und unmittelbarer erscheinen infolge der seit der Riccioverschwörung ganz offenkundig herrschenden Feindschaft zwischen Darley und den politischen Häuptern des schottischen Protestantismus. Der protestantische Adel suchte sich vor einem König zu schützen, der sein politisches Oberhaupt, den Grafen Murray, offen mit Mord bedrohte, und der König suchte sich auf jede erlaubte nnd unerlaubte Weise vor dem ihm feindseligen Adel zu schützen. Dazwischen steht vermittelnd die Königin, und als Maria im Januar des Jahres 1567 sich wieder ganz auf Seiten ihres katholischen Gemahls neigte, da war es Zeit die Mordverschwörung auszuführen, welche im Dezember 1566 zu Craigmillar von Murray und Maitland[3]), den Häuptern des protestantischen Adels, angestiftet worden war. Diesem Einvernehmen mufste rasch ein Ende gemacht werden, weil daraus naturgemäfs für den protestantischen Adel dieselben Gefahren entstanden, die sogleich vor und nach der Heirat mit dem katholischen König zu Tage getreten waren. Es war klar, dafs, wenn es Darley gelang, seine Gemahlin wieder vollständig für sich und seine Pläne zu gewinnen, sich die Wirkung dieser Eintracht sogleich gegen die Feinde des Königs äufsern mufste. Diese Gefahr drohte im Anfang des Jahres 1567, und deshalb wurde Darley ermordet. Dies gestehen denn auch die Verschworenen von Craigmillar in ihrem Bond ganz offen ein. Sie verziehen es Maria Stuart nicht, dafs sie sich immer wieder mit ihrem Gemahl so getreulich aussöhnte.[4]) 'Sie hätten den Königsmord beschlossen, sagte der Verschwörungsbond, zur Verteidigung ihres eigenen Lebens; dieses sei in Gefahr, wenn der Herr König der Stärkste gewesen wäre und die Herrschaft des Reiches inne hätte, welche er an sich reifsen wollte unter Irreführung Ihrer Majestät.'[5])

Wann sonst aber hatte Darley die Herrschaft des Reiches inne, und wann sonst führte er die Königin irre nach der Meinung der Verschwörer, als wenn Maria Stuart auf die Ratschläge und Wünsche ihres Gatten hörte?

Dies sind die mafsgebenden Gesichtspunkte, die sich aus Naus Aufzeichnungen entnehmen lassen zur Erklärung des Ursprungs der Unruhen und Mordverschwörungen, welche in Schottland seit Marias katholischer Heirat in rascher Aufeinanderfolge ausbrachen.

---

1) Das. 38—39.

2) Nau 44.

3) Stevenson, Appendix II, S. 153 Bericht von Schottland nach Briefen an den Erzbischof v. Glasgow etc.

4) Dafs gerade in dieser Zeit Maria Stuart mit ihm auf sehr gutem Fufs stand, bestätigt der am Edinburger Hof verkehrende Seigneur de Clernault in seinem Bericht über den Mord: Er schreibt: her majesty and the king were on the best possible terms. Stevenson, Preface CLXII.

5) Nau 44.

Sie enthalten eine vollständige Bestätigung dessen, was der Minister Cecil bereits im März des Jahres 1561 mit staatsmännischem Scharfblick vorausgesagt hatte.

In diesem Monat wurde ein gewisser Randolph als Gesandter nach Schottland geschickt, um die englischen Interessen bei der bevorstehenden Rückkehr Maria Stuarts in ihre Heimat zu sichern. In dem dritten Teil der Denkschrift, deren Inhalt Randolph den Ständen Schottlands mitteilen sollte, äufserte sich Cecil in prophetischer Weise über die Verhältnisse, welche notwendiger Weise eintreten müfsten, wenn Maria Stuart als Königin von Schottland einen Nichtschotten zum Gemahl wählen würde.

'Der genannte Randolph'[1]), lautet hier die Denkschrift, 'soll ihnen ins Gedächtnis rufen, wie notwendig es für sie ist zu erwägen, mit wem sich ihre Königin verheiraten wird; denn heiratet sie einen Ausländer, so werden daraus dieselben Schwierigkeiten entstehen, welche bei ihrer früheren Heirat gefühlt und gefürchtet wurden; vielleicht auch wird mehr daraus erfolgen. Soviel aber steht fest, dafs ihre Heirat mit irgend einem Ausländer der Ruin derer sein wird, welche in der jüngsten Zeit am ernsthaftesten für die Verteidigung der Freiheit ihres Vaterlandes eintraten; es sei denn, dafs sie vollkommen mit ihr ausgesöhnt sind. Allein, mögen sie auch immerhin mit ihr ausgesöhnt sein, ein Ausländer, der ihr Gatte ist, wird nicht unterlassen, sowohl ihr zu Gefallen als seiner eignen Interessen wegen, sie aus dem Weg zu räumen. Er wird den einen von ihnen als Werkzeug für den Sturz des andern benutzen, um schliefslich beide zu seiner und seiner Freunde Beute zu machen. Diese Politik mufs so augenscheinlich erfolgen, dafs ihr nicht anders widerstanden werden kann, als wenn Adel und Stände einmütig ihre Souveränin bereden, entweder in ihrem eignen Land eine Heirat zu suchen, oder andernfalls nicht zu heiraten ohne starke Sicherheit wegen der Nachfolge.'[2])

Marias Heirat mit einem Ausländer bedeutete den Ruin des Adels, um mit Cecil zu reden, denn der Ausländer kann sich seine Stellung als Gemahl der Königin nur auf Kosten des Adels begründen. Dies war genau das, was den Adel zu Aufstand, Verschwörung und schliefslich zum Königsmord trieb.

Der Gemahl Marias konnte, zumal wenn er Katholik war, den Führern des protestantischen Adels seiner Gattin gegenüber nicht die Stellung lassen, welche dieselben in Wirklichkeit bis zur Heirat Marias innehatten, die Herrschaft nämlich über die Königin. Auf dieser Herrschaft über die Königin aber beruhte allein die Sicherheit des Adels gegenüber seinem katholischen Königshaus. Durch ihre Heirat hatte Maria Stuart dem

---

1) Keith. II, 17. 'The said Randolph shal also put them in remembrance, how necessary it is for them to consider with whom their Queen shal marry; for if she shal marry with a stranger, the same inconveniences which were felt and feared in her former marriage, and perchance more also, will ensue: and surely if such as in this late time, for defence of the liberty of that country, shewed themselves most earnest, be not soundly reconcil'd to her favour, the mariage of her to any stranger shal be their ruin. Yea, howsoever they be reconcil'd, a stranger being her husband, will not lett, both for pleasing of her, and for compassing his own purposes, to rid them out of the way, and to make one of them an instrument to the subversion of the other, and of them both in the end, to make a prey for himself and his own friends.

2) 'This is a policy so apparent to insue, that nothing can be imagin'd otherwise to withstand it, but for the Nobility and States of that kingdom to consent altogether to perswade their Soverain either to marry at home in her own country, or else not marry without some great surety of them which ought to succeed.'

Adel diese Bürgschaft der Sicherheit seiner Macht und seiner Reichtümer entrissen, und weil es diesem Adel auch nach der Riccioverschwörung nicht gelang, sich von neuem seinen Einfluſs bei der Königin als den allein maſsgebenden zu sichern, beschloſs er den Königsmord, als es miſslang, Maria durch Ehescheidung von ihrem Gemahl zu trennen. Er führte den Mord aus, als die vollständige Aussöhnung des katholischen Königspaares den von Cecil vorausgesagten Ruin wieder in die bedrohlichste Nähe gerückt hatte.

Der Gegenstand des zweiten Vortrags des Herrn Dr. Bekker war 'Der französisch-schottische Vertrag von Edinburg'. Von letzterem Vortrag wird hier nur eine kurze Inhaltsangabe gegeben, da der Verfasser seine Untersuchung über diesen Stoff noch nicht zum Abschluſs gebracht hat. Derselbe konnte für seinen Vortrag zumeist nur aus zweiter Hand schöpfen, und auch jetzt steht ihm die nötige Quellenlitteratur noch nicht ganz zur Verfügung. Die fragliche Untersuchung betrifft den am 6. Juli 1560 in der schottischen Hauptstadt zwischen den Bevollmächtigten Frankreichs und den schottischen Calvinisten abgeschlossenen Vertrag. Der Redner stellte es als wahrscheinlich hin, daſs dieser Vertrag in seinem vorliegenden Wortlaut nicht als vollständig echt angesehen werden kann. Dafür spricht das Verhalten des französischeu Bevollmächtigten vor dem 6. Juli, sowie die Erklärungen, welche die französische Regierung nach dem 6. Juli über den Vertrag selbst erlieſs. Es sprechen dafür eine Reihe äuſserlicher Umstände, sowie der Inhalt, der zum Teil schroffe Widersprüche zeigt. Das Original dieses Vertrags ist nicht mehr vorhanden. Den beiden Kopieen, welche von diesem Vertrag vorliegen, fehlt die Beglaubigung seitens der französischen Bevollmächtigten. Die Beglaubigung, welche der einen dieser Kopieen in Gestalt einer Vollmacht zum Abschluſs dieses Vertrags beigefügt ist, ist offenbar eine Fälschung.

Die Reihe der angekündigten Vorträge war hiermit erschöpft, und der Herr Vorsitzende erklärte die Sitzungen der historischen Sektion für geschlossen.

Trinkspruch des zweiten Präsidenten, Professor Dr. Oncken beim Festmahl des 30. September 1885.

Meine Herren! Morgen, am 1. Oktober, tritt mit der ersten Stipendienverteilung die 'Schönhauser Stiftung' in Thätigkeit, welche Fürst Bismarck errichtet hat aus der Nationalen Spende, die ihm zu seinem siebenzigsten Geburtstage dargebracht worden ist, errichtet hat, um — sagen wir es mit einem Wort — den deutschen Oberlehrer zu ehren und zu fördern, ein Vertrauensvotum gleichzeitig für die Schule und die Wissenschaft, für die akademische Jugend wie für den Geist, in dem sie vorgebildet worden ist. Ein Ereignis also, das diese Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner als ein hocherfreuliches, glückverheifsendes Familienereignis zu betrachten und zu verdanken hat, wie es ihr noch nicht zu teil geworden ist seit ihrem ersten Zusammentritt im Jahre 1838. Schon einmal ist es vorgekommen, dafs ein grofser Minister sein nationales Wirken krönte durch eine Stiftung zur Förderung deutscher Wissenschaft. Das war, als der ehemalige preufsische Minister, Freiherr Karl vom Stein, mit reichen Beiträgen aus eigenen Mitteln die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde stiftete, zur Herausgabe des grofsartigen Sammelwerks der Monumenta Germaniae historica. Aber man schrieb das Jahr 1819 und mitten zwischen den 'Planentwurf' und die ersten Schritte der Ausführung fielen die Carlsbader Ministerkonferenzen und die Bundesbeschlüsse vom 20. September jenes Jahres, die von unseren Hochschulen, Professoren und Studenten, aufgefafst wurden, wie ebensoviel Faustschläge ins Antlitz deutscher Wissenschaft. Und damals schrieb der Kieler Professor Friedrich Christoph Dahlmann: er könne nicht mitwirken bei diesem Unternehmen, so gerne er das sonst gethan hätte. Dieselben Minister, die die Bundesbeschlüsse vom 20. September gefafst, hätten auch diesem Unternehmen ihre Förderung verheifsen. Dabei könne nichts Gutes herauskommen. Er wenigstens wolle nicht, dafs es gelänge, 'auf einem durch Unterdrückung und Verfolgung befleckten Boden durch unfreie Hände edle Früchte der Wissenschaft zu zeitigen.' So stand damals zur Staats- und Bundesgewalt die deutsche Wissenschaft. Wie anders ist das heute geworden! Den ganzen ungeheuren Umschwung, der in diesem Verhältnis eingetreten ist, zeigt wohl das eine Wort, das Fürst Bismarck an seinem siebenzigsten Geburtstage sprach: 'Auf die akademische Jugend setze ich mein ganzes Vertrauen für die Zukunft unseres Vaterlandes.' In diesem Umschwung wird die Geschichte dereinst die Wiedergeburt unseres ganzen nationalen Geisteslebens erkennen und ein künftiges Geschlecht, das von dem Parteienzank unserer Tage gerade noch so viel wissen wird, um die zu ehren, die sich durch diesen Zank niemals haben beirren lassen in ihrer Freude am Vaterland und in ihrem Glauben an die Schutzgeister der Nation — dies künftige Geschlecht wird von unserer Epoche sagen: 'Das war die Zeit, da die studierende Jugend Deutschlands anfing, stolz

darauf zu sein, dafs sie nicht mehr blofs in ihrem Plutarch las von grofsen Männern; da die akademische Jugend aufhörte für Republiken zu schwärmen, weil sie auf Grund eigenen Erlebens empfand, was sie ehedem nur den Alten nachempfinden konnte; weil ihr ein neues Ideal aufgegangen war, das Ideal einer Monarchie voll kaiserlicher Thatkraft, voll königlicher Treue, einer Monarchie, die dem Königtum von Gottes Gnaden einen neuen Adelsbrief erteilt, den Adelsbrief der Bürgertugend; da diese Jugend ohne Kommentar verstand das tiefe und schöne Wort des Thukydides: φιλοκαλοῦμεν μετ' εὐτελείας, φιλοσοφοῦμεν ἄνευ μαλακίας: 'Wir lieben das Schöne ohne Prunk, wir lieben die Wissenschaft mit mannhaftem Ernst', weil ihr die Ahnung aufging, dafs unserem Volk die Bestimmung geworden sei, zu verbinden die Tapferkeit und Manneszucht der Spartaner mit dem Geistesreichtum der Athener, zu verwirklichen den Traum des Perikles von einem Kulturstaat in Wehr und Waffen, auszubauen ein Reich, dessen Bürger gesinnt sind wie jene Giefsener Studenten, die im Jahre 1620 mit einer Fahne auszogen, auf der geschrieben stand: Literis et armis ad utrumque parati, 'in Wissen und in Waffen getreu bis in den Tod.' Es war die Zeit, da die Umwandlung der akademischen Jugend in diesem Sinne so sichtbar, so entschieden war, dafs der grofse Minister, der den Jugendtraum der deutschen Hochschulen von Kaiser und Reich verwirklicht, für den Dank der Nation nicht besser glaubte danken zu können, als durch eine Stiftung zu Ehren und zu Gunsten des Oberlehrers dieser Jugend, in dem Gedanken, dafs man für die Lernenden nicht besser sorgen kann, als wenn man ihre künftigen Lehrer beim Lernen unterstützt, dafs man die Lehrer im Amt nicht wirksamer und würdiger unterstützen kann, als wenn man ihnen die Sorge für die Ausbildung ihrer Söhne erleichtert, und dafs man, was mit Stipendien irgend erstrebt werden mag, nicht sichrer erreicht, als wenn man diejenigen bevorzugt, die gezeigt haben, was sie unter 'akademischer Freiheit' verstehen.

So, meine Herren, wird eine kommende Zeit sprechen, und in dieser Zuversicht rufen wir der 'Schönhauser Stiftung' zu ihrem Eröffnungstage zu: Quod bonum, felix, faustum fortunatumque sit, und ihrem Stifter, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck, bringen wir ein dreifach donnerndes Hoch.

Schmidt, Dr. **Bernhard,** Oberlehrer am Königlichen Gymnasium zu Rinteln, **kurzgefaßte lateinische Stilistik.** Für den Schulgebrauch bearbeitet. Dritte unveränderte Auflage. [VI u. 74 S.] gr. 8. In Leinwand gebunden n. *M.* 1.10.

Schulze, Dr. **Ernst,** Direktor der reformierten Kirchenschule in St. Petersburg, **Grundriß der Logik** und **Übersicht über die griechische Philosophie.** Für die Prima der Gymnasien bearbeitet. [VIII, 51 u. 78 S.] gr. 8. geh. n. *M.* 1.60; in Leinwand geb. n. *M.* 2.—

Daraus besonders abgedruckt:

——— **Grundriß der Logik.** Für die Prima der Gymnasien bearbeitet. [VIII u. 51 S.] gr. 8. kart. n. *M.* 1.—

——— **Übersicht über die griechische Philosophie.** Für die Prima der Gymnasien bearbeitet. [78 S.] gr. 8. kart. n. *M.* 1.20.

Schwerdt, F. J., methodologische Beiträge zur Wiederherstellung der griechischen Tragiker. [IV u. 208 S.] gr. 8. geh. n. *M.* 5.20.

Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit Ernestus Fridericus Poppo. Editio tertia quam auxit et emendavit Ioannes Matthias Stahl. Vol. I. Sect. I. [IV u. 360 S.] gr. 8. geh. *M.* 4.50.

Zur Bibliotheca graeca cur. Jacobs et Rost.

Wesener, Dr. **P., griechisches Elementarbuch,** zunächst nach den Grammatiken von Curtius, Koch und Franke-Bamberg. Zweiter Teil. Verba auf μι und unregelmäßige Verba nebst einem etymologisch geordneten Vokabular. Neunte Auflage. [169 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.20.

——— **lateinisches Vokabularium** etymologisch geordnet und mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie bei Nepos und Cäsar zunächst für Quinta und Quarta bearbeitet. Zweite vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. [IV u. 50 S.] gr. 8. kart. *M.* —.60.

Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana.

Aristotelis metaphysica. Recognovit W. Christ. [XX u. 330 S.] 8. geh. *M.* 2.40.

Iustini, M. Iuniani, epitoma historiarum Philippicarum Pompei Trogi ex recensione Francisci Ruehl. Accedunt prologi in Pompeium Trogum ab Alfredo de Gutschmidt recensiti. [LXII u. 315 S.] 8. geh. *M.* 1.50.

Iuvenci, C. Vettii Aquilini, libri evangeliorum IIII. Ad fidem codicum antiquissimorum recognovit Carolus Marold. [XVIII u. 119 S.] 8. geh. *M.* 1.80.

Martialis, M. Valerii, epigrammaton libri. Recognovit Walther Gilbert. [XXXIV u. 408 S.] 8. geh. *M.* 2.40.

Minucii Felicis, M., Octavius. Emendavit et praefatus est Aemilius Baehrens. [XXXVI u. 64 S.] 8. geh. *M.* 1.35.

Ovidii Nasonis, P., metamorphoseon delectus Siebelisianus. Seorsum edidit Fridericus Polle. [IV u. 224 S.] 8. geh. *M.* —.60.

Diese Auswahl aus Ovids Metamorphosen enthält genau denselben Text wie die Schulausgabe von Siebelis-Polle und tritt zugleich an die Stelle der früheren Auswahl aus Merkels Ausgabe.

Schulausgaben griechischer u. lateinischer Klassiker mit deutschen Anmerkungen.

Äschylos Perser. Erklärt von W. S. Teuffel. Dritte Auflage bearbeitet von N. Wecklein. [VI u. 119 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.20.

Ciceronis, M. Tullii, somnium Scipionis. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Carl Meissner, Professor am Herzogl. Karlsgymnasium zu Bernburg. Dritte verbesserte Auflage. [IV u. 38 S.] gr. 8. geh. *M.* —.45.

Ciceros Reden für M. Marcellus, für Q. Ligarius und für den König Deiotarus. Für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von Fr. Richter und Alfred Eberhard. Dritte Auflage. [96 S.] gr. 8. geh. *M.* —.90.

Demosthenes neun Philippische Reden für den Schulgebrauch erklärt von C. Rehdantz. Zweites Heft. I. Abteilung. V: Rede über den Frieden. VI: Zweite Rede gegen Philippos. VII: Hegesippos' Rede über Halonnes. VIII: Rede über die Angelegenheiten im Cherrones. IX: Dritte Rede gegen Philippos. Fünfte verbesserte Auflage besorgt von Friedrich Blass. [IV u. 147 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.50.

Herodotos. Für den Schulgebrauch erklärt von Dr. K. Abicht, Direktor des Gymnasiums zu Oels. Zweiter Band. Erstes Heft: Buch III. Dritte verbesserte Auflage. [II u. 160 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.50.

——— ——— Zweiter Band. Zweites Heft. Buch IV. Dritte verbesserte Auflage. [165 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.50.

Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von Karl Friedrich Ameis, Professor und Prorektor am Gymnasium zu Mühlhausen in Thüringen. I. Band. 3. Heft. Gesang VII—IX. Bearbeitet von Dr. C. Hentze, Oberlehrer am Gymnasium zu Göttingen. Dritte berichtigte Auflage. [VI u. 127 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.20.

Livi, Titi, ab urbe condita liber IV. Für den Schulgebrauch erklärt von Fr. Luterbacher. [116 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.20.

Nepos, Cornelius. Für Schüler mit erläuternden und eine richtige Übersetzung fördernden Anmerkungen versehen von Dr. Johannes Siebelis, weiland Professor am Gymnasium zu Hildburghausen. Elfte Auflage besorgt von Dr. Max Jancovius, Professor am Vitzthumschen Gymnasium zu Dresden. [VIII u. 196 S.] gr. 8. geh. *M.* 1.20.